Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1855.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1 — 26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1855.

Erster Band.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 1.** —— 1. Januar 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Die Kritik und die producirenden Talente.

Solange producirt und kritisirt wird, haben, wie es den Anschein hat, die producirenden Talente mit den kritisirenden Geistern stets auf einem feindlichen Fuß gestanden. Jene scheinen sich immer als die unverletzlichen, durch Himmelsspeise genährten und Himmelsspeise spendenden Götter des Olymps betrachtet zu haben, denen die Kritiker wie boshafte, hämische und neidische Dämonen ihren erhabenen Sitz und ihre Ausnahmestellung nicht gönnen wollen. Kaum Einer wußte sich zu einer Höhe olympischer Seelenruhe zu erheben, die, wenn auch nur im entferntesten Abstande, derjenigen gliche, welche der Weltschöpfer, an dessen Werken die Menschen nun schon so viele Tausende von Jahren zu mäkeln und allerlei auszusetzen haben, gegen seine unzufriedenen Recensenten beobachtet, ohne sich in der consequenten Fortführung seiner Weltepen und Welttragödien irgend stören zu lassen. Die irdischen Dichter, die eben nur einzelne Capitel aus der großen Weltdichtung nachdichten und oft auch blos nachpfuschen, ja im Grunde auch nur zur Staffage dieses Weltpoems gehören, sind eben nur Menschen und mit allen Attributen menschlicher Schwäche ausgestattet, so wenig sie dies oft auch zugeben wollen. Aber selbst Goethe, der noch am meisten mit der einem Dichter geziemenden olympischen Ruhe ausgestattet war, blieb nicht immer seiner Gereiztheit Herr und rieth einmal in einem schwachen Augenblick menschlicher Aufwallung, einen Recensenten wie einen Hund todtzuschlagen, und ähnlich dachte Bürger bei seinem „Hunde aus der Pfennigschänke" an einen jener kleinen Kläffer, die ihn aus dem Versteck irgend eines der damaligen Literaturblätter angebellt und nach seinem wohlverdienten Dichterlorber geschnappt hatten.

Auffallenderweise ist es nun aber in unserer Zeit schwer zu sagen, wo der Dichter anfängt und der Kritiker aufhört, und umgekehrt. Fast alle unsere Dichter haben zu Zeiten kritisirt und recensirt und, ihren eigenen Lorber in Ehren haltend, den Ehrenlorber des einen oder des andern Collegen zu zerpflücken gesucht. So that Schiller an Bürger, und auch Goethe folgte den Eingebungen echter Recensentenlaune, als er in den Jahren 1772 und 1773 eine ganze Reihe von Recensionen in die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" lieferte. Damals, in der vor-Götz'schen und vor-Werther'schen Periode, gährte es noch in ihm; er wußte noch nicht recht, was und wie er dichten sollte; aber er erkannte die Mittelmäßigkeiten, die auf dem deutschen Parnaß häufig unverdient die Ehrenplätze eingenommen hatten, und was er gegen sie auf dem Herzen hatte, mußte er aussprechen. Zu der Zeit nannte er sich mit einem gewissen Selbstgefühl selbst einen „Recensenten", ja an einer Stelle sogar einen „Polizeibedienten des Literaturgerichts". Erst nachdem er sich von dieser Schärfe oder um so zu sagen kritischen Magensäure befreit, fühlte er sich in jene productive Stimmung versetzt, die es ihm möglich machte, den „Götz von Berlichingen" und bald auch den „Werther" zu schaffen. Doch griff er auch später zu Zeiten wieder zum Recensirhandwerke, wie namentlich in den Jahren 1804—6, wo er eine große Zahl Recensionen in die „Allgemeine Jenaische Literaturzeitung" einrücken ließ. Auch die Goethe-Schiller'schen „Xenien" sind im Grunde nur Recensionen, und zwar die galligsten, im kleinsten Rahmen. Ebenso sind Herder und Wieland, Letzterer im „Deutschen Merkur", ihren Antipoden oft genug mit dem Scalpirmesser der Kritik in die Perücken gefahren. Bei Lessing war die kritische Thätigkeit sogar

überwiegend, obschon man dessenungeachtet den Dichter der „Emilia Galotti", des „Nathan" und der „Minna von Barnhelm" zu unsern Dichtern ersten Ranges wird rechnen müssen. Die Koryphäen der romantischen Schule, die beiden Schlegel, Tieck u. s. w. führten ein wahrhaftes kritisches Schreckensregiment und etablirten einen Wohlfahrtsausschuß der Romantik, der, wenn er kritische Hinrichtungen zu decretiren hatte, gar nicht so sentimental und weichlich war, als wenn er die Klänge blühen und die Blumen klingen ließ.

So ist es denn auch bis auf die jüngste Zeit in Deutschland geblieben und diejenigen unter unsern Dichtern und producirenden Schriftstellern, welche nicht zu Zeiten auch das kritische Handwerk geübt hätten, sind in der That zu zählen. Den verhältnißmäßig Wenigen, die sich dieser kritischen Thätigkeit gänzlich enthielten, fehlte es nicht etwa an dem nöthigen Quantum Gift und Galle und dem guten oder bösen Willen zu kritischer Thätigkeit, sondern sie waren sich bewußt, die zur Ausübung der Kritik gehörende geistige Ausbildung und die genügende Reife des Urtheils nicht zu besitzen; sie befürchteten, sich zu compromittiren in dem richtigen Instinct, daß zur Abfassung einer ordentlichen Kritik mehr Geisteskraft, gewiß aber mehr Logik gehört als zur Abfassung eines Gedichts in der vulgären Virtuosenmanier. Gedanken wollen geordnet sein und fliegen nicht so in der Luft umher, wie Gefühle, Empfindungen und phantastische Vorstellungen. Es gibt jetzt in der That genug Dichter, die keine Prosa schreiben, weil sie dies, ganz abweichend von unsern Dichtern ersten Ranges, angeblich unter ihrer Würde halten; aber man wird wol der Wahrheit näher kommen, wenn man behauptet, sie schreiben keine Prosa, weil sie keine schreiben können. Nichtsdestoweniger sind sie gerade die schärfsten Kritiker (wir erinnern z. B. an Nikolaus Lenau), nur daß sie zu ihren abfälligen Urtheilen die Zunge statt der Feder spitzen. Schnelldichter wie Raupach, dem es nicht an kritischer Schärfe fehlte, verzichteten auf die Ausübung der Kritik vielleicht nur aus Gewerbsrücksichten. Ihre Verse brachten ihnen eben mehr ein. Diese in letzter Zeit allerdings häufiger gewordenen Beispiele stoßen jedoch die Regel nicht um, daß gerade unsere bedeutendern Dichter auch dem kritischen Handwerk nicht abhold waren, in vielen Fällen und zu gewissen Zeiten ihm sogar mit großem Eifer und selbst mit Vorliebe oblagen.

Hier drängt sich nun die Frage dazwischen, ob es von Vortheil sei, daß producirende Dichter zugleich auch im kritischen Gerichtshof mitsitzen, mitstimmen und ihr Urtheil öffentlich abgeben, oder ob es vorzuziehen sei, daß nur Nichtproducenten das kritische Richteramt üben. Man könnte gegen die Vereinigung beider Functionen in einer Hand einwenden, daß der Dichter und producirende Schriftsteller gewissermaßen in eigener Angelegenheit nicht zugleich Richter sein könne, daß er der Gefahr ausgesetzt sei, im eigenen Interesse und zur Aufrechterhaltung seiner eigenen Kunstprincipien ein parteiisches, selbstliebiges Urtheil abzugeben. Diese Gefahr ist vorhanden, aber sie ist bei weitem nicht so groß als die Gefahren, die mit der Ausübung der Kritik von Seiten eines nichtproducirenden und der Production gänzlich unfähigen Autors drohen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Kritiker, die aus einem Uebermaß an kritischer Schärfe und verständiger Nüchternheit niemals dazu gelangt sind, etwas Poetisches zu schaffen, entweder schon von Hause aus nicht fähig und naiv genug waren, die ruhige Schönheit eines Dicht- und Kunstwerks zu genießen, oder diese Fähigkeit bei längerer Ausübung des kritischen Amts allmälig ganz einbüßten, bis sie aller Production überhaupt abweisend und negirend gegenüberstanden. Der producirende Dichter, der zugleich Kritiker ist, wird wenigstens die ihm verwandte Richtung jederzeit gelten lassen, obschon er gewisse Mängel auch hier mit feinerm Tastsinn erkennen wird als Andere; und dann kennt er die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Production so genau, er ist so in die Geheimnisse der Technik eingeweiht, er übersieht die Mittel, die ihr zugebote stehen, in so weitem Umfange und er hat ein so leises Gehör für innern wie äußern Wohllaut, einen so scharfen sich nichts entgehenlassenden Blick für verborgene, dem Laien weniger in die Augen fallende Schönheiten, daß er gewiß auch Talente, die in anderer ihm weniger zusagender Richtung produciren, bei aller Strenge billig beurtheilen und die verschiedenen Schönheiten in ihren Leistungen anerkennen wird. Jedenfalls ist es ein Erfahrungssatz, daß unsere größten Dichter im Allgemeinen zugleich auch unsere billigsten und der Sache der Kritik wie der Poesie fördersamsten Kritiker waren. Wir berufen uns hier auf die Worte, die der junge Goethe bei Gelegenheit einer Besprechung von Sulzer's „Allgemeiner Theorie der Kunst" in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" aussprach:

Es enthält dieses Buch Nachrichten von einem Manne, der in das Land der Kunst gereist ist, allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker und nicht Thukydides und Xenophon der General, Hume der Scribent und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt.

Wie aber vereinbart man die eine Thatsache, daß unsere bedeutendsten Dichter an ihren Arbeitspflug neben den geflügelten Pegasus auch den breitstirnigen und hartnackigen Stier der Kritik ins Joch zu spannen pflegten, mit der andern Thatsache, daß sie trotzdem auf alle Kritiker und Recensenten zu Zeiten sehr schlecht zu sprechen waren? Einmal ist es ganz etwas Anderes, selbst an Andern Kritik zu üben, und etwas Anderes, sie an sich ausüben lassen zu müssen. Auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben gibt es sehr Wenige, welche nicht Diesem oder Jenem Uebles nachsagen, aber sehr böse werden, wenn sie zufällig in Erfahrung bringen, daß dieses durch sie in den Mund der Leute gebrachte Individuum von ihnen selbst schlecht gesprochen hat. „Ja, Bauer, das ist ganz was Ander's!" ist eine Fabelmoral, die in diesen und unzähligen andern Fällen stets ihre Geltung behalten wird. Alsdann ist auch nicht zu leugnen, daß nicht

leicht auf einem andern Felde als dem der Kritik so viele Unberufene mit Hand ans Werk legen — Leute, die ebenso wenig Wohlwollen für den einzelnen Autor haben als sie sich das Gedeihen der Literatur überhaupt am Herzen liegen lassen, die kein Gerechtigkeitsgefühl, keine genügende ästhetische Bildung, keine Einsicht in die Literaturentwickelung im Ganzen und Großen besitzen, weil sie sich nie die Mühe gaben, den Gang der Literatur mitschaffend oder auch nur mitfühlend und mitgenießend zu verfolgen, denen die Literatur mithin nur als ein Conglomerat vereinzelter, unzusammenhängender und zufälliger Facten erscheint und die daher die literarische Erscheinung, über die sie zu urtheilen sich herausnehmen, ebenfalls nur wie etwas Vereinzeltes und Zufälliges besprechen, und zwar nur zu oft vom Standpunkt der Animosität, Privatgehässigkeit oder des gerade waltenden Tagesgeschmacks aus, möge er auch noch so verderbt, falsch und verwerflich sein. Ist nun das literarische Product, welches das Object ihrer Kritik bildet, ein so unbedeutendes, daß es gleichgültig erscheint, ob es überhaupt in der Literatur existirt oder nicht, so mag man sich auch diese Art der Kritik gefallen lassen, weil dann wenigstens das Product nicht höher steht als die Kritik, die an ihm geübt wird; aber nicht selten erheben solche Kritiker oder Recensenten — denn zwischen beiden wird man wol einen Unterschied gelten lassen dürfen — gerade das Mittelmäßige, für das sie allein ein Verständniß haben, während sie das Bessere und Gute zu sich in den Staub, in dem sie selbst geboren sind und leben, herabzuziehen lieben. Da sie keine eigenen Gedanken haben und sich nicht einmal die Mühe geben, die Gedanken höherer Geister sich zueigen zu machen, so helfen sie sich mit jenen hohlen Phrasen, welche die Menge blenden und vom eigentlichen Kern ableiten und von denen es, heute mehr morgen weniger, gerade in der deutschen Journalistik wimmelt. Unselbständig und haltlos wie sie sind, bilden sie nicht selten den trompetenden und posaunenden Musiktrupp irgend eines industriösen Autors, der ihre Gunst zu gewinnen weiß; denn dieses Geschlecht läßt sich leicht imponiren. Auf ihre Treue wird der Gefeierte jedoch niemals für die Dauer rechnen können, wie sie nicht auf seine. Es sind die Winkelkritiker, die, oft in persönlicher Weise, zu kleinlich persönlichen oder zu Winkelcliquenzwecken in Winkeljournalen ihr Wesen treiben, sich aber auch nicht selten durch Correspondenzen, kleine Privatmittheilungen, gelegentliche Recensionen und Notizen auch in geachtetere und einflußreichere Blätter durch irgend ein Hinterpförtchen einzuschleichen wissen. Wie sehr sie trotz ihrer eigenen Unbedeutendheit, die sie durch Bosheit wie durch ihre Menge ersetzen, Schaden und Aergerniß zu stiften im Stande sind, erkennt man ja am besten aus den gelegentlichen Ausfällen selbst unserer größten Dichter gegen diese Art Recensententhums.

Man handelt aber sehr unrecht, wenn man für die Sünden dieser kritischen Buschklepperei auch die ernste einem höhern Ziele nachstrebende Kritik büßen lassen will, wenn Dichter, Künstler, Schauspieler, die sich nicht selten um das Lob dieser allerdings Lärm genug machenden Pseudokritik sehr eifrig bemühen und ihr dadurch eine Pflege und eine Art Anerkennung verschaffen, durch die sie allein am Leben erhalten wird, die höhere Kritik misachten, ignoriren, verunglimpfen und sich anstellen, als sei gerade sie der systematische und geschworene Todfeind aller Production und als würde es mit dieser viel besser stehen, wenn alle Kritik aufhörte, d. h. diejenige, die sich zu selbständig fühlt, um den producirenden Talenten in Allem zu Munde zu reden. Wobei noch dies zu beachten, daß fast Jeder den Tadel ebenso gern als das Lob ungern an des Nächsten Thür anklopfen hört. Das Lob, das man dem Einen spendet, empfinden Andere leicht als eine gegen sie gemünzte Rüge und Zurücksetzung, und im Grunde betrachtet Jeder nur die Kritik als die wahre, die ihm ebenso viel Lob spendet als dem Andern entzieht. Für das Lob ist Jeder zu jeder Zeit zuhause; rückt aber der Tadel an, so heißt es: bemühe dich doch hier in das Haus rechts nebenan; da wohnt Der, den du zu suchen kommst!

Von der unter den producirenden Talenten herrschenden Abneigung und blinden Wuth gegen alle und jede Kritik ist ein recht wunderliches Zeugniß eine außerhalb der Künstlerkreise sehr wenig bekannt gewordene Broschüre, eine gegen die „Kunstschreiber“ in Form eines Sendschreibens erlassene Kriegserklärung, zu der sich 1833 die bedeutendsten römischen Künstler: J. Koch, P. Veit, F. Catel, J. Ch. Reinhart, die beiden Riepenhausen, F. R. Meyer und selbst Thorwaldsen zusammengethan hatten. Thorwaldsen bereute es freilich bald, sich zur Mitunterzeichnung bequemt zu haben, und der Bildhauer Wagner kreuzte sogleich den Jubel, womit die Broschüre bei ihrer Ankunft in Rom begrüßt wurde, mit seiner entschiedensten Misbilligung. Es gibt ja unter einer Zahl unbesonnener und wild gewordener Männer immer Einzelne, welche bei Vernunft bleiben und zur Vernunft reden, und ein Mann wie Cornelius hätte sich niemals die Unterschrift zu einer solchen Schmähschrift abnöthigen lassen. Besagtes Pamphlet gibt uns seinem Inhalte wie seinem Ton nach an dieser Stelle zu ergiebigen Stoff, als daß wir uns versagen könnten, auf dasselbe mit einigen Worten zurückzukommen, zumal die Broschüre bei der ihr von ihren Verfassern später selbst gewünschten Unterdrückung ohne Zweifel eine große Seltenheit und Curiosität geworden ist, deren vorübergehende Bekanntschaft zu machen uns selbst in München nicht ohne Schwierigkeit gelang. Es ist ganz unbegreiflich, wie so namhafte Künstler ein solches Machwerk nicht nur zusammenschreiben, sondern selbst unter der Flagge ihrer geachteten Namen vom Stapel laufen lassen konnten. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß selbst gebildete Deutsche, wenn sie ihrem Aerger Luft machen wollen, in einen Ton verfallen, der ihrer Stellung und Bildung wenig würdig ist und dessen sie sich auch meist sehr bald zu schämen Ursache haben. Auf dem von Reinhart erfundenen Titelblatt

jener sehr schlecht stilisirten Broschüre erblickt man einen „Kunstschreiber" mit seinem von einem Affen bedienten „Recensirkasten" und darunter das Motto:

Der Doctor allhier sich präparirt,
Daß er sein kritische Blätter schmiert.

In dieser Broschüre wird unter Anderm den Kunstschriftstellern gerathen, nach Rom zu gehen und dort zuzuhören, „mit welcher Geringschätzung und Herabwürdigung die gesammten Künstler zu Rom von deren Journalartikeln reden", und weiter heißt es:

Auf alle Weise sucht man die Kunstschreiber lächerlich zu machen, man betrachtet sie insgesammt als eine einzige Person, die man nicht genug erniedrigen könne. Jeder, der Geringste wie der Größte, verbraucht seinen Witz an ihnen. Kaum haben die Künstler nur die Vermuthung von einem hier ankommenden Gelehrten, daß er über Kunst schreibt, so wird er gleich mit schelen Augen angesehen und Jeder hält sich fern von ihm.

Diese Stelle wird hinreichen, um die Tonart, aus welcher diese Broschüre geschrieben ist, zu kennzeichnen. Jeder „verbraucht" seinen Witz an den „Kunstschreibern!" Das thut man auch jetzt noch in München wie in Düsseldorf; doch ist dieser Witz, soviel man davon hatte, längst schon aufgebraucht. Schade nur, daß man ohne diese „Kunstschreiber" nicht existiren kann, daß man immer wieder zu ihnen seine Zuflucht nehmen muß, wenn man das Bedürfniß fühlt, ein eben vollendetes Bild dem Publicum und den Kunstfreunden empfehlen oder seine Richtung gegen den verderbten Geschmack des Publicums oder gegen die drohende Concurrenz eines Nachbartalents in Schutz genommen zu sehen. Die ausübenden Künstler (Wenige wie Schnorr, Schadow, E. Förster, welcher Letztere früher wenigstens seinen Pinsel geführt hat, ausgenommen) besitzen nicht in hinlänglichem Grade schriftstellerische Fähigkeit oder zu wenig philosophische oder auch nur allgemeine Bildung, um die Feder führen zu können, man muß sich also an die verhaßten „Kunstschreiber" wenden, wobei wir übrigens bemerken, daß es zu einem richtigen und gediegenen Kunsturtheil durchaus nicht nöthig ist, ausübender Künstler zu sein oder gewesen zu sein. Es würde uns zu weit von dem Gegenstande dieser Betrachtung abführen, wenn wir diese Behauptung näher motiviren wollten; wir heben daher nur die Thatsache hervor, daß die Malerei und die Bildhauerkunst wie die Musik in vielen Familien vom Großvater bis zum Enkel und zwar in steigender Zunahme der Meisterschaft erblich gewesen sind, daß man häufig von Künstlerfamilien aber niemals von Dichterfamilien gehört hat. Jene Künste lassen sich also erlernen, und über etwas Erlernbares läßt sich von einem Laien, vorausgesetzt daß er das erfoderliche ursprüngliche Gefühl für das Schöne besitzt, die nöthigen kunstgeschichtlichen Studien gemacht und seinen Blick durch vergleichende Anschauung zahlreicher Kunstwerke geschärft hat, mit größerer Sicherheit ein richtiges Urtheil fällen als über ein Unerlernbares. Denn wennschon die Dichtkunst auch ihre Technik hat, die erlernt werden muß, so hat sie zuvörderst auch ein Inneres, ein unnennbares Etwas, das von Keinem erlernt werden, das Keiner sich geben, Keiner erben kann. Daher auch die Erscheinung, daß Winckelmann, der die Kunst nicht praktisch ausübte und daher, wenn er jetzt noch lebte, von unsern Künstlern sehr wahrscheinlich zu den „Kunstschreibern" gerechnet werden würde, auf die Kunst einen reformatorischen Einfluß gehabt hat, wie niemals ein bloßer Aesthetiker ihn auf die Entwickelung der Dichtkunst geübt hat und üben konnte.*) Wir haben heutzutage keinen Winckelmann mehr, aber wir haben doch eine Menge Federn, die auf dem Gebiete der Kunstschriftstellerei Tüchtiges leisten und fortdauernd bemüht sind dem Publicum den Schlüssel zu dem genauern Verständniß der von unsern Künstlern geschaffenen Werke an die Hand zu geben. Ohne diesen kritischen Schlüssel würden der Menge die Compositionen von Cornelius wie Kaulbach nur ein unverständliches Durcheinander sein, aus dem sie wol einzelne Schönheiten herausfühlen würden, ohne jedoch zu wissen, was mit ihnen anfangen. Dem modernen Geschlecht ist ein so geringer Grad von Farben- und Formensinn angeboren, daß — zumal bei der sich in den Vordergrund drängenden Menge von Fratzen und Caricaturen — mit dem bloßen blöden Anschauen von Kunstwerken noch sehr wenig gethan ist. Die Zahl Derer ist bei uns ungemein groß, denen, wie Schiller sagt, die Kunstgebilde wie den Vandalen „Stein" sind, denen sie „ewig schweigen", denen sie nie von den Gestellen steigen „in des Lebens frischen Reih'n", die, wie Shakspeare sagt, „keine Musik haben in sich selbst", die, wie Goethe sagt, „die echten reinen Gesunden krank nennen, damit nur sie, die Kranken, gesund heißen". Hölderlin nannte uns sammt und sonders „hyperboreische Barbaren". Nun, wenn wir das sind, so sollten unsere ausübenden Künstler noch dem Himmel Dank wissen, wenn sich Leute finden, welche das Publicum an der Hand der Kritik wenigstens in die Vorhallen des Kunstverständnisses einführen. Wir leben einmal nicht mehr in den naiven Zeiten der Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Rafael und Albrecht Dürer; aber auch diese waren Gelehrte und kritischer und allseitiger gebildet als manche Künstler, die, wie früher beim Stubenvollbräu, so jetzt im Kaffeehause Schaffroth für ihre künstlerische Bildung genug gethan zu haben glauben, wenn sie gegen die „Kunstschreiber" in der „Allgemeinen Zeitung" und in andern Zeitungen ihrer Zunge freien Lauf lassen.

Auch von Seiten seiner schriftstellerischen Collegen möge der Kritiker, wie von Seiten der Künstler, Componisten oder gar Schauspieler und Virtuosen keinen Dank erwarten, er möge dafür Ersatz beim Publicum suchen, insofern ihm dieses die Anerkennung nicht versagt, ehrlich gestrebt und gesprochen und nach den Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit sein schwieriges

---

*) Diese Behauptungen könnten allerdings mit dem weiter oben angeführten Ausspruch des jungen Goethe im Widerspruche zu stehen scheinen; aber es ist nicht außer Augen zu lassen, daß Winckelmann in seiner Kunstkritik eben productiv war und Sulzer nicht. Winckelmann war nicht blos ins Land der Kunst „gereist", er war darin „geboren", hatte darin „gelebt, gelitten und genossen", mehr als irgend ein ausübender Künstler.

Amt verwaltet zu haben. Der Kritiker ist, praktisch ausgedrückt, nur der Vermittler zwischen dem Producenten und Consumenten; er ist dazu da nach bestem Gewissen und Dafürhalten dem consumirenden Publicum zu sagen, ob das von dem Producenten auf den Markt gelieferte Product etwas und wie viel es werth sei. Weiter geht seine Verpflichtung fürs erste nicht, und mehr haben Verleger und Producent nicht von ihm zu fodern, obgleich sie meist auch in den Fällen erwarten, das Product als ein preiswürdiges von ihm empfohlen zu sehen, wenn es seines Preises nicht würdig ist. Der Kritiker, vorausgesetzt daß er ehrlich und richtig zu urtheilen fähig ist — und wenn er beides nicht ist, verdient er eben nicht Kritiker zu sein —, hat also nach zwei Seiten hin die Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen: er darf das literarische Product eines Autors nicht unter seinem Werthe anschlagen, was den Autor, aber auch nicht über seinem Werthe, was das Publicum benachtheiligen hieße. Die Aufgabe, Publicum und Autor zu belehren und namentlich diesen auf seine Fehler aufmerksam zu machen, kommt, genau genommen, erst in zweiter Reihe. Jenes Verhältniß ist aber das einfache und ursprüngliche, nur daß es häufig verkannt und dann ohne Rücksicht auf Das, was das Publicum zu fodern hat, das Product aus dieser oder jener unreinen Nebenabsicht bald weit über seinen Werth angeschlagen, bald ungebührlich unterschätzt wird. Literarische Producte, an denen gar nichts lobend hervorzuheben wäre, sind vielleicht ebenso selten als Producte, an denen Alles ohne Ausnahme preiswürdig und tadellos wäre, und es hieße gegen den nach beiden Seiten festzuhaltenden Grundsatz der Gerechtigkeit verstoßen, wenn man im ersten Falle das Lobenswerthe, im zweiten das Tadelnswerthe verschweigen wollte. Nun gibt es aber freilich Autoren, welche anzunehmen scheinen, daß der Kritiker nicht um der Literatur und des Publicums, sondern allein um ihretwillen, am allerwenigsten aber um seiner selbst willen da sei, sodaß sie, seine Persönlichkeit für nichts achtend, zu verlangen scheinen, er solle allein ihren eigenen Vortheil vor Augen haben, selbst auf die Gefahr hin, seine Urtheilsfähigkeit bloßzustellen und sich in der Meinung des Publicums zugrunde zu richten. Sie verkennen in ihrer Blindheit, daß, nachdem der Kritiker sich so discreditirt, auch sein Lob keinen Werth und für sie selbst keinen Nutzen hat. Wenn irgend etwas die bei Kritikern häufig hervortretende Gereiztheit entschuldigen kann, so sind es gerade diese zudringlichen Zumuthungen, die ihn erkennen lassen, daß er es mit bloßen Egoisten zu thun hat, die von ihm Opfer verlangen — selbst das Opfer der eigenen persönlichen Würde und Selbständigkeit —, ohne selbst Gegenopfer zu bieten und bieten zu können.

Freilich würden die Leiter der Kritik in Deutschland eine ganz andere Stellung einnehmen, wenn sie mehr zueinander hielten, wenn sie weniger einander ignorirten und mehr Einer auf den Andern Bezug nähmen, wenn sie sich als Außenwerke an einer gemeinsam zu vertheidigenden Festung betrachteten, die so construirt sind, daß jedes das andere mit vertheidigt. Abweichende Meinungen in Nebenfragen gibt es ja überall, und es sollte, meine ich, genügen, wenn man in den Hauptfragen, auf die es zumeist ankommt, miteinander übereinstimmt. Aber man vergißt diese über jene, entfremdet sich und geht immer weiter auseinander, bis man sich oft plötzlich sogar in feindlicher Stellung einander gegenüber erblickt. Mit dem den Deutschen eigenen individuellen Hochmuth und der Sucht, allein Recht zu haben, sucht man seinen Stolz in einer isolirten Stellung, inmitten seines kleinen Publicums. Allerlei kleinliche Nebenrücksichten und Bedenken kommen hinzu, um diese Spaltungen hundertfältig zu machen, und aus bloßem Widerspruchsgeist, der mit dem nothwendigen „Aufeinanderplatzen der Geister", wie Luther sich ausdrückt, nichts gemein hat, nennt der Eine ein Ding krumm, wenn der Andere es gerade nannte, selbst wenn Dieser Recht hatte. Findet sich nun auch einmal ein Kritiker und Leiter eines kritischen Instituts, der seinen Collegen durch häufige Citate und Worte der Anerkennung seine Achtung und seinen guten Willen, mit ihnen zu halten, an den Tag legt, so verliert doch auch er allmälig hierzu die Lust, wenn er zu seiner Betrübniß wahrnimmt, daß ihm sein freundliches Entgegenkommen nicht vergolten wird, daß man von allen Seiten darauf hinarbeitet, ihn so zu isoliren, wie man selbst isolirt ist. Den Geist der Kamaraderie habe ich hierbei natürlich nicht vor Augen, sondern nur die würdevolle Stellung der kritischen Streitkräfte im Allgemeinen, ihren Einfluß auf die Gesammtheit, ihr Zusammenwirken in den Hauptfragen. Die Kamaraderie, bei der es sich nicht um literarische Interessen als solche, sondern um einzelne Persönlichkeiten handelt, ist beim Publicum so in Verruf gekommen, daß kein ehrlicher Leiter eines kritischen Instituts sich zu ihrer Förderung mehr offen hergeben mag, daß sie genöthigt ist sehr im Dunkeln zu schleichen und ihr Spinnengewebe anonymer Correspondenzen bald an dieses bald an jenes Blatt anzuknüpfen. Indeß pflegt sie glücklicherweise an ihren geheimen Machinationen sehr bald erkannt zu werden.

Wenn der Kritiker sich einbilden wollte, die Schriftsteller und, insofern er sich ein weiteres Ziel setzt, die Menschen zu bekehren und von ihren mancherlei Gebrechen zu heilen, so möchte dies wol ein bloßer Wahn sein und bleiben, ganz abgesehen davon, daß man an ihn die Frage stellen könnte, wer ihn dazu berufen habe. Gegen die Leidenschaft, den Eigensinn und den Egoismus ist im Allgemeinen sehr wenig auszurichten. Der Leidenschaftliche gesteht sich: „Sehr schön gesagt; aber die Befriedigung meiner Leidenschaft bedünkt mich noch schöner." Der Eigensinnige gesteht sich: „Sehr wahr gesagt; aber ich will einmal vor der Welt Recht behalten, ich darf mir nichts vergeben." Der Egoistische gesteht sich: „Sehr treffend gesagt; aber was habe ich davon, wenn ich danach handele?" Trotzdem hat die Kritik auch in unsern der höhern Literatur vielfach, wenn auch vielleicht nur scheinbar und vorübergehend ungünstigen Tagen immer noch eine bedeutende Aufgabe zu erfüllen; sie hat die

Verausgabungen der Talente zu controliren, damit sie sich nicht zu bald erschöpfen; sie hat dafür zu sorgen, daß der geistige Verkehr zwischen Publicum und Schriftstellern in möglichster Unmittelbarkeit erhalten bleibe; sie hat hier anzuspornen, dort zu zügeln, damit die literarische Production weder in Schlaffheit und Kraftlosigkeit versinke, noch sich künstlich zu einem ungesunden Schwulst aufpuste; sie hat die Lüge in allen ihren Masken zu enthüllen, damit der Wahrheit und der Ehrlichkeit in der Literatur doch auch noch ein Plätzchen bleibe; sie hat die Arroganz zu kennzeichnen, damit dem bescheidenen Talente doch noch einige Aussicht bleibe sich geltend zu machen; sie hat fortdauernd über die früher durch unsere großen Geister gehobenen Culturschätze ihre sichernde Hand zu breiten, damit dem Andrang barbarischer Elemente, wie sie gewöhnlich unmittelbar nach glänzenden Literatur- und Civilisationsepochen das gewonnene und geklärte Culturland zu überschwemmen drohen, möglichst Einhalt gethan werde. Und bei aller ihr nicht mit Unrecht vorgeworfenen Anarchie sind die Leistungen der Kritik durchaus nicht gering anzuschlagen. Man blicke beispielsweise auf das Theater, das zwar bei weitem nicht ist, was es sein könnte und sollte, das aber, wenn die Kritik die Willkürherrschaft der Directionen, die Gelüste der Schauspieler und des Publicums und die unliterarische Fabrikthätigkeit der gewöhnlichen Theaterschreiber nicht fortdauernd unter Controle gehalten hätte, sich ganz gewiß auf einer noch tiefern Stufe der Entartung befinden würde. Die Kritiker selbst haben zwar von ihren Bestrebungen gerade den geringsten Lohn; Andere ernten die Früchte davon, ohne ihnen den ihnen gebührenden Dank zu zollen.

Was der Kritik für den Augenblick zumeist zu wünschen sein dürfte, wäre eine mehr sachliche Haltung im Sinne der englischen Kritik. Mit der sogenannten principiellen Kritik sind wir deshalb nicht viel weiter gekommen, weil Jeder seinen individuellen und subjectiven Standpunkt für das Princip ausgab, das die Kritik zu dem ihrigen zu machen habe. Daher die Anarchie, die unzähligen Widersprüche, der chaotische Wirrwarr! Wenn man über Dickens in dem einen Blatte wörtlich las: „Dies Brüsten mit unserer Literatur muß ein Ende nehmen, die Romane der Sue, der Boz — auch die schlechtesten darunter — sind noch immer so beschaffen, daß sie in Deutschland gar nicht hervorgebracht werden können, interessanter und wirksamer als alle deutschen Romane zusammengenommen, die Goethe'schen (die der Kritiker gleich darauf „sanfte mit souveräner Langweiligkeit behaftete Allgemeinmenschlichkeiten" nannte) an der Spitze. Darum fein zu Kreuze gekrochen!" und wenn gleichzeitig ein anderes ebenso angesehenes Blatt in dem genannten Boz nur „die gemeinste Kotzebue'sche Wirklichkeit, versoffene Kutscher, schwefelpurgirende Schuljungen, aufgestelzte Tugendhelden, die nur Ekel erregen können, aber keinen diese Tendenzen durchbrechenden Strahl eines höhern Lichts" zu erkennen vermochte, so muß man fragen, wie soll sich das Publicum zwischen beiden einander aufhebenden Widersprüchen hindurchhelfen, ohne den Verstand zu verlieren oder alle Kritik zum Henker zu wünschen. Jeder der beiden Kritiker, mit eingelegter Lanze im scharfen Rennen gegeneinander losfahrend, ritt eben sein „Princip". Solche Widersprüche, die ebensowohl auf ein Uebermaß individuellen Eigensinns als auf einen empfindlichen Mangel an nationaler Durchbildung in allen ästhetischen Fragen schließen lassen und nirgends häufiger angetroffen werden als auf dem Gebiete der Dramen- und Bühnenkritik, sind bei einer mehr sachlichen Kritik gar nicht möglich; wer sich an die Sache hält, wird niemals das Gute verkennen, das sich dem Schlimmen, und niemals das Schlimme, das sich dem Guten gesellt. Und wahrlich, es gibt ewige Principien, die heute noch so jung und frisch sind wie zu den Zeiten der alten Psalmisten und Propheten, der griechischen Tragödiendichter, Historiker und Philosophen, Dante's und Shakspeare's, Lessing's und Schiller's — Principien, die nicht nur mit der sachlichen Kritik verträglich, sondern ihr sogar wesentlich und nothwendig sind wie dem Giebel eines Tempels die Säulen, auf denen er ruht.

Hermann Marggraff.

Ein Blick in die romanische Literatur Siciliens.

Trotz der unglücklichen politischen Verhältnisse hat Sicilien niemals aufgehört die Wissenschaften zu pflegen; man kann sagen, daß die Vaterlandsliebe ihre alleinige Quelle war. Denn während in den Städten Italiens mächtige Fürsten, welche Kunst und Wissenschaft aus eigenem Triebe oder aus Ruhmsucht liebten, zu allen Zeiten Akademien glänzender Geister um sich versammelten, und so der Literatur wirksame Impulse gaben, war dies in Sicilien nach der Zeit des Kaisers Friedrich II. kaum oder gar nicht der Fall. Und hier zeigt sich denn, was eine ehrwürdige Geschichte und eine alte Cultur für wohlthätige Nachwirkungen auf eine Nation fortdauernd ausüben. Der Sicilier betrachtet sich gleichsam als den Erben der Griechen von Syrakus und von Agrigent, und schon der einzige Gedanke an den Ruhm eines Archimedes, eines Empedokles, eines Stesichorus und Theokrit, ja der Blick auf die großen Tempeltrümmer der dorischen Städte schützt den Sicilier vor dem gänzlichen Verfall, wie Rom den Römer selbst unter der traurigsten Pfaffenherrschaft vor gänzlicher Entsittlichung bewahrt.

So ist bis auf den heutigen Tag dieser classische Boden Siciliens der wahre Schirmvogt und der akademische Lehrmeister der sicilischen Literatur geblieben, welche ein ganz und gar nationelles und patriotisches Gepräge hat und darum die größte Theilnahme und Achtung verdient. Diese Blätter sollen dazu dienen, den Entwickelungsgang und die hervorragendsten Erscheinungen der romanischen Literatur Siciliens anzudeuten.

Das Zeitalter der Normannen und Schwaben war für die Cultur Siciliens zunächst das bedeutendste, durch

die Baukunst, die Anfänge der romanischen Poesie und die erste Pflege griechischer Literatur, welche man aus den Händen der Araber empfing. Diese Periode ist uns bekannter, als die folgenden es sind. Denn die nächstfolgenden Jahrhunderte waren rauh und kriegerisch; nach der Sicilischen Vesper war das Haus Aragon auf den Thron Siciliens gekommen und hatte sich unter unablässigen Kämpfen mit Neapel befestigen müssen. Sicilien wurde damals zu einer gefürchteten Seemacht und entwickelte nach außen seine höchste nationelle Kraft, aber für die Wissenschaften geschah nichts Namhaftes. Erst als unter den Castiliern seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts die Insel zu einer von Vicekönigen regierten Provinz herabsank und das Nationalgefühl zu reagiren begann, erwachte gleichzeitig mit der Literatur Italiens auch dort ein wissenschaftlicher Eifer. Unter Alfonso dem Großherzigen (1416—58), dem ritterlichen Eroberer von Neapel, dessen Minister, Antonio Beccadelli, genannt Panormita, durch Pflege der Wissenschaften sich große Verdienste erwarb, begann für Sicilien ein neuer Aufschwung. Man wandte sich wieder wie zur Zeit Friedrich's II. an die Griechen, sammelte viele Manuscripte und Codices, und vertiefte sich in die classische Literatur. Antonio Casserino von Noto übersetzte den Platon, und der berühmte Giovanni Aurispa den Plutarch in das Lateinische, Tommaso Schifaldo von Alcamo commentirte den Horaz und den Persius.

Von jetzt ab nahm Sicilien an der Literatur Italiens eifrig Antheil; eine Menge literarischer Akademien bildete sich wie hier so dort unter den wunderlichen Namen und Einrichtungen jenes geschmacklosen Zeitalters. Auf die Dichter des 16. Jahrhunderts, die in Sicilien blühten, komme ich später zu sprechen; es gab ihrer viele und nicht unbeachtenswerthe; aber noch bedeutender waren die Leistungen der Sicilier in der Geschichtschreibung. Sie begannen mit dem 16. Jahrhundert, da die Herrschaft der spanischen Vicekönige das Vaterlandsgefühl zu einem kräftigen Widerstande wachrief. Nun entstanden zahllose Einzelgeschichten sicilischer Städte, wie in Italien, und es gibt keine nur irgend namhafte Stadt Siciliens, welche nicht ihre Specialgeschichte besorgt hätte. Zugleich wurden damit die Anfänge der Alterthumswissenschaft gemacht, die Aufmerksamkeit der Forscher begann sich da zuerst den dorischen Denkmälern zuzuwenden und auch ein Licht auf die Urgeschichte Siciliens zu verbreiten.

Hier tritt ein Geistlicher höchst bedeutend auf als eigentlicher Schöpfer der sicilischen Geschichte und Alterthumskunde. Es ist Tommaso Fagello von Sciacca. Dieser seltene Mann war im Jahre 1498 geboren und starb 1570; er war Dominicaner und hätte General dieses Ordens werden können, wenn er es gewollt hätte. Sein Wissen war von großer Ausdehnung, sein Fleiß riesig; als Philosoph, Theolog, Dichter und Redner suchte er seines Gleichen. Er faßte den Plan eine allgemeine Geschichte und Geographie Siciliens zu schreiben, und während er 20 Jahre seines Lebens auf dieses Werk „De rebus Siculis decades duae" verwandte, durchwanderte er einmal ganz Sicilien, die Lage und die Alterthümer der Städte zu ergründen. Er beschrieb in der ersten Decade seines Werks die geographische Beschaffenheit der Insel und die Lage wie die Alterthümer der Städte; in der zweiten Decade gab er eine vollständige Geschichte des Landes von der fabelhaften Zeit bis auf das 16. Jahrhundert. Dieses hochwichtige Werk von großer Gründlichkeit und Sorgsamkeit ist nun die bleibende Grundlage der Geschichte, Geographie und Alterthumskunde Siciliens und ein wahrer Schatz seiner Literatur.

In derselben Zeit schrieb auch Claudio Mario Arezzo von Syrakus, Historiograph Karl's V., sein geographisches Werk über die Lage Siciliens, und der berühmte Mathematiker Francesco Maurolico von Messina sein „Sicanarum rerum compendium", eine Ergänzung des Fagello. Und so wurde die vaterländische Geschichtschreibung in Sicilien geschaffen. Sie blühte seitdem in allen ihren Zweigen durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert und hat in dem unserigen Palmeri's „Geschichte Siciliens" und Amari's treffliches Werk über die Sicilische Vesper hervorgebracht.

Im 17. Jahrhundert hatte Paruta auch den Grund zur sicilischen Numismatik gelegt und Pirri seine „Sicilia sacra" geschrieben. Die höchste wissenschaftliche Blüte aber entwickelte sich im 18. Jahrhundert gleichzeitig mit dem Aufschwunge, welchen Neapel unter der Herrschaft des aufgeklärten Karl III. von Bourbon und seines Ministers Tanucci nahm. Sicilien blieb hier nicht hinter Italien zurück und hat Männer aufzuweisen, welche Maffei, Muratori und Tiraboschi würdig zur Seite stehen und ihrem beklagenswerthen Vaterlande zum höchsten Ruhme und zum besten Troste gereichen. Welch ein Verdienst erwarb sich nicht Giovanni Battista Caruso (1673—1724) durch seine „Bibliotheca historica regni Siciliae", in welcher er 23 historische Werke über die Periode der Araber, der Normannen und Hohenstaufen zu einer Sammlung vereinigte. Nun entstand ein rechter Wetteifer in der Forschung über vaterländische Dinge, und bis auf die neueste Zeit gingen daraus die schätzenswerthesten Arbeiten hervor, welche nach allen Seiten Aufklärung verbreitet haben; die politische Geschichte, die Kirchengeschichte, die Geographie, Diplomatik, Münzkunde, arabische Sprache, Antiquitäten haben zahlreiche Bearbeiter gefunden, und Sicilien gewährt den erfreulichen Anblick eines Volks, welches alle seine geistigen Kräfte einzig und allein der Durchforschung des Vaterlandes gewidmet hat.

Es ist nun eine eigenthümliche Wahrnehmung, daß die sicilische Wissenschaft fast ausschließlich von den beiden Ständen gepflegt wird, von denen man in andern Ländern am wenigsten literarischen Eifer erwarten würde: von der Geistlichkeit und von dem hohen Adel. Ihnen allein verdankt das gedrückte Land eine wissenschaftliche Cultur, deren Reichthum erstaunlich ist, und ihre Werke zeigen eine Gelehrsamkeit und einen Fleiß, welcher eher

dem deutschen als dem sicilischen Klima anzugehören scheint.

Der Grund, warum Geistlichkeit und Adel dort die alleinigen Träger der Wissenschaft sind, liegt in den politischen und socialen Verhältnissen der Insel. Beide sind auch die Träger der Geschichte Siciliens, seine alten politischen Stände; das bürgerliche Leben fehlt, die höhern geistigen Interessen werden nur durch die Kirche und die Baronie vertreten; der Patriotismus, der Haß gegen Neapel ist beiden Ständen gemein. Sie selbst sind wiederum meistentheils Zweige eines Stammes, weil die höchsten Kirchenstellen, weil die angesehensten Benedictinerklöster Adelspfründen oder Adelsinstitute sind.

So geschieht es denn, daß in Sicilien Kirche und Baronie, wie sie das politische Leben repräsentirt, so auch alle Intelligenzen vertreten muß. Beide Stände theilten sich gleichsam stillschweigend und ihrer Natur gemäß in die Pflege der Wissenschaften. Die classische Insel hat nothwendig solche von selbst erwecken müssen, welche als die einheimischen Producte ihres Bodens anzusehen sind: die Naturwissenschaft, die Geschichte, die Alterthumskunde in weitester Ausdehnung. Es nahm denn die Geistlichkeit für sich größtentheils die Geschichte und die Naturwissenschaft in Beschlag, der land- und städtebesitzende Adel aber im Allgemeinen das Studium der Alterthümer.

Die wichtigsten Werke über Sicilien sind so nach und nach aus den Klöstern der Benedictiner und Dominicaner und aus den Pfarreien hervorgegangen, und um von ältern Zeiten zu schweigen, wollen wir nur Hauptwerke aus der neuern Blütezeit sicilischer Literatur, aus dem 18. und 19. Jahrhundert anführen, welche alle von Geistlichen verfaßt sind: des berühmten Kanonicus Don Antonio Mongitore „Bibliotheca Sicula", das Hauptwerk sicilischer Literaturgeschichte; die „Capitula regni Siciliae" von Francesco Testa, dem Erzbischof von Monreale, Hauptwerk sicilischer Gesetzkunde; Rosario's di Gregorio Geschichtswerke über die arabische und normännische Epoche; Caruso's „Bibliotheca historica regni Siciliae"; die Werke Domenico Schiavo's über verschiedene Gebiete sicilischer Geschichte und Diplomatik; de Blasi's „Geschichte der Vicekönige Siciliens" und „Bürgerliche Geschichte Siciliens"; des Kanonicus Alessi „Kritische Geschichte Siciliens"; Pirri's kirchengeschichtliche Werke über Sicilien; endlich Domenico Scinà's naturwissenschaftliche Werke und seine „Literaturgeschichte der griechischen Periode und des 18. Jahrhunderts von Sicilien".

Wetteifernd mit der Geistlichkeit hat nun auch der Adel Siciliens vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit sich der Wissenschaften angenommen. Seine einsame Lage auf der Insel, seine feindselige Stellung zu dem Hofe von Neapel, endlich das Glück der Entfernung von dem Hofleben selbst hat dazu beigetragen, den Baronen Siciliens die Wissenschaften lieb zu machen. Man denke sich nun diese Herren auf ihren einsamen Landschlössern oder in den ebenso einsamen, herabgekommenen Städten der Insel lebend, und man wird begreifen, daß bei dem Mangel an Zerstreuung geistige Beschäftigung unerlaßlich werden mußte. Die ländlichen Besitzungen bieten wenig Thätigkeit dar, kaum das Vergnügen der Jagd, und der Ackerbau liegt danieder; in den Städten fehlt der Reiz einer großen Gesellschaft. So sehen wir denn in einem Lande, welches durch den crassesten Feudalismus verrufen ist, in eben diesen Feudalherren, wie in dem Adel Englands, die Triebfedern nationaler Bewegungen und die Beförderer nationaler Wissenschaft zugleich.

Viel und Herrliches hat dieser patriotische Adel Siciliens für das Vaterland gethan, und diese Erscheinung, welche ihn mehr als den Adel jedes andern Landes ehrt, versöhnt mit ihm und gibt die Bürgschaft wie den Beweis von der noch unzerstörten Lebenskraft Siciliens. Die Wissenschaft ist dort wahrlich die Waffe, welche der Patriotismus gegen die neapolitanische Unterjochung in die Hand genommen, und sie schützt als ein heiliges Palladium den Volksgeist vor dem Untergange. Denn was hätte dieses arme Land wol an andern Schutzwehren übrig, wenn nicht seine nationale Wissenschaft und seine von den Dichtern gepflegte und unsterblich gemachte Nationalsprache?

Viele Namen sicilischer Großen, ja die ersten des Landes, haben sich durch literarische Verdienste einen neuen und dauernden Glanz gegeben. Meist sind es die Alterthümer, mit deren Erforschung sich diese Marchese, Grafen und Prinzen fleißig beschäftigt haben, weniger die andern Fächer der Gelehrsamkeit, obwol sie auch darin nicht unthätig gewesen sind. Und so mögen auch hier die Hauptwerke genannt sein, welche sicilische Adelige zu Verfassern haben: vom Prinzen Torremuzza die „Siciliae urbium et regum numismata", das Hauptwerk für die Numismatik Siciliens; des Prinzen Enea Jordano Biscari Schriften über Catania und sein „Viaggio per tutte le antichità di Sicilia"; des Grafen Cesare Gaetani archäologische Schriften und „Sicilia nobile"; des Marchese Gargallo vortreffliche und beste Uebersetzung des Horaz, welche die Italiener haben; des Grafen Villabianca großes Werk „Sicilia nobile"; die vielseitigen Schriften des Marchese di Villarena über Kunst, Alterthümer, Geschichte, Literatur, Mathematik; endlich das große Prachtwerk des Prinzen Serra di Falco über die Monumente Siciliens, welches in ganz Europa bekannt ist.

Es wird uns belehrend sein, in das Leben eines sicilischen Großen des 18. Jahrhunderts hineinzublicken und zu erfahren, auf welche Art ein solcher Feudalherr in der abgeschiedenen Einsamkeit seiner Insel erzogen wird, sich in der Stille zu einer wissenschaftlichen Richtung entschließt und endlich zu einem bedeutenden und Epoche machenden Gelehrten wird. Ich gebe deshalb eine Mittheilung von dem Leben des Prinzen Torremuzza, des berühmten Verfassers der sicilischen Inschriften und Münzen, welcher die Blütezeit der neuern sicilischen Literatur gleichsam einleitet und zu einer bedeutungsvollen Wissenschaft in seinem Vaterlande mehr als die Fundamente gelegt hat. Er hat in einer kleinen,

selten gewordenen Schrift: „Memorie della vita letteraria di Gabriele Lancillotto Castello principe di Torremuzza, scritte da lui stesso" (Palermo 1804) sein Leben selbst herausgegeben, sodaß wir schon aus den ersten Blättern derselben Wesen und Charakter des seltenen Mannes erkennen. Er beginnt so:

Nicht aus hohler Prahlerei oder aus dem Geiste der Eitelkeit bin ich darangegangen, die Denkwürdigkeiten meines literarischen Lebens zu schreiben, sondern aus gerechtem Pflichtgefühl gegen die Wahrheit, und um den Nachkommen die Mühe zu ersparen, hier und dort Notizen über mich aufzusuchen. Ich bin Autor verschiedener Werke gewesen, welche, mögen sie gut oder schlecht sein, gedruckt durch die Welt wandern. Die Lebensgeschichte der Schriftsteller ist immer der Gegenstand der größten Neugierde und der sorgsamsten Nachforschungen der Gelehrten gewesen, und es gibt keine gebildete Nation, welche nicht die Nachrichten von dem Leben aller ihrer Schriftsteller in jenen Büchern gesammelt hätte, die man gewöhnlich Bibliotheken betitelt. Auch wir haben solche in Sicilien mit dem größten Fleiße und Mühsal von dem berühmten Antonio Mongitore, Kanonicus der Metropolitankirche von Palermo, gesammelt, ein ausgezeichnetes Werk, welches im Verlauf der Zeit mehr als einen Zuwachs erhalten wird. Einst wird man darin sicherlich auch von mir reden, und nun — das ist denn der Gegenstand dieser Denkwürdigkeiten. Ich will, daß man sich nicht mit Nachforschungen über mich bemühe, daß man, ohne Furcht in Irrthümer und Falschheiten zu verfallen, schreibe, und daß die Nachwelt in Betreff meiner ungetäuscht bleibe. Ich habe also selbst die Denkwürdigkeiten meines literarischen Lebens geschrieben; ich lasse diese Schrift verschlossen und gesiegelt in meinem Hause mit dem Befehle, sie zu öffnen und zu lesen, und durch den Druck zu veröffentlichen, nach meinem Tode.

Torremuzza wurde am 21. Januar 1727 in Palermo geboren. Mit sieben Jahren gab ihn sein Vater in das königliche Collegium Borbonicum der Theatiner, wo die Kinder des höchsten Adels unterrichtet wurden. Er lernte hier, wie er sagt, die lateinische und italienische Grammatik, blieb aber nur drei Jahre in der Anstalt, da sein Vater für einige Jahre auf eine Feudalbesitzung ins innere Land hinüberzog. Geistliche besorgten dort die Erziehung des jungen Prinzen, und man höre nun, was der zehnjährige Knabe in vier Jahren an Wissenschaften absolviren muß: Rhetorik, Logik, Metaphysik, Physik, Geographie, Geschichte, römische Alterthümer und die Elemente der griechischen Sprache. Sein Vater starb indeß im Jahre 1741 und ließ den Sohn als Erben reicher Feudale und großer Titel zurück, denn nun wurde er Prinz von Torremuzza, Marchese di Capizzi und Motta d'Affermo und Graf von Gugliano. Seine Mutter bestand darauf, daß der junge Erbe auch die Institutionen des Civilrechts studire, die für Den unerläßlich seien, welcher Feudalgüter mit Vasallenschaften verwalten müsse, denn oft genug gäben diese zu Processen Veranlassung. In weniger als einem Jahre vollendete Torremuzza auch dieses Studium, und wie bei unserm Prinzen Alles recht schnell vonstatten ging, so vermählte ihn seine Mutter schon in seinem sechzehnten Jahre mit Donna Anna Maria lo Faso, Tochter des Herzogs von Serra di Falco. Kann man sich nun Lebensverhältnisse denken, welche der Wissenschaft ungünstiger wären als diese: mit sechzehn Jahren Ehemann, Feudalherr, im Besitze der größten Reichthümer? und möchte es nicht widersinnig scheinen, zu denken, daß aus einem solchen Prinzen ein Gelehrter hervorgehen werde, der Werke verfassen und mit unermüdlichem Fleiße sammeln sollte, welche nur die Aufgabe und Bestimmung eines im Bücherstaube geborenen und vom Bücherwust verdeckten Schulmannes sein können? Aber so wunderbar ist die Natur der menschlichen Anlagen, daß sie ebensowol die goldenen Fesseln des Reichthums als die eisernen Ketten der Armuth zersprengt, um sich zu entwickeln; und so mußte im umgekehrten Falle ein Winckelmann der Schulstube entspringen und aus der Gesellschaft schmuziger Jungen in die der Cardinäle und Fürsten versetzt werden, um seine Schicksalsanlage zu erfüllen.

Die Verhältnisse wollten, daß der junge Prinz Palermo verließ, um auf einem seiner Feudalgüter, Motta d'Affermo, zu wohnen. Hier war er eben im Begriffe aus Langerweile botanischen Studien sich in die Arme zu werfen, als ein Zufall sein ganzes Leben bestimmte. Ein Bauer, welcher in den nahe gelegenen Ruinen von Alesa ein Gefäß voll alter Kupfermünzen gefunden hatte, brachte dem Lehnsherrn diese zum Verkauf. Der junge Torremuzza kaufte sie aus Neugierde und ergötzte sich damit die Namen einiger römischer Kaiser in lateinischer Schrift und die griechischen Namen einiger Städte herauszulesen. Plötzlich erwachte in ihm die Lust, sich mit den Alterthümern zu beschäftigen. Ein Geistlicher brachte ihm ein schlechtes Buch über die Trümmer des alten Catania, er verschlang es, und von diesem Augenblick an begann er sich in das Studium der Antiquitäten zu versenken. Er fand in jenem Buche einige Münzen abgedruckt, welche mit solchen übereinstimmten, die er gekauft hatte; seine Begierde wuchs, er gab nun Aufträge, ihm Münzen zu besorgen, er schickte Boten auf alle Märkte Siciliens; man trug ihm von allen Seiten Münzen in das Haus.

Er eilte nach Palermo und knüpfte eine Bekanntschaft mit einigen Gelehrten an, mit Domenico Schiavo, di Blasi, Francesco Caruso, Francesco Testa. Von diesen Männern empfing er den ersten Unterricht in der Alterthumswissenschaft und Bücher dieses Faches, und begann nun seine Studien mit der Leidenschaft eines Mannes, der die Bestimmung seiner Natur gefunden hat. Die wissenschaftlichen Freunde, deren größte Zahl aus Geistlichen bestand, stifteten in Palermo in der Wohnung eines Klosterpriors eine literarische Union; eifrig lernte hier Torremuzza von den ältern Männern und machte nun auch Fortschritte in der griechischen Sprache. Es bestand damals schon die palermitanische Akademie del Buon Gusto, welche regelmäßig zwei mal im Monat im Palast zu S.-Flavia zusammenkam. Hier las Torremuzza, damals 22 Jahr alt, sein erstes Product vor, eine Dissertation über eine römische Marmorstatue, die in den Ruinen von Alesa gefunden worden war. Bald darauf mischte er sich in den wunderlichen

Streit der Städte Palermo und Catania, ob die heilige Agatha hier oder dort geboren sei, mit einer witzigen Broschüre, und 1753 folgte sein erstes eigentliches Werk: „Storia di Alesa, antica città di Sicilia, col rapporto de' suoi antichi monumenti."

Von Zeit zu Zeit durch Familienangelegenheiten oder durch Staatsämter abgezogen, hörte Torremuzza doch nicht auf, sein Studium zu verfolgen und über Alterthümer und sicilische Geschichte zu schreiben. Er sammelte die alten Inschriften von Palermo und gab sie in einem Bande heraus. Pedantisch und mit Gelehrsamkeit prunkend waren noch alle diese Schriften des Autodidakten, wie er selbst bekennt; aber mit kühnem Geiste vorschreitend faßte er schon die Idee zu einem Thesaurus, einem Sammelwerke, welches alle Alterthümer Siciliens umfassen und wozu alle Literaten seines Vaterlandes beitragen sollten.

Unterdessen foderten ihn seine literarischen Freunde auf, seinen Münzkatalog zu veröffentlichen; so entstand im Jahre 1767 das Werk: „Siciliae populorum et urbium regum quoque et tyrannorum numismata." Dasselbe gab Torremuzza vermehrt heraus im Jahre 1781 und zum dritten male im Jahre 1789, und leistete damit der Wissenschaft einen höchst wichtigen Dienst, denn was vor ihm im Fache der sicilischen Münzkunde gethan worden war, von Filippo Paruta und andern Gelehrten, wurde hier nun vervollständigt.

Im Jahre 1769 erschien denn auch Torremuzza's Werk: „Siciliae et objacentium insularum veterum inscriptionum nova collectio." Diese beiden Werke sind es denn, welche dem Prinzen einen bleibenden Namen in der Literatur Siciliens und die Dankbarkeit auch der Wissenschaft überhaupt gesichert haben. Kleinere Schriften, die er verfaßte, seien hier übergangen.

Nicht geringer als die wissenschaftliche Thätigkeit des ungewöhnlichen Mannes war auch seine bürgerliche. Denn viele Aemter bekleidete er, die ihm die Gelegenheit gaben, in verschiedenen Richtungen höchst wohlthätig zu wirken. Er war nach und nach Gouverneur des großen Armenhauses von Palermo, Administrator der königlichen Münze in Sicilien, Director der öffentlichen Schulen von Palermo, Präsident der Alterthümer, und nachdem er in ruhmvoller Thätigkeit für das Vaterland sein Leben vollendet hatte, starb er am 27. Februar 1792 zu Palermo in einem Alter 65 Jahren, von ganz Sicilien beklagt und als einer seiner würdigsten Bürger geehrt.

Ein Mann wie Torremuzza glänzt doppelt in der Sphäre seines Standes, wo ihm gleiche Erscheinungen überall selten sind; denn wo fänden sich unter reichen Fürsten und Feudalherren leicht Männer von dieser stillen, starken Natur, von dieser uneigennützigen Liebe zu den Wissenschaften und zum Vaterlande, von dieser bürgerlichen Thätigkeit.

Doch hat Sicilien noch mehr Große dieser Art aufzuweisen, welche ihre Verstandeskräfte und ihre Reichthümer zum Wohle der Gesellschaft rühmlich verwendet haben, anstatt sie in eitelm Schein und nutzlosem Prunke zu vergeuden. Ich darf nur an Torremuzza's edeln Zeitgenossen den Prinzen Biscari in Catania erinnern.

Neben Torremuzza stelle ich nun die Erscheinung eines in andern Richtungen thätigen und hochgefeierten Gelehrten Siciliens aus neuerer Zeit, des Domenico Scinnà, eines Mannes von unermüdlicher Arbeit, von vielumfassendem Geiste und von so hohem Patriotismus, daß er eine der besten Zierden seines Vaterlands bleiben wird.

Ich benutze hier eine ausführliche Abhandlung des Marchese von Villarena, welche nach dem Tode Scinnà's geschrieben wurde.

Domenico Scinnà wurde am 25. Februar 1765 in Palermo geboren. Sein Vater, dessen Stand nicht bezeichnet ist, ließ den Knaben in frühen Jahren als Waise zurück; die Mutter Rosaria Romano bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Nach vollendeter Schule ging Domenico auf die Akademie der Studien, welche zu Palermo in dem ehemaligen Jesuitercollegium nach Vertreibung der Väter Jesu gestiftet worden war. Obwol er hier Theologie studirte, trieb ihn doch die innere Neigung zur Geometrie und zur Physik. Die Mathematik und Naturwissenschaft ist das älteste wissenschaftliche Erzeugniß des sicilischen Bodens und muß in dem Vaterlande des Empedokles und Archimedes mit Nothwendigkeit fort und fort die Geister beschäftigen. Der Kanonicus Rosario di Gregorio, ein berühmter sicilischer Gelehrter, erkannte in seinem Zöglinge bald einen eminenten Kopf, den er auf alle Weise zu fördern sich bemühte. Unglaublich war die Lernbegierde und der Fleiß des Jünglings. Leibniz, Wolf und Hume, damals auch in Sicilien die Philosophen des Tages, waren sein erstes speculatives Studium, aus welchem er jedoch, wie sein Lebensbeschreiber sagt, den bestimmten Entschluß faßte, sich fortan an die Naturwissenschaften als die einzigen positiven Resultate der Forschung zu wenden.

Es hatte damals der gelehrte Erzbischof von Heraclea, Alfonso Airoldi, königlicher Giudice, einen Literatenverein in seinem Hause versammelt, in welchen auch der junge Scinnà eintrat. In mathematischem Wissen bereits ausgezeichnet, fing er an die Augen der Gelehrten auf sich zu ziehen. Im Jahre 1796 wurde er Secretär der Recettoria di Malta in Palermo, nachdem er bereits mehre Jahre als interimistischer Professor der Mathematik an der Akademie gelehrt hatte. Zugleich wurde er Professor der Experimentalphysik mit einem Gehalte von 120 Scudi jährlich. Seine Vorlesungen verschafften ihm bald einen solchen Ruf, daß von allen Seiten ihm Zuhörer zuströmten und er als die Zierde der jungen Akademie angesehen wurde.

Scinnà schrieb nun im Jahre 1803 sein erstes Werk: „Introduzione alla fisica sperimentale", welches seinen Ruf sicherte. Es war wegen dieser Einleitung, sagt Villarena, daß ganz Italien ihn feierte, daß Toscana ihn an sich ziehen wollte, daß er beim Großherzog Leopold in höchste Gunst kam, der sich ein Vergnügen

daraus machte, ihn um die damals noch nicht gedruckten Institutionen der Physik zu bitten, und daß er ihm die prächtige Ausgabe aller Poesien des Lorenzo Medici schickte.

Gleich darauf gab nun Scinnà seine Elemente der allgemeinen Physik und im Jahre 1809 die der besondern Physik heraus. Scinnà war überzeugt, sagt Villarena, und er sagte sich wol, daß ein Mann, der in Sicilien mit wenig Mitteln lebt und fern von jenen Völkern, bei denen die Naturwissenschaften in großer Bewegung sind, sich schwer jenen Männern der Wissenschaft beigesellen und mit ihnen den Ruhm und die Freude neuer Entdeckungen theilen kann; deshalb nahm er sich von nun an vor, sich an vaterländische und sicilische Stoffe zu machen, um mit der Mühe, die er auf diese verwandte, das Vaterländische aufzuklären und zugleich damit Ruhm einzuernten. Wie er nun ganz und gar in den Wissenschaften der Natur lebte, beschloß er den großen sicilischen Mathematiker Francesco Maurolico von Messina zu erläutern, und so schrieb er im Jahre 1808 sein „Elogio di Francesco Maurolico".

Auf dieses Werk folgten seine Denkwürdigkeiten über das Leben und die Philosophie des Empedokles, eine höchst verdienstvolle Arbeit, welche ihm die Ehre eintrug, daß er im Jahre 1815 zum königlichen Historiographen ernannt wurde. Um diesem Titel nun auch wirklich Genüge zu thun, schrieb er im Jahre 1818 seine Topographie von Palermo, eine naturwissenschaftliche Untersuchung über den Boden Palermos, über die Höhe der die Stadt umgebenden Berge, über die Flüsse der Ebene und die Vegetation.

Es folgten im Jahre 1823 sein Discurs über Archimedes und im Jahre 1827 seine Fragmente des sicilischen Astronomen Archestratus. Nicht ohne das fleißigste Studium auch der griechischen Philologie vermochte der rastlose Mann solche Werke zustande zu bringen. „So viele Arbeiten", sagt hier sein Lobredner, „hatten Scinnà's Ruf hoch erhoben, und so viele Werke hätten wol unsern berühmten Autor ermüden und so großes Lob ihn sättigen und gleichsam zu einer ehrenvollen Ruhe auffodern mögen, aber sein unbezwungener Fleiß zog neue Kraft aus der Mühe und neue Glut aus dem Ruhm; und deshalb rüstete er sich troß alledem zu dem schwierigen Unternehmen, die gesammte Geschichte der Literatur Siciliens zu schreiben. Nun gehet und laßt euch sagen, daß das Klima Siciliens durch seine Hitze unsere Kräfte lähmt, und uns zu großen Werken der Arbeit und des Genies unfähig mache. Möge man denn auf unsere großen Männer und unter ihnen auf Scinnà sehen und den Schluß ziehen, daß die Ursachen, welche unsere Fortschritte aufhalten, wol ganz anderer Natur sind."

Wahrhaft schöpferisch und original betrat hier Scinnà ein Gebiet seiner vaterländischen Wissenschaft, welches kaum vorher einen Bearbeiter gefunden hatte, und er sicherte sich mehr, als er es durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten vermochte, die Unsterblichkeit und die dauernde Dankbarkeit seiner Nation. Ehe sich Scinnà der Literaturgeschichte Siciliens annahm, lag sie sehr im Argen, oder es gab vielmehr nur die Grundlagen dazu, nämlich den ältesten Versuch einer Geschichte sicilischer Literatur von Giovanni Ventimiglia in drei Büchern (1663) und das wichtige Sammelwerk des Giovanni Galeani „Le muse siciliane" (Palermo 1645), welches die besten antiken und modernen Dichter der Insel in vier Büchern zusammenfaßt und eine unentbehrliche Hülfsquelle ist. Was man übrigens noch im 18. Jahrhundert in Sicilien in die Literaturgeschichte mit einbegriff, zeigte mir auf das ergötzlichste ein Buch vom Jahre 1756, betitelt: „Memorie per servire alla storia letteraria di Sicilia", wo das Titelkupfer eine zweiköpfige Mißgeburt vorstellt, die im Jahre 1755 in Palermo geboren wurde (Humanum monstrum natum Panhormi pridie nonas Decembr. an. 1755).

Mit einem erstaunlichen Fleiße hatte schon Mongitore seine „Bibliotheca Sicula" zusammengestellt (1707—14), ein Lexikon der sicilischen Schriftsteller von den Griechen bis auf das 18. Jahrhundert in alphabetischer Ordnung; aber dieses wichtige Werk ist keine Literaturgeschichte. Nun unternahm es Scinnà zunächst, die Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts, die Blütezeit des neuern literarischen Siciliens, zu behandeln, und gab vom Jahre 1824—27 seine drei Bände „Prospetto della storia letteraria di Sicilia nel secolo decimottavo" heraus. Er gab in diesem vortrefflichen Werke, welches ihm und Sicilien zu großer Ehre gereichte, die Entwickelung der geistigen Cultur seines Landes in diesem Abschnitte nach allen Richtungen und schuf eigentlich eine neue Wissenschaft für sein Vaterland. Ohne Zweifel schwebte ihm als Muster die große Literaturgeschichte Italiens von Tiraboschi vor, und sein ungeheures Wissen in vaterländischer Literatur hätte ihn wol befähigt, Das für Sicilien zu sein, was jener Gelehrte für Italien geworden ist, wenn ihm der Tod Zeit gelassen hätte, seinen Plan vollständig auszuführen.

Denn nachdem er jenes Werk beendigt hatte, beschloß er nun die Geschichte der sicilischen Literatur von dem Zeitalter der Griechen zu beginnen und über die Araber und das Mittelalter hinweg bis zum 18. Jahrhundert fortzuführen, um das Ganze also zu vollenden. Er schrieb demnach seine „Storia letteraria di Sicilia nei tempi greci", von welcher er noch bei seinem Leben die erste und zweite Periode veröffentlichte, und die dritte eben bis auf Archimedes gebracht hatte, als ihn am 13. Juli 1837 die Cholera hinwegraffte, in einem Alter von 72 Jahren.

Das Werk, welches sich durch seine schon vorher beschriebene Abhandlung über Archimedes glücklich vervollständigt, wurde im Jahre 1840 in Neapel in einem Bande gedruckt.

Dies also sind Domenico Scinnà's Werke und seine Verdienste um die wissenschaftliche Cultur Siciliens. Darf ich, der ich erst den kleinern Theil seiner literarischen Arbeiten kenne, mir ein Urtheil über ihren Geist und Charakter erlauben, so ist es dieses: sie zeigen uns

einen Gelehrten von ungeheurer Kenntniß seines umfassenden Gegenstandes, von einer schlichten Einfachheit der Behandlung, von angenehmer Darstellungsgabe; ein klares Denken und einen überschauenden Verstand, einen logisch ordnenden Kopf; aber es springen auch unleugbare Mängel in die Augen: nicht immer philosophische Auffassung, oftmals Mangel an tieferer Kritik, welcher vollends eine zu hitzige Vaterlandsliebe häufig schadet; endlich breite und oft bis zur Langeweile ausgesponnene Wiederholungen schon gesagter Gedanken, ein Fehler, welchen Scinnà mit vielen italienischen Gelehrten und zumal mit denen theilt, welche im Rock des Abbate schreiben.

Sein Plan zu einer vollständigen Literaturgeschichte Siciliens ist übrigens wiederaufgenommen worden, und man kündigt uns das umfassende Werk des Jesuiten Narbone an, von dem die bibliographische Einleitung in diesem Jahre bereits erschienen ist.

Ich will nun meinen Lesern das Bild des größten Nationaldichters der Sicilier, des Giovanni Meli von Palermo geben, welcher Scinnà's Zeitgenosse war. Die locale wie sprachliche Abgeschiedenheit Siciliens ist schuld, daß Meli und die moderne Poesie der Sicilier, so auf dem italienischen Festlande wie bei uns, wenig gekannt ist; die großen Literaturwerke Italiens haben auf sie nur in der oberflächlichsten Weise Rücksicht genommen und fast nur das 12. und 13. Jahrhundert behandelt. Weil nun Meli der Gipfelpunkt und die nationale Blüte der Poesie Siciliens ist, ist es nothwendig, in der Kürze auch seine Vorgänger zu betrachten.

Die romanische Poesie der Sicilier hat drei Blüteperioden gehabt, im 12. und 13. Jahrhundert; im 16. und 17. Jahrhundert; endlich im 18. und 19. Jahrhundert, welchem Giovanni Meli angehört.

Die erste Periode ist die der normännischen und der schwäbischen Herrschaft auf jener schönen Insel, und wir wissen Alle, daß damals am Hofe Palermos, zumal unter dem Schutze des jungen Friedrich II., die poesia volgare der Italiener sich entwickelte. Der Hof von Palermo wurde wie einst Syrakus zur Zeit des Hieron ein Sammelpunkt der glänzendsten Geister. Aber wie seltsam anders waren die Zeiten geworden. Araber, Stammverwandte der Punier, waren nun die Hüter, ja die Erklärer griechischer Literatur; die Weisheit der Hellenen lernte nachstammelnd ein unwissendes Geschlecht; die Poesie war erstorben, der Begriff von einer Tragödie des Aeschylos, Sophokles und Euripides, von einem Epos des Homer, von einer Erhabenheit des Pindar'schen Gesanges, der Begriff von dem Höchsten der Poesie war geschwunden. Die große Ordnung der natürlichen und sittlichen Dinge, welche den Griechen zum Gesang entzückte, ward nicht mehr begriffen. Der Mensch fing gleichsam von vorn an sich zu bilden, und begann seine innere Welt, sein lyrisches Gemüth in künstlichen Formen auszusprechen. Die Liebe hat ihn wie der platonische Eros wieder zur Kunst geführt, und die erotische Poesie der Sonette und Canzonen hebt eine neue Periode innerer Cultur an. Die arabische Dichtkunst, die Madonna und Platon haben, so möchte ich sagen, die romantische Poesie erzogen.

Es ist nun allgemein bekannt, daß der Hof Friedrich's II. in Palermo die Wiege der italienischen Poesie wurde, daß Sicilier die ersten Dichter waren, welche es wagten in der italienischen Volksmundart zu dichten, welche deshalb auch die sicilische oder die höfische (aulico) hieß, weil sie durch die Aula von Palermo zuerst geadelt ward. Das haben alle Schriftsteller über die Geschichte der italienischen Literatur längst zugestanden, von Dante bis Tiraboschi und Maffei. Dante spricht darüber in seiner Schrift „De volgari eloquentia":

Alles, was die Italiener dichten, wird sicilisch genannt. Aber dieser Ruhm des Landes Trinacria scheint, wenn wir recht seine Bedeutung beachten, nur den italienischen Fürsten zur Schmach sich erhalten zu haben, welche nicht auf heroische, sondern auf plebejische Weise ihrer Hoffahrt folgen. Weil doch die berühmten Heroen der Kaiser Friedrich und sein wohlgeborener Manfred dem Adel und der Gerechtigkeit ihrer Art huldigend, solange das Glück es erlaubte, der Menschlichkeit nachlebten und das Brutale verabscheuten, weshalb Alle, die mit einem edeln Herzen und mit Gaben der Grazien beschenkt waren, der Majestät so großer Fürsten nachzugehen sich bemühten. Weil nun Alles, worin zu ihrer Zeit ausgezeichnete Lateiner glänzten, zu allererst aus der Aula so großer gekrönter Herren hervorging, und weil Sicilien ein königlicher Boden war, so geschah es, daß Alles, was unsere Vorfahren in der Volkssprache (vulgariter) hervorbrachten, sicilisch genannt wird; und das haben wir beibehalten und auch unsere Nachkommen werden es nicht ändern können.

In derselben Schrift führte Dante einmal Verse des Siciliers Ciullo an, ohne ihn zu nennen, nur um an ihnen die Verderbtheit dieser Sprache aufzuweisen. Und trotzdem singen doch Friedrich, Manfred, Enzius, Pier delle Vigne, die höchsten und weisesten Männer und der ganze Schwarm sicilischer Dichter in dieser lingua volgare! Jenes alte Sicilisch scheint übrigens dem heutigen Volksdialekt und der Sprache Meli's sehr nahe stehend, wenn man nämlich auch aus alten Urkunden den Schluß ziehen darf. Ich gebe eine der ältesten Urkunden, vom Jahre 1143, ein Document über den Verkauf von vier sarazenischen Bauern durch Pietro Marchesi an Teodorus Antiochenus für das Kloster des S. Niccolò, aus dem Archive der Kathedrale von Palermo (Mongitore, „Bullae", 26, und Morso, „Palermo antico", N. 6. 344). Der Urkunde geht der Text in griechischer und lateinischer Sprache voran, dann folgt ein Transumptum in die lingua rustica:

Eo petro de marchesi videndo chi lu nobili misser Theodoro anthiocu edificao et fundao la ecclesia et monasterio, et per devotioni et servitio di lo omni potenti deo: et dilo glorioso sacerdoto santto nicola fora la citati di palermo a la via di Corleoni et misichi abbati et devotissimi monachi per servitio di lo ditto monasterio. et eu petro di Marchesi per devottioni de quisto santto nicola et per servitio di la ditta ecclesia dugno et lasso di li mey servituri et scavi quattro scavi masnili, li quali si chamano luno yoas, et laltro si chama benenj: e laltro chasen; et laltro abdelaxa tutti quisti li dugno et lasso ala supraditta eccclesia di santto nicola preditta per serviri sempri per parti mia et di la mia eredi in vita loro, chi non si pozano

mai dimandari ne eu ne alcunu di li mei heredi; e tutti quilli chi volissiro chercari et livari li ditti scavi di la supraditta ecclesia pozana haviri la maledittioni di lo omnipotenti deo, et di tutti li santi patri, et di lo glorioso sancto nicola, scripto ej lu presenti testamento innanti li nobili soprascritti testimonj.

Folgen die Zeugenunterschriften und das Zeichen des Kreuzes für die nicht schreibekundigen vier Araber. Diese Urkunde lehrt zugleich, daß man damals noch Leibeigene aus der freien Hand verkaufen konnte. Im griechischen Text ist die Verkaufssumme angegeben, nämlich 200 Tarener und ein Pferd.

Die Verwandtschaft dieser Sprache mit dem heutigen Sicilisch ist augenscheinlich, wie es auch interessant genug ist, sie mit der Sprache der ältesten sicilischen Dichter zu vergleichen. Es ist bei uns in Deutschland auch neuerdings, in den verwichenen Decennien, Manches für die altsicilische Literatur geschehen, und jene Gesänge sind auch besonders in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart herausgegeben, wie sie sich in Leon Attacci's und Crescimbeni's Sammlung und in den „Discorsi" des Rosario di Gregorio finden. Von diesen ältesten sicilischen Sängern kennen wir also den Notar Arigo Testa da Lentini, den Ciullo von Alcamo, den Richter Guido delle Colonne von Messina, Odo delle Colonne, den Notar Giacomo von Lentini, Inghilfredi, Mazeo di Ricco von Messina, Ranieri und Rugierone von Palermo, Stefano Protonotar von Messina, Tomaso Saro von Messina und die Monna Nina. Palermo, Messina und Lentini sind hier allein vertreten, aber weder aus Syrakus noch aus Agrigent läßt sich mehr eine Sangesstimme hören. Der fruchtbarste und lieblichste Sänger von ihnen ist der Notar Giacomo von Lentini, von dem mehre Canzonen und 15 Sonette übrig sind, welche alle andern an Grazie und Naivetät übertreffen. Sie bringen eine Wirkung hervor wie Bilder von Masaccio und Sandro Botticelli. Ich kann es mir nicht versagen, eins seiner Sonette (aus dem 13. Jahrhundert) hier zu übersetzen.

Ich hab's gelobt, von Herzen Gott zu ehren,
Auf daß ins Paradies ich möcht' gelangen,
Zum heil'gen Ort, von dem ich sagen hören,
Daß eitel Lust und Wonne darin prangen.

Doch sollt' ich meine Herrin dort entbehren,
Ihr blondes Köpfchen und die lichten Wangen,
Von ihr getrennt in jenen sel'gen Sphären,
Trüg' nach dem Paradies ich kein Verlangen.

Doch sag' ich dieses nicht mit solchem Weinen,
Als wollt' ich eine Sünde dort begehen,
Nur möcht' ich ihrer Augen holdes Scheinen,

Den süßen Leib, das klare Antlitz sehen;
In diesem Blick würd' alle Lust sich einen,
Säh' ich in Wonne meine Herrin stehen.

Der Gesang, den die helle Stimme Friedrich's und Manfred's von Sicilien, von dem leider kein Lied auf uns gekommen ist, geweckt hatte, schwand bald mit der Jugendblüte Siciliens und erstarb in den fürchterlichen Zeiten der Anjou und jener Kriege, welche die Sicilische Vesper über das schöne Land brachte. Die Poesie schwang sich über die Meerenge nach Italien, erweckte dort zuerst die Bologneser und Toscaner zum Gesange und vollendete sich im Petrarca. Sicilien hat den großen Ruhm, die neuitalienische Sprache und Poesie zuerst in höherm Geiste geadelt zu haben, aber es blieb dann hinter Italien zurück und trat in dasselbe secundäre Verhältniß zu seinem großen romanischen Mutterlande, wie einst zu seinem ältern Mutterlande Hellas; und wie in der dorischen Periode der eigenartige sikeliotische Dialekt Sicilien von den Hellenen trennte, trennt die Sicilier heute noch viel mehr von Italien der jetzige platte sicilische Dialekt. Wir werden bald sehen, daß die nationale Poesie Siciliens, welche ihre italienische Periode ebenso mit dem erotischen Liede und der künstlichen Strophe begann, wie sie ihre griechische Periode einst mit dem Strophensänger Stesichorus begonnen hatte, wiederum auch in der Lyrik und dem Hirtenliede das Höchste geleistet hat, was sie überhaupt zu leisten vermochte, und dies eben in Giovanni Meli, dem Zeitgenossen Alfieri's.

Die zweite Blüteperiode sicilischer Poesie begann mit dem 16. Jahrhundert; die Anregung ging nun von Italien aus, wo die Dichtkunst ihr goldenes Zeitalter begonnen hatte. In dem nahen Neapel dichtete eben der berühmte Sannazar seine „Arcadia" und schuf die bukolische Gattung, welche durch Theokrit Sicilien eigenthümlich angehörte. Auch daß Sannazar es nicht verschmähte im Dialekte Calabriens zu singen, war für die Sicilier bedeutungsvoll. Er übte eine nachhaltige Wirkung aus, und Guarini, Tasso, Molza, Baldi fanden in Sicilien zahllose Nachahmer. Die bukolische Dichtung, die Canzone, das Melodrama wurden nun eifrig gepflegt, und wiederum mußte Berni mit der poesia giocosa einen dauernden Einfluß auf den Charakter einer Nation gewinnen, welche schon zur Zeit Cicero's in dem Rufe scharfsinnigen Witzes stand und wegen ihrer Neigung zum Burlesken allgemein bekannt war.

Die poetische Entwickelung Siciliens in jener Periode hat daher ganz dieselben Erscheinungen wie jene Italiens, nur ohne dessen Größen. Die Akademien wurden auch dort die Pflanzschulen der Rimatori, und vor allen war es die Academia degli Accesi, welche in Palermo um das Jahr 1568 gestiftet wurde unter der Regierung des Vicekönigs Don Fernando de Avalos. Ihr Symbol war der wachsende Mond mit der Umschrift „Revertens colligit ignes". Die Sammlung ihrer Dichter ist nicht minder zahlreich wie die der Reimkünstler der römischen Arkadia.

Hier nun erhob sich ein bedeutender, für Sicilien Epoche machender Dichter, welcher den Ehrentitel Poesis Siculae Magister et Princeps führt. Es war Antonio Veneziano von Monreale, aus dem edeln Geschlecht der Olor, im Jahre 1593 geboren. Das Leben dieses genialen Mannes gleicht einem Romane und könnte wol reichen Stoff zu einer romantischen Behandlung geben. Seine wissenschaftliche Ausbreitung und seine Talente machten ihn zu einem Wunder, und in allen italienischen Landen war er berühmt und gefeiert. Er dichtete in vier Sprachen: toscanisch, spanisch, lateinisch und sici-

lisch. Es ist eine im Charakter jener Zeit wohlbegründete Erscheinung, daß die Dichter Siciliens, obwol ihr Vaterland einst die lingua volgare Italiens zur Sprache der Poesie erhoben hatte, doch aufhörten in ihr zu dichten und jenen Weg verließen, welchen Ciullo von Alcamo und Giacomo von Lentini betreten hatten, und sich lieber an die lateinische, ja selbst an die spanische Sprache hielten. Denn nur äußerst selten sind vor Veneziano Gedichte in sicilischer Mundart. Er nun hat das große Verdienst um Sicilien, den einheimischen Dialekt fortan wieder zur nationalen Dichtersprache gemacht zu haben. Nachdem er lange in andern Sprachen gesungen hatte, ergriff er glücklich die sicilische Mundart, reinigte sie, machte sie poetisch dehnbar und wurde die bleibende Sprachquelle aller sicilischen Dichter der Folgezeit, selbst noch des Giovanni Meli.

Veneziano dichtete viele Epigramme und Canzonen, weltliche, geistliche, burleske Lieder, schrieb eine Sammlung von sicilischen Sprüchwörtern in Ottavreimen, in Terzinen eine Symbolik der Farben, und andere Gedichte, wie die „Coronaria" und „Il puttanismo". Mongitore und Crescimbeni sind voll seines Lobes und rühmen namentlich seinen geistreichen Witz, seine genialen Motive, die ihm andere Dichter abborgten, seine Majestät wie seine liebliche Grazie. Seine Satire war allgemein gefürchtet, und indem er sie auch an der Regierung ausließ, büßte er seinen Witz mehrmals im Gefängnisse. Er starb auch in Ketten und Banden. Eben wollte Torquato Tasso nach Sicilien hinüberschiffen, um die persönliche Bekanntschaft des berühmten Poeten zu machen, als er hörte, daß ihn der beleidigte Vicekönig, Graf Albedelista in den Thurm von Castellamare bei Palermo geworfen habe. Eines Tages nun fiel Feuer in die Pulverkammer dieses Castells, wo der Dichter gefangen saß, und unter den Trümmern der zerspringenden Mauern fand Veneziano seinen Tod, zwei Jahre vor Tasso, 1593. Man sagt, er selbst habe sein Ende prophezeit. Als man den Todten hervorzog, weinte der Vicekönig vor seiner Leiche, aber die Thränen weckten sie nicht mehr auf. Der Schädel des Poeten stand lange Zeit in der Kirche Santo-Viti in Monreale öffentlich aus mit der Inschrift: „Hoc est caput bonae memoriae Antonii Venetiani de civitate Montis Regalis." Er selbst aber hatte sich diese stolze Grabschrift gedichtet:

Exanimem tumulo sculptum qui cernis Olorem
Hanc tumbam vates Vinitianus habet.
At cum vate jacet bona Musa et docta Minerva,
Tres vixere simul, tres tegit urna simul.
Obiit longiori aevo non indiguis XIX Augusti anno ab orbe repar. MDXCIII.

Veneziano machte also in derselben Zeit für die Poesie Siciliens Epoche, in welcher Tommaso Fazello die geographische, historische und antiquarische Wissenschaft seines Vaterlandes schuf.

Neben ihm blühten auch noch andere Dichter, von denen einige bedeutend waren, wie Mariano Bonincontro, Sebastiano Bagolino, Giovanni Vitale und Francesco Potentiano, Maler und Dichter zugleich wie Salvator Rosa, von Marc Antonio Colonna, dem Vicekönige Siciliens in Palermo, feierlich gekrönt, und von Philipp von Spanien berufen, die Säle des Escurial auszumalen. Er schrieb ein Heldengedicht: „La destruzione di Gerusalemme dall' imperatore Tito Vespasiano"; ich nenne es nur deshalb, um zu zeigen, daß Tasso auf die Sicilier eingewirkt hatte. Potenziano schrieb es in toscanischer Sprache.

Nach Veneziano wurde nun der Parnaß Siciliens von einer zahllosen Schar von Rimatori in sicilischer Mundart bevölkert, und das 17. Jahrhundert ist in Sicilien so reich an Poeten wie es Italien ist. Es sind lyrische Poesien in dem Charakter jener Zeit, Pindar'sche Hymnen, bukolische Gedichte, Anakreontisches, Fischerlieder, burleske Canzonen, Melodramen, geistliche Tragödien, Pastoralkomödien. Wohl uns, daß wir sie nicht zu lesen brauchen. An den Höfen der Vicekönige in Palermo, wo es an übertriebenem Pomp und schwelgerischen Festen niemals fehlte, wurden spanische, italienische, nationalsicilische Melodramen und Komödien aufgeführt; der einst berühmte Lorenzo Arpo dichtete für die Hochzeit des Vicekönigs Carlo d'Oria di Tursi im Jahre 1650 seine Pastoralkomödie „La pellegrina d'amore", und man sah damals die Rollen von den höchsten Baronen des Landes und den edelsten Frauen vorgestellt, wie es eben an allen andern Höfen jener Zeit Sitte war.

Besonders berühmt als Dichter solcher Komödien war der Syrakusaner Francesco Antonio Arezzo (gest. 1672), von welchem „Amurat", „Corinna", „Lo schiavo" und andere Dramen herrühren, die sich in nichts von dem Charakter der italienischen dieser Periode unterscheiden. Aber auch nationale Stoffe machten sich bemerklich: so Chiarenza's „L'incendio del monte Etna", ein allegorisches Gedicht in Ottavreimen; so Spatafora's Heldengedicht „Rogiero in Sicilia", von Ariosto angeregt; so endlich des Pier Fulloni von Palermo episches Gedicht „La Rosalia" in Ottavreimen und seine vielen andern Hymnen auf diese gefeierte Nationalheilige von Monte Pellegrino. Fulloni war ein berühmter Naturdichter, ursprünglich ein Steinhauer, mit einer unerschöpflichen poetischen Ader begabt und einer der fruchtbarsten Poeten Siciliens, welchen auch Giovanni Meli in einem seiner Gedichte rühmend nennt. Er starb 1670.

Pier Fulloni theilte den Ruhm mit seinem berühmten Zeitgenossen Simon Marchese Rao und Requesenz, einem edeln Palermitaner, der 1609 geboren war und 1659 als Bischof starb. Er war ausgezeichnet als Gelehrter, als Mathematiker, Astronom, Mediciner, Theolog und Redner, und dichtete zugleich toscanisch, lateinisch und sicilisch. Seine Canzonen in sicilischer Mundart haben ihn unsterblich gemacht, und wie Veneziano wurde auch Rao eine classische Sprachquelle des Dialekts, woraus Meli schöpfte. Seine „Rime" wurden vollständig herausgegeben in Neapel 1781.

Dies waren also die namhaftesten Dichter, welche Giovanni Meli voraufgingen, dem eigentlichen Natio-

naldichter Siciliens im vollen Sinne des Worts, der für jene Insel Das ist, was Dante, Tasso, Ariosto und Petrarca für das italienische Festland bedeuten. Wie die Verse dieser großen Dichter überall in Italien im Munde des Volks leben, leben die Gesänge Meli's in allen Thälern und Bergen Siciliens. Die Stanzen des Tasso hört man freilich kaum mehr wie ehedem am Lido und Rialto von Venedig, aber wo man auch in Sicilien sein mag, auf dem Golf von Palermo, oder im Hafen von Syrakus, überall kann man die reizenden Fischerlieder Meli's singen hören. Seine in wohlfeilen Ausgaben gedruckten Poesien sind das allgemeine Erbauungsbuch des sicilischen Volks, in dem es sein nationales Wesen, seine Natur und seine Cultur von den Hellenen bis auf das 19. Jahrhundert, seinen Ruhm wie sein Elend in einem poetischen Spiegelbilde wiedererkennt, und worin es zugleich des Reichthums seiner eigenen Sprache sich bewußt wird. Man kann sagen, daß Meli's Gesänge ein wahrer Tempel der sicilischen Nationalität sind, und daß Sicilien in ihnen wie seinen Ausdruck so seine Schutzwehr gegen die Zwingherrschaft Neapels gefunden hat; denn die Dichtungen des Giovanni Meli sind in ihrer populären Verbreitung, mehr noch als es die patriotische Wissenschaft sein kann, ein ideeller Act der nationalen Befreiung und Absonderung Siciliens von dem verhaßten Neapel.

Dieser Mann nun wurde in Palermo am 4. März 1740 geboren. Seine Jugend fiel in jene denkwürdige Epoche, wo unter Karl III. von Bourbon und Ferdinand seinem Sohne die Geister Neapels aus einer langen Lethargie mit einem male zu einem bewundernswerth rüstigen Leben aufwachten. Wie wir schon gesehen haben, regte sich da auch in Sicilien ein neuer patriotischer Sinn, ein wissenschaftlich allgemeinthätiger Geist. Von dieser Strömung wurde Meli in den empfänglichsten Jugendjahren wohlthätig mit ergriffen. Er studirte in Palermo die Medicin und beschäftigte sich eifrig mit der Philosophie Wolf's, welche damals auch in das heiße Sicilien eingedrungen war. Seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien schimmern deshalb in vielen seiner Gedichte durch, in denen er im Sinne der damaligen Zeit moralische Fragen didaktisch oder scherzhaft abgehandelt hat. Bald entschied sich sein dichterisches Talent, das später in ewigem Kampfe mit seinem Berufe und mit seinen ärmlichen Lebensverhältnissen lag. Mit leidenschaftlichem Eifer wandte er sich an die italienischen Classiker, von denen seinem heitern Naturell Ariosto am meisten zusagte. Seine ersten Gedichte schrieb er auch in toscanischer Sprache; sie erwarben ihm Beifall und Gönner, und zu seinem Glücke die Aufmerksamkeit des Prinzen Antonio Lucchesi Palli von Campofranco, eines glühenden Patrioten, welcher den jungen Poeten in die literarische Akademie hineinzog, die er in seinem Hause zu Palermo um sich versammelte. Seinem Gönner zu gefallen stand nun Meli von der Poesie in italienischer Sprache ab und entschloß sich zu seinem und Siciliens bleibenden Ruhme fortan nur im Dialekt des Volks zu dichten.

Die sicilische Mundart hat für ein toscanisch gewöhntes Ohr etwas durchaus Fremdes und Verwildertes, sie steht von dem Hochitalienischen noch weiter entfernt als der Dialekt von Neapel und der von Calabrien, welcher zwischen dem Neapolitanischen und Sicilischen die gerade Mitte einnimmt. Alle drei Mundarten sind sich nahe verschwistert, sie sind eben die drei größern Sprachzweige von Süditalien, Mischlinge aus dem Italienischen, Griechischen, Arabischen und Spanischen, wie die Völker eben selbst, die vom Liris herab bis zum Kanal von Afrika ansässig sind. In allen diesen Dialekten hat das Italienische eine große Ueberwältigungskraft und Assimilationsfähigkeit über die fremden Zusätze bewiesen, und namentlich ist es auffallend, daß trotz Jahrhunderte langer Herrschaft der Spanier diese Dialekte dem Spanischen so kräftigen Widerstand geleistet haben, während doch die Sprache der Sarden sehr stark hispanisirt worden ist. Ich nehme irgend einen Vers Meli's, um zu beweisen, daß sich das Italienische darin noch immer voll heraushört:

'Nargintata l'acquazzina
'Ntra li pampini spicchìa
Lu so lumi, o Dori mia,
Nesci prestu, e vinci tù.
Jamuninni a lu to gratu
Fertilissimu jardinu,
Tu lu sai quann' è mattinu
La campagna piaci cchiù.

Einen auffallenden Contrast von Rauheit und Sanftheit zeigt eben dieser sicilische Dialekt; er ist ebenso hartklingend als wieder ungemein weich und graziös, sodaß er bisweilen sogar an die lieblichste Mundart Italiens, an das Venetianische erinnert. Die Sicilier verdoppeln gern einige Consonanten, wie die Calabresen und manche Stämme Sardiniens; sie haben sehr häufig das dd, welches ihnen nicht nachzusprechen ist, das nn, mm und cc. Wo der Italiener bb hat, verwandelt es der Sicilier in gg; das glia wird in das harte gghia verwandelt; und wiederum wird das harte italienische gg in ein j, das nd in nn erweicht, das ll durchweg in dd abgeplattet. Viele Wörter, die im Italienischen mit pi beginnen, lauten im Sicilischen wie im Neapolitanischen mit chi, z. B. chiantu statt pianto, più lautet stets cchiù in ganz Süditalien. Vorherrschend ist endlich die Abdumpfung des Stammvocals o in u, und die Verbalendung ari, iri, weil der Sicilier nur zwei, nicht wie der Italiener drei Conjugationen hat.

Die sprachliche Fülle und schöpferische Bildungskraft des Sicilischen ist ungemein groß, wie die des neapolitanisch-calabresischen Dialekts. Diese Mundarten sprudeln über von geistreichen, humoristischen, phantastischen Wendungen und Tropen, wie man sie im Munde der Lazzaroni alle Tage hören kann; sie sind in charakteristischen Idiotismen unerschöpflich, welche keine Cultursprache nachzuempfinden vermag. Sie sind die wahrhaft komischen oder vielmehr mimischen Sprachen Italiens, und ich nenne das Sicilische eine mimische Sprache hauptsächlich auch in Erinnerung an jene alten Mimen des Syrakusaners Sophron,

des Schöpfers der Volkskomödie. Sophron's komödienartige Scenen oder Dialoge, welche Handlungen aus der gewöhnlichen Häuslichkeit und dem öffentlichen Verkehr darstellten, ahmten bekanntlich die dorische Redeweise des gemeinen Mannes nach. Ihre Lebhaftigkeit, Laune und poetische Kraft machten sie zu einer allgemein beliebten Ergötzung des Volks, und Platon selbst war, als er nach Syrakus kam, von ihnen so sehr betroffen, daß er es nicht verschmähte sie zu studiren und für seinen Dialog zu benutzen. Nach seinem Tode fand man sogar die Mimen Sophron's unter seinem Kopfkissen. Es ist unbezweifelt, daß diese dorische Volkssprache sich zum Hochgriechischen des Platon und Euripides damals gerade so verhielt, wie sich der heutige Dialekt von Sicilien und Neapel zum Hochitalienischen des Tasso und Ariosto verhält, und daß jene Mimen im vollen Sinne Das waren, was heutzutage das Pulcinellatheater in Italien ist.

Nun griff Giovanni Meli mit dem allergrößten Glücke in die Sprachfülle des Volksdialekts von Sicilien. Er studirte seine berühmtesten Vorgänger Veneziano und Rao, und noch mehr lernte er von dem Volke selbst auf der Gasse und dem Markte. Er nahm die ausdrucksvollsten Sprachwendungen des gemeinen Mannes kühn in die Poesie auf, das Sprüchwortliche, Sentenziöse, Bilderartige; er veredelte zugleich die Sprache, und gab den Beweis, daß sie für alle poetischen Gattungen und Stile wohlgeeignet sei, daß sich der melodiöseste Zauber des Liedes, der Ernst des Didaktischen und die Feierlichkeit selbst des Hymnischen in ihr wiedergeben lasse. So ist der Genius der Sprache in Meli ganz und vollständig, und das allein macht ihn schon zu einem großen Poeten und nun gar zu einem unsterblichen Nationaldichter Siciliens, denn der Sicilier findet in Meli's Poesien seine Sprache und Denkweise zu einer idealen Form gleichsam über sich erhöht. Die Sphäre, in der er sich bewegt, bleibt immer durchaus volksthümlich; seine Poesie wurzelt in der Natur und der Sitte des Landes, und die beiden großen Culturhälften, in welche Sicilien zerfällt, die griechische und die italienische, erscheinen in Meli in einer nationalen Einheit. Dies aber würde vom philosophischen Standpunkte aus die charakteristische Stellung Meli's sein; so würden wir Deutsche sie etwa bezeichnen, wenn wir eine Literaturgeschichte Siciliens schrieben. Es ist gewiß merkwürdig wie in Giovanni Meli Theokrit und selbst auch Sophron, endlich Anakreon wieder in romanischem Gewande ganz lebendig geworden sind, nicht als hohle arkadische Spielereien und Nachgeklingel, wie sie in Italien seit dem 16. Jahrhundert allgemein poetische Manier waren, sondern als wirkliche Lebensäußerungen des sicilischen Wesens, welche im Charakter der Landesnatur ihren dauernden Bestand haben müssen.

Das bukolische Gedicht hat in dem einsamen, schönen Insellande seine Entstehung und classische Vollendung gefunden. Die Hirtengesänge der Sicaner und Siculer waren uralt; bei ländlichen Festen sang man sie zur begleitenden Sackpfeife und beim Tanz; da figurirte beständig die Geschichte des schönen Daphnis, der in grauen Zeiten die bukolische Dichtung selbst soll erfunden haben. Wie sich nun aus den rohen ländlichen Possen der Bacchusfeste die Komödie des Epicharmos zu einer Kunstgattung erhob, so bildete sich auch das Hirtengedicht künstlerisch aus. Seine kunstgemäße Gestalt aber schrieb man dem Stesichorus von Himera zu, dem größten lyrischen Dichter Siciliens, welcher zuerst die Liebe des Daphnis in bukolischen Liedern soll besungen haben. Endlich gab Theokrit von Syrakus den Hirtengedichten ihre classische Form, und er wurde sowol für die Römer als für das Mittelalter und die neuere Zeit, für Virgil, Tasso, Guarini, Sannazar, für Voß und Geßner und für Meli von Palermo das bleibende Muster.

Als Giovanni Meli geboren wurde, blühte die Schäferpoesie noch in aller Welt, zumal in Italien. Daphnis, Meliboeus, Tirsis, Doris und Phyllis und wie alle diese verliebten Schäferinnen heißen mögen, füllten die Hoftheater und die Almanache; die Welt war zum Arkadien geworden. Wir wissen, wie lächerlich dies Arkadien war, wie Unschuld und Natur in gepuderten Haaren, im Reifrock, mit geschminkten Wangen und Schönpflästerchen und mit den geistreichsten Phrasen in diesen Schäfereien umherliefen. Man dichtete damals „polyphemische Sonette". Weil nun der Schäferpoesie aller Grund und Boden in der Wirklichkeit fehlte, wurde sie lächerlich, und das Publicum endlich übersättigt, wie das unserige es nächster Tage von den Dorfgeschichten sein wird, die freilich eine andere Realität für sich haben.

Aber ganz anders war es und ist es in Sicilien, und wenn je ein Dichter das Recht gehabt hat, theokritische Idyllen zu dichten und seinem Volke zur Erquickung anzubieten, so meine ich, war es ein Dichter in Sicilien, in dem Vaterlande der Hirtenpoesie. Wenn man heute dieses wonnige Eiland durchwandert, wenn man jene braunen Berge und Thäler von Enna und von Segesta, und wenn man die umgrünten Abhänge des Aetna durchstreift, so sieht man dort die Hirten unter ihren Heerden in derselben Gestalt wieder, wie sie Theokrit beschreibt, und horcht dem kunstlosen Spiel ihrer Flöte und ihrem Gesange. Im Angesicht solcher idyllischen Insellandschaften und im Anblick der griechischen Tempeltrümmer „schauend die wimmelnden Schaf' und das sikelische Meer" muß man den Theokrit, muß man den theokritischen Gesang Meli's vernehmen, um zu erfahren, daß diese altdorische Dichtungsart Sicilien ewig angehört. Denn wer kann wandern an dem „schlängelnden Fluß Himera" oder am Aetnageklüft und an Acis heiliger Quelle, ohne jauchzend in die idyllische Landschaft hinauszurufen: „Stimmet Gesang, o Musen, Geliebteste, Hirtengesang an!"

Meli's bukolische Gesänge, in Frühling, Sommer, Herbst und Winter getheilt, sind vortrefflich. Sie schweben nicht in der Luft; bis auf die althergebrachten theokritischen Namen sind sie sicilische Natur. Durch das leicht umgeworfene Gewand der alten Mythologie erscheint doch das volle natürliche Leben der Wirklichkeit

in allen seinen frischen Zügen; diese Hirten und Fischer leben wirklich; und Daphisis, Amor und Venus, Apollo nehmen sich in diesem Wildgarten der Poesie gerade so heimisch altehrwürdig aus, wie die griechischen von Lianen umschlungenen Säulen in der Landschaft Siciliens. Meli verläßt niemals den Boden der Realität; die ewigen Genrezustände auf dem Felde, im Hirtenhaus, wo das Schwein zum Mahle geschlachtet wird, und in der Fischerhütte, wo das Netz bei Gesang ausgeflickt wird, zeichnet er mit der derbsten Natürlichkeit und der rauhen, strotzenden Lebenskraft der Natur. Es gibt unter seinen Idyllen solche von einer so drastischen Naturwahrheit, daß eine feine Culturſprache verzagt, sie nachzusagen. An Theokrit reicht Meli nicht. Mit der durchsichtigen Schönheit und classischen Form des Syrakusaners hat er nichts gemein, und er darf danach auch gar nicht gemessen werden; denn wie sollte auch die italienische Sprache, nun gar der platte Dialekt des Siciliers hellenischer Formen und Maße fähig sein? Meli's Eklogen sind lose und gemischt in den Formen, entweder sind die Terzinen oder versi sciolti für Dialog und Erzählung, dann folgt der Gesang in den lyrischen Weisen der Italiener. Von Seiten der Form genügen sie schwerlich strenger Anfoderung, auch haben sie oft den Fehler des Weitschweifigen, der leider zum Jammer aller Freunde italienischer Literatur bei den Italienern unausrottbar scheint.

Wie gern sich sonst Meli an Theokrit anschloß, beweist auch seine Farsetta „Li Palermitani in festa", welche an Theokrit's Syrakusanerinnen beim Adonisfeste erinnert. Hier ist er sehr glücklich in komischer Redeweise und in drastischen Motiven, und zeichnet Art und Wesen des Palermitaners so trefflich charaktervoll, wie Theokrit das der Syrakusaner in seiner Mime. Und diese Gattung wäre denn die der Mimen Sophron's, welcher ja auch eine Farce „Die Zuschauerinnen bei den isthmischen Spielen" gedichtet hatte. Eine Mime ist auch Meli's „Didiramma", ein dithyrambisches, höchst ergötzliches Gedicht, das Trunkenbolde in einer Weinschenke reden und gestiren läßt, und schon allein hinreichen könnte, den sprachlichen Sprudel des sicilischen Dialekts anschaulich zu machen. Als Vorbild diente Meli in diesem Stücke Redi's berühmte Dithyrambe „Bacchus in Toscana". Francesco Redi, ebenfalls Arzt (er starb 1694) und Paolo Rolli waren überhaupt diejenigen Italiener, bei welchen Meli seine ersten Studien machte, und selbst seine lyrischen Maße stimmen mit den ihrigen meist überein, wie er überhaupt die üblichen Formen für Ode und Canzone von Italienern aufnahm. Aber Meli übertrifft seine Vorgänger weit an Melodie und Grazie, und wo er durchaus lyrische Gesänge dichtete, ist er oft von einer bezaubernden Schönheit. Auch hier erscheint in ihm Anakreon wirklicher und lebendiger wieder als in allen jenen Anakreontisten, wovon der italienische Parnaß wimmelt. Die Grille des Anakreon hat er so herrlich neu und eigen wieder umgedichtet, daß sie zu einem echt sicilischen Liede geworden ist; auch ist ja die Cicade in der sicilischen Landschaft die wahre Musenkönigin, deren Lied in Berg und Haide unaufhaltsam, ich möchte fast sagen, flimmert, wie die sonnigschimmernde Luft jener himmlischen Zone.

In den Oden und Canzonen ist Meli am größten; da erreicht er eine Süßigkeit und einen Wohllaut, der dem Petrarca gleichkommt, und da wird auch der sicilische Dialekt in seiner reizenden Lieblichkeit schön. Weniger glückte Meli das Sonett, worin die Italiener unerreichbare Muster sind; seine Elegien dagegen sind oft sinnvoll und ansprechend; seine Capitel, Gedichte vermischten Inhalts, belehrend, heiter, komisch und burlesk, sind durch Mannichfaltigkeit und witziges Spiel der Phantasie anziehend. Nicht ohne Lachen wird man sein Lob auf den Floh und auf die Fliege lesen. In der poetischen Literatur Italiens sind Flöhe und Muskiten mehrmals Gegenstand humoristischer Behandlung gewesen, was Den nicht Wunder nehmen wird, der im Süden lebt, wo diese kleinen Plagegeister unentrinnbare Dämonen des Klimas sind. Giulio Cordara hatte schon vor Meli solche Capitoli: „La pulce", „La mosca" und „La zanzara", gedichtet, wie man es im „Parnasso italiano" finden kann, wo die sehr zierliche Vignette dazu Herren und Damen in den graziösesten Entflöhungsattituden dem Leser vorführt. Der heitere Sinn Meli's verschmähte auch solche Possen nicht. Ueberhaupt nimmt er das Leben wie ein echter Südländer; er ist leicht, heiter und natürlich. Selbst in seinen Satiren herrscht der heitere Humor vor, und so sind auch seine „Moralischen Fabeln" leicht und heiter, die sich jedoch nicht über das Gewöhnliche erheben, was in dieser breitgetretenen Gattung vor ihm auch in Italien gedichtet worden ist.

Ich begnüge mich hier, drei Lieder Meli's meinen Lesern vorzutragen.

Fischerlied.

Es flattert die Möve
Ueber die Riffe,
Kommet zu Schiffe,
Der Morgen bricht an.
Liebliche Mädchen,
Seht wie die Wellen
Sich rosig erhellen,
Nun steigt in den Kahn.

Stoßt in die Muscheln
Kräftige Töne,
Oceans Söhne,
Tritonen . . . Halloh!
Wölbige Grotten,
Laßt aus den Hallen
Dröhnend erschallen
Das Echo . . . Halloh!

Himmlische Klarheit
Weithin entzündet,
Seht, sie verkündet
Den heitersten Tag.
Ein frisches Lüftchen
Wie kaum es säuselt,
Die Welle sich kräuselt
Und flutet gemach.

Komm, komm, o Doris,
Reizende Holde,
Stimmchen von Golde,
Neues Peru.
Auf nun und sing' uns
Deine Canzone,
„Ein Ring, eine Krone,
Und ach! was dazu."

Nice, wohin doch?
Mit diebischen Blicken,
Wen willst du berücken,
Vollbusiges Kind?
Ihr Antlitz erwecket
Die Herzen zur Wonne,
Weckt doch die Sonne
Die Blumen geschwind.

Was soll ihr von Binsen
Das Kränzlein in Haaren,
Wenn sie zu fahren
Mit uns verschmäht?
Sie läßt uns schiffen,
Sie läßt uns wandern,
Mit einem Andern
Zum Fischfang sie geht.

Hauptmann Andrea
Ist unser Führer,
Der Klippendurchspürer,
Da kommt er herbei.
Er handhabt die Netze
Von sauberen Maschen,
Den Aal kann er haschen
So schlank er auch sei.

Kommt denn zu schauen,
Ob in den Reusen
Sich Fischlein erweisen,
Ein wimmelnder Wust.
Da glitzern und flitzern
Grundeln, Granelen,
Krabben, Makeelen,
O herrliche Lust!

Es locken die Wogen,
Es lockt uns die Kühle
Nach nächtlicher Schwüle,
Der Morgen bricht an.
Liebliche Mädchen,
Seht wie die Wellen
Sich rosig erhellen —
Nun steigt in den Kahn.

Die Philosophie des Anakreon.

Der ist weise, der sich nimmer
Ueber seinen Stand erhebt,
Und nicht buhlt um Glückes Lächeln,
Vor dem Wechsel nicht erbebt.

Der die süßesten Minuten,
Die das Leben uns geschenkt,
Schnell genießt und alle andern
In dem Malaga ertränkt.

In dem Saft des Syrakuser,
Der die Wangen taucht in Glut
Und die Grillen und die Sorgen
Niederschwemmt mit gold'ner Flut.

Ist das Schicksal unerbittlich,
Was gewinn' ich denn dabei?
Sei es gnädig, sei es grausam,
Immer leb' ich frank und frei.

Einen Schild für seine Schläge,
Blank geschliffen, stark und fein,
Wehr und Waffen führ' ich bei mir,
Flaschen, Becher und den Wein.

Selten ist die Lebensfreude
Und die Seligkeit der Welt,
Wie im Januar die Sonne,
Wenn der Hagel niederfällt.

Weil nicht Menschenwitz genüget,
Böser Sterne böse Wuth
Zu bezähmen, liebe Seele,
Bleibe frisch und wohlgemuth.

Eh' man keinen Trank erfunden,
Keine bess're Arzenei,
Gram und Traurigkeit zu heilen,
Bleib' ich dir, mein Bacchus, treu.

Und mit euch, ihr Hochgelahrten,
Geh' ich gleich die Wette ein,
Ob euch Bücher froher machen,
Oder mich ein Becher Wein.

Die Stimme.

In den Lüften fliegt ein Stimmchen,
Also lieblich, also linde,
Daß das Herz es sanft empfinde,
Leise, leise schwebt es auf.
Auf der Amorinen Flügeln
Wie's im Gleichgewichte schaukelt,
Steigt und fällt und zierlich gaukelt,
Wieder stillehält im Lauf.

Gleich als hätte es den Schlüssel
Aller Herzen und Gefühle,
Oeffnet, schließt es sie im Spiele
Mit der Anmuth Zauberbann.
Bis hinab zur Seele schlüpft es,
Hebt empor sie schmeichelnd leise,
In so liebesüßer Weise,
Die man nicht beschreiben kann.

Wenn es wehmuthsvoll und klagend
Körper leiht dem tiefem Grame,
Gibt selbst Amor's wonnesame
Harfe nicht so bangen Schall.
Wenn es lustig dann entflattert,
Wenn es ruht und wenn es trillert,
Scheint die Luft, als ob sie schillert,
Glanz und Jubel überall.

Wenn es abbricht eine Note,
Von den Grazien verführet,
Wird's dem Hörer als verlieret
Er den Odem auch dazu.
Wenn es endlich schwach und schwächer
Schwindet, stirbt im leisen Halle,
Reißt es um die Herzen alle,
Sag' es, Amor, sag' es du!

Ein so hochbegabter Geist wie Meli, der die menschliche Seele und die Natur der Leidenschaft wohl ergründet hatte und die positivsten Lebenserfahrungen besaß, mußte sich wol auch über das Lyrische hinaus zu größern Compositionen berufen fühlen. Da zeigt sich nun zum Drama bei ihm kein einziger Ansatz als in der mimischen Posse. Die Sicilier sind über das Melodrama und die Volkskomödie nicht hinausgekommen, soviel sie an Tragödiendichtern auch in alter wie in neuer Zeit

aufzuweisen hatten. Selbst nicht zur Zeit des Gelon und Hieron, als die Sikelioten durch den Sieg bei Himera sich in ihrer höchsten Nationalblüte entwickelten und ihr Land mit den herrlichsten Tempeln bedeckten, entstand dort eine nationale Tragödie. Sie waren für die tragische Poesie gleichwol sehr empfänglich, das beweist ihre Verehrung des Aeschylos, an dessen Grabe zu Gela noch lange sikelische Trauerspieldichter ihre Wettkämpfe hielten, und das beweist auch ihre leidenschaftliche Bewunderung des Euripides. Aber schon in dieser Liebe zum Euripides und seiner sentenziösen Rhetorik liegt das Wesen eines Volks ausgesprochen, welches den Gorgias und die geistreiche Redekunst der Sophisten überhaupt geschaffen hatte; natürlich mußte es sich der Poesie des Euripides nahe verwandt fühlen.

So sind, darf man sagen, die geistreichen Sicilier noch bis auf den heutigen Tag geartet; auch heute sind sie, und nicht allein aus Gründen des Dialekts, des höhern Dramas unfähig; die Idylle, das Lied und die Mime sind wie im Alterthum so heute die Dichtungsarten, welche ihnen die Natur geschenkt hat.

Aber zu epischen Gesängen entschloß sich Meli. Er dichtete deren folgende in Ottavreimen: „Die Fee Galanti"; „Der Ursprung der Welt"; „Don Chisciotti e Sanciu Panza." Alle drei sind scherzhafte Gesänge, oder vielmehr nur Stanzen, denn ihre innere Composition ist nicht strenge genug, um ein wahrhaftes Epos zu machen. Im ersten Gedichte schildert Meli seine Entwickelung zum Poeten in phantastisch-allegorischer Weise mit vielen Beziehungen auf griechisch-sicilische Mythen, unter denen er eine überaus komische, prächtige Schilderung des Polyphem entwirft. Die witzige Lebendigkeit der Sprache zeigt sich hier glänzend. Im zweiten Gedichte behandelt er scherzhaft in der Weise Berni's einige Philosopheme über die Kosmogonie. Das dritte Gedicht endlich in zwölf Gesängen ist schon darum merkwürdig, weil es die Beziehung Siciliens zu Spanien beweist, mit welchem die Insel so lange Zeit politisch verbunden war. In einer burlesken Manier werden da Sancho Pansa und Don Quixote in neue Abenteuer verflochten, welche oft sehr unterhaltend sind. Es lebt und wimmelt dieser sicilische Don Quixote von Burlesken, Fratzen, derb volksthümlichen Zoten, und ist eigentlich ein Don Quixote für das Pulcinellatheater.

Meli hat so den Ruhm, vollkommen und nach jeder Richtung hin das Wesen seiner Nationalität ausgesprochen zu haben, und deshalb hat er für das moderne Sicilien eine höhere Bedeutung als jeder andere Dichter seiner Zeit. Denn gleichzeitig mit ihm und wenig später hat Sicilien noch Dichter hervorgebracht, die aller Ehre werth sind, so Giuseppe Vitali da Gangi, welcher den glücklichen Gedanken hatte ein Epos „La Sicilia liberata dai Saraceni" zu dichten, ferner Ignazio Scimonelli und den herrlichen Domenico Tempio von Catania, einen hochbegabten Dichter, dessen Gesänge denen des Meli gleich geschätzt werden und mit dem die östliche Hälfte der Insel aus Localpatriotismus ausnehmend stolz thut. Er starb vor etwa zwanzig Jahren; seine Gedichte sind noch nicht alle gedruckt.

Meli selbst starb am 20. December 1815 zu Palermo. Seine lateinische Grabschrift in der Kirche des heiligen Franciscus nennt ihn mit vollem Recht den Ruhm und die Lust der sicilischen Musen und den zweiten Theokrit und Anakreon. In dem seinen Werken vorgedruckten Lebensabriß heißt es sehr wahr: „Der Stolz des dankbaren Vaterlandes auf einen solchen Sohn ist um so größer, je trauriger das Elend der Gegenwart ist." Armes Sicilien, unglückliches, schönes Land! Wahrlich, wenn irgendwo unter der Sonne das Streben irgend eines Volks in Kunst und Wissenschaft zu ehren ist, ist es hier in Sicilien. Ich habe eine tiefe Achtung vor dieser Nation, seitdem ich die Bettelarmuth ihrer Städte und den Reichthum ihrer patriotischen Literatur gesehen habe, mit der sie sich gegen Neapel zur Wehre setzt.

Männer wie Giovanni Meli sind ein wahrer Herzenstrost für jenes Volk. Was Wunder, wenn sie auf den Dichter so stolz sind! hat doch Sicilien seinen Nationaldichter, und das verhaßte Neapel hat keinen!

Man errichtet jetzt Meli ein Denkmal in Palermo. Der Poet sitzt, um sich von Apollo krönen zu lassen, die Musen kommen herbei, Erato und Euterpe werden von Amor geführt; an einem Baumstamm aber ist die Zeit zu sehen, gefesselt und ihre Sichel zerbrechend.

Ferdinand Gregorovius.

Ein Jesuit. Roman in zwei Bänden von Oswald Tiedemann. Leipzig, O. Wigand. 1854. 8. 2 Thlr.

Wenn es Jemand geflissentlich darauf anlegte, einen zu einem Romane in mancher Beziehung wohlgeeigneten Stoff durch die Art der Darstellung und Einkleidung um alle Wirkung zu bringen: so möchte er dieses Ziel schwerlich so leicht und so vollständig erreichen, als es der Verfasser des vorliegenden Romans gerade dadurch erreicht hat, daß es ihm vor allem darum zu thun gewesen ist, die Wirkung seiner Erfindung durch die Darstellung zu steigern und zu potenziren. Zeugt auch der Stoff nicht gerade von einer besonders reichen und ursprünglichen Erfindungsgabe, noch auch von einer treuen, unmittelbar aus dem Leben schöpfenden Beobachtung, sondern trägt vielmehr den Charakter eines dem Verstande abgewonnenen Gespinnstes oder einer nach Vorzeichnungen entworfenen Nachzeichnung: so enthält doch derselbe manche neue oder so noch nicht zusammengestellte Elemente und eine Reihe von Verwickelungen und Conflicten, die als solche ganz dazu angethan sind, das Interesse und die Spannung des Lesers in höherm Grade zu erwecken. Besonders gilt dies von derjenigen Verwickelung, die als der ursprüngliche Knoten des ganzen Gewirrs anzusehen ist. Ein deutscher Maler, Reinau, gebraucht zu Rom eine junge Römerin, Maria Santini, als Modell und pflegt mit ihr noch vertrautern Umgang, dessen Frucht ein Sohn ist, welcher, fern von Vater und Mutter, zum Jesuiten erzogen wird. Als solcher erscheint er bei seiner Mutter in deren Todesstunde und versagt ihr, da sie ihm den Namen des Vaters nicht nennen will, die Absolution. Um seines befleckten Namens, um seiner entehrenden Geburt willen fühlt er sich zum Haß und zur Rachlust gegen die ganze Welt und namentlich gegen seinen Vater berechtigt, er eilt daher nach Deutschland, wo derselbe in einer Residenz als Director einer Kunstakademie lebt und sich eben als hochbejahrter Greis mit

einer jungen schönen Frau verheirathet hat, und häuft nun hier durch allerhand jesuitische Machinationen Jammer und Elend über ihn, seine junge Frau und andere ihm in den Weg kommende Persönlichkeiten, bis er zuletzt selbst darüber zugrunde geht.

Daß sich auf dieses Fundament ein ganz wirksamer Roman hätte bauen lassen, wird Niemand leugnen können; denn dem Jesuitismus war hier eine Seite abzugewinnen, von welcher aus er als eine wenn auch nicht moralisch, doch physisch berechtigte Reaction gegen die Verleugnung der natürlichen Verhältnisse, als ein Kampf der secundären Unnatur gegen die primitive Unnatur angesehen werden konnte, und dies mußte nothwendig nicht nur die Theilnahme für den Verlauf des Kampfes beleben, sondern auch einen tiefer ergreifenden tragischen Abschluß des Ganzen möglich machen. Der Verfasser hat aber diese ursprünglich gute Anlage nicht nur nicht zu benutzen verstanden, sondern sie durch die Art seiner Ausführung ganz und gar aus den Fugen gerissen und seinen in unnatürlichen Verhältnissen und Gefühlen sich bewegenden Personen durch eine ebenso unnatürliche Darstellung dergestalt den Stempel der entschiedensten Unnatur aufgedrückt, daß an eine Sympathie mit denselben nicht mehr zu denken ist. Je schneidender die Dissonanz, die man zu schildern unternimmt, an und für sich schon ist, umsomehr muß man sich hüten, dieselbe durch allerhand künstliche Mittel noch zu steigern; denn es entsteht sonst nur ein ohrzerreißendes Jammergeschrei oder Charivari daraus, das am wenigsten geeignet ist, wirkliches Mitgefühl zu erwecken. So wirkt denn auch hier die ganze Art und Weise, wie der Sohn erst gegen seine Mutter und später gegen seinen Vater verfährt, gerade darum, weil der Verfasser zu seinem Bilde die grellsten und schreiendsten Farben nimmt, auf den gebildeten Sinn schlechthin gar nicht mehr, sondern nöthigt ihm, wie die outrirten Gräuelscenen auf den Gemälden der Marktschreier, gerade umgekehrt ein Lächeln ab. Dazu kommt, daß die Mittel, deren sich der Jesuit bedient, gar zu roh und plump erscheinen und ganz und gar jener Feinheit und Geistesüberlegenheit ermangeln, um derenwillen wir den Schülern Loyola's bis zu einem gewissen Grade das Recht zu einer Beherrschung der Verhältnisse einräumen und ihnen wenigstens von dieser Seite unsere Anerkennung zollen müssen. Das uns hier vorgeführte Exemplar besitzt aber nur eine gehörige Portion Unverschämtheit, und wenn auch diese unter Umständen ein ganz wirksames Mittel zur Erreichung jesuitischer Zwecke sein mag, so tritt sie doch hier meistentheils in sehr ungeschickter und rein brutaler Weise auf, dergestalt, daß man nicht begreift, warum eine Person, die sich dergleichen erlaubt, nicht ohne weiteres zur Thür hinausgeworfen wird. Unter diesen Umständen vermag denn auch all das Unglück und Elend, das durch den Jesuiten herbeigeführt wird, keinen wirklichen Eindruck auf uns zu machen; denn wir sehen von vornherein seine Nothwendigkeit nicht ein, vermögen nicht daran zu glauben, und ebenso wenig fühlen wir uns durch die letzte glückliche Wendung der Dinge sonderlich erfreut; denn wir wundern uns nur, warum man mit einem so frechen Gesellen nicht schon lange kurzen Proceß gemacht hat.

Nicht ganz so outrirt als die Hauptfigur erscheinen die übrigen Personen; doch stehen auch sie zur Grundidee theils im Widerspruch, theils in gar zu loser und zufälliger Beziehung. Der Maler Reinau ist offenbar viel zu ideal gehalten, was sich weder mit seinem Verhältniß zu des Jesuiten Mutter, woraus der ganze traurige Conflict hervorgegangen, noch mit seinem Ende verträgt. Auf der einen Seite schlüpft der Dichter gar zu leicht über seine Schuld hinweg, auf der andern Seite läßt er ihn zu schwer dafür büßen. Außerdem läßt er ihn viel zu sehr als Nebenperson erscheinen, während er ihn, wenn die ursprüngliche Anlage festgehalten werden sollte, als die zweite Hauptfigur innerhalb des tragischen Conflicts hinstellen mußte. Zufolge dieser Behandlungsweise hat er sich gerade die interessantesten und ausbeutungsfähigsten Elemente seines Stoffs, nämlich die Entwickelung eines an sich reinen und edeln Charakters, den aber doch die Glut seiner der Sinnlichkeit nicht entbehrenden Künstlernatur zu einer an sich unsittlichen Handlung fortgerissen und in eine tragische Katastrophe verwickelt hat, entgehen lassen und dafür die Schilderung anderer Persönlichkeiten in den Vordergrund gestellt, welche auf eine solche Bevorzugung weder von Seiten ihres Verhältnisses zur Grundidee, noch von Seiten ihres eigenen Wesens irgend einen Anspruch haben. Die traurigste Rolle spielt unter diesen offenbar Eugen Waller; denn Alles, was er im Roman treibt und thut, zeigt ihn uns als einen völlig charakterlosen, schlotterigen, verächtlichen Menschen, und daß er daneben auch als eine edle, feurige Künstlernatur bezeichnet wird, kann uns über die Erbärmlichkeit seiner Erscheinung nicht hinweghelfen, da wir davon auch nicht das Geringste zu sehen bekommen. Die Verächtlichkeit dieser Figur ist aber für die Wirkung des Ganzen um so zerstörender, als sie gewissermaßen als der Erbe und Repräsentant des geopferten Reinau und hiermit als der Mittelpunkt des Interesses, ja als der zuletzt den Sieg davontragende Held des Romans hingestellt wird und als mit ihr auch alle diejenigen Personen in unserer Achtung sinken müssen, die sich, wie Clarissa und Therese, um seinetwillen in Liebesqualen verzehren, oder ihn, wie Reinau und Torneden, einer aufopfernden Freundschaft für würdig achten. Den größten Anspruch auf unser Interesse hat noch Torneden; denn er weiß doch noch in gewissem Maße sich, seine Gefühle und Verhältnisse zu beherrschen, und je dann und wann handelnd in die Sache einzugreifen, aber eben darum sagt es dem sittlichen Gefühle gar wenig zu, daß gerade er sich mit einer von Eugen Waller stehen gelassenen und ziemlich abgestandenen Neige begnügen soll.

So unerquicklich wie die Personen und deren Geschichte ist nun auch der Stil und die ganze Darstellungsweise des Verfassers. Mit Ausnahme einiger Partien, welche natürlicher und lebendiger gezeichnet sind, erscheint Alles geschraubt und gequält; man merkt überall durch, der Verfasser will das Gewöhnliche vermeiden und fällt darüber in das Gesuchte. Dabei fehlt seiner Ausdrucksweise durchaus das leicht Eindringende, sich scharf Markirende. Man liest zuweilen Seiten lang und weiß zuletzt nicht, was man gelesen. Liest man es dann noch einmal und analysirt sich den Inhalt, so findet man in der Regel, daß man die Mühe hätte sparen können. Aus allen diesen und noch vielen andern Gründen, auf deren Erörterung wir hier verzichten müssen, können wir diesem Roman kein erfreuliches Prognostikon stellen, und wir fühlen uns umsomehr veranlaßt, dies dem Verfasser zum Bewußtsein zu bringen, damit er sich entschließen möge, seinem Talente so früh als möglich eine andere Richtung zu geben. 17.

Indische Dichtkunst.

Wir modernen Europäer bilden uns so unendlich viel ein auf unsere Civilisation, auf unsere aus den Schatzkammern aller Jahrtausende und aller Völker zusammengescharrte Bildung, auf unsere Aesthetik, Philosophie und Kritik, und doch müssen wir, wenn wir ehrlich sein wollen, gestehen, daß wir nichts hervorgebracht haben, was an reiner Auffassung und Darstellung zartesten Liebesgefühls jener Dichtung von der „Sakuntala" gleichkommt, welche der indische Dichter Kalidasas vor wol schon zweitausend Jahren geschaffen hat. Man muß in der That Ehrfurcht haben vor der sittlichen und poetischen Bildung eines Volks, welches einen solchen Dichter aus seinem Schooße hervorgehen sah. Die edelsten Geister deutscher Nation haben denn auch die Dichtung, als sie zuerst in Europa bekannt wurde, mit Erstaunen und aufrichtiger Freude begrüßt, unter ihnen namentlich Goethe und Herder. „Mit Blumenketten", sagt Letzterer, „sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst, natürlich. Eine Menge erhabener sowol als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen

vergebens suchen würde; denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht." Und an einer andern Stelle sagt derselbe feine, für die Aufspürung alles Schönen, wo er es auch fand, mit so wunderbarem Tastgefühl begabte, jetzt so häufig verkannte Aesthetiker: „Die Sprache ist geschmückt blumenreich und doch nie übertrieben, das Betragen der Personen, seien sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, daß in allem Diesen das Stück seines Gleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen." So coulissengerecht als die modernen Stücke aus der Scribe'schen Schule ist diese Dichtung freilich nicht und vor dem Tribunale unserer Theaterdirectoren und ihren Lesecomités würde es keine Gnade finden, aber dem Wesen nach weist es auf einen Bildungszustand hin, der den unsern an feinen, zarten und milden Elementen überragte. Leider waren die bisherigen deutschen Bearbeitungen, so dankenswerth sie in anderer Hinsicht auch sein mochten, meistens doch nicht oder doch nur wenig geeignet, die Dichtung dem größern Publicum genießbar und zugänglich zu machen. Diesem Ziel strebt mit entschiedenem Glück folgende neue Bearbeitung nach:

1. Sakuntala. Nach dem Indischen des Kalidasas von Edmund Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 1854. 16. 24 Ngr.

Eine eingehende Kritik, die begreiflicherweise nicht ohne Herbeiziehung des Originaltextes oder wenigstens der frühern deutschen Bearbeitungen geschrieben werden konnte, liegt uns hier fern; statt dessen wollen wir hier als Probe, mit welcher Zartheit und in welcher fließenden Sprache Lobedanz das Original wiederzugeben weiß, die Schilderung mittheilen, welche der König von Sakuntala entwirft, als er ihrer zum ersten male ansichtig wird:

. . . eingehüllt
In das Gewand von Bast, das auf den Schultern
Befestigt ist, sieht man den Busen nicht,
Der schamhaft jedem Blicke sich entzieht.
Die Pracht des schönen Körpers ist verdeckt,
Der Blume gleich, inmitten welker Blätter.
Der Jugend kaum entspricht solch grobes Kleid
Und dennoch steht's ihr schön; denn lieblich bleibt
Die Lotusblume, die gemein Gestrüpp
Des Sumpfs bedeckt . . .

Gleichzeitig erschien von „Sakuntala" folgende, wie aus dem etwas schwülstigen Vorwort hervorgeht, namentlich als Geschenk für Frauen und Jungfrauen bestimmte Bearbeitung:

2. Sakontala. Lyrisches Drama von Christian Hoeppl. Wiesbaden, Ritter. 1854. 16. 24 Ngr.

Es war nicht des Bearbeiters Zweck, das ganze vielactige Drama des Kalidasas wiederzugeben, sondern allein „die unendlich zarte und reine Gestalt Sakontala, wie sie Kalidasas geschaffen, allen für Reines und Schönes empfänglichen Seelen vorzuführen". Der Bearbeiter hat eigentlich nur den Stoff herausgegriffen und ein selbständiges Drama daraus gemacht, welches statt der sieben Acte bei Lobedanz nur drei Acte enthält.

Wer sich sonst über die eigenthümlich zarte, in späterer Zeit, wie dies allen Literaturen geht, freilich etwas in Künstlichkeit und Lüsternheit ausgeartete Poesie der Inder unterrichten will, dem bietet sich dar:

3. Indisches Liederbuch in Proben aus alter und späterer Zeit von 1200 vor bis 1200 nach Christus. Aus dem Sanskrit übersetzt und erläutert von Ernst Meier. Stuttgart, Metzler. 1853. 16. 20 Ngr.

Diese indische Anthologie bildet den dritten Theil von desselben Verfassers „Die classischen Dichtungen der Inder", deren beide erste Theile die Verdeutschung des „Nal" und ebenfalls der „Sakuntala" enthalten. Das „Indische Liederbuch" bringt „Hymnen aus dem Rig-Veda", „Sinnsprüche aus dem Hitopadeça", „Sprüche des Bhartrihari", Proben aus dem „Wolkenboten" (dem Kalidasas zugeschrieben), aus „Gita-Govinda" und aus „Somadeva's Märchensammlung", außerdem Anmerkungen und Erläuterungen. **H. M.**

Amerikanische Romane.

Die treffliche „Revue contemporaine" bringt in ihrer dreiundfunfzigsten Lieferung (15. November) einen Artikel „Les romans américains", worin folgende Romane besprochen werden: „The lamplighter"; „Speculation, or, the Glen-Luna family", von Amy Lothrop; „The sunny side" von H. Trusta; „The rifle rangers"; endlich „The scalp hunters", vom Capitän Mayne Reid. Wenn James Fenimore Cooper mit großem Glück die classische Form des Romans cultivirte, wie Amerika ihn von Europa erhalten hatte, so haben die neuamerikanischen Romanschriftsteller diesen Weg fast ganz verlassen und mit den europäischen Traditionen gebrochen. Es handelt sich in ihren Romanen durchaus nicht mehr um ein Kunstprincip und Kunstwerk, sondern um einen moralischen Zweck; sie arbeiten dahin, die Menschheit oder zunächst ihre eigenen Landsleute zu bessern, aufzuklären, von ihren schädlichen Irrthümern abzubringen. Eine religiöse, selbst sektirerische Absicht bricht, ehe man sich denkt, durch das Gewebe der Romanthatsachen hindurch und stellt sich prädominirend in den Vordergrund. Der Geist der Proselytenmacherei steigert sich oft bis zur Leidenschaft, wenigstens in den Romanen der gegenwärtig den Büchermarkt fast beherrschenden weiblichen Autoren. Der Harriet Beecher Stowe berühmter Roman: „Uncle Tom's cabin", die Romane der pseudonymen Elisabeth Wetherell (Miß Suzan Warner): „Queechy" und „The wide, wide world" und der socialistische, in Nr. 48 d. Bl. f. 1854 unter London näher charakterisirte Roman „Fashion and famine" sind Tendenzromane im eigentlichsten Sinne, wenn auch von sehr ungleichem künstlerischen und moralischen Werth. Der seit „Onkel Tom's Hütte" fast das meiste Aufsehen erregende Roman „The lamplighter", von Miß Cumming, spielt schon ins Allegorische hinüber, was auch im Titel angedeutet ist; dieser Lampenputzer ist nicht blos ein Lichtverbreiter seinem Metier nach, er ist es auch symbolisch genommen, nämlich Einer der die Seelen erleuchtet. Von diesem Romane sollen in Nordamerika selbst im Laufe von drei Wochen nicht weniger als 40,000 und in London von einer der verschiedenen zehn Ausgaben an einem einzigen Tage 15,000 abgesetzt sein. So wird uns wenigstens in dem Prospect versichert, welchen die Buchhandlung von Voigt und Günther der bei ihr erschienenen deutschen Uebersetzung beigegeben hat.*) Der „Atlas" sagt davon: „Der «Lampenputzer» verkündigt große Wahrheiten, die nicht oft genug wiederholt werden können, und seine belehrenden und unterhaltenden Schilderungen wird Niemand lesen, ohne durch ihren milden Einfluß gebessert zu werden." Es ist also die didaktische Tendenz, die hier ausdrücklich hervorgehoben wird. Auch der zweite der von der „Revue contemporaine" besprochenen Romane, die „Glen-Luna family", theilt mit dem „Lamplighter" dieselbe moralische Tendenz, wenn auch nicht dasselbe Talent, und zeigt in Memoirenform, daß und wie man in christlicher Weise Armuth und Unglück zu ertragen habe. Unter dem pseudonymen Autornamen Amy Lothrop verbirgt sich eine nahe Verwandte der Verfasserin von „The wide, wide world". Der Roman „The sunny side", ebenfalls aus einer weiblichen Feder, trägt ein noch entschiedeneres religiöses Colorit. Aus der civilisirten Welt mit ihren geheim zehrenden Leiden, gegen

*) Der Lampenputzer. Deutsch von Treumund Welp. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. — Außerdem erschien eine andere Uebersetzung unter dem Titel: Der Laternenmann. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretschmar. Vier Theile. Leipzig, Otto Wigand. 1854. 8. 2 Thlr.

die sehr häufig nur mit zähester Passivität anzukämpfen ist, versetzen uns die beiden zuletzt genannten in Nordamerika vielgelesenen Romane des Capitän Reid mitten in jene uncultivirte Welt der mexicanischen Einöden, der Prairien und Urwälder, wo noch das Faustrecht herrscht, wo es muthigen und oft verzweifelten Faustkampf gilt, um die wilde Natur unter des civilisirten Menschen Fuß zu bringen und wilden und verwilderten Menschen obzusiegen. Es sind abenteuerliche und oft blutige und furchtbare Scenen, die uns der Verfasser mit energischer Darstellungskraft vor Augen führt. Nichtsdestoweniger muß auch er der religiösen Richtung des nordamerikanischen Publicums Zugeständnisse machen, die er in folgenden Worten ausspricht: „Ich habe rauhe und wilde Sitten beschrieben; rauh war daher auch meine Darstellungsweise. Doch habe ich meine Helden so viel als möglich zu christianisiren gesucht."

H. M.

Notizen.

Zur populär-belletristischen und populär-wissenschaftlichen Journalistik.

Popularisirung der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, der Literatur und aller Zeitfragen, wie sie auch heißen mögen, scheint jetzt an der Tagesordnung zu sein. Es liegt uns unter Andern ein Vierteljahrsheft einer bereits Anfang vorigen Jahres ins Leben getretenen und vom Professor C. H. Hassenstein in Gotha geleiteten Zeitschrift vor, welche den Titel trägt: „Natur und Kunst. Illustrirte Zeitschrift für allgemein wissenschaftliche und gemeinnützige Mittheilungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendung für das Leben" (Langensalza, Schulbuchhandlung). Der Titel spricht die Tendenz und Bestimmung des Blattes so deutlich aus, daß wir wol nichts weiter hinzuzufügen brauchen. Die dankenswerthen Illustrationen bestehen theils in dem Texte beigedruckten Holzschnitten, theils in besondern lithographirten und wo es erfoderlich ist illuminirten Beilagen. — Der wegen ihres vielfach belehrend unterhaltenden Inhalts schon früher in d. Bl. empfohlenen und ihrer Tendenz durchaus entsprechend geleiteten „Gartenlaube" einigermaßen verwandt ist das im Verlage der Literarisch-Artistischen Anstalt zu Stuttgart erscheinende „Kunst- und Unterhaltungsblatt", das jedoch, abgesehen von dem vorzugsweise auf süddeutschen Geschmack berechneten Inhalt, mehr als die „Gartenlaube" die reinnovellistische Unterhaltung bevorzugt, aber außer Novellen und Gedichten auch literarische Besprechungen und eine regelmäßige „Bücherschau" liefert. Interessant war uns in den uns vorliegenden Lieferungen namentlich ein Artikel von Hermann Kurz über ein handschriftlich vorhandenes altdeutsches Gedicht „Der Minne Lehre", dessen Verfasser der Küchenmeister eines Grafen von Hohenlohe, genannt Klein Henzelin von Kostenz, war. Jede Lieferung ist mit zwei Stahlstichen geschmückt und in jedem Jahre erhalten die pränumerandozahlenden Abonnenten des Blatts einen Stich als Prämie. Die Prämie für vergangenes Jahr bestand in einem wirklich recht schön, wirksam und sauber ausgeführten Stich: „Columbus im Gefängniß", gemalt von Wappers, gestochen von F. Wagner. — Eine neue Unternehmung ist die seit einem halben Jahre in Basel gedruckte, von Johannes Gihr redigirte „Glocke der Gegenwart. Zeitschrift für Bildung und Humanität", deren mannichfaltiger Inhalt aus meist kleinern Aufsätzen und Notizen besteht und deren Tendenz es ist, die wichtigsten Fragen der Zeit und Wissenschaft „mit dem Leben zu vermitteln" und so auf Haus und Schule zu wirken. Ob nicht übrigens dies ewige „Vermitteln", wie es in unsern Tagen getrieben wird, doch auch sein Bedenkliches hat, möchte wenigstens gefragt werden dürfen. Gerade das die Schweiz Betreffende war uns in den uns eingesandten Nummern das Interessanteste, z. B. die Aufsätze „Das Armenwesen in Basel-Land", „Die Schweiz und die Erziehungsausstellung in London", „Das schweizerische Polytechnicum" (dasselbe soll 1855 in Zürich eröffnet werden), „Zur Charakteristik Ludwig Snell's" u. s. w. — Zu den neuern periodischen Schriften gehören die bei Krabbe in Stuttgart seit Anfang dieses Jahrs erscheinenden „Hausblätter", herausgegeben von F. W. Hackländer und Edmund Hoefer, deren Zweck jedoch über die Unterhaltung, wie Novellen, Reiseskizzen u. s. w. sie bieten, nicht hinausgehen zu sollen scheint. In diesem Bereiche versprechen sie jedoch Gutes und den Freunden solcher Lectüre Willkommenes zu leisten. Die Beiträge in der vorliegenden ersten Lieferung sind von Hackländer, Edmund Hoefer, Gerstäcker und Adolf Stahr. — Gleichzeitig hat Joseph Rank in Weimar ein „Weimarisches Sonntagsblatt" begründet, in welchem die höhern Interessen der Kunst und Literatur ihre Vertretung finden sollen. Die leipziger Journalistik hat einige Aenderungen erfahren, indem sowol die „Novellenzeitung" als die „Europa" in andern Verlag übergegangen sind; erstere erscheint fortan unter der Redaction Robert Giseke's, die „Europa" zu einem um die Hälfte ermäßigten Preise und in geringerm Umfang. Endlich machen wir noch auf die Preisausschreibung aufmerksam, welche die Redaction des so beliebten vom Oestreichischen Lloyd in Triest herausgegebenen „Illustrirten Familienbuch" neuerdings erlassen hat, und zwar diesmal für die zwei besten naturwissenschaftlichen Originalaufsätze, welche, in allgemein ansprechender und faßlicher Form, Darstellungen aus der gesammelten theoretischen und angewandten Naturwissenschaft enthalten sollen.

Gobineau über den Untergang der Völker.

Von M. A. de Gobineau erschien vor einiger Zeit ein „Essai sur l'inégalité des races humaines" in zwei Bänden, worin es unter Anderm heißt: „Wenn man wahrnimmt, wie nach der Zeit der Kraft und der Herrlichkeit alle menschlichen Verbände dem Untergang und der Auflösung verfallen, alle, nicht etwa dieser oder jener; wenn man wahrnimmt, wie beredt die Erde im fürchterlichen Schweigen uns auf ihrer Oberfläche die Trümmer der Civilisationen zeigt, die vor uns gewesen sind, und zwar nicht blos der uns bekannten Civilisationen, sondern auch anderer, für die wir keine Namen haben, und solcher, deren Steingerippe in Wäldern liegen fast so alt als die Welt und von denen in unsere Erinnerungen nicht einmal ein Schatten hineinfällt; wenn der Blick sich sodann auf unsere Staaten richtet, ihr geringes Alter erwägt und sich sagen muß, daß, obwol erst gestern geworden, heute mehre aus ihnen schon hinfällig sind: dann durchdringt uns, nicht ohne philosophischen Schauder, die strenge Wahrheit, die in den Worten der Propheten über die Hinfälligkeit alles Irdischen, aller Civilisationen, Staaten, Völker und Individuen liegt, und wir beugen uns vor der Erkenntniß, daß jeder menschliche Verband, wie geschützt er durch die klügsten Verknotungen der gesellschaftlichen Einrichtungen auch sein möge, schon am Tage seines Entstehens und innerhalb seiner Lebenselemente selbst bereits den Keim des unvermeidlichen Todes mit in sich aufnimmt." Der Verfasser sucht nun in seiner jedenfalls interessanten und beachtenswerthen Schrift nachzuweisen, worin der Keim dieses Todes bestehe. Ursachen, wie man sie sonst angegeben hat: Verweichlichung, Sittenverfall, religiöser Fanatismus und sein Gegensatz, Versinken in Gott- und Religionslosigkeit, unsittliche Genußsucht u. s. w. erkennt er zwar als höchst verderblich an, aber sie gelten ihm nur als Zeichen und Folgen eines mächtigern zerstörenden Princips. Die Ursache aller Entartung erblickt er in der Heterogeneität der Menschenracen, also in ihrer Vermischung; er sagt: „Das Volk entartet in dem Verhältniß als es nicht mehr das Blut seiner Urväter in den Adern hat; wird die Natur dieses Bluts durch die vervielfältigten Mischungen eine andere, so bildet sich auch eine andere Nationalität heraus; es stirbt und seine Civilisation mit ihm, sobald sein ursprüngliches ethnisches Element im Zusatz der fremden ethnischen Elemente untergegangen ist." In man-

den Fällen trifft diese Behauptung allerdings zu, in andern aber wieder nicht. Die Germanen haben, um in nächster Nähe stehen zu bleiben, im Norden die Wenden bis auf wenige wie Inseln zersprengte Reste und im Süden die keltischen Stämme weggezehrt, obschon sich, beiläufig gesagt, manche Temperamentseigenthümlichkeiten, durch die sich der Süddeutsche vom Norddeutschen so wesentlich unterscheidet, noch jetzt auf die Kelten zurückführen lassen dürften. Diese Völkerstämme sind allerdings daran gestorben, daß „ihr ursprüngliches ethnisches Element im Zusatz der fremden ethnischen Elemente unterging“. Dagegen hat im englischen Volke weder das normannische das angelsächsische, noch das angelsächsische Element das normannische vollkommen bemeistern können, sondern sie haben sich zu einer höhern gesundern Nationalität fruchtbar durchdrungen und verschmolzen. In den meisten, wenn nicht in allen Fällen wird sich aber nachweisen lassen, daß ein Volk in einem andern erst dann unterging, wenn es sich in sich selbst abgelebt hatte und durch eigene Schuld bereits im Verwesungsproceß begriffen war. So die untergegangenen Völker des Alterthums. Etwas Auffallendes hat es, wie gerade in den letzten Decennien so viele geistreiche Männer sowol in Frankreich als in England (z. B. Carlyle und die Carlylisten) und in Deutschland (z. B. Niebuhr, Anselm von Feuerbach, selbst Goethe und der Freiherr vom Stein) Symptome der Hinfälligkeit und des Untergangs auch am lebenden Geschlecht wahrzunehmen glaubten und keinen Anstand nahmen, uns aus unserer Gemüthsruhe mit ihren düstern Prophetien aufzuschrecken.

H. M.

Bibliographie.

Balfour, Clara Lucas, Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. Mittheilungen aus ihrem Leben. Aus dem Englischen. Zwei Hälften. Berlin, Schlawitz. 1854. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Blüthen aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Leipzig, Barth. 32. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. 2te gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brückner, B. B., Predigten gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Brüel, K., Dichtungen. Gratz, Damian u. Sorge. 32. 25 Ngr.

Büdinger, M., Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich. Wien, Braumüller. 1854. Lex.-8. 5 Ngr.

Caspari, K. H., Erzählungen für das deutsche Volk. Sammel-Ausgabe. I. Mit 1 Stahlstich und Musik-Beilagen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 27 Ngr.

Constant, W., Der Page des Kaisers. Ein Gedicht von der Treue. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1854. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Des Bordes, L. Freifrau v., Kinderlieder. Mit Illustrationen. Regensburg, Manz. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Edel, E., Untersuchungen über das intellectuelle Leben. Mit einer Nachschrift vom Ober-Medicinal-Rath Bergmann. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 15 Ngr.

Frenzel, J. G. A., Die Kupferstich-Sammlung Friedrich August II. König von Sachsen, beschrieben und mit einem historischen Ueberblick der Kupferstecherkunst bearbeitet. Nebst einer chromolithographirten Abbildung. Leipzig, R. Weigel. 1854. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Görling, A., Don Quixote der Kleine. Wunderbare Fahrten und Abenteuer des edlen Baronets Sir Arthur Oddeck genannt der „Ritter vom Pony“ und seines getreuen Billy Trim genannt der „Knappe vom Esel“. Leipzig, Naumburg. 1854. 4. 24 Ngr.

Göschel, C. F., Der Croy-Teppich in Greifswald. Ein Bild aus dem 17. Jahrhundert zur Erinnerung an das sechszehnte. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Hertz. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, C., Die Geschichte des Volkes Gottes, als Antwort auf die sociale Frage dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 20 Ngr.

Ißleib, L., Hermanfried. Gedicht. Jena, Mauke. 1854. 16. 20 Ngr.

Klencke, Gleim. Historischer Roman in drei Büchern. Cöthen, Schettler. 8. 4 Thlr.

Das Leben im Ernst. Sechs Vorlesungen über christliche Thätigkeit und christlichen Eifer. Nach dem Englischen. Berlin, Schlawitz. 1854. 16. 15 Ngr.

Mommsen, Tycho, der Perkins-Shakspeare. Berlin, G. Reimer. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Pfaff, C. H., Lebenserinnerungen. Mit G. G. Nitzschii memoria Christophori Henrici Pfaffii und mit Auszügen aus Briefen von C. F. Kielmeyer, Fried. Brun geb. Münter, dem Grafen Fr. Reventlow auf Emkendorf und Chr. H. Pfaff. Kiel, Schwers. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Schloenbach, A., Weltseele. Dichtungen. Leipzig, W. Engelmann. 8. 22½ Ngr.

Schuselka, F., Rußland's Politik in geschichtlichen Bildern. 2ter Band. — A. u. d. T.: Rußland im Joche der Tataren, im Kampf gegen und um die Krim, in Demüthigung und Uebermuth gegen die Türkei. Geschichtliche Bilder. Dresden, R. Schaefer. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, J., Zions-Klänge. Religiöse Dichtungen. Leipzig, Hunger. 16. 12 Ngr.

Soden, F. Freih. v., Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderm Hinblick auf Christoph Scheurl II. Nach archivarischen und andern handschriftlichen Quellen bearbeitet. Mit Scheurls Bildniß nach Lucas Cranach und 1 Fac Simile. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Spieß, A., Goethe's Leben und Dichtungen. Im Zusammenhange dargestellt. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Stoy, C. V., Haus-Pädagogik in Monologen und Ansprachen. Eine Neujahrsgabe an die Mütter. Leipzig, W. Engelmann. 8. 22½ Ngr.

Trautmann, F., Die gute, alte Zeit. Münchner Geschichten. Drin frohe und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Sarazin und dem Wettermacher von Frankfurt; vom Rathsschreiber Wurzel in der Schwedenzeit; vom gottlosen Rechtsfreund Calemälus; nächst vom Löwen Albertus des V. und allerletzt, was sich mit dem frommen, blinden Meister von Nürnberg zugetragen ꝛc. Für Alt und Jung erzählt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. 8. 24 Ngr.

Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen von E. R. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. 8. 14 Ngr.

Wauer, Minna, Der Tod der Mackabäer. Eine alttestamentliche Dichtung. Wriezen, Roeder. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Fabri, E. F. W., Predigt bei der Trauerfeier für Ihre Majestät die Königin Mutter Therese gehalten am 7. Novbr. 1854 zu Würzburg. Würzburg, Kellner. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

Frankl, L. A., Hippokrates und die Cholera. Trimeter und Knittelvers. Wien, Sallmayer u. Comp. 1854. 16. 8 Ngr.

Arnold von Winkelried. Eine Blüthenlese der schönsten Dichtungen. Bei Gelegenheit der Errichtung des Winkelried-Denkmals herausgegeben von S. **Liechti.** Thun. 1854. 16. 9 Ngr.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin rc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen**. Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf das mit dem 1. Januar beginnende neue Abonnement werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im December 1854.

F. A. Brockhaus.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen** ist erschienen:

Armknecht, Fr., Die heilige Psalmodie oder der psalmodirende König David und die singende Urkirche mit Rücksicht auf den ambrosianischen und gregorianischen Gesang, nebst einer Anleitung zum Psalmodiren. Gr. 8. ½ Thlr.

Bodemann, F. W., Biblische Geschichte. 6te Auflage. Gr. 12. ⅙ Thlr.

Bohtz, A. W., Lessing's Protestantismus und Nathan der Weise. Gr. 8. ⅚ Thlr.

Dieckhoff, A., Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter geschichtlich dargestellt. 1ster Band. Gr. 8. 3⅙ Thlr.

Link, Th., Kirchliche Skizzen aus dem evangelischen Frankreich. Bevorwortet von Dr. Dorner. Gr. 8. ½ Thlr.

Meyer, H. A. W., Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. 3te Abtheilung die Apostelgeschichte. 2te Auflage. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

— — **Kritisch-exegetischer Kommentar über** das Neue Testament. 14te Abtheilung die drei Briefe des Johannes bearbeitet von Dr. J. E. Huther. Gr. 8. 11/12 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus in Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von ***Hermann Brockhaus.*** Ersten Bandes erstes Heft. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erste in Europa gedruckte vollständige kritische Ausgabe des **Hafis** im Original, die unserer wissenschaftlichen Literatur bisher fehlte.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wahrheiten im Volksaberglauben,

nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus.

In Briefen von

Dr. H. Mayo.

Nach der dritten englischen Originalausgabe deutsch von

Dr. H. Hartmann.

Mit einer Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein höchst interessantes, die weiteste Verbreitung verdienendes Werk, da es für Naturforscher, Aerzte und Juristen reichen Denkstoff, besonders aber für das große Publicum ebenso viel Belehrung als Unterhaltung darbietet. Der Zweck des Buchs, der deutschen Bearbeitung eines in England bereits in drei Auflagen verbreiteten Werks, ist der: auf naturwissenschaftlichem Wege nachzuweisen, daß manchem sogenannten Volksaberglauben wirkliche Erscheinungen zu Grunde liegen, deren Ursachen und Gesetze nachzuweisen der modernen Naturwissenschaft mit ihren riesigen Fortschritten vorbehalten blieb. Höchst interessant sind die Aufschlüsse, die der Verfasser, ein Naturforscher und Arzt, der bekannte englische Physiolog Dr. Herbert Mayo, z. B. über die Basis des Aberglaubens von der **Wünschelruthe**, vom **Vampyrismus**, über **Sinnestäuschungen**, **Geistererscheinungen**, **Schlaf und Wahnsinn**, **Schlafwandeln und magnetische Ekstase**, über das von Baron Reichenbach entdeckte **Od** u. s. w. ertheilt. Das Werk führt oft auf die Wahrheit jenes Goethe'schen Satzes hin: daß jeder auch noch so absurd scheinende Volksaberglaube an einer großen Naturwahrheit nahe vorbeistreife, und es ist so ein tüchtiger Schritt weiter auf der von der modernen Naturwissenschaft mit solchem Erfolge eingeschlagenen Bahn des Lichtschaffens.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 2. —— 11. Januar 1855.

Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts.

Im Jahre 1849 brachten die Nrn. 221 und 222 d. Bl. einen Artikel unter derselben Ueberschrift, welche auch für die nachfolgenden Mittheilungen in Anspruch zu nehmen ist. Beiden wurde nämlich die Aufgabe, über ein Werk zu berichten, dessen inmittels vom Tode abgerufener Verfasser an den Namen „Königsmark" die sorgfältigsten Studien knüpfte, um das Hofleben des 17. Jahrhunderts in einem figurenreichen Gemälde voll Leben und Bewegung vor uns aufzurollen. Es ist dies das nunmehr in sechs Theilen vollständig vorliegende Werk:

Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von Wilhelm Friedrich Palmblad. Aus dem Schwedischen. Sechs Theile. Leipzig, Brockhaus. 1848—53. 12. 9 Thlr.

Den Inhalt der beiden ersten Bände hat bereits der oben gedachte Artikel gegeben, und die nachfolgenden Zeilen könnten sich lediglich auf die vier letzten Bände beschränken. Allein im zweiten Theile wird ein Ereigniß dargestellt, welches überhaupt wol als das bedeutendste des ganzen Werkes betrachtet werden darf und, obgleich Cabinets- und Justizmord in jenen Zeiten nicht eben zu den seltenen Ausnahmen gehörten, dennoch vom Beginn bis in unsere Tage viele Federn in Bewegung gesetzt hat, ohne daß damit alle Fragen vollständige Lösung gefunden hätten. Wir müssen daher nothwendig bei diesem Ereignisse noch einige Augenblicke verweilen. Es ist der Mord des Grafen Königsmark im kurfürstlichen Schlosse zu Hannover, welcher zuletzt auch noch die Druckschrift eines bekannten Ungenannten unter dem Titel:

Die Herzogin von Ahlden, Stammmutter der königlichen Häuser Hannover und Preußen. Leipzig, T. O. Weigel. 1852. 8. 24 Ngr.

veranlaßt hat. Sie stellt sich die Aufgabe, alle bisher über das düstere Ereigniß erschienenen Druckschriften kritisch zu sichten, und in Verbindung mit sonstigen dem Verfasser zugänglich gewordenen Nachrichten Zweifel und Unklarheiten zu beseitigen, um damit das Ganze, soweit das möglich war, zu historischer Wahrheit zu erheben.

Man kann dem Verfasser darin beistimmen, daß Königsmark's Mord nicht beabsichtigt, sondern zufällig herbeigeführt wurde. Aber was wollte man? Wollte man sich seiner bemächtigen, so konnte das nur auf Befehl des Kurfürsten geschehen, denn der Gräfin Platen, mochte sie übrigens auch über Vieles zu gebieten haben, war sicher nicht die Befugniß eingeräumt, selbständig über die Schloßwache zu verfügen. Der Verfasser sagt (S. 59): „Auf Wessen Befehl die Trabanten aufgestellt, bleibt ein unauflösliches Problem." Das scheint nur gesagt zu sein, um auf den Kurfürsten, weil die Hellebarde des Trabanten Königsmark, noch vorhandenen, Schädel zerschmetterte, keinen Schatten fallen zu lassen. Allein eben dies an sich edle Bemühen erweckt, was es abwenden wollte, den Verdacht, und die Parallele, der Mord des französischen Gesandten zu Rastatt, ist nur geeignet, ihn zu verstärken. Bleiben wir daher schlichtweg dabei: Königsmark's Mord war nicht beabsichtigt, vielmehr wollte man, da das Verhältniß desselben zur Kurprinzessin die Schranken des Erlaubten zu überschreiten schien, sich seiner Person und seiner Papiere versichern, um gegen die Kurprinzessin mit evidenten Beweismitteln auftreten zu können. Für diesen Zweck schlug man gegen die Kammerdame derselben, Fräulein von dem Knesebeck, ein Verfahren ein, welches kaum anders als „unerhört" genannt werden kann. Man drohte mit der Tortur, um Aussagen zu erpressen, die einen Ehebruch außer Frage zu stellen geeignet wären. Die Kurprinzessin kam den Absichten, mochten sie übrigens sein, welche sie wollten, mit der Erklärung zuvor: daß sie zu ihrem Gemahl nicht zurückkehren, nicht mit ihm leben wolle, denn sei sie schuldig, so sei sie seiner nicht werth; sei sie unschuldig, so sei er nicht werth, daß sie ihm sein hartes und rücksichtsloses Betragen verzeihe. Daß ihr Verhältniß zu Königsmark die eheliche Treue nicht verletzte, darauf nahm sie das Abendmahl. Man versuchte durch geistlichen Zuspruch sie zu bewegen, nicht weiter auf der Ehescheidung zu bestehen, und das vom Abt Molan aus den Paulinischen Briefen an die Korinther gewählte Thema seiner Ansprache konnte kaum einen andern Erfolg haben, als die Prinzessin in ihrer einmal abgegebenen Er-

klärung zu bestärken. Von Ehebruch konnte und durfte nun nicht weiter die Rede sein, und so ward denn die Scheidung mit dem Argument der „böslichen Verlassung" motivirt. Die Acten des Processes sind bisjetzt unzugänglich geblieben; wir können daher nur das bekanntgegebene Erkenntniß vom 28. December 1694 einigen Bemerkungen zum Grunde legen. Da heißt es: Versuche friedlicher Ausgleichung seien mislungen; die Kurprinzessin bestehe auf ihrer Weigerung, mit dem Gemahle pflichtmäßig und gütlich vereinigt zu leben; diese Weigerung müsse als beabsichtigte bösliche Verlassung erkannt werden. Demgemäß werde die Ehe aufgelöst und für nichtig erklärt, ihr, dem schuldigen Theile, die Wiedervermählung untersagt, dagegen dem Kurprinzen, als dem unschuldigen Theile, solche gestattet.

Die Prinzessin ward darauf nach dem Schlosse zu Ahlden gebracht und hier 32 Jahr lang gefangen gehalten. Selbst der Gottesdienst war unfrei. Man hat darüber verschiedentlich einige sentimentale Klagen lautwerden lassen; soviel jedoch Referent bekannt werden wollte, ist bisjetzt noch nirgend nach der Berechtigung gefragt worden, eine Frau, welche durch die Scheidung bis auf den Punkt der Wiederverheirathung durchaus selbständig geworden war, der Freiheit zu berauben. Ihre ganze Umgebung, auch die militärische, war von Hannover aus ihr mitgegeben, obgleich die Scheidung jedes Verhältniß zu Hannover aufhob; und der Vater der Prinzessin, Herzog Georg Wilhelm von Celle, ließ sich fremdes Militär auf seinem Territorium gefallen. Darüber mochte besondere Uebereinkunft getroffen sein; immer aber ist auch diese, wie so vieles Andere, ein Document der Schwäche dieses Fürsten, die um nichts besser durch den Zorn erscheint, welchem er bis zum Tode gegen seine Tochter sich hingab.

Man könnte sagen: Es lohnt sich der Mühe nicht mehr, über dergleichen längst begrabene Dinge noch ein Wort zu verlieren, vorzüglich, da sich gegenwärtig nach der auch in d. Bl. theilweise veröffentlichten Correspondenz der Kurprinzessin mit Königsmark ein gesetzlich strafbarer Ehebruch unwiderleglich herausstellt. Allein die Kurprinzessin hatte die eheliche Treue durch die heiligste kirchliche Handlung besiegelt, und das Scheidungserkenntniß sagt nichts vom Ehebruch, der allenfalls mit Entziehung der Freiheit zu bestrafen gewesen wäre. Solange daher die Acten des Scheidungsprocesses und wol auch noch sonstige Documente der Einsicht und Prüfung entzogen bleiben, ist die Beschuldigung durchaus ungerechter Gewaltausübung nicht zurückzuweisen, und diese erscheint um so kleinlicher, als es doch Mittel und Wege genug gibt, eine Frau, eine Verlassene zu überwachen, wenn man das für unumgänglich nothwendig hält. Das ganze Verfahren ist nichts als ein Act der unbefugtesten Willkür, ein Car tel est notre plaisir, so weit gehend, daß man es selbst für überflüssig hielt, auch nur einmal den Schein der Gerechtigkeit, oder mindestens einer absoluten Nothwendigkeit zu retten. Das ist es, was hier hervorgehoben werden mußte als neuer Beleg für die Nichtsnutzigkeit jener „guten alten Zeit", und damit können wir der andern Seite dieses Lebensbildes einige Blicke zuwenden.

Es ist eben der Correspondenz der Kurprinzessin mit Königsmark gedacht worden. Der Verfasser der oben angezeigten Schrift bemüht sich, die eheliche Treue dieser Correspondenz gegenüber dennoch zu retten. Er legt ein vorzügliches Gewicht auf das Abendmahl, welches die Prinzessin vor Zeugen mit der eidlichen Versicherung genommen, sie habe die Pflichten gegen ihren Gemahl nie aus den Augen gesetzt, und schließt den Abschnitt VIII (S. 85) mit den Worten: „Wer anderer Meinung ist, der werfe den ersten Stein." Das zeugt von edler Gesinnung. Referent glaubt jedoch, es handle sich gar nicht darum, die Kurprinzessin zu verdammen, vielmehr einfach den Thatbestand zu ermitteln.

Der Ton dieser Correspondenz ist der Art, daß wir bei der Prinzessin leicht einen höhern Bildungsgrad erkennen, gegen welchen Königsmark tief herabsinkt. Dabei ergeht er sich mit einer Frivolität, die selbst das vertrauteste Verhältniß bei dem hier in Frage kommenden Standesunterschiede nicht gestattet. Eine Frau, die über die Blütezeit der Jugend hinaus ist; die sehr wohl weiß, daß an einem Hofe stets Ohr und Auge des Verraths offenstehen; die, weil ihr das anerzogen ist, keinen Augenblick ihre höhere Stellung vergessen kann; die einsichtig genug ist, sich sagen zu müssen, daß wenig zu gewinnen wol aber Alles zu verlieren sei — eine solche Frau wird immer von äußerster Vorsicht sich leiten lassen. Sie wird wissen, daß Briefe aufgefangen werden, daß Chiffren und eine verstellte Handschrift sie nicht zu schützen vermögen. Die Kurprinzessin mußte daher ihrer Neigung zu Königsmark schon ein großes Opfer gebracht haben, wofür denn auch so manche Stelle ihrer Briefe und die Thatsache spricht, daß er sie heimlich in später Abendstunde besuchen durfte.

Beiläufig! Wenn Königsmark wirklich, wie S. 54, Anmerkung ** glauben läßt, das nachmalige Hotel de Strelitz am Neustädter Markte bewohnte, so ist der Besuch der Kurprinzessin, dessen man sie verdächtigte, schon aus dem Grunde sehr unwahrscheinlich, weil, obgleich der Weg vom Schlosse dahin nur kurz ist, doch das Leinthor dazwischenlag, welches Abends verschlossen wurde, und ein weiter Umweg nicht füglich vorausgesetzt werden kann. Die Aussage der Fräulein Knesebeck: „Wenn nun ein Soldat auf dem Markt ihr (der Prinzessin) das Laken vom Kopfe gerissen, so wäre sie in Ewigkeit verloren gewesen", erscheint nur dann weniger wunderlich, wenn etwa mit dem Soldaten eine Schildwache vor Königsmark's Quartier gemeint war. Aber auch in diesem Falle durfte die Aussage dem Inquirenten wenig befriedigend erscheinen, denn eine Schildwache ist leicht zu instruiren. Wurde übrigens mit dem „Markt" schlichtweg wie noch heute nur der auf der Altstadt verstanden, so konnte Königsmark nicht in dem oben bezeichneten Hause wohnen, und die Möglichkeit eines Solda-

tmanfalls lag näher, weil auf diesem Markt eine Wache war. Der Verfasser sagt (S. 83 fg.):

Ohne uns auf den ausschließlichen Standpunkt eines der beiden Geschlechter zu versetzen, und ohne dem Einen oder dem Andern einen moralischen Vorzug beilegen zu wollen, stellen wir denjenigen Männern, die das Glück gehabt haben, eindringende Blicke in das gelungenste und edelste Werk der Schöpfung, wir meinen, in das weibliche Herz zu thun, die Frage: Ist ihnen nie ein Frauenherz, das dem Geliebten vollständig angehörte, vorgekommen, welches von jenem tiefen Gefühle, das im Leben nur einmal eintritt, getroffen war, und welches sich dennoch auf jener Grenze zu erhalten wußte, wo die eingegangenen ehelichen Verpflichtungen nicht überschritten werden?

Referent hat den reinmenschlichen Standpunkt des Verfassers, legt also durchaus kein Gewicht darauf, daß auch in dem angedeuteten Falle nach strenger Christenlehre die Ehe doch schon gebrochen ist. Allein dieser Standpunkt ist für jene materialistische Zeit, für das Hofleben im Allgemeinen, zunächst für den hier in Frage kommenden hannoverschen Hof, und für die Verhältnisse zwischen dem Kurprinzen und seiner Gemahlin nicht füglich einzunehmen. Ueber jene Zeit und das Hofleben in derselben soll hier kein Wort verloren werden. Man lernt sie zunächst schon aus Palmblad's vorliegendem Werke, aus den Briefen der Herzogin von Orléans, oder aus Vehse's Schilderungen hinreichend kennen. Behalten wir daher nur das Verhältniß des Kurprinzen und seiner Gemahlin im Auge. Die Heirath war, wie gewöhnlich, eine politische, sodaß der Kurfürst Ernst August sogar sich herabließ, die Mesalliance, welche der Prinzessin das Dasein gegeben, zu ignoriren. Den Liebhabereien des Kurprinzen und seiner starren Complexion war die Heirath als solche gleichgültig. Er begegnete der schönen Gemahlin wol mit einigem hergebrachten Anstande, der ihn jedoch an sonstigen Begehrlichkeiten in keiner Weise hinderte, den er sogar in manchen Augenblicken vergaß. Das Weib verachtet den Mann, der seine Würde vergißt. Die Prinzessin fühlte sich vereinsamt, verlassen, und ihre Jugend, ihr französisches Blut, das Beispiel ihrer ganzen Umgebung mußten das Verhältniß nach und nach bis zur Unerträglichkeit spannen. Der Gemahl wollte, konnte ihr nichts sein; die Kurfürstin Sophie hatte andere Dinge zu thun, als Familienmishelligkeiten auszugleichen; der Vater in Celle wies Rath, Schutz, Hülfe zurück. Die Verlassene glaubte in Königsmark einen rettenden Freund gefunden zu haben. Dieser war nach Allem, was wir von ihm wissen, dreist genug, um einen schwachen Augenblick, wo sie unter Thränen des Schmerzes, selbst des Zornes über die unwürdige Behandlung des Gemahls Rettung um jeden Preis ansprach, zu benutzen, und die Voraussetzung ist gar nicht nothwendig, daß ihr aufgeregter Zustand ihr das volle Bewußtsein ihres Falles bewahrt habe. Nimmt man von diesem Standpunkte aus die Correspondenz zur Hand, so wird man es aufgeben müssen, eine Thatsache ungeschehen machen zu wollen, die hier weder gerechtfertigt noch entschuldigt, aber auch nicht verdammt werden soll. Die Druckschrift „Herzog Georg Wilhelm" von Heimbürger (Celle 1852) macht es sich bequem. Sie weiß kurzweg von der ganzen Correspondenz gar nichts, und da ist es eine wohlfeile Procedur, die Prinzessin so rein darzustellen, als es bei dem Umstande, daß der Verfasser Unterthan des regierenden Hauses und sogar Pastor ist, nur möglich zu machen steht. Heimbürger mag daher wirklich ein ganz guter Historiker sein, nur muß er keine Geschichte schreiben. Daß es dem Referenten nicht darum zu thun war, der Unglücklichen eine Schuld aufzubürden, darf er von unbefangenem Sinne wol anerkannt sehen, wenigstens weiß er sich nur von der Absicht geleitet, ein möglichst klares Verständniß zu vermitteln. Wie steht es dann aber um die durch das Abendmahl besiegelte Unschuldsbetheuerung?

Die gleich anfänglich sehr entschieden ausgesprochene Erklärung, mit dem Gemahl ferner nicht leben zu wollen, hatte die Kurprinzessin fein und gut begründet. Diese Begründung reichte jedoch da nicht aus, wo es um eine Ehescheidung zu thun war, und natürlich durfte der Kurprinz nicht der schuldige Theil sein. Damit stand sie allein, und der Einzelne hat bekanntlich Mehren gegenüber niemals Recht. Was von dem Versuche gütlicher Ausgleichung zu halten war, ist oben schon angedeutet; vor der Welt mußte der Schein gerettet werden. Die Prinzessin begriff sehr gut, daß jedes andere Loos besser sei als das, mit einem Manne zu leben, den sie nicht achten konnte, in einer Umgebung, die sie verachten mußte. Sollte sie dieser gegenüber sich schuldig bekennen? Sie, die jedenfalls trotz einer Verirrung sich besser fühlen konnte als alle Jene, deren ganzes Dasein vergoldeter Schmuz war? als alle Jene, die gewiß niemals an das Evangelium von der Sünderin dachten? Darauf aber konnte die Kurprinzessin sich berufen; sie konnte der Gnade Gottes und des Erlösers gedenken, welche für die Bedrängniß des schwachen Weibes einen andern Maßstab hat als Jene, die in Gottvergessenheit nur strafende Richter sein wollten. Damit ist ein strenges Moralgesetz allerdings nicht zum Schweigen gebracht, und wie vor diesem das ganze vergiftete Hofleben des 17. Jahrhunderts nicht zu bestehen vermag, so gestattet es auch keine Ausnahme zu Gunsten der Einzelnen. Ebenso streng ist auch die Geschichte, welche Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit will, dann aber auch nicht so spröde ist, um leugnen zu wollen, daß der Einzelnen, welcher nicht einmal der eigene Vater eine stützende Hand bot, gegenüber der Menge nur die Wahl blieb, dieser die ganze Kraft des verlassenen Weibes entgegenzustellen. Man kann das Trotz nennen, jedenfalls ist der Kurprinzessin jene Kraft, die nur ein entschiedener Wille, ein Charakter zu verleihen vermag, nicht abzusprechen. Eine Heldin konnte, wollte sie nicht sein: sie wollte nur Jenen nicht unterliegen, die wahrlich auch keine Helden waren, und da blieb ihr keine andere Wahl als die Gnade Gottes. Wer weiß auch, wie vielen Einfluß die Mutter, die von der katholischen zur lutherischen Kirche übergetreten sein muß, und die Einzige war, welche der Verlassenen getreu blieb, auf

die Anschauungsweise der Kurprinzessin hatte? Ob also nicht Manches von der weitschichtigen Absolutionsscholastik der katholischen Kirche sich als ein rettender Anker bot? Und endlich: Recht hatte man auf der andern Seite nicht! Das muß solange behauptet werden, als die Proceßacten verschlossen bleiben und daher lediglich nur eine Art Cabinetsjustiz angenommen werden kann. Die zu Führung des Processes berufenen Commissarien, geistliche und weltliche, waren angestellte Diener der beiden Fürstenhöfe Hannover und Celle, die allenfalls wol instruiren, schwerlich aber ein streng zu Recht bestehendes Urtheil sprechen konnten. Da dies aber einmal geschehen ist, und dieses Urtheil in keiner Weise eine Berechtigung gewährt, die persönliche Freiheit der Geschiedenen in dem Maße zu beschränken, wie es 32 Jahre lang geschehen ist, so bleiben wir bei unserm Ausspruch, daß hier lediglich unbefugte Willkür eingegriffen habe, um mindestens dem Recht des Stärkern eben da zu huldigen, wo es einer einzelnen Frau gegenüber kleinlich und kläglich erscheint.

Damit nehmen wir Abschied von der „Herzogin von Ahlden", dem Verfasser dieser Denkschrift die aufrichtigste Achtung für das in würdigster Weise an den Tag gelegte Bestreben bezeugend, die Verhältnisse historisch festzustellen und des Weibes Ehre aufrechtzuerhalten.

Nehmen wir nun Palmblad's Werk wieder zur Hand, so zeigt selbst schon ein flüchtiger Blick auf das Ganze, daß dem Hofleben zu Osnabrück und Hannover das angelegentlichste Studium, und der Personalzeichnung ein Eifer gewidmet war, dessen Ergebniß fast überall Bedauern, Widerwillen, Abscheu erwecken muß. Allerdings stehen dieses Hofleben, diese Personen eben wegen Königsmark's Mord im Vorgrunde des ganzen Lebensbildes; allein es war mit der absoluten Sittenlosigkeit an andern Höfen, die wir nun auch noch zu besuchen haben, um nichts besser bestellt, und obgleich Palmblad auch ihnen keine Lorbern streut, so scheint doch eine vorwiegende Misstimmung, und vorzugsweise die Annahme, daß Königsmark absichtlich ermordet sei, nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Dadurch ist den kleinen Höfen zu Osnabrück und Hannover den Höfen zu London, Paris, Madrid, selbst dem dresdener Abgrunde gegenüber ein Relief gegeben, worauf ein Anspruch auch schon aus dem Grunde nicht eigentlich vorliegt, als die Familie Königsmark, und aus derselben die Hauptperson des ganzen Werkes, Aurora, in Hannover nur selten und stets für kurze Zeit erscheint; ein Relief, welches um so schroffer hervortritt, als ein in der Kurfürstin Sophie und Leibniz sich darbietender Gegensatz, wie es scheint, geflissentlich ignorirt ist. Das ist um so auffallender, als mehrfach unbedeutenden Personen Raum geschenkt wird, als Leibniz, wenigstens in Deutschland einzig dastand in seiner Zeit, und als seine Neigung für das weibliche Geschlecht, in welcher er sich selbst durch den Besuch vornehmer Personen oder namhafter Gelehrten nicht stören ließ, von selbst Anlaß zu einer trefflichen Episode bot.

Das blutige Drama im Schlosse zu Hannover, der unmittelbar ihm folgende Proceß, welcher die Mutter der Könige von Preußen und Hannover ins Exil brachte, gehören einer spätern Zeit an als diejenigen, mit welcher der dritte Band von Palmblad's Zeitbildern beginnt. Doch wie sie hier bereits abgeschlossen wurden, um für die Schicksale der Familie Königsmark Raum zu gewinnen, so sind sie auch in gegenwärtiger Relation vorangestellt worden, ohne eben ein Wort über die Frage zu verlieren, ob ein solches Verschieben historischer Facta vielleicht den Foderungen der Kunst geopfert sei? Denn der Verfasser hat weder einen Roman noch ein streng-historisches Werk geben wollen, um die Freiheit der Darstellung nicht zu beschränken, und darum auch das Ganze unter dem bescheidenen Titel „Zeitbilder" vorgelegt. Einem Referenten bleibt daher kaum ein Anderes übrig, als neben dem Bericht über die vorgeführten Ereignisse darauf zu achten, ob die handelnden Personen und die in und mit denselben aufgestellten Lebensbilder der Zeit angemessen sind, in welche ihre Thätigkeit eingerahmt ist. Jene unbeschränkte Freiheit der Darstellung, welche der Verfasser sich vorbehalten, muß dann aber auch dem Referenten für seinen Bericht zugute kommen, wenn er mit dem gebotenen überreichen Material nicht über alle Grenzen, und den Leser ermüdend, hinausgehen will. Mit der bereits im Eingange gedachten Relation des frühern Referenten und Demjenigen, was oben über den Proceß am hannoverschen Hofe mitgetheilt wurde, kann daher von den beiden ersten Bänden der Zeitbilder Abschied genommen und zu den folgenden übergegangen werden, wenn wir aus dem dritten Buche des ersten Bandes uns nur erinnern wollen, daß der Familie Königsmark von Schweden herüber bedeutende Verluste drohten, und daher in Stade der Beschluß gefaßt wurde, unmittelbar am schwedischen Hofe die gemeinsamen Angelegenheiten der Familie zu überwachen.

Wir betreten nun ein Land, welches zunächst vom Dreißigjährigen Kriege her die eigenthümlichsten Schicksale erfahren sollte. Dieser Krieg hatte den Länderbesitz erweitert, ohne das Land reicher und kräftiger zu machen. Der Reichthum war nur einem Stande, dem Adel, zugute gekommen, theils in Kriegsbeute, theils in königlichen Belohnungen und Geschenken, die zusammen dem Einzelnen fürstlichen Glanz gestatteten. So unterhielt unter Anderm allein der dem königlichen Hause verwandte Reichsdrost de la Gardie, dessen Tochter mit Aurora's Oheim verheirathet war, für seine weitläufigen Grundbesitzungen einen Hofrath, drei Hofprediger, Bibliothekare, Assessoren, Hofmeister, Stallmeister, Amtleute, ein zahlreiches Kanzleipersonal, Geometer, Bildhauer, Maler, Musiker. Er hatte 37 Kirchen erbaut oder doch wiederhergestellt, Schulen, Hospitäler und ein Krankenhaus gegründet, und die Königin mochte nicht Unrecht haben, wenn sie einmal äußerte: Im Nothfall könne er dem Könige die Krone vom Kopfe wegkaufen.

Der Adel hatte Karl's XI. Minderjährigkeit benutzt, an Gütern und Rechten zu erwerben, was noch zu erlangen war. Freilich war schon während der Vormund-

schaft verschiedentlich von einer Reduction der seit der verschwenderischen Königin Christine verschleuderten Krongüter die Rede gewesen, allein das geschah nur, um die übrigen drei Stände zu beschwichtigen. Karl XI. erwarb sich den Beinamen „Bauernkönig", indem er mit Hülfe dieser drei Stände auf dem Reichstage von 1680 die den Adel schon 30 Jahre lang bedrohende Reduction, damit aber auch ein Verfahren ins Leben rief, welches einem Raubsysteme nahe genug verwandt war. Den Adel hatte er sich abwendig gemacht, und, wie wenig er auch einem glänzenden Hofe geneigt war, so kann doch kein Fürst einer ihm huldigenden Umgebung entbehren. Was daher die Reduction dem Adel entzog, ward zum Theil niedrigen, nichtswürdigen Creaturen mit vollen Händen zugewendet, und das Land stand sich um nichts besser, wenn auch der König nach außen hin den Schein einer gewichtigen Macht zu erhalten wußte.

So etwa standen die Sachen, als der Feldmarschall Otto Wilhelm von Königsmark mit seiner Schwägerin und ihren beiden Töchtern den schwedischen Boden betrat, und damit führt Palmblad uns in eine so zahlreiche Gesellschaft und in so vielfache Verhältnisse, daß wir uns nur auf das Nothwendigste beschränken dürfen, um nicht den Faden zu verlieren.

Zuerst die Reductionsangelegenheit. Die für dieselbe niedergesetzte Commission scheute weder Verjährung noch rechtlich erworbenen Besitz, noch dachte sie auf irgend eine Entschädigung in Fällen, wo ein Gut durch bedeudeutende Geldmittel einen Werth erhalten hatte, welcher den ursprünglichen weit überwog. Das Reductionsprincip entschied, indem man aus demselben Consequenzen zu entwickeln verstand, die man ja überhaupt nicht eben selten da, wo es sich um Mein und Dein handelt, in Thätigkeit gesetzt sieht, und die dann als Machtspruch erscheinen. Viele der durch solchen Machtspruch mittellos gewordenen Edelleute wanderten aus, um in fremden Diensten ihre Existenz zu sichern; Andere, die durch besondere Verhältnisse an den schwedischen Boden gefesselt waren, versuchten sich aufrechtzuerhalten, oder wieder zu heben, wie sie konnten und mochten, und unter diesen stand Herzog Johann Adolf, Oheim des Königs, obenan. Als Königin Christine die Krone niederlegte, berief sie ihren Vetter, den Prinzen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, auf den schwedischen Thron. Sein Bruder, jener Herzog Johann Adolf, wird von Palmblad als einer der wunderlichsten Charaktere, als ein nordischer Don Quixote geschildert. Dem Throne nahe verwandt, war er von Souveränetätsideen erfüllt, die er in allen Verhältnissen zu verwirklichen strebte. Sein Schloß Stegeborg war eine förmliche Festung und etliche als Soldaten dressirte Diener mußten sich zum strengsten Festungsdienst bequemen. Da er nach außen hin nicht zu wirken vermochte, gefiel er sich im Niederschreiben weitläufiger Deductionen, die seine militärischen Talente ins Licht stellen, vorzüglich aber die Rechtsansprüche auf seine Besitzthümer darlegen sollten. Dabei blieb es nicht. Er versuchte, Bekannte und Befreundete, welche durch die Reduction vorzugsweise bedroht wurden, in einer eigens berufenen Zusammenkunft aufzurütteln, um Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen. Daß dies nicht gelang, mag vielleicht darin begründet sein, daß der Verlauf einer Revolution möglicherweise die Krone auf ein Haupt setzen konnte, dessen Starrsinn wenig beliebt war und kaum Ersatz für den jetzt durch die Reduction bedrohten Besitz bot. Der Prinz zog sich daher auf seine Festung zurück, die er gegen die Reduction behauptet zu haben scheint. Hier mußten, während er sein Archiv mit immer umfangreichern Deductionen und vielfältigen Proceßschriften zu füllen bemüht war, alle Formalitäten eines souveränen Hofes streng innegehalten werden, indeß er seiner Gemahlin, einer mürrischen, abstoßenden, frommen Frau, das knappe Haus- und Wirthschaftsregiment überließ, und darunter hatten die beiden Töchter Katharine und Anna am meisten zu leiden. Sie sollten durch eine Art Hungercur zu Sylphiden herangebildet werden, und die Aelteste blieb wirklich knochendürr, während jedoch Anna, die Jüngere, allem Hunger zum Trotz täglich mehr zu einem fabelhaften Umfange sich ausgedehnt sah. Ihren fortwährenden Appetit suchte die Frau vom Kapellmeister des Herzogs, die ihre Amme gewesen, mit Allem zu befriedigen, was ihr beschränktes Besitzthum darbot. Doch geschah das nur selten, weil es den Prinzessinnen schwer wurde, die strenge Aufsicht durch heimliches Verlassen des Schlosses und Parkes zu täuschen.

Die armen Kinder sollten noch von einer andern Seite her gequält werden. Schweden suchte sich gegen den Einfluß der römischen Propaganda hermetisch zu verschließen. Diese aber wußte wie immer so auch damals Rath. Unverfänglich, unbeachtet bestand in Linz, also weit genug von Schweden, ein eigenes Collegium, welches vorzugsweise die Aufgabe hatte, Söhne schwedischer Edelleute standesmäßig auszubilden und nebenher in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Die Anstalt hatte zu leichterer Förderung ihrer humanen Intentionen einen verlorenen Posten weit vorgeschoben. In Schwerin, wo dergleichen Niemand suchte, hatte sie ein Seminar gegründet, welches theils die Correspondenz vermittelte, theils den jungen Schlachtopfern als Vorschule diente. Man findet über das ganze Institut weitere Nachrichten in einem oft belächelten, weitschweifigen und jetzt wol ziemlich vergessenen Buche, nämlich in Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781". Der wackere Nicolai ward damals in Scherz und Ernst vielfältig angezapft und mit dem Stichnamen „Jesuitenriecher" beehrt. Alles aber, was er und die Herausgeber der „Berliner Monatsschrift" als Warnungszeichen aushingen, muß doch gut begründet gewesen sein, denn wir sehen heutzutage genau dieselben bedrohlichen Erscheinungen auftauchen und sogar von einer blinden lutherischen Propaganda schwesterlichst unterstützt. Es ist natürlich, daß man eifrig Bedacht nahm, unmittelbar in Schweden selbst sich zu bethätigen, und da die Frömmigkeit der Herzo-

gin, die strenge Abgeschiedenheit der Prinzessinnen einen ertragfähigen Boden versprachen, so erschien auf Stegeborg denn auch unter dem vielversprechenden Namen „Melanchthon" ein geistlicher Herr, welcher von der Herzogin als von Gott gesandt aufgenommen wurde. Die Prinzessinnen wurden nun förmlich gefangen gehalten, mußten Tag aus Tag ein salbungsreiche Predigten anhören, auf den Knien ewig lange Gebete hersagen, sich kasteien und noch mehr hungern als früher. Dabei wurde die Aeltere noch immer magerer, die Jüngere immer dicker. Der Herzog durchschaute bald genug das ganze trügerische Gewebe, und, wie unerhört es scheinen mag, er ließ den Pseudo-Melanchthon aus keinem andern Grunde gewähren, als um seinerzeit der Gemahlin mit diabolischem Hohn zu deduciren, sie sei ohne es zu wissen durch und durch katholisch geworden.

Ein weniger schroffes, immer aber betrübendes Bild entwickelt Palmblad in den letzten Lebenstagen des alten Reichskanzlers Magnus de la Gardie. Von dem Umfange seines Reichthums ist bereits oben Einiges angedeutet. Die Reduction hatte ihm bis auf ein kaum nennenswerthes Gütchen, welches seiner Gemahlin gelassen wurde, Alles genommen, und da nicht wenige Geldangelegenheiten, die bei ungeschmälertem Besitzthum sich gewissermaßen von selbst ausgeglichen haben würden, devote Clienten in drängende Gläubiger verwandelten, so mußte zu deren Befriedigung auch das bewegliche Vermögen dreingegeben werden. Damit gerieth der alte Herr in wirklichen Nothstand. So drückend dieser aber auch war, so wenig wußte der Graf sich den Gedanken geläufig zu machen, daß er ein armer Mann sei. Er wollte den Abschied von der Herrlichkeit der Welt am 1. Mai celebriren und lud Befreundete zu einem Festmahl. Der Diener zeigt an, daß Küche und Keller nichts darbieten wollten. Der Graf sendet zur Stadt, um dem Mangel bei Kaufleuten auf Credit abzuhelfen. Der Credit wird verweigert und der Festtag ist gekommen; jeden Augenblick müssen die Gäste erwartet werden. Da erscheint der alte gelehrte Professor Olov Rudbeck als Helfer in der Noth. Er hat dem König ein Prachtexemplar seiner „Atlantica" überreicht und von diesem 100 Stück Karolinen empfangen. Damit geht er zu einem Kaufmann, der eben des Grafen Diener abweist. Rudbeck, der früher vom Grafen vielfältige Beweise von Anerkennung empfing, kauft den Wein, den er nun selbst bringen muß, weil des Grafen Diener Stockholm bereits verlassen hat. So kommt denn ein Fest zustande, bei welchem sogar poetischer Scherz nicht fehlt. Aber es ist der letzte Lichtblick des alten Reichskanzlers. Seine Witwe verlebt kümmerliche Tage auf dem ihr übriggelassenen Gütchen.

Betrachten wir nun den König, so begegnen wir einem tristen Leben. Von den versailler Herrlichkeiten, die in Deutschland bereits vieler Orten Rauschgoldschimmer hervorgetrieben, war noch kein Strahl in die kimmerische Nacht gedrungen, und wenn das als ein Glück betrachtet werden konnte, so blickte doch aus dem eigenen Geiste kein Licht hervor, welches den König und seine Umgebung zur Freude am Dasein emporgehoben hätte. Von lebendiger Freiheit der Kunst und Poesie war keine Rede; wo etwas der Art auftauchte, bewegte es sich ebenso schwerfällig-lateinisch, wie die Wissenschaft in Upsala oder im Kopfe der Staatsmänner. Der König gefiel sich in einer seltsamen Sentimentalität. Er wies jede Vorstellung, jede Bitte, die durch die Gewaltmaßregeln der Reductionscommission veranlaßt waren, mit Entschiedenheit zurück; er hatte kein Ohr für die nächsten Verwandten, für die bedeutendsten Persönlichkeiten, für die gewichtigsten Rechtsgründe; er schien keinen Begriff davon zu haben, daß die Betroffenen durch jene Maßregeln wirklich bettelarm wurden, überhaupt nur etwas verloren, oder daß mindestens die königliche Gnade, welche doch Landstreichern mit vollen Händen spendete, der vermeintlichen Gerechtigkeit, in welche das königliche Gewissen störend einzugreifen fürchtete, einigermaßen die Wage halten könne. Dagegen führte er ein Tagebuch, worin er Klagen notirte über das harte Geschick, welches Diesen und Jenen traf. Wahrscheinlich glaubte er damit vor einem höhern Richterstuhle das heimliche Behagen an den auf unreinen Wegen ihm zufallenden Glücksgütern in das Kleid der Demuth hüllen zu können.

Die Königin Ulrike Eleonore war eine gute stille Frau, die außerhalb der Kinderstube selten sichtbar wurde, und die Königin-Mutter Hedwig Eleonore fand in der ihr gebührend erwiesenen Achtung und einigen Spieltischabenden ihre Ansprüche befriedigt. Da selbst der einst so mächtige Reichskanzler de la Gardie so wenig geschont wurde, daß der Tod ihm als Erlöser von tiefster Dürftigkeit willkommen sein mußte, so durfte die Familie Königsmark noch weniger auf irgend eine günstige Wendung ihres Reductionsprocesses hoffen. Wie überall, so fielen auch in Schweden selbst die wichtigsten Dienste aus früherer Zeit der Vergessenheit, wenigstens gleichgültiger Nichtbeachtung anheim, denn die Gegenwart ist an neue Interessen verpfändet, die, mögen sie auch Kinder jener Dienste sein, doch nun einmal auf das Recht ihres Daseins trotzen, und wie die Wendensöhne ihre altersschwachen Väter lebendig begruben, so drängen auch die neuen Interessen die alten gewaltsam ins Grab. Wenn man den alten Adel der Armuth preisgab, so mußte neuer creirt werden, und dieser versagt der Vergangenheit, wenn sie nicht etwa seinen Ansprüchen schmeichelt, jede Anerkennung, da er selbst nur eine Zukunft sicher für sich zu gründen hat. Der Feldmarschall Otto Wilhelm von Königsmark durfte umsoweniger einen günstigen Erfolg für seine Ansprüche hoffen, als er persönlich beim Könige nicht beliebt war, da er den ungünstigen Ausgang des Feldzugs in Pommern verschuldet haben sollte, und er mochte es als ein prophetisches Vorzeichen betrachten, daß Nacht und winterlich stürmendes Unwetter den Schiffer zwang, möglichst schnell Land zu erreichen.

Die Reisenden finden Obdach bei einem alten Waldwärter im Thiergarten des Königs, und hier knüpft

Palmblad die Fäden für die Zukunft Aurora's. Sie ward uns früher schon als eine Ausnahme von der Regel geschildert, indem das Kind bereits als Jungfrau und der ältern Schwester geistig überlegen erscheint. Ein solcher Fall ist nicht selten, und kann hier umsomehr zugegeben werden, als von der ältern Schwester besondere geistige Capacität nicht bekannt geworden ist. Dann aber erwarten wir, sogar gestützt auf den alten Spruch: „Kluge Kinder werden nicht alt", frühen Untergang, oder ein Leben, welches Voltaire's Ausspruch über Aurora, der sie zu einem Wunder ihrer Zeit macht, rechtfertigt. Wir würden einem Franzosen und Dichter, der in diesen beiden Eigenschaften vielleicht nur der Schönheit eine Huldigung widmete, wol nur bedingte Autorität zuerkennen, wenn ihm nicht die Bürgschaft des allgemeinsten Rufs zur Seite stände, und wollen daher sehen, inwiefern er gerechtfertigt ist.

Bei dem Waldwärter sehen die Reisenden einen jungen Mann, dessen unbekümmertes Gehaben auffällig, sogar als ungehobelter Trotz erscheint, da seine Kleidung auf bäuerlichen Stand, auf ein untergeordnetes Verhältniß zum Waldwärter deutet. Es ist Patkul, dessen tragisches Ende schon manche Feder beschäftigte und der Gegenwart auch von Gutzkow dramatisch vorgeführt ist. Unbekümmert darum, daß das an Schweden gefallene Livland eigene Stände hatte, unterwarf ein Beschluß schwedischer Stände die Güter des livländischen Adels der Abalienation. Patkul's Vater gerieth in den Verdacht revolutionärer Opposition gegen diesen Beschluß. Sein Proceß ward freilich niedergeschlagen und ihm die Freiheit geschenkt, allein die Güter blieben verfallen. Der Sohn, Lieutenant im Hastfer'schen Regiment, ist heimlich nach Schweden gekommen, um für den Proceß des Verbannten eine Revision zu erwirken und die Güter, wenigstens als ein Geschenk, wiederzuerlangen. Der Waldwärter ist ein geborener Livländer und steht in der Gunst des Königs, der bei Besuchen des Thiergartens gewöhnlich bei dem Alten einmal einzusprechen pflegt. Die Vermittelung des Alten, bei welchem Patkul jedenfalls sicheres Versteck findet, soll diesem geneigtes Gehör verschaffen. Damit ist seine Gegenwart in bäuerlicher Kleidung erklärt. In der Nacht treffen Patkul und Aurora zusammen. Diese will 14 Jahr alt sein, obgleich Palmblad sie ein Jahr jünger annimmt. Da ihr Alter, wenn wir nicht etwa Cramer's „Denkwürdigkeiten" diesen weiblichen Ehrenpunkt entscheiden lassen, überhaupt immer etwas zweifelhaft bleibt, so kann der Unterschied eines Jahrs hier nur insofern in Betracht kommen, als Aurora's Angabe halbbewußten Verrath aufkeimender Liebe zu dem jungen Mann bethätigt, und nun finden wir uns in einem eigenthümlichen Falle.

Palmblad's Darstellungsweise bekundet überall die Neigung zu geschichtlicher Begründung der Personen und Thatsachen, und demgemäß ein sorgfältiges Durchmustern der ihm zugänglich gewesenen historischen Quellen. So versäumt er es auch niemals, oft unbedeutend Scheinendes in einer Anmerkung als „historisch" zu bezeichnen. Dagegen findet sich nirgends eine solche Andeutung in Bezug auf die von ihm vorgeführten Situationen zwischen Aurora und Patkul. Das Liebesverhältniß muß daher allein als Palmblad's Conception betrachtet werden, und es fragt sich, welchem Zweck es dienen soll? Werfen wir einen Blick auf Aurora's Leben, wie es schon in Cramer's „Denkwürdigkeiten" aufgeblättert ist, so kann es kaum anders denn als ein verlorenes bezeichnet werden. Die Bildung, welche sie über viele Gleichgestellte erhebt und sich in einigen französischen Poesien, später auch in geistlichen Liedern kundgibt, war nur Emanation einer scharfen Fassungsgabe, nicht Eigenthum der Seele, des Herzens, nicht ein Durchdrungensein von geistiger Ueberzeugung. Wir wollen nicht behaupten, daß sie stolz auf ihre Talente, ihre Schönheit, ihre Geburtsstellung gewesen sei, und darum auf die Mehrzahl des Männerkreises kalt herabgesehen habe. Wol aber sehen wir uns zu der Annahme gedrungen, daß es ihr versagt sein sollte, das Verhältniß von Mann und Weib in seiner Tiefe, seinem ganzen Umfange zu erkennen, zu würdigen. So mag es gekommen sein, daß sie es zu nichts brachte, als einige flüchtige Wochen lang die Mätresse des weiberverachtenden Kurfürsten von Sachsen zu sein, in dem Marschall Moritz von Sachsen einem ausschweifenden undeutschen Helden das Dasein gegeben zu haben und nach jahrelangem unstäten und erfolglosen Wanderleben bis zu ihrem Tode vergebens nach der Stelle der Aebtissin im Stift Quedlinburg zu ringen.

Daß sonach ihre ganze Existenz in der Luft stand, konnte Palmblad nicht entgehen. Ein Stützpunkt war unabwendliche Nothwendigkeit, und die Wahl desselben in dem jungen Patkul ergibt sich als eine durchaus zweckmäßige, denn da Palmblad der Geschichte möglichst getreu zu bleiben bestrebt ist, so mußte schon aus diesem Grunde die Liebe eine verlorene sein. Sie durfte Aurora's bekanntem Lebensweg nicht widersprechen, und Patkul's politische Thätigkeit legte demselben kein Hinderniß in den Weg; sein tragisches Ende steigert die Theilnahme für Aurora, weil sie, obgleich in dem bunten Gewirr ihres Lebens nur langsam, doch die wahrhafte Liebe erkannt hat, die eben mit Patkul's Tode wie ein Silberblick sie durchleuchtet.

So etwa denkt Referent sich Palmblad's Wahl eines Mannes, der, soweit das bekannt ist, mit Aurora in keinem nähern Verhältnisse stand. Wir wollen damit auch Abschied von Patkul nehmen. Freilich gelang es ihm, durch den Waldwärter Audienz beim Könige zu finden; dieser aber verwies ihn an den Minister, den Grafen Bengt Oxenstjerna, der die Kunst verstand, mit diplomatischem Geflüster scheinbar viel zu sagen, übrigens nichts eiliger zu thun hatte als sich von dem Eindringling loszumachen. Seine weitern Bestrebungen, von denen Aurora ihn einige male vergebens abzulenken sucht, sind bekannt, und treten in dem vorliegenden Werke nur hin und wieder so aphoristisch, so flüchtig verloren hervor, daß sie als einflußlos nur noch so weit in Betracht

kommen, als er seine Ansprüche mit einer Unermüdlichkeit verfolgt, die der Gegenseite natürlich als gefährlicher Trotz erscheint und sogar seine Hinrichtung in effigie veranlaßt.

Wie vorauszusehen war, kam die Familie Königsmark auch mit persönlicher und Jahre hindurch fortgesetzter Betreibung ihrer Ansprüche keinen Schritt weiter, doch ward sie an den Hof gezogen, und ein Geburtstag des Königs gibt Aurora Veranlassung, zum ersten mal ihre poetischen Talente zu bethätigen. Sie entwirft ein mythologisches Festspiel, in welchem sie selbst eine Rolle übernimmt. Ihr Costüm widerspricht allen stabilen Vorstellungen des Schicklichen und das Stück macht Fiasco, vorzüglich, da ein mit besonderm Wohlwollen der königlichen Familie bedachtes Hoffräulein Ingeborg, schon über die Jugendfrische hinausgehöfelt und von der Göttin der Schönheit ziemlich unbeachtet gelassen, durch Costüm und Action sich bei den jungen Hofleuten den Spitznamen „die Ratte" erwirbt. Sie verliert dabei nichts in der Gunst der königlichen Familie, die ihren Geist, mit welchem sie es sogar bis zum Prophetenthum bringt, sehr hochstellt. Da hierüber historisch nichts fest steht, so wird es dem Verfasser leicht genug, sie Dinge voraussagen zu lassen, die er recht gut wissen konnte. Doch dient diese Erscheinung, die in dem ebenfalls prophetischen Oldenkopf während eines von der Königin-Mutter eingeleiteten Besuchs der fürstlichen Grabkapelle einen hervorhebenden Hintergrund findet, das Bild der Zeit zu vervollständigen. Ueberhaupt hat man in Schweden das Prophetenthum, in mystischer Religionsanschauung wurzelnd, wie der etwas später auftretende Swedenborg bezeugen mag, lange mit gläubig vertrauender Scheu geachtet. Es gehört im Allgemeinen ja zu der nicht kleinen Gruppe menschlicher Schwächen, die sich aller Orten und solange noch bemerkbar zu machen weiß, als dem menschlichen Geiste Räthsel zu lösen übrigbleiben.

Wir heben, da aus der den dritten und vierten Band umfassenden Zeit der Anwesenheit Aurora's in Schweden das Meiste und Wichtigste bereits oben besprochen ist, nur noch eine, von Patkul eingeleitete, Doppelentführung besonders heraus, da hierbei briefliches Misverständniß eine seltsame Verwechselung mit dem glücklichen Erfolge herbeiführt, daß die beiden hungernden Prinzessinnen, welche durch die Königsmark in dem ihnen vom König aufgetragenen gütlichen Wege nicht von der Stelle zu bringen sind, nun gewaltsam einem bessern Schicksal zugeführt werden. Die Entführung galt eigentlich Aurora. Wäre sie geglückt, so mußten die Geschicke der beiden Liebenden enger verflochten und damit die Geschichte verletzt werden. Palmblad scheint daher ein der Zeitrichtung entsprechendes Abenteuer nur deshalb für nothwendig gehalten haben, um Aurora's Neigung für Patkul das möglichste Relief zu geben, und nebenher die Geschichte der beiden Prinzessinnen, welcher ein bedeutender Raum im Buche angewiesen ist, zu Ende zu führen. Beiläufig zeigt der Verfasser auch den nachmaligen König Karl XII. schon im Kinde, und läßt den Achtjährigen unter Anderm drei Hirsche im Thiergarten erlegen. Das ist möglich, indessen weiß man wol, daß bei dergleichen Extraordinarien, die sogleich ihren Weg in die Zeitungen zu finden wissen, gewöhnlich ältere Talente im Spiele sind.

Während des mehrjährigen Aufenthalts in Schweden erscheint auch ein hamburger Rathsherr de Lastrop, welcher als Haupt eines Bankierhauses in Geldgeschäften mit Aurora's Mutter steht. Er ist wahrscheinlich ein Jude, viel gereist, und scheint sich mit Naturwissenschaften zu beschäftigen, die ihn nun auch nach Schweden geführt haben. Indessen hindert das Alles ihn nicht, Aurora schön und gebildet zu finden und als das Ziel ehrenhafter Bestrebungen zu betrachten, die freilich auch in den durch die Reduction sehr geschmälerten Vermögensverhältnissen einen Stützpunkt finden, vielleicht stark genug, den Standesunterschied zu nivelliren. Er bleibt hier unbeachtet, denn „Patkul oder Keiner!" ist bereits Aurora's heimlicher Wahlspruch (IV, 223), und als der Geliebte nur durch schnelle Flucht der wirklichen Hinrichtung entgeht, ist Schweden für sie das Land des Grauens. Sie betreibt die Abreise und findet bei der Mutter und beim Oheim leicht Gehör, da die Familie hier kaum noch etwas zu verlieren und nichts zu gewinnen hat. Sie gehen nach Hamburg.

Hier feiert Aurora ihren ersten Triumph. Einer von den perückengeschmückten Vereinen jener Zeit, die Fruchtbringende Gesellschaft, deren Glieder sich die Aufgabe stellten, Kunst, Poesie und Wissenschaft zu pflegen, und wenn eines derselben ein opus zustande gebracht, dasselbe mit lobenden Sonetten und sonstigen Versen in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache vielseitig aufzuputzen, damit das Geisteskind ebenfalls, wie sein Vater in zierlich gekräuselter Perücke mit würdevollem Anstande sich irgend einem Mäcen und der Welt zeige, hatte einen poetischen Wettkampf in Hamburg veranstaltet. Man hat dergleichen Gesellschaften vielfältig bespöttelt, und den Epigonen können sie auch kaum anders als lächerlich, mindestens einseitig und verkehrt in ihrer Thätigkeit, die lediglich in französischem Boden wurzelt, sich darstellen. Zu ihrer Ehrenrettung kann jedoch auch wol hervorgehoben werden, daß sie jedenfalls echte Kinder ihrer Zeit waren, und immerhin auch mitwirkten, den deutschen Geist aus langjährigem Schlaf aufzurütteln. Daß die Schriftsteller jener Zeit nicht unmittelbar auf deutschem Boden Früchte zu erzielen versuchten, ist leicht erklärlich. Wenn es sich einmal um Aeußerung einer Thätigkeit handelt, greift der Mensch überall nach dem Nächsten, was diese zu fördern geeignet scheint. Die Franzosen hielten Rom und Griechenland für das Nächste und holten von daher ihr Material; die Deutschen, die mindestens seit dem Westfälischen Frieden kein Vaterland mehr hatten und von den Schätzen ihrer verschlossenen Bibliotheken nichts wußten, fanden das Material, sogar schon in diensame Form gebracht, näher gleich jenseit des Rheins, wie das bekanntlich auch nach dem Jahre 1848 noch bemerkbar wird.

Aurora war gewiß keine schlechtere Dichterin als

Andere ihrer Zeit, und so mag es ihrer von der Schönheit gefesselten Jugend, über die sie nun eigentlich schon hinaus ist, wol gegönnt sein, wenn der durch seine weitschweifigen Romane bekannte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, welcher das poetische Fest hauptsächlich eingeleitet, es sich angelegen sein läßt, als ein chevaleresker Herr der Jugend und Schönheit mindestens ebenso sehr zu huldigen als dem Gott der Poesie. Aurora wird gekrönt und es findet ein pomphafter Aufzug statt.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, ein seufzender Seladon, den man hinter dem mecklenburger Wappenschild nicht erwartet, und ein ostfriesischer Graf, ein den Trunk liebender Raufer, haben sich zu dem Feste eingefunden, und wie Aurora Siegerin im poetischen Wettkampf ist, so werden die beiden Herren von ihrer Schönheit besiegt. Sie aber löst ihre Fesseln nicht. Der, dem sie Alles sein wollte, ist für sie verloren, und Andere können ihr nichts mehr sein. Ihre Schwester Amalie, nun eine Gräfin Löwenhaupt, ist anderer Ansicht. Jener de Lastrop, der schon in Schweden einmal Aurora sich zu nähern suchte, macht sich in Hamburg wieder bemerkbar. Er nimmt sogar an Aurora's Triumphzuge theil und zwar in so glänzender Weise, daß sie vollgültiges Zeugniß kaum geahnten Reichthums abgibt. Amalie, die sich in beschränkten Umständen bewegen muß, ist der Ansicht, daß ein solcher Reichthum Vieles vergessen lasse, und ein Stück Pergament sei einem Bankier leicht erreichbar, um seinen Geldsäcken auch als ein Mann von „Familie" vorzustehen. Dann sei ihrer Familie geholfen und alle Noth zu Ende. Nun ja, Amalie ist eine kluge Frau, sie braucht ja nicht selbst den Bankier zu heirathen, und Aurora hat nicht viele Zeit mehr zu verlieren, wenn sie noch unter die Haube will. Aber sie will um einen Wechsel nicht verkauft sein, obgleich Hildebrand, der Secretär ihres Bruders in Hannover, mit der Nachricht von dem unenträthselten Verschwinden des Herrn das Gesuch um schleunige Geldhülfe für zahlreiche Dienerschaft und den Marstall verbindet.

Hier also erst, im fünften Bande, kommt Königsmark's Tod, welchen der Leser bereits im zweiten Bande mit allen wirklichen und muthmaßlichen Umständen erfahren, als unsichere Kunde nach Hamburg. Wir müssen uns das gefallen lassen, da, wie schon früher angemerkt wurde, die Kunst ihre strengen Ansprüche aufzugeben genöthigt ist, und daher auch nicht nach dem gleichzeitigen Fortschritt der Handlung zu fragen hat. Ueberdies gewinnt der Verfasser mit der gewählten Anordnung den Vortheil ruhiger Entwickelung und den nothwendigen Raum für Darstellung eines nicht unwesentlichen Zwischenfalls.

Fritz Steinbeck nämlich, ein junger Commis auf Lastrop's Comtoir, ist der großen Zahl Derer eingereiht, die Aurora's Schönheit in Fesseln schlug. Wie soll der unbedeutende Mensch, obgleich vielleicht der Einzige, der wahrhaft liebt, wie soll er jemals nur dahin gelangen, sich ihr nahen zu dürfen? Dennoch geschieht es durch die Hand des Verbrechens, durch Lastrop's steinalten Vater. Dieser waltet im Hause wie ein unheimliches Gespenst und wird vielfältig von Convulsionen heimgesucht, während welcher er Worte ausstößt, die auf irgend ein verbrecherisches Etwas hinzudeuten scheinen. Während eines solchen, sonst immer vom Sohn allein sorglich überwachten Zustands ist nur Steinbeck anwesend. Dem Alten entfällt ein Papier und Steinbeck erkennt mit flüchtigem Blick Königsmark's Handschrift. Er nimmt schnell Abschrift davon und drückt das Original dem noch immer bewußtlosen Alten wieder in die Hand. Nach diesem Briefe soll Königsmark dem Hause Lastrop fast eine halbe Million an Geld und Juwelen zugewendet haben, worüber in den Rechnungsbüchern nichts zu finden ist. Steinbeck's Kampf zwischen Liebe und Pflicht ist für die Liebe bald entschieden, da der junge Mann sich einredet, es lasse sich schon machen, daß die Ehre des Lastrop'schen Hauses und des jüngern Lastrop, den er unbetheiligt glaubt, der ihn stets mit freundlichem Wohlwollen behandelt, ungefährdet bleibe. Steinbeck gibt seine Abschrift in Aurora's Hände; er ist beglückt, daß sie ihm eines ihrer kleinen Landschaftsbilder schenkt; er ist beseligt, daß sie einen Kuß auf seine Lippen haucht. Die Scenen zwischen ihm, Aurora und dem Grafen Löwenhaupt, zwischen diesem und dem jungen Lastrop, zwischen Lastrop Vater und Sohn gehören zu den gelungensten. Sie enden demüthigend für Steinbeck; der Verblendete fällt in convulsivische Zuckungen und wird in das Haus seiner Mutter gebracht. Zugleich aber erheben diese Scenen die Absicht des alten, während derselben vom Tode hinweggerafften Lastrop, jene bedeutenden Summen, welche Eigenthum der Kurprinzessin von Hannover gewesen sein müssen, und wol der beabsichtigten Flucht mit Königsmark dienen sollten, zu unterschlagen, zu mehr als moralischer Ueberzeugung. Sie geben ferner Anlaß, das frühere Leben des alten Lastrop aufzublättern.

Die Geschichte desselben füllt fast das ganze zweite Buch im fünften Bande und entrollt ein reiches Gemälde hartnäckigen Kampfs um Reichthum, eines Kampfs, dem keine Tugend, kein Gesetz, kein menschliches, überhaupt kein Lebensverhältniß heilig ist. Lastrop ist ein portugiesischer Jude. Sein Vater, von Afrika herübergekommen, hat mühsam erworbenes Vermögen in einem Augenblicke wieder verloren und ist spurlos verschwunden. Der Sohn beschließt, kräftig mit dem Unglück zu ringen, und verläßt Lissabon. Er ist guter edler Eindrücke fähig, aber im Vorgrunde steht der unerschütterlich zähe Vorsatz, Reichthum zu erwerben, der endlich in den wenigen Worten: „Reichthum um jeden Preis!" sich abschließt. Palmblad wählt für die Entwickelung dieses Thema den kürzesten Weg, der aber zugleich zu den entsetzlichsten Scenen führt, die ihren Gipfelpunkt in der Ostsee und auf schwedischem Grund und Boden erreichen, wo Lastrop große Geldsummen verscharrt. Es kann hier, wo es sich lediglich um eine Episode handelt, die nur locker und flüchtig die Hauptaufgabe berührt, auch zu vielen

Raum hinnehmen würde, nicht darauf ankommen, ihr näher zu treten. Die Anzeige genügt vollkommen, daß Palmblad die Freibeuterei der Boucaniers und die davon unzertrennlichen Morde und Gräuelscenen benutzt, um Lastrop's Streben nach Reichthum auf den Punkt nichts achtender, nichts schonender Habgier hinzuführen. Der Gewinn bleibt hinter seinen Erwartungen zurück; selbst die vergrabenen Schätze werden nicht wiedergefunden. Dennoch hat er genug erbeutet, um in Hamburg auf dem gewöhnlichen Wege der Geldspeculationen bedeutenden Reichthum zu gewinnen und als ein geachteter Mann dazustehen. Er liebt seinen Sohn über Alles, und diese Liebe soll ihn mit dem Gewissen und der Welt versöhnen. Der junge Lastrop erfährt nichts von der blutigen Quelle seiner glänzenden Stellung in der Gesellschaft; er kommt der Sorgfalt, die der Vater seiner Ausbildung widmet, dankbar entgegen. Nur gelingt es diesem nicht, den innern Richter zum Schweigen zu bringen, und am Schlusse seines langen Lebens erwacht die alte Gier noch einmal, um Königsmark's bedeutende Geldsendung zu unterschlagen.

Die Familie des Letztern ist indessen bestrebt gewesen, über den Verschwundenen sichere Nachrichten zu erlangen. Warum Löwenhaupt nicht unmittelbar nach Hannover geht, ist nicht füglich anders als durch die Furcht erklärbar, in ein noch unentwirrtes Gewebe selbst verwickelt zu werden. Man will die Hülfe des Kurfürsten von Sachsen anrufen, da Königsmark zu diesem in einem vertrauten Verhältnisse stand. Dazwischen sucht vorzüglich Löwenhaupt Aurora einem entschiedenen Schritte aus ihrem jungfräulichen Stande heraus geneigt zu machen, und entwickelt neben einer getreuen Charakteristik der Zeit Lebensansichten, wie sie überall und zu allen Zeiten aus dem Boden nobler Ungebundenheit hervorwuchern. Ein glänzend lockender Schößling ist dann auch eine morganatische Ehe, mindestens ein Mätressenthron, und für Eines wie das Andere dienen Ludwig XIV. und die Maintenon als vorleuchtendes Beispiel. Ueberall schimmert Löwenhaupt's Absicht, sogar ein Einverständniß mit seiner Gemahlin, Aurora's Schwester Amalie, jene an den dresdener Hof zu verlocken, um dann durch ihre Stellung die eigene, die im holländischen Militärdienste nur unzureichende Mittel für seine Lebensansprüche bietet, möglichst emporzuheben. Aurora's bestimmter Entschluß, nicht nach Dresden zu gehen, wird endlich durch einen Brief rasch aufgehoben, welchen die frühere Hofdame der Kurprinzessin von Hannover, Fräulein von dem Knesebeck, aus ihrem Gefängniß zu Herzberg geschrieben haben soll. Er enthält die mit Ruß auf grobes Papier geschriebene Nachricht, daß Königsmark noch lebe, daß der Kurfürst von Sachsen allein die Mittel besitze, auch, wenn man ihn persönlich darum anspreche, gewiß in Thätigkeit setzen werde, den Bruder zu befreien. Aurora begleitete nun ihre Schwester nach Dresden, und jetzt, mit dem sechsten und letzten Bande, tritt sie eigentlich erst in den Vorgrund.

Wie reichhaltig dieser Band auch ist, fast reicher als irgend einer der frühern, so kann die Relation vom Inhalte desselben sich doch füglich beschränken, um für die Hauptperson den noch nöthigen Raum zu gewinnen. Es sei daher nur kurz angeführt, daß der Oheim der beiden nun in Dresden auftretenden Schwestern, dem in Schweden und Deutschland Alles verlorengegangen ist, in venetianische Dienste tritt, um ein Armeecorps in Morea gegen die Türken zu befehligen. Er erwirbt sich Ruhm aber auch den Tod, und Venedig widmet seinem Andenken ein Marmorepitaph. Es ist bekannt, daß an dem Kriegszuge auf Morea auch deutsche Truppen theilnahmen, indem unter Anderm die Herzoge von Hannover und Celle Soldaten an Venedig gegen lockende Geldsummen überließen. Dieser Handelszweig mochte leicht einigen Ersatz für die in frühern Jahren an Italiens Reize verschwendeten Summen gewähren. Er ist später noch von andern Fürsten als ergiebig erkannt und benutzt, z. B. im nodamerikanischen Freiheitskriege, wogegen ihre Vorgänger doch mindestens den einen Rechtfertigungsgrund für sich geltend machen konnten, daß es dem gefürchteten Erbfeind der Christenheit galt. Weniger bekannt ist es, und auch Palmblad wußte das nicht, daß der Herzog Georg Wilhelm von Celle sich bei dem Handel in eigenthümlicher Weise seiner fernen Landeskinder väterlich annahm. Diese nämlich wußten recht gut plattdeutsch sich verständlich zu machen, dagegen fiel ihnen das Neugriechische so schwer, daß alle ihre Versuche den Griechinnen barbarisch klangen: sie nahmen die Flucht vor ihren Rettern aus türkischem Joche. Da ordnete man in einigen Aemtern des Herzogthums Celle eine Art Conscription an, die jedoch nur frische und gesunde Haidemädchen traf, und den schmachtenden Helden auf Morea ward eine gute Schiffsladung dieses so schätzbaren als unentbehrlichen Lebensartikels zugesendet.

Man mag darüber urtheilen wie man will und kann, ehrlicher, unschuldiger erscheint diese Fürsorge, die vielleicht ihre Quelle noch aus dem Dreißigjährigen Kriege herleitet, wo wenigstens bei den Truppen unter Tilly und Wallenstein Aehnliches, disciplinarisch geordnet, vorkommt, — ehrlicher als der von Löwenhaupt eingefädelte Schacher, der Aurora unrettbar umgarnt, ihm dagegen erwünschten Nutzen gewährt, indem er in sächsischen Diensten beschäftigt wird. Ob die ganze Intrigue, welche Aurora dem Kurfürsten August zuführt, oder auch nur ein Theil derselben historisch begründet ist, darüber wagt Referent kein entschiedenes Urtheil. Es läßt sich nur sagen, daß gegen ihre Möglichkeit wol nichts eingewendet werden mag, daß ferner Palmblad, der es als seine Aufgabe betrachten mußte, Aurora möglichst rein darzustellen, die Intrigue mit einem Aufwande von Scharfsinn, mit einem Geschick anlegt und durchführt, denen volle Anerkennung nicht fehlen kann. Der verschmitzte Grand Maître de plaisir Beichlingen und der zwischen den eigenen Achseln, wie in jeder Umgebung unter allen Umständen als echtes diplomatisches Musterbild sich unverrückt wagerecht haltende Fürst Egon von Fürstenberg sind meisterhaft gezeichnet. Dem Erstern ist jedes Mittel recht,

wenn es nur zum Ziele führt. Er fängt klein an. Zuerst eine den beiden Damen zur Verfügung gestellte Equipage; eine Ausfahrt, um ihnen Dresdens Herrlichkeiten zu zeigen; dann ein mit allem Nothwendigen und Wünschenswerthen ausgestattetes Haus; in demselben geschickt eingeleitete Verhandlungen, um Aurora's Widerstreben zu besiegen. Im Laufe dieser Verhandlungen werden auch Papiere sichtbar, welche des Kurfürsten Entschluß bezeugen, Aurora's Stellung zu ihm vor der Welt das Ansehen möglichster Rechtmäßigkeit durch das von den unberechenbaren Anstrengungen menschlicher Weisheit so glücklich entdeckte Auskunftsmittel einer morganatischen Ehe zu geben, und diese rechtfertigt vor dem Gewissen wie vor Gott eine Deduction, welche der hochwürdige Spener eigens für sie und den Kurfürsten niedergeschrieben, dabei auch sogar sich bereiterklärt haben soll, den Act einer solchen Verbindung selbst einzusegnen. Großartige, feenhafte Festlichkeiten werden veranstaltet, deren Königin natürlich Aurora ist, und der rauschende betäubende Schluß ist ihr Fall. Der Verfasser läßt den Kurfürsten August überall in einem solchen Lichte erscheinen, daß er den schlauesten aber auch schlechtesten Machinationen Beichlingen's unbetheiligt gegenübersteht. Er will nur seine Lust büßen: das ist geschehen, und nun ist Aurora ihm nichts mehr. Er vernachlässigt sie; er hat überhaupt mehr zu thun; er verläßt Dresden, um dem Kriegsruhme gegen die Türken nachzujagen; dann muß er auch die polnische Krone erringen und kurz — er hat nicht Zeit weder für sie noch für ihren in Hannover verschwundenen Bruder. Wenn man dem in seinem Benehmen gegen die Gefallene kundgegebenen Leichtsinn auch ein möglichst großes Feld einräumt, so sollte man doch glauben, daß der um jene Zeit noch fortwirkende chevalereske Geist mindestens nicht zugelassen hätte, die Betrogene so schnell wegzuwerfen und nur mit Widerstreben die Mittel ihrer Existenz zu gewähren. Es scheint daher ein noch fortlebendes Gerücht einigen Grund zu haben, welches andeutet, daß der Kurfürst durch einen natürlichen Widerwillen verscheucht sei.

Aurora's Unglück erreicht das volle Maß, indem Fräulein von dem Knesebeck, dem Gefängniß auf dem Schlosse zu Herzberg auf dem halsbrechenden Wege eines durch das Fenster herabgelassenen Strickes glücklich entflohen, sich bei ihr einfindet, Königsmark's gewaltsamen Tod verkündet, von einem an Aurora nach Hamburg geschriebenen Briefe nichts weiß, dagegen einen vom alten Lastrop ausgestellten Empfangschein über die oben schon erwähnten Gelder und Juwelen mit der Erklärung übergibt, daß dieselben von der unglücklichen Kurprinzessin von Hannover Königsmark's Schwestern überwiesen seien. Das erscheint wie ein Hohn des Schicksals! Und was soll Aurora mit dem Papier eines Verstorbenen, welches der Ueberlebende so leicht ableugnen kann? Aber dieser Hohn erreicht erst seinen Gipfelpunkt, als nun auch der Ueberlebende, der jüngere Lastrop auftritt, die beim Umbau eines Zimmers in seinem Hause aufgefundenen Schätze mit einer Abrechnung, die etwa ein Viertel derselben als Königsmark's Schuld bezeichnen, an Aurora mit der kühlsten kaufmännischen Gemessenheit übergibt, mit sichtbarer Genugthuung Steinbeck's Wiederherstellung verkündet und unter kalter Verbeugung sich entfernt. Er also, der in ehrenhaftem Wege nach ihrem Besitze strebte, sieht jetzt in ihr nur eine Dame, bei welcher Ehre und Liebe nicht mehr in Frage kommen können, mit welcher nur noch ein Geschäft abgethan werden muß. Auch der junge Steinbeck, den die Liebe bethörte, hat sich wieder aufgerafft! Der Kurfürst hat einer Andern eine weniger flüchtige Neigung zugewendet, und Aurora ist vernichtet. Sie, die schon ein Diadem auf ihrer Stirn funkeln sah, muß sogar die Folge ihres Falls wie ein gemeines Bürgermädchen verbergen, um heimlich in Goslar einem Knaben das Dasein zu geben, für den der Kurfürst nur zögernd einige Geldmittel anweist, der nichts von ihm erbt als außergewöhnliche Körperkraft, den Namen eines Marschalls von Sachsen und eine ausschweifende Lebensweise. Es ist ein tragisches Epos, welches Palmblad zum Theil mit fast dramatischer Lebendigkeit entwickelt. Es findet seinen Schluß in Aurora's unstäten und ihres äußern Zwecks verfehlenden Reisen, die, ihr selbst ziemlich unbewußt, in dem beständigen Wechsel betäubendes Vergessen eines zerschlagenen Lebens, innere Ruhe gewähren sollen. Diese Ruhe ist ihr nicht beschieden. Selbst ihre erste Jugendliebe lodert bei der Nachricht von Patkul's wirklicher Hinrichtung nur noch einmal leuchtend auf, um sie mit dem Gedanken, daß nun Alles verloren sei, noch tiefer herabzudrücken. Ruhe findet sie selbst nicht im quedlinburger Stifte: ihr Trachten nach dem Stuhle der Aebtissin, dem letzten Strohhalm für den Ehrgeiz, ist ein vergebliches; vergeblich ist das Mühen, das heranschreitende Alter durch Toilettenkünste zurückzudrängen. Es ist Flitterstaat, denn nach ihrem Tode am 16. Februar 1728 gebrach es sogar an Geld für ihr Begräbniß, und ein Jahr später erst konnte es beschafft werden. Von allen Reizen, welche die Zeitgenossen mit Entzücken priesen, ist nichts geblieben als eine kleine zusammengetrocknete Mumie, in der nur mühsam einige Spuren der bewunderten Schönheit zu entdecken sind.

Referent muß zum Schlusse eilen, wie Manches auch noch zu sagen wäre. Denn selbst an geringfügig scheinende Scenen, an Personen, die nur vorübergehend einmal aus dem Hintergrunde hervortreten, würden Relationen zur Charakteristik des Lebens jener Zeit, welche das ganze Buch umfaßt, zu knüpfen sein. Doch sind der Scenen, der Personen überhaupt so viele, daß man sich beim Hervorheben des Wesentlichsten nothwendig nur auf Andeutungen solcher Einzelheiten beschränken müßte, welche die bedeutendsten Momente anschaulicher zu machen geeignet scheinen, und auch dabei durfte man sich von den Königsmark nicht allzu weit entfernen. Ueberdies ist das Buch bereits vom Publicum mit so lebhaftem Antheil empfangen, daß es wenig Vertrauen zu dem Geiste des Lesers verriethe, wollte man — und das müßte so ziemlich bei jeder Blattseite geschehen — die vom Leser schon

selbst gewonnene Ansicht als erläuternder Cicerone vorlaut störend durchkreuzen.

Nur auf Eins möchte Referent noch hinweisen. Palmblad hat, getreu der Wirklichkeit, die durch ihre Schicksale am bedeutendsten hervortretenden beiden Königsmark'schen Familienglieder in der Weise vorgeführt, daß die beiden Höfe zu Hannover und Dresden die Pole bilden, an denen sie zugrunde gehen. Das Verweilen beim hannoverschen Hofe, welches ein ämsiges Ausmalen aller Persönlichkeiten möglich machte — es nimmt ein gutes Drittel des ganzen Werks ein —, dringt die Wahrscheinlichkeit auf, daß Palmblad anfänglich mit seinem Plane noch nicht ganz im Reinen war und daher sich gehen ließ, um nichts von Allem zurückzulassen, was ein sichtbar sorgsames Studium aufgespeichert hatte. Allein bei näherer Betrachtung des ganzen Werks lassen sich die beiden ersten Theile desselben als ein selbständiges Werk ansprechen, mit welchem alles Folgende nur zufällig, willkürlich in einige Verbindung gebracht ist. Sodann drängt sich beim Abwägen des vollständig Gegebenen mit dem nur in weitern Umrissen Vorübergeführten doch auch der Verdacht hervor, daß Palmblad nicht so ganz frei von einem tiefen Groll bei der Farbenmischung war, welche den Persönlichkeiten des hannoverschen Hofs Leben und Bewegung gegeben hat. Stellen wir eine Vergleichung mit dem dresdener Hofe, wie er von Palmblad geschildert wird, an, so könnte man wol von Ungerechtigkeit reden. Soll hier wie in nicht wenigen andern Partien des dritten bis sechsten Bandes Alles befriedigend verständlich werden, so ist der Leser in dem Falle, sich nach anderweiten historischen Hülfsmitteln umzusehen, was in Bezug auf die ersten beiden Bände kaum nothwendig ist. Bleiben wir jedoch nur bei Hannover und Dresden stehen!

Das hannoversche Hofleben jener Zeit, sowie der Charakter einzelner Persönlichkeiten sind, wie die Geschichte bezeugt, allerdings nicht sonderlich zu loben. Auch sind Kunst und Wissenschaft so wenig gepflegt, daß sie die Hand der Versöhnung nicht bieten können. Freilich war Leibniz da: allein es fragt sich, ob er Hannover jemals gesehen haben würde, wenn nicht schon Herzog Johannes Friedrich ihn berufen hätte. Freilich wurden italienische Opern aufgeführt: allein auch diese hatte Johannes Friedrich veranlaßt, und das Personal ward anfänglich von ihm und seinen Brüdern in Celle und Osnabrück wechselsweise unterhalten. Freilich kaufte Ernst August ein Dutzend Büsten römischer Imperatoren von Ludwig XIV.: allein, obgleich sie theuer genug bezahlt wurden, der Zweifel an ihrer Echtheit scheint begründet bleiben zu wollen. Kunst und Wissenschaft waren also wenig geeignet, Misliebiges auszugleichen, und endlich wirft Königsmark's Mord einen tiefdüstern Schatten auf das Ganze.

Stand es darum irgend besser am Hofe zu Dresden? Die französische Frivolität hatte sich auch hier in einem Grad eingenistet, der Palmblad keine Relation über die äußerste Tiefe desselben gestattet zu haben scheint. Nur als vorübergleitende Episode beschäftigt ihn die Wirthschaft der Neidschütz und ihrer kupplerischen Mutter, sowie der für die geistige Armseligkeit der Richter zeugende Proceß gegen dieselben, wonach die Tochter eine Hexe war, die den Kurfürsten selbst nach ihrem Tode noch mit Zauberbanden umstrickt hält. Der Nachfolger, Kurfürst August, an dessen flüchtiger Laune Aurora scheiterte, war um nichts besser als irgend ein Anderer seiner Zeit, und seine an sich schon unbedeutenden Kriegsthaten fallen nur noch leichter ins Gewicht, da sie für Sachsen lediglich die Folge hatten, daß es mit schweren Opfern den Polen einen König geben mußte, der seinem Vaterlande ein Fremdling blieb. Von Kunst und Wissenschaft konnte hier noch weniger die Rede sein als in Hannover, denn Alles, was Dresden den Namen Elb-Athen erwarb, gehört späterer Zeit an. Damals kannte man nicht viel mehr als das „Galante Sachsen", und was dieses „galant" sagen will, das weiß man ja wol.

Diese flüchtigen Andeutungen sollen nichts weiter bezwecken, als eine ungleichmäßige Darstellungsweise hervorzuheben, die immerhin den hannoverschen Hof in seiner misliebigen Gestalt richtig zeichnen mag, aber insofern als eine ungerechte angesprochen werden muß, als ihr kein Gegensatz gegeben und das ganze Lebensbild im Vergleich zum dresdener — nebenher bemerkt selbst zum stockholmer — Hofe mit weit über die Nothwendigkeit hinausreichenden Nebendingen überladet. Mindestens wäre in den politischen Bezügen immer wol einmal des Guten zu gedenken gewesen, welches ohne Frage Hannover seinem ersten Kurfürsten zu verdanken hat und worüber unter Andern Spittler's Geschichte weitere Auskunft gibt.

Referent, der sich frei von allem Voreingenommensein weiß, und seine Unbefangenheit schon im Anfange dieser Relation bethätigt zu haben glaubt, wollte mit dem eben Gesagten daran erinnern, daß ein Schriftsteller selbst bei Darstellung der tiefsten Versunkenheit auch die nie und nirgends ganz fehlende andere Seite nicht vergessen dürfe, von welcher ein milderndes Licht in die Nacht fällt. Im Allgemeinen hat Palmblad gerecht sein wollen; nur waren die Thorheiten, die Schiefheiten, das Schlechte ein zu mächtiger Reiz, und die Kehrseite wurde vergessen. Bekanntlich ist auch Alles, was aus dem tiefen Borne der Leidenschaften zutage tritt, leichter zu zeichnen als das Gegentheil, wie unter Anderm Milton's „Verlorenes Paradies" bezeugen mag, in welchem der Himmel ziemlich nüchtern und farblos seinen Auserkorenen winkt, während die Hölle sich des buntesten Lebens in deutlicher Anschaulichkeit erfreut.

Wie dem aber auch in Bezug auf Palmblad's Werk sein mag, immer kann die Relation über dasselbe in voller Ueberzeugung dahin abgeschlossen werden, daß der Reichthum an Lebensbildern, an den verschiedenartigsten Charakteren auf allen Stufen der Gesellschaft dem Leser nicht allein einen seltenen Genuß, sondern auch eine kaum zu erschöpfende Fundgrube sowol zu ernsten und heitern Betrachtungen, als auch zu weiter orientirenden Studien darbietet. Auch die Uebersetzung kann, soweit sich das

beurtheilen läßt, und jedenfalls insofern als gelungen angesprochen werden, als sie, wie man das sonst häufig genug findet, das Original nicht vermissen läßt und damit der deutschen Literatur ein Werk einbürgert, welches höher als die gewöhnlichen historischen Romane zu schätzen ist.*) **Friedrich Voigts.**

Marguerite. Roman von Christian Birch. Drei Theile. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1854. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Dies Buch gehört jedenfalls zu den bessern Erscheinungen der neuesten deutschen Romanliteratur. Es zeichnet sich nicht allein durch eine sehr geschickte und das Interesse des Lesers fortwährend spannende Entwickelung, sondern auch durch Reichthum und psychologische Motivirung der Charaktere und durch blühende lebendige Schilderung sehr vortheilhaft aus. In Bezug auf die Anlage hatte der Verfasser die Schwierigkeit zu überwinden, daß er die Handlung, die in den beiden ersten Theilen in Westindien spielt, im dritten Theile nach Frankreich verlegen mußte, er also geschickt alle die Bindemittel aufzusuchen hatte, wodurch die Einheit der Darstellung nicht verlorenging, und seine Charaktere gleich von vornherein so anzulegen genöthigt war, daß er sie auf einem neuen Boden weiter entwickeln konnte und mit ihrer Vergangenheit nicht zu brechen brauchte, ohne dem Ganzen den Schein der höhern poetischen Wahrscheinlichkeit zu nehmen. Die Anlage und Entwickelung trägt daher im Allgemeinen (auf Einzelnes werden wir noch aufmerksam machen) den Stempel der Wahrheit, des Ungesuchten, was um so wohler zu empfinden ist, als gerade das manierirte, geschraubte Wesen durch das Vorwalten des französischen Romans auch bei uns sich gar oft in den Vordergrund drängt und bei einem gewissen Theile des Publicums zur Lieblingslectüre sich heraufgearbeitet hat. Wir haben schon mehrmals bei Besprechung von neuen Romanen in d. Bl. darauf aufmerksam gemacht, wie der Stil der französischen Romane von Sue und Dumas bei einer großen Menge der deutschen Productionen sichtbar, fast möchte es scheinen, absichtlich, nachgeahmt wird, um dadurch sich einen größern Lesekreis zu verschaffen. Wir können auch bei diesem Buche wieder, sowie bei „Der Irre von St.-James" von Philipp Galen, worüber wir in Nr. 47 d. Bl. f. 1854 berichteten, den, wir möchten sagen unwillkürlichen Einfluß des Stils erkennen. Wir sagen „unwillkürlich", weil wir allerdings weit entfernt sind, bei beiden Büchern eine solche absichtliche Speculation anzunehmen, weil wir im Gegentheil die Selbständigkeit der Erfindung, das vorwaltende deutsche Element in Gefühlen und Empfindungen rühmlichst anerkennen, aber dennoch uns nicht verhehlen können, daß die Verfasser uns Situationen vorführen, in denen wir nicht den reinen einfachen Geist des deutschen Lebens zu erkennen vermögen, sondern das gleißende, schimmernde, aber nebelartige Gewebe überspannter Phantasiegebilde. Der Verfasser von „Marguerite" hat zwar überall die Entwickelungsphasen, welche wir hierbei gerade im Auge haben, auf alle Weise zu motiviren gesucht, durch die Zeiten, Umstände, Charaktere zu erklären sich bestrebt, also das Maßlose der phantastischen Erfindung auf bestimmte Gesetze der Natürlichkeit zurückzuführen versucht, aber dennoch schlägt das kühne Wagniß solcher dichterischen Combinationen immer wieder das Gewand der Umhüllung auseinander und wir sehen den gähnenden Abgrund, über welchen der Verfasser mit einem kühnen Sprunge uns versetzt hat. Wir wollen hier, um die Leser d. Bl. in den Stand zu setzen, selbst urtheilen zu können, den kurzen Inhalt dieses Romans anführen, nur in der Absicht, daß diese knappe Inhaltsangabe das Publicum auf das Buch selbst aufmerksam mache.

Auf der Insel Guadeloupe lebte der Franzose Gericourt als reicher Pflanzer und stand mit einem Schiffscapitän, Don Diego, der für ihn den verbotenen Sklavenhandel trieb, in geheimgehaltener Verbindung. Gericourt war schon bei Jahren, als er sich entschloß zu heirathen; seine Wahl fiel auf die reiche Witwe Laboulaie, Herrin von Montrichard, die seine Bewerbung um deswillen annahm, weil sie zugab, „daß eine Verbindung mit ihm in manchen Beziehungen eine nicht unangenehme Erleichterung in ihrer Lage darbieten könne." Der Tag der Civilehe vor dem Maire von Anglade und seinem Schreiber Pivot war herangekommen. Es erschien zu gleicher Zeit noch ein anderes Paar, Sulpice Gray und Marguerite Donose. Sulpice war der Sohn eines französischen Emigranten, der, aus seinem Vaterlande entflohen, im Innern der Insel sich angesiedelt hatte, Marguerite galt als die Schwester Bertrand's, Sohns des alten Donose, Gutsbesitzer im Bezirk Laval. Schon vor der Schließung der Civilehe hat uns der Dichter Blicke in das Innere und die Charaktere der beiden Brautpaare thun lassen, die zu der Ueberzeugung führen, daß die Paare nicht recht eigentlich zueinanderpassen — namentlich ist dies zwischen Sulpice und Marguerite der Fall —, aber dennoch kommt es zum Schlusse der Civilehe. Da erhebt sich plötzlich einer jener tropischen Stürme, die, ehe sie ausbrechen, undurchdringliche Wolken von Staub vor sich aufregen, wiederholte Erdstöße wurden gefühlt, Alles eilte voller Bestürzung aus dem Hause nach den Pferden, die Damen dicht und unkenntlich in ihre Staubmäntel gehüllt, in Hast und Angst sprengt Alles durcheinander und die Begleiter sowie die Paare verlassen entsetzt, um noch vor Ausbruch des entsetzlichen Regens die Höhen zu erreichen, die Mairie; Niemand spricht, in stummer Flucht eilen sie ihrem Ziele zu. Am Ziele angelangt gewahrt man, daß Marguerite im Hause Gericourt's und Madame Olympia Laboulaie mit Sulpice angelangt ist. Der heftige mistrauische Sulpice vermuthet eine Intrigue Gericourt's und hegt Argwohn gegen Marguerite, worin er in seiner leidenschaftlichen Verblendung umsomehr Bestätigung zu finden glaubt, als Gericourt vor geraumer Zeit auf Fürbitte Marguerite's einer entlaufenen Sklavin Kleopatra die Freiheit geschenkt hat und als er sie im Hause Gericourt's antrifft, während sie von ihrer Begleiterin und Freundin Jeannette, die neidisch auf das Glück Marguerite's ist, mit den Schmucksachen und Kostbarkeiten spielend und neckend behängt wurde. Das Mistrauen Sulpice's glaubte darin Bestätigung der Untreue Marguerite's gefunden zu haben, der Bruch war vollendet; Marguerite wurde selbst von ihrem Vater, der die Ansicht Sulpice's theilte, verstoßen und irrte flüchtend aus dem Hause, auch Madame Olympia war nicht frei von dem Argwohn und so war die Doppelheirath mit dem Tage ihrer Schließung schon wieder getrennt. Marguerite, mit dem Fluche ihres vermeintlichen Vaters beladen, findet Aufnahme bei dem Statthalter des Saulfayes, wo sie denn auch von ihrer seitherigen Mutter erfährt, daß sie nicht ihr Kind sei, sondern daß sie durch einen französischen Seemann, der sie als Schiffbrüchige gerettet, dem Abte von St.-Lazarus übergeben worden sei; da gerade ihr ein Mädchen gestorben sei, so habe sie dies Kind mitgenommen, und in Abwesenheit ihres Mannes, der vom Tode seines Kindes nichts erfahren habe, großgezogen; nach der Rückkehr habe sie die angenehme Täuschung ihrem Manne nicht nehmen wollen und so sei sie als ihre Tochter erwachsen. Mit Beginn des zweiten Theiles erhalten wir nun weitere Aufschlüsse über die Herkunft Marguerite's; durch die Schwester Seraphine erfahren wir, daß sie als Erzieherin Marguerite's, nachdem ihr Großvater, der Admiral und Grande von Spanien, Don Diego Ramirez, seine Schwiegertochter, ihre Mutter, geborene Marquisin von Varialva, um in Besitz ihrer Reichthümer zu kommen, hatte umbringen lassen, mit diesen geflüchtet sei und

---

*) Ueber eine einschlägige Schrift von Heinrich Franke „Die Prinzessin von Ahlden" werden wir aus der Feder des Verfassers obigen Aufsatzes noch besonders berichten. D. Red.

sie durch Schiffbruch verloren habe. Der Admiral, der auf diese Weise seine Ansprüche auf die großen Güter vereitelt sah, und der so heruntergekommen war, daß er Seeräuberei trieb und Alles aufbot, die Documente, welche Schwester Seraphine über die Rechtsansprüche seiner Enkelin verwahrte, in seine Hände zu bekommen, hatte endlich mit Hülfe seines schlauen Dieners, eines Indianers Kotague, den Aufenthalt Seraphinens erfahren, aber alle seine Nachstellungen, um die Documente zu erhalten, waren vergeblich gewesen; Seraphine war bei dem Statthalter mit Marguerite zusammengetroffen und hatte ihr daselbst Auskunft über ihr Herkommen gegeben und ihr die Documente eingehändigt. Der Statthalter, sowie dessen Gattin, die sich für das Schicksal Marguerite's interessirten, boten nun Alles auf, die Rechtsansprüche derselben zu Geltung zu bringen; sie hielten es aber durchaus für nothwendig, daß sie zu diesem Zwecke die Insel verlasse, um in Paris wirksamer ihre Angelegenheit betreiben zu können. Dazu bot sich nun als zweckdienliches Mittel eine Verbindung mit Gericourt, der ebenfalls im Begriffe stand, die Insel zu verlassen, um sich in Paris um die Pairswürde zu bewerben. Bald schifften sich die Neuvermählten ein. Sulpice hatte unterdessen auf der Insel Vereine gestiftet, um die Abschaffung der Sklaverei zu betreiben und eine bessere Organisation der Verwaltung zu erzielen. Madame Laboulaie hatte nach dem Bruche mit Gericourt alle ihre Sklaven freigegeben, und hatte sich später, als das Gelbe Fieber auf der Insel ausgebrochen war, an die Spitze von Unterstützungscomités gestellt; sie war so mit Sulpice näher bekannt geworden und Beide wurden ein Paar. Sulpice trieb der Ehrgeiz, in Paris seine Plane wirksamer zu verfechten, ebenfalls zur Reise, und seine neue Gattin folgte ihm dorthin. Aus Furcht vor dem Gelben Fieber, das entsetzlich wüthete, entschloß sich Pivot ebenfalls zur Auswanderung und ihm schloß sich als Gattin Jeannette an.

Mit dem dritten Theile versetzt uns der Verfasser in das rege Treiben von Paris, wo sich denn das Schicksal sämmtlicher Personen, deren Leben unsere Aufmerksamkeit erregt hat, weiter entwickelt. Wir wollen ihm hier nicht in die einzelnen oft trefflichen Schilderungen weiter folgen, es genüge nur zu sagen, daß die Entwickelung eine dem poetischen Interesse entsprechende ist; Marguerite erlangt Anerkennung ihrer spanischen Abkunft und ihrer Güter, Sulpice wird Deputirter und stirbt später auf den Barrikaden, nachdem seine Gattin sich von ihm vorher losgesagt hat. Gericourt stirbt und Marguerite wird die Gattin Arthur's von Manfredonia. Die Entwickelung und Schilderung dieser Liebe ist gelungen, sowie man überhaupt alles Das, was man von diesem Buche lobend oder tadelnd sagen kann, vorzugsweise auf den auch seinem äußern Umfange nach stärksten dritten Theil anwenden kann. Das Interesse der Handlung ist gleichmäßig vertheilt, die Sprache frisch und namentlich in einigen Scenen, wo der Conversationston vorherrscht, gehoben und blühend. Rechnet man die trotz Sturm, Staub und Erdbeben immerhin etwas wunderbar klingende Trennung der Ehepaare in der Mairie zu Anglade, die eigenthümliche Sue'sche Figur des Kotague, die drehende Wand in der Wohnung Seraphinens, die Fiakerverwechselung in Paris und einige andere Scenen und Zwischenvorfälle, die ihre Berechtigung in einem allzu starken Suchen nach Schlageffecten haben, hinweg, so wird man immerhin das Buch dem lesenden Publicum empfehlen können. 25.

Aus London.

Die Palmerston'sche Agitation gegen das Tabackrauchen; Abnahme des altenglischen Humors; die Schlacht an der Alma als Theaterfarce; dramatische Poesie; Uebersetzungen aus dem Deutschen; Todesfälle; literarische Neuigkeiten.

Lord Palmerston, der, nach den Ansichten der damaligen Conservativen, in den Jahren 1848 und 1849 alle Emeuten und Revolutionen, auf dem Continente entweder angezettelt oder doch in jeder Weise gefördert und unterstützt haben sollte und gehaßter war, als es Mazzini selbst je sein konnte, muß es sich nun selbst gefallen lassen, daß gegen ihn vor kurzem in Cambridge eine bedenkliche Emeute losbrach, deren Folgen, obschon für den Augenblick durch Entfaltung polizeilicher Streitkräfte unterdrückt, sich nicht voraussehen noch voraussagen lassen. Lord Palmerston, der, wie weiter behauptet wird, hauptsächlich dazu beigetragen hat, die Flamme des jetzigen Kriegs, dessen Ende noch nicht abzusehen ist, zu entzünden, dieser „Lord Feuerbrand" hat sich nämlich im eigenen Lande zur Aufgabe gemacht, soviel an ihm liegt, das Feuer brennender Cigarren und Pfeifenköpfe im Vereinigten Königreiche am Umsichgreifen zu hindern oder womöglich auszulöschen. Er hat den Bauern von Romsey und Umgegend bei einer Preisvertheilung, bei welcher er den Vorsitz führte, erklärt: der Mensch sei von Geburt aus gut (welcher Satz ihm übrigens die Ungnade der orthodoxen Geistlichkeit zugezogen hat), schlecht werde er erst mit dem Tage, wo er den Anfang mit Biertrinken und Tabackrauchen mache. Selbstverständlich würde hiernach das weibliche Geschlecht, das wenig Bier trinkt und noch seltener Taback raucht, immer gut bleiben müssen, wenn es auch nicht wollte. Indeß versteht hier Palmerston gut und böse auch gar nicht im strict moralischen Sinne, sondern im ökonomischen. Er nennt die neugeborenen Kinder deshalb „gut", weil sie nichts verzehren und sehr wenig oder nichts kosten. Er will sagen, ein guter Hausvater lege, was Andere für Bier und Taback ausgeben, zurück, und darum sei er gut, wie, wer das Gegentheil thue, schlecht sei. Aber etwas will der Mensch für seine Mühe und Arbeit doch haben und da die Bauern von Romsey schwerlich von dem edlen Lord zu den Genüssen seiner diplomatischen Diners zugelassen werden dürften, so würden sie vermuthlich, wenn sie dem Bier- und Tabacksgenuß auch wirklich entsagten, zu dem Stimulationsmittel der städtischen Fabrikbevölkerung, dem noch viel verderblichern Branntwein ihre Zuflucht nehmen. Wie dem auch sei, ein londoner Gentleman und zelotischer Tabacksfeind hatte nun jenes von so hoher Autorität stammende Dogma aufgegriffen und war nach Cambridge gekommen, um den Studenten eine Vorlesung über die verderblichen Folgen des Tabackrauchens zu halten. Die Studenten erschienen in der Vorlesung mit Cigarren und Pfeifen, führten auch in ihren Taschen Raketen und Schwärmer mit sich, und begrüßten den Redner mit dem Rufe: „Ein dreimaliges Hoch für Sir Walter Raleigh." Der londoner Gentleman erklärte, als der Lärm immer ärger wurde, die Studenten seien „Blackguards" und keine Gentlemen, worauf die jungen Herren ihre Cigarren und Pfeifen anzündeten, den Saal mit dichten Rauchwolken füllten und gegen die Plätze, wo die Honoratioren der Stadt saßen, Schwärmer und Raketen platzen und steigen ließen. Endlich erstürmten die Studenten die Tribüne und einer derselben schlug ein Amendement des Inhalts vor, daß das „Kraut" nichts weniger als schädlich sei. Als die Studenten nun auch anfingen, die Bänke zu zerbrechen und andern bedenklichen Unfug zu treiben, auch die hinzukommenden Polizeimänner mit Faustschlägen zu tractiren, griffen diese zu ihren „Staves", ließen sie auf die Köpfe der Studenten etwas unsanft niederfallen und nahmen, nachdem sie Verstärkung erhalten, einige der Aufständischen mit sich, die nun in dem zugleich als Gefängniß dienenden Keller des Stadthauses in Verwahrung gebracht und aus diesem wenig lieblichen Aufenthalt erst auf Verwendung des Senior Proctor befreit wurden. Aber wie Revolutionen ihren regelmäßigen Verlauf von drei Tagen zu haben pflegen, entweder in zunehmender oder abnehmender Progression, so auch hier. Der Faustkampf erneuerte sich am folgenden wie am dritten Tage auf den Straßen und Plätzen der Stadt, obschon die Proctors und Magistri artium einen Umzug durch die Straßen in voller Amtstracht hielten. Wie schon bemerkt, die Emeute ist unterdrückt, die Anstifter sind vom Polizeigericht zu einer Geldstrafe von fünf Pf. Sterl. verurtheilt worden und der Senior Proctor hat für ihr künftiges gutes Betragen Bürgschaft ge-

leistet. Die Sache ist soweit in Ordnung, aber es ist Palmerston ebenso wenig gelungen, das Tabacksfeuer zum Schweigen zu bringen, als bisjetzt wenigstens das russische Geschützfeuer von Sewastopol zum Schweigen gebracht ist.

Die ganze Geschichte würde, wie uns dünkt, einen ganz guten Stoff für ein komisches Epos geben, vorausgesetzt, daß dieser Stoff in die rechten Hände käme. Leider aber scheint der altenglische Humor ganz am Versiegen zu sein, und die „Pickwickier" waren im Grunde seine letzte glückliche und bedeutende Offenbarung. Nur in einzelnen Wasserblasen der Witzblätter, namentlich des „Punch", dringt er noch an die Oberfläche; sie können aber nicht Ersatz leisten für das ersichtliche Aussterben des humoristischen Epos und namentlich des humoristischen englischen Romans, der eine so ganz eigenthümliche und erfrischende Erscheinung in der Literatur bildete. Von dem berühmten „Old merry England" kann heutzutage noch weniger die Rede sein als früher. Auch die englischen Romanautoren ergeben sich immer mehr dem intimen Genre, der Darstellung unheimlich düsterer Nachtseiten des socialen Lebens und der Durchführung abnorm psychologischer Probleme und Räthsel, deren versuchte Lösung zu einem neuen Räthsel wird. Schon seit geraumer Zeit hat kein englischer Roman entschiedenes Glück gemacht, und selbst Dickens' „Hard times" entbehrt, bei manchen trefflichen Einzelheiten, des gesunden frischen Lebens, das unmittelbar packt und ergreift. Der nordamerikanische Roman hat für den Augenblick den englischen überflügelt; denn obschon auch er sich meist bestimmte Themata stellt, die er tendenzmäßig durchführt, so geschieht dies mit einer gewissen anziehenden Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit und Naivetät, die nichts gemein haben mit jenem kühlen und abkühlenden künstlichen Calcul, der uns in den Compositionen der europäischen Romanautoren nur zu häufig und zu deutlich entgegentritt. Als classisches Muster wollen wir damit den neuamerikanischen Roman keineswegs empfohlen haben. Cooper und Washington Irving sind von keinem Landsmann und keiner Landsmännin später erreicht worden. In Beiden lebte noch ein literarisches Bewußtsein, welches den nordamerikanischen Romanschriftstellern und Romanschriftstellerinnen der Gegenwart fast gänzlich fehlt.

Wenigstens fristete der altenglische Humor bisjetzt noch in den Farcen und Burlesken, die auf den londoner Theatern zur Aufführung kamen, sein Dasein; aber gegenwärtig scheint auch in ihnen der alte englische Geist nicht mehr lebendig zu sein. Ende November kam auf dem Haymarkettheater eine Burleske unter dem Titel „The sentinel of Alma" von S. Lover zur Darstellung, worin die ernste blutige Tragödie, welche gegenwärtig auf der taurischen Halbinsel spielt, in Form einer Reihe burlesker Soldatenscenen parodirt ist. Das „Athenaeum" sagt bei dieser Gelegenheit: „Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Burleske eine die ihr geziemende Grenze weit überschreitende Ausdehnung gegeben worden ist. Die innigste Poesie, die tiefsten Gefühle, die heiligsten Empfindungen sind in Form von Farcen carikirt worden. Die komische Muse hat lernen müssen, über Alles und Jedes zu lachen. Je ernster der Künstler, der Dichter und der Weise ihren Beruf aufgefaßt und erfüllt haben, umsoeher konnten sie darauf rechnen, das Ziel schonungslosen Spottes zu werden. Welchen Schaden die Bühne und das Drama unter diesem Misbrauch genommen haben, davon ist der Zustand beider auf den Westendtheatern der nur zu traurige Beweis. Der Geschmack hat eine plebejische Richtung genommen, alles edle Streben ist in den Staub herabgezogen und Alles, was in der Kunst ein höheres Ziel im Auge hatte, in höchst bedenklicher Weise entmuthigt worden. Unmoralische Producte wurden von den pariser Theatern herbeigeschleppt, und jeder selbständigen mit dem Nationalgefühl und den Nationalgewohnheiten in Uebereinstimmung stehenden Richtung ist selbst die Aussicht genommen, auch nur möglicherweise sich auf den Beifall des Publicums Rechnung machen zu dürfen. Man hat sich so sehr aller Scheu begeben, daß gewisse Witzlinge mit dem Plane zu einem «Comic prayer-book» gerade wie man etwa «comic histories» hat, ganz ernstlich umgehen." Diese nur zu gerechten Klagen passen ganz gewiß ebenso gut und vielleicht noch mehr auf Deutschland als auf England.

Da wir gerade bei dem Theater und der dramatischen Poesie stehen, so erwähnen wir hier zwei Curiositäten, von denen es die eine unwillkürlich ist, die andere es zu sein ziemlich beabsichtigt. Henry Bliß, der sich auf dem Titel „one of Her Majesty's counsel" nennt, gab heraus: „Robespierre, a tragedy." Die Wahl des Stoffs und des Helden war schon an sich eine unglückliche. Der unheimlich düstere, aller Anmuth und allen höhern Seelenadels bare Robespierre eignet sich sehr wenig dazu, der Held einer Tragödie zu sein. Was er allerdings besaß, war eine große Fülle und Schärfe sophistisch-advocatischer Rhetorik, mit der man aber in der dramatischen Poesie nicht ausreicht. Henry Bliß aber läßt ihn nur in den allergewöhnlichsten Gemeinplätzen sprechen, die um so trivialer erscheinen, da der Verfasser, ohne sich durch Otway's mislungenen Versuch abschrecken zu lassen, seine Tragödie durchweg gereimt hat. Alles in Allem genommen, bemerkt das „Athenaeum" zum Schluß seiner Kritik, ist diese Tragödie eine literarische Curiosität. Eine Art Curiosum ist auch folgende Dichtung: „Firmilian, or the student of Badajoz; a spasmodic tragedy", von T. Percy Jones. Diese Dichtung ist eine nicht ganz mislungene Satire auf eine gewisse modern-poetische Richtung, die in übertriebenen Emotionen, in Ungeheuerlichkeiten und Abnormitäten ihren Schwerpunkt und Ersatz darin für ihre Hohlheit und innere Talentlosigkeit sucht. Firmilian ist ein junger Dichter, der gern ein großes poetisches Werk, eine Tragödie, schreiben möchte, zu der ihm aber der Stoff, die Thatsachen und die Erfahrungen fehlen. Um diese zu erhalten, stürzt er sich in einen wahren Ocean von Frevelthaten, er ermordet seine Geliebte, seinen Oheim, mehre seiner Freunde, deren einen er von der Säule des heiligen Simeon Stylites herabstürzt, unterminirt eine Kirche und sprengt sie mit allen darin zum Gottesdienste Versammelten in die Luft, und nachdem er dies Alles gethan und nun weiß, wie es einem Verbrecher im großen Stil zumuthe ist, hält er sich erst befähigt, die beabsichtigte Tragödie zu schreiben, womit die Satire schließt.

In letzter Zeit sind wieder mehre deutsche Werke ins Englische übertragen worden; wir nennen sie hier mit ihren englischen Titeln: „Athens and the Peloponnese; with sketches of Northern Greece. From the German of *Hermann Hettner*", worüber die englische Kritik ein sehr beifälliges Urtheil fällt; „The popular works of *J. G. Fichte*, 2 vols. Comprising the Vocation of the scholar; the Nature of the scholar; the Vocation of the man; the Characteristics of the present age; the Way towards the blessed life; and in addition a memoir of Fichte, by *William Smith*" (die in dieser Sammlung übersetzten Schriften sind auch einzeln im Buchhandel zu haben); „The history of Magic. By *Joseph Ennemoser*. Translated from the German by *William Howitt*. To which is added an appendix of the most remarkable and best authenticated stories of apparitions etc. Selected by *Mary Howitt*" (2 Bde.); „The sphere and duties of government. Translated from the German of Baron *Wilhelm von Humboldt*, by *Joseph Coulthard* jun." Ferner erschien aus dem Französischen übersetzt: „The philosophy of *Kant*. Lectures by *Victor Cousin*. Translated from the French. To which is added a biographical and critical sketch of Kant's life and writings. By *A. G. Henderson*."

Aus dem Gebiete der deutschen Roman- und Dramenpoesie geht, was wenigstens die nachclassische oder die sogenannte Epigonenperiode betrifft, auffallend wenig durch Uebertragung in die englische Sprache über, und namentlich scheint die moderne deutsche Bühne von Gutzkow, Hebbel, Laube und Ludwig an bis zur Birch-Pfeiffer und zu Benedix herab für die Engländer sowol als Franzosen gar nicht vorhanden zu sein, obschon doch früher selbst Kotzebue und Iffland viel übersetzt, nachge-

ahmt und nachgebildet wurden. Der Grund davon liegt entweder sehr tief oder sehr auf der Oberfläche. Von deutschen Romanen jüngern Datums ist Mügge's „Afraja" unter dem Titel „Afraja; or life and love in Norway: a Norwegian and Lapland tale. Translated from the German of *Theodor Mügge*" englisch erschienen. Daß dieser Roman ausnahmsweise übersetzt wurde, hat vielleicht seinen Grund zum Theil in der interessanten Localität, auf der er spielt, zumal gerade Norwegen unter den englischen Touristen und Sportsmen viele enthusiastische Verehrer zählt.

Mehr ist man bemüht, die Blüten moderner deutscher Lyrik durch Bearbeitungen dem englischen Publicum zugänglich zu machen. Davon zeugen unter Andern zwei fast gleichzeitig erschienene Anthologien: „The poetry of Germany: consisting of selections from upwards of seventy of the most celebrated poets. Translated into English verse, with the original text on the opposite page, by *Alfred Baskerville*" (Leipzig, G. Mayer; London, Williams und Norgate), und die von Miß Mary Anne Burt in Zürich herausgegebenen und bereits in d. Bl. besprochenen „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets". Ueber die letztere erinnern wir uns noch in keinem englischen Blatte etwas gelesen zu haben, so erwünscht uns auch ein Bericht darüber aus der Feder eines competenten englischen Reviewer sein würde; über die erstere bringt das „Athenaeum" eine Kritik, aus der jedoch für uns Deutsche nicht gerade sehr viel Neues und Interessantes zu entnehmen ist. Der Berichterstatter empfiehlt die Baskerville'sche Anthologie im Ganzen, obschon er einige kleine Ausstellungen daran macht. Wir hätten bei diesem Anlaß gern die Ansichten eines Engländers über die Entwickelung der deutschen Lyrik und über die Eigenthümlichkeit der verschiedenen deutschen Lyriker kennengelernt; darauf läßt sich jedoch der Berichterstatter nicht ein, aber wol benutzt er diese Gelegenheit, im Sinne des „Athenaeum" gegen die Versuche, den antiken Hexameter in englischer Sprache nachzubilden, Opposition zu machen, und er freut sich, daß Baskerville wenigstens soviel zugestanden habe, daß die deutschen Hexameter in Deutschland nicht so populär seien als Bürger's und Schiller's Balladen. Manche Bürger'sche Balladen, namentlich „Lenore", sind allerdings im eigentlichsten Sinne populär, aber Schiller's Balladen sind dies in keinem höhern Grade als etwa Voß' Idylle „Der siebenzigste Geburtstag" und manche Distichen von Schiller selbst, die als Citate in aller Gebildeten Munde sind. Als am besten wiedergegeben und überhaupt als ein in seiner Art vorzügliches Stück scheint dem Berichterstatter in der Baskerville'schen Sammlung namentlich Seume's Erzählung „Der Wilde" („The Indian") gefallen zu haben.*)

Englands Kunst, Literatur und Wissenschaft haben in der letzten Zeit wieder mehre ihrer angesehensten Vertreter verloren: Charles Kemble, der berühmte Schauspieler, starb am 12. November in dem hohen Alter von neunundsiebenzig Jahren; die Schauspielerin Mrs. Warner, die vor ihrer Verheirathung Miß Huddart hieß und auch wegen ihres Charakters beim Publicum in allgemeiner Achtung stand, ging, etwa 50 Jahre alt, im Monat September mit Tode ab; John Gibson Lockhart, nach Gifford's Tode (seit 1825) bis noch vor wenigen Jahren Herausgeber des „Quarterly review", Verfasser der „Spanish ballads", des „Reginald Dalton", des „Valerius" und einer im Ganzen preiswürdigen, doch nicht mit genügender Unparteilichkeit geschriebenen Biographie seines berühmten Schwiegervaters, Walter Scott, verstarb auf Abbotsford im einundsechzigsten Lebensjahre; John Kitto, Kind armer Aeltern, der, infolge des Sturzes von einer Leiter früh seines Gehörs beraubt, eine traurige Kindheit theils im Arbeitshause, theils als Lehrling bei einem hartherzigen Schuster verlebte, bekannt durch seine auf die Schriften der Bibel bezüglichen Arbeiten und eine Reihe von Artikeln: „The deaf traveller" im „Penny magazine", welche die Aufmerksamkeit auf sich zogen, verstarb am 25. November in Kanstadt, wo er Genesung suchte; Edward Forbes, berühmt sowol als Geolog wie als Botaniker, zumeist aber durch seine Epoche machenden Untersuchungen über die Mollusken, starb als Nachfolger des ebenfalls erst vor kurzem dahingegangenen Jameson an der edinburger Universität im neununddreißigsten Lebensjahre; Frederick Knight Hunt, in seiner Jugend Druckergehülfe, früher zweiter Redacteur von „Illustrated London News", dann der „Pictorial Times", endlich (von Dickens dazu auserwählt) von „Daily News", Verfasser der bekannten Schrift: „The fourth estate: a history of the English newspaper", war erst 40 Jahre alt, als ihn am 18. November der Tod ereilte.

Von Lord Brougham's Schriften wird bei den Herren Griffin in Edinburg eine gleichmäßige Gesammtausgabe mit des Verfassers Verbesserungen letzter Hand vorbereitet; Kossuth beabsichtigt, seine Briefe aus der Türkei, welche manche geheime Aufschlüsse enthalten dürften, und eine durchgesehene Auflage seiner Reden herauszugeben, und Mazzini benutzt, dem „Athenaeum" zufolge, seine Mußestunden, welche ihm seine politische Agitation und seine unstäte Lebensweise übriglassen, dazu, eine Geschichte der religiösen Frage in Italien und ihrer Entwickelung auszuarbeiten. Eine italienische Kirchengeschichte aus solcher Feder und nun gar in einer Zeit, wo man, katholischer als in Gregor's VII. und Leo's IX. Tagen, den Satz von der unbefleckten Empfängniß Mariä zu einem Dogma erhebt, an das

*) Auch die französischen Journale kommen, wenn auch nicht sehr häufig, doch häufiger als wol früher, auf die deutsche Lyrik zu sprechen. So enthält das „Athenaeum français" in Nr. 45 einen mit J. P. (J. Perez?) unterzeichneten Bericht über Gruppe's vorjährigen Musenalmanach, und wir möchten fast vermuthen, daß dem Franzosen, insofern der Bericht nicht aus deutscher Feder oder Vorlage stammt, nicht unbekannt geblieben sei, was wir selbst bei Gelegenheit einer Besprechung desselben Almanachs im vorigen Jahrgang d. Bl. (Nr. 28) gesagt haben. Nicht nur werden wir zu dieser Vermuthung durch einzelne Wendungen, die jedoch nur zufällig sein können, geführt (z. B. wenn wir die Musenalmanache „Rendezvousplätze der lyrischen Talente" nannten und in der französischen Kritik ganz entsprechend gesagt ist: „Ces recueils sont pour ainsi dire, des rendezvous-poétiques"), sondern noch mehr durch den Umstand, daß der französische Berichterstatter mit uns Gruppe's „Sulamith" als das vorzüglichste Stück des Almanachs bezeichnet und außer ihm noch des Mailänders Cajetan Cerri Gedicht: „Herr bleib bei uns, denn es will Abend werden", unter Ausdrücken, die fast ganz die unsern sind, besonders hervorhebt. Wir sagten dort: „Man kann als geborener Deutscher unsere Sprache kaum gewandter und ausdrucksvoller handhaben als dieser Lombarde", und an einer andern Stelle bei Erwähnung des Jacowlew'schen „Melodion" (Nr. 34) bemerkten wir: „Jacowlew gehört also, wie der Franzose Chamisso, wie der Italiener Cajetan Cerri, wie der Ungar Bakody, wie so manche Dänen, zu jener Zahl von Ausländern, die sich in die Art deutschen Fühlens und Empfindens und in die Formen deutscher Lyrik so hineingelebt haben u. s. w." Dafür liest man im „Athenaeum français": „Ce poëte, Italien de naissance, n'en manie pas moins la langue de Goethe avec une supériorité que pourraient lui envier beaucoup d'Allemands; mais ce n'est pas là un fait isolé dans la littérature allemande, car parmi les plus célèbres poëtes qui aient écrit en cette langue dès le commencement de ce siècle on compte le Danois Adam Oehlenschlaeger et le Français Adalbert de Chamisso; dans le dernier temps le Hongrois Bakody et le Russe Jacowlew, qui se sont tellement inspirés du génie allemand qu'on ne retrouve presque plus chez eux aucune trace de leur génie national." Zu den „les plus célèbres poëtes" gehören freilich weder Bakody noch Jacowlew. Auch was J. P. über Heine's Obscönitäten sagt, scheint er unserm Bericht zu verdanken, nur daß er fälschlich, wahrscheinlich weil er den Schad'schen „Musenalmanach" nicht kennt, Heine's in letzterm abgedrucktes „Hohes Lied" als ein Seitenstück zu Gruppe's „Sulamith" betrachtet, was es im entferntesten nicht ist.

jeder Katholik glauben muß, wo das Ablaßwesen wieder in Schwung kommt und die mit Sündenvergebniß hausiren gehenden Tetzel wol nicht lange mehr auf sich warten lassen werden, wo die wunderthätigen Marienbilder wieder die Augen zu verdrehen und Thränen zu vergießen belieben — diese Kirchengeschichte aus der Feder des unermüdlichsten Blutpriesters und Vorkämpfers der Revolution und des Radicalismus wird eine jedenfalls höchst merkwürdige Erscheinung sein und ein sehr wunderliches Gegenstück zu den Kirchengeschichten im Veuillot'schen Geschmacke bilden. **H. M.**

Bücherschau.

Zur Verfassungsgeschichte Baierns.

Die Sache der constitutionellen Repräsentativmonarchie ist durchaus noch nicht so aller Streiter entblößt, als ihre principiellen Gegner oder mehr zufälligen, d. h. der augenblicklichen, einer gesunden Entwickelung des Verfassungswesens freilich nicht sehr günstigen Weltlage Rechnung tragenden Widersacher glauben. Der Geist der Völker trat aus seinen Ufern; von der andern Seite führte man künstliche Dämme und Wehren dagegen auf — kein Wunder, wenn da das Verfassungswesen sein natürliches Bett noch nicht wiedergefunden hat, zumal da ihm durch die große Kriegsfrage eine Vielen vielleicht sehr willkommene Ableitung gegeben wurde. Gelingt jedoch die Demüthigung Rußlands, so werden sich gerade vielleicht alle Diejenigen am meisten getäuscht finden, welche den zeitweiligen Stillstand in der Entwickelung des Verfassungswesens für deren seliges Ende ansahen; die Früchte der gemeinsamen Anstrengungen werden vielleicht zumeist gerade den Constitutionellen zufallen. Unter diesen Umständen begrüßen wir mit Freude folgende Schrift:

Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungsurkunde. Von Gustav Freiherr von Lerchenfeld. Berlin, Veit und Comp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lerchenfeld gehört zu den unermüdlichsten und unerschrockensten Vorkämpfern der constitutionellen Repräsentativmonarchie in Deutschland, und als solcher hat er es unternommen, die Geschichte Baierns in jener denkwürdigen Zeit zu erzählen, in welcher König Max I. die Verheißung einer Verfassung erfüllte, die er selbst als den Anfang einer neuen bessern Zeit bezeichnete — einer Zeit, welche, wie der Verfasser bemerkt, „mit der Entwickelung Baierns auf das innigste zusammenhängt, sodaß die Geschichte jener Entwickelung nicht ohne jene der Verfassung selbst geschrieben werden kann". Der Verfasser spricht in der Vorrede von seiner Befähigung für diese Aufgabe mit einer Bescheidenheit, die unser Zutrauen zu ihm nur erhöhen kann. Er ergreift das Wort, weil, wie er bemerkt, „die Zahl der Zeitgenossen, welche von jener denkwürdigen Zeit Zeugniß abzulegen vermögen, von Jahr zu Jahr mehr zusammenschmilzt, und die Männer, denen tüchtigere Bildung und umfassendere Hülfsmittel zugebote stehen, sich fortwährend in unverbrüchliches Schweigen hüllen". Er fährt dann fort: „Zwei Umstände waren es besonders, welche ihm (dem Verfasser) eine genauere Einsicht in die Verfassungsgeschichte Baierns möglich machten. Erstlich war sein Vater einer der Männer, welchen König Max die Ausführung seiner Beschlüsse hinsichtlich der Verfassungsfrage übertragen hatte, und in dessen Papieren fanden sich vielfache Notizen und Correspondenzen, welche Licht auf einzelne, bisher unbekannt gebliebene Verhältnisse werfen. Dann fiel seine erste Jugendzeit in jene Jahre und er erinnert sich aus seines Vaters und anderer Zeitgenossen Munde gar mancher Mittheilung, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen dürfte." Mit diesen wenigen Andeutungen möge das inhaltreiche Werk den Verfassungsfreunden in Deutschland bestens empfohlen sein — und auch den Verfassungsfeinden.

Die Lyrik im Treibhause.

Daß die Lyrik nicht mehr in durchaus naturgemäßer Weise wächst und gedeiht, sondern zum Theil durch künstliche Mittel unter den Händen künstlich gewordener Dichter zu einer wuchernden Fülle getrieben wird, mit der sie den Boden der Literatur, viele ihrer edeln Keime erstickend, queckenartig überzieht, wird Niemand leugnen wollen. Die Lyriker müssen sich nun mit ihren eigenen Waffen schlagen lassen. Schon R. Rodt hat in seinen „Gedichten in allerlei Humoren" ihre Manieren und oft recht glücklich parodirt. Dasselbe geschieht jetzt von einem Anonymus in dem Schriftchen:

Blüten aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Leipzig, Barth. 1855. 32. 15 Ngr.

Auch hier werden die Manieren unserer Lyriker in oft recht ergötzlich parodirender Weise, wenn auch nicht immer mit sehr geistreichem Witz nachgebildet. Freiligrathisch ist z. B. das Gedicht „Träume sind Schäume" mit dem Anfange:

> Gedankenvoll für mich saß ich im Kaffeehause,
> Der Diener trat herzu: schwarz war sein Haar, das krause,
> Und seinen Hals umschlang ein scharlachrother Shawl.
> Er, dem in bess'rer Zeit daheim die Kalabasse
> In Ehrfurcht ward kredenzt, jetzt reicht' er mir die Tasse
> Zum Trank, der Mohr vom Senegal.

Der Dichter versetzt sich nun in die Zeit, als dieser Mohr noch Führer schwarzer Scharen war, als er von den weichen Armen der Sultanin umschlungen ruhte und die schwarzen Krieger ihm zuriefen: „Dem Djagga Heil von Sackatu!" Da plötzlich:

> Da grinzt der Mohr mich an: „Wie hier im Trank, dem heißen,
> Der Zucker schmilzt, so wird dereinst das Volk der Weißen
> Im schwarzen Volke untergeh'n!"
>
> Er sprach's; und mit Getös entfiel dem schwarzen Manne,
> Als wie von ungefähr, die schwere Silberkanne,
> Der edle Makkasaft beschwemmte rings den Raum.
> Erschreckt wandt' ich zum Tisch mein Angesicht, das blasse,
> Der weiße Zucker schmalz mit Macht im braunen Nasse:
> „O Mohr, erfüllt sich schon dein Traum?"

Possirlich ist ein Scherzgedicht auf die halbkindischen, ein Nichts in bloße Wortklänge hüllenden lyrischen Spielereien, denen man jetzt so häufig begegnet, unter der Ueberschrift: „An die Sterne", dessen letzte Strophe lautet:

> Sie hat mich nie geliebet,
> Geliebt hat sie mich nie;
> Mich hat sie nie geliebet;
> Mich hat geliebt sie nie!

Wenn es nun einerseits eigenthümlich ist, daß die moderne deutsche Lyrik so viele bequeme Handhaben für die Parodie und Persifflage bietet, so ist es doch auch ebenso eigenthümlich, daß sich Jemand die Zeit nimmt oder besser sie verliert, ein ganzes Bändchen mit Scherz- und Spottgedichten zu füllen, von denen doch keine Frucht übrigbleibt, weil sie meistens auf taube Blüten gepfropft sind. Unter allen Dichtgattungen ist ohnehin die Parodie unzweifelhaft die alleruntergeordnetste. **H. M.**

Notizen.

Iwan Turgenjew und sein französischer Uebersetzer.

In Nr. 34 d. Bl. hatten wir in einem Artikel über russische Literatur auch der dem Russischen des Iwan Turgenjew nachgebildeten „Mémoires d'un seigneur russe" Erwähnung gethan und schon damals bemerkt, wie wenig es einzusehen sei, daß der französische Bearbeiter, E. Charrière, den ursprünglichen Titel „Memoiren eines Jägers" so willkürlich verändert habe. Turgenjew hat nun im „Journal de St.-

Petersbourg" gegen die ganze Charrière'sche Bearbeitung förmlichen Protest eingelegt und in seinem Protest unter Anderm bemerkt: „Was die Uebersetzung des Herrn E. Charrière betrifft, wonach man sein Urtheil über mich gefällt hat, so glaube ich, daß es nicht viele Beispiele einer derartigen literarischen Mystification gibt. Es ist in der That nicht möglich, sich alle die Aenderungen, die Zusätze, die Einschiebsel vorzustellen, denen man dort auf jeder Seite begegnet. Es ist für mich unmöglich, mich darin wiederzuerkennen. Ich versichere, daß in den «Mémoires d'un seigneur russe» nicht vier Zeilen hintereinander treu wiedergegeben sind. Außerdem hat auch Charrière sich die Mühe genommen, meinen Stil, der ihm wahrscheinlich zu trocken und mager war, auszuschmücken." Charrière hat sich unter Anderm erlaubt, eine ganz neue Person in den Roman einzuführen und sie mit besonderer Sorgfalt zu schildern, einen Händler, der mit chemischen Feuerzeugen hausiren geht. „Von einer solchen Person", sagt Turgenjew in seinem Protest, „steht in meinem Buche kein Wort, aus dem einfachen Grunde, weil es ein solches Individuum überhaupt in Rußland nicht gibt." Noch ein Beispiel: Charrière läßt an einer Stelle seines Buchs im tiefsten und entlegensten Innern von Rußland Schwarze als Dienerschaft auftreten, was dort nirgends vorkommt. Charrière hatte nämlich das Wort arapnik, Jagdpeitsche, mit dem Worte arap, Neger, verwechselt. Turgenjew führt noch andere solche grobe Irrthümer und Fälschungen an, unter Anderm, daß Charrière einen Geistlichen einem General die Hand zum Kusse reichen läßt. Wenn man übrigens in dem Dickicht unserer deutschen fabrikmäßig hergestellten Uebersetzungen nach solchen von den Uebersetzern geschossenen Böcken suchen wollte, so würde man deren dutzend- und schockweise antreffen, arge und noch ärgere als Charrière sie geschossen hat. **H. M.**

Schiller als Aesthetiker.

Schiller ist der Liebling des deutschen Volks. Aber was er als Aesthetiker geleistet, ist noch wenig in allgemeinere Kreise gedrungen, obschon diese Leistungen nicht zu seinen werthlosesten gehören. Der Grund dieser Erscheinung liegt jedenfalls nicht in einer allzu esoterischen, den Laien zurückstoßenden Form; denn sie sind in einer nicht blos populären und leichtverständlichen, sondern auch in einer anziehenden Sprache geschrieben. Vielmehr muß er darin gesucht werden, daß ihnen eine feste, einheitliche, systematische Entwickelung fehlt, sodaß es nicht ganz leicht ist, sich aus ihnen ein Gesammtresultat zu entnehmen. Daher wird es Manchem angenehm sein, durch eine kleine Schrift von Wilhelm Hemsen: „Schiller's Ansichten über Schönheit und Kunst im Zusammenhange gewürdigt" (Göttingen, Huth, 1854) hierauf hingeleitet zu werden, welche die hierher schlagenden Arbeiten Schiller's in übersichtlichem Zusammenhange charakterisirt, die leitenden Ideen scharf hervorhebt und zugleich ihr Verhältniß zu den Leistungen Kant's, Solger's, Schelling's u. A. in Erwägung zieht. Wir wollen daher hiermit auf dieses empfehlenswerthe Schriftchen aufmerksam gemacht haben. 17.

Bibliographie.

Abu Nuwâs', des grössten lyrischen Dichters der Araber, Divan. Zum ersten Male deutsch bearbeitet von A. v. Kremer. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Bär und der Mond. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1854. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Original-Romane. VI. Die Familie Ammer. Deutscher Sittenroman von E. Willkomm. Drei Abtheilungen. Frankfurt a. M., Meidinger u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Phönix oder Rapport der Seelen zwischen dem Diesseit und dem Jenseit. Beleuchtet durch S. v. F. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. 8. 16 Ngr.

Tschudi, F. v., Das Thierleben der Alpenwelt. 24 Illustrationen in Holzschnitten und Tondruck. Leipzig, Weber. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Villemain, Geist der altchristlichen Literatur im vierten Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von J. Köhler. Mit einer Vorrede vom Geh. Hofrath Zell. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. 17ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen. Von F. W. Barthold. 1ster Theil. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr.

Deutsche Volkslieder. Sammlung von F. L. Mittler. Marburg, Elwert. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Mit einer Musikbeilage. Herausgegeben von H. Pröhle. Aschersleben, Fokke. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Walther, P. A. F., Das Großherzogthum Hessen nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Oertlichkeit beschrieben. Darmstadt, Jonghaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Welcker, P. H., Vogelherd-Klänge aus dem Thüringer Wald. Sonette. Gotha, Stollberg. 1854. 16. 10 Ngr.

Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten. Herausgegeben von L. Schücking. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.

Wessely, A. F., Berlin von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Historisch, topographisch und statistisch nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt. Mit dem neuesten Plane von Berlin und einer Uebersichtskarte der Eintheilung der Residenz rc. 1ster Band. 1stes Heft. Berlin, Lindow. Gr. 8. 4 Ngr.

Wickede, J. v., Erzählungen eines österreichischen Veteranen. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. à 1 Thlr.

Wuttke, H., Die Aechtheit des Auszuges aus der Kosmographie des Aithikos geprüft. Leipzig, Dyk. 1854. 4. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Abtretung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn an den Staat nach einer unbefangenen Ansicht besprochen von keinem Actionair. Zittau, Pahl. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutschlands Aussichten im J. 1855 und in den nächsten zehn Jahren. Eine Verkündigung aus der Vergangenheit. Schw. Hall, Haspel. 8. 3½ Ngr.

Fischer, M., Die Sonne und das Zündhölzchen, ein Brief über die unbefleckte Empfängniß Maria. Luzern, Gebr. Räber. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Gengler, H. G. P., Ueber den Einfluß des Christenthums auf das altgermanische Rechtsleben. Akademischer Vortrag. Erlangen, Blaesing. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

Knesebeck, General von dem, Denkschrift, betreffend die Gleichgewichts-Lage Europa's, beim Zusammentritte des Wiener Congresses verfaßt. Berlin, G. Reimer. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Krieg des Oesterreichischen Kaiserstaates ein Deutscher Krieg. 2te Auflage. Leipzig, Remmelmann. Lex.-8. 10 Ngr.

Krieg oder Frieden? 1855. Leipzig, E. H. Mayer. 1854. 8. 5 Ngr.

Ming, J., Die unbefleckte Empfängniß der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Schaffhausen, Hurter. 8. 10 Ngr.

Nobbe, K. F. A., Friedrich August der Vertrauensvolle, König von Sachsen. Eine biographische Skizze. Nebst einem poetischen Anhang. Leipzig, Brandstetter. 1854. Br. 8. 15 Ngr.

Redner, L., Ueber den falschen und wahren Communismus. Vier Vorträge gehalten im St. Vincenz-Verein zu Danzig. Danzig, Weber. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Zeitungen und Zeitschriften,

die im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**

auch für 1855 erscheinen und durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden können.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. $9\frac{1}{2}$ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. Januar 1855 beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Die Redaction dieser bekannten Zeitschrift hat seit vorigem Jahre **Hermann Marggraff**, ein langjähriger Mitarbeiter derselben, übernommen. Die Blätter für literarische Unterhaltung haben damit in Inhalt, Richtung und Erscheinungsweise keine wesentliche Aenderung erlitten; sie bestreben sich vielmehr, die Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit $2\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf **einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften** erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die **gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.**

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln ꝛc. kann das Deutsche Museum als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Das Deutsche Museum beginnt jetzt seinen fünften Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit $2\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

In einer großen Auflage erscheinend, ist **diese vierteljährlich nur 16 Ngr. kostende** Unterhaltungsschrift ihrem Ziele, **ein deutsches Haus- und Familienbuch** zu werden, immer näher gerückt. Zwei Jahrgänge liegen vollendet vor. Es sind Sammelwerke der gediegensten und geistreichsten Lectüre. Ausgezeichnete Namen, wie **Auerbach, Cotta, Förster, Fortlage, Frankl, Frenzel, Hebbel,**

Hettner, Klemm, Kohl, Masius, Müller, Orges, Schoedler, Steub, Strauß und viele Andere, besonders auch jüngere Kräfte fördern durch den lebhaftesten Beistand das Unternehmen **Gutzkow's**, der als Herausgeber auch für den **neuen dritten Jahrgang** denselben regen Eifer zeigt, welcher die beiden ersten Jahrgänge bereits zu einer Lieblingslectüre aller Gebildeten machte. Jeder der bisher erschienenen beiden Bände (von dem ersten Band ist bereits eine unveränderte **zweite Auflage** nöthig geworden) kostet geheftet 2 Thlr 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Unterzeichnungen auf das **neue Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer, es findet aber auch eine **Ausgabe in Monatsheften** statt. Alle Buchhandlungen können Probenummern und Monatshefte zur Ansicht liefern. Inserate werden nicht angenommen. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: M. **J. E. Volbeding.** Dritte Folge. Dritter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**
Neunter Jahrgang. 4 Hefte. 8. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

In meinem Verlage erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen kön. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze erhält sie auf telegraphischem Wege. Außerdem versucht die Zeitung die allgemeine Bildung des Volkes, so weit es in ihren Kräften steht, zu fördern, indem sie täglich einen klar geschriebenen naturwissenschaftlichen Artikel enthält und sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich zieht. A. Diesterweg urtheilte in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: „Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engern Sinne des Wortes Aehnliches geleistet; aber auch der gebildetste Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht; denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewußtseins, die Versittlichung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwickelung und Steigerung seiner geistigen Befähigung."

Anzeigen finden durch die Volkszeitung die weiteste Verbreitung, da sie unter der berliner Zeitungspresse in Betreff der Abonnentenzahl eine der ersten Stellen einnimmt.

Berlin, im December 1854.

Franz Duncker.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Preyer (Johann N.), **Die Snlioten.** Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Canova. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. 1853. 16 Ngr.

Bei **J. C. B. Mohr** in **Heidelberg** sind folgende zu Festgeschenken geeignete Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schmezer, E., Die Himmelsräume und ihre Welten. Ein Lesebuch zum Selbstunterricht in der Astronomie. Mit 7 Tafeln. Elegant gebunden. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Thibaut, A. F. J., Ueber Reinheit der Tonkunst. 3te Auflage mit einem Vorworte von Dr. Bähr. Mit Paläftrina's Portrait. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Raumer (Karl von), **Beschreibung der Erdoberfläche.** Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Das Erscheinen einer fünften Auflage eines solchen Schulbuchs ist gewiß der beste Beweis seines Werths und seiner Brauchbarkeit. Dasselbe wird bereits in vielen Schulen dem geographischen Unterrichte zu Grunde gelegt.

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1848. 1 Thlr. 18 Ngr.

Palästina. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. 8. 1850. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser hat in dieser dritten Auflage seines classischen „Palästina" die Werke von Robinson, Schubert, Williams, Wilson, Schultz, Kraft u. A. sorgfältig benutzt. Eine sehr anerkennende Charakteristik des Raumer'schen Werks lieferte Karl Ritter in dem 15. Bande seiner „Erdkunde".

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 3. —— 18. Januar 1855.

Kuno Fischer contra Schenkel.

Wir haben bereits früher mitgetheilt (in Nr. 30 d. Bl. f. 1854), wie Kuno Fischer in der Vorrede zu seiner „Geschichte der neuern Philosophie" sich über das Interdict seiner Vorlesungen geäußert hat. Mit Beziehung auf diese Vorrede nun veröffentlichte die in Darmstadt unter der Mitredaction Schenkel's erscheinende „Allgemeine Kirchenzeitung" (Nr. 12, Jahrgang 1854) einen anonymen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Das Christenthum und modernes Philosophenthum", der den Charakter des Fischer'schen Buchs, das Interdict seiner Vorlesungen und den Inhalt seiner Lehre im Tone einer Schmähschrift behandelte.

Der invective Charakter des erwähnten Aufsatzes nun, sowie die in demselben angegebenen Motive, die das Interdict der Fischer'schen Vorlesungen unterstützt haben, endlich die Gewißheit, daß der anonyme Autor des erwähnten Aufsatzes derselbe Mann sei, den Fischer in der Vorrede seines Buchs als Denjenigen bezeichnet hatte, „der zuerst die geheime Anklage gegen ihn privatim insinuirt", nämlich Schenkel, alles Dieses hat Fischer veranlaßt, sich aufs neue über das Interdict seiner Vorlesungen und die Motive, die demselben zugrunde gelegen, zu äußern, in einer Streitschrift, die den Titel führt: „Das Interdict meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn Schenkel, Director des heidelberger Predigerseminars, in der darmstädtischen Kirchenzeitung."*)

Diese Streitschrift Fischer's wirft ein helles Licht auf die Taktik, deren sich manche moderne Theologen bedienen, um den ihnen und ihrer Sache gefährlich scheinenden Einfluß der freien, von der kirchlichen Autorität sich emancipirenden Philosophie zu hemmen und womöglich zu vernichten. Nicht wissenschaftliche Gründe und Beweise sind es, die sie in Reihe und Glied stellen, um ihren Gegner zu überwinden, sondern — womit sie sich in wissenschaftlicher Hinsicht ein testimonium paupertatis ausstellen — Denunciationen, Verdrehungen, Verfälschungen und gehässige Consequenzmacherei. Es ist unglaublich, in welche Widersprüche sich Schenkel — wie ihm Fischer Schwarz auf Weiß nachgewiesen — verwickelt hat, um die Anklage zu rechtfertigen, die er in seiner Beschaffenheit als Director des heidelberger Predigerseminars gegen Fischer anzustellen für gut gefunden. Sie machen die unglückliche Zahl dreizehn aus, wie aus Fischer's Schlußzusammenstellung zu ersehen ist.

Wir wollen nur einige der crassesten aus diesen dreizehn Widersprüchen hervorheben. Schenkel beginnt seinen anonymen Aufsatz in der darmstädtischen „Kirchenzeitung" mit den Worten:

> Als seiner Zeit in Heidelberg dem dortigen Privatdocenten der Philosophie Dr. K. Fischer infolge höherer Anordnung die venia legendi entzogen wurde, haben wir uns, obwol der Gegenstand, um den es sich handelte, für unser Blatt ein nicht geringes Interesse darbot, dennoch jedes Urtheils enthalten. Es hatte dies seinen Grund theils in der leidenschaftlichen Gereiztheit, womit die Parteien den Vorgang auszubeuten suchten, theils in dem Umstande, daß die Druckschrift, welche so unangenehme Folgen für Dr. Fischer gehabt hatte, damals noch nicht vollendet vorlag und ein vollständiges Urtheil mithin noch nicht möglich war.

Nun gesteht aber Schenkel im weitern Verlauf seines Aufsatzes ein, daß er bald nach dem ersten Erscheinen der Fischer'schen Schrift [also als dieselbe noch unvollendet vorlag *)] in einem Privatgespräche gegen ein ihm befreundetes Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths das Bedürfniß der Berufung eines entschieden christlich gesinnten Philosophen nach Heidelberg lebhaft ausgesprochen und dieses Bedürfniß durch die pantheistische Färbung der Fischer'schen gedruckten Vorlesungen motivirt habe. Er habe ein kräftiges Gegengewicht gegen den ihm als nachtheilig, ja als verderblich erscheinenden Einfluß Fischer's gewünscht. Und die Folge dieser ersten Anregung von Seiten Schenkel's war die vom Oberkirchenrath gegen Fischer erhobene Anklage und alsdann das Interdict seiner Vorlesungen durch das Ministerium. Fischer ruft hier aus:

*) Manheim, Bassermann und Mathy. 1854. Gr. 8. 9 Ngr.

*) Es war nämlich 1852 nur erst eine Abtheilung des jetzt ganz vorliegenden ersten Bandes erschienen.

Höre ich recht? Ein vollständiges Urtheil sei damals nicht möglich gewesen und dennoch sei das vollständigste aller Urtheile, die Verurtheilung erfolgt? Um einen Zeitungsartikel in einem Blatte von sehr beschränkter Oeffentlichkeit zu schreiben, dazu sei die Sache nicht reif, dazu sei das Material nicht ausreichend gewesen, und es hätte ausgereicht, um ein verdammendes Urtheil an mir zu vollziehen, welches mein Leben angreift und vor aller Welt dem Glaubenshaß preisgibt? Das wohlfeilste aller Urtheile, einen Leitartikel, mußte man sorgfältig zurückhalten, aber das gewichtigste Urtheil, nämlich die öffentliche und thatsächliche Verdammung, durfte man ohne weiteres aussprechen? Ich bin überzeugt, daß der Minister, der den Befehl des Interdicts unterzeichnet hat, sicher war, daß ein solches vollständiges Urtheil vorliege, sonst hätte der Minister einer gerechten Regierung den vernichtenden Befehl nicht unterzeichnet. Und nur der Mann, der die geheime Anklage zuerst gegen mich machinirt, der ein geheimes Votum (ich kann mir denken in welchen Ausdrücken) gegen mich ausgefertigt, der jetzt öffentlich das Interdict und mehr als dieses vertheidigt, nur dieser Mann war davon nicht überzeugt? Einen Artikel konnte er nicht schreiben; dazu war er zu gewissenhaft! aber anklagen, richten, verdammen, das konnte er; dazu war sein Urtheil vollständig und sein Gewissen nicht peinlich genug. O über den vorsichtigsten aller Zeitungsschreiber! Ueber den gewissenlosesten aller Glaubensrichter, die sich jemals an dem „Richtet nicht! verdammet nicht!" versündigt haben!

Obgleich Schenkel, wie oben angeführt, gegen ein ihm befreundetes Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths gleich anfangs das Bedürfniß der Berufung eines entschieden christlich gesinnten Philosophen nach Heidelberg lebhaft ausgesprochen hatte, weil er Fischer's pantheistische Lehre für nachtheilig, ja verderblich hielt und gegen seinen Einfluß auf der Universität ein kräftiges Gegengewicht wünschte: so fährt er doch jetzt fort, als ob er und die andern heidelberger Theologen keineswegs Fischer's Einfluß für so bedeutend und gefährlich angesehen hätten:

Keiner unter den heidelberger Theologen, so sehr dieselben alle Fischer's Richtung misbilligten, hat einen Schritt zum Zwecke seiner Entfernung von der Universität gethan. Ganz abgesehen von der Frage nach der Zulässigkeit einer pantheistischen Richtung auf dem philosophischen Katheder, haben die heidelberger Theologen ihrer evangelisch-christlichen Glaubensüberzeugung und Wissenschaft noch soviel Kraft zugetraut, um Fischer's Einfluß auf die Theologen von sich aus unschädlich zu machen; sie waren auch überzeugt, daß der bereits sinkende Beifall in kurzer Zeit noch viel mehr sinken werde, und daß es eines ziemlich wohlfeilen Märtyrerthums nicht bedürfe, um einer philosophischen Richtung entgegenzutreten, die jetzt nur noch für den Fall einigen Effect hervorzubringen im Stande ist, daß sie sich mit der Phraseologie unsers modernen Literatenthums aufputzt.

Also erst hält es Schenkel für nothwendig, eine neue philosophische Lehrkraft zu berufen, die dem nachtheiligen und verderblichen Einfluß Fischer's das Gegengewicht halte, und dann spricht er so verächtlich und geringschätzig von Fischer's Einfluß, daß es den Theologen auch von sich aus eine Kleinigkeit gewesen wäre, denselben, der überhaupt schon im Sinken begriffen gewesen sei, zu lähmen.

Ein weiterer neuer Widerspruch ist, daß Schenkel, obgleich er, wie oben angeführt, mit den andern heidelberger Theologen es nicht für der Mühe werth hielt, ernstlich auf Entfernung Fischer's vom Katheder anzutragen, da sie sich selbst und aus eigenen Mitteln mit ihm fertig zu werden zutrauten, nun dennoch ausführlich die Anklage des Oberkirchenraths gegen Fischer als eine wohlbegründete rechtfertigt. Schenkel führt nämlich eine Stelle aus Fischer's Buche an, auf welche der Oberkirchenrath seine Anklage gestützt habe, und fährt dann fort:

Uns ist keine Stelle eines neuern philosophischen Schriftstellers bekannt, in welcher der den lebendigen Gott des Christenthums verleugnende Pantheismus nackter, crasser, hochfahrender und absprechender zu Markte getragen wurde. In der angeführten Stelle wird, wie vom Dreifuß herab im Orakeltone gesagt: 1) Daß es gar keine andere Philosophie gebe als pantheistische; jedes nichtpantheistische, also theistisch-christliche System wird verhöhnt und unter die vernunftlosen Geschöpfe gezählt, die man gar nicht zu bemerken habe. 2) Die Welt, d. h. der Zusammenhang der Welterscheinungen, wird als absolut betrachtet: die Welt regiert sich selbst und ist mündig. Eine überweltliche göttliche Regierung, wie das Christenthum sie lehrt, wird wieder verhöhnt mit den Worten: „man sei in diesem Falle freilich genöthigt, die Welt als eine Creatur und die Creatur als ein Mirakel zu nehmen". 3) Die theistische Anschauung, wonach die Welt von Gott geschaffen und regiert, also Creatur ist, wird als unvernünftig bezeichnet, als ein Verleugnen der menschlichen Vernunft. 4) Jede Unterscheidung zwischen Welt und Gott wird damit als begriffswidrig und dem Vorwurfe der Vernunftlosigkeit anheimfallend dargestellt.

Nach diesen vier Anklagepunkten, meint Schenkel, nach solcher offenen Weltvergötterung habe Fischer kein Recht, in der Vorrede seines Buchs zu sagen: „Man möge mir doch einen Satz, ein Wort aufzeigen, womit ich das religiöse Gefühl oder die Würde der Wissenschaft verletzt habe." Er könne nicht leugnen, daß die Welt sein Gott sei; „und kann er sich denn in der That einbilden, an seinen Sätzen werde ein christliches Gemüth keinen Anstoß nehmen, an Sätzen, welche nicht etwa in strenger, ernster, wissenschaftlicher Form vorgetragen, sondern welche die vom Staate geschützte christliche Religionslehre undeutlich sammt Denen, die sie bekennen, zu verhöhnen bestimmt sind?"

Fischer rechtfertigt sich gegen diese Anklagen in einer ausführlichen Darlegung des wahren Sinnes der inculpirten Stelle seines Werks. Fischer hatte nämlich dort gesagt: „Eine Philosophie, welche damit anfängt, nicht begreifen zu wollen, also die menschliche Vernunft verleugnet, ist vernunftlos." Er fügt jetzt erläuternd hinzu:

Ich sage, es gibt eine Philosophie, die mit dem Irrationalen aufhört; es gibt eine andere, die mit dem Irrationalen anfängt; beide sind nicht pantheistisch. Von der ersten heißt es, sie höre auf Philosophie zu sein; von der andern, sie sei vernunftlos oder ungereimt. Ist es jetzt wahr, was mein Ankläger mir Schuld gibt, daß ich alle nicht pantheistische Philosophie vernunftlos genannt habe? Der peinlichste Richter muß sagen: Nein, das ist nicht wahr! Jenes Prädicat gilt nur von einer gewissen Philosophie und, setze ich hinzu, von einer solchen, die sich kaum seit gestern datirt und also noch kein geschichtliches Dasein behauptet, dem wir eine Art von historischem Rechte zugestehen könnten. Gewisse Materialisten, gewisse Sophisten, gewisse Rechtsphilosophen von heute, deren Namen und Schriften anzuführen ich augenblicklich bereit wäre, habe ich unter jener Philosophie verstanden, die damit anfange, nicht begreifen zu wollen. Es stünde mir nicht frei, diese Richtungen als vernunftwidrig zu bezeichnen, Richtungen, die Jeder-

mann kennt, der mit den Tagesschriften der philosophischen Literatur von ferne vertraut ist, Richtungen, deren pathologischer oder vernunftwidriger Charakter Jedem einleuchtet, der sich mit dem geschichtlichen Bildungsgange unserer Philosophie in eine geringe Bekanntschaft gesetzt hat? Wenn mein Ankläger z. B. die Einleitung einer berühmten Rechtsphilosophie, die Vorrede eines noch berühmtern Mannes zu den Fragmenten eines französischen Philosophen, wenn er die Programme heutiger Materialisten über die Philosophie der Zukunft gekannt hätte, so würde ihm ohne Zweifel mehr als ein Beispiel eingefallen sein für die Philosophie, die damit anfange, nicht begreifen zu wollen. Eine solche Philosophie ist unter uns aufgetreten, sie redet hier die Sprache des äußersten Materialismus, dort die einer sogenannten neuen Offenbarung, sie spielt bald den Sophisten, bald den Propheten, und so viele Zungen für sie reden, so viele bekennen es wie eine neue Lehre, daß alle bisherige Philosophie Rationalismus gewesen, daß die rationalistische Weltperiode abgelaufen sei und jetzt eine neue Philosophie auftreten müsse, die mit dem Irrationalen beginnen oder die Wahrheit als ein Irrationales auffassen solle, welches Irrationale dann Jeder nach seinem Interesse feststellt. In diesem Punkte existirt gegenwärtig eine merkwürdige Harmonie zwischen den äußersten Gegenfüßlern.

Nach dieser Erklärung, welche Richtungen der Philosophie er vernunftlos genannt habe, vergleicht nun Fischer damit die Anklage seines Gegners, daß von ihm als vernunftlos bezeichnet worden sei: 1) jedes nicht pantheistische, also theistisch-christliche System („wohlgemerkt, dieses jedes und dieses also sind seine Erfindungen!"); 2) die theistische Anschauung; 3) die Unterscheidung zwischen Gott und Welt; 4) alle philosophischen und theologischen Systeme, welche einen von der Welt unterschiedenen lebendigen Gott annehmen; 5) der Glaube an den lebendigen Gott u. s. w. Fischer widerlegt diese Consequenzmacherei ausführlich und sagt:

So ist die Anklage des Mannes beschaffen, um derentwillen (nach Schenkel's Erklärung) meine Vorlesungen das Interdict betroffen, um dieser Anklage willen, die erst meine deutlichen Worte geflissentlich verfälscht, dann die verfälschten Worte nach Willkür erklärt, zuletzt diese verfälschten und nach Willkür erklärten Worte verdächtigt, in ihren Absichten verdächtigt, in ihren undeutlichen Absichten verdächtigt.

Man mag über den Fischer'schen Pantheismus vom philosophischen Standpunkte aus urtheilen, wie man will, so viel ist gewiß, daß Schenkel's Urtheil über denselben kein philosophisches, kein vernünftiges, kein wahres ist, und daß Fischer Recht hat, wenn er sagt:

Das sind keine Urtheile, weder vollständige noch unvollständige; das ist die allzeit fertige Sprache der Verdammung, die ihr Opfer sucht und um das Wort nicht verlegen ist, womit sie es anpackt.

Es kann wol kaum eine ungerechtfertigtere, unwürdigere Anklage gegen ein strengwissenschaftliches Buch, wie das Fischer'sche ist, das auf gründlichen Studien beruht und nie auch nur mit einer Silbe den Ernst und die Würde der Wissenschaft verleugnet, geben als die Schenkel'sche, daß es die Religion und ihre Bekenner verhöhne. Mit weit größerm Rechte könnte man sagen, daß Schenkel und seine Genossen die Philosophie verhöhnen und eben damit den menschlichen Geist lästern.

Wie wenig Schenkel's Taktik von erleuchteten Theologen gebilligt wird, geht unter Anderm aus dem Urtheil der berliner „Protestantischen Kirchenzeitung" (Nr. 14) hervor. Dort heißt es in einer Besprechung der Fischer'schen Streitschrift:

Daß Fischer in ernstem, wissenschaftlichem Tone lehrt, ist nirgends bestritten. Wir haben nie vernommen, daß er mit erbaulichem oder polemischem Salbadern, daß er mit dem banalen Katheder witz, daß er mit abgegriffenen Kapuzinerspäßen oder gar mit gewöhnlichem Skandal sich ein genügsames und dankbares Publicum herangezogen hätte. Dergleichen geht aber bekanntlich noch auf vielen Hochschulen um und ist nach unserm Dafürhalten unendlich viel bedenklicher als das am weitesten vorgeschrittene philosophische System. Das letztere wird anregen, vielleicht aufregen, in jedem Falle zum Denken reizen; jenes andere verflacht die Köpfe und vergiftet die Gemüther. Gehörten wir zu Denen, die bei Allem, was ihnen als akademisches Unkraut erscheint, sofort die Polizei zu Hülfe rufen, wir würden vor allem darauf antragen, die selbstgenügsamen Phrasenmacher, die Gewohnheitswitzbolde, die Anekdoten- und Zotenliebhaber aus dem akademischen Heiligthum gründlich herauszustäupen. Die schaden in jedem Falle mehr als alle Hegel'schen Docenten zusammengenommen.

Wenn Schenkel Fischer die „Phraseologie des modernen Literatenthums" vorwirft, ihn mit der Jugend, die über Alles ohne Einsicht abspricht, zusammenwirft und ihn zu Denjenigen rechnet, die in der neuesten Zeit die Philosophie immer mehr in Verfall und Verruf gebracht, so beruht das Alles auf dem „Eindruck", den die Lectüre des Fischer'schen Buchs auf ihn gemacht. Denn er sagt wörtlich:

Sollen wir nach dem Eindruck urtheilen, den wir von der Lectüre des Buchs erhalten haben, so hat es uns vorkommen wollen: es werde uns hier eine Geschichte der neuern Philosophie im modernen, etwas oberflächlichen, geistreichseinwollenden Literatentone geboten, und es bestrebe sich der Verfasser weit mehr, pikant als wissenschaftlich streng und quellenmäßig gründlich zu sein.

Aber, wie Fischer richtig dagegen replicirt, nach dem Eindruck soll Niemand urtheilen, am wenigsten ein philosophisch und christlich gebildeter Mann, der wissen muß, wie unsicher und trügerisch die Eindrücke der menschlichen Natur sind, und wie die Eindrücke allemal mehr von der Beschaffenheit ihrer Person als von der ihres Objects abhängen.

In der That ist Schenkel's ganzes Urtheil über Fischer nicht sowol ein objectives als vielmehr ein höchst subjectives, persönliches, das eine Sache anschwärzt und eine Person verdächtigt, weil beide dem Ego des Urtheilers unbequem und zuwider sind.

Julius Frauenstädt.

Karl Barth.

Schon Plutarch bemerkt, daß man die Palmen mit Steinen beschwere, weil alsdann dieser Baum desto kräftiger und gerader in die Luft steige. Daß es ähnlich mit manchen Menschen gehe, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen. Manches Talent, das in der Jugend gegen Druck und Hemmnisse mancherlei Art ankämpfen und sich mit Mühe und Noth die Mittel zu seiner Ausbildung beschaffen mußte, entfaltet seine Schwingen nur um so lebendiger und kräftiger und läßt oft Andere, denen die Mittel zur Vervollkommnung gleichsam im

Schlafe kamen und denen von der Wiege an jede Hülfe und Unterstützung zur Belebung und Erweckung ihrer geistigen Kräfte zugebote stand, weit hinter sich. Ich will damit nicht behaupten, daß Menschen, die in ihrer Jugend ohne Noth der Ausbildung ihrer geistigen Thätigkeiten entgegengeführt, die darin durch ein glückliches Geschick und durch Andere gefördert wurden, nicht auch tüchtig und brauchbar fürs Leben, ja selbst in ihrem Fache ausgezeichnete Männer werden könnten, aber noch häufiger wird man finden, daß Talente, die sich mühsam durch die auf ihrem Lebenswege liegenden Klippen und Schlinggewächse hindurchwinden mußten, sich ihre eigenen Bahnen brachen und in dem Streben per aspera ad astra eine Originalität bewahrten, die Manchem von jenen abgeht.

Auf diese Gedanken bringen mich die Lebensschicksale des im Jahre 1853 verstorbenen Kupferstechers Karl Barth, und wenn auch nicht diese selbst ein merkwürdiges Bild menschlichen Ringens und Strebens unter dem Drucke eines unerbittlichen Verhängnisses, dessen schwere Hand selbst bis zum Tode auf seinem Opfer ruht, darstellen sollten, so hoffe ich doch vielen seiner Bekannten und Freunde in der Nähe und Ferne, namentlich unter den ältern Künstlern, einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihnen in diesem weitverbreiteten Blatte einige skizzenhafte Züge aus seinem Leben mittheile und namentlich über seinen tragischen Tod Bericht erstatte.

Barth wurde im October 1787 zu Eisfeld, einem kleinen Landstädtchen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Goldschmied war, geboren. Schon in seinem zweiten Lebensjahre aber siedelten seine Aeltern nach dem nahen Hildburghausen über. Nachdem er hier die Stadtschule besucht und die dazu erfoderliche körperliche Tauglichkeit erlangt hatte, wurde er von seinem Vater als Goldschmiedslehrling aufgenommen. Indessen zeigte er nur geringe Neigung zu diesem Geschäft, vielmehr erwachte schon damals in ihm die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, und er benutzte jeden freien Augenblick, um sich mit Zeichnen, Malen, Lesen und poetischen Versuchen zu beschäftigen. Sehr zustatten kam ihm dabei sein freundschaftliches Verhältniß zu einem jungen Manne, Namens Kümmelmann, der sich ganz der Malerkunst gewidmet hatte und mit dem er sich häufig zu gemeinsamen Arbeiten verband. Aber sein Vater, ein strenger Mann, der diese Beschäftigungen nur als Spielereien betrachtete, die ihn seinem Berufe entzögen, suchte ihn auf alle mögliche Weise daran zu verhindern, sodaß ihm nichts Anderes übrigblieb, als sein kleines Atelier auf den Boden oder an irgend einen andern verborgenen Ort des Hauses zu verlegen, wo ihn der Vater nicht erspähen konnte. Im Jahre 1803, als in Weimar die vorletzte jener von Goethe veranlaßten und vom Herzog Karl August dotirten Preisbewerbungsausstellungen nach geschichtlichen Aufgaben gehalten wurde, begab sich auch Barth in Begleitung seines Freundes Kümmelmann mit einem Theil seiner Zeichnungen dahin. Er legte die letztern dem Professor Johann Heinrich Meyer vor, der sich zwar günstig darüber äußerte, aber, in der Meinung, daß es ihm an Farbensinn gebreche, ihm rieth, sich der Kupferstecherei zuzuwenden. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt ein zwar an sich unbedeutendes Ereigniß, welches aber für Barth's ganzes künftiges Lebensgeschick von der höchsten Bedeutung geworden ist. Barth wurde dem Hofmarschall des damaligen hildburghausischen Hofs, von W., bekannt und von ihm, der wol die Fähigkeiten des jungen Mannes erkennen mochte, auf mannichfache Weise durch Mittheilungen von Zeichnenmaterial, Kupferstichen, Kritisiren seiner Arbeiten u. s. w. unterstützt. Einst amüsirte man sich bei einer Theegesellschaft am Hofe mit Auflösen von Räthseln, unter denen sich eines (von Kosegarten) befand, das Allen sehr gefiel, aber von Niemand gelöst werden konnte. Von W. sagte darauf, er wisse Jemand, der es wol lösen würde, nahm es mit sich, legte es unserm Barth vor, und schon am darauf folgenden Tage kam dieser, ihm die Auflösung einzuhändigen. Alle am Hofe interessirten sich nun für Barth und von W. empfahl ihn bei dieser Gelegenheit sehr warm der damals zufällig anwesenden Fürstin Therese von Thurn und Taxis und erhielt von ihr die Zusicherung, daß sie für den jungen Mann Sorge tragen und ihm in der Ausbildung seines Talents behülflich sein wolle.

Die wohlwollende Fürstin hielt treulich ihre Zusage: sie schickte Barth zu dem berühmten Johann Gottlieb von Müller nach Stuttgart, unter dessen Leitung damals noch eine Schule für Kupferstecher, ein Ausläufer der berühmten Karlsakademie, bestand. Obschon der in dieser Schule herrschende Geist nicht eben der beste gewesen zu sein scheint und neben der Arbeit manche Allotria getrieben wurden, von denen die hinterlassenen Papiere des Verstorbenen noch manchen ergötzlichen Zug aufbewahrt haben, so rückte doch Barth in seiner Kunst merklich vorwärts, eignete sich die nöthigen technischen Fertigkeiten an und suchte schon damals die übliche breite französische Manier des Stichs zu verlassen und sich neue und freiere Bahnen zu brechen. Nachdem er hier von 1805—12 verweilt, begab er sich nach Frankfurt a. M., wo zu jener Zeit Peter Cornelius von Düsseldorf, Xeller von Berlin und Mosler sich befanden und wo bereits damals die neue Kunstrichtung hervorzubrechen begann, welche auf die Vermählung der ältern deutschen mit der italienischen Malerei hinarbeitete.

Als Cornelius und Xeller nach Rom gingen, zog Barth nach Stuttgart zurück. Hier übertrugen ihm Cotta und der Kaufmann Rapp den Stich einer in Bildern nach den berühmtesten Meistern bis auf Rafael dargestellten Kunstgeschichte. Von dieser ehrenvollen Arbeit waren erst zwei Hefte erschienen, als die Ereignisse der Zeit störend dazwischen traten: 24 schon vollendete Platten Barth's nach Werken der nächsten großen Meister nach Giotto, sowie die sämmtlichen Zeichnungen von den Gebrüdern Riepenhausen (12 Hefte, jedes Heft zu 12 Zeichnungen) gingen spurlos verloren.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Hildburghausen und Nürnberg begab sich Barth gegen Ende des Jahres

1814 nach München, wo er im Verein mit Mosler, Amsler, Riß, Fohr, H. Müller u. A. sich an der immer mehr sich entwickelnden neuen Kunstrichtung betheiligte, die dort zusammengebrachten reichen Kunstschätze fleißig benutzte, insbesondere aber die ihm noch mangelnde Fertigkeit in der Anatomie und im Zeichnen nachholte und sich in Nachahmung der Stechweisen theils gleichzeitiger, theils älterer Künstler übte. Auf diese Weise hinreichend vorbereitet, erhielt er von seiner Beschützerin, der Fürstin von Thurn und Taxis, die Erlaubniß und die Mittel, im Frühjahre 1817 nach Italien zu reisen. In Rom, wohin ihm Amsler bereits ein Jahr zuvor vorausgeeilt war, fand er, außer Cornelius, Overbeck, Thorwaldsen u. A., auch die Dichter F. Rückert, W. Müller, A. Atterbom. Mit Rückert schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß, das auch noch über die Jahre des Zusammenlebens in Rom, ja bis zu seinem Tode sich fortsetzte. Der belebende und belehrende Umgang mit den obengenannten Männern war für ihn ein heilsames Gegengewicht für die Entmuthigung, die sich seiner beim Anschauen der ergreifenden und riesenhaften Werke des Alterthums bemeisterte, eine Entmuthigung, zu welcher ungünstige ökonomische Verhältnisse nicht wenig beitrugen, die aber bald heiterern Gefühlen Platz machte, als ihm Thorwaldsen den Stich seiner Statue des Ganymedes, der den Adler tränkt, nach eigener Zeichnung übertrug. Die Ausführung dieses Kunstwerks und der Stich des Porträts von F. Schlegel, sowie die Zeichnung des Porträts seines Freundes Fohr (später von Amsler gestochen) verschafften ihm Anerkennung und eröffneten ihm frohe Blicke in die Zukunft.

An die letztere Arbeit knüpften sich manche traurige Erinnerungen. Der hoffnungsvolle Künstler war kurz zuvor in der Tiber ertrunken und zwar im Beisein Barth's, der mit ihm gemeinschaftlich ins Bad gegangen war und ihn trotz der alleräußersten Anstrengungen nicht hatte retten können. Vergebens waren alle seine Bemühungen, ihn über dem Wasserspiegel zu halten und ihn so dem Ufer zuzuführen, ja er mußte ihn, der sich fortwährend bemühte, sich an Barth's Füße anzuklammern, endlich, bis aufs äußerste erschöpft, gewaltsam von sich stoßen, um mit Noth noch sein eigenes Leben zu retten. In jene Zeit fällt auch ein Ereigniß, das Barth meines Wissens nur einem seiner vertrautern Freunde erzählt hat, das aber nichtsdestoweniger den Stempel der Wahrheit an sich trägt und zur Charakteristik zweier dabei Betheiligten wol hier erwähnt zu werden verdient. Barth ging mit einigen seiner Freunde in den Straßen Roms spazieren. Auf einmal ertönt der Ruf: „Der Papst!" und schon sehen sie diesen in gerader Linie auf sich zukommen. Alles fällt auf die Knie, nur Barth geht aufrecht ihm entgegen, im jugendlichen Uebermuthe seinen Begleitern zurufend: „Ein H — —, wer vor dem Papst den Hut abnimmt!" Die Freunde fliehen, er aber geht unbeirrt weiter. Der Papst bleibt vor ihm stehen und sagt, ihm den Segen ertheilend: „Junger Mann, wenn auch der Segen des Oberhaupts der Christenheit nichts gilt, so gilt doch wol der eines alten Mannes." Das erschüttert Barth's weiches Gemüth, er zieht den Hut, sinkt auf die Knie und Thränen rollen ihm über die Wangen.

In Rom begann auch Barth mit Amsler den gemeinschaftlichen Stich des Titelblatts von Cornelius' Compositionen zum Nibelungenliede, ein Unternehmen, das nur dadurch möglich wurde, daß beide Künstler schon seit vier Jahren nach denselben Grundsätzen, in gleicher Manier und in einem Locale zusammen zu arbeiten gewohnt waren. Barth hatte zuerst begonnen und bereits zwei Felder seines Antheils radirt, als er sich am Grabe des alten Fugger in Monte Fiascone ein Fieber holte, das ihn aufs Lager warf und vier Monate untüchtig zu aller Arbeit machte. Alle Mittel, dieses Fieber los zu werden, waren vergeblich und er mußte sich endlich entschließen, im November die Rückreise nach Deutschland zu wagen. So kam es, daß Amsler seinen Antheil zuerst in Rom vollendete, dann die Platte nach Deutschland an Barth sandte, der in Hildburghausen erst am Ende des folgenden Jahres auch seinen Antheil vollenden und auf Amsler's eigenes Verlangen auch dessen vordere Figuren, um ihnen mehr Kraft zu verleihen und sie mit dem Ganzen in Einklang zu setzen, überarbeiten konnte. Je größer der Fleiß, die Mühe und Ausdauer gewesen waren, die Barth auf dieses schöne Kunstwerk verwendet hatte, um so schmerzlicher mußte es für ihn sein, kurz nach Erscheinung des Stichs im „Morgenblatt" eine Recension zu finden, welche Amsler auf Kosten Barth's belobte und ihn verunglimpfte, während sich doch herausstellte, daß der Recensent mehre von ihm gestochene Felder für von Amsler gestochen hielt und umgekehrt der damalige Redacteur des Blattes in einer Anmerkung ebenso irrig berichtigte, aus dem einfachen Grunde, weil beide Berichterstatter nur Probedrucke gesehen, auf welchen die später eingestochenen Monogramme der beiden Künstler in den ihnen angehörigen Feldern noch fehlten.

Nach Vollendung dieser Arbeit und nach einem längern Aufenthalt in Nürnberg und Frankfurt a. M. folgte Barth einem Rufe als Director und Lehrer sämmtlicher Eleven an der Herder'schen Kunstanstalt nach Freiburg, fand sich jedoch in seinen Erwartungen, seine Kräfte und Kenntnisse zur Förderung der Kunst und des Unterrichts zu verwerthen, getäuscht und verließ schon nach einem Jahre diese Anstalt wieder, nachdem er zuvor noch eine Zeichnung von einem durch ihn in der Hauskapelle eines adeligen Ritterschlosses entdeckten Christusbilde nach Holbein genommen hatte, die er später im Stich ausführte. Von da an verweilte Barth abwechselnd in Heidelberg, Frankfurt a. M., Darmstadt und Hildburghausen (1826—30). In Frankfurt vollendete er eine seiner zierlichsten Arbeiten, die schwebende Charitas, nach einem Deckengemälde in Pillnitz von Vogel von Vogelstein. In Darmstadt brachte er längere Zeit in freundschaftlichem Verkehr mit den beiden Felsing, den beiden Rauch, Schilbach, Dr. Kaup u. A. zu. Im Winter des Jahres 1843 ging er mit seinem

Freunde Rückert nach Berlin, kehrte aber schon 1844 von da wieder nach Hildburghausen zurück, um fortan hier seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Hier lebte er still und eingezogen, nur mit wenigen Freunden verkehrend; sein Verkehr nach außen war fast ganz abgebrochen, die Welt schien ihn vergessen zu haben, was wol theils in seinem herannahenden Alter, theils darin seinen Grund haben mochte, daß ihn andere, jüngere Kräfte überflügelt hatten. Nur sein Freund Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts, hielt treu bei ihm aus, ließ ihn nie ohne Arbeit und schützte ihn vor Mangel, der ohne seine Unterstützung wol nicht ausgeblieben sein würde. Dennoch zeigten sich jetzt schon hier und da Spuren des Trübsinns und der Unzufriedenheit mit der Welt, die, wie wir sehen werden, in der Folge eine solche Höhe erreichten, daß sie seinen Untergang nach sich zogen.

So kam das Jahr 1848 herbei. Barth war kein eingefleischter Demokrat und nahm an öffentlichen Demonstrationen, Volksversammlungen u. s. w. wenig oder keinen Antheil, aber er genoß das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger und wurde deshalb nach dem Sturze des alten Magistrats zum Mitgliede der Stadtverordneten gewählt. Unter mancherlei Arbeiten, die hier zur Erledigung vorlagen, befand sich auch die Revision der alten Rechnungen, die sofort an Barth übertragen wurde. Gewohnt, nichts halb zu thun, und im Vertrauen auf seine bewährte Kraft, warf er sich auf das ihm gänzlich fremde Feld, rechnete Tag und Nacht und wähnte sich bald so bügelfest im mathematischen Sattel, daß er sich sogar erkühnte, es mit einem anerkannt tüchtigen Professor der Mathematik aufzunehmen, und Behauptungen aufstellte, die dieser nicht besser abzuweisen wußte, als daß er Barth auffoderte, ihm die Beweise dafür schriftlich vorzulegen. Dieser versprach es, rechnete und rechnete mit solcher Anstrengung, bis er sich endlich über die Grenzen alles vernünftigen Denkens hinaus in das Gebiet des Wahns verirrte. Worte und Handlungen zeigten, daß es die höchste Zeit sei, ihn mit aller Kraft vom Rande des Abgrundes, an dem seine Seele stand, zurückzureißen. Dies gelang glücklicherweise einem Arzte, der zugleich sein Freund war und auf den er großes Vertrauen setzte. Bestimmt und energisch untersagte ihm dieser jegliche Beschäftigung mit mathematischen Gegenständen, schaffte ihm die Acten vom Halse, löste sein Verhältniß zu den Stadtverordneten und suchte ihn durch öfteres Zureden wieder zu seiner Arbeit mit dem Grabstichel zurückzubringen. Seine Bemühungen waren nicht umsonst, Barth fügte sich und nach kurzer Zeit war er wieder im alten Geleise, in welchem er ruhig verblieb bis zum Jahre 1853.

Ohne daß besondere nachtheilige Einflüsse auf ihn eingewirkt hätten, wurde er nun verschlossener, leicht unzufrieden und gereizt; dabei bemerkten mehre seiner Freunde, daß er oft von den Jesuiten sprach und manche Zeitereignisse in der Nähe und Ferne, die nicht in der entferntesten Beziehung zu diesen standen, ihrem Einflusse zuschrieb. In dieser gedrückten Seelenstimmung beschloß er endlich wieder eine zeitlang bei seinem Freunde, dem Kupferdrucker Felsing in Darmstadt, zu leben. Dort angekommen, machten sich wieder die alte Unzufriedenheit und Gereiztheit, die Jesuitenfurcht und das Mistrauen gegen seine Umgebungen bemerklich; ja er behauptete, schon auf der Reise fortwährend von einem Manne scharf beobachtet worden zu sein, und bald trug er sein Mistrauen selbst auf seinen Freund Felsing über. Er kam nicht mehr zu ihm, verschloß sich in sein Zimmer, ließ die Gardinen herunter, verweigerte die Nahrung und schlief oft sitzend ein. Da sein Zustand Felsing bedenklich wurde, schützte dieser eine nothwendige Reise nach Hildburghausen vor und beredete ihn, mit ihm zu reisen. Anfangs verweigerte er dies hartnäckig, schützte vor, er werde keinen Reisepaß bekommen, und da dieser herbeigeschafft wurde, behauptete er, er werde auf dem Bahnhofe festgenommen werden. Endlich gelang es doch dem vereinten Zureden seiner Freunde, ihn zum Bahnhofe zu bringen und zum Einsteigen zu bewegen. Auf dem Wege klagte er über Unwohlsein und heftiges Kopfweh, sodaß sich Felsing bewogen fand, mit ihm in Guntershausen zu übernachten. Kaum im Gasthofe angekommen, benutzte er die augenblickliche Abwesenheit Felsing's, der das Zimmer verlassen hatte, um eine Bestellung zu machen, riß das Fenster auf und stürzte sich zwei Stockwerke hinab auf die Straße. Blutend und schwer am Kopfe verwundet, wurde er aufgehoben, auf eine Tragbahre gelegt und in das Landkrankenhaus in Kassel gebracht, wo Felsing väterlich für gute Behandlung und Pflege desselben Sorge trug. Schweigsam, mit geschlossenen Augen, ohne auf irgend eine Frage Antwort zu geben, lag er da, mit stoischem Gleichmuthe alle Schmerzen und jede für ihn nöthige wundärztliche Behandlung ertragend. Nur wenn man seine Beine bewegen wollte, schrie er laut auf vor Schmerz. Als ihn Felsing bat, nur noch ein mal ihm in die Augen sehen zu dürfen, riß er diese weit auf und fragte, wahrscheinlich in seinem Wahn irgend einen feindlichen Dämon vor sich sehend: „Kannst du diesen Blick ertragen?" Dies waren die einzigen und letzten Worte, die Felsing von ihm vernahm. Anfangs schien seine Kopfwunde keinen tödtlichen Ausgang fürchten zu lassen, bald aber gesellte sich zu ihr ein weitverbreitetes Geschwür am untern Theil des Rückgrats und in dessen Folge Fieber, Delirien u. s. w., bis ihn am 11. September Morgens ein sanfter Tod von seinen Leiden befreite. Er starb in den Armen seines treuen Felsing, und noch ein alter Freund, Müller, geleitete ihn zu Grabe. Die Section hatte den Bruch des ersten Bauchwirbels und eine starke Verletzung des nächst angrenzenden ergeben.

Meine Kenntnisse im Kunstfache reichen nicht so weit, daß ich mir anmaßen dürfte, über Barth's Verdienste als Kupferstecher ein vollgültiges Urtheil abgeben zu können; indeß dürfte ich doch kaum einen Widerspruch zu erwarten haben, wenn ich behaupte, daß er zu seiner Zeit mit zu den vorzüglichsten dieses Kunstzweigs gezählt

habe. Ein Berichterstatter in dem „Conversations-Lexikon der Literatur-, Völker- und Staatengeschichte" (Leipzig 1839) sagt über seine Stechweise:

Die Stechweise, welche Barth bei dem Titelblatte von Cornelius' „Nibelungenlied" befolgte, hat er später noch zu größerer Vollendung ausgebildet: es ist die enge und scharfe Behandlungsweise, wie wir sie, jedoch nicht mit solcher Fertigkeit und Vollendung, von den ältesten Kupferstechern, namentlich von Albrecht Dürer und Marc Anton, angewendet sehen. Viele Kupferstecher verwerfen diese Manier als hart und völlig unbrauchbar, um die weichen Fleischpartien und den Farbenschmelz wiederzugeben; dagegen haben Amsler, Stölzel und mehre neuere Stecher durch die That bewiesen, daß auch Gemälde von vielem Helldunkel, Farbenschmelz und Weichheit durch diese engen und geradlinigen Taillen sehr trefflich und treu wiedergegeben werden können, und dann ist nicht zu leugnen, daß der Künstler durch diese einfache und anspruchslose Manier dem Ausdruck und den eigentlichen Zügen des Originals oft weit näher kommt, als es in jener glanzvollen und durch die Lage, den Schwung und durch die Stärke ihrer Linien weit mehr imponirenden Manier der neuern Franzosen geschehen kann. Eben diese Manier hat Barth in seinem Christuskopfe und in dem Brustbilde der Maria, beide nach Holbein, befolgt, und Niemand wird sich hier weder über Härte noch Abweichung vom Original zu beklagen haben; in mehren Porträts (Chamisso, Alexander, Fürst von Thurn und Taxis u. A.) und besonders in dem großen Blatt von Overbeck, die sieben magern Jahre darstellend, hat Barth hinsichtlich der Stechweise die Mitte gehalten zwischen der altdeutschen und altitalienischen und zwischen der breiten, eleganten Manier der neuern Kupferstecher.

Unter den Kunstwerken, welche Barth hervorgebracht, sind außer den schon oben genannten noch folgende hier zu nennen: 1) Im historischen Fache: Abschied Rafael's von Perugino und seinen Mitschülern, zum „Leben Rafael's" von Riepenhausen; 10 Blätter zu einer altkölnischen Kunstgeschichte, Zeichnungen und Texte vom Professor Mosler; die Mutter mit dem Kinde, nach Correggio; Magdalena, nach eigener Zeichnung und Erfindung, Seitenstück zu F. Müller's Johannes; Mater amabilis, nach Andrea del Sarto. 2) 24 Vignetten und Titelblatt nach eigenen und Zeichnungen von Cornelius, Zeller, Mosler, Kolbe, Anschütz, Heideloff u. A. 3) Gestochene und radirte Porträts: Rafael, nach dem von ihm selbst gemalten Bilde in München; P. Champagne, Maler, nach ihm selbst; A. W. Schlegel; F. Rückert, in verschiedenen Lebensaltern, eigene Zeichnung; Goethe nach eigener Zeichnung; Rotteck, Platen, Hegel, Voß, Liebig u. A., im Ganzen gegen 60. 4) Steinzeichnung zur kölner Kunstgeschichte. 5) Porträts in Kreidemanier: Händel; Palestrina; Rhigos u. s. w. 6) Radirungen auf Kupfer und Stahl: Hirtenmädchen in einer Landschaft; mehre Porträts und Titelblätter. 7) Viele ausgeführte Kreidezeichnungen auf Pergament und Papier. 8) Gegen 400 in Oel, Pastell, Aquarell, Miniatur gemalte, mit der Feder, dem Pinsel oder Bleistift nach der Natur ausgeführte Porträts. Zu seinen letzten Arbeiten gehören einzelne Stiche zu einer noch nicht veröffentlichten Reihe der Reformatoren, nach alten Originalgemälden und Holbein'schen Zeichnungen, für den Verlag des Bibliographischen Instituts; vortreffliche Zeichnungen biblischer Gegenstände in verkleinertem Maßstabe und für den Stich bestimmt, nach Eberhardt's Cartons; endlich eine noch unvollendete Madonna mit dem Kinde, nach einem alten Gemälde im Besitze des Herzogs von Meiningen. In diesen seinen letzten Werken fällt es auf, wie er noch, gleich einem Jüngling, mit scharfem Auge und sicherer Hand Feder und Grabstichel zu handhaben und die zartesten Linien auszuführen fähig war.

Nicht geringer als seine künstlerischen Verdienste waren die als Dichter und Schriftsteller. Unter seinen Freunden war sein ausgezeichnetes Talent als Erzähler und Vorleser allgemein anerkannt. Alles, was er vortrug, zeichnete sich durch Einfachheit, Wahrheit und Leben aus, ohne daß er sich bemühte, seine Vorträge durch künstlichen Schmuck und oratorischen Prunk zu verschönern. Er zeigte sich auch hier als einfacher Sohn der Natur, der er sein ganzes Leben hindurch geblieben war. Als Schriftsteller hat sich Barth durch seine vortrefflichen Erzählungen in den ersten Jahrgängen der „Dorfzeitung", von denen manche in viele Jugendschriften übergegangen sind, durch mehre Beiträge in Winter's „Rheinischen Hausfreund", das „Ausland" und das „Morgenblatt" rühmlich bekannt gemacht, sowie auch durch seine Uebersetzung von Longhi's Werk über die Kupferstecherkunst (Hildburghausen 1837), wozu Barth den praktischen Theil sowie seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen selbständig hinzufügte. Was Barth's Beruf zum Dichter betrifft, so glaube ich mich auf eine Stelle eines Gedichts seines Freundes Rückert beziehen zu dürfen, die dessen Ueberraschung ausdrückt, während er von Barth gezeichnet wurde und in dessen Gedichten las:

Als ich regungslos nun dir genüber
Mußte sitzen und die Unterhaltung
Ausging, gabst du zur Entlangweilung,
Daß sich nicht entspannte Züge dehnten,
Mir in Handschrift die gesammten Werke
Eines mir ganz unbekannten Dichters,
Deine eig'nen; und ich las und staunte.
Welche Haltung soll ich dir genüber
Nun behaupten? Wo ich dir, dem Maler,
Kühn die Stirn als Dichter bot, erkenn' ich,
Daß du selbst ein Meister meiner Kunst bist,
Ich in deiner nicht einmal ein Pfuscher.

Ein nicht minder günstiges Urtheil fällt Künzel in den „Fliegenden Blättern" (Frankfurt a. M. 1839), wo es heißt:

In Barth's Gedichten hat sich sein innerstes Wesen rein abgeprägt, und er hätte gewiß bei früherer Aufmunterung und Entwickelung seines Talents Ausgezeichnetes geleistet. Eine tiefe, ernste Weltanschauung, die sich zwar oft ins Düstere verliert, aber nicht durchaus des Zarten und Minniglichen ermangelt, ist Barth eigenthümlich. Sein poetisches Naturell hat einige Aehnlichkeit mit dem des Maler Müller.

Bisjetzt sind nur einzelne Gedichte abgedruckt: in Menzel's Taschenbuch „Moosrosen" für 1826, im „Frauentaschenbuch" von 1821, im „Musenalmanach" für 1834 und 1840 und im „Weihnachtsbaum" für 1848 und den folgenden Jahrgängen. Meyer hat eine kleine Samm-

lung derselben in seiner „Groschenbibliothek der deutschen Classiker für alle Stände" (Bdchn. 285; Hildburghausen) mit einem ziemlich ähnlichen Bildniß des Verstorbenen nach einem Daguerreotyp zusammengebracht, unter denen sich einige ausgezeichnete befinden. Bedeutungsvoll und die sich durch das ganze Leben Barth's ziehende melancholische Stimmung desselben bezeichnend ist das kleine Gedicht „Vorgefühl" am Schlusse:

Ich fühl's, es klopft der Tod nun an,
Und gerne wird ihm aufgethan.
O, einst versprach mir viel ein reiches Leben,
Doch hat es weniger zuletzt als wenig mir gegeben;
Ich sah durch Wolkenschleier Paradieses Pracht,
Doch trieben Stürme nur zur Lebensschlacht,
Und selbst im Sieg fand ich nur neues Kämpfen.
Doch mochte nichts den Muth, die Hoffnung dämpfen.

In der That war Barth's ganzes Leben ein stetes Ringen mit der Noth; denn wenn er sich auch immer soviel erwarb, um bei mäßigen Ansprüchen und bei sehr geringen Bedürfnissen vor Mangel geschützt zu sein, so hatte er doch selten etwas übrig. Er war fleißig, arbeitete aber nur langsam und mit großer Gewissenhaftigkeit, sowie ihn denn auch seine große Liebe zu den Wissenschaften nur zu häufig seinen Berufsarbeiten entzog. In den erstern hatte er sehr gründliche Studien gemacht und war besonders in den Fächern der schönen Literatur und der ältern und neuern Geschichte wohl bewandert, wobei ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr zu statten kam. Noch in seinen alten Tagen hatte er ohne alle Unterweisung es in dem Spiel des Pianoforte so weit gebracht, daß er Choräle zu spielen vermochte, und sich soviel Kenntnisse in der französischen und englischen Sprache erworben, daß er J. J. Rousseau's, Corneille's, Racine's, Shakspeare's, Byron's u. A. Werke in der Ursprache lesen konnte.

Barth besaß einen sehr edeln Charakter, war, wie man zu sagen pflegt, ein echter, ehrlicher Deutscher, beseelt von dem Gefühle des Rechts und der Wahrheit, ohne Furcht, wo es galt, diese gegen Beeinträchtigungen zu vertheidigen, ein warmer Freund seiner Freunde, religiös im wahren und eigentlichen Sinne des Worts, frei von allen niedern Neigungen und Leidenschaften, mitleidig und wohlthätig, oft weit über seine Kräfte. Soll ich einen Fehler an ihm rügen, so war es eine Art von Rechthaberei und Kampflust, die ihm oft bei Andern falsche Beurtheilungen und bittere Stunden zuzog. Sie bestand nicht eigentlich in der Sucht, Streit hervorzurufen, sondern gründete sich zumeist auf eine eigenthümliche, originelle Anschauungsweise der Dinge, verschieden von der aller andern Menschen, wobei er sich indeß oft in der Hitze des Streits zu weit fortreißen ließ. Bei kühler Ueberlegung kam er jedoch bald von seiner Verirrung zurück.

Während ich noch mit der Aufzeichnung dieser Lebensskizze beschäftigt war, hatte ich einen seltsamen, sehr lebendigen Traum. Barth trat plötzlich in seiner alten, mir wohlbekannten Gestalt, nur etwas abgemagert und mit bleichen Gesichtszügen, in mein Zimmer. Ich erschrak, ermannte mich aber bald, befühlte ihn mit meinen Händen und fragte: „Sind Sie es und haben Sie Fleisch und Bein, oder ist es Ihr Geist?" „Ich bin es", erwiderte er. „Aber", sagte ich, „ich weiß doch aus Ihres Freundes Felsing Munde, daß Sie in seinen Armen gestorben sind?" „Ja, das war eben nur in der Narrheit!" „Aber der Todtenschein der Behörden?" „Nun, die haben sich eben auch getäuscht!" Ich erwachte, froh, ihn, wenn auch nur im Spiegelbilde des Traums, noch ein mal gesehen und seine Stimme gehört zu haben, aber trauernd über die mir aus dem wachen Leben nur zu gewisse Ueberzeugung, daß er in Kassel in kühler Erde schlummere. Also auch im Traume der Geist des Widerspruchs, der ihn im Leben charakterisirte! In meinem Herzen wird sein Bild fortleben; möge dieser kurze Lebensabriß dazu beitragen, es auch in den Herzen seiner Freunde aufzufrischen, und sie dem unglücklichen Manne die Liebe bewahren, der er so würdig war!

Karl Hohnbaum.

Zur neumusikalischen Literatur.

1. Die Musik der Gegenwart und die Gesammtkunst der Zukunft. Von Franz Brendel. Leipzig, Hinze. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Richard Wagner und die neuere Musik. Eine kritische Skizze aus der musikalischen Gegenwart von Friedrich Hinrichs. Halle, Knapp. 1854. 8. 15 Ngr.

Außer der großen Anzahl Derer, welche das Gute und Schöne in Richard Wagner's Kunstschöpfungen genießen und schätzen und dieselben einreihen in die Zahl anderer erfreulicher Werke der Kunst, gibt es bekanntermaßen eine kleine, aber rührige Schar, die Richard Wagner für das einzig würdige Object des Interesses hält und ihn als den ersten Menschen in einer „ganz neuen" Kunstwelt fast paradiesisch isolirt. Es ist dieses Häuflein in Weimar, Dresden, Leipzig, Königsberg und einigen andern Orten verstreut und in den Selbstempfehlungen der „Neuen Zeitschrift für Musik" ziemlich vollständig verzeichnet. Jedenfalls ist damit ein Zug in der Culturgeschichte der Gegenwart, vielleicht auch ein Symptom der „Zukunft" (nur nicht in dem Sinne, wie es die Herren meinen) gegeben. Zweierlei zur psychologischen Erläuterung dieser Erscheinung möge hier zuvörderst gesagt werden.

Jedermann weiß, welch eine Fülle poetischer und künstlerischer Werke in der Gegenwart aufgespeichert vorliegt, wieviel Fleiß dazu gehört, um dieselben kritisch zu bewältigen und sie zu seinem wahren Eigenthum zu machen. Was gibt es da nicht Alles zu sehen und zu hören, zu lesen und zu denken, zu sitzen und zu wachen! Der unbedingte Glaube an das „Gesammtkunstwerk der Zukunft" überhebt uns mit einem male aller dieser Mühen. Wir verzichten auf die theuer zu erkaufende „Aristokratie des Geistes" und halten uns an das „Urschöpferische im Volke"; wir hüten uns sorgfältig vor aller „Einseitigkeit der Intelligenz" und vor aller „Gelehrtenkunst", und unsere Trägheit wird zur Tugend. Wir lesen Wagner's kritische Schriften; alle übrigen mögen verbrannt werden, wenn wir nur diese haben, als unsern Koran. Ohne Anstrengung mag es dabei nicht abgehen, aber nun sind wir auch fertig, und keine schlaflosen Studiennächte gibt es mehr für uns. Rasch können wir nun mit „unmittelbarem Gefühlsverständniß" über Alles absprechen, was die „überwundenen Sonderkünste" geschaffen, und indem wir auf dem rasirten Naturboden uns mit bescheidenem Selbstgefühl herumtummeln, schwärmen wir über Das, was da kommen wird; wer möchte uns in diesem luftigen Fache corrigiren? Auch haben wir ganz treffliche Autoritäten für uns; dem weltberühmten Doctor Faust „ekelte vor allem Wissen" und wei-

und Professor Karlstadt in Wittenberg trat den Doctorhut in den Staub und bat die Leute inständigst, ihn künftig nur „Nachbar Andreas“ zu nennen.

Außerdem war es einmal ein Zug der Zeit, Alles herunterzumachen, ja das Größte selbst mit unerbittlicher Kritik auf menschliche Schranken zurückzuführen. Mit fieberischer Hast überstürzte sich diese Zeitstimmung: Erschöpfung mußte folgen. Man fühlte das Bewußtsein zu bewundern, zu verehren, staunend niederzufallen und anzubeten. Verschwinde, bleiches Gespenst der Kritik, rothwangiger Enthusiasmus, tritt hervor! Ich kannte einen blutjungen Mann, der bei Bruno Bauer und Max Stirner in die Schule gegangen war und sich angewöhnt hatte, nur noch zu lächeln über alle Versuche, künstlerisch etwas zu schaffen, — ich habe diesen Vertreter des kaustischen Berlinismus bei einer Vorstellung von Wagner's „Lohengrin“ heiße Thränen der Rührung vergießen sehen. Er sah so rührend kindlich aus, als er meinte, und jede Spur verfrühter Männlichkeit war von seinem bartlosen Gesicht verschwunden. Als man ihm am andern Tage die oder jene Ausstellung gegen das Stück machen wollte, rief er, im schönen Zorn erglühend: „Nicht kalt kritisiren soll man, sondern warm sich hingeben und genießen!“

Zu den unbedingten Verehrern und Verfechtern Richard Wagner's gehört bekanntermaßen Franz Brendel, Redacteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“ und Verfasser einer „Geschichte der Musik“. Neuerdings hat Brendel ein Buch „Die Musik der Gegenwart und die Gesammtkunst der Zukunft“ herausgegeben, das fast ganz wie ein Excerpt der letzten Jahrgänge der obengenannten Zeitschrift aussieht. Auffallend ist darin die Anordnung des Stoffs. Nach einigen Raisonnements über die „Periode unserer classischen Poesie“, in denen von allem Andern, nur nicht von classischer Poesie die Rede ist, macht der Verfasser einen kühnen Uebergang zu Bemerkungen über unsern Musikalienhandel, über Conservatorien, Concerte und Opernbühnen; dann erhebt er sich zu einem noch nicht volle dreißig Seiten umfassenden Ueberblick über alle möglichen Zukunftsbestrebungen der Gegenwart auf allen erdenkbaren Gebieten, steigert sich dann zu einer Apotheose Richard Wagner's, um sich schließlich wieder mit seinen nächsten Bekannten, den Musikalienhändlern, den Concertgebern und Opernsängern, abzufinden. Damit der große Stil des Werks im Schlußeindrucke nicht verlorengehe, ist noch eine allerletzte Appellation „an den Staat“ beigegeben. Brendel ist eigentlich gar kein unverständiger und gar kein übelwollender Mann. Er klagt unter Anderm über die unglücklichen Ehebündnisse, welche so viele Musiker mit ungebildeten Frauen schließen; Andern wirft er ihren gemüthlosen Salonschlendrian vor; noch Andern liest er ganz gehörig den Text über ihr versumpfendes Kneipenleben. Aber muß man denn gleich Himmel, Erde und Hölle in Bewegung setzen, um alle diese ganz vernünftigen Dinge zu sagen? Konnte der Verfasser denn nicht den ersten und letzten Abschnitt seines Buchs zu einer lehrreichen und ergötzlichen Kapuzinerpredigt vereinigen, mit dem Motto: „Merkt's euch!“ Mußte er unklare Bemerkungen über das Christenthum, die Götter Griechenlands, die Hegel'sche Philosophie, das Jahr 1848 u. s. w. dazwischenstopfen, die gar nicht hineingehören? Wie so oft, hat auch hier Jemand die Schranken des Kreises verkannt, in dem er allein Tüchtiges zu leisten im Stande war.

Mit einem gewissen Selbstgefühle läßt uns Brendel merken, daß er zu den Kritikern zähle, deren Berechtigung Richard Wagner anerkennt. Leider ein Hinweis auf eine etwas kleinliche Seite des bedeutenden Mannes! Sich gern loben zu hören ist eine alte Künstlerschwäche; und wenn man „Liebe“ statt Lob verlangt, so ist das eben nur ein anderer, keineswegs ein besserer Ausdruck. Nützlicher wäre für Wagner, er gäbe seinen herbsten Gegnern das Recht, auf ihn zu wirken, und dächte in Bezug auf Brendel: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Denn diese Freunde haben seine Kunstphilosophie, indem sie dieselbe in komische Appetitsbissen zerbrockten, zu einem Gegenstande allgemeinen Spottes gemacht, und es ist ein Zeugniß für den Werth und Gehalt der Kunstwerke Wagner's, daß trotz der unpassenden und danebenschießenden Lobeserhebungen eine unbefangene Theilnahme und Anerkennung im Publicum ihnen verblieben ist. Sinn und Unsinn erscheinen in Wagner's ästhetischen Revolutionsschriften dicht nebeneinander; man schneide den kleinsten Satz heraus, und man hat etwas von beiden. Aber dieses sonderbare Gemisch fließt aus von einem elastischen Esprit und wird durcheinandergejagt von der Hast und Hitze eines leidenschaftlichen Gemüths; daraus entsteht ein seltsames Ganzes, dem es nicht an einer gewissen Größe fehlt, aus dem auch Mancherlei zu lernen ist und das man immerhin einmal zwischen klarern und bessern Büchern lesen mag, wenn man Muße dazu findet. Aber Brendel und die Schar der „Neuen Zeitschrift für Musik“ haben Wagner den schlimmen Dienst erwiesen, aus einem Ganzen, das nur als solches den Eindruck eines Kraftstücks voll des modernsten Sturms und Drangs zu machen geeignet ist, gewisse trivialisirte Merkworte herauszureißen, um sie als Scheidemünze ihres literarischen Verkehrs zu gebrauchen. Diese Merkworte cursiren sehr eifrig unter diesen Herren, und längst wären sie abgegriffen, hätte nicht dann und wann das Scheidewasser der Satire sie wieder aufgefrischt.

Die Musikschule der Zukunft ist sehr übel auf die Kritik und auf die „Literaten“ zu sprechen, und es blickt diese Verstimmung ziemlich deutlich auch aus Brendel's neuester Schrift hervor. Wir könnten boshaft sein und sagen: Ihr habt nicht nöthig, es so stark zu betonen, daß ihr keine Literaten von Fach seid; euere Schriften verrathen es ohnedies. Aber erkundigen wir uns vielmehr, was man eigentlich wünscht. Die Kunstwerke Wagner's, verlangt man, sollen durchaus nur „von seinem Standpunkte aus“ und „in seinem Sinne“, oder, wie es an andern Orten heißt, „aus sich selbst“ und „nach sich selbst“ beurtheilt werden. Die Foderung ist confus ausgedrückt und schmeckt deshalb sehr stark nach lächerlicher Anmaßung. Sie enthält indeß etwas ganz Richtiges, das freilich nicht allein auf Wagner's Kunstwerke, sondern auf alle Schöpfungen der Poesie und Kunst seine Anwendung findet. Wir sollen nämlich — die Foderung ist im Grunde uralt, wie alles Vernünftige — ein Werk vollständig kennengelernt haben, ehe wir über dasselbe urtheilen. Dazu gehört die Empfänglichkeit des Gemüths, das leicht auf sich wirken läßt; dazu gehört ferner der energische Fleiß des Kopfs, der alle Tiefen und Feinheiten des Werks aufsucht; die wachsende Erkenntniß reagirt auf das Gefühl, und es entsteht aus dieser Wechselwirkung eine Progression innerer Zustände, die wir insgesammt als das Erleben eines Kunstwerks bezeichnen möchten. Mit Recht hat man dem großen Haufen unserer Tageskritik vorgeworfen, daß ihm die Pietät, die innere Ruhe und Keuschheit, der Ernst, die Beharrlichkeit zu diesem geistig-sittlichen Acte fehle; aber die Partei der „Neuen Zeitschrift für Musik“ ist am allerwenigsten befugt, in die allgemeine Anklage einzustimmen. Denn wenn man über Goethe und Schiller abspricht mit einer Sachkenntniß, wie sie etwa ein Flötist sich erwirbt, der in Schauspielzwischenacten Musik machen hilft; wenn man die Stirn hat, den Stolz des Vaterlandes leichtfertig zu verleugnen und die ideale Aristokratie des Geistes zu schmähen, welcher anzugehören man niemals befähigt war; wenn man aus Unlust, anzufangen mit Lernen, behauptet, man sei mit Allem fertig; wenn man Leerheit für Licht, Fernstehen für Darüberstehen, Sprachverwirrung für Philosophie ausgibt: so hat man doch wahrhaftig alle Sünden des „alten Literatenthums“. Man könnte nachweisen, daß die Prätension des „Neuen par excellence“ in der vielerwähnten Schule auch nach einer andern Seite, nach der musikalischen nämlich, eine nur äußerliche ist: es haben sich die Herren recht hübsch in den viel angefochtenen Apparat des Alten hineingefunden, und gar viele von ihnen beuten im Schatten eines großen Namens das Evangelium von Zürich als eine Modesache aus; die Fehler und Gebrechen, welche Brendel, wie schon ge-

sagt, recht treffend charakterisirt, erscheinen an den Virtuosen und Tagescomponisten der Zukunft durchaus nicht als „überwunden". Doch das bei Seite. Kehren wir zu unserer Kritik der Kritik zurück. Eine Art von Selbstverleugnung, das geben wir zu, ist zu jeder Aneignung von Fremdem nothwendig. Aber es folgt derselben auf dem Fuße ein erhöhtes Selbstgefühl, eine energische Thätigkeit des Selbst. Um dahin zu kommen, muß man ein tüchtiges, in sich selbst klares und festes Selbst mitbringen; es geht uns hier mit Kunstwerken, wie sonst mit Menschen, deren Freunde wir werden wollen. Aus einem Kunstwerke kann man nicht Alles lernen, ja die gesammte künstlerische Erfahrung — und wäre sie noch so vollständig — befähigt uns für sich allein noch nicht, den Act der Kritik abzuschließen. Die ewigen und allgemeingültigen Kunstgesetze sind kein Resultat der Erfahrung; sie sind vielmehr Postulate der Vernunft, die in abstracter Reinheit von der Speculation gewonnen werden, um von der Erfahrung ihre Bestätigung und ihr lebendiges Leben zu erhalten. Man mag mit Recht über jene Dutzendkategorien sich ereifern, mit denen gewisse jugendliche Kritiker an Kunstwerke herantreten, um sie darauf zu beziehen, mag es sich schicken oder nicht; man mag über den Vorrath steifer Formeln zürnen, deren sich so viele Helden des Feuilleton ohne alle Wahl bedienen und in die sie eine Fülle poetischen Lebens mit Gewalt eingezwängt zu haben wähnen, obwol ihnen dieselbe längst aus den knöchernen Händen entschlüpft ist. Damit ist aber nicht das Geringste gesagt gegen die berechtigte Macht des Systems, zu dem sich eine jede Philosophie abzurunden pflegt, nicht das Geringste gegen die vernünftigen Sätze und Wahrheiten, die ein Kritiker von praktischer Sachkenntniß und von feinem, leicht rührbarem Gefühle mit weiser Auswahl anwendet. Hier haben wir den kranken Punkt unsers zweiten Gegenstandes:

Friedrich Hinrichs in Halle, dessen kleine Schrift über „Richard Wagner und die neuere Musik" uns vorliegt, gehört zu den „wohlmeinenden Feinden" des vielbesprochenen Componisten. Das Buch hat ungefähr eine Stimmung, wie sie der König im „Hamlet" bei seiner Hochzeit zu haben vorgibt. Wir haben es hier mit einem Beispiele zu thun, wie man der Sache ein allzu großes Recht einräumen, wie man in der vortrefflichen Absicht, recht Vieles zu entdecken und zu finden, in die Gefahr kommen kann, sich selbst zu verlieren. Der Gegenstand wird von allen Seiten, von allen Gesichtspunkten aus beleuchtet und betrachtet, und darüber schwindet die Einheit der Betrachtung. Es werden alle Register gezogen und alle Töne angeschlagen, freundliche und feindliche, lobpreisende und anklagende, und vor lauter Contrasten weiß man gar nicht mehr, was der Verfasser eigentlich will. Kurz, es ist eine misverstandene Objectivität, eine verirrte Gerechtigkeitsliebe. In dem circa hundert Seiten umfassenden Büchlein steht, wie man sich nach dem eben Gesagten denken kann, Vielerlei und die Fülle des Stoffs ist noch vergrößert durch zahlreiche Aperçus über entlegene Dinge. Es findet sich darunter manches ganz Vortreffliche und Anregende, wie die Polemik gegen den Misbegriff der „tiefen" und „geistreichen" Musik, S. 44, das Raisonnement über das Verhältniß der Poesie und Tonkunst in der Oper, S. 70—76; aber auch Verfehltes nnd Halbwahres (was bekanntermaßen schlimmer und gefährlicher ist als das Grundfalsche), wie die lobende Auslassung über den Text des „Lohengrin", von S. 26 an, und die als ein glücklicher und kühner Griff gepriesene Parallele zwischen Schiller und Wagner, S. 26. Durch solche Partien, die ganz in das Brendel'sche Fach schlagen, wird auch der Eindruck des Richtigen geschwächt, und die Stimmung des Verfassers ist am Ende seiner Schrift durch das stete Hinüber- und Herüberschwanken dermaßen deprimirt, daß er sich damit begnügen muß, über alle Kritik hinaus Wagner „als eine historische Größe anzuerkennen, der er sich beugt". Für jene Phantasten, welche der neuern Musik eine weltbezwingende Gewalt zutrauen, mag der Anblick eines Kritikers, der sich in Demuth beugt, sehr rührend sein, für uns hat er etwas sehr Komisches. Der Kritiker hat sich vor Niemandem zu beugen, wenn er nicht aus der Rolle fallen will: ganz wie der Dichter, solange er an einem Werke schafft, muß auch er mit der Illusion der Unfehlbarkeit reden und schreiben, welche ihm der feste Glaube an seine Grundsätze eingibt. Freilich wird man ihm dann Einseitigkeit vorwerfen, aber man wird klar erkennen, was er will, und seine Entschiedenheit wird fremde Entschiedenheit wachrufen. Damit ist die Bedingung für einen ehrlichen Kampf gegeben; aus diesem werden Resultate für die allgemeine Bildung gewonnen, die allerdings alle Einseitigkeiten abgestreift haben, die parteilos und ganz gerecht sind, die aber dafür auch nicht in Einem Kopfe, sondern in vielen Köpfen verbreitet sind und des Niederschreibens oder gar des Druckens nicht bedürfen.

Gustav Liebert.

Unterhaltungsliteratur.

1. Ein Diplomat. Roman von Ottilie. Leipzig, O. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman gehört unstreitig zu den bessern und beachtungswerthern Erzeugnissen der weiblichen Muse. Zwar gibt er sich in Stoff und Darstellung sofort als ein Frauenproduct zu erkennen; denn das Gebiet, auf dem er sich bewegt, ist das der höhern Gesellschaft, das Thema, um welches er sich dreht, bilden vorzugsweise die Leiden und Freuden, die Bestrebungen und Kämpfe des menschlichen Herzens, und die Form, in welcher die Verfasserin ihre Gedanken über diese Gegenstände niederlegt, ist in vorherrschendem Maße die der Reflexion und Expectoration. Dies aber gereicht, wie mich dünkt, dem Buche nicht sowol zum Vorwurfe als zum Lobe; denn das Gepräge der Ungezwungenheit und Natürlichkeit können eben nur diejenigen Dichtungen tragen, die der Natur des Dichters angemessen sind, und es deutet stets schon auf einen gewissen Reichthum, wenn der Schaffende nicht das Bedürfniß fühlt, über die Grenzen seines ihm eigenthümlichen Gebiets hinauszugehen, oder es ist ein Beweis von Einsicht und Kraft, wenn er den Drang ins Weite zu bemeistern und die von der Natur ihm gesteckten Grenzen innezuhalten weiß. Alles Dies bewährt sich auch an der vorliegenden Dichtung. Mag immerhin die Handlung in derselben nicht allzu rasch fortschreiten, mag überhaupt die Summe des Factischen und Drastischen in ihr nicht allzu groß sein und das Ganze mehr den Eindruck eines innerlichen Gewebes von Nerven und Adern als den einer plastisch ausgebildeten und scharf umrissenen Gestalt machen: man fühlt sich darum doch durchweg von ihr angezogen und gefesselt, weil uns aus Allem der Hauch eines echt weiblichen Denkens und Empfindens entgegenweht, und man folgt selbst den allzu subtilen Gefühlsausspinnungen gern, wie man sich ja auch der in sinnigen Betrachtungen sich vertiefenden Unterhaltung einer geistreichen Frau gern hingibt, ohne dabei ein Bedürfniß nach derberer Geistesnahrung zu empfinden. In der That stellt sich aber auch der innere Fonds, aus welchem die Verfasserin schöpfte, als ein so reicher dar, daß sie nicht aus fremder Sphäre zu borgen brauchte, und gerade dadurch, daß sie sich nicht verführen ließ, mehr leisten zu wollen, als dem wirklichen Naturell entsprechend ist, hat sie mehr geleistet, als sonst die Frauen in künstlerischer Beziehung zu leisten pflegen, d. h. sie hat ihrem Roman eine Einheit, planmäßige Durchführung und Abrundung zu geben verstanden, wie sie in Frauenarbeiten fast nie und selbst in männlichen Producten nur selten angetroffen wird.

Das hier abgegebene Urtheil scheint mit dem Titel des Romans in Widerspruch zu stehen, denn die Diplomatie — obschon gerade ihre feinsten Fäden gar nicht selten von Frauenhänden gesponnen werden — dürfte nicht gerade als das der weiblichen Darstellungsgabe besonders naheliegende Feld erscheinen; in der That läßt sich aber auch die Verfasserin in das Innere der Diplomatie nicht ein, sondern schildert ihren Diplo-

maten nur von Seiten seines in Herzensangelegenheiten sich kundgebenden Verhaltens, also in jenen Regungen und Bewegungen, die gerade den innersten Pulsschlag und das eigentliche Lebenselement des Weibes ausmachen und für die es eine Feinheit der Beobachtungsgabe und einen natürlichen Takt der Darstellungsgabe besitzt, wie man sie bei Männern nur ausnahmsweise findet. Daher ist denn auch der Selbstvernichtungsproceß, in welchem sie uns ihren Diplomaten vorführt, mit einem tief ins Innere dringenden Blicke in allen Stadien seines Verlaufs verfolgt und mit ebenso scharfer als treuer Feder nachgezeichnet, und der die ganze Entwickelung durchdringende Grundgedanke, daß die kalte, egoistische, mit dem heiligsten Gefühl nur ein verrätherisches Spiel treibende Berechnung des Verstandes dem reinen und wahren Gefühl gegenüber zuletzt an sich selbst irre werden und verzweifeln, dadurch in eine Art Verstandesparoxysmus, so verzehrend als der hitzigste Gefühlsparoxismus, verfallen und in demselben endlich zugrunde gehen müsse — dieser von Anfang bis zu Ende consequent festgehaltene Grundgedanke des Romans liefert den Beweis, daß die Verfasserin ihre einzelnen Beobachtungen auch um einen einheitlichen Mittelpunkt zu concentriren und zu einem den ethischen wie den ästhetischen Ansoderungen genugthuenden Ganzen zu gestalten verstanden hat.

Nicht ganz so gut als diese Schilderung des negativen, tragisch endigenden Entwickelungsprocesses des Diplomaten ist ihr die Darstellung des ihm gegenübergestellten positiven, harmonisch beschließenden Entwickelungsgangs der von ihm verlassenen Geliebten Florentine und des Mannes ihrer zweiten Liebe, des Rechtsdocenten Rudolf, gelungen, denn sie leidet, wie dies bei der Zeichnung von Persönlichkeiten, die als Muster hingestellt werden, gewöhnlich der Fall ist, etwas an jener allzu merklich hervortretenden Idealität, und die allerdings sehr fein angelegte Complication, wonach ihrer Liebe gerade dadurch Gefahr droht, daß sie allzu wenig egoistisch, allzu sehr nur auf das Heil des Andern bedacht und deshalb wieder und wieder in nicht blos selbstquälerischen, sondern unwillkürlich auch dem Andern zur Qual gereichenden Skrupeln befangen ist, macht gerade durch die allzu große Feinheit ihrer Fäden einen nicht ganz befriedigenden Eindruck; denn man kann sich nicht von dem Gefühl losreißen, daß eine so weit getriebene Skrupulosität der echten und wahren Liebe fremd sei, weil dieselbe nie ganz ihren instinctiven Charakter verleugnet und im festen Glauben, etwas Prädestinirtes zu sein, alle Zweifel und Resignationsideen von sich fernhält. Trotzdem enthält auch die Darstellung dieses Verhältnisses viele höchst treffende, dem innersten Gemüthsleben abgelauschte Züge; ja selbst die Stadien im äußern Lebensgange Rudolf's, der erst als idealistischer Rechtsdocent, dann als kleinstädtischer Rechtspraktikant, endlich aber als Rechtsanwalt in freiern und größern Verhältnissen erscheint, sind mit richtigem Sinne, ja fast mit dialektischem Feingefühl entwickelt, wodurch auch diese Partie den Charakter einer einheitlichen, organischen Gliederung erhalten hat.

In sehr vortheilhaftem Lichte zeigt sich endlich das Talent der Verfasserin auch in der Zeichnung der Nebenpersonen und der ganzen Sphäre, in welcher sich die Geschichte bewegt. Besonders gelungen ist ihr unter diesen erstens Isabelle, die Verlobte des Diplomaten, an welcher derselbe aus dem eiteln Drange, die von ihm verlassene Florentine zu neuer Liebe zu reizen, seinen zweiten Verrath begeht; denn sie besitzt ganz jene rührende Unschuld und Lieblichkeit, welche dazu geeignet ist, diesen Verrath einerseits als motivirt, andererseits als doppelt empörend erscheinen zu lassen. Zweitens der Lieutenant Max, der Cousin Florentinens, der vorzugsweise dazu dient, dieselbe im schönsten Lichte zu zeigen. Denn wenn uns derselbe anfangs als ein schon zum Roué sich neigender Libertin entgegentritt, sehen wir ihn sich an der sittlich-schönen Erscheinung Florentinens sowie an der Milde, mit der sie ihn behandelt und doch stets sich gegenüber in den gehörigen Schranken hält, nach und nach unter schweren Kämpfen emporarbeiten, dann ganz und gar von seinen bisherigen Verhältnissen sich losreißen und endlich in einer nützlichen, Geist und Gemüth befriedigenden Lebensthätigkeit sittlichen Halt und innere Festigkeit gewinnen. Die übrigen Personen, eine Weltdame, Gräfin Lisca, ein alter Major, in dessen Hause Florentine lebt, dessen zwei des Bräutigams harrende Töchter u. s. w., werden von der Verfasserin vorzugsweise im Lichte der Ironie gezeichnet, und auch hierfür zeigt sie eine glückliche Begabung, indem sie stets der Schärfe jenen Zusatz von Milde gibt, durch den, wie schon Jean Paul sagt, die Satire allein poetisch wird. Diese ironischen Partien bringen in die sonst ernst gehaltene Erzählung eine wohlthuende Abwechselung, ja nehmen ihr fast gänzlich jenen Charakter einer gar zu sehr vorherrschenden Sentimentalität, an welcher Frauenromane, die sich um Herzensinteressen drehen, sonst so häufig leiden.

2. Der Tannenschütz. Weihnachtsnovelle für 1851 von Otto Müller. Bremen, Schlodtmann. 1852. 16. 22½ Ngr.

Dem Dornstrauch entwächst die Rose, dem Haß entkeimt die Liebe — aber die Dornen und der Haß wuchern so mächtig empor, daß auch die Rose und die Liebe von ihnen erstickt und zerdrückt oder mit ihnen ausgereutet und der verzehrenden Flamme preisgegeben wird. Das ist die alte Geschichte von Pyramus und Thisbe, von Romeo und Julie — eine Geschichte, die in hundert Formen und Gestalten, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen wiederkehrt, aber überall, wo sie uns entgegentritt, gleich rührend, gleich erschütternd auf uns wirkt, weil wir fühlen, daß keine Harmonie so rein und dauernd ist, daß nicht auch in ihr eine gleiche Dissonanz, die jeden Augenblick wach werden kann, schlummerte. Auch die vorliegende Weihnachtsnovelle vom Verfasser der „Charlotte Ackermann" ist eine solche Variation auf das Märchen von Verona; aber diesmal ist es, wie er selbst sagt, nicht das Haus fürstlicher Ahnen, nicht der stolze Palast des Nobili, in welchem das tragische Geschick der dem Haß entkeimten Liebe einkehrt, sondern es baut sich unter dem niedern Dache einer ländlichen Hütte, in dem beschränkten Kreise schlichter Beziehungen an, es stellt sich uns nicht in der Form eines auf der Bühne des Welttheaters spielenden Dramas, sondern im Gewande einer einfachen, bisher der Welt verborgen gebliebenen Dorfgeschichte dar. Natürlich erscheint in dieser Sphäre die Tragik von minder idealem, minder veredeltem Charakter, sie tritt uns noch in derber, herber Naturwüchsigkeit, ja nicht ohne Spuren einer nur vom Dichter gemilderten Roheit entgegen; aber hierdurch geschieht ihrer erschütternden Wirkung keineswegs ein Abbruch; ja sie packt uns mit doppelter Gewalt, weil uns leider die Erfahrung sagt, daß die Verhältnisse, die hier geschildert werden, der Wirklichkeit, in der wir leben und weben, nur allzu nahe liegen.

Die Geschichte spielt im Vogelsberge, dessen öder, düsterromantischer Charakter, von dem uns der Dichter eine anschauliche, lebendige Schilderung gibt, nicht wenig dazu beiträgt, die Wirkung der tragischen Geschichte zu erhöhen. Als die beiden feindlichen, sich mit tödtlichem Haß verfolgenden Elemente erscheinen hier zwei Bauern: der eine, Konrad Wahl, eine verstockte, boshafte, tückisch-rohe Natur, der andere, Heinrich Falk, ein sonst braver, friedliebender, gottesfürchtiger Mann und nur in dem einen Punkte, im Haß gegen jenen Konrad, von gleicher Halsstarrigkeit und Hartnäckigkeit. Die Feindschaft zwischen ihnen theilt sich dem ganzen Dorfe mit und zerspaltet dasselbe in zwei sich meidende oder verfolgende Parteien. Nur zwei ihrer Kinder, Falk's Sohn und Wahl's Tochter, werden nicht von ihr ergriffen, sondern fassen im Gegentheil eine innige heiße Liebe zueinander; aber sie vermögen mit dieser Liebe den Haß ihrer Väter nicht zu überwältigen und müssen um ihretwillen einerseits die Qualen stummer, herzzerreißender Vorwürfe, andererseits die Schmerzen roher Mishandlungen ertragen. Woher die Feindschaft zwischen den beiden Alten stammt, weiß Niemand im Dorfe. Einst waren sie gute Freunde, wie zwei Brüder, und hielten zusammen, wie es recht ist. Später

erst kam der Hader zwischen sie, der bald soweit geht, daß sie und ihre Parteien sich sogar beim Abendmahl scheiden und ihre Giftblicke in den Kelch werfen. In seiner Jugend war auch Konrad Wahl ein braver, friedliebender Mann; aber mit dem Alter kam der böse Feind über ihn, er wurde ein Streiter, ein Trinker und ein unbarmherziger Mensch dazu, gleich grausam gegen Knecht, Kind und Frau, dergestalt, daß er sein Weib vor der Zeit ins Grab ärgerte. Woher dies Alles, war lange Zeit ein unerklärliches Geheimniß, bis die Liebe der Kinder zur Entdeckung führt. Da sie sich offen nicht sehen dürfen, so kommen sie zur Nachtzeit beim Tannenstein zusammen, einem verrufenen Orte im Walde, wo einst ein junger Förster, der „Tannenschütz" genannt, erschlagen gefunden ward und wo derselbe, wie man im Dorfe glaubte, noch jetzt als ein dem Dorfe Unheil verkündender Geist umging. Die Erscheinung der Liebenden an diesem Orte wird für die Erscheinung des Tannenschützen gehalten; das Gerücht hiervon verbreitet Schrecken im Dorfe, der insbesondere Konrad Wahl ergreift und ihn veranlaßt, einen alten Hirschfänger, den er bisjetzt auf einer Bodenkammer verborgen gehalten, im Kuhstalle zu vergraben. Ammy, seine Tochter, sieht dies unwillkürlich mit an und theilt es in ihrer Herzensangst ihrem Geliebten Rudolf mit. Dieser, von einer dunkeln Ahnung und einem dämonischen Drange ergriffen, hat nicht eher Ruhe, bis er das geheimnißvolle Ereigniß weiter verfolgt hat. Er gräbt den Hirschfänger wieder aus und überliefert ihn dem Gerichte. Konrad Wahl wird, als der Ermordung des Tannenschützen verdächtig, gefänglich eingezogen, er leugnet auch die That nicht, gibt aber seinen Feind als Mitschuldigen an, und auch dieser legt das Geständniß ab, dereinst mit Konrad den Tannenschützen, der ihnen bei der Bewerbung um ein von ihnen Beiden geliebtes Mädchen als begünstigter Nebenbuhler im Wege stand, gemeinschaftlich ermordet und dann um den Besitz des Mädchens gelost zu haben. So enthüllt und zerstört die Liebe der Kinder den in einer Blutschuld wurzelnden Haß der Väter. Aber mit der Vernichtung des Hasses geht auch die Liebe zugrunde. Zwar gehen Ammy und Rudolf noch miteinander, aber von Liebe ist unter ihnen nicht mehr die Rede. Ihr Einverständniß trägt einen unheimlichen Charakter und endigt damit, daß Rudolf sich selbst ermordet und Ammy bald darauf am gebrochenen Herzen stirbt.

Die contrastirenden Elemente dieser tiefeinschneidenden Geschichte hat der Autor mit Meisterhand gezeichnet, sodaß man nicht sagen kann, ob ihm die Darstellung der beiden sich hassenden Alten oder die Schilderung der beiden sich liebenden Kinder besser gelungen ist; denn die eine macht einen ebenso erschütternden als die andere einen tiefrührenden Eindruck, und beide Elemente sind so geschickt miteinander verflochten und verwoben; daß sich die Gegensätze, je nachdem es das Stadium der Erzählung mit sich bringt, einerseits ebenso sehr heben und steigern, als andererseits mildern und beschatten. Ganz freilich hat er der Sage ihren für die Poesie fast allzu dissonirenden Charakter nicht ganz nehmen können, und namentlich erscheint die That Rudolf's bei seiner Liebe zu Ammy als gar zu herzlos und unnatürlich, sodaß man wünscht, es möchte dieselbe noch in anderer Weise motivirt, durch Zwischenglieder vermittelt oder noch mehr aus dem Zustande eines bewußtlosen, fatalistischen Handelns hergeleitet sein; aber trotzdem weht über dem ganzen Gemälde, wie es der Verfasser vor uns aufgerollt hat, ein milder, versöhnender Hauch, und namentlich ist dadurch sein düsteres Colorit in eine freundlichere Beleuchtung gestellt, daß ihm der Dichter durch Randzeichnungen aus dem traulich-heitern Leben einer der Geschichte nahestehenden, aber frei über ihr schwebenden Pfarrersfamilie eine in lichtern Farben ausgeführte Einrahmung gegeben hat, wodurch er es sich zugleich möglich macht, die Geschichte der Betrachtungsweise des dem Dorfleben ferner stehenden Lesers näherzurücken und je dann und wann mit einer feinen, wohlthuenden Ironie über dem Objecte seiner Darstellung zu schweben.

3. Die Marquesas-Insel. Eine Weihnachtsgabe von Elise von Hohenhausen. Bremen, Heyse. 1853. Gr. 16. 15 Ngr.

Diese kleine lyrisch-epische Dichtung würde vielleicht mehr befriedigen, wenn nicht ihr Anfang mehr verspräche, als Verlauf und Ende gewähren.

> Fort aus Europa, in die Neue Welt,
> Hier werd' ich nimmer, was ich will — ein Held.
> Wo fänd' ich hier für meine Thatkraft Raum,
> Wo würde Wahrheit meiner Liebe Traum?

Mit diesen und ähnlichen Worten, die „ein Jüngling voller Kraft und Muth" spricht, beginnt das Gedicht; es ist also natürlich, daß man sich auf ein Gemälde von Heldenthaten, größer als sie in der Alten Welt möglich sind, gefaßt macht und daß man sich enttäuscht fühlt, wenn Alles, was dieser Jüngling in der Neuen Welt thut, darauf hinausläuft, daß er sich auf der Marquesasinsel in die schöne Fajaweh verliebt, mit dieser entfliehen will, vorher aber das Götzenbild der Wilden zerstört, auf der Flucht mit ihr getödtet wird und dadurch ohne sein Wissen und Willen Anlaß gibt, daß sich der Häuptling der Wilden zum Christenthum bekehrt. Abgesehen von der Geschichte, die als solche unbedeutend ist, enthält das Gedicht einige lebendige Schilderungen der südseeländischen Natur und des dortigen Lebens; doch tragen auch sie mehr den Charakter leicht hingeworfener Skizzen als künstlerisch ausgeführter Gemälde. Vom Standpunkte der Kritik ist daher gar Manches daran auszusetzen; vom Standpunkte des Dilettantismus aber kann man sich die kleine Weihnachtsgabe schon gefallen lassen; denn was eine geistreiche Dame aus dem Aermel schüttelt, ist immer noch anziehender, als was ein geistloser Pedant mit Mühe und Anstrengung aus den Fingern saugt. 17.

Die Idee eines nordischen Patriarchats im 11. Jahrhundert.

Das deutsche Volk, selbst der Theil, welcher sich sein gebildeter nennt, kennt die großen Männer seiner Vorzeit lange nicht in dem Grade als der Franzose, der Engländer, der Spanier, der Schwede, ja ich glaube selbst der Türke und Russe die seinigen. Der Deutsche weiß im Grunde sehr wenig von seinen alten Kaisern, selbst den mächtigsten, wie sollte er von andern großen Männern etwas wissen, die nicht Kaiser waren? Die Aufmerksamkeit wurde künstlich, geflissentlich und mit großem Erfolge im particulären Interesse von ihnen auf die Dynasten der einzelnen Volksstämme und Staaten abzuleiten gesucht, und was in dieser Hinsicht seit Jahrhunderten gesündigt wurde, das haftet uns selbst jetzt noch an, obschon seit einigen Decennien patriotische Geschichtschreiber, und im Einzelnen nicht ohne Glück, bemüht gewesen sind, den Blicken des deutschen Volks die mächtigen Heroengestalten seiner Vorzeit näherzubringen. Zu den großen deutschen Männern, die von Wenigen gekannt und selbst von Manchen unter diesen Wenigen, indem sie zu viel auf die Uebertreibungen von Parteischriftstellern geben, auch wol mehr verkannt als gekannt sind, gehört Adalbert, Erzbischof von Hamburg und Bremen, vielgenannt in Kaiser Heinrich's IV. Jugendzeit, ein Mann, der allerdings mit manchen menschlichen Gebrechen, mit einem übertriebenen Hochmuth und unersättlichem Ehrgeiz behaftet war, dabei aber auch große und seltene Eigenschaften des Geistes und Charakters besaß und sich mit hochfliegenden Planen trug, welche, wenn es ihm gelungen wäre, sie auszuführen, der ganzen Weltlage und namentlich den kirchlichen Verhältnissen eine entschieden andere Richtung gegeben haben würden. Die größte Idee, der er nachjagte, war die Idee eines nordischen Patriarchats, und es freut uns daher, dem Publicum eine Schrift anzeigen zu können, die vortrefflich geeignet ist, es mit diesem merkwürdigen Manne und seinem weittragenden Plane näher bekannt zu machen; wir meinen die Schrift:

Adalbert Erzbischof von Hamburg, und die Idee eines nordischen Patriarchats. Von Colmar Grünhagen. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Adalbert's Patriarchatsidee wurde mit ihm zugrabe getragen und von keinem Spätern wieder aufgenommen. Warum und woran sie scheitern mußte, wird von Grünhagen weiter ausgeführt und mag bei ihm nachgelesen werden. Wäre er damit durchgedrungen, das Patriarchat zu erlangen, oder was dasselbe ist, wäre Kaiser Heinrich III. ein längeres Leben beschieden gewesen, so würden, wie Grünhagen mit Recht hervorhebt, die Folgen für die Gestaltung der ganzen europäischen Geschichte unabsehbar gewesen sein. Der „Patriarch des Nordens" würde sehr wahrscheinlich vom Kaiser während der Conflicte in den nächsten Jahrzehnden zum Gegenpapst gewählt, Süd- und Nordeuropa damit auseinandergefallen, dem deutschen Gegenpapste würde, wenn nicht das ganze Deutschland, doch der größte Theil von Deutschland sich unterworfen haben, die in fortwährender Christianisirung und Germanisirung begriffenen Slawen würden, wie die skandinavischen Reiche, die den Patriarchen schon anerkannten, in das Bereich des Patriarchats mit eingetreten und endlich die Idee einer allgemein germanischen Kirche schon damals ausgeführt und dadurch die Reformation und die Zersplitterung Deutschlands verhindert worden sein. Denn unter einem deutschen und zwar norddeutschen Papst oder Patriarchen würde sich das Kirchenthum in ganz anderer Weise haben fortentwickeln und reinigen können, als in der Abhängigkeit vom römischen Papst und Klerus. Doch auch von dieser Hauptseite der Grünhagen'schen Schrift abgesehen, gewährt sie auch ein hohes biographisches Interesse. Das Leben des stolzen Adalbert schließt wie eine echte Tragödie: unter dem Zusammenbruch seiner hochfliegenden Plane stürzt zuletzt auch der ganze Mensch zusammen, der Gewalt des selbst hervorgerufenen Schicksals erliegend, das doch mächtiger war als er. Adalbert's innerer und äußerer Verfall wirkt in der einfachen Darstellung des Adam von Bremen, welche Grünhagen mit Recht der seinigen vorzugsweise zugrunde gelegt hat, wahrhaft ergreifend und erschütternd, und in der That können die Lamartine, Thiers und andere moderne Geschichtschreiber, die mit sich wie mit ihrem Publicum zu kokettiren lieben, von dem alten Geschichtschreiber des hamburger Erzbisthums in den wesentlichsten Stücken historischer und biographischer Kunst noch sehr viel lernen.

H. M.

Notizen.

Eine Schutzrede für die Philosophie.

Die von Braniß beim Antritt seines Rectorats gehaltene Rede hat wegen des darin enthaltenen Protests gegen die Vorrede zur dritten Auflage der Stahl'schen „Rechtsphilosophie", nicht verfehlt, in den Kreisen der Universitätsbildung einiges Aufsehen zu erregen. Sie ist seitdem dem größern Publicum zugänglich gemacht worden und unter folgendem Titel im Buchhandel erschienen:

Ueber die Würde der Philosophie und ihr Recht im Leben der Zeit. Rede beim Antritt des Rectorats von C. J. Braniß. Berlin, Guttentag. 1854. 8. 5 Ngr.

Der Verfasser sucht in seiner sehr klar und präcis stilisirten Rede nachzuweisen, einmal daß die Philosophie, wenn auch für den Augenblick etwas in den Hintergrund getreten, doch nicht, wie man von gewissen Seiten behaupte, vergessen und verschwunden sei, sodann was sie für die geistige Entwickelung des deutschen Volks und der Menschheit geleistet und welche Aufgabe sie überhaupt zu erfüllen habe. Gegenüber der Versicherung Stahl's, daß, nachdem die öffentliche Religion selbst die Wahrheit geworden, die Philosophie nur dann ein Nationalgut sein könne, wenn sie in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Religion, wenn sie im Dienste der Kirche stehe — dieser Versicherung gegenüber fragt Braniß: ob denn die Kluft zwischen Naturbewußtsein und Gottesbewußtsein ausgefüllt, ob sie nicht vielmehr größer, klaffender geworden sei? Ob zwischen den realen Wissenschaften und der Theologie tiefer Friede bestehe? Ob unsere Naturwissenschaft, unsere Geologie und Astronomie etwa mit der biblischen Naturanschauung übereinstimmten, oder ob auch sie vielleicht in den Dienst der Kirche zu treten hätten? Ebenso wenig als die Naturwissenschaft könne aber die Philosophie den ihr ertheilten Rath befolgen, in den Dienst der Kirche zu treten oder nach Stahl'schem Ausdruck „umzukehren". Braniß fragt mit Recht: ob es denn nöthig sein sollte, den Beweis zu führen, daß Lessing in der deutschen Nation mehr für echte Frömmigkeit gewirkt habe als z. B. der Pastor Göze. Zum Schluß fodert der Redner seine Zuhörer auf, es dereinst in ihrem Manneswirken durch die That zu bekunden, daß in ihrem Bildungsgange die Philosophie für sie nicht stumm geblieben sei, und erinnert sie daran, daß sie einem Staate angehören, welcher das Geburtsland Wolf's und Kant's und der Schauplatz ihrer Thätigkeit gewesen, in welchem Fichte und Hegel ihre zweite Heimat gefunden hätten und dem zuletzt selbst noch Schelling in seinen letzten Lebensjahren angehört habe. Wir sind ebenfalls der Ansicht, daß die Philosophie ewig sein werde, daß ohne ihr Alles vergeistigendes und durchdringendes Princip ein wahrhafter Fortschritt nicht gedacht werden könne; wir bedauern mit Braniß, daß auch von anderer Seite, von der der realen Wissenschaften, sich jetzt ein Widerstand gegen die Einwirkung aller und jeder Philosophie wahrnehmbar macht, der ebenfalls sein Bedenkliches hat, indem er sie einer zu materialistischen Richtung in die Arme zu führen droht; wir können uns aber auch nicht verhehlen, daß die Philosophie eine zeitlang nach allen Seiten hin einen Druck auszuüben und mit ihren die reale Anschauung und die unmittelbare gesunde Schöpfungskraft nicht wenig beengenden Kategorien und Terminologien alle Gebiete der Geistesthätigkeit, der Kunst, der Wissenschaft, selbst die Theologie und den Staat in einer Weise zu beherrschen suchte, daß ein Rückschlag unvermeidlich war. Wenn sie sich von diesem erst erholt hat, wird sie den rechten Weg, wie wir hoffen, schon zu finden, zu wandeln und Andern vorzuzeichnen wissen.

Publicationen des Evangelischen Vereins.

Es liegt uns eine ganze Anzahl von den Publicationen des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke (Berlin, W. Schultze) vor, in denen zum Theil sehr wichtige oder wenigstens interessante Gegenstände besprochen werden, natürlich vom Standpunkte des Vereins, in dessen Dienste sie verfaßt sind. Doch wird auch Derjenige, der sich mit dem religiösen Vereinswesen nicht befreunden kann oder kein bedeutendes Resultat davon erwartet, Vieles daraus lernen können, was ihm von Nutzen sein oder zur Anregung dienen wird. Ohne uns auf eine gründlichere Prüfung oder ausführlichere Inhaltsangabe einzulassen, nennen wir die Titel der Schriften, die auf dem Titel sämmtlich als Vorträge bezeichnet sind, welche auf Veranstaltung des Vereins vor dem betreffenden Publicum gehalten wurden: „Das religiöse Leben im Islam", von H. Abeken, worin der Verfasser einerseits die günstigen Wirkungen des Islam auf seine Anhänger hervorhebt, dann aber auch seine Schattenseiten beleuchtet und unter Anderm interessante Bemerkungen darüber macht, woran es liegt, daß die bildenden Künste außer der Baukunst gar keinen Vortheil und keine Befruchtung vom Islam gehabt haben, und daß außer bei den Persern nirgends die alte Heldensage in die Dichtungen des Islam übergegangen ist. Ferner: „Jerusalem, seine Vorzeit, Gegenwart und Zukunft in der Zeit und nach der Zeit und des evangelischen Christen Stellung zu ihr", von Friedrich Liebetrut; „Die göttliche Stufenordnung im Alten Testament" (aus der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" besonders abgedruckt und erweitert), von dem Generalsuperintendenten und Hof- und Domprediger W. Hoffmann; „Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und

in der christlichen Zeit", von dem durch seine Briefe über englisches Schul- und Erziehungswesen bekannt gewordenen L. Wiese; „Das Gedächtniß der Gerechten bleibt in Segen", ein Rückblick auf das Leben des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und seiner Gemahlin Sibylla, von K. F. Göschel; „Die Bewohner der Ostküste Südafrikas", vom Missionar Schultheiß, wobei wir bemerken, daß wir überhaupt die bleibendsten Früchte des Missionswesens, wenigstens des deutschen, in dem mancherlei Material erkennen, welches dadurch unsern ethnographischen, geographischen und linguistischen Kenntnissen fortdauernd zugeführt wird; „Das Handwerk und die Zünfte in der christlichen Gesellschaft vornehmlich in Deutschland", von S. Hirsch. In demselben Verlage erschien, sich durch Inhalt wie durch Format und Ausstattung jenen Vorträgen anschließend: „Die katholischen Widerlegungen. Eine Begleitungsschrift zur vierten Auflage meiner Vorträge über den Protestantismus als politisches Princip", von F. J. Stahl. Der berühmte Verfasser widerlegt darin namentlich einen Artikel der „Volkshalle" und zwei Schriften von Rintel und Reinkens, die gegen seine Vorträge „Ueber den Protestantismus als politisches Princip" gerichtet waren. Unter Anderm bleibt Stahl auf seiner Behauptung bestehen, daß in der katholischen Theologie und ganz besonders im Jesuitenorden der Tyrannenmord gelehrt wurde und daß das Decret des Ordensgenerals Aquaviva diese Lehre nicht unbedingt, sondern nur in ihrem Extrem verbiete. **H. M.**

Bibliographie.

Baader's, F. v., sämmtliche Werke. 7ter Band. — A. u. d. T.: Gesammelte Schriften zur Religionsphilosophie. 1ster Band. Herausgegeben von F. Hoffmann. Leipzig, Bethmann. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Bayer, J., Aesthetik für weitere Kreise. 1stes Heft. Prag, Mercy. Gr. 8. 8 Ngr.

Bodemann, F. W., Gesammelte Briefe von, an und über Martin Boos nebst Auszügen aus seinen Tagebüchern und sonstigem schriftlichen Nachlasse. Ein Nachtrag zu seiner Lebensgeschichte. Frankfurt a. M., Hermann. 1854. 8. 10 Ngr.

Brunner, S., Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Zwei Bände. Wien, Greß. 8. 2 Thlr.

Bucher, L., Der Parlamentarismus wie er ist. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen". 5te sorgfältig erläuterte Original-Auflage. Zwölf Bände. Stuttgart, Rieger. 1854. Gr. 16. 7 Thlr.

Egli, E., Wilde und zahme Rosen. Zürich, Kiesling. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feger, J., Der katholische Pilger in Rom. Regensburg, Manz. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Genée, R., Das Wunder. Eine Komödie in vier Akten. Berlin, Besser. 1854. 8. 20 Ngr.

Gengenbach, Pamphilus. Ein beitrag zur deutschen literaturgeschichte der reformationszeit. Herausgegeben von K. Gödeke. 1ste Lieferung. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirsch, R., Lieder ohne Weltschmerz. 2te vermehrte Auflage. Wien, Greß. 32. 1 Thlr.

Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Kugler, F., Handbuch der Kunstgeschichte. 3te vom Verfasser ganz umgearbeitete Auflage. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Marinelli, E., Des Sängers Pilgerfahrt. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marx, A. B., Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege. Methode der Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Meßmer, A., Reiseblätter gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam. Zwei Bändchen. Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Petersen, C., Ueber die Bedeutung mythologischer Darstellungen an Geschenken bei den Griechen. Eine Festgabe. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 8 Ngr.

Polko, Elise, Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. Mit Illustrationen in Holzschnitten nach Zeichnungen von J. E. Lödel und G. Schlick. 2te neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Barth. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Raumer, R. v., Die doppelte Recension des Textes von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Einige philologische Bemerkungen. Programm. Erlangen, Bläsing. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Reuter, F., Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. 2te durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Anclam, Dietze. 1854. Gr. 12. 1 Thlr.

Reich, L., Wanderblüthen aus dem Gedenkbuche eines Malers. Mit 1 Titelblatt von R. Gleichauf und Bildern von L. Reich, auf Stein gezeichnet von J. N. Heinemann. Karlsruhe, Geßner. Br. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Reinkens, J., Clemens von Rom. Nebst drei kleineren Legenden. Breslau, Aderholz. 8. 1 Thlr.

Schefer, L., Laienbrevier. 10te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. 16. 2 Thlr.

Schleiden, M. J., Studien. Populäre Vorträge. Mit 1 Ansicht der Porta del popolo in Rom, 1 Karte und 3 lithographirten Tafeln. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Schlichtkrull, Aline v., Chapell Gaugain. Roman in zwei Abtheilungen. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Der Cardinal von Richelieu. Roman. Vier Bände. Görlitz, Heyn. 8. 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Geachtet und Geächtet. Roman. Zwei Theile. Berlin, Huber. 8. 3 Thlr.

Siegerl, C., Grundlagen zur ältesten Geschichte des bayerischen Hauptvolksstammes und seiner Fürsten. Mit 1 Karte. München, Franz. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Strauß, V. v., Erzählungen. Gesammeltes und Neues. 2ter und 3ter Band. — A. u. d. T.: Lebensfragen in Erzählungen und Gesprächen. Zwei Bände. Heidelberg, K. Winter. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Erklärung der theologischen Facultät zu Göttingen in Veranlassung ihrer Denkschrift „über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens". Göttingen, Dieterich. 1854. Hoch 4. 12 Ngr.

Die polnische Frage vom deutschen Standpunkt betrachtet. Von einem deutschen Staatsmann. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die katholischen Interessen in den preußischen Kammern des Jahres 1853—54. Düsseldorf, Engels u. Lensch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Scheurl, C. G. A. v., Rede beim Antritte des Prorektorats der kön. bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1854 gehalten. Erlangen, Bläsing. 1854. Gr. 4. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Neue im Jahre 1854 erschienene Verlagsbücher

der **Dieterich**'schen Buchhandlung in **Göttingen**.

Ewald, H., Die Alterthümer des Volkes Israel. 2te Ausgabe. (Anhang zum 2ten und 3ten Bande der Geschichte des Volkes Israel bis Christus.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ewald's Geschichte Israels. 2te Ausgabe. Band 1—4. 10 Thlr. 15 Ngr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel. Band V. 2 Thlr.

Grimm, J., Deutsche Mythologie. Zwei Theile. 3te Ausgabe. Gr. 8. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr.

Philologus. Zeitschrift für das klassische Alterthum. Herausgegeben von **F. W. Schneidewin.** Jahrgang IX. Heft 1—4. 5 Thlr.

Ibn Doreid's genealogisch-etymologisches Handbuch. Herausgegeben von **F. Wüstenfeld.** Theil II. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Düsterdieck, Fr., Die drei Johanneischen Briefe. Mit einem vollständigen theologischen Commentar. Band II. Lieferung 1, den Commentar zu 1. Joh. II, 29—V, 5 enthaltend. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dasselbe. Band I. 2 Thlr.

Erxleben, A., Lehrbuch des Römischen Rechts. 1ster Band. Einleitung in das Römische Privatrecht. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dies Werk ist für Juristen, namentlich auch für Studirende von großer Bedeutung.

Grimm, J., Deutsche Rechtsalterthümer. 2te unveränderte Ausgabe. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Haug, M., Ueber die Pehlewi-Sprache und den Bundehesh. 8. Geh. 6 Ngr.

Hausmann, J. F. L., Beiträge zur Kenntniß der Eisenhohofen-Schlacken nebst einem geologischen Anhange. (Aus den Studien des Göttingschen Vereins ꝛc.) Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde, herausgegeben von **J. F. L. Hausmann.** Band VI. Heft 3. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausgegeben von **J. W. Wolf.** Band II. Heft 1—4. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenbilder, herausgegeben von **R. Hocker.** 16. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Recueil nouveau général de traités, conventions et autres transactions remarquables etc. par **Ch. Murhard** et **J. Pinhas.** Vol. XII. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

(Martens Recueil, 40 Bände, 143 Thlr. 20 Ngr. kosten im herabgesetztem Preis 80 Thlr.)

Berthold, A. A., Der Heerwurm, gebildet von Larven der Thomas-Trauermücke, Sciara Thomae. Mit 1 Kupfertafel. Gr. 4. 20 Ngr.

Schneidewin, F. W., Ueber die Trachinierinnen des Sophocles. Gr. 4. 12 Ngr.

Waitz, G., Ueber die altdeutsche Hufe. Gr. 4. 16 Ngr.

Conradi, J. W. H., Bemerkungen über die gastrischen Fieber. Gr. 4. 10 Ngr.

Ewald, H., Abhandlung über des Aethiopischen Buches Henokh Entstehung, Sinn und Zusammensetzung. Gr. 4. 24 Ngr.

Grotefend, G. F., Erläuterung zweier Ausschreiben des Königes Nebukadnezar in einfacher babylonischer Keilschrift mit Zugaben. Nebst 1 Steindrucktafel. Gr. 4. 20 Ngr.

— — Erläuterung der babylonischen Keilinschriften aus Behisun. Mit 1 Steindrucktafel. Gr. 4. 15 Ngr.

Schneidewin, F. G., De hypothesibus tragoediarum graecarum Aristophani Byzantio vindicandis commentatio. Gr. 4. 12 Ngr.

Wöhler, F., Ueber das Telluräthyl. Gr. 4. 5 Ngr.

Denkmäler der alten Kunst, nach Auswahl und Anordnung von **C. O. Müller.** Zweite Bearbeitung durch **Friedr. Wieseler.** Band I. 5 Thlr.

(Band II. Lieferung 1—4. 1ste Auflage. 4 Thlr.)

Raff, G. Chr., Naturgeschichte für Kinder. 15te Auflage. Gr. 8. Geheftet mit schwarzen Kupfern 1 Thlr. Gebunden mit illuminirten Kupfern 1 Thlr. 16 Ngr.

Dorner, J. A., Abwehr ungerechter Angriffe des Herrn Prof. Dr. Hengstenberg gegen zwei Mitglieder der theologischen Facultät der Georgia Augusta. Gr. 8. Geh. 5 Ngr.

Grisebach, A., Grundriss der systematischen Botanik. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Uhlhorn, G., Die Homilien und Recognitionen des Clemens Romanus, nach ihrem Ursprung und Inhalt dargestellt. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Waitz, G., Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern. 2ter Band. 2tes Buch. 2te Hälfte. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Jahrbücher der Biblischen Wissenschaft. Herausgegeben von **H. Ewald.** 6tes Jahrbuch. 1853—54. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Thöl, H., Das Handelsrecht. Band I. Auflage 3. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Voigtmann, Prof., Das Gesetz der Polarität der Sprache. Ein Versuch, schwierige etymologische Fragen auf Grundlage dieses Gesetzes naturgemäß zu lösen. 4. Geh. 12 Ngr.

Glossarium latinum bibliothecae Parisinae antiquissimum primum ed. et adnotationibus illustravit Prof. Dr. **G. F. Hildebrand.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Ueber die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens. Eine Denkschrift der theologischen Facultät in Göttingen. Lex.-8. Geh. 7½ Ngr.

Erklärung der theologischen Facultät zu Göttingen in Veranlassung ihrer Denkschrift „Ueber die gegenwärtige Krisis" etc. Lex.-8. Geh. 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 4. —— 25. Januar 1855.

Moritz Carriere.

Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. Von Moritz Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ebenso bedeutend durch seinen Gehalt als anziehend durch seine Form, ist das vorliegende Werk eine für die Wissenschaft als solche wie für die Verbreitung derselben in weitern Kreisen gleich werth- und verdienstvolle Erscheinung. Dies hier von vornherein mit aller Bestimmtheit und Entschiedenheit auszusprechen, fühle ich mich umsomehr veranlaßt, als ihm ein Urtheil in den „Grenzboten" nur die Bedeutung einer popularisirenden Schrift beigelegt, ja geradezu erklärt hat, daß sein wissenschaftlicher Werth gleich Null sei. Carriere hat hierauf in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (1854, Nr. 289) bereits selbst gebührend geantwortet und auf mehre der Punkte hingewiesen, die allein schon hinreichen, dem Buche eine wissenschaftliche Bedeutung zu geben; nichtsdestoweniger wird es zweckmäßig sein, wenn auch ein Dritter in dieser Angelegenheit das Wort ergreift, einmal weil jene Erwiderung nur sehr kurz gehalten ist und sich nur auf Andeutungen beschränkt, sodann weil ein Urtheil in eigener Sache leicht der Bemistrauung ausgesetzt ist.

Auf eine eigentliche Begründung ihrer Ansicht lassen sich die „Grenzboten" nicht ein. Sie hätte in dem Nachweis bestehen müssen, daß die wissenschaftliche Erkenntniß der Poesie durch alles Das, was Carriere darüber bringt, auf keine Weise gefördert werde, daß seine Ansichten sowol von Seiten ihres Inhalts als auch von Seiten ihrer Entwickelung und Darstellung sämmtlich bereits ausgesprochen und schon Gemeingut geworden, oder, sofern sie über das Bekannte hinausgingen, falsch und unhaltbar seien, daß Alles, was vom Verfasser ausgehe, blos als vage Behauptung hingestellt, durch keine innern Gründe unterstützt, durch keine Thatsachen der Erfahrung und Beobachtung bewahrheitet werde, daß in seinen Ideen keine Einheit, in seinem Vortrage keine Klarheit, in seinem Entwickelungsgange keine Planmäßigkeit herrsche u. s. w. Von einem solchen Nachweis findet sich in dem Urtheil der „Grenzboten" nichts, oder sie müßten denn etwa darin eine Motivirung ihrer Ansicht geliefert zu haben glauben, wenn sie unter Anderm, um auf den Ideengang des Verfassers den Schein der Planlosigkeit zu werfen, die von der oberflächlichsten Kenntnißnahme zeugende, durch nichts zu rechtfertigende Behauptung aufstellen, der Verfasser habe sich bei dem Fortschritt seiner Entwickelung durch zufällig ihm einfallende Stellen von Dichtern oder andern Aesthetikern leiten lassen, während in Wahrheit die angezogenen Stellen nur als Unterstützungen und Belege für eigene Ansichten und zwar stets an solchen Orten eingefügt sind, wo sie dem wissenschaftlichen Gedankengange des Verfassers entsprechen und nicht wenig zur Veranschaulichung und Belebung desselben beitragen. Allerdings ist die Einkleidung der Ideen nicht gerade eine schulgemäße oder strengdialektische. Der Autor hat, weil er nicht blos für esoterische, sondern auch für exoterische Kreise schreiben wollte, darauf verzichtet, die Ergebnisse seiner ästhetischen Forschungen und Untersuchungen in derjenigen Form und Reihenfolge zu geben, wie sie sich innerhalb des Denkprocesses nach Satz, Gegensatz und Vermittelung entwickeln; er hat darauf verzichtet, seine Gedanken zu denen seiner Vorgänger in scharfe Opposition zu setzen und zu einem einseitig für sich bestehenden System abzuschließen; er hat darauf verzichtet, die Fortschritte, welche die Aesthetik ihm zu verdanken hat, besonders hervorzuheben und dieselben durch ausführliche Raisonnements und Beweisführungen zu erhärten. Aber darum behaupten zu wollen, der Entwickelungsgang seiner Schrift sei ein zufälliger und planloser und die ganze Form derselben sei eine unwissenschaftliche, kann nur Dem einfallen, der mit pedantischer Engherzigkeit und Einseitigkeit in jenen schulgemäßen Formen befangen ist und nicht die Fähigkeit besitzt, auch in der freiern Bewegung das ihr zugrunde liegende Gesetz und unter dem verhüllenden Fleisch die strengern und festern Fügungen des Knochenbaus zu erkennen, oder wer sich so sehr in die Lust zur Negation verloren hat, daß er, bewußt oder unbewußt, an allen

Erscheinungen gerade nur diejenige Seite ins Auge faßt, welche uns zum Bewußtsein bringt, was die Erscheinung als solche nicht ist. Eine solche Seite muß natürlich jede einzelne Erscheinung haben, weil sie eben als solche nicht Alles ist und nicht Alles sein kann. Vermag sie doch ohne eine solche Selbstbegrenzung, ohne eine solche Verzichtleistung auf alles Andere gar nicht dazu zu gelangen, auch für sich etwas zu sein und das Gepräge der Einzelvollkommenheit zu tragen. Wer also aus Lust zur Negation nur darauf ausgeht, die Kehr- oder Schattenseiten der Erscheinungen hervorzuheben, hat das leichteste Spiel von der Welt, und es gehört dazu bei weitem nicht soviel Scharfsinn, als manche Leute dahinter suchen. Braucht man doch z. B. von einem Sommerrock nur zu fodern, daß er auch die Dienste eines Winterrocks leiste, oder von ein paar Tanzschuhen, daß sie als Wasserstiefeln dienen, so wird man mit Leichtigkeit die Unbrauchbarkeit dieser Dinge, wenn sie auch der Bestimmung, der sie ihr Dasein verdanken, noch so gut entsprechen sollten, beweisen können. Viel anders ist aber das Verfahren der „Grenzboten" dem Carriere'schen Werke gegenüber durchaus nicht. Obschon es auf der Hand liegt, daß der Autor auf die strengere Form selbstbewußt und freiwillig verzichtet hat und daß ihn hierbei nicht etwa ein Haschen nach seichter Popularität, sondern das anerkennungswerthe Bestreben, die Darstellung mit dem Object der Darstellung in Einklang zu bringen, geleitet hat, so beurtheilen die „Grenzboten" doch die von ihm gewählte Form gerade so, als sei er nur aus Unvermögen in dieselbe verfallen oder als sei die freiere Einkleidung wissenschaftlicher Ideen überhaupt eine schlechthin unberechtigte oder wenigstens nur für einen sehr untergeordneten Zweck arbeitende, und fertigen sie mit der angenommenen Miene strenger Wissenschaftlichkeit ab. Daß es ihnen dabei um die Strenge der Wissenschaft wirklich und aufrichtig zu thun gewesen sei, diesen Eindruck gewinnt man aus der höchst saloppen Haltung der Recension wenigstens nicht; vielmehr fühlt man sich durch dieselbe zu der Meinung hingedrängt, daß sie im umgekehrten Falle wahrscheinlich gerade umgekehrt geurtheilt, nämlich von dem Buche, wenn es in schulgemäßer oder strengdialektischer Form geschrieben wäre, eine freiere, dem Schönen angemessenere und allgemein zugänglichere Darstellung verlangt haben würden; zu dieser Vermuthung wird man aber unter Anderm auch dadurch veranlaßt, daß sie sich vor kurzem in einer Besprechung der Vischer'schen „Aesthetik", welche sich in jener strengen Form bewegt, vorzugsweise mit der Aufmutzung kleiner stilistischer Mängel befaßt und der wissenschaftlichen Entwickelung gar wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Unter solchen Umständen ist es denn freilich nicht leicht, dem Verdammungsurtheil der „Grenzboten" zu entgehen, desto leichter aber, dieses Urtheil selbst umzustoßen und seine Nichtigkeit zu erweisen. Im vorliegenden Falle aber wird ohne Zweifel die allgemeine Stimme selbst als höhere Instanz die Nullification desselben übernehmen, da die unter allen Verhältnissen höchst schwierige Aufgabe, dem Bedürfniß des Schönheitsgefühls und dem Begriffskreise der allgemeinen Bildung zu genügen, und zugleich auch die Foderungen der Wissenschaft im Auge zu behalten und wesentlich zu ihrer Förderung und Bereicherung beizutragen, kaum von einem ästhetischen Werke glücklicher und vollkommener gelöst werden kann als von dem hier in Rede stehenden. Um freilich nicht blos die für die weitern Kreise darin niedergelegten Belehrungen daraus zu schöpfen, sondern auch Schritt für Schritt die speculative Bedeutung und die philosophische Entwickelung der Ideen herauszuerkennen und überall zu durchschauen, worin der Verfasser über die frühern Systeme hinausgeht und zur Lösung bisher ungelöster Probleme wesentlich beiträgt, muß man mit allen den Anstrengungen und Kämpfen, welche die Wissenschaft des Schönen von Platon ab bis jetzt durchzumachen gehabt hat, und mit den Gegensätzen und Widersprüchen, deren Ueberwindung ihr namentlich in neuerer Zeit als Ziel vorgeschwebt hat, auf das innigste vertraut sein, weil man sonst leicht eine von der Wissenschaft erst nach schweren Kämpfen errungene Wahrheit gerade darum, weil sie dem unmittelbaren Gefühle entspricht, als etwas längst Erkanntes und Begriffenes ansehen kann, während es bis dahin doch nur ein dunkel Geahntes, mit den Principien der Erkenntniß aber noch nicht in Einklang Gebrachtes war. Diese Verkennung wissenschaftlicher Errungenschaften ist aber für den Uneingeweihten um so eher dann möglich, wenn dieselben, wie in dem vorliegenden Buche, in einer dem unmittelbaren Gefühl näherliegenden und zugänglichern Form mitgetheilt werden, weil der altkluge Verstand durch diese ihre entgegenkommende Form verführt wird, sich einzubilden, daß er Das, was ihm hier gesagt wird, schon lange gewußt habe, während er es in der That nicht wußte, sondern es nur dem Gefühl papagaienartig nachsagte oder allenfalls aphoristisch darüber raisonnirte. Der einseitige, in sich selbst befangene Verstand wird vielleicht geneigt sein, hiergegen zu erwidern: wenn die letzten Errungenschaften der Wissenschaft doch zuletzt nur auf Wahrheiten hinausliefen, die das Gefühl und er selbst mit ihm von Anfang an innegehabt hätten, so sei die ganze Wissenschaft etwas Unnützes, Entbehrliches; hiermit aber bricht der Verstand zugleich über sich selbst den Stab; denn indem er vom unmittelbaren Genuß des Schönen zum Raisonnement fortschreitet, reißt auch er sich bereits vom Gefühl los; und gerade, um diesen Bruch von Verstand und Gefühl zu überwinden und beiden gerecht zu werden, ist die Wissenschaft nothwendig, und es ist daher auch ganz natürlich, daß die Wissenschaft, nachdem sie anfangs mit dem Verstande sich immer weiter vom unmittelbaren Gefühl entfernt, zuletzt wieder zu demselben zurückkehren und darthun muß, daß Dasjenige, was das Gefühl nur dunkel ahnte, auch vor dem Forum des klaren, selbstbewußten Geistes stichhaltig ist. Daher schließt denn auch jede wissenschaftliche Periode zuletzt stets mit solchen Arbeiten ab, welche das Bestreben haben, die Resultate der Speculation wie der Empirie

wieder mit dem Gemeinbewußtsein zu vermitteln und zugleich die letzten Gegensätze und Widersprüche innerhalb der herrschenden Systeme selbst zu überwinden, ähnlich wie das Wachsthum der Pflanze die Kreisläufe seiner Entwickelung damit beschließt, daß es zuletzt aus dem System des Stamms und des Gezweigs wieder die Blüten, Früchte und Samenkörner heraustreibt und somit zu derjenigen Form zurückkehrt, von welcher es ausgegangen ist, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß diese Form jetzt nicht mehr an den Schoos der dunkeln Erde gebunden ist, sondern in den freien Regionen des Lichts erhöht und vervielfältigt ins Dasein tritt.

In diesem Sinne ist auch die vorliegende Schrift aufzufassen. Sie gehört durch und durch dem Baum der Wissenschaft an, die wir die Philosophie des Schönen nennen, aber sie repräsentirt uns nicht sowol einen einzelnen Zweig derselben, sondern sie ist gewissermaßen über das Entwickelungsstadium der dialektischen Gezweig- und fundamentalen Holzbildung hinaus, stellt sich uns mithin nicht als trockenes Gerüst, sondern als die anmuthige Bekleidung desselben, nicht als das Zusammenwirken der Factoren innerhalb der Genesis, sondern als das schließliche Product, als Blüte und Frucht des vorangegangenen Processes dar. Sofern nun während der letzten Entwickelungsperiode der Aesthetik vorzugsweise die Ausgleichung zweier Gegensätze angestrebt ist, nämlich einerseits der Kant'schen Ansicht, daß das Schöne etwas blos Subjectives, nicht dem Dinge an sich Anhaftendes, sondern blos innerhalb der Empfindung des anschauenden Geistes Existirendes sei, und andererseits der von Schelling ausgehenden Theorie, daß es den Gegenständen selbst inwohne und also eine objective Bedeutung habe: so bewährt sich denn auch der abschließende Charakter der Carriere'schen Schrift hauptsächlich darin, daß in derselben mit einer Entschiedenheit und Klarheit wie in keinem frühern System die Nothwendigkeit einer Mitthätigkeit des Subjects und des Objects zur Erzeugung des Schönen anerkannt wird, indem der Verfasser entwickelt, wie das Schöne „im Zusammenwirken von Erscheinungen, welche eine Idee völlig ausdrücken, mit unsern auffassenden Sinnen und mit unserm Geist" hervorgebracht werde. So einfach und einleuchtend dies scheint, so war es doch innerhalb der Philosophie eine bisher noch nicht ganz zum Durchbruch gekommene Wahrheit; denn selbst Hegel und seine Schule faßten das Schöne im Gegensatz zu Kant noch zu objectiv, indem sie sich die das Wesen des Schönen ausmachende Einheit des Realen mit dem Idealen zunächst und vorzugsweise nur als die im Object selbst sich vollziehende Identität der Erscheinung mit der Idee vorstellten, dergestalt, daß noch der „Aesthetik" Vischer's von einem Recensenten der „Literarischen Zeitung" der allerdings nicht ganz gerechtfertigte Vorwurf gemacht werden konnte, daß er die nachträglich von ihm zur Sprache gebrachte Mitwirkung des Subjects bei der Erzeugung des Schönen nicht aus seiner Grundansicht wirklich entwickelt, sondern blos erschlichen habe. Ist nun auch, wie gesagt, dieser Vorwurf kein ganz gerechter, weil allerdings die Vischer'sche Grundbestimmung des Schönen die Anerkennung des subjectiven Elements bereits involvirt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Vischer diesem Elemente eine viel zu geringe Bedeutung beilegt und es in seinem System viel zu spät zur Entwickelung bringt, während Carriere von vornherein die ihm gebührende Wichtigkeit hervorhebt und auf diese Weise beiden Elementen, dem subjectiven wie dem objectiven, sogleich am Ausgangspunkt seines Systems gerecht wird. Die ersten Worte seines Werks lauten:

Wir werden unter den Empfindungen von den Zuständen unsers eigenen Wesens auch eines Lustgefühls inne, in welchem unser Dasein erhöht, unser ganzes Gemüth durch ein sinnlichgeistiges Wohlbehagen im Genusse voller Gesundheit befriedigt wird; wir gewahren, daß solch eine Freude im Zusammenwirken bestimmter Gedanken und Eindrücke mit unserer Seele entspringt, wir ahnen, suchen und finden in dem Gegenstande, der sie erregt, dieselbe Harmonie des Geistes und der Natur, dieselbe Ineinsbildung des Idealen und Realen und nennen ihn schön. In der That aber ist die Schönheit weder eine Eigenschaft, die den Dingen an sich zukäme, noch eine Vorstellung, die allein von unserm Bewußtsein erzeugt würde, sondern sie entsteht im fühlenden Geiste, wenn in einem Gegenstande das volle mangellose Sein durch die innigste Vermählung von Gesetz und Erscheinung, von Idee und äußerer Wirklichkeit, von Seele und Materie uns entgegenleuchtet, von unsern Sinnen wahrgenommen, von unsern Gedanken erfaßt wird und mit unserm eigenen Selbst verschmilzt.

Da haben wir sogleich von vornherein eine die bisherigen Schwankungen so vollkommen ausgleichende und beruhigende Grundbestimmung des Schönen, wie sie kein bisheriges System geliefert hat, und zwar in einer Form, welche trotzdem daß sie mehr den Charakter einer Description als Definition trägt, doch ebenso durch ihre wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit wie durch ihre Wohlgefälligkeit und edle Popularität befriedigt. Ist nun der wissenschaftliche Werth eines Werks, das sich sogleich in seinen ersten Sätzen als ein wesentlicher Fortschritt über die bisherigen Leistungen hinaus, als die reife Frucht einer hundertjährigen wissenschaftlichen Entwickelung documentirt und das mithin auf einer von der Geschichte der Wissenschaft selbst gebauten und daher auf einer ebenso festen als wohlgefügten Grundlage ruht, auf Null anzuschlagen?

Ganz ebenso bedeutend ist aber auch der auf dieser Basis aufgeführte Bau selbst, sowol in seinem allgemeinern Theil, der sich über das Schöne und die Kunst überhaupt verbreitet, als auch in denjenigen Abschnitten, welche den eigentlichen Gegenstand des Buchs, das Wesen und die Formen der Poesie, speciell ins Auge fassen. In jenem Theil gibt er zunächst eine nähere Darlegung des oben mitgetheilten Grundgedankens; er entwickelt daraus die für die Erzeugung des Schönen einerseits vom Subject, andererseits vom Object zu erfüllenden Bedingungen, z. B. dort die Formen der äußern und innern Wahrnehmung, hier die Eigenschaften der Einheit und Mannichfaltigkeit, der Nothwendigkeit und Freiheit, der Regelmäßigkeit, der Ordnung, des Ebenmaßes, der Zweckmäßigkeit, der Verhältnißmäßig-

keit, der Geschlossenheit u. s. w., die er alle unter dem Namen der Harmonie zusammenfaßt; er deutet sodann auf die verschiedenen Modificationen des Schönen hin, welche aus einer verschiedenartigen Combination dieser Eigenschaften hervorgehen können, z. B. auf die Gegensätze von Anmuth und Würde; er erörtert sodann die Unterschiede des Naturschönen und Kunstschönen und findet auch hier die glückliche Lösung des Streits über den ästhetischen Werth beider; er geht weiter zur nähern Betrachtung der Kunst insbesondere über, bestimmt sie als die Thätigkeit der Phantasie und diese als die Gottesgabe des Menschen, eigene Ideen in Formen der Sinneswahrnehmung zu kleiden und dadurch zu offenbaren, oder als die Geisteskraft, im Einzelbild den Gedanken des Ganzen anzuschauen und auszusprechen; erörtert sodann den Gegensatz der idealisirenden und charakteristischen Darstellungsweise und das Wesen des Kunststils überhaupt und wendet sich hierauf zu einer Eintheilung, Charakteristik und Vergleichung der einzelnen Künste, um endlich bei der Poesie als seinem eigentlichen Thema stehen zu bleiben.

Niemand, der überhaupt einen Plan zu verfolgen im Stande ist, wird in diesem Entwickelungsgange einen klaren, naturgemäßen und folgerichtigen Fortschritt vom Allgemeinen zum Speciellen verkennen; ebenso befriedigend wie die Anordnung ist aber auch der Inhalt und der Werth der einzelnen Bestimmungen. Da alles in dieser Abtheilung Zusammengestellte nur die Bedeutung und den Umfang einer grundlegenden Einleitung hat, so kann natürlich das Meiste nur kurz berührt und angedeutet sein. Aber gerade in dieser kurzen Zusammenstellung zeigt sich, wie sehr der Autor Herr seines Stoffs ist, wie er aus der Masse des sich darbietenden Materials gerade die wesentlichsten und wichtigsten Punkte herausgehoben, wie er mit wenigen, aber bezeichnenden Worten über diese Punkte das Angemessenste und Stichhaltigste gesagt und seiner Darstellung zugleich durch glücklich gewählte Beispiele und stete Beziehung auf wirkliche Erscheinungen den Charakter der Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit verliehen hat. Eine besondere Hervorhebung verdient die Art und Weise, wie er die Künste gliedert, und er hat vollkommen Recht, wenn er seinem Kritiker in den „Grenzboten", der hierüber völlig schweigt, den Vorwurf macht, es könne derselbe gar nicht verstanden haben, um was es sich hier handle; denn sonst würde er die Sache entweder bekämpft oder anerkannt haben; für wissenschaftlich werthlos könne jene Erörterung nur Derjenige halten, der nicht einmal wisse, wie schwankend und unbefriedigend auch noch Hegel und Vischer in dieser Frage seien. In der That ist dem so, und Carriere betritt wirklich in der von den bisherigen ästhetischen Systemen noch immer nicht befriedigend gelösten Frage über die Gliederung der Künste einen neuen Weg, dem ich umsomehr Veranlassung habe im Allgemeinen meine Zustimmung zu geben, als ich über diesen Gegenstand schon seit längerer Zeit dieselbe Grundansicht gehegt und dieselbe auch bereits in einem besondern Aufsatze: „Ideen zu einer Classification und Charakteristik der schönen Künste", in Noack's „Jahrbüchern für speculative Philosophie" (1846), der dem Autor wahrscheinlich entgangen ist, niedergelegt habe. Der Gedankengang, welcher der Carriere'schen Gliederung zugrunde liegt, ist folgender. Wenn die Kunst die Verklärung der Natur, die Darstellung der Wahrheit des Wirklichen sei, so müsse auch das ganze innere wie äußere Sein, so müsse die Welt so gut wie das Reich des Geistes von ihr umfaßt werden. Nun breite aber die Natur ihr Wesen in den Formen von Raum und Zeit aus, der Geist hingegen vermittle die äußere Anschauung und die innere Empfindung im Selbstbewußtsein. Die Kunst müsse also ein mal die Dinge in ihrem räumlichen Nebeneinanderbestehen, sie müsse das Nacheinander in der Zeitfolge und das in Raum und Zeit sich entfaltende Leben ergreifen, und sie müsse ebenso die Anschauungsbilder der Seele, ihre Gefühle und ihre Gedankenwelt auffassen. Da aber Natur und Geist füreinander da seien und in der Schönheit gerade der Ausdruck ihrer Harmonie erkannt werde, so entsprächen auch beide Regionen einander und es ergebe sich eine Dreiheit von Künsten: die Offenbarung geistiger Anschauung durch die Gestaltung der Materie im Raume, oder die bildende Kunst, die Offenbarung der innern Gefühle durch die Töne und ihre rhythmische, melodische Folge in der Zeit, oder die Musik, die Offenbarung des Lebens der Welt und der Gedanken des Selbstbewußtseins durch das Wort, oder die Poesie. Im Raume aber gewahre man wieder Dreierlei: die anorganische Materie, die freie organische Individualgestalt und die Wechselwirkung beider im Naturleben; und demgemäß erhalte man drei bildende Künste: Architektur, Sculptur, Malerei.

Jedem, der mit den bisherigen Systemen genau bekannt ist, muß der Gewinn, den die Wissenschaft insbesondere durch die zuletzt erwähnte Eintheilung der bildenden Künste nach den natürlichen Kategorien des Anorganischen, des Organisch-Individuellen und der Wechselwirkung beider gemacht hat, einleuchten; denn es wird daraus deutlich, daß die Auseinanderlegung der bildenden Kunst in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei keineswegs auf einem bloßen Zufall, sondern auf einem Gegensatze und dessen Vermittelung beruht, der ganz ebenso, wie in der künstlerischen, auch in der wirklichen Welt existirt. Ganz auf denselben Gegensatz habe auch ich die Gliederung der Kunst, soweit sie auf einer verschiedenen Fassung der Schönheitsidee beruht, basirt, nur daß ich ihn als den Gegensatz des Makrokosmos und des Mikrokosmos bezeichnet, die Vermittelung in dem aus dem Mikrokosmos sich entfaltenden Makrokosmos, d. h. in der Geschichte des Menschenlebens oder der Weltgeschichte gesehen und demgemäß die Architektur als die makrokosmische, die Sculptur als die mikrokosmische und die Malerei als die geschichtliche Plastik charakterisirt habe.

Weniger im Einklange befinde ich mich mit dem Verfasser rücksichtlich der von ihm als Haupteintheilung vorangestellten Gliederung der Kunst überhaupt in bil-

dende Kunst, Musik und Poesie. Zwar den Gegensatz von Raum und Zeit und dessen Vermittelung nehme auch ich als Eintheilungsprincip an, wie denn seit Lessing's evidenter Entwickelung im „Laokoon" über die Bedeutung dieser Grundformen der Erscheinungswelt für die Kunst kein Zweifel mehr obwalten kann. Aber ich weiche darin vom Verfasser ab, daß ich in der Poesie nicht schon eine Vermittelung dieses Gegensatzes, sondern nur eine an die Zeitform geknüpfte, also noch innerhalb des Gegensatzes verharrende Darstellung zu sehen vermag. Allerdings erweckt die Poesie auch räumliche Vorstellungen, aber doch immer nur in successiver zeitlicher Reihenfolge, gerade sowie uns die Malerei auch zeitliche Vorstellungen, jedoch immer nur im räumlichen Nebeneinander vergegenwärtigen kann. Die Poesie wirkt, ebenso wie die Musik und der Gesang, direct nur auf das Ohr, während die drei bildenden Künste direct nur auf das Auge wirken, sie steht also von Seiten des Materials, durch welches sie ihre Ideen zur Erscheinung bringt, durchaus auf Seiten der tonischen oder akustischen Künste und bildet mit ihnen gemeinsam einen Gegensatz zu den plastischen oder optischen Künsten. Halten wir aber dies fest, so gewinnen wir damit zugleich die Erkenntniß, daß sich die akustischen Künste ebenso wie die optischen in eine Trias, nämlich in die Instrumentalmusik, den Gesang und die Dichtkunst, auseinanderlegen und daß dieser Trias ganz das nämliche Eintheilungsprincip wie jener zugrunde liegt, dergestalt, daß die Instrumentalmusik in Analogie mit der Architektur als die makrokosmische, anorganische, der Gesang dagegen in Correspondenz mit der Sculptur als die mikrokosmische, organische, individuelle und endlich die Poesie in Uebereinstimmung mit der Malerei als die weltgeschichtliche, die Wechselwirkung des Individuums mit der Außenwelt zur Darstellung bringende Kunst zu fassen ist, und mithin der Unterschied dieser drei Künste von jenen nur darin besteht, daß sie diese verschiedenen Entwickelungsformen der Schönheits- oder Kosmosidee nicht wie jene innerhalb des Raums und sichtbar für das Auge, sondern innerhalb der Zeit und hörbar für das Ohr zur Erscheinung bringen. Die Analogie zwischen der Architektur und der Instrumentalmusik einerseits und zwischen der Sculptur und dem Gesange andererseits hat bereits Carriere selbst erkannt und treffend entwickelt; umsomehr aber wird er mit mir das Bedürfniß empfinden, auch der dritten bildenden Kunst, der Malerei, ein Analogon unter den akustischen Künsten gegenüberzustellen. Als ein solches bietet sich aber in jedweder Beziehung die Poesie dar, denn beide harmoniren darin, daß ihnen die Darstellung des aus dem Menschen sich entfaltenden oder mit ihm in Wechselverkehr tretenden Lebens als die eigentliche Aufgabe gilt, und ihr Unterschied besteht nur darin, daß jene dies durch optische, simultan sich darstellende Farbenbilder, diese dagegen durch akustische, successiv sich entwickelnde Lautgebilde zu erreichen sucht, von denen jene die anschaulichen Reflexe, diese die vernehmbaren Wiederhalle der Welt- und Lebenselemente sind. Die Neigung, in der Poesie eine Kunst von allgemeinerm Charakter zu sehen, die als solche den Gegensatz von Raum und Zeit bereits überwunden habe, ist zuerst von Solger ausgegangen und hat sich seitdem fast in allen ästhetischen Systemen erhalten; man braucht sich aber nur die von Lessing im „Laokoon" entwickelten Grenzen der Malerei und Poesie recht lebendig zu vergegenwärtigen, um sofort einzusehen, daß sie ein ebenso bestimmtes und besonderes Gepräge trägt wie die übrigen der genannten Künste; und dies ist im Bereiche der Kunst, wo Alles nach Besonderung und eigenthümlicher Gestaltung hindrängt, nicht etwa als ein Mangel, sondern im Gegentheil als ein Vorzug anzusehen. Die Erkenntniß des specifischen Charakters der Poesie spricht sich auch in Allem, was Carriere über dieselbe insbesondere sagt, mit völliger Klarheit aus, und es ist daher der Gedanke, die Poesie als Vermittelung der bildenden und tonischen Künste hinzustellen, wahrscheinlich nur aus dem Bedürfniß hervorgegangen, innerhalb der Kunstsphäre auch die Vermittelung des Gegensatzes von Raum und Zeit repräsentirt zu sehen. Und an einer solchen Repräsentation fehlt es in der That auch nicht, sie ist aber nicht in der Poesie, sondern in den mimischen Künsten enthalten, welche die drei Kosmosformen durch räumlich-zeitliche, optisch-akustische Körperbewegungen darzustellen suchen und demgemäß in der Tanzkunst die tonischen Formen der Instrumentalmusik nach dem Typus der Architektur, in der Meloplastik (Oper) die tonischen Formen des Gesangs nach dem Typus der Sculptur und endlich in der Schauspielkunst die tonischen Formen der Poesie nach dem Typus der Malerei auch optisch und plastisch zur Erscheinung bringen. Diese Künste sind es daher, in denen die Sonderung der Künste wieder nach der Vereinigung zurückverlangt, und die Bühne, auf der sie sich darstellen, gilt uns daher nicht mehr als die Repräsentation einer einzelnen jener drei Kosmosformen, sondern als das Bild der Welt überhaupt und als diejenige Sphäre, in welcher sich zuletzt sämmtliche Künste begegnen und sich zu einer gemeinsamen Totalwirkung gegenseitig die Hand reichen.

Noch weit unverkennbarer und handgreiflicher, weil entwickelter und ausgeführter als in dem bisher betrachteten fundamentalen Theil stellen sich die vielfältigen Bereicherungen, welche die Wissenschaft des Schönen durch diese Schrift erhalten hat, in den folgenden, der Poesie speciell gewidmeten Abschnitten dar. Mußten wir dort als eine Haupterrungenschaft hervorheben, daß Carriere den Gegensatz der Kant'schen und Schelling-Hegel'schen Auffassung des Schönen so vollkommen wie noch Keiner vor ihm zur Versöhnung gebracht, so müssen wir hier eine wesentliche Förderung der Poetik darin erblicken, daß der Verfasser in seine Darstellung nicht blos die Resultate der philosophischen Speculation, sondern auch die der historischen Forschung aufgenommen, beide auf das innigste miteinander verwebt und so den sonst oft so grell und störend hervortretenden Widerspruch der apriorischen und der empirischen Anschauung auf das

befriedigendste versöhnt hat. Da er hierbei keineswegs blos die unmittelbar auf die Geschichte der Poesie gerichteten Forschungen eines Herder, F. A. Wolf, Lachmann, Grimm, Gervinus, O. Müller, Ulrici u. A. berücksichtigte, sondern auch die reichhaltigen Ergebnisse der Sprach- und Naturwissenschaft, soweit sie für die Erkenntniß der Poesie ersprießlich sind, mit umfassendem Blicke in das Bereich seiner Thätigkeit zog: so ruht seine Entwickelung durch und durch auf einer soliden Basis und hält sich von jeder Nebelei und Schwebelei des Gefühls, sowie von allen einseitig-nüchternen Verstandesabstractionen mit gleich richtigem Takte fern. Ebenso befriedigend ist der den Entwickelungen zugrunde liegende Gedankengang, denn der Autor handelt zunächst von der Sprache als dem Körper der Poesie, von der dichtenden Phantasie als dem Geiste derselben und von der Vermählung dieser beiden Elemente im poetischen Kunstwerk durch die Bildlichkeit der Rede und die rhythmisch-harmonische Gestaltung derselben in der Versification. Sodann erörtert er die auf der historischen Entwickelung des Menschen beruhenden Unterschiede der Volks- und Kunstpoesie, wobei er eine ebenso große Empfänglichkeit für jene als für diese bekundet und beider Vorzüge mit gleicher Anerkennung und Liebe nachweist; und endlich wendet er sich zur Deduction und Charakteristik der drei Grundformen der Dichtkunst, der Lyrik, Epik und Dramatik, zeigt, wie diese wiederum auf natur- und vernunftgemäßen Gegensätzen beruhen, und verfolgt sie sodann mit gleicher Wissenschaftlichkeit in ihre innere Gestaltung und Gliederung, indem er die Erörterung über das Drama mit einer besondern Charakteristik der Tragödie, der Komödie und des Schauspiels beschließt. Ihm auf alle diese Gebiete zu folgen und den Leser mit allen darin enthaltenen aufschlußreichen Entwickelungen und feinen ästhetischen Beobachtungen bekannt zu machen, ist uns hier nicht möglich, und wir begnügen uns daher, einige seiner allgemeinern Bestimmungen mitzutheilen, aus deren Inhalt und Fassung man sich am besten einen Begriff von dem wissenschaftlichen Charakter und gesunden Sinne des Buchs wird bilden können.

Ueber die Bedeutung des Worts und der Sprache als des lebendigen Stoffs der Poesie sagt er:

Unser Bewußtsein umgibt sich nicht blos mit Anschauungsbildern der Dinge, sondern es ist in ihnen thätig, es unterscheidet sie voneinander, es achtet auch auf die Unterschiede, und indem es gewahrt, daß ein Eichbaum von einer Linde anders unterschieden ist als von einer Rose oder einer Nachtigall, von einem Hause oder einem Jäger, ordnet es das Wesengleiche zusammen und bildet sich Schemata, bildet sich allgemeine Begriffe, die uns durch keinen besondern Gegenstand veranschaulicht werden können, die nun einen andern Träger und Ausdruck bedürfen, und diesen finden sie im Wort. Das Gefühl legt ursprünglich seine ganze Intensität, seinen ganzen Inhalt in Einen Laut, will aber das Bewußtsein sich dasselbe klar machen, es in seine mannichfaltigen Elemente zerlegen, so wird schon eine Reihe von Lauten erfoderlich, deren gegliederte Fülle sich zu einem Ganzen zusammenschließt. So entsteht die Sprache als die fortwährende That des Geistes, den Laut zu articuliren und ihn zum Ausdruck nicht blos der Empfindung, sondern auch zum Symbole der Anschauung, damit zum Leibe, zur organischen Offenbarung des Gedankens zu machen. Das Bewußtsein äußert und vernimmt sich durch das Wort; so wird es Selbst- und Weltbewußtsein, und das dunkle Weben seiner Unerschlossenheit kommt zur freientfalteten Klarheit des Gedankens durch die Sprache. Im Wort und seinem Verständniß haben wir das stets sich wirkende Band der Menschen untereinander, die Besiegelung ihrer gattungsmäßgen Einheit: der Sprechende gibt durch Luftschwingungen dem Ohr und durch dessen Erbebung der Seele des Hörenden die Anregung, um denselben Gedanken in sich zu erzeugen, der ihn selbst erfüllt; dies wäre nicht möglich, wenn nicht die gleiche Vernunft das Wesen beider wäre, beide in Einem Gottesgeiste lebten, von welchem sie das Gesetz der Sprachbildung und geschichtlichen Sprachentwickelung eingegeben haben, von welchem die Organe des Leibes mit vorschauendem Blicke dem Dienste der Seele entsprechend gebildet sind.

Ueber die im Dichter waltende geistig-göttliche Kraft, welche die Sprache zur Poesie gestaltet, spricht er sich unter Andern folgendermaßen aus:

Die Kunst bedarf der göttlichen Begeisterung, weil sie nicht Nachahmung der Natur, sondern Neuschöpfung, Ideengestaltung ist und den Erscheinungen der Welt weniger ihr Nachbild als ihr Urbild zur Seite stellt. Wie aber ist diese göttliche Einwirkung zu erklären? Nicht auf dem Wege des Pantheismus, dessen Gott das persönliche Selbstbewußtsein entbehrt, sodaß sein Ich in die Vielheit der Welt aufgelöst ist und er nur insofern etwas von sich selbst weiß, als der Mensch, ein Glied seines Lebens, ihn denkt, weshalb auch hier folgerichtig Gott allerdings nur ein Gedanke des Menschen ist. Nur weist dagegen die Verwirklichung von Zwecken und zusammenstimmenden Gesetzen in der Natur auf einen zwecksetzenden und gesetzgebenden Geist hin; aber ich stelle ihn nicht neben die Welt, nicht außer uns hin, wie der dualistische Deismus, der dann nur einen Stoß von außen annehmen kann und die Brücke von dem Menschengeist zu dem göttlichen noch nicht geschlagen hat; sondern ich fasse Gott, den wahrhaft Unendlichen und Allgegenwärtigen, als das innerste Lebensprincip und die alldurchdringende Seele des Kosmos selbst, als das ewige Ich, in welchem die einzelnen Geister wie die Gedanken in unserm Gemüthe geboren werden, der sein unsichtbares Wesen durch die Schöpfung offenbart wie der Dichter im Werke, der in Allem waltet und über Allem er selbst bleibt, der Quell und das Meer aller Lebensströme als sich selbst erfassende Einheit, Freiheit, Liebe, Persönlichkeit!

Zur Charakteristik der epischen Poesie sagt er:

Der Epiker stellt also nicht die Innerlichkeit des Menschen oder das Seelenleben als solches dar, sondern er schildert den Weltzustand, in dem dasselbe sich ausgeprägt hat, und die Thaten, durch die es sich ein äußeres Dasein gibt; er malt die Natur nicht wie sie in den Stimmungen des Herzens sich spiegelt, sondern wie sie in ihrer eigenen Wesenheit uns in festem Umriß vor Augen steht; er entwickelt Gedanken, aber nicht, wie der Geist des Menschen von ihnen im Wechsel der Gefühle erfüllt ist, sondern wie sie als allgemein gültige Ideen in ihrem eigenen innern Zusammenhange sich selbst tragen und bewähren.

Der denkende Leser wird schon hierin den weitern Begriff, den der Verfasser mit der Epik verbindet, und die Art und Weise, wie sich ihm die epische Poesie gliedert, zu erkennen vermögen; noch deutlicher aber erfährt er dies aus der weitern Ausführung, aus welcher hervorgeht, daß er neben dem Epos der That und des Ereignisses, welches das eigentliche Heldengedicht, die Götter- und Thiersage, die poetische Erzählung, die Ballade und

Romanze, das Idyll, den Roman und die Novelle umfaßt, auch ein Epos der objectiven Naturschilderung und der objectiven Gedankendichtung annimmt, also die sogenannte didaktische Poesie, wie sie sich im Epigramm, im größern Lehrgedicht, in der Allegorie, in der Fabel, in der Parabel u. s. w. darstellt, aus ihrer verlorenen Stellung befreit und der Epik einverleibt, hierdurch aber zugleich der Epik eine Gliederung verleiht, die genau mit derjenigen harmonirt, welche er der Kunst überhaupt gegeben hat. Ganz in derselben Weise gliedert er denn auch die Lyrik, wenn er von ihr als der Poesie der Subjectivität oder Innerlichkeit sagt, sie könne erstens das innere Empfindungsleben unmittelbar aussprechen; sie könne zweitens eine objectivere Form annehmen und die Stimmungen der Seele in Bildern der Natur und der Geschichte symbolisiren und deren eigenen musikalischen Gehalt offenbaren; endlich könne sie die Ideenwelt des Geistes darstellen, wie dieselbe zugleich das Eigenthum und die bewegende Macht des Gemüths sei; es sei demgemäß eine Lyrik des Gefühls, der Anschauung und des Gedankens zu unterscheiden. Das Drama endlich gilt ihm als die innige Durchdringung und Verschmelzung der epischen und lyrischen Poesie. Er sagt:

Erst nach Homer und Alkäus treten Aeschylus und Sophokles auf, und in ihren Tragödien lagern sich die epischen Erzählungen in den Botenreden neben den lyrischen Chorgesängen. Das Drama ist objectiv wie das Epos, es stellt Begebenheiten dar, ebenso wie dieselben aus der Innerlichkeit der Charaktere hervorgehen; es ist subjectiv wie die Lyrik, es entschleiert uns die Tiefe des Gemüths, aber so, daß wir sehen, wie dasselbe sich zu Thaten erschließt und in die Außenwelt bestimmend eingreift. Jede einzelne Gestalt wird zum lyrischen Dichter, um sich selbst auszusprechen und die Welt im Spiegel ihrer Seele zu zeigen, der Schöpfer des Ganzen aber tritt hinter sein Werk zurück und läßt sich dasselbe in völliger Objectivität selbständig vor uns entwickeln.

Indem wir auf eine auch nur andeutende Berührung des vielen Schlagenden und Trefflichen, was über die innern Elemente des Dramas, über die sogenannten drei Einheiten, über die Peripetien, über die charakteristischen Unterschiede der Tragödie, der Komödie und des Schauspiels u. s. w. gesagt ist, hier gänzlich Verzicht leisten müssen, machen wir schließlich nur noch auf die höchst werthvollen und interessanten „literarhistorischen Erläuterungen“, die der obigen Entwickelung beigefügt sind, aufmerksam. Sie bestehen aus einer ebenso tief- als scharfsinnigen „vergleichenden Darstellung des indischen, persischen, griechischen und germanischen Volksepos“, einer „Denkrede auf Goethe“ und einer längern Abhandlung „Zur Würdigung Friedrich Schiller's“, die uns die Gesammtthätigkeit dieses Dichters nach allen Seiten und Richtungen hin in einem trefflichen Charakterbilde abspiegelt und namentlich auch über seine philosophisch-ästhetischen Leistungen eine höchst dankenswerthe Uebersicht gibt. Hiermit schließt das Buch und es kehrt also an seinem Ende zur wissenschaftlichen Erforschung des Schönen als zu seinem Anfangspunkte zurück und rundet sich damit zu einem Kreise von Betrachtungen ab, die der Absicht des Verfassers, durch dieselben „den einsichtsvollen Genuß der Poesie zu fördern und zu dem Studium der Philosophie, das allzu sehr dem jetzigen Geschlecht in den Hintergrund getreten ist, eine neue Anregung zu geben“, auf das vollkommenste entsprechen und die daher Keiner, dem es überhaupt um eine denkende Auffassung des Schönen zu thun ist, ohne das lebhafteste Interesse lesen und ohne die innigste Befriedigung aus der Hand legen wird.

Adolf Zeising.

Sprichwörter der Krimschen Tataren.

Die Bibliothek des Heiligen Synod in Moskau bewahrt unter ihren typographischen und handschriftlichen Schätzen auch mehre seltene Werke, die sich auf den alten Taurischen Chersones, die heutige Halbinsel Krim, beziehen. Einige der im Manuscript daselbst aufgehobenen Schriften — deren Einsicht dem Verfasser dieser Zeilen vor Jahr und Tag durch die Gunst der Verhältnisse gestattet war — mögen nur in wenigen Exemplaren zum Drucke gelangt sein, andere sind, weil in früherer Zeit der Unternehmungsgeist der russischen Buchhändler kein eben besonders reger war, vielleicht gar nie edirt worden. Unter diese ἀνέκδοτα gehört zweifelsohne die handschriftliche Beschreibung der Krim von einem gewissen Parmen Petrowitsch Boldyrew, die auf sehr vergilbtem, wurmstichigem Papier *), ohne Orts- und Jahresangabe, auf 95 paginirten Folioseiten in russischer Sprache abgefaßt ist und an sich wenige Daten enthalten dürfte, die nicht durch spätere Reisebeschreiber gleichfalls und vielleicht in verbesserter Gestalt mitgetheilt worden sind, die aber dennoch in einer Beziehung einen ihr unbestreitbar eigenen Werth in Anspruch nimmt. Nachdem sich Boldyrew nämlich in sehr nüchterner und langspuriger Weise über den Charakter des Landes und die Physiognomie der Bewohner (die er ganz allgemein Tataren nennt, ohne den wichtigen Unterschied zwischen eigentlich Krimschen Tataren und Nogaier Tataren auch nur flüchtig ins Auge zu fassen), über ihre Feste, Bräuche und Sitten ausgelassen, theilt er als Belege dafür eine nicht kleine Zahl von Sprüchen und Sprichwörtern mit, die er daselbst will vernommen haben. Wie er zu denselben gelangt, gibt er leider nicht genauer an, obgleich

---

*) Das Manuscript ist gleichwol nicht alt. Aus einigen historischen Andeutungen im Texte darf man sich zu dem Schlusse berechtigt halten, daß der russische Reisende gegen das Ende der Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. die Krim besucht habe. Im Jahre 1792 unternahm Johann Böber von Petersburg aus seine Reise nach der Krim, deren Georgi und Pallas gedenken („Neue nordische Beiträge“, VI, 256 fg.); 1793—94 machte Pallas selbst seine wichtige Reise nach dem südlichen Rußland, die ihn auch nach der Taurischen Halbinsel führte, und 1793—95 untersuchte gleichzeitig der Baron F. A. Marschall von Biberstein die Flora der Krim. Möglich, daß auch Parmen Petrowitsch Boldyrew um dieselbe Zeit die Krim, jenen Zielpunkt aller russischen Reisenden in damaliger Zeit, sah und zu erforschen sich bemühte. Da er jedenfalls nur ein sehr mittelmäßiger Gelehrter war, so geschieht seiner bei keinem der genannten ausgezeichnetern Reisenden Erwähnung, wie mir denn überhaupt sein Name sonst nirgendswo aufgestoßen ist.

es wichtig gewesen wäre, in Erfahrung zu bringen, ob er soweit des tatarischen Idioms kundig gewesen sei, daß er seine Sammlung an Ort und Stelle nach Mittheilungen aus dem eigenen Munde der Bewohner der Krim habe aufsetzen können, oder ob er einen Dragoman zur Seite gehabt habe, der ihm das Verständniß jener Sprichwörter erst vermittelte. Im letztern Falle dürfte manche Eigenthümlichkeit verwischt worden sein, da der Tatar, wie bekannt, zwar eine große Sprachfertigkeit besitzt, aber neben allen grammatischen Regeln auch alle feinern Begriffsunterscheidungen beiseite läßt, wenn er in fremden Zungen redet. Der Verfasser dieser Zeilen weiß dies aus eigener Erfahrung, da er einst einen Tataren zur Seite gehabt, als er auf der großen Völkermesse von Nishnij-Nowgorod die bunten Reihen asiatischer Stämme durchmusterte, wo ihm sein Führer, der deutsch, französisch, russisch, tatarisch, tscheremissisch, bucharisch und noch verschiedene andere in sprachlicher Hinsicht himmelweit voneinander divergirende Idiome kauderwelschte, stets nur als halb genügender Vermittler diente, wo es sich darum handelte, die geistigen Eigenthümlichkeiten einzelner Völker schärfer zu erfassen.

Kehren wir zu Boldyrew zurück, so steht fest, daß, gleichviel auf welche Weise derselbe zu jenen tatarischen Parömien gekommen ist, diese Geistesblüten eines der russischen Sitte so fern stehenden Volkes immerhin ein Hauch individueller Auffassung umwehen werde, der schon durch die Uebertragung ins Russische nothwendig hinzugekommen sein muß. Wenn der Unterzeichnete nun eine Verdolmetschung aus dem Russischen ins Deutsche übernimmt, so haben jene tatarischen Sprüche somit eine doppelte Wiedertaufe erfahren und müssen auf den Anspruch ihrer Jungfräulichkeit durchaus verzichten, da dem Verfasser dieser Zeilen sehr wohl bewußt ist, daß das Wesen und die eigentlichste Bedeutung eines Sprichworts oft in einer gar besondern, originellen, aller Uebersetzbarkeit spottenden Spracheigenthümlichkeit und Sprachwendung beruht, die gewissermaßen die Pointe des ganzen Sprichworts ist. Freilich ist dies nicht unbedingt und nicht immer der Fall. Es gibt Sprichwörter in Menge, die in jedes Volk und in jede Sprache übergehen könnten, ohne daß sie an Werth und Wichtigkeit verlören. Ich rechne dahin namentlich die moralischen und sententiösen Sprichwörter, die die Wiedertaufe von zehn Sprachen aushalten würden und hier sogar vielleicht manchen Läuterungsproceß bestehen möchten, je nachdem die Sprache, in die sie zu übertragen wären, als eine auf einer sehr hohen geistigen Stufe stehende sich documentirte. So mögen manche Sprichwörter, die wir aus dem Russischen, Lettischen, Esthnischen u. s. w. zu uns herübergenommen haben, in der deutschen Sprache sich durch feinere und schärfere Beziehungen, durch poetischere Bilder, durch überraschendere Wendungen kundgeben, als dies bei jenen minder cultivirten Völkern, wo sie zuerst auftraten, möglich war.

Boldyrew theilt im Ganzen gegen 300 Sprichwörter mit, und der sechste Theil seines ganzen Werks ist mit der Aufzählung derselben gefüllt. Es sind manche darunter, denen nur eine geringe orientalische Originalität anklebt, die fast ebenso wol russische, deutsche, spanische Parömien sein könnten als tatarische. Ich lasse bei meinem Vorhaben, einige dieser Boldyrew'schen Sprichwörter mitzutheilen, jene allgemeiner gehaltenen beiseite liegen. Ebenso übergehe ich die, wo mir zweifelhaft ist, ob die russische Paraphrase im Stande gewesen sei, den tatarischen Wortlaut zu treffen. Ich werde mich fast nur lediglich an die oben angedeutete Classe von Sprichwörtern halten, die man als moralische, sententiöse oder auch als solche bezeichnen kann, denen das Floskulöse der orientalischen Dichtweise nicht abgeht, die also einen originellen Typus besitzen. Ein Theil dieser Sprichwörter ist ohne allen Zweifel aus einer sehr nahen Berührung der Krimschen Tataren mit Türken, Persern, Armeniern und andern Völkern des Orients hervorgegangen; manche erinnern sogar halbversteckt an Fit Arari, des Habessiniers, goldene Sprüche. *)

Hier aber befinden wir uns an den Grenzen eines Gebiets, wo alle die feinen Fäden der Kritik, die wir anspinnen möchten, in ein so verschlungenes Gewebe zusammenlaufen würden, daß dasselbe nicht anders als durch ein gorgonisches Schwert zu durchhauen, keineswegs aber einer Lösung entgegenzuführen sein möchte. Wer sieht selbst einem deutschen Sprichwort an, wofern es nicht ein historisches oder echt locales ist, aus dem die Geburtsstunde und die Geburtsstätte hervorleuchten, — wer von den Deutschen sieht selbst einem deutschen Sprichwort an, ob es echt deutsch sei, d. h. ob es ähnlichen Sprichwörtern in andern germanischen Sprachen den Ursprung gegeben, oder ob es selbst seinen Ursprung von ähnlichen Sprichwörtern in andern germanischen Sprachen herzuleiten habe? Und was liegt zuletzt auch daran! Gewisse Untersuchungen haben etwas Ermüdendes und haben dies allezeit da, wo bei allem Aufwand von Zeit, Kraft und Gelehrsamkeit, bei der Herbeischaffung von unzähligen Citaten, Parallelstellen, Controversen und gelehrten Etceteras der Kern der Ermittelung dennoch in eine dubiöse und unauflösbare Schale gehüllt bleibt.

So wollen wir in Erinnerung dessen, daß die Krim einst ein türkisches Besitzthum war, daß die Tataren und insonderheit die krimschen (vgl. Bopp, Schott, Klaproth, Eichhoff u. A.) einen mit den Türken völkergeschlechtlich und sprachlich sehr nahe verwandten Menschenschlag bilden, daß vielfache historische Beziehungen die Tataren und Türken aneinanderketteten und gegenwärtig von neuem aneinanderketten, uns auch nicht über Gebühr verwundern, daß wir oft aus diesen tatarischen Sprichwörtern Bilder und Gedanken herausla-

*) Ich hoffe für diese interessante, aus fünf vollständigen und mehren fragmentarischen Centurien bestehende Sammlung, von der ich in einer russischen Klosterbibliothek eine Abschrift nahm, noch einen Verleger zu gewinnen, da diese Anthologie orientalischer Geistesblüten, die sich gleich sehr durch den Schwung der Poesie wie durch die Erhabenheit der Gedanken auszeichnen, der Veröffentlichung wol werth sein dürfte.

sen, die wir Neigung tragen möchten, einem Türken selbst unterzuschieben. Daß wir unter den vielen von Boldyrew mitgetheilten Sprichwörtern nicht ein einziges finden, welches sich mit der Schärfe des Witzes gegen die Russen als Feinde des Glaubens und Unterjocher des Landes waffnet, darf nicht befremden, da der Mittheiler selbst ein Russe ist. Daß dergleichen antirussische Sprichwörter vorhanden sind, ist nicht zu bezweifeln, wie ja dem Verfasser dieser Zeilen auch unter Letten und Esthen genug solcher russenfeindlicher und unter den Russen selbst genug antizarischer Parömien aufgestoßen sind, die freilich innerhalb des russischen Reichs selbst keine Veröffentlichung dulden würden, und wäre es selbst in den gelehrten Organen der literarischen Gesellschaften Lettlands, Esthlands oder Rußlands. Hält man sich einfach daran, daß der Tatar in der Krim sich der Redeweise „Sen Orus" (Du bist ein Russe) oder „Sen Kosak" (Du bist ein Kosack) zur Bezeichnung eines herben Schimpfs bedient, so läßt sich hieraus schon allein ahnen, mit welchen Blicken der Russe von dem Tataren betrachtet wird.

Es möge nun unmittelbar die kleine Lese tatarischer Sprichwörter, die ich aus der Boldyrew'schen größern zur Mittheilung bringen will, folgen. Die Sprichwörter lauten:

Gestern aßest du noch Arbusen; heute, wo du die Melone speisest, hast du den Geschmack der Arbuse vergessen. — Wer durch die Furt will, darf das Waten nicht scheuen. — Was fragt der Kranke nach dem Kumis (Stutenmilch), was der Verschmachtende nach der Bosa (Hirsebier), wenn er von der Quelle trinkt. — Allah läßt Dem das Saattheil misrathen, der den Vögeln nicht das Erntetheil läßt. — Lamm, begib dich nicht zur Wohnung des Wolfs; Hahn, geh' nicht zum Hause des Falken. — Das Haus des Sultans lebt im Munde Dessen, der einen Blick nach Stambul geworfen hat. — Willst du, daß der Orkan blase, dann lobe die Windstille. — Von der Schönheit des Meers spricht nie mehr, wer einmal nahe daran war, Schiffbruch zu leiden. — Erst fällt man die Platane: danach rühmt man ihren Schatten. — Im Hause des Gepfählten darfst du selbst nicht der Gartenstäbe erwähnen. — Kahl ist der Falke und doch bläht er sich. — Heulen gehört zur Stimme des Windes. — Die Junge mit den schwarzen Locken verlor den Kamm, die Alte mit dem kahlen Haupte fand ihn. — Wenn dir der Stock fehlt, um die Pfirsich herabzuwerfen, sagst du: Ihr Geschmack ist herbe. — Nicht jede Tanne ist eine Ceder, jede aber hält sich dafür. — Die Trommel klingt nur angenehm für der Tänzer Ohr. — Mit seiner Mannheit prahlt am meisten der Verschnittene. — Wenn der Arme Dorfrichter wird, dann ist es für den Reichen Zeit, aus der Gemeine zu wandern. — Die Nachbarschaft der Palme, in welcher der Pilz wächst, wird in den Augen desselben zur Blutsverwandtschaft. — Der Eine bohrt mit dem Messer in die Terebinthe, der Andere zapft das Oel in den Krug. — Weiß ist auch die Lilie im Garten des Gottesverächters. — Dem ersten Wunsche genügt das Kameel, dem zweiten nicht die Kameelheerde. — Wenn der Fisch nicht nach dem Wurm schnappte, ließe Allah ihn nicht in den Hamen beißen. — Es ist nicht immer ein schönes Frauengesicht, welches durch den Schleier verdeckt wird. — Sich beugen ist keine Unehre, aber sich beugen lassen. — Wenn die Hummel auch am Jasmin saugt, sie bereitet doch keinen Honig. — Veilchen wachsen nicht so hoch als Nesseln. — Schafe würgt auch der satte Tiger. — Laß den Gebrannten an die Straße gehen, wenn du willst, daß die Sonne scheine — Der schönen Jungfrau hebt nicht einmal der Orkan den Schleier hinweg, der häßlichen Alten nimmt schon das Lüftchen den Turban vom Haupt. — Wir loben den Rasen und wissen nicht, wie bald er uns bedecken wird. — Lege dein Geheimniß nicht in den Mund des Bosporus, sonst verräth er es den Ohren des Schwarzen Meeres. — Der Marmorblock nennt den Bildhauer Bruder. — Duft entsteigt auch dem Kelch der zertretenen Rose. — Sprich nicht sammetne Worte, wofern du steinerne Thaten vollführen willst. — Nach dem Ramadan folgt der Beiram.*) — Erbrich nicht die Thore eines fremden Harems, wenn du willst, daß die deinigen unerbrochen bleiben. — Wenn der Sklave Sultan wird, geht das Serail zugrunde (vgl. oben: Wenn der Arme Dorfrichter wird u. s. w.) — Höher steht die Welle nicht im Golf als im Meere. — Von des Reichen Chepta (Schilfmatte) wird mehr Geschrei gemacht als von des Armen Kis (Wollteppich). — Wenn der Arme zum Kis gelangt, so weiß er sich nicht darauf zu strecken. — Größer als der Zeltberg hält sich das Sandkorn am Fuße des Maulwurfhügels. — Noth lehrt den Hasen springen.**) — Die Trappe wollte der Narr fangen: die Schlinge ließ er zu Haus. — Wirf nicht den Stock, sondern den Knochen unter die Hunde, dann kannst du ruhig des Weges ziehen. — Der Schreckhafte sieht jeden Erdfloh für eine Tarantel an. — Laß nicht die Bewohnerin deines Harems unbesucht, denn sie wird deine Enthaltsamkeit zu keiner ihrer Gefährtinnen rühmen. — Weich wird dir das Fleisch des alten Pelikans schmecken, wenn du zwei Tage hast hungern müssen. — Einmal aß der Narr von der Leber des Schnäpels: heute noch rühmt er den Geschmack des Fischfleisches. — Nicht aus jeder Quelle rinnt Naphtha. — Einmal nannte der Blinde den Sklaven Efendi: heute noch wirft er den Kopf in die Höhe. — Dem Diebe ist selbst das Schilfrohr verhaßt.***) — Der Schalma †) verräth wol das Wallfahrerthum, aber nicht die Frömmigkeit. — Nenne deinen Nachbar nicht Sesi (Narr), damit er dich nicht Schaitan (Satan) heiße. — Weiß wird das Gefieder der Taube bleiben, die mit den Raben fliegt, aber schwarz wird ihr Herz werden. — Mit dem letzten Schritt ist erst der Tschatyr-Dag erstiegen.

Mit diesem Sprichwort beschließen wir unsere kleine Sammlung von Documenten tatarischer Volksweisheit. Sollte jener „letzte Schritt" vielleicht bald geschehen, sollte „der Tschatyr-Dag" vielleicht in Kürze der Zeit von dem Fuße der Engländer oder Franzosen erstiegen und der uralte Taurische Chersones mit seinen Denkmälern aus heiliger Vorzeit, mit seiner Bevölkerung aus der goldenen Zeit des tatarischen Reichs westeuropäischer Forschung und westeuropäischer Cultur zugänglich werden: dann dürfen wir hoffen, daß noch so manche werthvolle Geistesblüte im Garten der tatarischen Volkspoesie gepflückt werden wird und wir vielleicht Schätze heben, die heute von uns nicht geahnt werden.

Wer die Erscheinungen der Volksdichtung im Auge hat und sich bewußt ist, wie dieselben anfangs meist un-

*) D. h.: Auf Regen folgt Sonnenschein, auf Trauer Freude. Der Ramadan ist die Zeit der großen Fasten, der Beiram das Schmausefest, welches unmittelbar darauf folgt. Aehnlich reiht sich bei den Russen die Ueppigkeit des Osterfestes an die Enthaltsamkeit der Fastenzeit und besonders der Marterwoche.

**) Anspielung auf den Jerboa oder Springhasen, der in der Krim häufig ist.

***) Mit einer Schilfrohrfeder kann sein Urtheil geschrieben werden.

†) Schalma, auch Dulbend genannt, ist ein weißleinener Turban, den Die zur Auszeichnung tragen dürfen, welche die Pilgerreise nach Mekka gemacht haben.

merklich und spärlich, dann oft in überraschendster Fülle ans Licht treten — man denke an die ersten Lieder der Finnen, die unserer Kunde vorlagen, und an das neue nun zutage geförderte Nationalepos der Finnen, die „Kalewala", in 50 Runen und 22,793 Versen *) — der wird den Verfasser dieser kleinen Abhandlung keiner Uebertreibung zeihen, wenn er im Rückblick auf die mitgetheilten Proben die Möglichkeit derartiger Entdeckungen auch im Gebiete der tatarischen Poesie, die ja überhaupt, wenn nicht eine ebenbürtige, so doch eine Milchschwester der finnischen ist, vorläufig nicht in Frage stellt.

Einstweilen möge dieser Erstversuch, die tatarische Parömiosophie zur Kenntniß zu bringen, eine freundliche Aufnahme finden. **Julius Altmann.**

Bühnenpoesie und Bühnenkritik.

Wir haben im vorigen Jahrgang d. Bl. die Behauptung aufgestellt und sie bei mehrfachen Gelegenheiten wiederholt, daß das Theater bei den modernen Völkern für den Augenblick aufgehört habe, eine nationalliterarische Anstalt zu sein, und daß es gegenwärtig fast ausschließlich den Zwecken der bloßen Unterhaltung und der Ausfüllung müßiger Stunden diene. Wir machen keinen Anspruch darauf, mit dieser Behauptung etwas wesentlich Neues und Originelles gesagt zu haben, denn die Zahl Derer, welchen das Theater als fortdauernd und bis auf Weiteres unaufhaltsam im Verfall begriffen erscheint, ist seit einigen Decennien sowol unter Schriftstellern als Nichtschriftstellern in Deutschland nicht gering. Trotzdem könnte diese Behauptung Manchem als unbegründet und gewagt erscheinen, da ja gar nicht zu leugnen ist, daß sich der Theaterdichtung fortdauernd mehr Talente von wirklich literarischer Bedeutung zuwenden, als dies noch vor etwa 20 oder 30 Jahren der Fall war, und daß wir dieser Thätigkeit allerdings eine Zahl von Productionen verdanken, welche einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen dramatischen Poesie einzunehmen den Anspruch haben. Auch der Umstand, daß die Theaterkritik in unsern Journalen noch immer einen bedeutenden Raum einnimmt, könnte Manchem geeignet scheinen, jene Behauptung Lügen zu strafen. Wir glauben daher uns und unsern Lesern schuldig zu sein, jene Behauptung nicht in der Luft stehen zu lassen, sondern sie möglichst zu motiviren und dadurch auf einen festern Boden zu stellen.

Man kann einer Bühne nur dann einen nationalliterarischen Charakter beilegen, wenn sie, statt in die Gewalt der wechselnden Capricen des Tagesgeschmacks gegeben zu sein, aus dem Vollen und Ganzen des Nationallebens selbst aufgewachsen ist, ein bleibendes Bedürfniß der Nation zur Grundlage hat und sich in dieser Richtung consequent fortentwickelt; wenn die Dichter, die ihr ihre Kräfte widmen, nicht genöthigt sind, nach allen Seiten und den verschiedensten Richtungen hin zu experimentiren, wenn keiner von ihnen mehr daran denken darf, ihr Producte von rein subjectiver Färbung, Haltung und Form aufzudrängen, sondern eine feste Form und selbst gewisse nationale Charaktertypen vorfindet, denen er sich bis zu einem gewissen Grade zu fügen hat, die jedoch eine freie dichterische Behandlung innerhalb dieser Grenzen und Bedingungen keineswegs ausschließen. Einen solchen nationalen Rahmen hatte die griechische Bühne zur Zeit ihrer Blüte, obschon Niemandem die große Verschiedenheit entgehen wird, die zwischen den dramatischen Schöpfungen eines Aeschylus, Sophokles und Euripides obwaltet. Jene alten halb oder ganz mythischen Heroen, Könige oder Königinnen, welche die griechischen Tragiker behandelten, oder jene feststehenden nationalen Begebenheiten, wie sie Aeschylus z. B. in seinen „Persern" zum Vorwurf nahm, entrückten die griechische Bühne, die ohnehin nicht an der Veränderlichkeit des modernen Decorations- und Coulissenwesens litt, den zersplitterten und zersplitternden Einwirkungen der Gegenwart. Jeder Athenienser, der ein neues Stück besuchte, wußte, was er, abgesehen von der größern oder geringern Eigenthümlichkeit der Behandlung, in der Hauptsache zu finden haben werde: nationale Geschichten und Sagen, die er kannte, und ewig gültige Charaktere, bei deren Zeichnung die strengste Beobachtung nationaler Pietät unerlaßlich war. Als Euripides diese Charaktere und typisch gewordenen Begebenheiten mehr und mehr in den Bereich seiner eigenen Subjectivität rückte und dem Geiste seines mitlebenden Geschlechts, dem modern-atheniensischen, Zugeständnisse machte, und als Aristophanes, seiner Genialität den Zügel schießen lassend, Personen und Zustände der nächsten Gegenwart auf die Bühne brachte, da war der Untergang der altatheniensischen Bühne auch schon besiegelt. Es war eben ein anderer Geist in die Menschen gekommen, der sich auf die Dichter überpflanzte und in ihnen einen lockern Boden findend mehr und mehr ausartete. Der Geist der Männer von Marathon und Salamis lebte aber nicht mehr in dem elegant-geistreichen, witzelnden, spöttischen und wetterwendischen Geschlecht der Perikleischen Aera, in dem Geschlecht, welches den Peloponnesischen Krieg im Allgemeinen elend genug führte, sich von Kleon und dem Lampenmacher Hyperpolis hudeln ließ, in die Abhängigkeit der Rabulisten und Sophisten gerieth und sich mit der Emancipation der Weiber zu beschäftigen anfing. Aristophanes geißelte diese Ausschreitungen und Corruptionselemente und stand insofern und seinem Wesen nach auf einem durchaus ethischen Standpunkte, aber wie es Satirikern zu gehen pflegt, konnte er dem Gelüst nicht widerstehen, auch edlere Charaktere, bei denen in dieser Zeit noch der einzige Halt war, z. B. einen Sokrates, zum Gegenstande seines Nichts schonenden, Alles zerbeizenden Spotts zu machen. Die Bühne war in unserm Sinn modern geworden und wurde es in der sogenannten neuern Komödie immer mehr; sie war auf den Horizont der Gegenwart und ihrer Schwächen und Gebrechen gestellt; sie schmeichelte den Gelüsten eines sinkenden Geschlechts; sie war in die Strudel und Wirbel des allgemeinen Verderbens hineingerissen und ging wie das athenienfische Volk selbst und mit ihm unter. An die Stelle des erhabenen Schicksals, welches in der alten Tragödie waltete, trat der kleine tückische, boshafte oder neckische Zufall, dem auch in unserer jüngsten Zeit auf der Bühne ein so großer Spielraum geöffnet worden ist. Doch es liegt uns hier fern, Parallelen ziehen zu wollen, obschon sie sich dem Auge fast ungesucht darstellen. Denn auch wir leben in einer Zeit, wo nur die Wenigsten, welche für die Bühne dichten oder auf der Bühne agiren, an das Allgemeine, an die Zukunft und daran denken, daß wir durch unser Verhalten das Loos künftiger Geschlechter mitbestimmen und daß insofern eine große Verantwortung auf uns lastet. Die aus sehr gemischten Elementen und den verschiedensten Bildungsstufen zusammengesetzte Menge, welche man Publicum nennt, will für ihr gutes Geld genießen und sich unterhalten, und da die Geltung, die Wirksamkeit, ja selbst die Existenz eines Bühnendichters von dem Beifall abhängt, den seine Stücke finden, und ihm wenig daran liegen kann, sie vor leeren Bänken aufgeführt zu sehen, so sieht er sich fast in die Nothwendigkeit versetzt, vor allem den zeitweiligen Geschmack des Publicums zu berücksichtigen. Bliebe es freilich nur bei dieser Berücksichtigung, so wäre schon viel gewonnen, denn selbst unter dieser Bedingung ließe sich noch Vieles thun,

*) Nach dem von Lönnroth (Helsingfors 1849) edirten finnischen vollständigen Original ins Deutsche übersetzt von Anton Schiefner (Helsingfors 1852; Leipzig, Brockhaus). Vgl. Jakob Grimm: „Ueber das finnische Epos" in Höfer's „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache", I, 13—55 (1846), und Castrén im „Bulletin hist.-phil." der k. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, VII, Nr. 20 und 21.

an den Geschmack zu veredeln und zu erhöhen; aber es finden sich stets solche in großer Zahl, welche sich diesem Geschmacke dienstbar machen und noch unter sein Niveau stellen, welche mit wahrhaft diabolischer Kunst und Beflissenheit den Hang zur Gemeinheit bis zur Passion für alles Gemeine zu steigern wissen. Warum, fragen sie, sollen wir uns den Zwecken der Kunst opfern, da es ja für unsern Vortheil viel ersprießlicher ist, die Kunst unsern Zwecken zu opfern? Arnold von Winkelried, denken sie, hatte es gut, sich in die Speere der Feinde zu stürzen, da er ja wußte, daß gleich tapfere Männer, die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, hinter ihm standen; wer aber steht denn hinter uns?

Doch wir lassen hier einen Gewährsmann über dasselbe Thema sprechen, indem wir die Worte einfügen, womit Joseph von Eichendorff eine von ihm jüngst herausgekommene Schrift über das Drama *) schließt. Nachdem er bemerkt, daß schlechte Intendanzen und schlechte Schauspieler nicht die Ursache, sondern die Folge des Verfalls seien, was zwar bis zu einem gewissen Grade wahr ist, aber weder Intendanzen noch Schauspieler von der Anklage der Mitschuld freisprechen kann, fährt Eichendorff sehr richtig fort: „Nicht auf den Bretern also, sondern unter den Theaterdichtern fehlt der rechte Held, ein durchgreifender Genius, der, unbeirrt von den kleinlichen Sympathien und Antipathien, in den Staubwirbeln, welche sie aufwühlen, die sich leise formirende nationale Gestalt der Zukunft divinatorisch zu erkennen und herauszubilden vermöchte. Er würde aber schwerlich fehlen, wenn wirklich das rechte lebendige Bedürfniß, d. h. ein Publicum zu solchem Verständniß schon vorhanden wäre. Denn das Publicum wird nicht durch die Bühne, sondern durch ein tüchtiges Leben für eine tüchtige Bühne gebildet. Die dramatische Poesie spricht nicht mit den Gelehrten und Gebildeten allein, sondern unmittelbar zum Volke, sie kann mithin eine höhere Bildung der Zukunft nur bis zu einem gewissen Grade anticipiren und ist mehr als jede andere Dichtungsart ein Kind ihrer Zeit, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Wahrheiten und Irrthümer. Solange daher unsere Zeit nicht von großen Gedanken, die jetzt nur erst blitzartig hin- und herfahren, wieder dauernd durchleuchtet und die grobe Abgötterei mit dem Materialismus gebrochen wird, solange wir in Religion und Politik nur noch experimentiren, solange wird auch unser Drama ein bloßes Experiment bleiben."

Eichendorff scheint mir hier das richtige Wort getroffen zu haben: Experimente! Ja, was wir in der Politik, Religion, Kunst und dramatischen Poesie zu schaffen scheinen und meinen, sind nichts als Experimente, als ungewisse Versuche, von denen wir nicht wissen, wie sie ausfallen werden. Dieser experimentirende Charakter der Zeit erstreckt sich selbst auf die größten historischen Begebenheiten der Gegenwart. Wir wollen nicht bis auf das Jahr 1848 und noch früher zurückgehen, nicht auf die schwachen Versuche, im Deutschkatholicismus eine neue religiöse Gemeinschaft herzustellen, nicht auf das Experiment einer Republik jenseit und eines Erbkaiserthums diesseit des Rhein und zahlreiche andere Experimente jenes projectereichen Jahrs; wir wollen, jedoch nur im Vorübergehen, nur darauf hinweisen, wie der Zar im Orient auch ein bloßes Experiment und wie die Westmächte darauf in der Ostsee und auf der Krim ein Gegenexperiment machten. Von dem baltischen Experiment wissen wir, daß es im Ganzen und Großen misglückte, und von dem taurischen Experiment wissen wir noch immer nicht, wie es ausschlagen wird. Wenn auf der Bühne, welche die Welt ist, nur Experimente gemacht werden, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn auf den Bretern, welche die Welt nur bedeuten, auch nur Experimente gemacht werden.

Eichendorff's Schrift — die wir hiermit der Beachtung des Publicums empfohlen haben wollen, da sie vornehmlich in den das spanische Drama und die romantische Schule in Deutschland betreffenden Partien viel Bemerkenswerthes enthält — beleuchtet die Bühne und die Bühnenpoesie vom Standpunkte der Religiosität und des Katholicismus. Von diesem Standpunkt aus erkennt er besonders in Calderon sein Ideal und Shakspeare weiß er im Grunde nur dadurch vor seinem poetischem Gewissen zu rechtfertigen, daß er die Ansichten Derer zu widerlegen sucht, welche ihn zu einem Dichter des Protestantismus machen. Dagegen behauptet Eichendorff, Shakspeare's religiöse Weltansicht sei keine specifisch-protestantische, vielmehr repräsentire er durch das bei ihm überall recht wunderbar hervortretende Naturgefühl recht eigentlich „jene Naturseite des Christenthums, die in der alten Kirche von jeher in ihren Traditionen, Bildern und Legenden vertreten war und dem damaligen starr orthodoxen Dogmatismus der Protestanten geradezu entgegenstand". Sein Princip drängt Eichendorff zu Consequenzen, die bei ihm ganz naturgemäß erscheinen, sonst aber auf vielen Widerspruch stoßen dürften. Schiller hat, wie Eichendorff behauptet, bei aller hergebrachten Bewunderung, gleich Klopstock, nie recht lebendig ins Volk gegriffen. Eichendorff sucht diese Behauptung in weiterer Ausführung wie folgt zu motiviren:

„Seine Stücke gehen nur noch selten und vor meist leeren Bänken über die Bühne. Er war und ist in Wahrheit nicht ein Liebling des Volks, sondern nur der sogenannten Gebildeten. Und dies ist er nicht durch seine Poesie, sondern dadurch geworden, daß diese Poesie die eben gangbaren und allgemein faßlichen Zeitideen, den politischen Liberalismus und den religiösen Nationalismus zu idealisiren unternahm, noch mehr aber, wie wir gern und freudig anerkennen, durch die hochgestimmte Gesinnung und die ethische Gewalt der eigenen Ueberzeugung, womit er überall nur Das, was er für das Wahre und Herrliche hielt, ehrlich zu verherrlichen strebte."

Das Princip, von welchem Eichendorff auch in dieser Schrift, wie in seiner frühern über den deutschen Roman, ausgeht, ist eins, welches die Welt jahrhundertelang in Bewegung gesetzt oder beherrscht hat und welches immer wieder, bald hier bald dort, bald in dieser bald in jener Erscheinungsform zum Durchbruch kommt. Ein solches Princip muß wenigstens ein sehr gewaltiges sein, mit dem man nicht so leicht fertig wird, als Viele zu glauben scheinen; ja es ist ein Princip, welchem selbst Schiller, nach Eichendorff der Dichter des Liberalismus und Nationalismus, in der „Maria Stuart" wie in der „Jungfrau von Orleans" sehr bedeutende Zugeständnisse gemacht hat, wie nicht erst weiter nachgewiesen zu werden braucht. Geschah dies nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern nur der bestechenden Wirkung und des Theatereffects wegen, dann um so schlimmer. Bei Eichendorff, der durchaus nicht, wie Schiller, Kantianer ist, beruht aber die Verfechtung dieses Princips auf der festen Grundlage innerster Ueberzeugung, die sein ganzes Wesen durchdringt und zusammenhält. Er begehrt einen Vollgehalt des gesammten Nationallebens, aus dem der Dichter schöpfen könne. Dieser Vollgehalt ist ihm der religiöse, und überall, was ihm bei den spanischen Dramendichtern am besten gelang und gelingen konnte, sucht er die Zusammenhänge nachzuweisen, die zwischen den Anfängen der Bühne und dem christlichen Cultus bestanden. Darüber, daß sich dies wirklich so verhielt, kann oder sollte uns die gegenwärtige, alles religiösen Inhalts völlig entkleidete Gestalt des modernen Bühnendramas nicht täuschen. Ein Strom, nachdem er eine Menge Nebenflüsse in sich aufgenommen und über Bodenbestandtheile der verschiedensten Art hinweggegangen, sieht dann freilich ganz anders aus als am Quell, von dem nur noch wenige Tropfen, im Verhältniß zu den zugeflossenen Wassern, in ihm fließen. Nichtsdestoweniger nimmt der Strom mit dem Quell seinen Anfang und nicht mit diesem oder jenem Nebenwasser, das ihm seine Hauptfülle zuführt und ihm eine andere Färbung ertheilt. Andererseits ist es freilich nicht möglich und wol auch nicht

*) Zur Geschichte des Dramas. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Leipzig, Brockhaus. 1854. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

wünschenswerth, den Strom zu seinem Quell zurückfließen zu machen. Der Quell mag wol einen frischen Labetrunk gewähren, aber er trägt keine Schiffe, er fördert nicht den allgemeinen Verkehr.

Des religiösen Vollgehalts entbehrt also unsere Bühne, sie entbehrt aber leider auch jedes andern, sowol des vaterländischen als des philosophischen und des national-ethischen. Ihr vaterländischer Inhalt ist so gering, daß Dramen, welche diese Saite anklingen lassen, sofort als bloße Tendenzstücke in Verruf gebracht werden. In gewisser Hinsicht mit Recht, denn wo diese Saite angeschlagen wird, ist sie eine einzelne, die meist einen dürftigen Laut gibt. Man ist verstimmt, weil man die Absicht merkt. Der Klang findet keinen Gesammtwiederhall im Publicum. Daß dem aber so ist, das beweist ja eben, daß es überhaupt an einer vaterländischen Grundstimmung fehlt, deren Hauch in die Seele des Dichters und aus dieser wieder, zum Alles mit sich fortreißenden Sturme angefacht, in die Herzen der Zuschauer überströmt. Soll ein solches Stück bei uns einen vorübergehenden Anklang finden, so muß es mit einer augenblicklichen, durch Zeitungsartikel vorbereiteten Stimmung kokettiren, sich zumeist aber gegen unsere Nationalität wenden, d. h. in elegisch-sentimentalem oder bitter-hämischem Tone diejenigen Eigenschaften hervorheben, welche es verhindert haben oder noch verhindern, daß wir nicht geworden sind, was wir unter andern Bedingungen und im Besitze anderer Eigenschaften geworden sein könnten. In dieser sonderbaren und doch nicht unveranlaßten Weise hat sich freilich der Patriotismus wol noch bei keinem andern Volke gezeigt, und nichts beweist für Das, was wir oben gesagt haben, mehr als gerade dieser Umstand. Das vaterländische Element würde aber bei uns nicht so in den Hintergrund treten, wenn nicht in den Massen des deutschen Volks der historische Sinn überhaupt sehr wenig entwickelt wäre; denn wo wirklich historischer Sinn lebt, wird er sich vorzugsweise in vaterländischer Form zeigen, und wo sich vaterländischer Sinn regt, wird man wieder auf ein reichlich vorhandenes Maß historischen Geistes oder wenigstens historischen Instincts überhaupt schließen können. Was von der Zeitungspolitik in dieser Hinsicht für das Publicum abfällt, bietet für diesen Mangel keinen Ersatz und ist nur Nothbehelf, nur die Meinung des Tags, die mit der Constellation charakterlos wechselt. Nun ist es aber eine Thatsache, daß Stücke von ausgeprägt historischem Inhalt und streng historischer Behandlung zu denen gehören, die bei unserm Publicum den geringsten Anklang finden; es sei denn, daß man irgend eine historische Anekdote zu einem Genregemälde in kleinem Rahmen dramatisirt. Die historischen Personen müssen dann gerade so schlicht bürgerlich, abgeschmackt, nüchtern oder leichtsinnig aussehen wie wir selbst.

Daß das Publicum Stücke nicht sehen mag, in denen eine philosophische Idee mit dialektischer Kunst durchgeführt ist, wollen wir ihm durchaus nicht verdenken. Die Speculation und die philosophische Dialektik vertragen sich schlecht mit der Bühne, die Gestalten haben will, und unsere größten Philosophen, ein Kant oder Hegel, würden als dramatische Dichter eine sehr traurige Figur gespielt haben. Leider ist aber auch der ethische Gehalt unserer modernen Bühnenpoesie ein sehr zweifelhafter oder geringer. Ich spreche hier nicht einmal von den offenbar und unzweideutig lasciven Stücken, denn in diesen liegt das Gift offen, und Jeder kann sich vor ihnen hüten. Aber in unsern modernen Lustspielen fließt im Geheimen ein sehr fein destillirtes Gift, das kaum noch von Jemand dafür erkannt wird, so sehr hat sich Jeder daran gewöhnt. Man findet es ganz in der Ordnung, wenn Verhältnisse, für die man im bürgerlichen Leben doch auch jetzt noch Pietät fodert, wenigstens Jeder für seine eigene Person, auf der Bühne allabendlich verspottet und ins Lächerliche gezogen werden, das Verhältniß zwischen Mann und Weib, Sohn und Vater, Oheim und Neffen, Bruder und Bruder, Freund und Freund. Das moderne Lustspiel läuft — mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen — so recht darauf hinaus, zu zeigen, wie Einer den Andern aufs feinste mystificirt, täuscht und überlistet; der siegende Intriguant ist der bewunderte und beklatschte Held des Publicums, und der Gefoppte und Ueberlistete wird verhöhnt und ausgelacht. Die Franzosen haben die Komödie in dieser Richtung am raffinirtesten ausgebildet; kein Wunder, wenn bei ihnen auch das bürgerliche Leben und die Politik im Grunde nichts weiter sind als ein solches Intriguenstück, dessen Scenarium, Rollenfächer und Verwickelungen denen der Bühnenkomödie oft ziemlich genau entsprechen.

Aber dieses frivole Element schleicht sich auch verderblich in die höhern Gattungen der dramatischen Poesie ein. Unsere modernen Dichter jagen nach Stoff, Alles ist ihnen Stoff, Alles verwandelt sich ihnen zu Stoff. Ohne Ehrfurcht vor der Geschichte, ohne Pietät für geschichtliche Personen verfälschen sie jene und misbrauchen sie diese. Wir glauben nicht pedantisch zu sein und wir beabsichtigen nicht, den Dichter zu geniren und ungebührlich zu beschränken; wir gestehen ihm ausgedehnte Privilegien zu. Aber er soll mit diesen Privilegien, gerade weil sie in zarte Verhältnisse eingreifen, nicht Misbrauch treiben, was immer vom Uebel ist und schon häufig dazu geführt hat, daß die öffentliche Meinung selbst zuletzt auf Abschaffung dieser Privilegien drang. Der Geschichtschreiber ist kein Poet, aber er soll auch nicht das Gegentheil eines Poeten sein; der Poet ist kein Geschichtschreiber, aber er soll auch nicht das Gegentheil eines Geschichtschreibers sein. Er ist, wenn er historische Stücke schreibt, nicht verpflichtet, die historische Wirklichkeit zu geben, aber er ist verpflichtet, die historische Wahrheit zu respectiren. Dies fodern wir von ihm, und es muß von ihm gefodert werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch unsere classischen Dichter mit der Geschichte etwas willkürlich verfahren sind. Goethe's Egmont, der Liebhaber Klärchen's, ist nicht der Egmont der Geschichte, der ein gewissenhafter Familienvater war, und Schiller's Don Carlos und König Philipp haben mit den Personen, deren Namen sie tragen, sehr wenig gemein. Unter Schiller's Tragödien hat „Maria Stuart", und gewiß mit Recht, bei den Briten am wenigsten Anklang gefunden, weil darin die politische Bedeutung ihrer großen Königin Elisabeth, welcher England so Vieles und Großes verdankt, geopfert wird, um ihre romantische Gegnerin auf ihre Kosten zu feiern. Schiller hatte, wie die meisten Süddeutschen, trotz seiner Bewunderung Shakspeare's wenig Gemüth für die Engländer als Nation, wie sich auch aus der Zeichnung und Verzeichnung der britischen Heerführer im Gegensatz zu der liebenswürdigen Auffassung altfranzösischer Ritterlichkeit in der „Jungfrau von Orleans" deutlich erkennen läßt. Aber bei Goethe wie bei Schiller versöhnt mit diesen Fälschungen der Geschichte die allgemein menschliche, humane und liebenswürdige Gesinnung, von der sie dabei ausgingen; sie sühnten diese Vergehen gegen die Geschichte durch Tugenden, welche der Poesie und der Humanität zugutekamen. Bei den Neuern ist dies sehr häufig nicht der Fall; sie springen mit der Geschichte wie mit der Poesie zugleich aufs willkürlichste und herzloseste um; sie verzerren jene und beleidigen diese, ohne eine höhere menschliche Tendenz; die Geschichte ist ihnen eben nur roher Theaterstoff, und das Publicum gewöhnt sich unter diesen schädlichen Einflüssen an eine ganz frivole, gewissenlose Anschauung der Geschichte und geschichtlichen Personen.

Wie verhält sich nun bei dieser Sachlage die Kritik? Sie geht in zwei ganz entgegengesetzte Richtungen auseinander, zwischen denen eine Vermittelung gar nicht möglich ist. Die eine nimmt ihren Standpunkt zu hoch, schreibt, als ob unser Publicum aus lauter Commentatoren und Interpreten der griechischen Tragiker, Shakspeareverehrern und Kennern der Hegel'schen Aesthetik bestände, und begibt sich somit alles Einflusses auf die Bühne, wie sie ist, und deren Mitglieder, wie sie sind; die andere nimmt ihren Standpunkt zu niedrig, stellt sich auf ein und dasselbe Niveau mit den Bretern der Bühne und bleibt

so ohne allen Zusammenhang mit der Literatur, deren Interessen sie vielfach sogar entgegenarbeitet. Diese letztere Gattung ist das eigentlich verlorene Viertel im Weichbilde der Kritik. Von ihr sagten neulich die „Jahreszeiten", die gegenwärtig E. Willkomm leitet: „Das Unwesen in der Theaterkritik hat eine höchst bedenkliche Verbreitung gewonnen, und ebenso wahr ist es, daß sich der wirkliche Kritiker nur ungern mit dieser Branche der Kritik beschäftigt. Selbst die größte Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe geräth auf Glatteis, sowie sie mit theatralischen Angelegenheiten sich beschäftigt." Das hamburger Blatt sprach dies aus auf Veranlassung eines soeben in Hamburg unter dem Titel „Der Bühnenwächter" ins Leben getretenen Blattes, dessen Aufgabe es sein soll, der gesunkenen Theaterkritik ein Rettungsanker zu werden. Willkomm verspricht sich keine bedeutenden Erfolge von dem Blatte, und in der That, wenn es welche hätte, so könnten sie bei der eigenthümlichen Zersplitterung der deutschen Theaterverhältnisse höchstens partiell hamburgische sein.

An der chaotischen Verwirrung des Theatergeschmacks sind nun freilich die dramatischen Dichter selbst nicht ohne Schuld, indem sie, die immer das Ziel vor sich haben, die Bühne, wie man es im modernen Jargon nennt, zu „erobern", in der Regel sich sehr beflissen zeigen, ihre eigene Richtung und ihr eigenes Genre von ihren Herolden als die allein gültigen und maßgebenden empfehlen zu lassen. Statt das Gebiet der dramatischen Poesie möglichst weit offen zu halten, was zuletzt Jedem zum Vortheil gereichen würde, sucht es vielmehr Jeder auf die enge Feldmark zu beschränken, die er selbst bewirthschaftet. Wir haben daher die wunderlichsten Recepte und Vorschriften und die wirrigsten Schwankungen und Metamorphosen erleben müssen. Noch in der Mitte der dreißiger Jahre suchte man den „dramatischen Messias" in den Kreisen der shakspearisirenden Richtung; plötzlich kam aber, wie nach Verabredung, das elegante, pikante, fein geschliffene, in Situationen wie in der Charakteristik und der Sprache zugespitzte moderne Drama im französischen Geschmacke auf, und in denselben Blättern, die im shakspearisirenden Stil bis dahin den eigentlich dramatischen erkannt hatten, wurde nun auf Geheimbefehl Jeder, der in der Shakspeare'schen Schule wurzelte, wie im Umsehen als ein Verderber des Geschmacks in theatralischen Dingen gekennzeichnet und verworfen. Eigenschaften, in denen man früher einen Zug von Größe erkannt zu haben glaubte, galten nun plötzlich als Plumpheiten, Geschmacklosigkeiten und unbegreifliche Ungeschicktheiten. Die Shakspearianer rieben sich die Augen, sie wußten nicht, was mit ihnen geschah und ob sie träumten oder wachten, aber sie thaten, was sie nicht lassen konnten, sie hörten auf zu dichten. Immermann war es, wenn ich mich recht erinnere, der den Grundsatz aufstellte, daß man seinen dramatischen Stoff niemals in Zeiten suchen müsse, die über die Zeit der Reformation hinauslägen. Dieser Ausspruch machte sich im Munde eines Dichters, der selbst Shakspearianer war, sonderbar genug, da ja Shakspeare seine dramatische Größe gerade Stoffen verdankte, die weit in alte Zeiten bis in die mythische und altrömische hinaufreichten; und so war denn auch sein Ausspruch gerade den Anhängern der modernen, antishakspeareschen Richtung höchlichst willkommen und kam ihnen zugute. Der Bann dieses engherzigen Ausspruchs ist denn auch gebrochen, aber nicht von Deutschland aus, sondern namentlich durch den Franzosen Ponsard. Da seine „Lucretia" in Paris Aufsehen erregte, so begriffen plötzlich auch die deutschen Theaterdirectoren und Schauspieler, auf die es ja doch zumeist ankommt, daß man nicht gerade im Rococostüm und im Frack auftreten dürfe, um einem civilisirten Publicum zu gefallen, dem der verstümmelte und corrumpirte Rock, Frack genannt, als Feierkleid und höchstes Ideal des modernen Costüms vorschwebt. Seitdem haben auch wieder altrömische und altdeutsche und selbst altjüdische Stücke vor den Augen unserer Bühnendynasten Gnade gefunden, und neben dem Frack und der Rococotracht dürfen sich die Tunica, Toga und andere sehr alte Kleidungsstücke zu Zeiten wieder sehen lassen.

Diese und viele andere Schwankungen, bei denen die Rücksichtnahme auf den pariser Geschmack immer in erster Linie steht, wären eben nicht möglich, wenn die Bühne mit unserm innersten Nationalleben verwachsen wäre und sich mit ihr fortentwickelt hätte, oder wenn unser Nationalleben eine plastische Form erlangt hätte, welche den Dichter in ihre Grenzen unwillkürlich bannte und ihm keinerlei Ausschreitungen gestattete. Wir schreiten aber nach allen Seiten aus, nur nach der nationalen nicht; dieser gegenüber halten wir uns, wie einem vorsichtigen Deutschen geziemt, in angemessenen Schranken. Es gibt noch zwei Umstände, welche mir zu beweisen scheinen, daß bei uns die Bühne keine nationale Bedeutung mehr hat, wenn sie überhaupt je eine solche gehabt hat. In ganz Deutschland besteht kein einziges Theaterjournal von wirklich literarischer Bedeutung, von maßgebendem kritischen Einfluß. Wäre unsere Bühne ein wirklich nationales Institut, so würde sich auch ein solches Organ von selbst erzeugen. Ein kleines gewähltes Publicum wäre dafür vielleicht da, aber es ist gewiß nicht groß genug, um auch nur die Auslagen zu decken. Unsere zur Zeit bestehenden Theaterjournale fristen ihr Dasein bekanntlich von einem ganz andern Bedürfniß als dem ästhetischen und literarischen. Wenn ferner zu Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts die im Drucke erschienenen Theaterstücke mit Begierde verschlungen wurden, so ist dies jetzt in dem Maße bei weitem nicht der Fall. Man läßt sie sich wol vorspielen, um einen müßigen Abend auszufüllen, aber sie zu lesen, nachdem sie im Druck erschienen sind, fällt nur sehr Wenigen ein. Ganz anders müßte es sich in dieser Hinsicht verhalten, wenn sie wirklich einem nationalen Bedürfniß entgegenkämen und es befriedigten. Gedruckte, aber nicht zur Aufführung gekommene Stücke sind nun vollends in den Händen nicht sehr angesehener Buchhändlerfirmen, um so zu sagen, geborene Maculatur.

Ein besseres Schicksal wünschen wir einer neuen dramatischen Dichtung: „Die Katzensteiner", von Hermann von Bequignolles.*) Nicht etwa, als ob wir an ihr nicht viel auszusetzen hätten! Der Dichter ist kein weiser Haushalter mit seinen Gaben, er verschwendet sie und überläßt sich vielfach einer übertriebenen excentrischen Rhetorik. Die Charaktere reichen über das Maß der Wahrscheinlichkeit meist weit hinaus, und eine Gestalt, wie die fulminante Sidonia, ist so abenteuerlich, daß sie an ihre Realität keinen Glauben zu erwecken vermag, sondern sich vor uns wie ein riesenhafter Schatten der Nacht auf- und niederreckt. Die Charakteristik der Feldherren und Offiziere erinnert vielfach an die Zeichnung der militärischen Welt in den „Piccolomini"; unwillkürlich denkt man, trotz aller übrigen Verschiedenheiten, bei dem alten Grafen Katzenstein an Octavio, bei dem jungen Grafen an Max Piccolomini, bei dem Grafen Lodron an Questenberg u. s. w., während in der Schilderung der türkischen Heerführer Reminiscenzen aus der reflectirten rauschenden Janitscharenpoesie im „Zriny" und wieder im Geheimschreiber Jobst Schnurre stark aufgetragene Züge aus der Shakspeare'schen Narrenwelt auftauchen. Diese Elemente liegen in der Charakteristik wie in der Sprache ziemlich unvermittelt beieinander. Aber hinter allen diesen Fehlern steckt ein nicht unbedeutendes Talent, dem das Straucheln nothwendig ist, um auf der glatten Eisbahn der Bühnenpoesie gehen zu lernen — ein Talent, das noch in der Gährung begriffen ist, aus der, wir hoffen es, süßer Most abfließen wird, um später guten Wein zu geben. Es kommt eben Alles darauf an, daß sich dieses Talent abklärt und nicht in der Gährung so verschiedenartiger Elemente stecken bleibt. Zuckerstoff ist genug in ihm. Hier nur eine Probe. Lodron sagt einmal:

*) Die Katzensteiner. Drama in fünf Aufzügen von Hermann von Bequignolles. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.

Und bin ich denn in Wahrheit
So ganz verstoßen? Lebt Ermuda nicht?
Du Morgenlüftchen meiner Wüstenschwüle,
Du Perle Himmelsthau auf meiner Brust,
Tiefglüh'nde Wunde, liebliches Vergessen
All meiner Pein — den Himmel, Tochter, träume —
Ach — ein mal noch dem Greise in die Brust,
Und flügle ihn aus dieser dumpfen Nacht
Ins Sonnenland des Friedens und der Liebe!

Wenn diese Dichtung eine poetische Verirrung ist, so ist sie wenigstens eine Verirrung in deutscher Richtung, nicht eine des kalt berechnenden und sich verrechnenden Verstandes, sondern des warmen Gefühls, der enthusiastischen Empfindung, der edeln, reinmenschlichen Gesinnung. Dem Geschmack wird vielleicht wehe gethan, aber das deutsche Gemüth nicht mit feingiftigen Stoffen inficirt. Der Figur des Jobst liegt wenigstens der Versuch zugrunde, der deutschen dramatischen Poesie wieder ein humoristisches Element zuzuführen; denn wie Jobst selbst mit Recht einmal bemerkt: „Es kommt eine Zeit herauf, wo man den Humor mit der Laterne wird suchen und doch nicht finden. Ich wittere Schwindsuchtsluft in der Welt."

Wird die deutsche Bühnenpoesie dieses Stadium angehender oder schon vorgerückter Schwindsucht überstehen? Wir sind nicht so anmaßend, wie andere weise Männer, voraussagen zu wollen, was das deutsche Drama in der Zukunft „sein wird", wir haben vollkommen genug und übergenug daran, zu wissen, wie es ist. Die Zukunft kümmert uns nicht; die Gegenwart macht uns vollauf zu schaffen. Die Bühne der Zukunft wird eben sein, wie die deutsche Nation sein wird, und anders nicht. An Namen haften wir nicht, auch wenn man uns jetzt unter den „dramatischen Messias" so gewaltige Dichter nennt, wie May, Heydrich, Prechtler u. s. w. Wer 20 Jahre und länger an der Entwickelung der deutschen Literatur nach Maßgabe seiner Kräfte mitgearbeitet und an ihren Freuden und Leiden, an ihren Hoffnungen und Täuschungen innigst theilgenommen hat, wer während dieser Zeit am Theaterhimmel neu auftauchende Sterne, neue Shakspeares und neue Garricks zu Dutzenden plötzlich wieder verschwinden sah, nachdem man sie kurz vorher als Sterne erster Größe in die astronomischen Tafeln der Tagesliteratur eingezeichnet hatte, der hat wol ein Recht, auf alle Namen und Prophezeiungen nichts zu geben, sich mit Gleichmuth zu wappnen und die kommenden Dinge in Geduld abzuwarten.

Hermann Marggraff.

Bücherschau.

Die Kunst Betreffendes.

Kunstfreunde, die sich namentlich mit den Anfängen und Ursprüngen der christlichen Kunst beschäftigen und denen es von Wichtigkeit ist, Aufschluß zu erhalten über den Einfluß der byzantinischen Kunst auf die Bildwerke der germanischen Völker, machen wir auf folgendes Werk aufmerksam:

1. Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, aus dem handschriftlichen neugriechischen Urtext übersetzt, mit Anmerkungen von Didron dem Aeltern und eigenen von Godeh. Schäfer. Trier, Lintz. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der deutsche Uebersetzer und Bearbeiter dieses Codex byzantinischer Malerei hatte schon vor einigen Jahren, als er das „Manuel d'iconographie chrétienne grecque et latine" von Didron (Paris 1845) gelesen, den Entschluß gefaßt, dies durch seinen Text und die reichen ihm beigefügten Noten so interessante Werk dem deutschen Publicum zugänglich zu machen; doch fand er bald, daß zu einer richtigen Uebersetzung des Werks ihm das neugriechische Manuscript nothwendig sei. Auf Verwendung des Alterthumsfreundes Baron F. von Roisin auf Schloß Kürenz hatte Didron die große Gefälligkeit, dem Verfasser, welcher Stadtdechant in Trier ist, das Manuscript selbst zu überbringen und zu dem Zwecke der Uebersetzung auf eine Zeit zu überlassen. Diese liegt uns hier vor. Wenn der erste Band freundliche Aufnahme findet, soll noch ein zweiter Band erscheinen, welcher 500 durch Didron vom Berge Athos mitgebrachte Zeichnungen in Holzschnitt und außerdem die seit 1845 in der Ikonographie gemachten Entdeckungen u. s. w. enthalten soll.

Diejenigen, denen es um ein tieferes Verständniß der berühmten Kaulbach'schen Wandgemälde und um einen gründlichen Commentar zu den von Alex. Duncker herausgegebenen, nach den Gemälden ausgeführten Stichen zu thun ist, verweisen wir auf nachstehende Schrift:

2. Die Wandgemälde Wilhelm von Kaulbach's im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin. Von Max Schasler. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagshandlung. 1854. Lex.-8. 28 Ngr.

Sehr dankenswerth ist ein beigegebener Grundriß des Neuen Museums nebst der Disposition der südöstlichen Wand.

Gewissermaßen im Anschlusse an die im gleichen Verlage herauskommenden „Denkmäler der Kunst" und das Kugler'sche „Handbuch der Kunstgeschichte" erscheint:

3. Geschichte der Baukunst von Franz Kugler. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Die erste Lieferung dieses Werks liegt uns vor. Es hat die Ausgabe, von der künstlerischen Bauthätigkeit der Völker seit den frühesten uns bekannten Anfängen geschichtlichen Lebens eine historische Uebersicht zu geben und die Weise darzulegen, in welcher die Völker je nach ihren Eigenthümlichkeiten an diesem monumentalen Schaffen theilgenommen, die Sonderzwecke, welche sie dabei verfolgt, die Ziele, welche sie erreicht haben. Jeder Abschnitt beginnt mit einer allgemeinen, den Gesammtcharakter der Gruppe zusammenfassenden Uebersicht, worauf stets die Bewährung durch das Einzelne folgt. Unter dem Texte enthaltene Citate führen auf die Quellenschriften zurück, auch sind dem Texte zur unmittelbaren Erläuterung bildliche Illustrationen eingereiht.

Ebenfalls in Lieferungen erscheint folgendes Werk:

4. Gothische Briefe von ****. I—III. Wien. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Diese „Gothischen Briefe" haben den doppelten Zweck, dem Verlauf der Vorbereitungen und Arbeiten zur Herstellung der zum Andenken an das Mislingen des Attentats vom 18. Februar 1853 zu errichtenden Votivkirche im gothischen Stile berichtend und erörternd zu folgen und damit, wie nämlich von dem Verfasser versichert wird, „eine wahrheitsgetreue, ungeschminkte Darstellung unserer künstlerischen und der damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Einrichtungen und Zustände natürlich zu verbinden". Diese Briefe sind nicht blos der Form wegen fingirt, sondern an bekannte Personen gerichtet.

Ein Prachtwerk im eigentlichen Sinne des Worts ist folgendes:

5. Alterthümer und Kunstdenkmale des bairischen Herrscherhauses. Herausgegeben auf allerhöchsten Befehl Sr. Maj. des Königs Maximilian II. Erste Lieferung. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. Gr. Folio. 12 Thlr.

Außer einem Vorwort und einer genealogischen Tafel des Hauses Scheyern-Wittelsbach enthält diese erste Lieferung an Abbildungen: die erste Seite aus dem Rechtsbuche Kaiser Ludwig's IV. vom Jahre 1346, Schloß Trausnitz zu Landshut, die St.-Georgskapelle auf der Trausnitz, Grabmal Herzog Lud-

wig's in Seeligenthal, Bildniß des Herzogs Albrecht V. und Schwert des Kurfürsten Maximilian I. Die Abbildungen sind nach Zeichnungen von F. Petzl und von Hefner in wahrhaft meisterhafter Vollendung lithochromisch ausgeführt und mit Text begleitet.

Mit der Kunst oder bestimmten Kunstgegenständen in Verbindung stehen folgende zwei poetisirende Schriften:

6. Die deutschen Kaiser in erzählenden Dichtungen zu den Gemälden des frankfurter Kaisersaals. Von Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner. 1854. 12. 15 Ngr.

7. Ein Kunstgespräch in Versen von Emil Freiburger. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. 8. 10 Ngr.

Die erste Schrift knüpft an die Kaiserbilder im frankfurter Römer gereimte Berichte über die Hauptthaten der einzelnen Kaiser und die Hauptmomente in dem Leben derselben. Ehrliche deutsch-patriotische Gesinnung ist das Beste daran; auch sind die historischen Notizen, die als Anmerkungen unter den Text gestellt sind, dankenswerth. In der zweiten Schrift unterhalten sich Petrus, Paulus, Nimrod, Cajus, Ignatius, Solaris, Nepos und Esau in der Knittelversweise Goethe's, wenn auch nicht mit der gedanklichen Klarheit und sprachlichen Reinheit Goethe's, über die Principien der Kunst, und ein erster, zweiter und dritter Genius und ein Chor von Genien singen in kürzern Versmaßen dazwischen. Es mag sich manches Wahre und Treffende darin befinden, aber es wird nur wenigen mit besonderer Witterung begabten Sterblichen das Glück beschieden sein, es aus der chaotischen Form des Ganzen herauszufinden. **H. M.**

Aus Paris.

Der apokryphe Walter Scott'sche Roman „Moredun". Heinrich Heine, Otto Müller und Friedrich Gerstäcker in der Beleuchtung der französischen Kritik. Leon Faucher. Todesfälle.

Ein merkwürdiger Fund, von dem man nicht recht weiß, was man davon halten soll, setzt die literarische Welt in Bewegung. Es handelt sich dabei um nichts weniger als um einen bisher ungedruckt gebliebenen Walter Scott'schen Roman, der nun ans Licht der Oeffentlichkeit treten soll. Vorsicht ist zwar zu allen Dingen gut, namentlich in unserer Zeit der Puffs, der literarischen Mystificationen und der nachgemachten Handschriften berühmter Männer, durch welche sogar deren eigene Nachkommen sich täuschen lassen; dennoch wollen wir auf die Sache etwas näher eingehen, denn sie ist interessant und charakteristisch. E. de St.-Maurice Cabany, wohnhaft Boulevard Beaumarchais 91, Directeur général de la Société des archivistes de France et des Archives générales de la noblesse, membre de plusieurs académies et sociétés savantes, artistiques et littéraires de la France, de l'Angleterre et de l'étranger, directeur-rédacteur en chef du Nécrologe universel du 19me siècle etc., dieses vielfache Mitglied verschiedener nicht genannter Akademien und gelehrter, artistischer und literarischer Gesellschaften des Auslandes, hat einen auch der Redaction d. Bl. zugeschickten Druckbogen in die Welt ausgehen lassen, welcher an seinem Kopfe die überraschende Ueberschrift trägt: „Découverte inattendue d'un roman posthume et inédit de Sir Walter Scott." In einer Note unter dem Text wird allen Redacteuren französischer und auswärtiger Journale großmüthigerweise die Erlaubniß ertheilt, diesen Druckbogen in extenso und „ohne Weglassung einer Stelle" in den Spalten ihrer Journale, in welcher Sprache es auch sei, wieder abzudrucken. Wir können von dieser Erlaubniß in ihrem ganzen Umfange leider nicht Gebrauch machen, sondern sind genöthigt, uns nur auf das Wesentlichste der ganzen langen Erzählung zu beschränken.

St.-Maurice Cabany findet selbst für erfoderlich, seine Erzählung mit den Worten einzuleiten: „Die Entdeckung, auf die wir die Aufmerksamkeit des europäischen Publicums, der französischen und auswärtigen Journale und Verleger leiten möchten, ist so außerordentlich, daß sie das Ansehen einer Fabel hat." Der Leser urtheile selbst: Ein Hr. X... (soll dies der Anfangsbuchstabe seines Namens sein oder nur eine unbekannte Größe anzeigen?), der in der „haute industrie" große Erfolge gehabt hatte, kam im Jahre 1823 nach Paris, um sich hier in Bezug auf Meubles, Equipagen und Pferde fürstlich einzurichten. Dieser Fabelmann gehörte dem Fabellande Deutschland an, sprach außer seiner deutschen Muttersprache noch französisch, englisch, spanisch und italienisch und zwar „avec élégance" und richtete eine Räumlichkeit für eine Bibliothek ein, die jedoch nur aus den Werken zweier Dichter, Goethe's und Walter Scott's, bestehen, von diesen aber alle vorhandenen oder irgendwie aufzutreibenden Ausgaben umfassen sollte. Cabany's Vater erhielt den Auftrag, die nöthigen Bücher aufzutreiben und es wurden ihm dazu sechs Monate Zeit gelassen. Zugleich wünschte der excentrische deutsche Industrielle ein Manuscript von Walter Scott zu besitzen (eins von Goethe besaß er schon), und es traf sich so merkwürdig, daß zu der Zeit gerade Walter Scott nach Paris kam, um hier Studien zu seiner „Geschichte Napoleon's" zu machen; ja noch merkwürdiger, er hatte gerade einen Roman liegen unter dem Titel „Moredun", der zwar seiner ihn nach Paris begleitenden Tochter sehr lieb war, den er aber nicht zu veröffentlichen beabsichtigte. Ein Engländer, William Spencer mit Namen, ein alter Freund Walter Scott's und selbst Dichter und Schriftsteller, wußte das Interesse der Miß Anne Scott für den wunderlichen Deutschen zu gewinnen, und so kam das Manuscript in die Hände des Hrn. X. und nach dessen Tode (die unbekannte Größe X. starb angeblich 1830 aus Gram über ihre durch die politische Katastrophe von 1830 zerrütteten Finanzen) unter ebenfalls etwas romanhaften, ausführlicher erzählten Umständen in die Hände ihres jetzigen Besitzers. Es wird uns auch ein in dieser Angelegenheit von Walter Scott an William Spencer gerichteter Brief in französischer Uebersetzung mitgetheilt, worin Scott von dem Romane „Moredun" sagt: es sei dies der erste einer Reihe von Romanen gewesen, denen er Momente aus der schottischen Geschichte zugrunde legen gewollt hätte; später habe er aber dieses Project aufgegeben. Er habe den Roman in den Händen seiner Tochter gelassen, weil er geglaubt habe, daß eine einfache Erzählung, welche nur Begebenheiten und eine Intrigue enthalte, sich unter Werken, in denen die Charakterzeichnung der höhere Zweck sei, nicht vortheilhaft ausnehmen werde. „Dies würde", heißt es im Briefe weiter, „ein Schritt nach rückwärts sein, was nicht der Fall sein darf. Zudem habe ich mir darin, soviel ich mich erinnere, zahlreiche Anachronismen und Freiheiten mit Personen und Localitäten erlaubt, was nicht im Einklang steht mit dem Charakter eines Geschichtschreibers, dem ich jetzt nachstrebe."

Dieser Brief gab in seiner französischen Uebersetzung dem bekannten Philarète Chasles Anlaß, die ganze Geschichte und namentlich auch die Existenz des Briefs zu bezweifeln. Infolge davon hat Cabany das Publicum seitdem auch mit dem englischen Text bekannt gemacht, und Philarète Chasles hat nun im „Journal des débats" zahlreiche Uebersetzungssünden dem Veröffentlicher nachgewiesen. Er übersetzte z. B. constrained mit contrarié, amongst mit à la suite, ridiculously mit vivement u. s. w., was wenigstens kein günstiges Vorurtheil erweckt für die Uebersetzung, welche Cabany von dem Roman selbst zu veranstalten gedenkt und mit der er seiner Versicherung nach beschäftigt ist, bei welcher Arbeit er, je mehr er darin fortschreitet, auch immer mehr zu erkennen versichert, „daß dieses interessante Werk im höchsten Grade alle Merkmale des dem berühmten Romanschriftsteller eigenthümlichen Talents trägt". Trotz dieser Veröffentlichung des Briefs im englischen Original fährt, wie wir hier bemerken, das londoner „Athenaeum" aus äußern und innern Gründen fort, das Ganze für einen Puff zu halten und zu fragen: „Kann irgendwer diesen

Brief ohne das Gefühl lesen, daß die Geschichte ein ebenso plumper Versuch auf die Leichtgläubigkeit des Publicums ist als «Vortigern» oder «Walladmor»?"

Es war vorauszusehen, daß sich auch in Frankreich Stimmen gegen den politischen Libertinismus Heine's erheben würden. Eine solche hat sich unter Anderm in der „Revue de Paris" gefunden, in deren erster Jahreslieferung der Pole Julian Klaczko, dessen Geist in den Bildungszuständen dreier Nationalitäten, der slawischen, deutschen und französischen, man kann selbst sagen auch der italienischen, wurzelt, die „Vermischten Schriften" Heine's mit Schärfe, Geist und einem in diesem Falle nur zu gerechtem Unwillen beleuchtet. Die Klaczko'sche Kritik läuft im Grunde darauf hinaus, daß Heine nichts weiter liebe als sich selbst; „sogar das französische Kaiserreich", sagt Klaczko, „liebt Heine nur darum, weil es sein eigenes Vaterland gedemüthigt hat". Und weiter: „Bei Licht besehen misachtet Heine Deutschland und Frankreich in gleichem Grade und der Unterschied ist nur der, daß er Deutschland sowol in französischer als in deutscher, Frankreich aber nur in deutscher Sprache insultirt." Klaczko geißelt auch die Nuditäten, Cynismen und die schamlosen Klatschereien Heine's. „Man kann sich eines Gefühls von Ekel", sagt Klaczko, „bei gewissen Späßen nicht erwehren, die alle Grenzen des Erlaubten überschreiten und einen vollständigen Mangel an Takt und Geschmack offenbaren." Klaczko fährt fort: „Ich bin Dichter, ich, das wiederholt uns Heine in jedem Augenblick; ich bin ein Sohn Jupiter's, ich bin der Liebling der Musen! .... Wir könnten dem Verfasser der «Reisebilder» antworten, daß man nur Dichter ist, wenn man einen ehrlichen Glauben und eine erhabene Leidenschaft besitzt; daß man die Menge nur erhebt, wenn die Seele aufschwillt von einer großherzigen Empfindung, und daß es der Liebe allein möglich ist, den unendlichen und guten Gott nachzuahmen und nach seinem Vorbilde zu schaffen. Aber Heine wird eine solche Sprache nicht verstehen und wird vielleicht sein Gespött mit Dem treiben, was er unsern Romantismus nennen dürfte. Vielleicht wird er uns besser verstehen, wenn wir ihm sagen, daß er mehr und mehr aufhört ein Dichter zu sein, und daß das geliebte Kind der Musen zuweilen nichts weiter ist als ein ungezogener Gassenbube." Zuletzt wendet sich Klaczko gegen die Franzosen selbst, denen er vorwirft, daß der bloße Esprit bei ihnen eine zu große Herrschaft übe, und er schließt: „Können wir nicht mehr einfachen Geistes sein, nun so laßt uns wenigstens ehrlichen Geistes sein. Und weil man doch heutzutage von allen Seiten soviel von dem Bedürfniß einer sittlichen Autorität und der Heiligkeit der Pflichten spricht, so laßt uns nicht dulden, daß das Talent charakterlos sei, so laßt uns selbst von den Schriftstellern Gewissenhaftigkeit fodern!"

Einen bessern Begriff als durch Heine's neuere wüste Schriften werden die Franzosen von deutschem Gemüth und deutscher Sittlichkeit durch den von J. J. Porchat ins Französische übertragenen neuesten Roman Otto Müller's erhalten. Die französische Bearbeitung erschien in Paris unter dem Titel: „Charlotte Ackermann. Souvenirs du théâtre de Hambourg au 18me siècle." Eine Kritik im „Athenaeum français" rühmt an dem Verfasser, er sei ein „esprit fin, curieux et savant", strebe selbst in einem Werke der Phantasie nach historischer Wahrheit und sei somit der Schule der Alfred de Vigny und Mérimée anzureihen. „In diesem Roman", heißt es weiter, „hat Otto Müller eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens offenbart. Auf der einen Seite eine Schauspielerin, welche auf der Bühne ihre Empfindungen und Leidenschaften zu beherrschen weiß, aber im gewöhnlichen Leben sich ganz dem naiven Enthusiasmus ihrer Seele hingibt und sich von ihm fortreißen läßt; auf der andern Seite ein weltmännisch gebildeter Egoist, ein Roué, welcher die Empfindungen besser spielt als Charlotte die Olivia, Minna von Barnhelm oder Emilia Galotti. Das war ein Stoff für eine schöne psychologische Studie und sie ist Müller vollkommen gelungen." Die Uebersetzung wird als eine so treffliche gerühmt, als man sie von dem Uebersetzer von Ranke's „Französischer Geschichte" erwarten durfte. Auch des Gerstäcker'schen Buchs „Nach Amerika!" gedenkt das „Athenaeum français" mit vielem Lobe und wünscht ihm eine französische Uebersetzung, die es so gut verdiene als die jüngst übersetzten Romane des Nordamerikaners Reid. Gerstäcker's Gemälde seien ebenso lebendig und farbenreich, aber wahrer und in eine interessantere und wahrscheinlichere Handlung verflochten. Dabei besitze er eine Laune sui generis, die sich weder mit dem britischen Humor, noch mit der französischen Munterkeit, noch selbst mit dem „gros rire allemand" vergleichen lasse, sondern eine glückliche Mischung der naiven Bonhommie des deutschen Michel und der energischen Finesse des Yankee darstelle. Einige deutsche Ueberschwänglichkeiten im Stil werden gerügt und dann einige Bemerkungen über die deutsche Auswanderungslust gemacht, zu deren Schlusse es heißt, das deutsche Sprichwort „Alle Wege führen nach Rom" sei jetzt nicht mehr am Platz, die Deutschen könnten heutzutage sagen: Alle Wege führen nach Amerika!

Die „Revue des deux mondes" bringt in ihrer ersten Jahreslieferung einen Nekrolog des frühern Ministers des Innern und Mitglieds der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, Leon Faucher, an welchem die „Revue des deux mondes" einen ihrer hervorragendsten Mitarbeiter verloren hat. Faucher war am 8. September 1803 zu Limoges geboren, also kaum 51 Jahre alt, als er starb. Seine Aeltern lebten in keinen großen Glücksumständen, und Faucher sah sich daher ausschließlich auf seine eigene geistige und moralische Kraft angewiesen. Nachdem er seine Studien in Toulouse gemacht, ging er nach Paris, um sich durch Unterricht zu ernähren, und wurde Erzieher der beiden Söhne des Postmeisters Dailly, der ihn fast wie seinen eigenen Sohn behandelte. Die Julirevolution begrüßte er, jung und regsam wie er war, mit wärmstem Enthusiasmus. Bald wurde er Mitarbeiter und Redacteur am „Temps" und gründete das Sonntagsblatt „Le bien public", das jedoch keinen Erfolg hatte und einging. Ehrenhaft wie er war, verpflichtete er sich gegen die Actionäre, ihnen ihre Auslagen wiederzuerstatten; die Actionäre waren ungroßmüthig genug, das Anerbieten anzunehmen und alle Verluste auf dem Einzelnen haften zu lassen. Diese freiwillige Verpflichtung lastete freilich lange Jahre schwer auf ihm und nöthigte ihn zu verdoppelter Arbeit und Geistesanstrengung. Nach dem Tode Chatelain's übernahm er im Jahre 1839 die Oberleitung des „Courrier français". Als jedoch dies Journal in andere Hände überging und die neuen Eigenthümer anzeigten, daß an der Farbe desselben eine kleine Aenderung vorgenommen werden sollte, trat Faucher sofort ab und widmete sich hierauf fast ausschließlich nationalökonomischen Arbeiten, welche meist in der „Revue des deux mondes" erschienen und ihm einen großen Ruf als nationalökonomischem und finanziellem Schriftsteller verschafften. Eine seiner vorzüglichsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind seine „Recherches sur l'or et l'argent considérés comme étalons de la valeur", die er im Institut vorlas. Inzwischen nahm er auch an der Redaction des „Journal des économistes" und an den Bestrebungen des Freihandelsvereins theil und gehörte zu den eifrigsten und thätigsten Mitgliedern des letztern, ohne die Uebertreibungen zu billigen, in die manche Freihandelsmänner verfielen. Im Jahre 1846 wurde er von der Stadt Rheims zum Deputirten gewählt. Den Feldzug der patriotischen Bankete misbilligte er, weil derselbe seiner Meinung nach die revolutionären Leidenschaften zu heftig aufrege, aber er war inconsequent genug, die Anklageacte gegen die Minister zu unterzeichnen. Nach der Februarrevolution wurde er, bald nachdem er in der „Revue des deux mondes" einen Artikel über die Organisation der Arbeit veröffentlicht hatte, in die Constituirende Versammlung gewählt, in welcher er sich als eifriger Vertheidiger der Ordnung bemerkbar machte und zu deren Vicepräsidenten er wiederholt gewählt wurde. Im ersten Cabinet des neuen Präsi-

denten saß er als Minister der öffentlichen Arbeiten und dann als Minister des Innern. Ein misbilligendes Votum nöthigte ihn bekanntlich, sein Portefeuille niederzulegen, doch trat er im April 1851 in das Cabinet des Präsidenten wieder zurück, um für immer abermals daraus zu scheiden, nachdem er erkannt hatte, daß mit den Regierungsgrundsätzen Napoleon's sich eine parlamentarische Regierung nicht vertrüge. Sechs Wochen später rechtfertigte der 2. December 1852 seine Befürchtungen im vollsten Maße. Seitdem bemächtigte sich tiefer zehrender Kummer seines Gemüths, aber an Thätigkeit gewöhnt, gründete er die Société de crédit foncier und fuhr fort, die „Revue des deux mondes" mit Artikeln zu bereichern, deren letzten, über die Kriegsfinanzen, er schon unter den Leiden seiner letzten Krankheit schrieb. Dieser Artikel, eine Antwort an Tegoborski, erschien in der Lieferung vom 15. November, und am 14. December war Faucher nicht mehr. Er starb auf der Reise nach Italien in Marseille an einem furchtbaren Anfall seiner Krankheit. Faucher war stets ein unerschütterlicher Anhänger der Repräsentativregierung. Zu Denen, die ihn während seines zweiten Ministeriums beschuldigten, an der Vernichtung der Freiheit mitzuarbeiten, sagte er: „Nur durch die Presse und das Wort bin ich etwas, und wenn je die Rednerbühne umgestürzt werden sollte, werde ich mich unter ihren Trümmern begraben." Dabie war er ein Freund der schönen Künste, wie die Unterstützungen beweisen, die er von der Constituirenden Versammlung behufs der Entdeckungen in Ninive und der Ausgrabungen in Rom auszuwirken wußte. Mitglied des Instituts war Faucher seit 1849, an Stelle des Grafen Rossi.

Ein anderes Mitglied der Akademie, Baour-Lormian, ist ebenfalls in den jüngsten Tagen mit Tode abgegangen. Er war 1772 in Toulouse geboren, Mitglied der Akademie seit 1815, als Ersatzmann des Chevalier Boufflers, und hat sich seiner Zeit durch seine „Poésies galliques", seine Tragödien „Omasis" und „Mahomet", seine Uebersetzung der „Gerusalemme liberata" und seine Xenienfehde mit Lebrun bekannt gemacht. Das londoner „Athenaeum" theilt ein beißendes Epigramm Lebrun's auf ihn mit, von dem das Blatt sagt, daß es unübersetzbar sei. Wir versuchen trotzdem eine Wiedergabe desselben in deutscher Sprache:

Der Tasso von Toulouse schläft hier den ew'gen Schlaf:
Er starb in Quart, in Duodez alsdann,
Und als er Leben wieder d'rauf gewann,
Starb er von neuem in Octav.

(Ci-gît le Tasse de Toulouse,
Qui mourut in-quarto, puis remourut in-douze,
Et qui, ressuscité par un effort nouveau,
Vient de mourir in octavo).

Auch der frühere Deputirte Victor Hennequin ist gestorben. Sonst ein verständiger Mann, ließ er sich in den letzten Jahren vom Dämon der Tischrückerei und Geisterklopferei beherrschen und erregte Aufsehen durch ein wunderliches Buch unter dem Titel „Sauvons le genre humain", worin die magnetisirten Tische die Retter der Menschheit spielen, und ein Werk „Religion", wovon jedoch nur der erste Band erschienen ist. **H. M.**

Notiz.

Eine Bright'sche Broschüre.

Unter dem Poststempel „Homburg" erhielt die Redaction zwei Exemplare einer Broschüre zugesandt, welche den Titel trägt: „La vérité sur la question d'Orient. Lettre de M. Bright, membre du parlament anglais." Diese Broschüre ist die im Dienste der Friedenspropaganda veranstaltete französische Uebersetzung des bekannten Antwortschreibens, welches Bright an Absalon Watkin auf dessen Auffoderung, seine Meinung abzugeben, unterm 29. October aus Rhyl ergehen ließ. Dieses Schreiben wurde, wenn wir nicht irren, auf einem Meeting vorgelesen, welches behufs einer Subscription für die durch den Krieg zu Witwen und Waisen gewordenen Personen in Manchester zusammengetreten war, und hatte zur Folge, daß der englische Mob den Friedensapostel in effigie öffentlich verbrannte, womit seine Ansichten freilich nicht widerlegt sind. Es ist hier begreiflicherweise nicht der Ort, auf die politischen Excursionen Bright's tiefer einzugehen, wir erwähnen nur, daß er ausführt, England habe sich in einen Krieg eingelassen, der durch nichts gerechtfertigt werde. Habe doch Rußland die durch die wiener Conferenz angenommene und von den Cabineten von London und Paris ratificirte berühmte Note seinerseits bereitwillig acceptirt, und Jedermann habe mit Recht geglaubt, nun sei Alles zu Ende. Da habe die Türkei die durch ihre eigenen Freunde redigirte Note verworfen und nun habe die englische Regierung plötzlich Linksum gemacht, die wiener Note, seine eigene Note, als unannehmbar erklärt und den Krieg, zu welchem die Türkei wider den Rath Frankreichs und Englands geschritten sei, gutgeheißen. Bright findet in dem Verfahren der englischen Regierung eine Confusion und eine Schwäche, die ohne Beispiel seien, und man muß sagen, daß er von seinem Standpunkt aus die Frage mit der schlagkräftigen Präcision, Klarheit und populären Kürze behandelt, welche den englischen Politikern immer eigen ist, von welcher Seite sie auch eine Frage auffassen mögen. Begreiflicherweise nimmt Bright von den Schrecken, Gräueln und nachtheiligen Folgen des Kriegs Anlaß, gegen den Krieg überhaupt als eine Barbarei zu protestiren, und er thut dies mit derselben Energie, womit er im Verlauf seines Schreibens vorher gegen die in England soviel geltende Autorität Vattel's protestirt hat. Der Krieg ist allerdings an sich eine Barbarei, und solange man sich seiner als Mittel bedient, um gewisse Zwecke zu erreichen, solange es sogar noch Personen in großer Zahl gibt, die an ihm ihre Lust haben, solange wird von einer wirklich human durchgebildeten, ideal-vernünftigen Menschheit nicht die Rede sein können. Aber Krankheit und Tod sind für jeden Einzelnen auch vom Uebel, und doch bestehen sie und sind für das große Ganze nothwendig. Ebenso mag es sich innerhalb unsers unvollkommenen irdischen Zustandes mit dem Kriege verhalten, obschon trotz dieser Wahrheit der aufrichtige Cultur- und Menschenfreund mehr auf Seiten der Friedensfreunde als der Haudegen wird stehen müssen, in deren Brust übrigens oft noch ein humaneres Herz schlägt als in der Brust manches Philisters, dem die Erzählungen von Kriegsgräueln Freude machen, weil und solange er sich selbst außer Schußlinie befindet. Wer den Bright'schen Brief übrigens deutsch lesen will, findet ihn vollständig übersetzt in Nr. 99 vorigen Jahres der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter". Was nun die von Bright vorausgesetzte aufrichtige Friedensliebe des russischen Autokraten betrifft, so wird diese gerade ebenso aufrichtig sein wie die des Kaisers von Frankreich, von dem jüngst in einer berühmten Zeitung versichert wurde: er wünsche aufrichtig den Frieden, aber er sei auch davon überzeugt, daß Rußland den Frieden unter den Bedingungen, unter welchen er ihm geboten würde, unmöglich annehmen könne. Wir erwähnen dies nicht, um in unserm Blatte etwas Politisches zu geben, sondern nur um einen kleinen charakteristischen Beitrag zur Sophismengeschichte unserer Zeit zu liefern. **H. M.**

Bibliographie.

Abenteuer zur See. Ein Taschenbuch für Freunde des Seewesens auf das Jahr 1852, mit Beiträgen von Harro-Harring, Clement, G. Blum u. A. Hamburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Almanach zum Lachen für 1855. Von E. Dohm. Illustrirt von L. Loeffler. 5ter Jahrgang. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Blum, G., Meerblumen. Liederkranz für Seeleute. 3te Auflage. Hamburg. 12. 12 Ngr.

Bruhin, C. A., Der Skalde. Nordlands-Sagen. Glarus. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Cassel, S., Irene. Eine sprachlich-exegetische Skizze. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsche Familien-Blätter. Erzählungen, Geschichten und Bilder aus dem Leben, der Natur und der Gesellschaft. Mit artistischen Beilagen. Neue Folge. 1ster und 2ter Band. Zwölf Hefte. Leipzig, A. Dürr. Gr. 4. à Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Frankl, L. A., Hippokrates und die moderne Medizin. Trimeter und Knittelvers. 3ter Theil: Hippokrates und die Cholera. 2te stark vermehrte Auflage. Wien, Sallmayer u. Comp. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Goldschmidt, J., Die gesellschaftliche Stellung der Aerzte sonst und jetzt. Oldenburg, Schulze. 8. 12 Ngr.

Heusler, A., Der Bauernkrieg von 1653 in der Landschaft Basel. Basel, Neukirch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Hessisches Jahrbuch für 1855. Mit Beiträgen von K. Bernhardi, H. E. Bezzenberger, O. Braun, W. Falckenheiner, H. Grimm u. a. Cassel, Bertram. Br. 8. 1 Thlr.

Kaiser, F., Theater-Director Carl. Sein Leben und Wirken — in München und Wien, mit einer entwickelten Schilderung seines Charakters und seiner Stellung zur Volksbühne. 2te Auflage. Wien, Sallmayer u. Comp. 1854. 8. 15 Ngr.

Kirchhoff, A., Weitere Beiträge zur Geschichte des Handschriftenhandels im Mittelalter. Halle, Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Köppen, F. v., Die Freiheitskriege. 1ster Gesang. — A. u. d. T.: Preußens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht. Berlin, Herbig. Gr. 8. 20 Ngr.

Koßarski, L., Hier und Dort. Lieder eines Erdenpilgers. Berlin, Adolf u. Comp. 24. 22½ Ngr.

Krahmer, L., Die Mortalitätsverhältnisse der Stadt Halle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit Rücksicht auf den Einfluss, welchen Jahreszeiten und epidemische Verhältnisse auf die Mortalitätsgesetze, auf wahrscheinliche und durchschnittliche Lebensdauer ausüben. Halle, Schmidt. Gr. 4. 24 Ngr.

Die Lieder des dreißigjährigen Krieges nach den Originalen abgedruckt. Zum ersten Male gesammelt von E. Weller. Mit einer Einleitung von W. Wackernagel. Basel, Neukirch. Gr. 8. 2 Thlr.

Neubürger, E., Gedichte. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 18 Ngr.

Pinamonti, J. P., Die Stellung der Reichen. Oder: Pflicht und Frucht des Almosens. Aus dem Italienischen übersetzt von F. Ehmig. Regensburg, Manz. 1854. 24. 6 Ngr.

Prechtler, O., Zeitlosen. Neue Gedichte. Wien, Grund. Gr. 16. 27 Ngr.

Reinöhl, F. v., Herzensklänge. Lyrische Gedichte. Jena, Mauke. 16. 1 Thlr.

Ribbeck, F., Glockentöne von Golgatha. Eine Pilgergabe für Mitpilger nach dem himmlischen Jerusalem. Elberfeld, Bädeker. Gr. 12. 15 Ngr.

Schenkel, D., Der Unionsberuf des evangelischen Protestantismus, aus der principiellen Einheit, der confessionellen Sonderung und der unionsgeschichtlichen Entwickelung desselben nachgewiesen. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ein Schriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle (Frau Henriette Paalzow) an ihren Verleger. Mit dem Porträt der Verfasserin. Breslau, Max u. Comp. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sève, M., Erinnerungen eines Militärgeistlichen. Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Baumgart. Drei Theile. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Souvestre, E., Der König der Welt oder das Geld und seine Macht. Ein Roman der Vergangenheit und Gegenwart. Deutsch von A. Kretzschmar. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Spruner, K. v., Pfalzgraf Rupert der Cavalier. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Festrede zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II., gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 28. November 1854. München. 1854. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stiasny, C., Syphilis. Humoristisch-didactisches Gedicht. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. 8. 15 Ngr.

Stobwasser, C. H., Johann Heinrich Stobwasser's Lebensgeschichte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 3 Ngr.

Szápary, Graf v., Das Tischrücken. [Fortsetzung.] Geistige Agapen. Psychographische Mittheilungen der Pariser Deutsch-Magnetischen-Schule. Paris. 1854. Lex.-8. 2 Thlr.

Weber, M. M. Freih. v., Ein Ausflug nach dem französischen Nordafrika. Leipzig, C. H. Mayer. 8. 20 Ngr.

Willkomm, M., Die Halbinsel der Pyrenäen, eine geographisch-statistische Monographie, nach den neuesten Quellen und nach eigener Anschauung bearbeitet. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bahr, E., Der Heiland zieht in Zion ein! Predigt am 1. Advent 1854 in Woldegk gehalten. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Unseres Königs Advent oder Ankunft am Ende der Tage. Predigt für Zeit und Ewigkeit gehalten am 2. Advent 1854 in Woldegk und Pasenow. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Böse, C. B., Zwei Predigten als eine Weihnachtsgabe seinen lieben Gemeinden und als Liebesscherflein den armen Ueberschwemmten dargebracht. Schwiebus, Wagner. 1854. 8. 4 Ngr.

Hegewald, L., Der Kreislauf des Verkehrs. Mannheim. 1854. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Kampf um die freie Hand. Berlin, Herbig. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Lubojatzky, F., Johann König von Sachsen und Sein bisheriges Wirken als Erster des Sachsenvolkes. Historische Skizze. Löbau, Walde. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Der Weltkampf gegen Rußland und seine großen Ereignisse. Verbunden mit den Schilderungen der Oertlichkeiten, der Sitten und Lebensweisen der verschiedenen bei dem Kampfe betheiligten Völker; nebst den Biographien der hervorragendsten Persönlichkeiten aller Krieg führenden Parteien. Ein geschichtliches Gedenkbuch für alle Volksklassen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Ebendaselbst. 1854. Gr. 4. 2½ Ngr.

Preußen und seine Welt-Bedeutung im J. 1855. Denkschrift eines Deutschen Staatsmannes. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkwürdige Prophezeihungen aus der Schrift über Gegenwart und Zukunft. Leipzig, Roßberg. 16. 5 Ngr.

Die Stellung der Hansestädte. II. In näherer Beziehung auf Hamburg. Hamburg, Herold. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Stier, R., Vertheidigung der unlutherischen Thesen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Berny, Ein Zeugniß im Tode. Letzte Predigt zu Paris, bei deren Haltung er auf der Kanzel sterbend niedersank. Aus dem Französischen. Nebst Vorwort des General-Superintendent Dr. Hoffmann und Brief mit Nekrolog des Pfarrer Kreiß. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 12. Band. 1. Heft mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 5 Ngr. 2. Heft. 1 Thlr. 3. Heft mit 2 Tafeln. 17 Ngr. 4. Heft. 15 Ngr. 5. Heft. 20 Ngr. — Complet 3 Thlr. 27 Ngr. — XIII. Band. 1. Heft mit 2 Tafeln. 17 Ngr. — **Register zu den ersten zehn Bänden.** 4 Ngr.

Fassel, Hirsch B. משפטי אל *Das mosaisch-rabbinische Civilrecht*, bearbeitet nach Anordnung und Eintheilung der neueren Gesetzbücher und erläutert mit Angabe der Quellen. I. II. Band. 4 Thlr. 20 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) *Aus den Denkschriften:*

Bergmann, Josef, Necrologium Augiae Majoris Brigantinae ordinis S. Benedicti Anno 1728 renovatum calamo P. Pauli Popelin ejusdem loci professi, quo die semet soritat nescii. († 2. Junii 1768.) Mit Einleitung, historisch-topographischen Anmerkungen und Erläuterungen, wie auch Personen-Verzeichnissen. — De Monasterio Tubrensi. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kremer, A. v., Topographie von Damascus. Im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pfitzmaier, Aug., Vocabularium der Aino-Sprache. 1 Thlr. 26 Ngr.

Prokesch-Osten, Anton Freiherr v., Inedita meiner Sammlung altgriechischer Münzen. Mit 4 Tafeln. 2 Thlr.

Stülz, Jodok, reg. Chorherr von St. Florian, Das Leben des Bischofes Altmann von Passau. 1 Thlr. 14 Ngr.

b) *Aus den Sitzungsberichten und dem Archive:*

Arneth, Jos., Archaeologische Analekten. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

Boller, Prof., Die Declination in den finnischen Sprachen. 14 Ngr.

— Die interessantesten Schätze der egyptischen Sammlung des k. k. Antiken-Cabinetes. Nach ihrem inschriftlichen Gehalte. Mit 4 Tafeln. 17 Ngr.

Bergmann, Jos., Leibnitz in Wien, nebst fünf ungedruckten Briefen desselben über die Gründung einer kaiserl. Akademie der Wissenschaften an Karl Gust. Heräus in Wien. Mit Anmerkungen. 4 Ngr.

Bonitz, Prof., Beiträge zur Erklärung des Thukydides. 5 Ngr.

Chmel, Josef, Beiträge zur Lösung akademischer Aufgaben. II. 15 Ngr.

Diemer, Josef, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek, Kleine Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Literatur. II. Theil. 20 Ngr.

Dudik, Prof., Ueber die alten heidnischen Begräbnissplätze in Mähren. Mit 2 Tafeln. 12 Ngr.

Firnhaber, F., Actenstücke der Aufhellung der ungarischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Aus Privat-Archiven. 12 Ngr.

Grysar, Prof. Dr. C. J., Der römische Mimus. Eine literarisch-historische Abhandlung. 16 Ngr.

Jäger, Prof. Albert, Ueber Kaiser Maximilian I. Verhältniss zum Papstthum. 14 Ngr.

Karajan, Th. G. v., Bericht über die Leistungen der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften während des akademischen Verwaltungsjahres 1852 auf 1853, erstattet in der Classensitzung vom 10. Mai 1854. 4 Ngr.

— Ueber zwei Bruchstücke eines deutschen Gedichtes aus dem 13. Jahrhundert. 4 Ngr.

— Ueber eine bisher unerklärte Inschrift. Ein akademischer Vortrag. 6 Ngr.

Schleicher, Prof., Lituanica. 14 Ngr.

Seidl, Joh. Gabr., Beiträge zur Chronik der archaeologischen Funde in der österreichischen Monarchie. IV. 15 Ngr.

— Ueber den Dolichenus-Cult. Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

— Das Alt-Italische Schwergeld im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete zu Wien beschrieben. 16 Ngr.

Schweigger, Dr. J. S. C., Prof. der Physik in Halle, Ueber eine Cista Mystica, die bei Praeneste gefunden wurde. Ein die alte mysteriöse Bilderwelt betreffender Anhang zur Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

Wolf, Dr. Ferd., Vierundzwanzig eigenhändige Briefe der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Kaiser Karl's VI., an den Staats-Secretär Marquis de Rialp. 6 Ngr.

Wolny, P. Gregor, Excommunication des Markgrafen von Mähren Prokop und seines Anhanges im Jahre 1399, und was damit zusammenhängt. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Mähren. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 5.** —— 1. Februar 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Aesthetik des Häßlichen.

Aesthetik des Häßlichen. Von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebrüder Bornträger. 1853. Gr 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

„Eine Aesthetik des Häßlichen? und warum nicht?" fragt Rosenkranz, wie es scheint, einer zustimmenden Antwort gewiß. Wir erwidern indeß: darum nicht, weil diese Bezeichnung, wenn sie auch vielleicht keinen Widerspruch enthält, doch jedenfalls ganz unpassend ist. Ihre Anwendung kann unsers Erachtens durch den Nachweis, daß der Begriff des Häßlichen von dem des Schönen untrennbar sei und deshalb auch in der Aesthetik eine Stelle finden müsse, nicht gerechtfertigt werden. Zugegeben, daß das Häßliche einen vollkommen begründeten Anspruch darauf hat, in der Aesthetik zur Sprache gebracht zu werden, so folgt daraus doch keineswegs, daß es als ein unmittelbares Object dieser Wissenschaft bezeichnet werden darf. Die Aesthetik ist ihrem Begriffe nach die Lehre vom Schönen und hat als solche das Schöne in allen seinen Beziehungen, daher auch die Begriffe und Erscheinungen, mit welchen es in einem nähern oder entferntern Zusammenhange steht, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Aber eben weil sie das Schöne in seinem ganzen Umfange behandelt, ist es unzulässig, sie auf irgend ein einzelnes Moment desselben zu beschränken.

Die Lehre vom Guten kann allerdings nicht umhin, auch auf das Böse Rücksicht zu nehmen. Dennoch ist, soviel wir wissen, von einer Ethik des Bösen noch nicht die Rede gewesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Untersuchungen über das Wesen der Gottheit auch auf die Natur ihres negativen Gegensatzes eingehen müssen. Dennoch hat, soviel uns bekannt geworden, bisjetzt noch Niemand daran gedacht, eine Theologie des Teufels aufzustellen. Die Bedenken aber, welche in diesen und ähnlichen Fällen rege werden, lassen sich mit gleichem Rechte gegen die Aesthetik des Häßlichen geltend machen. Selbst wenn das Häßliche nicht blos, wie in der Regel angenommen wird, dem Schönen als dessen Verneinung äußerlich gegenübersteht, sondern zugleich, wie der Verfasser zu zeigen sucht, innerlich mit ihm verknüpft ist, sodaß es in das Schöne übergehen, als eine besondere Form desselben auftreten kann, darf die ihm gewidmete Theorie nicht mit dem Namen Aesthetik bezeichnet werden. Denn der Name einer Gattung paßt eben nur für diese selbst, nicht auf die einzelnen Arten oder Formen, in welchen sie sich individualisirt. Wenigstens ist er nur da anwendbar, wo die Art lediglich als solche, d. h. in ihrem Verhältniß zur Gattung, der sie angehört, in Betracht gezogen wird. Eine solche Beschränkung aber wird durch die Tendenz der vorliegenden Schrift ausgeschlossen. Ihr Zweck ist die Erörterung des Häßlichen überhaupt, und wenn sie, um diese ihre Aufgabe zu lösen, dasselbe vorzugsweise in seiner Beziehung zum Schönen ins Auge faßt, so geschieht das nur, weil der Verfasser überzeugt ist, daß es sowol in seinem Begriffe wie in seinen mannichfachen Erscheinungsformen durch das Schöne bedingt wird. Was uns Rosenkranz bietet, ist nichts mehr und nichts weniger als eine vollständig durchgeführte Theorie und eben deshalb keine Aesthetik des Häßlichen.

Doch wichtiger wie das Wort ist die Sache, zu deren Bezeichnung es verwandt wird. Man kann nicht leugnen, daß das Häßliche im Leben wie in der Kunst eine höchst bedeutsame Rolle spielt, und wird daher keinen Anstand nehmen, eine specielle Untersuchung desselben für durchaus berechtigt zu halten. Ist es ja doch gerade für unsere Zeit charakteristisch, daß die negativen Erscheinungen des Lebens, welche man früher, falls es nicht möglich war, ihnen ganz auszuweichen, nur im Vorbeigehen obenhin zu berühren pflegte, gegenwärtig mit ganz besonderm Interesse verfolgt und selbst mit einer gewissen Vorliebe besprochen werden. Sehr möglich, daß Mancher geneigt ist, diese Thatsache aus dem steigenden Einflusse des Geistes der Verneinung abzuleiten. Nach unserm Dafürhalten beweist sie gerade

umgekehrt, daß die Macht desselben im Abnehmen begriffen ist. In der That, scheint es, beschäftigt man sich mit dem Negativen nur deshalb so angelegentlich, weil man es gründlich und für immer beseitigen möchte. Die scharfe Analyse, der es in seinen vielfachen Gestaltungen unterworfen wird, geht überall darauf aus, seine innere Gehaltlosigkeit ans Licht zu ziehen. Indem sie bis zu den Grundlagen seiner Existenz vordringt, liefert sie den Beweis, daß diese Basis hohl und gebrechlich und das Dasein, dem sie zur Stütze dient, nur ein scheinbares ist. Ihr letztes Resultat ist immer die Einsicht, daß das Negative seinem Wesen nach mit dem Nichtigen zusammenfällt, und daß, sofern es auf eine gewisse Realität Anspruch hat, diese Wirklichkeit nicht ihm selbst, sondern dem Positiven angehört, zu dem es im Gegensatze steht. Man überzeugt sich leicht, wie auf diesem Wege das Negative seiner vollständigen Auflösung zugeführt wird. Denn einerseits verliert es mit dem Scheine der Realität, den es bis dahin zu behaupten wußte, alle selbständige Bedeutung; andererseits wird durch den Nachweis, daß es nur insofern auf Wahrheit Anspruch hat, als es in sein Gegentheil übergeht, dieser Uebergang selbst nicht blos als möglich und nothwendig dargestellt, sondern zugleich in directer Weise vorbereitet.

Wer an Gespensterfurcht leidet, dem gibt man bekanntlich den Rath, an die ihm schreckbaren Erscheinungen näher heranzutreten, um sie scharf und unbefangen ins Auge zu fassen; er werde dann finden, daß das Scheinwesen, vor dem er sich geängstigt, in Wahrheit nichts sei als ein dem bekannten Kreise der natürlichen Dinge angehöriger Gegenstand. Das sicherste Mittel, um sich vom Nichtsein der Gespenster zu überzeugen, ist die Erkenntniß Dessen, was sie sind. Und was von dieser, das gilt ebenso von allen andern Formen, in welchen das Negative sich verwirklicht. Auf welchem Gebiete es auch auftritt, welchen Namen es auch tragen mag, vor dem Blicke des forschenden Geistes sinkt die trügerische Hülle, in die es sich zu kleiden pflegt, um es in seiner einfachen Wahrheit hervortreten zu lassen. Der Irrthum verliert seinen Reiz, sobald er als solcher erkannt wird. Die Macht des Bösen ist da gebrochen, wo die Einsicht sich festgestellt hat, daß es sie vom Guten zu Lehen trägt. Man söhnt sich mit der Krankheit und selbst mit dem Tode aus, wenn man weiß, daß auch in ihnen die Kraft des Lebens, welche sie zu hemmen oder aufzuheben scheinen, noch wirksam ist. Ueberhaupt hat jedes Uebel nur so lange einen gesicherten Bestand, als es eine unabhängige Geltung bewahrt, der Grund seiner Existenz in ihm selbst gesucht wird. Die Erkenntniß seines negativen Charakters ist nicht blos die Voraussetzung, sondern zugleich der Anfang seiner Heilung. Die theoretische Einsicht hat die praktische Ueberwindung zur unmittelbaren Folge. Man darf sogar behaupten, daß sie dieselbe einschließt.

Die sorgfältige Beachtung, welche gegenwärtig der negativen Seite zutheil wird, wurzelt in dem Streben, die positiven Elemente desselben zur ausschließlichen Herrschaft zu bringen. Nachdem der Geist der Verneinung aus dem Jenseits vertrieben worden, möchte man ihn auch aus dem Diesseits verbannen. Das Reich des Teufels mußte ein Ende nehmen, als das Wesen der Gottheit tiefer erkannt, lebendiger empfunden wurde. Indem sich die Gegenwart der Wahrheit des Lebens mehr und mehr bewußt wird, fühlt sie sich gedrängt, den Schein, wo immer er sich findet, zu zerstören. Erfüllt und getragen von einem reichen positiven Inhalte hat sie die Kraft und den Muth, von der bloßen Abwehr des Negativen, worauf die frühere Zeit sich beschränkte, zum directen Angriffe desselben überzugehen. Die realen Mächte des Lebens sind in einem Grade erstarkt, daß sie es wagen dürfen, den Gegner auf seinem eigenen Grund und Boden zu bekämpfen. Nur von einem sichern Standorte aus blickt das Auge fest und ruhig in die Tiefe des Abgrunds, der sich vor ihm öffnet. Wer sich der Betrachtung des Todes unbefangen hingeben will, bedarf eines reichen Maßes gesunder Lebenskraft. Man muß ein sehr lebendiges Bewußtsein des Guten in sich tragen, wenn man es unternimmt, die furchtbaren Geheimnisse des Bösen ans Licht zu ziehen. Auch wird Niemand im Stande sein, sich in die Anschauung des Häßlichen rückhaltlos zu vertiefen, der sich nicht zuvor mit dem Schönen vertraut gemacht, es als ein untrennbares Element seines Wesens in sich aufgenommen hat.

Die deutsche Philosophie hat unstreitig das Verdienst, durch ihre neuern ebenso tiefen wie umfassenden Forschungen die wissenschaftliche Erkenntniß des Schönen in hohem Grade gefördert und selbst zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben. Man darf sich nicht wundern, daß sie, nachdem es ihr gelungen war, sich das Wesen des Schönen anzueignen, nun auch den Versuch machte, in die Natur und Wirkungsweise seines bis dahin wenig beachteten Gegensatzes einzudringen. In der That „gebührte ihr", wie der Verfasser mit Recht bemerkt, „der Ruhm, zuerst den Muth gehabt zu haben, das Häßliche als die ästhetische Unidee, als ein integrirendes Moment der Aesthetik anzuerkennen". Namentlich war es Weiße, der in seinem „System der Aesthetik" (Leipzig 1830) auch dem Begriffe des Häßlichen eine bestimmte Stelle anwies, indem er zu zeigen suchte, wie derselbe einerseits mit dem Begriffe des Schönen, andererseits mit dem des Komischen in einem unmittelbaren innern Zusammenhange stehe. Rosenkranz trägt kein Bedenken, den Bestimmungen seines Vorgängers in den Hauptpunkten beizutreten. Er glaubt indeß, daß „die Behandlung des Begriffs des Häßlichen bisher theils bei einer zu kurzen, wenig eingehenden Allgemeinheit, theils bei einer zu einseitigen, spiritualistischen Fassung stehen geblieben ist", und hat sich eben deshalb entschlossen, die Untersuchung von neuem aufzunehmen, um sie in einem weitern Umfange und auf einer breitern Basis fortzuführen.

Wie das Negative überhaupt, so ist auch das Häßliche sowol in seiner Existenz wie in seinen wesentlichen

Merkmalen von dem Positiven abhängig, als dessen Negation es auftritt. Der Verfasser gibt dieser Bedingtheit des Häßlichen einen sehr entschiedenen Ausdruck, wenn er sagt:

Das Häßliche ist nur, sofern das Schöne ist, das seine positive Voraussetzung ausmacht. Wäre das Schöne nicht, so wäre das Häßliche gar nicht, denn es existirt nur als die Negation desselben. . . . Das Schöne ist die göttliche, ursprüngliche Idee und das Häßliche, seine Negation, hat eben als solche nur ein secundäres Dasein. Es erzeugt sich an und aus dem Schönen . . . indem dieselben Bestimmungen, welche die Nothwendigkeit des Schönen ausmachen, sich in ihr Gegentheil verkehren.

Rosenkranz macht wiederholt darauf aufmerksam, daß das Häßliche keineswegs als die bloße Negation des Schönen — so bestimmt würde es einfach mit dem Nichtschönen zusammenfallen —, vielmehr als dessen negativer Gegensatz aufzufassen sei. Dieser Unterschied ist allerdings von großer Bedeutung; hält man ihn fest im Auge, so kann die genetische Erklärung des Häßlichen, wie sie vom Verfasser an der eben mitgetheilten Stelle versucht wird, nicht befriedigen. Es ist unsers Erachtens nicht möglich, daß von zwei Begriffen, die in einem wirklichen Gegensatze stehen, der Inhalt des einen aus dem Inhalte des andern vollständig abgeleitet werde. Die Glieder eines Gegensatzes können sich nicht wie Ursache und Wirkung oder wie Grund und Folge verhalten. Auch ist es unstatthaft, dem einen ein primäres, dem andern ein secundäres Dasein zuzuschreiben. Man mag ihnen immerhin, da eine Unterscheidung doch einmal nothwendig ist, die Merkmale des Positiven und Negativen beilegen. Nur darf man nicht vergessen, daß diese Bezeichnungen durchaus willkürlich sind und eben darum, sofern lediglich die bezeichneten Objecte in Frage kommen, recht wohl miteinander vertauscht werden können. Streng genommen hat jedes Glied eines Gegensatzes in seiner Beziehung zu dem andern sowol einen negativen wie einen positiven Charakter. Es verhält sich negativ, sofern es die charakteristischen Bestimmungen der Gegenseite aufhebt. Es verhält sich positiv, sofern seine eigenen wesentlichen Merkmale in dem andern Gliede negirt oder „in ihr Gegentheil verkehrt" werden. So ist auch das Häßliche nicht blos der negative, sondern zugleich der positive Gegensatz des Schönen oder, was auf Dasselbe hinausläuft, das Schöne ist zwar einerseits der positive, aber andererseits auch der negative Gegensatz des Häßlichen. Wenn dem aber so ist, so sieht man leicht, daß mit demselben Rechte, mit welchem der Ursprung des Häßlichen in das Schöne gesetzt wird, auch das Schöne aus dem Häßlichen erklärt und abgeleitet werden kann. Entsteht das Häßliche dadurch, daß die unterscheidenden Momente des Schönen sich in ihr Gegentheil verwandeln, so tritt andererseits das Schöne überall da hervor, wo die eigenthümlichen Momente des Häßlichen in die entgegengesetzten Bestimmungen umschlagen.

Die Erklärung des Häßlichen, wenn sie lediglich von seinem Gegensatze zum Schönen ausgeht, bestimmt dasselbe nur insofern, als sie eben diesen seinen Unterschied vom Schönen feststellt. Sie gibt aber keineswegs Aufschluß über Das, was es an sich selbst ist. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß die Glieder eines Gegensatzes sich wechselseitig bedingen, so zwar, daß jedes derselben nur durch das andere und keines von ihnen ohne das andere zu bestehen vermag. Es ist indeß nicht minder gewiß, daß sie trotz dieser durchgreifenden Abhängigkeit doch zugleich eine ganz unabhängige Stellung behaupten, indem sie beide den Grund ihres Daseins in sich selbst tragen. Auch das Häßliche existirt nicht blos, weil es außer oder neben ihm ein Schönes gibt, sondern ebenso sehr kraft seiner eigenen, ihm als solchem angehörigen Natur. Es ist daher unschwer einzusehen, daß der Versuch, es aus dem Schönen abzuleiten, nur einen scheinbaren Erfolg haben kann. Wie sehr man sich auch bemüht, bei der Erklärung des Häßlichen das Schöne ausschließlich im Auge zu behalten, man wird doch immer wieder auf das Häßliche selbst, wenn auch vielleicht auf einem Umwege, zurückkommen müssen.

Rosenkranz sagt uns, daß das Häßliche entsteht, wenn die nothwendigen Bestimmungen des Schönen sich in ihr Gegentheil verkehren. Zugegeben, daß dem wirklich so sei, so fragt sich doch, wie denn diese Verkehrung zustande komme. Offenbar ist sie nicht die Folge eines äußern Einflusses, vielmehr die Wirkung einer Kraft, die dem Schönen selbst einwohnt. Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß das Schöne als solches, sofern es eben das Schöne ist, sich nicht in sein Gegentheil verwandeln kann. Geht es dennoch in das Häßliche über, so ist das nur unter der Voraussetzung denkbar, daß es das Princip des letztern, seine virtuelle Möglichkeit bereits in sich enthält. Wenn somit das Häßliche aus dem Schönen vermöge einer Umbildung desselben hervorgeht, so hat es seinen Ursprung darum doch nicht in diesem, sondern in seinem eigenen Wesen, das sich aus dem Schönen heraus in selbständigen Formen verwirklicht. Man hat vielleicht nicht Unrecht, sich die Bildung des Häßlichen durch eine Verkehrung des Schönen vermittelt zu denken. Doch ist diese Verkehrung jedenfalls nur die Weise, in der das Häßliche zur Erscheischeinung kommt, keineswegs das Häßliche selbst. Wer die eine mit dem andern identificirt, wird uns zwar das Häßliche beschreiben, nicht aber es erklären können. Er mag im Stande sein, die äußere Beschaffenheit des Häßlichen treu und anschaulich zu schildern; eine Einsicht in das Wesen desselben wird er nicht zu gewähren vermögen. Die eigenste Natur der Dinge hat immer und überall einen positiven Charakter. Es ist daher unmöglich, sie durch negative Bestimmungen in adäquater Weise auszudrücken. Wird aber das Häßliche im Sinne des Verfassers als die „Selbstvernichtung" des Schönen aufgefaßt, so hat diese Erklärung einen wesentlich negativen Inhalt.

Wir sagten schon, daß die Selbstverneinung des Schönen, wenn man sie einer schärfern Prüfung unterwerfe, sich als die Selbstbejahung des Häßlichen erweise. Das Häßliche bildet sich nur deshalb aus dem Schönen heraus, weil es in diesem bereits enthalten ist. Sofern aber das Schöne zugleich das Häßliche in sich begreift,

ist es weder das Schöne als solches noch auch das Häßliche, vielmehr die Einheit beider, welche als ein Drittes von ihnen unterschieden werden muß. Was für den wirklichen Gegensatz überhaupt, das gilt auch hier: die reale Einheit desselben, in welcher die Differenz seiner Glieder aufgehoben oder versöhnt erscheint, existirt zwar einerseits unabhängig von diesen ihren Momenten; zugleich aber ist sie in jedem von ihnen, unbeschadet seiner charakteristischen Bestimmtheit, rein und vollständig gegenwärtig. Die Möglichkeit, je eine von zwei entgegengesetzten Bestimmungen aus der andern herzuleiten, beruht eben darauf, daß sie beide die gemeinsame Wurzel, aus der sie entsprungen sind, das sie verknüpfende einheitliche Band in sich enthalten. Auf diese ihre Einheit muß zurückgegangen werden, wenn es gilt, Ursprung und Wesen der Glieder eines Gegensatzes zu ermitteln. Der Begriff des Häßlichen läßt sich weder aus dem des Schönen vollständig entwickeln noch auch kann er durch eine ganz isolirte Betrachtung genau und allseitig festgestellt werden. Vielmehr muß die Untersuchung desselben, falls sie zu einem befriedigenden Resultate führen soll, jenen höhern Begriff, in welchem die Momente des Schönen und Häßlichen zu einer realen Einheit verbunden sind, zum Ausgangspunkte nehmen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Begriff, zu welchem die Begriffe des Schönen und Häßlichen sich etwa ebenso verhalten wie die der Arten zu dem ihrer Gattung, näher zu bestimmen. Wir beschränken uns auf die allgemeine Bemerkung, daß er seinem wesentlichen Inhalte nach mit der Idee des concreten, sinnlich-lebendigen Daseins zusammenfallen dürfte. Schön und Häßlich sind nichts weiter als unterschiedene oder, wenn man will, einander entgegengesetzte Erscheinungsformen des Wirklichen. Als solche aber werden sie durch die qualitative Bestimmtheit der Realität, an welcher sie hervortreten, bedingt. Das Wesen beider kann in letzter Instanz nur aus dem Wesen des Seins, in dem es seine Wurzel hat, begriffen werden.

Daß Rosenkranz nicht so weit zurückgeht, versteht sich bei der Beschränktheit des Standpunkts, den er für seine Untersuchung wählen zu müssen geglaubt hat, von selbst. Geht die Betrachtung des Häßlichen vom Schönen aus und gilt das Schöne von vornherein als das einzig Wahre und Positive, so muß das Häßliche nothwendig als das Unwahre erscheinen und die Erklärung desselben bei der Hervorhebung seiner negativen Merkmale stehen bleiben. Vom Gesichtspunkte des Schönen aus kann der Begriff des Häßlichen nicht füglich anders bestimmt werden wie es vom Verfasser geschehen ist. Wol aber, scheint uns, hätte er ihn, ohne sich selbst untreu zu werden, etwas genauer ausführen, seiner durchaus negativen Definition einen positiven Ausdruck geben mögen. Wenn das Häßliche dahin erklärt wird, daß es der negative Gegensatz des Schönen sei, so sieht man leicht, daß diese Bestimmung noch ohne allen wirklichen Inhalt, eine rein formelle Bestimmung ist. Rosenkranz hat sich da, wo er auf die einzelnen Arten oder Gattungen des Häßlichen näher eingeht, keineswegs damit begnügt, sie den correspondirenden Formen des Schönen einfach gegenüberzustellen. Vielmehr ist er zugleich bestrebt, ihren eigenthümlichen Inhalt, soweit derselbe aus diesem ihrem gegensätzlichen Verhältnisse erschlossen werden kann, möglichst scharf und bestimmt anzugeben. Er sagt uns z. B. nicht blos, daß das Gemeine der negative Gegensatz des Erhabenen, sondern auch, was es als dieser Gegensatz an sich selbst sei. Wir erkennen gern an, daß damit das Verständniß der mannichfachen Formen, in welchen das Häßliche aufzutreten pflegt, in hohem Grade gefördert worden ist. Eben deshalb müssen wir es bedauern, daß der Verfasser sich nicht veranlaßt gesehen hat, bei der Erörterung des Häßlichen überhaupt, da wo er den allgemeinen Begriff desselben feststellt, ein gleiches Verfahren einzuhalten. Offenbar bleibt er hier auf halben Wege stehen, wenn er das Häßliche lediglich als den negativen Gegensatz des Schönen bezeichnet, ohne die ihm in dieser Eigenschaft zukommenden bestimmten Merkmale genauer zu entwickeln. Und doch wäre es, scheint uns, nicht eben schwer gewesen, sie hinzuzufügen. Ist das Häßliche der Gegensatz des Schönen, das Schöne aber nach der Erklärung des Verfassers „die Idee, wie sie im Elemente der Sinnlichkeit als die freie Gestaltung einer harmonischen Totalität sich auswirkt", so hat man, um den Begriff des Häßlichen in seiner abstracten Allgemeinheit festzustellen, diese den Begriff des Schönen constituirenden Momente nur „in ihr Gegentheil zu verkehren". Was Rosenkranz bewogen hat, diese Verwandlung nicht vorzunehmen, kann füglich dahingestellt bleiben. Wir wenden uns zu einem zweiten, nicht minder wichtigen Punkte seiner Erörterungen, zu dem Verhältnisse, in welchem der Begriff des Häßlichen mit dem des Komischen steht.

Der innere Zusammenhang des Schönen mit dem Häßlichen als seiner Selbstvernichtung begründet die Möglichkeit, daß das Häßliche sich wieder aufhebt, in die Einheit mit dem Schönen zurückgeht. Das Schöne wird in diesem Proceß als die Macht offenbar, welche die Empörung des Häßlichen ihrer Herrschaft wieder unterwirft. In dieser Versöhnung entsteht eine unendliche Heiterkeit, die uns zum Lächeln, zum Lachen erregt. Das Häßliche befreit sich in dieser Bewegung von seiner hybriden, selbstischen Natur. Es gesteht seine Ohnmacht ein und wird komisch. (S. 7.)

Es wurde schon oben bemerkt, daß neben seiner untrennbaren Verbindung mit dem Schönen dieser Uebergang des Häßlichen in das Komische es ist, der ihm eine Stelle in der Aesthetik zuweist, den Rang eines ästhetischen Objects verleiht. Unsers Erachtens kann die Gültigkeit dieses Rechtstitels, falls die Principien, auf welche der Verfasser seine ästhetische Doctrin basirt, richtig sind, nicht ohne Grund beanstandet werden. Ist die Aesthetik, wie Rosenkranz behauptet, die Lehre vom Schönen, und kann eben nur das Schöne den Inhalt der ästhetischen Anschauung bilden, so scheint es nicht zweifelhaft, daß das Häßliche, wenn es in der Form des Komischen auftritt, nur unter der Voraussetzung, daß das Komische unter den Begriff des Schönen falle, als ein Gegen-

stand der ästhetischen Betrachtung gelten darf. Der Verfasser aber hat nirgendwo den Beweis geliefert, daß das Komische, ähnlich dem Erhabenen, Gefälligen u. s. w., eine besondere Form oder Gattung des Schönen ausmache. Im Gegentheil erklärt er ausdrücklich, daß es nicht eigentlich für schön zu achten, sondern eben nur als „die Schönheit des Häßlichen" aufzufassen sei, womit ihm denn freilich nichts weiter als die äußere Form oder der Schein der Schönheit zugesprochen wird.

Räumen wir indeß ein, daß das Häßliche in der That durch den Uebergang in das Komische dem Gebiete des Schönen oder der Aesthetik anheimfällt, so können wir Rosenkranz doch nicht beistimmen, wenn er diese Weise der Selbstaufhebung des Häßlichen für die einzig mögliche ausgibt. Es bedarf, scheint uns, nicht gerade des Lachens, um uns mit dem Häßlichen auszusöhnen; die Thränen des Mitleids oder das Gefühl der Bewunderung, die es unter Umständen hervorzurufen vermag, sind mindestens in gleichem Maße geeignet, seine eigenthümliche Natur vergessen zu lassen. Das Häßliche erscheint keineswegs blos in der Form des Komischen; es kann ebenso wol in der des Rührenden, ja selbst des Erhabenen auftreten. Man erinnere sich unter Anderm der hervorragenden Rolle, welche das Böse oder moralisch Häßliche auf dem Gebiete des Tragischen zu spielen pflegt. Wollte Jemand einwenden, daß es in diesem Falle nicht das Häßliche als solches, sondern ein anderes zu ihm hinzutretendes Moment sei, wodurch die in Rede stehende Wirkung hervorgebracht werde, so würde er vielleicht nicht ganz Unrecht haben. Nur könnte dieser Einwurf mit gleichem Rechte auch bei der Umbildung des Häßlichen in das Komische geltend gemacht werden. Der Verfasser meint zwar, daß das Komische an das Häßliche durchgängig gebunden sei, so zwar, daß es dasselbe zu seiner nothwendigen Voraussetzung habe und nur aus ihm hervorgehen könne. Diese Ansicht dürfte sich indeß schwerlich rechtfertigen lassen. Es ist keine Frage, daß auch das Schöne in jeder seiner Formen komisch wirken kann, ohne daß es zuvor den Durchgang durch das Häßliche zu nehmen hätte. Das Komische, wie das Tragische, unterscheidet sich vom Schönen und Häßlichen dadurch, daß es nicht wie diese eine den Dingen inhärirende Eigenschaft bezeichnet, sondern eine bestimmte Beziehung derselben ausdrückt. Eben darum verhält es sich gleichgültig gegen die besondere ästhetische Qualität der Erscheinungen. Ob sie schön oder häßlich sind, das hat auf ihre Befähigung für das Komische keinen entscheidenden Einfluß. Vielmehr hängt diese lediglich von dem Charakter der Beziehung ab, in welche sie gestellt werden.

Die innige Verbindung, welche das Häßliche einerseits mit dem Schönen und andererseits mit dem Komischen eingeht, gibt ihm gerechten Anspruch darauf, von der wissenschaftlichen Aesthetik in den Kreis ihrer Untersuchungen aufgenommen zu werden. Sie ist es auch, welche die Stelle, die es innerhalb dieser Erörterungen einzunehmen hat, schärfer umgrenzen, Form und Gang der ihm gewidmeten Darstellung genauer bestimmen muß.

> Das Schöne und Komische sind die Grenzen des Häßlichen. Seine Aesthetik muß anfangen mit einer Erinnerung an den Begriff des Schönen, insoweit als die Grundbestimmungen des Schönen anzugeben sind, aus und als deren Negation das Häßliche sich erzeugt. Enden aber muß diese Untersuchung mit der Umbildung, welche das Häßliche dadurch erfährt, daß es ein Mittel der Komik wird. Das Komische selbst ist hierbei insoweit zu berühren, als der Nachweis dieses Uebergangs es erfodert. (S. 11.)

Man kann nicht leugnen, daß der Verfasser an dieser auf seinem Standpunkte allerdings ganz angemessenen Norm der Behandlung im Allgemeinen consequent festgehalten hat. Wenn er hin und wieder über die selbstgesteckten Grenzen hinausschweift und namentlich da, wo er die der Sphäre des Schönen angehörigen Begriffe und Erscheinungen zur Sprache bringt, die Darstellung zuweilen den Charakter einer selbständigen Untersuchung annimmt, so werden solche an sich ungehörige Excurse doch meist durch die unklare oder gar unrichtige Fassung der überlieferten Bestimmungen gerechtfertigt. Wir sehen uns nicht veranlaßt, den Verfasser aus dem Zuviel, das er etwa bietet, einen Vorwurf zu machen. Dagegen müssen wir auf ein Zuwenig, an dem uns seine Auseinandersetzung zu leiden scheint, umsomehr mit einigen Worten eingehen, als dieser Mangel unsers Erachtens von nicht geringer Bedeutung ist.

Rosenkranz hat sich, wie im Obigen bereits anerkannt wurde, mit gutem Erfolge bemüht, die mannichfachen Formen und Arten des Häßlichen genauer zu bestimmen. Diese Erläuterungen sind um so werthvoller, da die begrifflichen Bestimmungen, welche ihren wesentlichen Inhalt ausmachen, überall durch eine Reihe von meist sehr passend gewählten Beispielen begründet und verdeutlicht werden. Aber wie lehrreich und interessant die Darstellung des Verfassers auch sein mag, man kann doch nicht übersehen, daß sie nur die eine objective Seite des Häßlichen zum Gegenstande hat, während die subjective Bedeutung desselben so gut wie gar nicht berücksichtigt wird. Um das Wesen einer ästhetischen Erscheinung vollständig zu begreifen, genügt es nicht, ihre charakteristischen Merkmale zu kennen. Man muß zugleich mit dem Eindrucke vertraut sein, den sie auf Sinn und Gemüth des betrachtenden Menschen zu machen pflegt. Schön und häßlich sind nicht blos Eigenschaften an den äußern, selbständig existirenden Objecten. Sie bezeichnen nicht minder eine eigenthümliche Bestimmtheit der subjectiven Empfindung, die zwar durch den ästhetischen Charakter des sie anregenden Gegenstands bedingt ist, doch aber mit diesem nicht verwechselt oder vermischt werden darf. Nun sagt uns Rosenkranz wol, wie das häßliche Object beschaffen sei, welche Merkmale ein Gegenstand an sich tragen müsse, damit der Begriff des Häßlichen auf ihn Anwendung finde. Darüber aber, worin die Empfindung des Häßlichen sich von andern Empfindungen unterscheide, über ihre allgemeine Natur wie über die besondern Modificationen, welche dieselbe durch die verschiedenen Gattungen des Häßlichen erfährt, gibt er nicht den mindesten Aufschluß.

Die kurze Erörterung des Verhältnisses, in welchem die Begriffe des „Negativen" und „Unvollkommenen" zu dem des Häßlichen stehen, kann hier füglich übergangen werden. Dagegen wollen wir aus den folgenden Abschnitten, welche eine allgemeine Charakteristik des „Natur-, Geist- und Kunsthäßlichen" enthalten, die eine oder andere unsers Erachtens minder richtige Bemerkung herausheben. So ist es, glauben wir, eine nicht zu rechtfertigende Unterscheidung, wenn der Verfasser von den Pflanzen behauptet, daß sie „ihrem Begriffe nach schön sind", während das Thier seiner Ansicht nach „schon in seinem unmittelbaren Typus häßlich sein kann". Zwar gibt Rosenkranz zu, daß es auch an häßlichen Pflanzen nicht fehle. Bei ihnen aber, meint er, sei die Häßlichkeit stets eine Folge äußerer Einflüsse oder innerer Verbildung; die Natur, welche manchen Thiergattungen von Hause aus den Stempel der Häßlichkeit aufdrücke, erzeuge keine an sich häßlichen Pflanzenarten. Wahr ist allerdings, daß wir das Epitheton häßlich den Erscheinungen der Pflanzenwelt nur sehr selten beizulegen pflegen. Auch kann man nicht leugnen, daß, sofern wir lediglich ihre Gestalt und Farbe ins Auge fassen, sie nur ausnahmsweise den Eindruck des Häßlichen in uns zurücklassen. Aber Gestalt und Farbe sind nicht die einzigen Momente, welche bei der ästhetischen Würdigung einer sinnlichen Erscheinung in Betracht kommen. Ebenso wenig ist das Auge das einzige Organ der sinnlichen Wahrnehmung, die über den ästhetischen Charakter ihrer Objecte zu entscheiden hat. Es scheint uns daher unzweifelhaft, daß wir vollkommen befugt sind, diejenigen Pflanzen häßlich zu nennen, welche durch ihre Einwirkung auf unsern Geruchs- oder Tastsinn eine diesem Begriffe entsprechende Empfindung hervorrufen.

Ueberdies ist es, fürchten wir, nur ein grundloses Vorurtheil, wenn man die äußere Bildung der Pflanzen unbedingt und ohne alle Einschränkung für schön hält. Diese Ansicht geht von der Betrachtung solcher Pflanzen aus, welche den höhern Arten oder Gattungen angehören. Nur bei diesen pflegen die einzelnen Individuen eine so selbständige Haltung zu gewinnen, daß sie unserer Anschauung gesondert, abgelöst aus ihrer Umgebung entgegentreten. Es versteht sich aber von selbst, daß die höhern Entwickelungsstufen sich durch eine relativ größere Vollendung der äußern Form auszeichnen. Rosenkranz macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Häßliche in der Natur vorzugsweise den Organismen niederer Art, sodann auch denjenigen, welche den Uebergang von einer minder entwickelten Gattung zu einer höhern darstellen, eigen sei. Nur gilt das nicht blos, wie er zu glauben scheint, von der Thierwelt; dieselbe Erscheinung dürfte sich auch im Pflanzenreiche nachweisen lassen. Wenn sie hier weniger auffallend ist, so liegt dies zunächst daran, daß die in Rede stehenden Bildungen sich unserer Beachtung entziehen oder auch einer solchen nicht werth gehalten werden. Dazu kommt, daß, wo wir sie einmal schärfer ins Auge fassen, unser Blick sie nicht zu isoliren, sondern in größern Massen und in enger Verbindung mit den umgebenden Erscheinungen der unorganischen und organischen Natur zu ergreifen pflegt. Rosenkranz bemerkt sehr richtig, daß uns die Thiere häßlich erscheinen, sei nicht selten eine bloße Folge der abstracten Isolirung, in der sie uns in der Regel vorgeführt werden. Umgekehrt läßt sich von den Pflanzen behaupten, daß sie gar oft nur deshalb für schön gelten, weil sie uns nicht isolirt, sondern als Theile eines größern Ganzen entgegentreten.

Indeß soll damit diese Betrachtungsweise der Pflanzen nicht als ungehörig bezeichnet werden. Die Pflanze ist im Unterschiede vom Thiere Gattungswesen im prägnanten Sinne des Worts. Man würde sie daher in ein falsches Licht stellen, wenn man sie als ein isolirtes Individuum vorführen wollte. Ebenso wenig ist es zuläßig, sie von dem Boden abzulösen, auf dem sie emporsprießt, denn sie bildet, weil sie der freien Bewegung entbehrt, einen untrennbaren Bestandtheil desselben. Es gehört zum Wesen der Pflanze, mit ihrer organischen Umgebung wie mit ihrer unorganischen Grund- oder Unterlage in einem genauen Zusammenhange zu stehen. Eben deshalb aber darf dieser zwiefache Zusammenhang nicht außer Acht gelassen werden, wenn es gilt den ästhetischen Werth der Pflanzenwelt festzustellen. Nimmt man auf ihn die erfoderliche Rücksicht, so wird man sich leicht überzeugen, daß das Pflanzenreich in ästhetischer Beziehung nicht jene privilegirte Stellung einnimmt, die ihm Rosenkranz vindiciren möchte. Unsererseits zweifeln wir nicht im mindesten daran, daß auch das Thier, ganz ebenso wie die Pflanze, „seinem Begriffe nach schön" ist. Es kommt eben nur darauf an, daß dieser Begriff richtig bestimmt werde.

Der Abschnitt über „das Geisthäßliche" trägt seinen Namen eigentlich mit Unrecht. Er beschäftigt sich, wenn man etwa von der Erörterung des Wahnsinns und der ihm verwandten Erscheinungen absieht, nicht sowol mit dem Geiste als mit dem Körper, der als solcher streng genommen noch dem Gebiet der Natur anheimfällt. Namentlich ist die Sphäre des objectiven Geistes, das Gebiet des Staats, der Religion u. s. w. vom Verfasser ganz übergangen worden. Und doch wird er nicht leugnen wollen, daß sie eine reiche Fülle häßlicher Bildungen darbieten. Die Betrachtung des „Kunsthäßlichen" beginnt mit dem Versuche, die Existenz desselben zu rechtfertigen. Daß die Kunst, welche doch das Schöne zu ihrem eigentlichen und einzigen Gegenstande hat, auch das Häßliche in den Kreis ihrer Darstellung zieht, erscheint auf den ersten Blick allerdings als ein unbegreiflicher Widerspruch. Es ist daher ganz am Orte, wenn Rosenkranz diese höchst auffallende Thatsache zu erklären unternimmt. Ob er aber seinen Zweck erreicht hat, ist eine weitere Frage, die wir nicht unbedingt bejahen möchten. Unsers Erachtens löst er das Räthsel nur dadurch, daß er ein anderes an dessen Stelle setzt.

Beachten wir wol, daß die Kunst, nach der Ansicht des Verfassers, berufen ist, „das Schöne an und für sich, ohne Beimischung des Häßlichen, hervorzubringen".

Entspringt sie doch aus dem Bedürfnisse des Geistes, das Schöne in seiner ungetrübten Reinheit zu genießen, ein Bedürfniß, das die Welt der Wirklichkeit nicht zu befriedigen vermag, weil hier das Schöne selten oder nie ohne irgend welche Beimischung des Häßlichen auftritt. Ist dem aber so, fodert das Wesen der Kunst, daß sie die Schönheit in reiner, fleckenloser Gestalt zur Darstellung bringt, und kann sie diese ihre Aufgabe nur dadurch lösen, daß sie das Häßliche unbedingt von sich ausschließt, so sieht man nicht ab, wie sie dem letztern, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten, innerhalb ihrer Sphäre einen wenn auch nur beschränkten Spielraum gestatten kann. Dennoch ist sie dazu nicht blos berechtigt, sondern selbst verpflichtet. „Die Kunst", sagt Rosenkranz, „muß das Häßliche in sich aufnehmen, weil sie die Erscheinung der Idee in ihrer Totalität zu schildern hat."

Wir sind weit davon entfernt, gegen diese Definition der Kunst Einsprache erheben zu wollen. Im Gegentheil scheint sie uns den wahren Zweck derselben weit angemessener auszudrücken wie die vorhin mitgetheilte Erklärung. Aber eben deshalb möchten wir bezweifeln, daß sie dieser ohne weiteres substituirt werden darf. Wenigstens vermissen wir in der Erörterung des Verfassers einen überzeugenden Beweis dafür, daß die beiden von ihm gegebenen Bestimmungen, wiewol sie sich gegenseitig auszuschließen scheinen, doch in Wahrheit miteinander übereinstimmen. Auch anderwärts hat sich uns die Vermuthung aufgedrängt, daß Rosenkranz vom Wesen des Schönen oder vielmehr von der Form, in welcher es sich verwirklicht, keine ganz klare Vorstellung haben möchte. Gewiß ist, daß es ihm nicht gelingt, das Verhältniß der Idee überhaupt, die sich seiner Ansicht nach im Schönen realisiren soll, zum schönen Ideal, dessen Verwirklichung die Kunst anzustreben hat, in unzweideutiger Weise festzustellen. Die eine wird mit der andern fort und fort verwechselt, sodaß es den Anschein gewinnt, als handle es sich nur von zwei verschiedenen Ausdrücken für ein und dieselbe Sache. Zugleich aber werden sie doch auch wieder so scharf und bestimmt gesondert, daß man sich zu der Annahme genöthigt sieht, es bestehe unter ihnen ein wesentlicher Unterschied.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Grund dieses Schwankens in dem Umstande erblicken, daß der Verfasser sich nicht entschließen kann, das „einfach Schöne", wie es den Inhalt des schönen Ideals ausmacht, als Das hinzunehmen, was es in der That ist, als eine einzelne Form des Schönen überhaupt. Indem er darauf besteht, eine besondere Art des Schönen mit der Gattung desselben zu identificiren, doch aber zugleich anerkennen muß, daß die letztere über die erstere hinausreicht, wird er nothwendig zu Bestimmungen gedrängt, die einander geradezu widersprechen oder doch der nothwendigen Vermittelung entbehren. Auch die beiden vorhin erwähnten Definitionen haben in diesem Dualismus ihre nächste Quelle, während die eine der Kunst das einfach Schöne zuweist, legt ihr die andere die Verpflichtung auf, das Schöne schlechthin darzustellen.

Nachdem Rosenkranz noch „das Verhältniß des Häßlichen zu den einzelnen Künsten" in Kürze besprochen und das „Wohlgefallen" an ihm mit einigen Worten berührt hat, wendet er sich zu einem wichtigern Punkte, der Gliederung des überaus reichen und vielseitigen Stoffs, dessen Behandlung er sich zur Aufgabe gemacht hat. Daß diese Eintheilung einen genetischen Charakter trage, d. h. mit der nothwendigen Entwickelung des ihrem Gegenstande zugrunde liegenden Begriffs identisch sein werde, ließ sich erwarten. Ist ja doch der Verfasser einer der rüstigsten Vorkämpfer der Hegel'schen Schule, welche bekanntlich die genetische Methode zu der ihr gebührenden Anerkennung gebracht hat. Ebenso ist es bei der durchgreifenden Abhängigkeit des Häßlichen vom Schönen natürlich, daß die Gliederung des einen sich der des andern auf das engste anschließt.

„Das erste Erfoderniß des Schönen ist das Bedürfniß der Grenze. Es muß sich als Einheit in sich setzen und seine Unterschiede als organische Momente derselben." Die Negation dieser allgemeinen Einheit der Form ist die Formlosigkeit, die zwar an sich weder schön noch häßlich ist, aber überall da den Charakter der Häßlichkeit annimmt, „wo ein Inhalt eine Form haben sollte und derselben noch ermangelt oder wo zwar schon eine Form, aber noch nicht so gestaltet ist, wie sie in dem Begriffe des Inhalts gemäß sein sollte".

Das Schöne erfodert Einheit des Inhalts und der Form in bestimmten Verhältnissen, die abstract genommen Maßverhältnisse sind. Aber

das Schöne hat wesentlich auch ein sinnliche Seite an sich, denn gerade als Form fällt es in die Natur. Die Natur enthält die Wahrheit der concreten Individualität, in welche die Existenz des Schönen eingehen muß. . . . Die Wahrheit der Naturformen gibt dem Schönen Correctheit. Sie besteht darin, daß in der Darstellung der nothwendigen Naturformen keine Fehler gemacht werden. Verstößt eine Gestalt gegen die Gesetze der Natur, so wird sie incorrect und damit häßlich. (S. 57.)

Eine dritte Form des Häßlichen, die man als den eigentlichen Grund der beiden andern betrachten darf, ist die innere Verbildung, welche „in äußere Disharmonie und Unnatur ausschlägt". Um sie richtig zu verstehen, ist es nothwendig, auf das Wesen des Schönen und seine innere Entwickelung zurückzugehen.

Die Freiheit als die sich selbst bestimmende Nothwendigkeit macht den ideellen Gehalt des Schönen aus. Sie hat die Möglichkeit einer doppelten Bewegung, indem sie über das mittlere Maß der Erscheinung ins Unendliche hinaus oder unter ihm in das Endliche hineingehen kann. An und für sich ist sie die Einheit des Unendlichen ihres Inhalts und des Endlichen ihrer Form und als solche Einheit schön. Hebt sie aber die Endlichkeit ihrer Selbstbegrenzung auf, so wird sie erhaben; setzt sie ihre Verendlichung, beschränkt sie sich, so wird sie mit solcher Faßlichkeit gefällig. (S. 61.)

Bekanntlich weichen die Ansichten der neuern Aesthetiker über das Verhältniß der individuellen Formen, in

welchen der allgemeine Begriff des Schönen sich verwirklicht, sehr voneinander ab. So wird dem Erhabenen von Einigen das Häßliche, von Andern, wie z. B. von Vischer, das Komische gegenübergestellt. Rosenkranz setzt ihm, wie wir eben hörten, das Gefällige entgegen, eine Bestimmung, die unsers Erachtens den beiden andern vorzuziehen ist. Wie übrigens das Wesen des Schönen in der Freiheit, so wurzelt das des Häßlichen in der Unfreiheit. „Die Unfreiheit als Mangel der Selbstbestimmung oder als der Widerspruch der Selbstbestimmung gegen die Nothwendigkeit des Wesens erzeugt das an sich Häßliche, das dann auch äußerlich so erscheint." Auch darin entspricht sie ihrem Gegensatze, daß ihre Wirksamkeit eine zwiefache ist. Entweder

setzt sie da eine Schranke, wo nach dem Begriffe der Freiheit keine sein sollte, oder hebt eine Schranke da auf, wo eine solche erfodert wird. So erzeugt sich einerseits die Gemeinheit und andererseits das Widrige. Die Unfreiheit endlich, wie sie in der Form eines apodiktischen Urtheils sich mit ihrem Wesen, daß sie freilich zum Unwesen verkehrt, mit der Nothwendigkeit der Freiheit selbst vergleicht, wird zur Verzerrung der Freiheit und Schönheit, zur Caricatur. (S. 64.)

Die nähern Bestimmungen des Begriffs der Caricatur dürften zu manchen Ausstellungen Anlaß bieten, auf die wir jedoch hier nicht weiter eingehen wollen, wie wir uns auch versagen müssen, eine Uebersicht der Rubriken und Unterrubriken anzufügen, obschon sie in die Reichhaltigkeit der Schrift und ihre speciellere Gliederung einen nicht uninteressanten Blick eröffnen würde.

F. Broekerhoff.

Duodezlyrik.

Wieder einmal erhebt sich da vor uns eine Schicht jener niedlichen Bändchen, denen zu einem großen, wenn nicht größten Theile (denn die wenigen Ausnahmen zählen kaum) das Zeichen der „Maculatur" schon auf die Stirn gedrückt ist. Was nicht der Einband verkauft, was sich nicht in die Hände von Verwandten, Bekannten oder der Kritiker verläuft, wird meist ungekannt, ungelesen dahin zurückkehren, von wo es ausging. Und das ist fast noch ein Glück. Denn würden alle diese meist so inhaltlosen Producte mehrfach gelesen, so würde bald auch der letzte Rest des guten Geschmacks und der Achtung vor der Lyrik, den die sogenannte Buchbinderliteratur noch übriggelassen, bei dem größern Publicum ausgetilgt sein. Es steht so schon nicht zum allerbesten um diesen guten Geschmack, um einen gesunden, kräftigen Sinn für das wirklich Edle und Schöne. Wer die mancherlei Evolutionen ansieht, die dieser in den letzten Jahrzehnden gemacht, die Richtungen prüft, in die er hineingehetzt ist, muß für ein baldiges Sicherholen bangen. Die Verirrungen gehen zu weit vom richtigen Wege ab. Darum sollte es eine ernste Pflicht aller Kritik sein, immer und immer wieder auf den richtigen Weg zu einer Besserung und Kräftigung des guten Geschmacks und Sinnes hinzuweisen, und der führt zurück zu den Producten unserer classischen Zeit, und den verhältnißmäßig Wenigen, die sich aus ihr und nach ihr gebildet haben.

„Weise Männer trauen der Dichtkunst das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edlen zu schmeicheln, sondern auch manche wichtige Kraft der Menschennatur zum Anbau und zum Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen." So sagt Bürger in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte im Jahre 1789. Und daß die Dichtkunst diese ihr zugeschriebene Kraft wirklich besitzt, bezeugen tausend Thatsachen aus allen menschlichen Verhältnissen, kann noch heute Jeder empfinden, der einmal wieder einen Ausflug in die dichterischen Producte jener Periode macht. Geht er anders mit gesundem Sinn daran, so wird er ein gehobenes Gefühl, eine ernstere und reinere Stimmung mit zurückbringen. Die Sorgen des Tags, der Druck der Lebensverhältnisse haben ihre verstimmende Kraft verloren, mit freierm Blick und frischem erstarktem Streben wendet man sich dem Cultus des Edlen und Schönen zu — der Zauber des Geistes, der in jenen Schöpfungen weht, hat sein Werk vollbracht und jene genannte Kraft geltend gemacht.

Warum ist das jetzt so ganz anders? Warum finden wir unter hundert Producten unserer Lyriker von heute so wenige, an denen wir uns erfreuen, während die große Mehrzahl uns ermüdet und verstimmt? Und warum gelang es jenen frühern Dichtern, welche wir die classischen nennen, solch einen wirksamen Geist in ihre Dichtungen zu übertragen? Sie haben oft mehr gelitten, größeres Ungemach ausgestanden als unsere heutigen Lyriker, deren drittes Gedicht dennoch meistens ein Klagelied ist. Aber jene benutzten die Dichtkunst als ein Zaubermittel, um das Elend der Welt zu vergessen, sie sahen zu ihr auf, als zu der Göttin, die mit heilsamer Hand ihren Kummer milderte. Es wird so oft zur Entschuldigung des heutigen Zustandes unserer Lyrik auf das Drückende der Zeitverhältnisse hingewiesen, denen unsere Dichter unterliegen. Es hat das etwas Wahres. Die Zerfahrenheit der ganzen socialen Verhältnisse wirkt auf Jeden, der ein noch einigermaßen warmes Herz in sich trägt, drückend, fast vernichtend. Aber dieser Grund ist nicht genügend, um alle diese Auswüchse, dieses hohle Phrasenwesen, diese trostlose Unbedeutendheit zu entschuldigen. Beispiele, wie z. B. Uhland und einige Andere, die wie mächtige Eichen in diesen Stürmen stehen, widerlegen factisch schon, und beweisen, daß die Dichtkunst eine heilige, über dem Staub der Welt stehende ist. Leider ist es aber eine ansteckende Krankheit unserer Zeit, daß fast ein Jeder, der nur einen leidlichen Vers zu machen glaubt, sich auch berufen fühlt, mit plumper Hand die Saiten der Apolloleier zu rühren, unbekümmert darum, wie es stimmt, noch unbekümmerter aber darum, ob er der Menschheit dadurch einen Dienst erweist, ob er irgendwie etwas damit nützt oder nicht. Wer von ihnen hat jenes edle Streben vor Augen, dem wir in dem angeführten Bürger'schen Ausspruche und, noch schärfer pointirt, in folgendem Ausspruche desselben Dichters begegnen:

„Es ist gewiß keine Grimasse, sondern hoher und ungeheuchelter Ernst, wenn ich um die strengste, wiewol freilich auch besonnenste Beurtheilung, und für kein einziges dieser Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Person hingegen wünsche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich selbst mit Verdruß und Unwillen ansehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten irgendwo beleidigt haben sollte. Der Wunsch, meinem Vaterlande in diesem Zweige der Literatur, sei er nun viel oder wenig werth, keine Schande zu machen; ja womöglich es dahin zu bringen, daß die Edlen sich meiner ein wenig freuen dürften, dieser Wunsch wird erst mit meinem Leben erkalten. Von ihm beseelt, werde ich der Erste und Eifrigste sein, in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit hinabzutreten Alles, was deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte."

Hierin liegt der wahre Typus des echten deutschen Dichters ausgesprochen. Jene Dichter und die wenigen Heroen der Jetztzeit besaßen oder besitzen, getragen durch eine vielseitige und tiefgehende geistige Bildung, durch ein ernstes, sittlichästhetisches Künstlerbewußtsein, einen edlen nationalen Stolz, einen gesunden und kernigen Volkssinn, aus dem heraus und für den sie schaffen und wirken. Jener Schwarm der andern dagegen kennt keine andere Größe als sein eigenes, ausgehöhltes Ich, welches er je nach Kräften, entweder im augenblicklich

bestechenden Brillantfeuerwerk der Phrase, oder im spärlichen Lampenschimmer totaler Richtigkeit auf der Bühne des Tages zu beleuchten strebt. Das Resultat wird immer dasselbe bleiben — traurige Vergessenheit.

Einen bedeutenden Stolz freilich besitzen unsere neuen Lyriker auch. Aber leider ist es nicht jener schöne nationale Stolz, der unsern ältern Dichtern erst die wahre Weihe verlieh, der ihrem Streben ein gewaltiger Sporn war, der sie befähigte, eine schonungslose Selbstkritik auszuüben, „denn es galt, dem Vaterlande keine Schande zu machen". Dieser Stolz ist uns jetzt zum Märchen geworden. Wir haben ein viel wichtigeres, bedeutenderes Feld zu beackern, aus dem wir die schönste Frucht unsers Stolzes ziehen — die Anerkennung und Bewunderung der Frau Basen und Herren Vettern, ja des ganzen Philisteriums, welches auf der winzigen Erdscholle klebt, die wir unsere Heimat zu nennen pflegen. Und mit diesem armseligen Stolze, der bei einer so kümmerlichen Nahrung groß geworden, treten wir vor die Welt, verlangend, daß auch sie bewundere, vergöttere, daß sie die Hände erhebe, um uns unter die Glanzgestirne der Nation zu setzen. Und erhebt sich eine Stimme, um in gerechter Entrüstung diese Anmaßungen in ihre Schranken zurückzuweisen, so gibt's ein großes Geschrei, und ein ganzes Meer von Gift und Galle wird gegen die unglückliche Kritik ergossen, die entweder bestochen oder in Neid und Bosheit verkommen sein müsse.

Möge doch Jeder singen, soviel er will, möge er keine Gelegenheit dazu vorübergehen lassen und alle Feier- und Festtage seiner Verwandten und Bekannten mit Sang und Klang gebührend feiern, ja möge er sich selbst so oft besingen, wie ihn seines Herzens Drang dazu antreibt: — aber warum nun diese reinen Gelegenheitsgedichte, diese fade Vergötterungspoesie des lieben Ich, für die sich Niemand, der außerhalb des persönlichen Verkehrs mit dem Dichter steht, interessiren kann, in ganzen Bänden gedruckt in die Welt schleudern? Alle diese Dichtungen haben ja ihren Zweck vollkommen erfüllt, wenn sie von den Angehörigen gehörig bewundert, von den Freunden, so oft wie es ihnen die Freundschaft derselben und die Rücksicht für sich selbst erlaubt, gehört, declamirt, gesungen und componirt sind. Es ist doch traurig, wenn man sich der Bemerkung nicht erwehren kann, daß alle Beispiele der Dichterheroen unserer und anderer Nationen so spurlos an diesen Epigonen vorübergegangen sind, wenn wir sehen, wie alles Mahnen unserer Literaturgeschichte so gänzlich fruchtlos ist. Denn wie eifrig warnt dieselbe überall vor der verderbten Geschmacksrichtung jener Lohenstein'schen Periode, dem Gipfelpunkte aller lyrischen Richtigkeit und Fadheit, wie scharf spricht sie ihr Verdammungsurtheil darüber aus — und sind wir nichtsdestoweniger jetzt nicht auf dem besten Wege, eine Periode zu erleben, die jener nicht nachsteht, ja werden jene Producte von vielen der jetzigen nicht geradezu an Sinnlosigkeit übertroffen! Aber gestehen wir es uns nur, so fabelhaft es klingt, es gibt leider so viele unserer jungen Lyriker, für die weder Classiker noch Literaturgeschichte existiren, die ja auch gar nicht einmal Zeit haben, an dergleichen Dinge zu denken; sie haben ja selbst so unendlich viel zu thun — sie müssen dichten, immer dichten — nulla dies sine linea!

1. Blutende Lieder von **Eduard Maria Oettinger**. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blutende Lieder! Mit Schrecken nimmt man das Buch in die Hand; es wäre doch möglich, daß beim Aufschlagen des eleganten Einbandes ein geheimer Mechanismus dem Leser einige Tropfen Blut spendete, um ihm die zum Lesen nothwendige Weihe zu verleihen. Weshalb sonst der blutige Titel? Der Verfasser gibt uns in der Vorrede darüber Aufschluß:

„Ich übergebe hier meine letzten Lieder. Sie klopfen bescheiden an die Herzen Derer, welche noch nicht verlernt haben, was Liebe ist. Diese Verse sind Accorde schmerzerfüllter Seelen, Melodien gebrochener Herzen. Alle Phasen der Liebe und Treue, alle Uebergänge und Dissonanzen der Falschheit und des Verraths finden in diesem Buche ihr Echo und ihr Spiegelbild .... sie wollen nichts Anderes sein als einfache Weisen, hervorgerieselt aus blutenden Herzen, die in den Liedern, welche sie ausströmen lassen, ihren Trost, ihren Balsam suchen. Wenn auch nur eins dieser Lieder so glücklich wäre, eine Thräne stiller Wehmuth zu löschen oder wachzuküssen, dann würde Der, welcher sie schrieb, sich reicher belohnt fühlen als durch alle Fanfaren wohlwollender oder feindlichgesinnter Kritik."

Was diese phrasenhafte Vorrede verspricht, wird in den folgenden achtundneunzig Liedern glänzend gehalten. Kaum auch nur eine Strophe, die nicht eine Trivialität oder dergleichen enthielte, kaum auch nur ein Lied, welches nicht in jedem Caricaturblatte zur Erheiterung abgedruckt werden könnte. Wir geben übrigens eine Probe, um nicht ungerecht zu scheinen. Möge Jeder danach selbst urtheilen. Es ist das „Erste Lied", welches wir nehmen, weil die Wahl zu schwer sein würde, versichern aber, daß viele andere noch bessere Dienste für unsern Zweck geleistet haben würden, keines aber einen höhern Rang einnimmt.

Eine liebestrunk'ne Mücke
Flattert um ein helles Licht,
Das so mild wie Mondenschimmer
Durch den Wolkenschleier bricht.

Sie umkreist die lichte Flamme
Und verbrennt die Flügel sich;
Sterbend summt sie das Geständniß:
„Holdes Licht, ich liebe dich!"

Gönne der verbrannten Mücke
Dieses süßen Todes Ruh ...
Frage nicht: Wer ist die Mücke?
Wisse, dieses Licht bist du!

Das Versmaß ist beinahe stehend dasselbe, bis zur Verzweiflung ermüdend. Doch genug.

2. Gedankenbilder von **Theodor Laubach**. Hamburg, Herold. 1854. 8. 20 Ngr.

Es ist viel mehr Ernst und guter Wille in diesen Producten als in den vorigen. Oettinger, der routinirte Schriftsteller, weiß sicherlich, wie leicht er sich's gemacht hat und wie er über das lesende Publicum denkt; er glaubt das Recht zu haben, sich demselben gegenüber Alles erlauben zu können. Theodor Laubach hat ersichtlich mehr guten Willen, aber ihm fehlt das Talent, die gestaltende Kraft. Er ist der Sprache und des Reims nicht Herr, ebenso wenig auch der Gedanken, die sehr häufig an Unklarheit leiden. Viele Lieder sind völlig nichtssagend. Am schlimmsten aber steht es um die Originalität. Wir finden viel Heine, Chamisso, Rückert, Nikolaus Lenau u. s. w. Fast jeder unserer hervorragenden Lyriker hat sein Contingent stellen müssen, nur haben sie ihre Schönheiten im matten Abklatsch eingebüßt und häufig wird, was bei ihnen Wahrheit ist, hier zur Phrase. Auch von diesem Dichter eine ergötzliche Probe:

Das Kind vor dem Spiegel.

Im Saale auf dem Teppich das Kindlein sitzt,
Ein Trümeau ihm gegenüber blitzt;

Die Mutter sich knieend zu ihm beugt,
Zum Spiel ihm eine Orange reicht.

Der Kleine sie auf den Teppich rollt,
Da sieht er im Spiegel hell schimmern ihr Gold

Und schaut gar verständig länger hinein,
Sieht hell sich selber im Tagesschein.

Die Mutter und auch die Wärterin
Im Grunde des Saales als Bilder darin.

Er wendet sich drauf nach der Mutter zurück,
Es findet die Wärterin dann sein Blick.

Doch ein Kindlein zeigt auch des Spiegels Licht,
Und das Kindlein das sieht er doppelt nicht;

Das sucht er nun rückwärts und überall,
Und findet es nicht im großen Saal.

Und erstaunt er auf den Spiegel weist,
Es wird ihm verwirrt sein kleiner Geist

Es wird ihm so ängstlich das kleine Herz,
Und er weint in des Geistes erstem Schmerz.

Schnell trägt da die Mutter hinweg das Kind,
Und gleich versiegt seine Thränen sind.

3. Eine Taube aus der Arche Noah. Gedichte von Edmund Lobedanz. Altona, Lehmkuhl und Comp. 1854. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lyriker und Novellisten haben nun bereits alle Naturreiche ausgeplündert, um ihren Sammlungen recht pikante, vorzüglich aber noch nie dagewesene Namen zu geben. Es scheint fast, als wollten sie durch den Titel ihren Werken einen gewissen Werth verleihen, denn oft wenigstens ist er das Originellste am ganzen Buch. Diese Spielereien sind aber nicht allein lächerlich, sie sind auch das Zeichen einer traurigen Geschmacklosigkeit, die sich jetzt nur zu häufig recht breit macht. Fangen wir jedoch die Lobedanz'sche Taube (der Dichter hat vergessen anzugeben, welche von den drei ausgesandten Tauben der Arche es eigentlich ist) ein und betrachten sie näher, so gewinnt sie übrigens an Ansehen. Lobedanz, ein Däne, hat Talent und Frische. Es sind manche schöne Sachen in der Sammlung, die vorzüglich dem Componisten hübsche Stoffe liefern würden. Auch steht er an Reichthum der Gedanken, Mannichfaltigkeit der Ausführung und Sprachfertigkeit bei weitem über den vorher besprochenen Dichtern. Freilich laufen nebenbei manche werthlose Gedichte, deren Ausmärzung dem Buche sehr zum Vortheil gereicht haben würde. Aber die Selbstkritik fehlt durchweg, auch liebt Lobedanz noch gar zu sehr den unverarbeiteten Bilderschwulst.

4. Erinnerungen. Gedichte von Ferdinand Schellenberg. Leipzig, H. Fritzsche. 1853. 8. 7½ Ngr.

Eine Sammlung von solchen Gelegenheitsgedichten, Freundinnen und Freunden, Abreisenden und Hochzeitern gewidmet, die höchstens für diese, aber nicht für Fremde ein Interesse haben können. Es befinden sich darunter auch einige Uebersetzungen, unter denen wir der Sonderbarkeit wegen einen versificirten Dialog des Livius nennen, die als Schulaufsätze gemacht zu sein scheinen.

5. Lyrische Klänge. Gedichte von Robert Ritzsche. Altona, Lehmkuhl und Comp. 1853. 16. 1 Thlr.

Man darf die Producte des Dichters nicht mit der ganzen Strenge der Kritik behandeln, da derselbe als sogenannter Naturdichter mancherlei Rücksicht verdient. Es ist auch manches recht hübsches Liedchen in der Sammlung; Natur und Frische neben einem gewissen humoristisch-naiven Wesen sprechen sich häufig darin aus. Wäre die Sammlung etwas weniger zahlreich, wären vorzüglich viele längere Gedichte, Romanzen u. s. w. ausgemärzt, so würde sie offenbar sehr gewonnen haben. Zu poetischen Werken, die einen Fonds großer und mannichfacher Anschauungen oder eine starke plastisch gestaltende Kraft beanspruchen, fehlt dem Dichter die höhere Vorbildung. Er muß sich auf dem Felde des Liedes halten, wo sein natürliches Talent genügt. Uebrigens verdient ein gewisser Dünkel, der, wie es scheint, bei den Lyrikern epidemisch und auch über Ritzsche gekommen ist, ernsthaft gerügt zu werden. Dies ewige Herausstreichen der eigenen Sachen, diese Selbstvergötterung, die hier hoffentlich noch auf einer gewissen Naivetät basirt, läßt wirklich nicht schön. Diese Empfindlichkeit gegen guten Rath, der ihm gegeben zu sein scheint und gegen den er polemisirt, geziemt einem zum ersten male auftretenden Autodidakten nicht. Leider sprechen diese kleinen Ausfälle mehr gegen als für ihn. Wir setzen einige derselben her:

Kleine Geister.

Ach, die kleinen Geister
Dünken sich so große Meister:
Sehen sie ein Blümlein sprießen,
Statt es liebreich zu begießen,
Treten sie's mit plumpen Füßen.

Ach, ihr kleinen Geister,
Dünket euch so große Meister!
Wolltet jüngst mich gar verscharren,
Aber seht nun, sonder Harren
Steh' ich auf und ruf: „Ihr Narren!"

Oder:

Daß ich noch Mängel habe,
Ich zweifle nicht daran;
Wol aber, daß ein Rabe
Mir singen lehren kann.

Wollt ich Jedem Folge schenken,
Müßt' ich wahrlich schweigen still;
Superkluge, wollt bedenken,
Daß ich eben auch was will!

Wie sehr sich der Verfasser hüten muß, einer modernen bis zum Ekel geschmacklosen Richtung zu verfallen, der auch er hier und da zu huldigen scheint, bezeugt folgendes Gedicht:

Die Galgenbraut.

Mein Liebster hängt am Galgen —
Ich sing' es frei, und ruf' es laut:
Ich bleibe des Erwürgten
Versproch'ne und verlobte Braut —
Mein Liebster hängt am Galgen!

Was brauch' ich's zu verschweigen,
Daß mir der Liebste ward gehenkt,
Der nie sich mein geschämet
Und nie im Leben mich gekränkt? —
Mein Liebster hängt am Galgen!

Mein Liebster hängt am Galgen,
Was kümmert's mich, was er gethan?
Und hat er was verbrochen,
Verbrachen's noch viel Tausend Mann —
Mein Liebster hängt am Galgen!

Heut' Morgen in der Frühe,
Ich kann es Jedem frei gesteh'n:
Am Strom auf kahler Höhe
Hab' ich ihn jach erwürgen seh'n —
Mein Liebster hängt am Galgen!

Mein Liebster hoch am Galgen,
Was starrst du wild zur tiefen Flut?
Mein Liebster, ich verstehe,
Drum rasch ins Brautbett wohlgemuth —
Ins Wasser unterm Galgen!

Ins Wasser unterm Galgen,
Draus sing' und ruf' ich sterbend laut:
Ich bleibe des Erwürgten
Versproch'ne und getreue Braut —
Mein Liebster hängt am Galgen!

6. Leierklänge. Gedichte von Friedrich Fettinger. Nürnberg, von Ebner. 1853. 16. 10 Ngr.

Es ist in der That eine Qual, sich durch einen solchen

Wust, wie der hier gebotene, hindurcharbeiten zu müssen, zumal wenn man auf der ersten Seite schon wie folgt empfangen wird:

> Der Sänger saß im gold'nen Abendscheine,
> Die süße Leier in der sanften Hand:

und weiter:

> Dann nahm er aus des blassen Sängers Händen
> Die Leier sanft, und schlug sie hell und klar,
> Die Leier schlug er lang und konnt' nicht enden u. s. w.

7. Gedichte von Johann Pfeifer. Innsbruck, Wagner. 1853. Gr. 16. 10 Ngr.
8. Gedichte von Ignaz V. Zingerle. Innsbruck, Wagner. 1853. 16. 22½ Ngr.

Diese Sammlungen enthalten in ihren Elementen viel Gleichartiges durch die katholisch-religiöse Richtung, die in den meisten Gedichten stark ausgeprägt ist. Nur hat Pfeifer dieselbe mehr durch das reinlyrische Lied zur Geltung zu bringen versucht, während Zingerle sich vorzüglich der poetischen Erzählung, der Legende, zugewendet hat. In den Pfeifer'schen Gedichten ist viel Frische und Sprachgewandtheit und manche recht schöne poetische Gedanken sind darin ausgesprochen. Das Lied ist übrigens sein eigentliches Feld, während die größern Gedichte, deren indeß nur wenige sind, den eigentlich lyrischen Ergüssen bedeutend nachstehen. Zingerle ist ein geringeres Talent. Seine Erzählungen sind breit und wirkungslos. Die Lieder, weniger frisch und originell als die Pfeifer's, erheben sich nicht über das Alltägliche.

9. Die Alpenzither aus Tirol. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848 und 1850. Von Ritter von Alzenburg. Innsbruck, Witting. 1853. 16. 21 Ngr.

In diesem Dichter, der sich „Ritter von Alzenburg" nennt und seine Sammlung Justinus Kerner gewidmet hat, ist etwas merkwürdig Einseitiges. Manche Schönheiten finden sich oft bei dem sinnlosesten Wortgeklingel, und es scheint fast, als hätten sich diese Schönheiten nur zufällig in diesen trivialen Schwulst verloren. Eine nicht unbedeutende Formgewandtheit ist zu rühmen; einige Schützenlieder zeichnen sich durch Frische und Melodie aus. Statt aber immer so recht vom Herzen weg zu schreiben, gibt er sich einer besondern Vorliebe zu einem hochtrabenden Pathos hin, die ihn in Sphären geführt hat, wo er völlig die Zügel aus der Hand verliert und Sinn und Verständniß einem bombastischen Wortpomp zum Opfer fallen. Der Dichter hat sicherlich selbst nicht gewußt, was er geschrieben, sondern aus Freude über die erfundenen tönenden Worte alles Uebrige vergessen, z. B.:

Auf der Grenzwacht 1848.

> Felsenbau zerfall'ner Größe Trümmer,
> Vorweltraumgestalten todt und kalt;
> Ach der Morgenstrahl erweckt euch nimmer,
> Nicht des Frühlings schaffende Gewalt.
>
> Einsam schwirrend, wie die Grabgedanken,
> Kreist ein Geier dort im Wolkenmeer,
> Todtenblumen blüh'n bei Epheuranken
> Und — da denk' ich an das treue Heer.
>
> Drüben, über Firn- und Felsenwildniß
> Stürzt vielleicht der kühne Eisenbau,
> Oestreich schützend, und der Helden Bildniß
> Halten stumm die letzte Todtenschau!
>
> Horch! ein Schuß! der Geier fällt bedächtig,
> Fröhlich jauchzt der Schütz durchs Alpenfeld,
> Klar ist's: kühne Thatkraft ist allmächtig
> Muth und Treu' besiegt die ganze Welt!

10. Des Invaliden Liederbuch von W. von Chappuis. Schweidnitz, Weigmann. 1853. 16. 1 Thlr.

Patriotische, specifisch preußische Lieder eines gedienten Kriegers, von denen eine Anzahl schon früher in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt waren. Die Sammlung sollte erst nach dem Tode des Verfassers erscheinen, ist aber jetzt veröffentlicht, weil der Verfasser „der nur an Kindern reich ist, durch das Büchlein einen ansehnlichern Beitrag zur Unterstützung armer, erwerbsunfähiger Kriegskameraden zu liefern gedachte, als er ihn in anderer Weise erschwingen könnte". Der Reinertrag ist nämlich zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, vorzüglich zur Unterstützung verdienter Veteranen. Hat das Buch schon deshalb Anspruch darauf, empfohlen zu werden, abgesehen von seinem dichterischen Gehalt, so erfreut es umsomehr, auch diesem gerechte Anerkennung widmen zu können. Ist auch der Rahmen, der die Gedichte umschließt, durch die Wahl des Stoffs in gewisser Weise ein begrenzter, und wird dadurch das Interesse ein beschränkteres, so erfreut der frische, kräftige Geist, der sich in einfachen Worten gibt, doch auch jeden Nichtpreußen. Selbst wo der Verfasser von seinem Standpunkte aus mit den historischen Thatsachen der Neuzeit in Conflict geräth, läßt er sich nie zu solch unedlem zelotischem Eifer hinreißen, dem wir sonst wol leider haben begegnen müssen.

Adolf zum Berge.

Das Leben und Treiben der Deutschen im fernen Westen.

Es kamen uns dieser Tage drei Decembernummern einer in Oshkosh am Winnebago-See (Wisconsin) erscheinenden, von Gustav Grahl herausgegebenen deutschen Zeitung zu, welche den Titel trägt: „Phoenix aus Nordwesten. Eine Fortschrittszeitung am Winnebago-See." Schon dieser letzte Zusatz klingt naiv genug. Ehe wir jedoch weiter von den Naivetäten dieser Zeitung sprechen, wollen wir daraus einige namentlich für uns Deutsche im Heimatlande anziehende Nachrichten über deutsche Flüchtlinge und ihr literarisches Wirken im fernen Westen mittheilen. Selbstverständlich begegnen wir auch in dieser Zeitung zu wiederholten malen dem aufdringlichen Namen Karl Heinzen's, wenn auch nicht gerade in sehr freundschaftlichem Sinne. Der „Phoenix" theilt über ihn Folgendes mit: „Heinzen's «Pionier» ist in Cincinnati gänzlich zu Tode gestorben. Der «Hochwächter» setzt ihm folgendes Denkmal: Hier ruht der «Janus», eine «deutsche Zeitung». Er war ein «Pionier» des «Völkerbundes», der mit der «Schnellpost» abgefahren. So hießen nämlich die im Laufe von drei Jahren durch Heinzen redigirten Zeitungen." Heinzen hat, wie wir weiter aus dem „Phoenix" erfahren, sich mit allen Koryphäen der deutschen politischen Flüchtlingschaft, mit Struve, Dulon, Kinkel und Hecker überworfen und es werden vom „Phoenix" Heinzen'sche „Unteroffiziersworte" gegen Dulon angeführt, die so unsauber sind, daß wir die weiße Stelle im Papier, die sie bedecken würden, damit nicht beflecken wollen. Der „Phoenix" sagt: „Heinzen hat seine Talente unverantwortlich misbraucht. Der Neid war sein Tod. Sein letzter Duellact mit Hassaureck in Cincinnati und seine Herausfoderung zu — man weiß selbst nicht zu was — drückt so viel Hinterlist und Tergiversation und Feigheit und Cavalierunfähigkeit aus, daß man wirklich an Heinzen's gesunden Sinnen zweifeln muß." Wenige Zeilen darauf finden wir mitgetheilt, daß ein Herr v. d. Heydten in Cleveland, „der den armen Heinzen in seinen blätterabfallenden Nöthen verließ", alle Schriftsteller vom „radicalen Fache" auffodert ihm ihre Verlagswerke zum Kaufe und zum Drucke zuzuwenden. Die radicale Schriftstellerei scheint hiernach in Nordamerika förmlich als ein „Fach" angesehen und betrieben zu werden. Der „Phoenix" berichtet ferner, daß Struve's „Weltgeschichte" fortschreite, und ist der Ansicht, daß er damit mehr geleistet habe als Heinzen mit seinen Verfeindungen und daß, was nun eben eine Privatmeinung des „Phoenix" ist, jeder Vater eine solche Weltgeschichte für seine Kinder im Hause haben müsse. Großes Lob erfahren auch ein von den „Milwaukieschulen" herausgegebenes „Deutsches Lese-

buch" und Fröhlich's „Geschichte der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten", deren zweites Heft den Zeitraum vor und während der Colonialkriege enthält. Bedauert wird, daß Meier's „Monatshefte" eingegangen seien. Das sei ein großer Verlust für die „Damenwelt", da außer dem Thomas'schen Verlage in Philadelphia und außer den besagten Monatsheften in Neuyork „noch keine eigentliche Bücher- und anständige Novellenliteratur für die Damenwelt erschienen sei". Rauchfuß, der Herausgeber der „Abendzeitung" in Neuyork, hat, wie weiter mitgetheilt wird, den spannenden Roman „Empire City oder Neuyork bei Tag und Nacht" von G. Lippard, deutsch von A. Strodtmann, in 32 Lieferungen à 10 Cents zum größern buchhändlerischen Vertriebe vorbereitet.

Ueber die Thätigkeit der Deutschen auf journalistischem Gebiete theilen wir aus dem „Phoenix" noch folgende Nachrichten mit: Das von J. P. Stibolt redigirte und von ihm und J. Mayer herausgegebene Journal „Vorwärts" hat sich von Alton hinweg nach dem „vorwärtsschreitenden" Gallena, ebenfalls in Illinois, gewendet. Der „Dawenport Demokrat" in Jowa hat sich bedeutend vergrößert, „nur dittet er um ordentliche Bezahlung und sucht einen Compagnon". Die „Milwaukie Flugblätter" werden von nun an in Neuyork erscheinen, „wo für artistische Ausstattung mehr gethan werden kann." Die Deutschen in Ohio haben ein englisches Blatt unter dem Titel „American liberal" ins Leben gerufen, welches von Klippart, dem bisherigen Herausgeber des „Canton Transcript" und von Essellen, der sein Zeitungsengagement in Dubuque aufgegeben hat, redigirt werden soll, „um den Amerikanern Achtung vor unserm wissenschaftlichen Geiste abzunöthigen". Ferner erscheint seit kurzem eine „Sauk City Zeitung", welche ein „Blatt für Alle" und der Politik, den Tagesneuigkeiten und der Unterhaltung gewidmet sein soll. Einige dunkle Anspielungen für uns enthält folgende Mittheilung: „Die «Quincy Tribune» Rösler's macht sich gleichzeitig über den amerikanischen Typus «Dr. Cadman» und über den «durchgeplumpten Senator» Schöffler vom Wisconsin-Banner sowie über den «unrepublikanischen Republikaner und Assemblyhelden» Marschner lustig. Der Letztere ist spaßig. Er fodert das Sheboygan Co. auf, seine nunmehr bis zur asinianischen Länge erweiterte Zeitung, die sich ganz «respectabel» ausnehme, Mann für Mann zu halten."

Somit enthält der „Phoenix" manches Interessante für uns. Was seine Tendenz betrifft, so erscheint diese uns europäischen Deutschen immer noch radical genug, obschon der „Phoenix" selbst, wie es den Anschein hat, nicht für radical gelten will, d. h. nicht für Heinzenisch. Heinzen ist ja den Deutsch-Amerikanern der Inbegriff alles Radicalismus, der Sündenbock Aller, und so radical sie auch sein mögen, schlagen sie doch an ihre Brust und danken dem Himmel, daß sie nicht sind wie dieser. Der Radicalismus des „Phoenix" ist aber in einem Grade naiv und kindlich, daß dadurch unser Widerwille fast entwaffnet wird. So würden bei uns ungefähr Gymnasialschüler schreiben, wenn ihnen gestattet wäre, politische Journale zu redigiren. Eine Goethe'sche oder Herder'sche Prosa darf man in diesem „Phoenix" nicht suchen. Eine Stelle wie die: „Das ist starker Toback, scheint fast Portorico zu sein. Aus einer gemüthlichen deutschen Pfeife ließe der sich nicht rauchen", oder Ausdrücke wie „Hundegesetzgebungspack" (mit Beziehung auf deutsche Kammern), „Prügelpack", „es kam zur Keilerei", „der türkische Gesandte ließ den Aegyptern noch extra die Hosen stramm ziehen" — solche und unzählige andere Ausdrücke erinnern nicht gerade an die Classiker, deren Einfluß auf die Masse des deutschen Volks und die unzähligen Halbgebildeten leider bei weitem nicht so groß gewesen ist, als man sich einzubilden scheint. Der Radicalismus hat seine eigene Sprache, und diese ist diejenige, in welcher man sich am leichtesten den Massen verständlich macht, wenigstens bei uns, bei denen die Kluft zwischen hoher und niederer Bildung eine so ungeheure ist. „Hohe Beamte stehlen wie die Raben", sagt der „Phoenix" — so sprachen bei uns die radicalen Blätter im Jahre 1848 auch, und die Schattirungen dieser Sprache reichen oft weit in die für höhere Bildung bestimmten Organe hinüber. Adam nimmt wol ein Feigenblatt vor seine Blößen, aber der alte Adam steckt doch immer dahinter.

Indeß darf man auch nicht außer Augen lassen, daß die Leute von dem bischen deutsch, was sie daheim etwa gelernt haben, in der Fremde allmälig noch viel vergessen. Die Inserate zeigen, was man dort für ein Deutsch schreibt und spricht, z. B. „Ihr deutsches Bitters ist hier sehr beliebt", oder „Deutsches Medicin-Store", oder „gänzlich zu Tode gestorben", oder das „gepolizeierte" Bremen u. s. w. Von Deutschlands Gegenwart und Zukunft erhalten die Leute da drüben ganz eigene Begriffe. Sie erwarten die Freiheit, d. h. wie sie sich die Freiheit denken, von dem Uebermaß des Militärdespotismus und den Folgen eines allgemeinen europäischen Krieges. „Was das Volk 1848 nicht durchsetzte", sagt der „Phoenix", „vollendet der monarchische Egoismus. Die Welt wird nicht durch Liebe, sondern durch Egoismus regiert. Lasset eure Angehörigen bei Zeiten herüberkommen, denn Deutschlands Gefilde werden zum Trauerplatze des Krieges, Mordes und Raubes werden. Und die Schweiz wird ebenso wenig davon verschont bleiben." Die Nachrichten aus Deutschland sind denn oft auch ganz eigenthümlicher Art, oder wenigstens sehr eigenthümlich ausgedrückt. So liest man im „Phoenix" unter der Rubrik Würtemberg: „Der bekannte Dr. Elsner hat es bis zum Irrenhaus in Winnenthal gebracht. Mit dem St.-Paulskirchen-Römer, dem Volksverräther, redet kein ordentlicher Mensch mehr" u. s. w. In der Nummer vom 19. December des „Phoenix" wird sogar schon des „Fechter von Ravenna" mit folgenden Worten gedacht: „Großes Aufsehen macht eine Tragödie «Der Fechter von Ravenna», ein Stück, worin selbst in Wien über die Zerrissenheit Deutschlands geklagt werden darf. Der Verfasser nennt sich nicht. Eine ungewöhnliche Bescheidenheit! Man schloß auf die Herren Halm, Grillparzer, Weber, Mosing (?). Sie Alle sind es nicht. Wir wollen den Schleier lüften: Kruer in Madison ist der Bescheidene!" Was für ein Patron mag dieser Kruer sein, daß ihn ein amerikanischer Witzbold in diese Gesellschaft bringt? Interessant sind auch einige Proben amerikanischer Ruhmredigkeit, die der „Phoenix" citirt, wie die aus der „Washington Union", welche, wie der „Phoenix" versichert, kürzlich behauptete, „der mexicanische Feldzug sei das genialste, größte und gelungenste Kriegsunternehmen seit Julius Cäsar gewesen und die Schlacht von Buena Vista seit zehn Jahrhunderten nirgends, auch nicht durch die Schlacht an der Alma übertroffen worden".

Auch in dem entlegenen Californien sucht sich das deutsche Element in seiner Weise durch journalistische Unternehmungen und durch die Stiftung von Bierkellern und Vergnügungsorten geltend zu machen. So haben J. A. Lafontaine und J. Behrends in S.-Francisco eine „Abendzeitung" gegründet, aus der wir unter Andern erfahren, daß es in S.-Francisco sogar ein deutsches Theater gibt, auf dem mitten zwischen Lustspielen am 30. Sept. die Kerkerscene aus dem fünften Act des „Don Carlos" gegeben wurde, worin Herr Flour vom Stadttheater zu Breslau den Don Carlos und Herr Viereck den Posa spielte. Dann gibt es noch andere vaterländische Vergnügungen: im Nußgarten; im Wein- und Billardsalon zur Felsenburg; im Dianasalon; im Gambrinussalon. Namentlich lassen es sich die Mitglieder des Turnvereins angelegen sein, den Amerikanern Begriffe von deutscher Sprung- und Klettersertigkeit beizubringen. Wir ersehen dies aus dem „California chronicle" vom 16. Mai 1854. Die deutschen Turner hatten das Maifest nach deutscher Gewohnheit gefeiert. Das „California chronicle" erlaubte sich darüber einige Bemerkungen, die, wie es fürchtete, misverstanden werden könnten und die es in der uns vorliegenden Nummer wieder gut zu machen suchte, wie dies gleich aus dem Anfange des betreffenden Artikels hervorgeht. „Wir sind etwas besorgt", beginnt

der „German May festival" überschriebene Artikel, „daß einige unserer guten deutschen Brüder vielleicht den Sinn unserer gestern über ihr großes Jahresfest gemachten Bemerkungen misdeuten könnten. Um Himmelswillen, mögen sie doch die ihnen etwa anstößigen Stellen noch einmal lesen. Sollte nicht Jemandem, der brüderlich mit ihnen fühlt, dessenungeachtet ein kleiner Scherz über ihre nationalen Besonderheiten gestattet sein? Sollen wir etwa sagen, die Deutschen seien das witzigste, lebhafteste, glänzendste und schönste Volk? Was wir aber in Wahrheit sagen können, ist, daß wir sie für das leutseligste, ehrenhafteste, freundlichste und zutraulichste Volk halten. Was wollen sie mehr?... Lagerbier ist ein rechtschaffenes, solides und angenehmes Getränk und die Deutschen sind wie ihr Nationalgetränk." Der Berichterstatter erzählt nun, wie er am gestrigen Tage wieder im Nußgarten war, wo die Turner und ihre Landsleute ihre Spiele und Vergnügungen vom Sonntage wiederholt hätten. Bald habe er sich unter einem Trupp befreundeter Deutschen befunden, die ihn herzlich bewillkommt hätten und mit denen er bald tief ins Lagerbier gerathen sei. Kurz es scheint dem Amerikaner sehr wohl unter diesen gemüthlichen Turnern behagt zu haben und er drückt den Wunsch aus, daß sich seine eigenen Landsleute mehr als bisher in so angenehme, gesunde und unschuldige Erholungen mischen möchten, wie diejenigen waren, die am Tage vorher und am Sonntage im Nußgarten stattfanden.

Was nun den Bericht über das Hauptfest betrifft, so ist dieser allerdings in etwas scherzendem Tone gehalten, der für die Turner, die bekanntlich ihre Kunst wie eine Art Cultus pflegen und in dieser Hinsicht keinen Spaß verstehen, hier und da etwas Verletzendes haben mochte. Sie glaubten den Amerikanern mit ihren Leibesbewegungen zu imponiren, und diese schüttelten den Kopf und begriffen nicht, wie ernsthafte Leute sich in solchen Künsten vor der Welt produciren und Geld, d. h. ihre Zeit, denn Zeit ist Geld, so verschwenden könnten. Ueber die Deutschen im Allgemeinen sagt das „California chronicle": „Die Deutschen sind ein gemüthliches, geselliges Volk und mehr als andere Völker dazu geneigt, sich zu dem Zwecke bloßen persönlichen Amusements von einfacher Art zusammenzuthun. Ihre Nationalbesonderheiten tragen sie in die Fremde mit hinüber, und führen hier die Gebräuche und Vergnügungen ihres theuren Vaterlandes ein." Und an einer andern Stelle: „Andere Völker mögen wir wegen ihres größern Witzes und ihrer größern Lebhaftigkeit bewundern, aber für den deutschen Stamm hegen wir, wir bekennen es, herzliche Liebe; sie mögen langsam sein, aber sie haben etwas Sicheres; sie mögen nicht glänzenden Geistes sein, aber sie haben gesunden Menschenverstand; ihren Gesichtern mag es an vollendeter Schönheit fehlen und ihre Formen mögen nicht die des Apollo und der Juno sein, aber es sind gedrungene Gestalten mit freundlichen Gesichtern, die stets von Gutmüthigkeit und guter Laune strahlen." Der Anblick der Turnprocession selbst gibt dem Berichterstatter Anlaß zu folgender Bemerkung: „Niemand konnte diesen kleinen Trupp für etwas Anderes als Deutsche ansehen. Franzosen, Spanier, Amerikaner und selbst Engländer sind nicht mit ihnen zu verwechseln. Sie sind so ziemlich das letztgenannte Volk (wie schmeichelhaft!) und sind doch so ganz besonderer Art. Im Allgemeinen sind sie von Gesicht hübscher und an Gestalt weniger hoch als die Engländer. Gewiß sind sie aber artiger und höflicher und zugleich langsamer, dickköpfiger und einfacher als diese." Aehnlich lautet das Urtheil über die anwesenden deutschen Frauenzimmer. Sie hätten nicht schön, aber freundlich, harmlos und ehrbar ausgesehen und ihre bescheidenen Sitten und wenig auffallenden Anzüge hätten im Ganzen einen wohlthuendern Eindruck gemacht als die Toilettenkünste schönerer Weiber. In Betreff der Turndarstellung selbst heißt es: die Turner hätten ihre Uebungen im ernsthaftesten Schweigen vollbracht; kein religiöser Gottesdienst könne in feierlicherer Weise geübt werden; ohne Zweifel seien sie dabei im Innern ganz fröhlich gewesen, aber nur ein sorgsamer Beobachter habe davon eine Spur auf ihren Gesichtern wahrnehmen können. Von einer der dabei gehaltenen Turnreden gibt das Blatt eine englische Uebersetzung. Im Allgemeinen haben wir wol wenig Grund, uns als Nation durch die Schilderung des amerikanischen Berichterstatters sehr geschmeichelt zu fühlen, obschon sie manches Treffende und Wahre enthält. Indeß mag die Elite der deutschen Nation auch gerade nicht in S.-Francisco beisammen sein und was sich davon bei der Turnerei betheiligt, mag sich durch die Anwesenheit der über dieses Springen und Klettern sehr verwunderten Amerikaner auch wol gedrückt gefühlt haben. Wer heißt sie aber auch, diesem geschäftsthätigen Volke unrentable Schauturnen zum Besten zu geben?

Vom fernen Westen auf den Osten der Vereinigten Staaten übergehend, bemerken wir, daß ein Deutscher, L. Held, in Neuyork das Problem gelöst hat, das vulkanisirte Kautschuk aufzulösen und durch einen einfachen und wohlfeilen chemischen Proceß die vulkanischen Bestandtheile so auszuscheiden, daß der Gummi aufs neue gewalzt und verarbeitet werden kann, wodurch für Fabriken in diesem Artikel wesentliche Ersparnisse erzielt werden. In neuyorker Fabriken sollen Versuche mit diesem Verfahren bereits vorgenommen worden sein und das zufriedenstellendste Resultat ergeben haben. Für Deutschland ist C. Hartmann in Neuyork, ein geborener Leipziger, beauftragt, die Erfindung zu verwerthen. Für dergleichen Dinge, wenn sie sich als praktisch bewähren, hat man bei den Yankees auf größere Anerkennung zu rechnen als für Schaugerichte und Schauturnen. **H. M.**

Eine Friedensstimme in Angelegenheit der Kirche.

Bei der bedauerlichen Schroffheit, mit welcher in der neuesten Zeit die Symbolgläubigen, oft ganz gegen das einfache, Allen verständliche und darum allein gültige Wort des Evangeliums, auftreten und ihre auf Umkehr zu veralteten Glaubensformeln hinauslaufenden Ansichten geltend zu machen versuchen, ist es dem „einfältigen" Christen in Luther's Sinne doppelt dringendes Bedürfniß, sich aus dem unerquicklichen Gezänke auf den sichern Boden der einfachen lautern Schriftlehre zurückzuziehen und sich den Zustand der christlichen Kirche in der apostolischen Zeit zu vergegenwärtigen. Dazu aber bedarf es eines sichern, im Glauben und im Wissen gleich festen Führers, wenn wir uns nicht von Irrthum in Irrthum flüchten wollen, und wir freuen uns als einen solchen den deutschen Professor am Predigerseminar in Mercersbury in Pennsylvanien, **Philipp Schaff** und seine, soeben in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienene Schrift:

Geschichte der apostolischen Kirche, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Kirchengeschichte. Leipzig, Holtze. 1854. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

bezeichnen zu können. Das Buch ist durch und durch von echt christlichem Geiste durchweht, wie es das Ergebniß der allerernstesten und gründlichsten Studien ist, frei von Phrasenmacherei, voll von Gedanken, durch welche hindurch, wie ein goldener Faden, der felsenfeste Glaube an den endlichen Sieg der evangelischen Wahrheit durch die Alles überwindende Kraft der Liebe hindurchgeht. Gerade dieser Vorzug des Buchs aber ist es, welcher uns die Veranlassung gibt, ja, die Verpflichtung auferlegt, es in den Spalten dieser Blätter zur Sprache zu bringen, weil das Bedürfniß des Friedens in der Kirche auf jenem Grunde ein allgemeines Bedürfniß ist, das sich inmitten des Schulgezänks der Theologen immer wieder aufs neue geltend macht. Hören wir darüber zum Beleg unsers Urtheils über das Buch den Verfasser selbst: „Die Wahrheit kann nur Eine sein, wie Gott; das Christenthum ist wesentlich Liebe, also einigend; die Kirche wurde immer gedacht als eine Gemein-

schaft der Heiligen; im Neuen Testament nimmt die Ermahnung zur Erhaltung der Eintracht im Geiste durch das Band des Friedens eine hervorragende Stelle ein, und die letzte hohepriesterliche Fürbitte unsers Erlösers galt der vollkommenen Vereinigung aller Gläubigen. Angesichts dieser vielen theoretischen und praktischen Gebrechen und der zunehmenden Confusion des Protestantismus auf dem Gebiete der Lehre, des Cultus und der Verfassung wird wol Niemand behaupten wollen, daß derselbe schon vollendet und keiner neuen Reformation bedürftig sei. Die Reformation aber suchen wir nicht in einem Rückschritt auf einen bereits überwundenen Standpunkt — denn die Geschichte kann niemals rückwärts gehen, so wenig als ein Strom —, sondern in der endlichen Versöhnung zwischen Katholicismus und Protestantismus (hört! hört!), wo ihre beiderseitigen Wahrheiten und Tugenden, aber ohne ihre entsprechenden Irrthümer und Gebrechen, sich vermählen werden zur idealen Kirche der Zukunft, die aber keine neue Kirche, sondern das Endresultat und die reife Frucht der Kirche der Gegenwart und Vergangenheit sein wird. Als Vorläufer dieses dritten Zeitalters gilt uns Johannes, der Apostel der Liebe und der Vollendung..... Und was dasselbe herbeiführen wird, ist das vollständige Verständniß des Johanneischen Christusbildes und die Ausgießung des Geistes der Liebe, dieses sichersten Zeichens der echten Jüngerschaft, dieser Cardinaltugend, die da nimmer aufhört." Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wir aber freuen uns, auf diese Friedensstimme aufmerksam machen zu können, während wir die wissenschaftliche Beurtheilung des Buchs Andern überlassen. 47.

Notizen.

Ungarische Bibliographie.

K. Kertbeny, der sich bereits vielfache Verdienste um die ungarische Nationalliteratur erworben hat, projectirt in Verbindung mit Julius Számwald ein in seiner Art großartiges Unternehmen, eine „Ungarische Bibliographie" (oder wie der Verfasser schreibt „Bibliografie") nämlich ein Verzeichniß aller, in irgendwelcher Sprache, sowol in Ungarn selbst gedruckten als im Auslande erschienenen, doch durch ihren Stoff, Autor, Verleger u. s. w. auf Ungarn Bezug habenden Bücher, ferner aller in Ungarn ausgegebenen Journale, Wochen- und Monatsschriften, mit detaillirter Angabe des Inhalts der einzelnen Jahrgänge, endlich aller Musikalien, Kunstartikel und Landkarten. Das Verzeichniß wird alphabetisch geordnet und mit deutscher danebenstehender Uebersetzung der ungarischen und slawischen Titel, mit genauem Nachweis der Druckorte, Verleger, Formate, Seitenzahlen und Verkaufspreise, sowie mit vierfachen Registern über Autoren, Uebersetzer und die einzelnen wissenschaftlichen Fächer versehen sein. Das Werk soll ferner eine Uebersicht der Literaturproduction der ungarischen Akademie der Kisfaludy-Gesellschaft und des Vereins zur Herausgabe guter und wohlfeiler Bücher, eine Bibliographie aller fremden Uebersetzungen ungarischer Belletristik, eine Bibliographie aller ungarischen Uebersetzungen griechischer und römischer Classiker (von Jankowicz und Toldy), eine Bibliographie aller Werke über ungarische Bäder, Heilquellen u. s. w. (von Török und Lengyel), eine Bibliographie der ungarischen Sprüchwörtersammlungen (von J. Erdélyi) u. s. w. enthalten. 6000 Titel sind bisjetzt bereits constatirt, und K. Kertbeny als Redacteur und Julius Számwald als Herausgeber versichern in ihrem Programm, daß hier von einem Werke die Rede ist, wie die ungarische Literatur noch keines besitzt, und die europäische kaum in dieser Vollständigkeit. In diesem Programm werden die Verleger, Buchdrucker, Gelehrten und Institute dringend aufgefodert, der Redaction ein genaues Verzeichniß der in ihrem Verlage erschienenen oder von ihnen verfaßten Drucksachen einzusenden, mit genauer Angabe der Druckorte, der Jahres- und Seitenzahlen, Formate u. s. w. Die Emich'sche Buchhandlung in Pesth wird das Werk, sobald 300 Pränumeranten beisammen sind, spätestens bis März 1855 ins Leben treten lassen. **H. M.**

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Katechismuspredigten. 1ster Band. 2te Auflage. — A. u. d. T.: Predigten über das erste Hauptstück, gehalten zu Leipzig in den Mittwochsgottesdiensten der Jahre 1851 und 1852. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1855. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Aus allen Wissenschaften das Interessanteste zur Belehrung für das gebildete Publicum. Herausgegeben von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern unter der Redaction von J. A. Romberg. 1ster Band. Zwölf Hefte. Leipzig, Romberg. Ler.-8. 3 Thlr.

Ein empfindsamer Besuch im Invaliden-Hotel zu Paris. Nebst historischen Notizen über dessen Entstehung, Fortgang und gegenwärtigen Zustand. Vom Verfasser von Frankreich unter dem Neffen seines Onkels rc. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Enslin, A., Ueber internationale Verlagsverträge mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 6 Ngr.

Griesheim, G. v., Vorlesungen über die Taktik. Hinterlassenes Werk. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hase, K., Die Tübinger Schule. Ein Sendschreiben an Hrn. Dr. Ferd. Chrn. v. Baur, erstem Professor der evangelischen Theologie an der Universität Tübingen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 12 Ngr.

Holtzmann, A., Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung. Stuttgart, Krabbe. 4. 1 Thlr. 26 Ngr.

Merr, E., Ein Seelengemälde. Drei Bände. Königsberg, Samter. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Waldau, Mar, Cordula. Graubündner Sage. Frühlingslied. 2te veränderte Auflage. Mit 1 Stahlstich. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Laboulaye, E., Die Frage der unbefleckten Empfängniß. Nach dem Französischen bearbeitet. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 Ngr.

Müller, J., Unsterblichkeitsglaube und Auferstehungshoffnung. Ein Vortrag gehalten in einem Verein zu wohlthätigen Zwecken. Halle, Mühlmann. 16. 6 Ngr.

Rüstow, W., Der Angriff auf die Krim und der Kampf um Sebastopol. Uebersichtlich dargestellt. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 8 Ngr.

Sachsens Klage und Trost. Sammlung von Gedächtnißpredigten, auf weiland Se. Maj. Friedrich August II. König von Sachsen rc. am 2. Septbr. 1854 gehalten. Mit Genehmigung des Königl. Hohen Ministerii des Cultus und öffentlichen Unterrichts herausgegeben von F. O. Stichart. Freiberg, Wolf. Gr. 8. 20 Ngr.

Schuselka, F., Oesterreich und Rußland. Ein Memorandum zur Beseitigung von Besorgnissen und zur Abwehr von Vorwürfen. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 15 Ngr.

Seyffarth, W., Die Universal-Ausstellung in Paris Mai bis October 1855. Gotha, Scheube. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber den Bekenntnißstand der reformirten Kirche in Churhessen. Nachtrag zu dem Bericht über die reformirte Conferenz in Frankfurt a. M. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 Ngr.

Wurm, C. F., Vier Briefe über die freie Donau-Schifffahrt. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

In Miniatur-Ausgabe erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Byron (Lord), Kain. Ein Mysterium. — Mazeppa. Aus dem Englischen von Friederike Friedmann. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Uebersetzung dieser beiden berühmten Dichtungen Byron's erscheint hier aus dem Nachlaß der talentvollen Dichterin, deren bekannte frühere Uebersetzungen aus dem Englischen von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden sind. Die letztern erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

Byron (Lord), Der Korsar. Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1852. Gebunden 20 Ngr.

———, **Der Giaur. — Hebräische Gesänge.** Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Scott (Walter), Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kunst und Literatur.

Aus dem Nachlasse des als Kunstkenner wohlbekannten Commerzienraths **J. P. B. Hüllesheim** in **Emden** sind folgende Gegenstände der gedachten Art entweder einzeln oder en bloc zu verkaufen, worunter als vorzüglich bemerkenswerth herausgehoben werden:

1. Kunstwerke.

Die bekannten Stanzen von Rafael (Vulpato), Leonardo's Abendmahl, Murillo's Magdalena, dieselbe nach Correggio, 2 Christusköpfe nach Caracci und Guido Reni, Madonna von Rafael (sämmtlich von den besten Kupferstechern).

2. Musikalien.

Violinconcerte von Viotti, Rode, Kreutzer, Mestrino, Beethoven ꝛc. Streichquartette von Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Spohr, Rode ꝛc. Opern, Sinfonien en quat., Etuden, Duos ꝛc.

3. Musikalische Instrumente.

1 Violine von Ant. Straduarius 1736, 1 desgleichen von Nic. Amati 1612, 1 desgleichen von Franc. Guarinus; 1 desgleichen von Jakob Rainer in Absum prope Benigentum (Tirol), 1 desgleichen unbekannter Meister.

4. Literatur.

Eine Bibliothek. bestehend aus etwa 2500 Bänden, meistens Prachtausgaben in elegantem Lederband, vollständig erhalten. — Alte Classiker, englische, französische und deutsche, desgleichen Geschichte, Uebersetzungen, Philosophie, Rechtskunde, Staatsrecht, Criminalrecht, französisches Recht, Literaturgeschichte, Bibliographien ꝛc.

Die oben angeführten Gegenstände sind bei den Erben einzusehen. Verzeichnisse derselben werden verabfolgt.

Preis-Herabsetzung.

In der Absicht, die Verbreitung der nachfolgenden wissenschaftlichen Organe zu fördern und den gelehrten Publicum und den Bibliotheken deren Anschaffung zu erleichtern, beehrt sich die unterzeichnete Verlagshandlung folgende Preisherabsetzung derselben anzuzeigen:

Leipziger Repertorium
der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. **E. G. Gersdorf.**

Jahrgang 1849—1854. Preis jedes Jahrgangs von 24 Heften 10 Thlr.

Herabgesetzter Preis für diese 6 Jahrgänge statt 60 Thlr.: **30 Thlr.**

Serapeum.
Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur.

Herausgegeben
von
Dr. **Rob. Naumann.**

1. bis 15. Jahrgang: 1840—1854. Preis jedes Jahrgangs von 24 Nummern 4½ Thlr.

Herabgesetzter Preis für diese 15 Jahrgänge statt 67½ Thlr.: **36 Thlr.**

Die Verlagshandlung erlaubt sich indess hinzuzufügen, dass diese Preisherabsetzungen

nur bis 30. Juni 1855 gültig

sind und dass nach dieser Zeit die frühern Ladenpreise wieder eintreten.

Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, Exemplare zu diesem herabgesetzten Preise zu liefern.

Beide Zeitschriften werden auch fernerhin fortfahren, ihre geachtete Stellung in der periodischen Literatur Deutschlands einzunehmen; geeignete Mittheilungen werden erbeten und mit vielem Danke entgegengenommen.

Leipzig, 31. December 1854.

T. O. Weigel.

Soeben erschien im Verlage der **v. Ebner'schen** Buchhandlung in **Nürnberg**:

Die Juden in Franken.

Ein unparteiischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte Frankens von Dr. L. Heffner. Mit 29 Urkundenbeilagen. 5 Bogen. 8. Preis 10 Ngr.

Abgesehen von seiner Bedeutung an sich für die Rechts- und Culturgeschichte, hat dieses Schriftchen noch besondern Werth durch die vielen beigegebenen, größtentheils hier zum ersten male gedruckten Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 6. —— 8. Februar 1855.

Deutsche Taschenbücher für 1855.

Erster Artikel.

Die Almanache, diese chronologisch aufwachsenden Pilze, vergessen nie im Spätherbst pflichtschuldigst im deutschen Dichterwald zwischen dem Wurzelwerk der Epik und den Dornenranken der Lyrik ihre breiten, sich gern bemerkbar machenden Köpfe zu heben. So ein Pilz wird dazu geboren zu figuriren; dies ist sein höchster Lebenszweck, daher kleidet er sich gewöhnlich auffallend in Roth, Goldgelb oder Himmelblau. Dieser bunte Farbenstaub ist ganz natürlich leichte Waare. Geht Frau Tante Kritik spazieren im Unterholz der jüngsten deutschen Poesie, und tritt trotz ihrer scharfen Brille unversehens auf solch einen theatralisch geschminkten Pilz, o weh! dann stäubt all seine Herrlichkeit luftwärts auseinander. Dies fürchterliche Schicksal schreckt jedoch die andern wohlgeborenen Pilze durchaus nicht ab, jährlich nach allen Regeln des Decorum ihren Familiencongreß zu halten. Es sind sogar einige darunter, welche zum alten Adel gehören, denn sie weisen stolz ihre 16 Jahrgänge, wie 16 Ahnen, auf. Diese edeln Geschlechter jedoch sind theilweise leider durch Vermischung mit plebejischen Elementen degenerirt — das Vollblut ist bei einigen sehr wässerig geworden, die „Iris" ist sogar an der Wassersucht gestorben. Die Hauptfrage auf dem Familiencongreß der Pilze ist also immer ihre eigene Lebensfrage, denn die Schrecken der Jahre 1848 und 1849 haben das Blätterwerk ihres Stammbaums dermaßen gelichtet, daß der Gedanke, ihr altes ehrenwerthes Geschlecht könnte bald ganz aussterben, die Gemüther der Pilze sehr beunruhigt. Dies wäre auch für ganz Deutschland ein sehr harter Schlag.

Es gibt nämlich eine Unzahl Damen, die ohne Almanache und Taschenbücher ebenso wenig als ohne Flacon leben können. Es hat also die Existenzfrage der Almanache einen sehr großen Hintergrund — der Fall ist denkbar, daß plötzlich halb Deutschland in Ohnmacht fiele; was hätte dann nicht die andere, die männliche Hälfte in die Arme aufzufangen?! Es benehmen sich daher alle jene Kritiker, welche ihre Bannstrahlen grimmig gegen die Almanachsliteratur schleudern, nicht nur höchst ungalant, sondern auch undiplomatisch; denn würde das Almanachfieber plötzlich gewaltsam unterdrückt, so ignorirte die schmollende Damenwelt aus Rache den ganzen belletristischen Buchhandel. Man lasse daher schon aus Galanterie gegen das schöne Geschlecht die Taschenbücher dutzendweise wie die Taschentücher, nach allen Regeln der höhern Waschkunst geglättet, sich häufen. Man gönne so einem Salondämchen die Seligkeit, ihrer Nachbarin zuflüstern zu dürfen: à propos! wissen Sie schon, mein Julius ist geheimer Mitarbeiter der „Iduna", und im nächsten Jahrgang hat ihm der Herausgeber versprochen seinen Namen durchschossen unter seine Sonette zu drucken — aber, ma chère, machen Sie vor der Hand keinen Gebrauch davon, junge Autoren lieben das Geheimnißvolle. Wo sollte auch die Schar unserer Poetlein ihre Musenkinder noch unterbringen, wenn plötzlich die Schleußen der Almanache zuklappten? Auf Ehre: Deutschland ist nicht Aegypten! Wo gleich andere Abzugskanäle für „Thränen und Sehnen", für „Herzen und Schmerzen" finden? Der so zartfühlend angesungenen Damenwelt bliebe nichts übrig, als diese Legion schmachtender Stoßseufzer: „An die Entfernte!" diese Bataillone Ständchen mit obligater Mandolinebegleitung: „Unter ihrem Fenster!" diese selbstmörderischen Drohungen einer „platonischen" oder plutonischen Liebe auf eigene Kosten drucken zu lassen. Das wäre mehr als grausam. Keine Neuerungen! Respect vor dem alten spätherbstlichen Adel der Pilze! Keine Revolution gegen deutsche Damengefühle! Keine Umwälzung der Almanachliteratur! Poetische Freiheit und Gleichheit mit Rosaeinband — geistige Gütergemeinschaft in Goldschnitt! Californien ist eine Bettelanstalt dagegen! Ja, noch einmal: poetische Freiheit und Gleichheit! es glänze der Name des kleinsten Lyrikers in vertraulicher Nachbarschaft mit Emanuel Geibel, nur ein Octavblättchen scheide sie von der Tafel der Unsterblichkeit! Welche Leserin wollte einem Herausgeber nicht dafür dankbar sein, wenn sie, noch berauscht von den rhythmischen Fluten eines Freiligrath, die Seite umschlägt, und bei der ersten Strophe des jungen Poeten N. N. einschläft? Nun kann sie doch

sans gêne im Fauteuil von Freiligrath süß weiterträumen; wäre das folgende Gedicht nur mittelmäßig gewesen, so wäre sie wach geblieben. Man muß auf derartige Verdienste obscurer Lyriker nie mit Geringschätzung herabblicken, ja wir schlagen sogar vor, sämmtliche Salondamen Deutschlands möchten einmal eine Dankadresse der vollsten Anerkennung an alle jene begeisterten Jünglinge richten, die das erste mal im Phantasiefrack der Pseudonymität bescheiden in einem Almanach erscheinen. Man spotte darüber nicht — nur praktisch! aus dieser Dankadresse könnten die Herausgeber ganz sicher ihren Absatz berechnen; so viele Damenunterschriften, so viele Exemplare! das gäbe beim nächsten Jahrgang einen nicht zu verschmähenden Anhaltspunkt. Die Sicherheit der Speculation böte den Damen die Garantie, daß die Almanache von Jahr zu Jahr besser werden — welch hohes Ziel: Veredelung der Pilze! welcher Gewinn für die deutsche Nation in spe! welche Perspective für die Literarhistoriker! Wir sagen es rund heraus: die Taschenbücher würden wahre Schatzkästlein werden! die großen und kleinen Geister sammt und sonders spukten darin herum, und die Blaustrümpfe, als ätherische Flügelhauptleute der Damenliteratur, hielten über die Gespensterarmee eine nächtliche Heerschau. Wer hat etwas einzuwenden? ist diese Idee nicht groß? nicht echt national? Wie armselig nähme sich dann neben dieser geschlossenen Phalanx der deutschen Almanache das zerstreute Häuflein französischer und englischer Taschenbücher aus! Wie höbe unsere metallerzeugte Schar von geistreichen, außerordentlich herrlichen Bildern die Kupferstiche von der Seine und die Stahlstiche von der Themse aus dem Sattel! Die Westmächte würden total geschlagen. Bei allen Göttern! es wäre ein niedagewesener Nationaltriumph! In den Händen der Frauen liegt das Heil. Die Losung sei: Almanache mit Allerlei! Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß dieses Walhallaunternehmen, wenn die Damenwelt mit gutem Beispiel vorangeht und die Männerwelt ins Schlepptau nimmt, gewiß zustande kommt. Nur keine kleinliche Bedenklichkeiten — aller Anfang ist schwer. Wir sind der Meinung, man sollte zur Aneiferung Prämien aussetzen, z. B. wer einen neuen Almanach herausgibt, dem wird vom Damencomité, was sich natürlich bilden müßte, eine Entrékarte zu allen Soiréen in ganz Deutschland eingehändigt. Dadurch böte sich den Herausgebern die schönste Gelegenheit, selbst jene bescheidenen Jünglinge, welche die Geliebte nur in der Stille ansingen, und nicht den Muth haben, dem General-en-Chef eines Taschenbuchs ihre poetischen Erstlinge anzubieten, für das großartige Unternehmen zu gewinnen. Dieser Punkt allein verdient bei dem jetzigen Mangel an Lyrikern die höchste Beachtung. Jede Dame, welche auf diese Weise zur Entdeckung eines solchen stillen Lyrikers die erste Anregung gibt, bekommt mindestens den Orden pour le mérite. Nur so kann noch unsere Literatur gehoben werden — Almanache mit Allerlei! auf diese Grundsteine laßt uns weiterbauen. Also, meine Damen, thun Sie das Ihrige, wir haben das Unserige gethan. Hoffentlich wird 1856 die Sache in vollem Gange sein.

Dies Jahr müssen wir jedoch nach alter hergebrachter Weise die beträchtlich zusammengeschmolzene Schar der Taschenbücher besprechen. Da sie ihrer charakteristischen Haltung nach doch sehr verschieden sind, so glauben wir am besten zu thun, um Jenen, die sich dafür interessiren, die Uebersicht zu erleichtern, zwei Abtheilungen zu machen. Die erste derselben führen wir heute unsern Lesern vor:

1. Thalia. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Johann Nepomuk Vogl. Zweiundvierzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 1854. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Gedenke mein. Taschenbuch für 1855. Vierundzwanzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch und Voß. 1854. Gr. 16. 2 Thlr.
3. Iduna. Taschenbuch für 1855. Fünfunddreißigster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Lienhart. 1854. 16. 1 Thlr.
4. Aurora. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Einundzwanzigster Jahrgang. Wien, Lienhart. 1854. 8. 2 Thlr.
5. Aurora. Herausgegeben von Reding von Biberegg. Freiburg im Breisgau, Herder. 1854. 16. 21 Ngr.
6. Vielliebchen. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Theodor Mügge. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. 1854. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Nr. 1. „Thalia" verknüpft mit ihrer diesjährigen Erscheinung einen wohlthätigen Zweck: zum Besten der Witwe des Schauspielers Ziegelhauser. Dies allein dürfte vielleicht manchen Beschützer der Musensöhne bestimmen, durch den Ankauf dieses Taschenbuchs sein Schärflein auf dem Altar der Kunst zu opfern. Unter den Gedichten begegnen wir einigen Namen guten Klangs. Wir heben den Matador Grillparzer füglich zuerst aus der Masse heraus. Er hat diesmal nur ein Gelegenheitsgedicht gespendet — also Etwas, was durch äußere Anregung, nicht durch innere, echtdichterische Begeisterung den Weg ins Leben fand. Das sind eben nur Verse, wie sie jeder Poet machen kann; jedoch von einem Grillparzer erwartet man etwas Anderes. Bauernfeld gibt ein historisches Gedicht, das sich auf die Wartburg bezieht — dahin versteigen sich Oestreicher selten. Johann Gabriel Seidl, der Allgegenwärtige, läßt, als Almanachsplatzcommandant, fünf französische Volkslieder aufmarschiren, worunter uns das zweite (bretonisch) das beste zu sein scheint. Johann Nepomuk Vogl hat in „Donna Anna", „Vom Kloster Corvei", „Das erste Bündel" wieder den Balladenton in seiner bekannten Manier angeschlagen. Unter den novellistischen Beiträgen dürfte „Die schwarze Höhle" von Isidor Proschko der gelungenste sein. Zwar ist der Inhalt so grauenerregend, daß sich diese Geschichte eher zur Lectüre für Männer als für Damen eignet; doch versöhnt vielleicht auch die letztern die heldenmüthige Liebe der Miß Arabella mit dem Ganzen. Der Ton der Erzählung ist schwungvoll, die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten ohne Fehl, aber mit der Fiction, daß Lieutenant Hollwell, um sich in den Qualen des Durstes Erleichterung zu verschaffen, den Schweiß aus seinem Hemde gesogen habe, schoß der Verfasser einen ästhetischen Bock. Wir wollen ihm selbst die detaillirte Schilderung der fürchterlichen Marter, unter welcher der gewaltige Nabob Surajah-Dowla den Geist aufgibt, nicht übelnehmen; denn wo die Nemesis gerecht auftritt, dagegen hat der Leser sicherlich nichts einzuwenden, jedoch mit einem ekelerregenden Bilde wie das: mit Schweiß den Durst zu löschen, kann sich der gute Geschmack durchaus nicht befreunden. Recht artig erzählt

ist auch der Schwank: „Leicht gebessert" von Rudolf Puff. Der „Steinbauerfinemerl" und der bramarbasirende Pandurenhauptmann, der einmal ausruft: „Bei St.-Ivan, mich durstet wie einen Haifisch, der eine Alpenreise macht!" sind ergötzliche Figuren. Die Scene, wo alle Bauern die Gespensterfurcht befällt, wäre wol noch wirkungsreicher gerathen, wenn sie der Verfasser kürzer behandelt hätte; denn zieht man den Leser längere Zeit hindurch in solch spukhaften Kreis, so zwingt man ihn gleichsam dazu, auszurufen: Gespenster gibt es nicht! Noch findet sich unter den Erzählungen: „Was man nicht mit Gold kaufen kann" von J. F. Castelli, „Ein Theaterabend in einem Gebirgsdorfe" von Ludwig Scheyrer,, „Ein Staatsgefängniß" von Wilhelm Chezy u. s. w.

Nr. 2. Wir begegnen hier einer Biographie Johann Ludwig Deinhardstein's von J. G. Seidl. Nach einer kurzen Schilderung der ersten Periode seiner literarischen Laufbahn wird besonders auf seinen „Hans Sachs" hingewiesen, dem Goethe bei der ersten Aufführung auf der Hofbühne zu Berlin die Ehre erwies, ihn mit einem Prologe einzuleiten, worin er sein Urtheil in folgender Strophe aussprach:

Er hat hingeschrieben mit leichter Hand,
Als stünd' es farbig an der Wand,
Und zwar mit Worten so verständig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Hierauf werden Deinhardstein's Verdienste um das Burgtheater in Wien hervorgehoben, das er bekanntlich als Nachfolger Schreyvogel's eine Reihe von Jahren hindurch leitete. Sein Porträt ist der Biographie beigegeben. Unter den drei poetischen Erzeugnissen, die aus seiner Feder flossen, dürfte das erste: „Vor dem Dichten", das beste sein. Auch hier reiht Seidl zum zweiten male in dem nichtssagenden Gedichte „Ein Fläumchen" seinen Namen an Deinhardstein an. Es sieht beinahe so aus, als ob er sich nicht genug gedruckt sehen könnte. Einem Dichterjüngling, der die ersten Sporen zu verdienen sucht, verzeiht man so etwas, jedoch ein reifer Mann bringt sich dadurch mindestens in den üblen Ruf der Eitelkeit. Unter den Spenden Draxler-Manfred's befindet sich ein originelles, epigrammatisch zugespitztes Gedichtchen, das wir als ein narkotisches Sträußchen aus Arabien im Vorübergehen unsern Lesern zuwerfen wollen:

Der Araber sagt:
„Wer niemals gejagt,
Sich nie der Liebe hingegeben,
Nie bei Musik gefühlt ein Beben
Und nie die Blumendüfte
Einschlürfend prüfte, —
Ein Esel mehr
Als Mensch ist der."

W. Constant lieferte: „Ein Fastnachtmärchen." Wir erinnern uns in diesem Augenblick, von diesem Musensohn vor mehren Jahren ein sehr schwaches Product besprochen zu haben, und ergreifen daher mit Vergnügen die Gelegenheit, seine diesjährige Gabe als die beste des ganzen Almanachs hervorzuheben. Das Reinmenschliche spricht sich in diesem „Fastnachtmärchen" so einfach, so schön, so rührend aus, daß jeder Dichter ersten Ranges darauf stolz sein dürfte, es geschrieben zu haben. Der Gegensatz zwischen der im Genusse schwelgenden Gesellschaftskaste und der in tiefster Armuth lebenden Volksclasse ist in dieser kleinen Blumenverkäuferin und in diesem vom Schicksal geschlagenen Sohn der Karpaten, der auf den Gedanken verfällt, Südfrüchte im Tragkorbe öffentlich feilzubieten, meisterhaft durchgeführt. Wir können nicht umhin, wenigstens die herrliche Stelle, nach welcher Beide in der strengen Winterkälte der Nacht erfrieren und auf diese Weise von ihrem Elend erlöst werden, zu citiren:

Und an dem prächt'gen Marmormonument,
An seinen Stufen fröstelnd hingekauert,
Wo stumm der Sohn der Berge düster lehnt,
Das arme Mägdlein ihm zur Seite trauert.
Wen kümmern in dem Frost die Veilchen blau,
Ob d'rauf die Perlen Reif, ob Thränenthau?
Mit vorgehalt'nem Hute trägt der Mann
Fruchtlos zum Kaufe seine Früchte an;
Das Mägdlein ruft die Veilchen aus, vergebens,
Das Mitleid selbst hat sich verkühlt im Frost;
So steh'n die Beiden da ein Bild des Lebens,
Der ew'gen Wand'rung ohne Herz und Trost:
Das Kind mit seinen Veilchen duftig frisch
Mag noch auf alle Hoffnung nicht verzichten;
Der schwer geprüfte Mann mit dürren Früchten
Ein Gast an der Entsagung blankem Tisch.

Unter den prosaischen Beiträgen ist des Erwähnens werth: „Walpi" von Friedrich Steinebach. Die Hauptfigur kann man eine gelungene nennen, was von ihrer Umgebung keineswegs gilt. Das Hereinragen hochgestellter Personen ist in einer „Dorfgeschichte", wie der Verfasser selbst sein Product betitelt, durchaus nicht am Platze, der Leser wird durch sie aus der ländlichen Stimmung, in die ihn Landschaft und Staffage versetzt, plötzlich herausgerissen. Der Verfasser möge übrigens darauf bedacht sein, die Unebenheiten seines stark provinziell gefärbten Stils zu glätten. Die Bauern haben in einer solchen Geschichte natürlich das Recht, ihren Dialekt zu sprechen, jedoch wenn der Dichter vortritt, muß er zeigen, daß ihm die deutsche Grammatik kein mit sieben rothen Siegeln verschlossenes Buch sei — eine Bemerkung, die alle östreichischen Schriftsteller beherzigen sollten.

Nr. 3. Hier gibt derselbe eben genannte Novellist „Silhouetten aus dem Künstlerleben", worunter sich Anekdoten von Demoiselle Lemaure, Haydn, Beethoven und der Catalani befinden. A. L. Lisching macht seinem mitunter recht gesunden Humor in einer „Somnambülengeschichte" Luft. Johann Gabriel Seidl, der Allgegenwärtige, wendet diesmal seiner Geliebten, der Lyrik, den Rücken zu, und liefert in frei gewählten Versmaßen ein Dramalet: „Bertha Bellincioni", die Kaiser Otto's IV. Kuß verschmähte, als er sich ums Jahr 1209 in der Nähe von Florenz von dem deutschen Ritter Guido (?) verlocken ließ, auf romantische Liebesabenteuer auszugehen. Noch enthält „Iduna" eine von Herzen langweilige Novelle von J. A. Moshammer, betitelt „Liebesopfer", die er füglich hätte „Leseropfer" nennen sollen. Die Gedichte stehen sämmtlich unter dem Niveau der Kritik; einige derselben sind so ungewöhnlich albern, daß man nicht weiß, was man sich von einem Leserkreise zu denken hat, dem ein Herausgeber solche Todsünden gegen den guten Geschmack aufzutischen wagt. Doch jedenfalls die Krone aller erotischen Lieder der gesammten deutschen Classiker ist „Der Trompeter" von Theodor Klein — der Liebeselige tutet auf diesem sanften Instrumente aus allen Leibeskräften, um die Entfernte zu einem Kusse herbeizulocken —; so etwas Herrliches ist uns noch nie vorgekommen! Das verdiente in der That zur Warnung für unberufene Dichter und schwachbrüstige Regimentstrompeter an jedem Baum und an jede Straßenecke in Deutschland angeschlagen zu werden. O Iduna! laß dir die Retraite blasen!

Nr. 4. „Aurora" geht bereits 31 Jahre in Oestreich auf, dessenungeachtet ist es dort noch nicht in allen Köpfen Licht geworden. Von bedeutenden Namen erblicken wir einen einzigen: Hammer-Purgstall. Der berühmte Orientalist gab als Spende 21 persische Sprüche; der originellste darunter dünkt uns folgender zu sein:

Wären Flügel Katzen angemessen,
Würden sie die Vögel alle fressen;
Niedriger, der hoch aufstieg zu Ehren,
Wird die Hand der Niedrigen versehren.

Ida Meves, geborene Lappe, flocht mit zarter Frauenhand ein Kränzchen von fünf Liedern, die schwedischen Dichtern nachgebildet sind. Darunter hat uns am meisten angesprochen: „Der Frühlingsmorgen" (nach Runeberg). Auch hier haspelt Theodor Klein fünf Gedichte ab, die etwas besser sind als das Lied vom sehnsüchtigen „Trompeter". R. A. Kaltenbrunner hält eine Selbstschau in sieben Leitartikeln in Versen, die dem Idealismus die Cour machen; sehr naiv ist das Geständniß, daß „seinem reichen Herzen nicht bald ein anderes an tiefer Bewegung gleichkommt", worauf er die „gedankenknechtende" Strophe losläßt:

Und was ich im Innern auch berge,
Ich geb' es nach außen nicht kund;
Nie spricht den geliebten Namen
Der Knecht der Gedanken, der Mund.

J. G. Seidl gibt unter mehren Beiträgen auch eine Ballade in niederöstreichischer Mundart: „Da Busch'n". Er hat auf diesem Felde sowol in Versen als auch in Prosa bereits Treffliches geleistet, ich erinnere hier nur im Vorübergehen, um ein einziges Beispiel zu geben, an den köstlichen, ausgezeichneten Schwank: „Dö Mana ohne Kopf." Ludwig August Frankl hat unter allen poetischen Gaben des Almanachs mit dem Gedichte „Während des Gewitters" den Preis davongetragen. Hätte er sich nicht verleiten lassen, in jeder Strophe den Blitz in einem Bilde, das manchmal gesucht ist, wiederzubringen: das Gedicht wäre ein Meisterstück zu nennen. So ist es unbedingt zu lang. Besonders schön ist der Schluß (S. 134):

Sowie der Blitz zu sein, das wäre Leben!
Ein kühner, göttergleicher Athemzug:
Ein Leuchten, ein Verklären, ein Verschweben,
Ein voller Pulsschlag Dasein und — genug!

Moritz Reich ergeht sich in einem etwas schwülstigen Panegyrikus: „Goethe's Schatten." C. Cerri spendet ein Bruchstück aus einem dramatischen Gedichte „Byron in Venedig", worin auch die bekannte Gräfin Guiccioli eine Rolle spielt. Unter den Novellisten begegnen wir zuerst dem gewandten C. Paul. Sein „Spanischer Grande" ist ein interessanter Stoff, der von der Schürzung bis zur Lösung des Knotens in Spannung versetzt; nur möchten wir dem Verfasser rathen, in der Zukunft „historische Novellen" nicht mit einer Moralsentenz abzuschließen wie eine Fabel. Castelli erzählt eine einfache Geschichte: „Der Empfehlungsbrief."

Franz Stelzhammer, der geniale Natursohn, dessen herrliche, fast an Goethe'sche Tiefe mahnende Lieder in obderensischer Mundart ins Herz des Volks gedrungen sind, steuerte der „Aurora" ein Märchen bei: „Die drei Boten." Stelzhammer besitzt neben einer — wie sollen wir sagen? — Ungenirtheit noch eine gewisse geschäftige Unverdrossenheit, den einmal gewählten Stoff, mag er nun der Wirklichkeit entnommen sein, oder poetischer Fiction seinen Ursprung verdanken, rasch zu bewältigen. Dies gelingt ihm jedoch nicht immer. Er hat zu viel in seinem gemüthlichen Gebirgsdialekt gesungen und sich dadurch dem Hochdeutschen entfremdet — er fühlt das selbst am besten. Er sinnt, sucht, ringt manchmal nach Ausdrücken, die er nicht finden kann, oder bemüht sich selbst, einem Satze, der ihm nicht gefällt, eine bessere Wendung zu geben. Diese Unsicherheit, diese sich selbst verrathende Wankelmüthigkeit benimmt seinem Stile den Fluß, zuweilen schleichen sich sogar grammatikalische Unrichtigkeiten ein. Wir rathen ihm Lessing's oder Heinrich von Kleist's Prosa zu studiren; bei seinen äußerst glücklichen Naturanlagen müßte er solche formellen Schwierigkeiten spielend überwinden. Bei dem ebengenannten Märchen hat er sich jedenfalls auf einen zu subjectiven Standpunkt gestellt, abgesehen davon, daß die Pointe nicht neu, sondern nur eine Variation der Faust-Sage ist. Wir sprechen dies Alles ganz unumwunden aus, weil wir Stelzhammer für ein bedeutendes Talent halten, dem nur der feinere Schliff und einige Kunststudien fehlen, die Niemandem erlassen werden können, der als Schriftsteller aufzutreten die Absicht hat. Bei seinen Volksgesängen mag er ganz gene Naturbursche bleiben, doch anderwärts geht das nicht. Noch ist seines humoristischen Anstrichs wegen erwähnungswürdig: „Ein Bräutigamsspuk", Capriccio von A. L. Lisching, allen Junggesellen und Brautleuten zu empfehlen.

Nr. 5. Deutschland hat mit einer „Aurora" nicht genug; Reding von Biberegg hat im Breisgau eine zweite aufgehen lassen. Glückliches Vaterland! Im Vorwort heißt es, „hätten die Mitarbeiter, sämmtlich unbekannte Größen, die sich zu einer Sängerfahrt zusammengethan, leicht einen berühmten Capitano erhalten können" — ja wol ganz unbekannte Größen! als solche hätten sie jedoch füglich mit etwas mehr Bescheidenheit auftreten sollen. Freiherr von Rachwitz, der das Buch mit einer Reihe von Gedichten betitelt: „Lavagluten", gewidmet Karl Beck, Alfred Meißner und Ferdinand Freiligrath, eröffnet, hat in einer sehr bombastischen Vorrede für nöthig befunden, mit ungewöhnlich groß gedruckten Buchstaben auf sich selbst aufmerksam zu machen. Dieser Messias der von nun an auf Stelzen gehenden Verse läßt sich unter Anderm also vernehmen: „Was jene Titanen begonnen, diese bergthürmende Erhöhung der Gedanken, habe ich zum Gipfel der Vollendung gebracht. Meine «Lavagluten» sind die höchste Vollendung des Inhalts in der Form, sie sind das Ende aller Poesie." Apollo, merke dir es: mit dem Freiherrn von Rachwitz hört Alles auf! In diesen „Lavagluten" offenbart sich eine fast wahnsinnige Sucht die schwülstigsten Bilder auseinanderzupfropfen. Theils um unsern Lesern ein Gelächter abzunöthigen, theils damit sie sich nach dieser seiner außerordentlichen Vorrede ungefähr eine Vorstellung von der freiherrlich Rachwitz'schen Muse zu bilden im Stande sind, citiren wir als Curiosum eine jener angeschwollenen „Lavagluten":

Dem Weltgeist.

II.

Ihr Ströme seid des Weltgeists Riesenthränen,
Er weint auch in der Nächte stillem Walten,
Kaum mag er länger mit den Felsenzähnen
Des Himmels lange Wolkenfetzen halten.

Er wühlt sich in des Waldes Tannenhaare
Mit seiner Hände stürmendem Orkane,
Dann aber mit dem wallenden Talare
Erscheint er auf der Sterne Goldaltane.

Der Mond ist seines Turbans Lichtagraffe,
Der Erde Blumen Stickerei am Saume;
Der Dichter aber ist des Weltgeists Waffe,
Mit der er fuchtelt, wie der Held im Traume.

Keine Widerrede! das heißt wie der Held im Traum fuchteln. Noch absurder ist folgende Stelle:

Dir aber blieb
Der Wald der Empfindung!
Lege hinweg
Die Büchse des Wortes
Und jage
Heim den schnaubenden
Jagdhund der Verse
Und Reime!

Da kann man wol dem Verfasser seine eigenen Worte zurufen: „Ja, das ist das Ende aller Poesie!" denn da fängt die Tollhäuslerei an. *)

---

*) Uns will es nach den von unserm Berichterstatter mitgetheilten Proben bedünken, als ob diese „Lavagluten" durchweg eine satirische oder parodische Tendenz hätten. Eine ernsthaft gemeinte Verherrlichung und Feier Beck's, Meißner's und Freiligrath's würde wol auch von den Herausgebern eines, wie es scheint, vielfach mit strengkatholisch oder doch frommgesinnten Gaben ausgestatteten und bei Herder in Freiburg erschienenen Almanachs nicht zulässig gefun-

Die zweite dieser „unbekannten Größen", Franz Bonn, führt eine „Symphonie in Wehmoll" auf, bei der man nicht weiß, ob die „Introduction" oder das „Adagio", ob das „Scherzo" oder das „Finale" am langweiligsten ist. Die dritte dieser „unbekannten Größen" ist ein pietistischer Mucker, die vierte ein Sonettenfabrikant, der in diesem Damenartikel nur en gros Geschäfte macht, und daher ein furchtbarer Rival des Herrn Julius von Rodenberg zu werden droht; die fünfte bramarbasirt in „Landsknechtliedern" folgendermaßen:

Zu Amor's Fahne schwör' ich nie,
Mich treibt viel höheres Minnen,
Bin ein zu ehrenvest Genie,
Um so trockene Lieb' zu gewinnen.

Die sechste dieser „unbekannten Größen" hat jedoch zu Amor's Fahne geschworen, und lebt in dem seligen Wahne, daß alle diese verliebten Stoßseufzer, genannt „Lose Blätter aus meinem Tagebuche" das Publicum interessiren können. Die siebente ist zur Abwechselung wieder ein pietistischer Mucker der feinsten Qualität, das Dutzend zu 1 Fl. 24 Kr. Die achte zur Abwechselung ein Mucker gröbern Korns, der in einer Trauerrede Lamennais so anschnauzt:

Ach über den Mann, der sich selber zu schwer!
Denn was er nur war, das war er zu sehr:
Ein zu herber Prophet, ein zu schrecklicher Christ,
Ein zu kühner Poet, ein zu starker Sophist!

Hierauf folgen „Botanische Studien" vom Herausgeber, jedenfalls das Beste, was wir bisjetzt in der ganzen Sammlung entdeckt haben; doch ist diese lang „sprechende Eiche" und diese auch etwas muckerische „Linde", die ebenfalls eine Rede hält, so etwas Extravantes, daß der Verfasser, um die schwachnervige Almanachsleserin darauf vorzubereiten, lieber hätte als Titel nicht botanische, sondern: „Hyperromantische Studien" wählen sollen. Freiherr von Rachwitz sattelt zuguterletzt noch einmal den Pegasus, und gibt dem Buche mit einer „Schlußparabase" den Geleitschein in die Welt hinaus — der Pegasus wollte zwar nicht pariren, er bockte bei jeder zweiten Zeile, jedoch der Mann der „Lavagluten" ist sattelfest. Begeistert ruft er am Ende seines Ritts aus: „Leucht' froh nun hinein in die dämmernde Welt, Aurora!" Umdämmertes Vaterland, erblinde nicht vor diesem Glanzmeer! Deutscher Michel, drücke die Augen fester zu als die Winterfenster; mit Blindheit geschlagen sein ist etwas Schreckliches! Jungfer Germania, lassen Sie sich von diesen „Lavagluten" nicht verführen, hüten Sie sich vor „unbekannten Größen!"

Nr. 6. Wenn sich überhaupt ein Almanach in unsern Tagen noch halten soll, so muß sein Inhalt ein sehr mannichfaltiger sein; denn unsere Salondamen, deren Wesen in tausend Förmlichkeiten besteht, haben keinen Sinn für ein Ganzes. Sie wollen alle Minuten etwas Anderes, eine Kleinigkeit, die ihnen ein paar Augenblicke die Zeit vertreibt, die edle todtschlagen hilft. Der Nipptisch ist der Grundstein dieses außerordentlich guten Geschmacks; die Herausgeber der Taschenbücher müssen darauf weiterbauen, oder die schönen Leserinnen schwören lieber der Leihbibliothek ewige Treue. Je mehr buntes Zeug darin zusammengewürfelt wird, desto besser, je mehr Autoren, desto mehr Abwechselung. Das „Vielliebchen" trifft also der gerechte Vorwurf der Eintönigkeit, denn es bringt immer nur von einem und demselben Autor, Theodor Mügge, ein paar Novellen. Die wenigen, gewöhnlich sehr schlechten Gedichte zu den koketten Gesichtern der Stahlstiche können gegen unsere obige Bemerkung nicht in die Wagschale fallen. Dieses „Ansingen" weiblicher Porträts ist überhaupt eine Beleidigung für die lebendigen Originale; gegen diesen idealblöden Götzendienst sollte das schöne Geschlecht öffentlich auf das schärfste protestiren, sollten die jungen Frauen das Panier erheben, die alten Jungfern, amazonenhaft geschart, die Zeiten der Bilderstürmung zurückrufen. Ueber die zwei Erzählungen: „Schuld und Strafe" und „Erinnerungen eines Diplomaten", bemerken wir blos, daß Mügge bereits bessere Novellen geschrieben hat. **Emanuel Raulf.**

den worden sein. Auch der Name des angeblichen Verfassers, „Freiherr von Rachwitz", wol eine Verstümmelung aus dem Namen „Strachwitz", bestärkt uns in dieser Vermuthung. D. Red.

F. G. Kühne's neuester Memoiren-Roman.

Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von F. Gustav Kühne. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Je größer leider von Jahr zu Jahr im Gebiet der schönwissenschaftlichen Literatur und namentlich des Romans die Zahl der fabrikmäßig oder salopp hingearbeiteten Producte wird, weil die große Masse Derer, welche sich dieser Thätigkeit zuwenden, hierzu nicht sowol durch echte Begeisterung für die Poesie und durch die unwiderstehliche Gewalt des innern Berufs, als vielmehr durch eine Scheu vor ernstern Studien und anstrengendern Arbeiten angetrieben wird, um so wohlthuender und erfreulicher ist es, unter der Schar derartiger Erscheinungen auch einmal einem Erzeugniß zu begegnen, welches, wie das vorliegende Werk Gustav Kühne's, durch und durch den Charakter der Gediegenheit trägt und auf denjenigen Leser, der das Gediegene zu würdigen weiß, den befriedigenden Eindruck macht, daß der Verfasser bei Ausarbeitung desselben ununterbrochen von Liebe und Begeisterung für dasselbe, von Achtung für seinen Stoff, von Achtung für die Kunst und von Achtung für das ihm vorschwebende Publicum durchdrungen gewesen ist. An ein Publicum freilich, das nur liest, um mit dem Lesen jeder ernstern Beschäftigung, jedem Denken, jeder wirklichen Geistesthätigkeit zu entgehen oder um eine abgestumpfte Phantasie mit geistigen Opiaten aufzuregen, an ein Publicum, das nur liest, nicht um sich beim Lesen des Dufts und Wohlgeschmacks, der Kraft und Würze Dessen, was ihm der Dichter nach und nach für Zunge, Gaumen und Geist bietet, auch nach und nach mit Zunge, Gaumen und Geist zu erfreuen, sondern um nur so rasch wie möglich das ihm vorgesetzte Gericht in den Magen zu bekommen und es alsdann seine Wege weitergehen zu lassen, an ein solches Publicum freilich hat der Verfasser wol schwerlich gedacht, vielmehr solche Leser vor Augen gehabt, denen es in und mit der Unterhaltung zugleich um eine nachhaltige Nahrung und Kräftigung ihres Geistes, um eine Erweiterung ihres Gesichts- und Gedankenkreises, um eine Bereicherung und Läuterung ihrer Anschauungen zu thun ist; und solche Leser werden denn auch in seiner Schöpfung eine Quelle des reichhaltigsten Genusses und der vielseitigsten Belehrung finden und ihm wie der Redaction der „Deutschen Bibliothek", die durch die Aufnahme dieser Arbeit aufs neue ihren Sinn für das Gediegene bewährt hat, umsomehr dankbar sein, als die Zahl gleich werthvoller Producte der Flut der ephemeren Erscheinungen gegenüber eine verhältnißmäßig ziemlich geringe ist.

Mit einem Roman im gewöhnlichen Sinne des Worts haben wir es also hier nicht zu thun; auch legt der Verfasser selbst seiner Arbeit diesen Namen nicht bei, sondern nennt es eine „Familiengeschichte". Und eine solche ist es allerdings auch, nur darf man dabei nicht etwa an die Familienromane von Lafontaine und seiner Schule denken, denn mit diesen hat es schlechterdings gar keine Aehnlichkeit. Eher schon läßt es sich mit den „Lebensläufen in aufsteigender Linie" von Hippel, mit einer Familiengeschichte wie sie Jean Paul im „Titan" und „Hesperus" und Steffens in der „Familie Walseth und Leith" behandelt, vergleichen, namentlich insofern, als hier die Familie, ähnlich wie die der Pelopiden und Kadmeionen im griechischen Alterthum für die Tragödie, als Trägerin und Fortbilderin einer in ihr waltenden Idee oder eines über ihr waltenden Geschicks aufgefaßt wird. Jedoch geht die Kühne'sche „Familiengeschichte" über die eben genannten darin hinaus, daß sie, wenn auch nicht im Einzelnen, doch im Großen und Ganzen weit entschiedener als jene auf einer historischen Unterlage ruht, und in und mit einer Familiengeschichte zugleich ein großartiges culturgeschichtliches Zeit- und Sittengemälde ist, in welchem uns eine der interessantesten und merkwürdigsten Seiten des vorigen Jahrhunderts, nämlich seine als Reaction gegen die nüchterne Aufklärerei sich geltendmachende Neigung zur Mystik, zur Magie, zu kosmopolitisch-religiösen Geheimbünden u. s. w. nach den verschiedensten Richtungen hin mit einer ebenso gründlichen, die sorgfältigsten Studien voraussetzenden Kenntniß des Detail als mit unbefangener, geistigfreier Auffassung abgespiegelt wird. Bietet die Verfolgung dieser Richtung, die in den Logen der „Freimaurer" und namentlich der Rosenkreuzer den eigentlichen Tummelplatz ihres esoterischen Treibens fand, schon in rein anthropologischer und psychologischer Beziehung eine Masse höchst interessanter Gesichtspunkte dar, so steigert sich das Interesse dafür bedeutend noch dadurch, daß die verschiedenen kirchlichen Fractionen und Confessionen, und zwar auf der einen Seite ebenso sehr der Protestantismus und Rationalismus wie auf der andern Seite der Katholicismus und Jesuitismus, ja neben, zwischen und über beiden auch das Judenthum, die Naturreligion der Waldenser, der Kosmopolitismus und das reine Menschenthum in innigsten Zusammenhang damit traten und die Macht und Bedeutung, welche jene geheimen Gesellschaften auf eine zeitlang sich errungen hatten, in ihrem Sinne zu gestalten und sie für ihre Tendenzen auszubeuten suchten. Hierdurch erhalten jene für uns scheinbar in dunklem Hintergrunde liegenden Regionen des Lebens die nächste und unmittelbarste Beziehung zu denjenigen Fragen des Geistes und Herzens, welche den Menschen zu allen Zeiten am tiefsten ergreifen und am lebendigsten beschäftigen, um derentwillen er das Bitterste erträgt, das Süßeste preisgibt, um die er seine Freiheit verkauft und sich in Gefahren stürzt, für die er kämpft, leidet und selbst den Tod nicht scheut.

Dieser innige Zusammenhang der Religion einerseits mit jenen geheimnißvollen Richtungen der Gesellschaft, andererseits mit dem unmittelbaren Wohl und Wehe des menschlichen Herzens, ihre Macht über die Gestaltung der natürlichen und socialen Verhältnisse, ihre Eingriffe in alle Angelegenheiten und Lebensbeziehungen, sowie die aus ihr selbst sich entwickelnden Gegensätze und Conflicte, das sind denn auch die eigentlichen Elemente und Grundbestandtheile des hier vor uns aufgerollten Zeit-, Sitten- und Lebensgemäldes, und sie erhalten in ihm eine um so größere Wirkung und Bedeutung, als der Verfasser einerseits auf vollkommen freiem Standpunkte darüber schwebt, sodaß er sämmtlichen Richtungen und Parteiungen, welche sich darin bekämpfen, gleich sehr gerecht wird, andererseits sich als Dichter und Künstler ganz in dieselben versenkt, und nicht von sich aus, sondern aus dem Innern seiner Schöpfung heraus sich Alles entfalten und gestalten läßt. An dieser Einkleidung des Ganzen in die Form dreier Selbstbiographien — zuerst zweier Brüder und dann ihres Vaters — wird vielleicht Einer oder der Andere Anstoß nehmen; und für den Standpunkt derjenigen Leser, denen es einzig und allein um Neugier und Spannung zu thun ist und welche die Verwickelungen und Gefahren einer Persönlichkeit nur dann spannend finden, wenn sie nicht wissen, ob dieselbe wol glücklich davonkommen werde, wäre vielleicht auch die gewöhnliche Form der Erzählung zusagender gewesen; dagegen vom höhern Gesichtspunkt aus betrachtet muß die gewählte Einkleidung gerade als die allein für den Stoff passende, ja fast allein mögliche angesehen werden: denn wo es sich nicht blos um Mittheilung äußerer Ereignisse und Handlungen, sondern ebenso sehr um eine Darlegung und Entfaltung innerer Seelenzustände und Lebensentwickelungen handelt, stellt sich die Erzählung in dritter Person stets als unwahr und unnatürlich dar, weil kein Dritter die rein innerlichen Bewegungen und Regungen so ins Einzelste und Feinste hinein zu verfolgen vermag wie Derjenige, welcher sie in sich selbst erlebt oder wenigstens mit der Person, die sie erlebte, in unmittelbarer, lebendiger Wechselbeziehung gestanden und das Erlebte mit durchempfunden hat. Freilich gehört zur künstlerischen Handhabung einer aus einem andern Geist sich entfaltenden Form eine ganz besondere Begabung: denn man muß einerseits im Stande sein, sich mit seiner Phantasie ganz und gar in die Seele derjenigen Person, in deren Namen man schreibt oder erzählt, zu versenken und Alles mit ihren Augen anzusehen, mit ihrem Herzen zu empfinden und vom Standpunkte ihrer Zeit und Lebensstufe aus zu beurtheilen; andererseits muß man auch die Sprache und den stilistischen Ausdruck der Gedanken dergestalt in der Gewalt haben, daß der Leser wirklich nicht den Autor, sondern den Träger der Geschichte reden zu hören glaubt und sich ganz in seine Anschauungs- und Darstellungsweise versetzt fühlt. Das hat aber gerade der Verfasser des vorliegenden Werks meisterhaft verstanden, und es zeichnet sich daher dasselbe nicht blos durch die allgemeinen Eigenschaften eines in schönem Ebenmaß

wohlgefälliger Gliederung und rhythmischer Bewegung dahinfließenden Stils, wie man ihn von Gustav Kühne nicht anders gewohnt ist, sondern auch durch einen ganz eigenthümlichen, charakteristischen Typus aus, der die Fähigkeit besitzt, uns sogleich mitten in die Sphäre der Geschichte und in den Seelenzustand Dessen, der sie niedergeschrieben, hineinzuversetzen.

Ueber diese jetzt sehr selten zu findende dramatische Färbung des in diesen Biographien angewandten Stils habe ich mich bereits vor mehren Jahren einmal, als der Verfasser in einem Taschenbuche ein Bruchstück dieses Romans unter dem Titel „Mormona die Waldenserin", welches jetzt den Anfang des dritten Buchs bildet, mitgetheilt hatte, auszusprechen Gelegenheit gehabt und schon damals nicht umhingekonnt, ihm meine aufrichtige Bewunderung zu zollen. Es gibt, sage ich dort, einen gewissen Stil von ganz besonderm, eigenthümlich wirkendem Charakter, den ich nicht besser glaube bezeichnen zu können, als wenn ich ihn den Stil der Resignation nenne. Er ist kurz, ohne doch coupirt zu erscheinen, ja er macht selbst da den Eindruck der Kürze, wo er sich gehen läßt, wo er sich ausbreitet. Er stellt sich zugleich als hastig und als ruhig dar. Wer ihn schreibt, betrachtet den Stoff, den er behandelt, als etwas der Vergangenheit Verfallenes, Verlorenes, Abgethanes. Er hält es nicht der Mühe werth, lange dabei zu verweilen, großen Schmuck darauf zu verwenden, viel Kunst daran zu setzen. Kann ja das Vergangene damit doch nicht zurückgerufen werden! Darum eilt er mit einer gewissen Hast darüber hin; er sputet sich, als sei es ihm nur darum zu thun, so schnell als möglich davon loszukommen, als ängstige es ihn, sich mit einem Todten, Abgestorbenen zu befassen. Aber bei alledem behauptet er seine Ruhe. Weiß er doch auch, daß ihm die Vergangenheit nichts mehr anhaben kann. Es liegt ja Alles im Rücken, es ist ja Alles vorüber, es ist ja nur noch der Schatten der Erinnerung, der vor ihn tritt; er kann also mit größter Gelassenheit darüber reden, er kann selbst darüber scherzen, darüber lächeln; er kann mit einer gewissen Ironie, mit einem gewissen Gefühl der Ueberlegenheit darüber schweben, und eben weil er dessen gewiß ist, darf er denn auch die Vergangenheit mit all ihrer Lust und Pein im kleinsten Detail, im sorgfältigst ausgemalten Bilde vor sich hinstellen, sich in dasselbe versenken und endlich — sich mit all seiner Ruhe und Ueberlegenheit in demselben vergessen. Wer diesen Stil schreibt, muß viel erlebt haben. Es müssen heiße Kämpfe durch sein Herz gegangen sein, aber sie sind nun ausgekämpft, es ist der Friede eingekehrt, oder wenn nicht der Friede, doch die Ermattung, und mit der Ermattung die Resignation. Man schreibt diesen Stil nur aus der ersten Hand, in der ersten Person. Es ist kein Schriftstellerstil. Es ist ein Stil für hinterlassene Papiere, Selbstbekenntnisse, Memoiren. Man schreibt ihn nicht für einen Andern, nicht der Mittheilung halber, sondern nur, um die Sache loszuwerden, um einem rastlosen Denken endlich ein Gedachtes abzugewinnen. Man schreibt ihn, weil man Das, was man schreibt, schreiben muß. Es ist keine freiwillige Handlung. Es ist ein Naturproceß, eine Entbindung von Dem, was man nicht mehr bei sich behalten kann. Er läßt sich schwer nachahmen; vollkommen nur von einem Dichter, der soviel Phantasie besitzt, sich ganz in eine solche Situation, aus welcher heraus er ursprünglich allein geschrieben wird, hineinzuversetzen, und der zugleich so sehr Meister der Sprache ist, daß er die von der Phantasie erzeugten und wiedergegebenen Vorgänge in seinem Innern mit photographischer Schnelligkeit und Treue wiedergeben kann. Es ist daher ein treffliches Zeugniß für Den, der ihn vom künstlerischen Standpunkte nachzubilden versteht, und wir würden daher den Verfasser der vorliegenden Selbstbiographie, die in diesem Stil geschrieben, unbedenklich zu den besten unserer Autoren zählen, auch wenn der Name Gustav Kühne noch völlig unbekannt und diese Arbeit das Erste wäre, was er veröffentlicht hat.

In diesem Stil hat der Graf Giuseppe della Torre, der Vater, die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufgezeichnet, eines Lebens, so reich an Erlebnissen, so reich an innern und äußern Kämpfen, so reich an herben und bittern Erfahrungen, daß nothwendig die Darstellung desselben jenen resignirt ruhigen, die lebendigste Beweglichkeit des Herzens und die geheimnißvollste Gemüthstiefe klar und plastisch zur Anschauung bringenden Charakter annehmen mußte. Bewegter, jugendlicher, wechselnder ist die Darstellung in den Bekenntnissen seiner Söhne: denn sie werden — vom ältern mündlich, vom jüngern schriftlich — von einer Lebensstufe aus gegeben, auf der man noch nicht mit dem Leben abgerechnet, sondern sich zuerst eine feste Stellung und dem Schicksal die Gewährung der Foderung des Archimedes: Δός μοι ποῦ στῶ! abgerungen hat, wo man also, wie Einer, der eben das Schiff verlassen, die Wankungen und Schwankungen eines dem natürlichen Boden entrissenen, dem Element der Ungewißheit preisgegebenen Lebens nicht blos treu in der Erinnerung bewahrt, sondern noch in voller Lebendigkeit wirklich nachempfindet.

Wir haben es also hier mit den unmittelbaren, naturgemäßen Selbstabspiegelungen dreier Menschenleben zu thun — dreier Menschenleben, die durch die Bande der Natur auf das engste verkettet waren, aber durch das Schicksal, oder richtiger durch den Dämon des Dualismus, der gerade aus dem religiösen Drange der Menschen nach absoluter Einigung unter sich und mit Gott, aus dem Triebe nach Einem Hirten und Einer Heerde am mächtigsten emporschießt, auseinandergerissen und so lange in vereinsamter Trennung gehalten wurden, bis der in der Geschichte der Völker und der Individuen waltende Geist der Einheit und Ordnung sie wieder zusammenführte und mit dieser äußern Vereinigung zugleich den Zwiespalt im Innern jedes Einzelnen tilgte. Die Darstellung dieses aus dem Boden der Religion sich entwickelnden Zwiespalts im Schoose einer Familie und der endlichen Ueberwindung derselben einerseits durch Abschleifung der Gegensätze, andererseits durch Losreißung von einseitigen, beschränkten Gesichtspunkten ist dann of-

fenbar auch als die vom Autor dem Ganzen zugrunde gelegte Idee anzusehen, und sobald man sich dieses klar gemacht hat, gewinnt man zugleich über die einzelnen Elemente der Geschichte, über die in ihr sich bewegenden und sich durchkreuzenden Persönlichkeiten und Charaktere, über die Erlebnisse und Handlungen derselben, über den historischen und geographischen Hintergrund der Begebenheiten, sowie auch über die ganze Anlage und über die Construction der einzelnen Bestandtheile zu einem Ganzen den befriedigendsten Aufschluß.

Als der eigentliche Mittelpunkt und einheitliche Keim des Ganzen erscheint der bereits erwähnte Graf Giuseppe della Torre, alle übrigen Elemente lassen sich gewissermaßen entweder einerseits als Radien oder Sprößlinge seines von innen nach außen sich entfaltenden Wesens, oder andererseits als die verschiedenen Seiten der ihn umschließenden und von außenher auf sein Inneres einwirkenden Außenwelt betrachten. Sein eigentliches Selbst erscheint als der reine und in dieser Reinheit sich erhalten wollende Mensch, als das Geschöpf, an dem Natur und Geist gleichen Antheil haben, das sich daher als die Einheit dieser Gegensätze fühlt und das Bedürfniß empfindet, in seiner Entwickelung sie gleich und ebenmäßig zur Entfaltung kommen zu lassen und eben hierdurch die dem Menschen eingeborene Gottesidee zu realisiren und seinen Trieb nach dem Göttlichen hin zu befriedigen. Aber dieses sein eigentliches Selbst erscheint schon in seinen frühesten Anfängen durch den Einfluß der besondern Verhältnisse getrübt. Sein Vater ist nicht der reine, freie Geist, sondern der einseitige, vom Wechselverhältniß mit der Natur losgerissene, die Natur verwerfende Geist des strengen Katholicismus; und so ist auch seine Mutter nicht die reine, freie Natur, sondern die vom Geist verleugnete, auf sich verwiesene und in sich verwildernde Natur des waldensischen Christenthums. Zwar haben Natur und Geist nicht immer in diesem Verhältniß zueinander gestanden. Die Natur hat vielmehr von jeher wieder und wieder auf den Geist ihre Macht ausgeübt und ihn genöthigt, eine Verbindung mit ihr einzugehen, die Vorväter della Torre's haben von alten Zeiten her trotz ihrer katholischen Strenggläubigkeit nicht umhingekonnt, sich ihre Frauen aus den Bergen der waldensischen Ketzer zu holen, und die Frucht einer solchen Verbindung ist auch unser Giuseppe. Aber hinterher ist der Bruch und Zwiespalt stets nur um so größer geworden, weil der Geist die Gleichberechtigung der Natur nicht anerkennen wollte und die Natur, selbst wenn sie dem Geist sich unterworfen zu haben schien, doch stets wieder zum Durchbruch kam. Dieser Doppeleinfluß zweier sich suchender und dann wieder sich fliehender Elemente macht sich nun durch die ganze Entwickelung della Torre's geltend. Er empfängt eine strengkatholische, jesuitische Erziehung; der Vater glaubt ihn damit für immer gegen die verführerische Macht der Natur sichergestellt zu haben. Aber kaum ist er wieder auf dem Schlosse seiner Väter in Piemont, das an die Berge der Waldenser grenzt, so führt ihn das Verhängniß sofort mit Mormona, einer reizenden Tochter der Berge zusammen, und er schließt mit ihr, während sein Vater in Rom weilt und nachdem sie sich zum Katholicismus bekannt, seine Vermählung. Eine zeitlang ist diese Verbindung eine Quelle des reinsten Glücks und selbst der zurückgekehrte Vater nimmt daran theil, weil ihm die waldensische Abkunft Mormona's verheimlicht ist. Aber im Zustande der Hoffnung kehren in ihr die natürlichen Regungen und Gelüste zurück, ihr Bruder Pirrho, der Repräsentant der verwilderten, in sich verbissenen Natur, drängt sich dazwischen, und Mormona fällt, nachdem sie einen Sohn, Saverio, geboren, dem Rigorismus des strenggläubigen Vaters und eines finstern Dominicanermönchs zum Opfer. Der reine Mensch in Giuseppe möchte sich dem einseitigen Despotismus der Kirche entziehen und zugleich die einseitige Wildheit der Naturreligion überwinden; aber beide Gegensätze stehen einander zu schroff gegenüber, als daß sie ihn zu verstehen, als daß er sie einander zu nähern vermöchte. Indem er den Verfolgungen der Dominicaner zu entgehen sucht, fällt er den Jesuiten in die Hände, und indem er Pirrho der Kirche näher zu führen hofft, raubt er ihm all seinen Halt, muß ihn zugrunde gehen sehen und läuft Gefahr, selbst der Kirche zum Opfer zu fallen. Durch die Kirche des Genusses seiner Güter und seines — ihm als gestorben bezeichneten — Sohnes Saverio beraubt und bei der Inquisition der Ketzerei angeklagt, vermag er doch nur Heil und Rettung bei den Jesuiten zu finden, die wenigstens die Welt nicht schlechthin verdammten, sondern sich mit einer gewissen Freiheit über Kirche und Welt zu erheben suchten, ja selbst der Richtung zum reinen Menschenthum hin, wie es sich damals besonders in den Logen der Freimaurer, namentlich der Rosenkreuzer geltend zu machen begann, nicht ganz fern standen. Indem er daher Missionen des Ordens nach der Schweiz, Frankreich und Deutschland übernimmt, fühlt er sich besonders von der Idee des Maurerthums, das unter der Fahne der Menschheitsbeglückung Protestanten und Katholiken, ja selbst Juden und Heiden umfaßt, angezogen, ohne sich jedoch von dem mysteriösen Treiben derselben etwas Anderes anzueignen als den Glauben an die wunder- und heilkräftige Macht der im Magnetismus sich zusammenfassenden Menschennatur. So gelangt er nach Deutschland an den Hof eines protestantischen Reichsgrafen, der auf ihn durch die Urkräftigkeit, Naturwüchsigkeit und Gesundheit seines Wesens einerseits eine große Anziehungskraft ausübt, andererseits aber durch die Einseitigkeit und Schroffheit, mit der er die Bedürfnisse des Gemüths zurückweist, und durch die Vorurtheile, die er gegen jeden Andersgläubigen hat, ihn wieder von sich zurückstößt, mit dem er aber doch ohne seinen und gegen dessen Willen indirect in Verbindung tritt, dadurch, daß er sich mit des Reichsgrafen somnambüler, von ihm aber durch magnetische Kraft geheilter Tochter vermählt und mit ihr einen Sohn erzielt, der dem Reichsgrafen zur Erziehung in strengprotestantischer Confession überlassen wird.

So sind also aus dem reinmenschlichen Bestreben della Torre's, die Einseitigkeit und Exclusivität der katholischen Kirche einerseits mit dem naturwüchsigen Waldenserthum, andererseits mit dem Rationalismus des Protestantismus auszusöhnen, zwei Triebe oder Sprößlinge hervorgewachsen, einmal Saverio, der Sohn der waldensischen Mormona, und sodann Joseph, der Sohn der protestantischen Justine; beide Triebe aber sind weder untereinander noch mit ihm selbst von vornherein im Einklange, sie kommen ihm daher bald nach der Geburt wieder abhanden, Saverio, indem er ihm heimlich von der Kirche geraubt und strengkatholisch erzogen wird, Joseph, indem er ihn freiwillig freigibt und einer exclusiv-protestantischen Erziehung überläßt. So erscheint, was von Natur Eins war und zusammengehörte, nach drei verschiedenen Richtungen hin durch den schismatischen Dämon der Confessionen auseinandergerissen und isolirt, die Zweige sind vom Stamme, der Stamm von den Zweigen getrennt und auch den beiden Zweigen ist Halt und Zusammenhang genommen. In diesem unnatürlichen, verlorenen Zustande vermögen sie natürlich nicht zu verharren und die naturgemäße Entwickelung selbst muß sie wieder zusammenführen. Daher entwickelt sich in Joseph gerade infolge seiner einseitig und schroff protestantischen Erziehung auf Commando des Reichsgrafen Justus Erich erst in einem abgelegenen Jagdhause, dann unter seiner speciellen Aufsicht eine geheime Neigung zum Katholicismus, als der Religion seines Vaters, und umgekehrt in Saverio zufolge seiner streng-klösterlichen katholischen Erziehung unter den Jesuiten ein unwiderstehliches Verlangen nach einem freien Menschenthum, als der Religion seiner Mutter, während ihnen Beiden gegenüber der Vater Giuseppe fort und fort von dem Drange beseelt ist, diese beiden widerstrebenden Richtungen miteinander und in sich zu vereinigen.

Diesen in allen drei voneinandergerissenen Theilen eines Ganzen sich bethätigenden Ergänzungsdrang und Wiedervereinigungsproceß hat nun der Autor zum eigentlichen Object seiner Darstellung gemacht, und hierin findet zugleich die Manchem vielleicht als Hysteron Proteron erscheinende Anordnung des Stoffs ihre ästhetische Begründung und Rechtfertigung. Jedes Kunstwerk soll einen Punkt in sich haben, nach welchem Alles drängt und hinstrebt. Dieser Punkt ist hier der End- und Zielpunkt eines jeden der drei anfänglich isolirt erscheinenden Elemente, und zwar zuerst der beiden sich einander zuneigenden und zuletzt verschlingenden Zweige Joseph und Saverio, sodann des einheitlichen Stamms Giuseppe, dergestalt, daß Dieser in jenen die ihm abhanden gekommene Entfaltung und Ausbreitung seiner ursprünglichen Einheit, Jene aber in Diesem den einheitlichen Quell und Ursprung ihrer anfänglichen Zweiheit wiederfinden. Um uns also den Einheits- und Concentrationspunkt des Stammbaums, dessen Bild er uns ausmalt, recht scharf und deutlich ins Auge fassen zu lassen, lenkt er unsern Blick zuerst auf die äußersten Enden des jüngsten Zweigs hin, läßt uns dann durch diesen zum ältern Zweige gelangen, der seinerseits vom entgegengesetzten Extrem aus demselben Punkte zustrebt, und endlich führt er unser Auge von den Wurzeln den Stamm hinauf, damit wir erkennen, daß die Zweiheit der Verzweigung und die Einheit des Stamms wirklich in einem gemeinsamen Punkte zusammentreffen. Ist daher auch die Construction der vorliegenden Geschichte keine, wie wir sie gewohnt sind, so beruht sie doch keineswegs auf einer willkürlichen Umkehrung und Durcheinanderwürfelung des Vorher und Nachher, sondern auf einem wohl angelegten, den Einheits- und Zielpunkt fest im Auge behaltenden Plane; denn es kam dem Verfasser nicht darauf an, zu zeigen, wie sich aus einer ursprünglichen Einheit das Verschiedenartige entwickelt, sondern wie das Zerstreute und Getrennte wieder nach Einheit verlangt.

Dieser allgemeinen Anlage gemäß ist nun auch das Einzelne in ebenso reicher und mannichfaltiger als zusammenwirkender Ausführung gestaltet. Die Charakteristik des Reichsgrafen — nächst della Torre mit seinen beiden Söhnen die hervorragendste Persönlichkeit im Roman — ist meisterhaft. Es ist eine Figur, die wie in Erz gegossen vor uns steht, und die man trotz ihrer schroffen Ecken und Kanten, trotz der despotischen Einseitigkeit, mit der sie schaltet und waltet, von Herzen lieb gewinnen muß. Wie prächtig erscheint er unter Anderm bei Lavater dem Grafen St.-Germain gegenüber, wie prächtig in der Schenke, wo er über die katholischen Bauern triumphirt, denen er mit Gewalt einen Blitzableiter auf ihre Kirche gesetzt und diese dadurch vor den verderblichen Wirkungen eines sechs Kirchen in der Runde zerstörenden Gewitters gerettet hatte; wie prächtig in der Loge zu Nürnberg, wo er, zum würdigen Beschluß seines Lebens, die Gaukeleien und Charlatanerien der Rosenkreuzerei auseinanderbläst. Nicht minder gelungen ist die Schilderung Mormona's. Sie ist das echte Bild der reinen, unverfälschten, den Geist in sich abspiegelnden, sich für den Geist hingebenden und doch niemals sich treulos werdenden Natur, mit einem äußern Liebreiz und einer Tiefe des Gemüths ausgestattet, worin sich das lauterste Ideal des „Ewig-Weiblichen" ausprägt, und doch auch wieder so individuell und charakteristisch, daß ich mich keiner andern ihr ähnlichen Figur zu erinnern wüßte. Und neben diesen Hauptfiguren — welch ein Reichthum von mitwirkenden Gestalten, immer in lebendigen, scharf individualisirenden Zügen vor uns hingestellt, mögen sie aus der Phantasie oder aus der Geschichte geschöpft sein. So, um nur einige zu nennen, das alte Pfarrerspaar im Walde Philemon und Baucis, der Magister Peterhagen, Wieland, die Oberhofmeisterin Fräulein Ninon, Lavater, Sommerlotte, Graf St.-Germain, Carlotta, der Jude Lasse, Pater Eusebio, Pirrho, Papst Benedict XIV., der „braune Professor", nachmaliger Papst Clemens Ganganelli, der deutsche Pater Burkhart u. s. w. Unter den Hauptpersonen dürfte die des Saverio am wenigsten befriedigen. Zwar verleugnet sich der Sohn Mormona's nicht in ihm, da er sich

aus dem Jesuitismus herausarbeitet und dem Calvinismus zuwendet. Aber trotzdem wünscht man ihn etwas derber, naturwüchsiger, und namentlich zum Schluß möchte man gern eine That von ihm haben, die den Erwartungen, die er von seinem ersten Auftreten an erweckt, entspricht und irgendwie zur Lösung des Knotens mit beiträgt. Weit befriedigender wirkt in dieser Beziehung Joseph, obschon man von ihm, dem Sohn einer so krankhaften, nervösen Mutter und eines damals schon nicht mehr ganz lebensfrischen Vaters, eher als von Saverio ein gewisses träumerisches Wesen erwarten sollte. Aber allerdings hat er sich unter ganz andern Einflüssen entwickelt; und daß diese Verhältnisse so auf ihn gewirkt haben, daß er trotz der Vorurtheile, die er anfangs gegen den Reichsgrafen hegte und hierzu in vielem Betracht berechtigt war, zuletzt doch mit ganzem Herzen auf seine Seite trat, muß als ein ebenso feiner als charakteristischer Zug zu Gunsten des alten Herrn und des Protestantismus überhaupt angesehen werden. Leser, die sich vorzugsweise für den Roman als solchen interessiren, werden vielleicht hier und da etwas zu viel historische und culturgeschichtliche Elemente in dem Buche finden; andere dagegen, denen diese von besonderm Interesse sind, werden vielleicht das Familiengeschichtliche ein wenig beschränkt wünschen. Dies aber beweist nur, daß das Buch mehr als bloße Unterhaltungslectüre und mehr als trockene Geschichte ist, daß es sich jenen Werken anreiht, die zugleich den denkenden Geist und das empfindende Gemüth zu befriedigen wissen. Was der Autor selbst dabei im Sinne gehabt hat, legt er am Schluß den Herausgebern der Memoiren, Saverio und Joseph, in den Mund. Es heißt hier unter Anderm:

Leser dieser Zeilen, Kind einer spätern Zeit, Sohn und Genosse eines andern Geschlechts, wenn du vielleicht nicht ohne mitbewegt zu sein, diese Blätter prüfest, diese Geständnisse nach dem Maße deiner eigenen Erfahrungen und Erkenntniß abwägst: wirf in die Schale, die hier über Recht und Unrecht entscheiden soll, keinen Stein des Grolls, findest du, sei's hüben, sei's drüben, je nachdem du selber in deiner Lebensstellung Partei nimmst, Irrthum mitten in der Wahrheit, Wahn unter die heiligsten Ueberzeugungen gemischt! Was ist Wahrheit? An der Lösung dieser Frage arbeiten die gesammten Jahrhunderte; jedes Geschlecht hat sie von neuem sich zu stellen, sie mit seinem eigenen Thun und Denken, oft mit seinem Blut und Leben zu beantworten. Lassen wir uns genügen, wenn ein Menschenleben den heiligen Drang verräth, das Wahre vom Falschen zu sondern, die Erscheinungen der Welt ihrer Selbsttäuschungen zu entkleiden!

Und weiter unten heißt es:

Diese Familienschicksale lassen dich hinter die Coulissen der Weltgeschichte blicken. Sie helfen dir im Kleinen die großen Actionen ergänzen, die Vorarbeiten begreifen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts den gesammten Umsturz unserer Gefühle und Meinungen, unserer Staaten und Religionen hervorriefen.

In diesem Sinne ist das Buch geschrieben, und wer es in demselben Sinne liest, wird es sicherlich bereichert und befriedigt aus der Hand legen.

Adolf Zeising.

Größe und Verfall der deutschen Handelsherrschaft in Norwegen, Schweden und Dänemark.

Es gab eine Zeit, in welcher deutsche Seefahrer und Kaufleute eine fast unumschränkte Gewalt über den skandinavischen Norden ausübten; der Stralsunder Friede vom 24. Mai 1370 enthielt unter Anderm die Bestimmung, daß ohne Zustimmung der Hansestädte und ohne Bestätigung ihrer Privilegien Niemand als rechtmäßiger König von Dänemark anerkannt werden solle. Gleichzeitig begründete die deutsche Hansa auch in Schweden und Norwegen ihre Handelsherrschaft: sie war die entscheidende Macht in den drei Reichen geworden. Seitdem hat sich Vieles geändert. In den Jahren 1848 und 1849 hat Dänemark Revanche genommen; mit zwei oder drei Kriegsschiffen sperrte es den deutschen Seehandel, kaperte die wehrlosen Kauffahrer, und die gemüthlichen Kopenhagener ergötzten sich nicht wenig an der guten Prise, die fleißig bei ihnen eingebracht wurde. Zwar nahm sich das gesammte Deutschland in derselben Zeit die Sache sehr zu Herzen; mit edler Begeisterung erfaßte es die Idee, eine deutsche Kriegsflotte zu schaffen; bereitwillig flossen von Reichen und Armen die Geldspenden zu diesem Zwecke, augenblicklich wurde Hand ans Werk gelegt; die Arbeit nahm einen rüstigen Fortgang und bald schwammen Kriegsfahrzeuge verschiedener Art auf den deutschen Gewässern. Das patriotische Unternehmen schien vortrefflich zu gedeihen und es war gegründete Aussicht vorhanden, daß wir binnen wenigen Jahren im Stande sein würden, zur See auch ein Wort mitzureden und wenigstens unser Eigenthum mit Erfolg zu schützen. Ehe aber diese Jahre abliefen, war schon wieder Alles vorbei; der junge Meeradler, kaum aus dem Ei gekrochen, ward gerupft und in den Kochtopf geworfen; ein Bundescommissar hielt deutsche Flottenauction, die angehende Marine kam stückweise unter den Hammer und — ein Sarg, als letzter Ueberrest derselben, wurde dem Meistbietenden zugeschlagen. Der schöne Traum war mit eingesargt, und wer das Vaterland liebte, mochte sich wol bitter darüber härmen. Aber damit ist nichts gewonnen; frisches Handeln zu neuem Erwerbe ist nützlicher, als über das Verlorene zu seufzen; besser, die Sache noch einmal von vorn anfangen, als sie in unmuthigem Verzagen für immer aufgeben. Darum sollte die Erbauung des Kriegshafens an der Jahde mit dem freudigen Vertrauen begrüßt werden, daß, was bei der deutschen Vielstaaterei unmöglich war und an der Ungunst der Zeiten zugrunde ging, glücklich zustande gebracht werden kann, wenn es von einem einzigen Staate mit ernstem Willen und kräftigen Mitteln in die Hand genommen wird. Die Ausführung dieses Plans würde nicht nur dem preußischen Staate, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande zum Heil gereichen; der deutsche Name, im großen Weltverkehr, jetzt bedeutungslos und fast verachtet, würde wieder zu Ehren kommen; statt der fesselnden Abhängigkeit, in die wir von allen Seiten gerathen sind, würden wir einen selbständigen, das wahre Volkswohl fördernden Standpunkt gewinnen und ein neues, kräftiges Leben würde die ganze Nation durchdringen.

Gedanken dieser Art mochten wol in der letzten Zeit bei Jedem auftauchen, der überhaupt noch nicht an der Zukunft unsers Volks verzagt; sie werden um so lebhafter erregt, wenn sich Veranlassung findet, einen Blick auf Das zu werfen, was die deutsche Seemacht in der Vergangenheit gewesen, wie sie einst mit siegender Gewalt aufgetreten ist und zur Zeit ihrer höchsten Macht auf den nordischen Meeren geherrscht hat. Eine solche Veranlassung bietet eine unlängst erschienene Schrift*), welche die Erinnerung an eine der interessantesten Seiten der deutschen Geschichte auffrischt und zu klarer Anschauung bringt, was der Muth und die Thatkraft unserer

*) Die letzten Zeiten hansischer Uebermacht im skandinavischen Norden. Von Heinrich Handelmann. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Väter in verflossenen Jahrhunderten geleistet, als der skandinavische Norden dem Gebot der Hansa unterworfen war. Diese hansische Uebermacht, ihr Verfall und Untergang ist ein historisches Drama, welches an Merkwürdigkeit der Ereignisse und Situationen sowie der darin auftretenden Charaktere wenige seines Gleichen hat, daher ein ergiebiger Stoff für Geschichtschreiber. Obgleich nun derselbe schon häufig bearbeitet worden ist, so läßt sich doch nicht sagen, daß der Verfasser des genannten Buchs damit etwas Ueberflüssiges geschrieben habe; denn er fußt nicht nur auf den schon vorhandenen Untersuchungen und Beschreibungen, sondern hat auch manche bisher noch unbeachtete Quelle (Urkunden und Briefe aus dem lübecker Archiv, Handschriften der göttinger Universitätsbibliothek) benutzt; auch hat er die Thatsachen und Personen überall mit unbefangenem Urtheil gewürdigt, was um so wichtiger ist, als die von den Genossen jener Zeit überlieferten Darstellungen fast durchgängig vom Parteigeiste gefärbt sind. Das Werk kann mithin als ein dankenswerther Beitrag zur historischen Literatur bezeichnet werden. Als besonderes Verdienst des Verfassers ist hervorzuheben, daß von ihm ein Moment, welches in frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes zu wenig Berücksichtigung gefunden hat, gehörig ins Auge gefaßt und zur Geltung gebracht worden ist, nämlich die handelspolitische Thätigkeit Christian's II. und Gustav Adolf's, und die Bestrebungen der skandinavischen Könige während der Jahre 1513—40, ihre bisher wesentlich ackerbautreibenden Völker auf die höhere Culturstufe industrieller und commercieller Thätigkeit zu heben. Hierdurch erlangt die Geschichte der Kämpfe zwischen der Hansa und den nordischen Reichen eine Vervollständigung, die um so wesentlicher ist, als daraus erhellt, daß die aus der richtigen Erkenntniß des Landesbedürfnisse hervorgegangene Sorgfalt der skandinavischen Könige für das Wohl ihrer Völker der kräftigste Hebel für deren Befreiung von fremdem Joch und allen schädlichen Einflüssen der Ausländer gewesen ist, eine Wahrnehmung, die eine für alle Zeiten und alle Fürsten beachtungswerthe Lehre in sich trägt.

Die deutsche Hansa hatte sich um das Jahr 1370 zur Gebieterin des skandinavischen Nordens erhoben; in ihren Händen lag der innere und ausländische Handel der drei Reiche; durch ihre Kriegsmacht schrieb sie den dortigen Königen Gesetze vor; sie war die Schiedsrichterin Schwedens, Dänemarks und Norwegens geworden. Zwar schien ihre entscheidende Stellung bedroht, als Margaretha, Waldemar's Tochter, die drei Reiche unter ihrer Herrschaft vereinigte; jedoch fanden die Lübecker und ihre Bundesgenossen in den innern Zwistigkeiten Skandinaviens die beste Gelegenheit, ihre Handelsherrschaft zu bewahren und zu befestigen, indem sie je nach der Lage der Dinge der einen oder andern Partei ihren mächtigen Beistand zuwendeten. Auch im Laufe des 15. Jahrhunderts behauptete sich der hanseatische Handel in diesen Reichen auf der glänzenden Höhe, auf die er durch die großen Freiheitsbriefe im 14. Jahrhundert gestellt worden war.

Das Verfahren und die eigenthümliche Organisation, durch welche diese Handelsherrschaft mitten unter Ausländern fest zusammenhielt, lassen sich aus der Einrichtung des Contors zu Bergen erkennen. Nirgends hatte sich das hansische Monopol so starr ausgebildet wie in Norwegen; hier hatte das Contor zu Bergen den Handel des ganzen Landes in Händen, und eben dieses war das glänzendste Zeugniß deutscher Zähigkeit und Macht. Denn Bergen war von jeher wie noch jetzt der Stapelplatz der ganzen norwegischen Fischerei; seine Bewohner, früher reich und geschäftskundig, versorgten einen großen Theil von Europa mit ihrer damals als Fastenspeise doppelt wichtigen Waare, handelten mit Isländern, Grönländern, Engländern, Deutschen, Dänen und Schweden. Daher fanden die Hanseaten, als sie eine bleibende Niederlassung zu gründen versuchten, hier einen Widerstand wie nirgendwo; strenge Bestimmungen wurden gegen sie gegeben und deren Beobachtung von den Bürgern eifersüchtig überwacht; wiederholt wurden sie ganz aus der Stadt gewiesen. Aber immer kamen sie wieder, und der zweimalige Ueberfall Bergens durch den deutschen Freibeuter Bartholomäus Vot 1428 und 1429 schaffte ihnen endlich das Uebergewicht; denn die Fremden wurden von dem Schrecken seines Namens weggescheucht, den Bürgern aber, deren Eigenthum durch Plünderung und Brand vernichtet war, der Muth gebrochen. Durch Kauf und Pfand kam jetzt die Brücke, der Mittelpunkt des hufeisenförmigen Bergens, in die Hände der Hansa; dort wurden jene 22 Höfe gegründet, aus denen von 1435 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts das Contor bestand, und an welchen die meisten Bundesstädte Antheil hatten, aber Lübeck, wie immer, den größten. Hier wohnten die Factoren der hansischen Kaufherren, Wirthe oder Meister genannt, mit ihren Gesellen, Boots- oder Stubenjungen in strenger klösterlicher Zucht; Niemand durfte — bei Todesstrafe, heißt es — verheirathet sein, kein Weib sich auf der Brücke sehen lassen, damit kein Familienband den fremden Kaufmann an den Eingeborenen knüpfe oder Letzterm sogar den Eintritt in die Gesellschaft öffne. Die Regierung dieses Brückenstaats führte der große Kaufmannsrath, 18 aus der Zahl der Factoren erwählte Männer mit einem oder zwei Aeltermännern an der Spitze, von dessen Entscheidungen aber weiter appellirt werden konnte, in Rechtssachen an den lübecker Rath und den Hansetag, in kaufmännischen Angelegenheiten an das lübecker Bergenfahrercollegium. Eifersüchtig blickten die Bürger Bergens auf diesen Staat in ihrer Stadt; die Schimpfworte „Pfefferjunge" und „Garp" wurden zur gewöhnlichen Benennung der Hansischen; oft kam es zu blutigen Raufereien; aber die Contorischen zählten an 3000 Mann und waren ein kräftiges Geschlecht, denn die grausamen Proben, denen jeder Junge während der acht Jahre seiner Lehrzeit sich alljährlich unterwerfen mußte, dienten nicht nur dazu, den übermäßigen Andrang zu verhindern, sondern auch jeden Schwächling auszuschließen; und wer jene Proben überstanden, ward durch die schwere Arbeit und die rauhe Lebensweise nur noch mehr gekräftigt. Außerdem fanden die Contorischen an den deutschen Schustern Landsleute und Bundesgenossen; diese waren schon seit längerer Zeit dort angesiedelt und im Besitz der Schustergasse, hielten sich aber von den Eingeborenen ebenso fremd wie die Hansischen und unterwarfen ihre Jungen ähnlichen, ja noch härtern Prüfungen. Diesen vereinten Fremdlingen vermochten die Bürger nicht zu widerstehen; ebenso wenig der königliche Lehnsmann, der auf dem Schlosse Bergenhuus saß; das hatte sich im Jahre 1455 gezeigt, als die Deutschen, von dem Lehnsmann Olaf Nielsen beleidigt, nicht nur diesen, sondern auch den Bischof Torlef, der ihnen mit dem Sacrament entgegentrat, erschlugen und ein Kloster niederbrannten. So machten denn die Deutschen den schonungslosesten Gebrauch von ihrer Uebermacht und banden sich nicht mehr an die Beschränkungen, welche etwa noch in den Privilegien enthalten waren.

Das waren die Zustände in der wichtigsten Stadt Norwegens und ihre Abhängigkeit von den Deutschen. In Schweden bestand zwar keine privilegirte Factorei; aber ein Recht, welches den Lübeckern vor 1251 zugesichert und theils durch Urkunden, theils durch den Gebrauch auf die andern Hansestädte ausgedehnt ward, gab dafür reichlichen Ersatz. Es ward den Kaufleuten nämlich gestattet, sich dort niederzulassen und nach schwedischem Gesetz zu leben, also alle Rechte der Eingeborenen zu genießen: sie sollten Sueni genannt werden, was (nach Sartorius' Vermuthung) Svenar, Knappen, die unterste Stufe des Adels, bedeuten soll. Früh schon machten die Deutschen von diesem Rechte Gebrauch; Wisby war mehr eine deutsche als eine schwedische Stadt, und überhaupt wurden in allen schwedischen Handelsstädten die deutschen Bürger nach und nach so zahlreich, daß sie dort, namentlich in Stockholm, das Recht errangen, die Hälfte des Raths mit Deutschen zu besetzen. Dies und die große Zahl der ehelosen Kaufgesellen, welche die Geschäfte der Kaufherren vom Groß- bis zum Hausirhandel besorgten, gab der deutschen Bevölkerung von Stock-

holm, die hier ebenso wie an andern Orten jede Vermischung mit den Eingeborenen vermied, eine ansehnliche Macht, die unter günstigen Umständen sogar in Tyrannei gegen ihre schwedischen Mitbürger ausartete. Unter diesen Umständen war die Herrschaft über den Handel den Hansischen ebenso gesichert als durch ein Contor. Doch ihr Unternehmungsgeist beschränkte sich nicht darauf; sie suchten sich Antheil an der Ausbeutung von Schwedens reichen Naturschätzen zu verschaffen; früh war ihnen das im Kupferberg bei Falun gelungen, denn schon 1344 bestätigte ihnen Magnus Erichson alles Besitzthum und Einkommen, das sie dort „mit altem Recht" innehatten.

Was die Verhältnisse in Dänemark betrifft, „wo der deutsche Kaufmann ebenso frei sein sollte wie der Eingeborene" (Worte Christian's II.), so sind es wesentlich dieselben wie in Norwegen und Schweden. In den beiden wichtigsten Städten des Reichs, Kopenhagen und Malmöe, sowie in einigen kleinern waren die Hansischen so zahlreich, daß sie dort deutsche Compagnien stifteten, welche zwar vorzugsweise einen geselligen Charakter trugen, aber auch gemeinsames Zusammenhalten gegen jeden Fremden, gegenseitigen Schutz und Vermeidung alles Zwiespalts zum Zwecke hatten; jede Vermischung mit Eingeborenen ward vermieden, wer sich mit einer Dänin verheirathete oder bleibend niederließ, aus dem Bunde gestoßen.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts traten jedoch manche Umstände ein, welche die Macht der Hansa schwächten. Es lockerte sich das Band der Hansestädte (deren größte Zahl 85 betragen hatte) und infolge der Zwistigkeiten fielen mehre vom Bunde ab; auch brachte die Zunahme der fürstlichen Macht die Städte in größere Abhängigkeit; viele verloren ihre Selbständigkeit; ihre Privilegien wurden beschränkt, die Bündnisse mit andern Städten, die Appellation nach Lübeck wurde verboten und die Verbindung mit der Hansa dadurch aufgehoben, so z. B. in der Mark Brandenburg. Andere, vornehmlich Landstädte, wie z. B. Krakau und Breslau um 1474, sagten sich freiwillig von dem Bunde los. Trotzdem bildete Lübeck mit den wenigen treu zu ihm haltenden Städten noch immer eine furchtbare Macht, wie die langjährigen und endlich siegreichen Kämpfe gegen den König Hans, den Vater Christian's II., beweisen. Als der Letztere den Thron bestieg, war es für seine ganze Stellung von entscheidender Wichtigkeit, wie er sich gegen die Hansa verhielt. Sein Vater, der sein Lebelang einen fruchtlosen Krieg gegen diese geführt hatte, soll ihm auf dem Sterbebette den Rath gegeben haben, mit den deutschen Seestädten Friede und Freundschaft zu halten. Doch war es kaum zu erwarten, daß Christian dem Rathe folgen würde; denn wenn schon die fortwährenden Fehden seines Vaters mit der Hansa sein jugendliches Gemüth mit Abneigung gegen diese erfüllen mußten, so hatte er später während seiner Statthalterschaft in Norwegen Gelegenheit gehabt, den Druck kennenzulernen, mit dem ihr Monopol auf den Eingeborenen lastete, ja er hatte selbst den Uebermuth des deutschen Kaufmanns erfahren. Während seines ersten Aufenthalts in Bergen ward bei einem Auflauf der Contorischen sein Hofnarre erschlagen, und als er sich an Ort und Stelle begab, um die Sache zu untersuchen, schlossen die deutschen Schuster das Thor ihrer Gasse vor ihm zu, sodaß er unverrichteter Sache wieder umkehren mußte. Die Abneigung gegen die Hansischen, welche alles Dieses in ihm hervorrufen mußte, ist denn auch durch seine Regierungshandlungen genügend bewährt. Zunächst suchte er das deutsche Monopol durch Begünstigung der Holländer und Schotten zu brechen. Sodann verlieh Christian den unterdrückten Bürgern von Bergen nicht nur das Vorkaufsrecht vor den Contorischen auf dem Markte, sondern auch das ausschließliche Recht zum Handel mit fremden Schiffen während der ersten 14 Tage nach deren Ankunft. Des Königs Bestrebungen, seine Unterthanen zu Concurrenten der Hansischen zu machen, unterlag freilich großen Schwierigkeiten, denn Dänemarks Städte und Kaufmannsstand waren unselbständig und bedeutungslos; von dem Großhandel der Hansa unterdrückt, entbehrten sie selbst den Vortheil des Klein- und Zwischenhandels, denn Bauern, Klerus und Adel verkehrten direct mit dem deutschen Kaufmann, und den beiden bevorrechteten Ständen hatte der König in seiner Handfeste ausdrücklich versprechen müssen, sie nicht daran zu hindern. Christian setzte sich jedoch über dieses Versprechen hinweg und untersagte den Hansischen den Kleinhandel und das Hausiren auf dem Lande bei Strafe der Confiscation aller Waaren. Diese Maßregeln, durch welche Christian strebte sich von der deutschen Handelsherrschaft zu emancipiren, erbitterten zwar die Hansischen in hohem Grade; doch vermieden sie den offenen Bruch; die Erinnerung an die schweren Kriege mit König Hans war noch zu frisch, die Nachwehen davon noch allzu fühlbar, als daß man sich gern in eine neue Fehde begeben hätte.

Der beschränkte Raum gestattet uns nicht, über die durch Christian II. und dessen Nachfolger bewirkte Schwächung und endliche Vernichtung der hansischen Macht ins Einzelne zu gehen. Wie in Norwegen und Schweden, wo Gustav Wasa unablässig bemüht war, dem Volke Handelsklugheit beizubringen, wobei er freilich mit dem A B C anfangen mußte*), kam es auch in Dänemark durch das kluge Verfahren der Könige, welche die inländische Industrie und Handelsthätigkeit zu erwecken und die fremde Concurrenz zu verdrängen wußten, allmälig dahin, daß die Gewalt der Hansa gebrochen wurde; ihre ehemals so furchtbare Macht sank immer mehr und endlich war Christian IV. stark genug, auf die Beschwerden der Deutschen im Jahre 1622 den Bescheid geben zu können: „Die Privilegien seien seit etlichen dreißig Jahren gänzlich erloschen; von ihm hätten sie keine Confirmation aufzuweisen und er werde sich darauf niemals einlassen, ebenso wenig wie die Regenten von Schweden, England und Niederland, wo sie ja auch ihre Rechte verloren. Die Zeiten hätten sich eben geändert; man bedürfe ihrer nicht mehr; zur Versorgung seiner Reiche mit Waaren, wofür sie nach ihrem eigenen Geständniß vormals die Freiheiten erhalten, fänden sich jetzt außer ihnen Kaufleute genug." Dies ist die letzte und entscheidende Antwort gewesen, welche die Hansa von Christian IV. erhalten hat; er selbst und seine Nachfolger haben ernstlich dabei beharrt, und wenn auch einzelne Städte, namentlich Lübeck, Hamburg und Bremen, einige der frühern Freiheiten wiedererhalten und zum Theil bis auf die neueste Zeit bewahrt haben, so konnte doch von den alten allgemein hansischen Privilegien in Dänemark fortan nicht mehr die Rede sein.

Somit war die Handelsherrschaft der Hansa im skandinavischen Norden zu Grabe geleitet; die einzelnen Plätze, an welchen der deutsche Kaufmann dort festen Fuß gefaßt hatte und welche die Centralpunkte seines frühern Monopols und die Denkmäler seiner vorigen Macht waren, gingen nacheinander verloren. Am längsten unter allen hansischen Institutionen hatte das Contor zu Bergen fortgedauert; doch auch dies verlor mehr und mehr die alte Bedeutung, während zugleich wiederholte Feuersbrünste, namentlich am 6. April 1623 und 19. Mai 1702, seine äußere Gestalt veränderten. Die Zahl seiner Höfe sank von 22 auf 17 herab, seiner offenen Staven von 200 auf 9, seiner Vorsteher von 18 auf 8, zuletzt auf 2, seiner Mitglieder von 3000 auf 100. Der Bürger Bergens drängte Schritt für Schritt, wie seine Vorfahren von der Brücke gewichen, sich wieder auf derselben ein; durch Kauf oder Verpfändung erwarb der eingeborene Gläubiger oder der Factor des deutschen Kaufmanns, welcher sich in Norwegen niederließ, einen Theil nach dem andern, sodaß im Anfange des 18. Jahrhunderts von den 59 Handelsstuben 42 in den Händen der

*) So z. B. bewiesen sich Lödeses Bürger zum Handel sehr ungeschickt, sodaß ihnen Gustav schrieb: „Wenn einige Schiffe an eure Stadt kommen, fallet ihr Alle über sie her, wie ein Haufen Schweine, ausschnüffelnd, was da einkommt." Er belehrte sie darauf, wie sie es besser zu machen hätten, um die Ausländer nicht durch übermäßigen Andrang zur Preissteigerung zu reizen.

Bürger waren und nur noch 17 dem Contor gehörten, darunter den Bremern 15, den Hamburgern und Lübeckern je eine. Doch blieb der alte Name, der Schatten des Besitzes, bis im Jahre 1763 die drei Städte, der nutzlosen Unkosten müde, auch diesen Rest aufgaben und sich somit des letzten Denkmals der vormaligen deutschen Handelsherrschaft im skandinavischen Norden freiwillig entäußerten. 29.

Aus London.

Memoiren Barnum's. Eine amerikanische Touristin. Deutschland im Jahre 1848. Schadow's „Moderner Vasari". Gelehrte Hinduzeitung. Todesfälle.

Barnum ist jetzt sogar als Gesetzgeber der von ihm mit so großem Erfolg praktisch geübten Kunst des Humbug aufgetreten und zwar in seinen Memoiren, die soeben unter dem Titel erschienen: „The life of P. F. Barnum. Written by himself." Die englische Presse beschäftigt sich mit dieser Curiosität ämsiger als mit irgend einem Product einheimischer Schriftstellerei. Und in der That, diese Memoiren sind in ihrer Art so lehrreich, unterhaltend und interessant, als in höherer Richtung die Memoiren Goethe's waren und die von George Sand zu werden versprechen. Sie sind charakteristisch für unsere Zeit, denn Barnum repräsentirt eine ganze Gattung, vielleicht ein Drittel oder Viertel seines Volks, ein gutes Theil der gesammten mitlebenden Generation. Der Puff, der Humbug, die Aufschneiderei, das Schwindelwesen, die Kunst, sich und seine Waare ausposaunen zu lassen und an den Mann zu bringen, die Virtuosität, sich durch geschickte Benutzung der Seh- und Hörlust und der Leichtgläubigkeit ohne viel Arbeit zu bereichern, die Geschicklichkeit, die Menschen zu dupiren und ihnen auf schlaue Weise und so, daß es ihnen selbst vielleicht Spaß macht, das Geld aus der Tasche zu ziehen — diese Künste verstand man wol zu keiner Zeit besser als heutzutage und bei keinem Volke besser als bei den Yankees. Es hat früher auch Goldmacher, Quacksalber, Schwindler und Charlatane mancherlei Art gegeben, aber diese trieben ihr Wesen entweder auf offenem Markt, den die ganze Quacksalberei persifflirenden Pickelhäring zur Seite, oder ganz im Geheimen und in kleinern Kreisen, fast immer aber so, daß der wahrhaft Gebildete wußte, was er von ihnen zu halten und wie sich vor ihnen in Acht zu nehmen hatte, zumal sie sich auch meist schon durch ihr auffallendes Costüm kenntlich machten; heutzutage sieht so ein Charlatan ganz so gebildet aus wie diese Gebildeten selbst, er trägt kein Abzeichen an sich, er spricht so vernünftig, er lebt so fein bürgerlich und äußerlich ehrbar, er weiß sich so gentlemännisch aufzuführen, er ist so solide in geschäftlichen Dingen, daß er in der Societät nicht nur gelitten, sondern oft auch gesucht ist. Renommée hat er sich zu verschaffen gewußt; er ist bis zu einem gewissen Grade geistreich, läßt sogar zuweilen etwas von Tiefe und Genialität durchblicken; er ist gewandt, unterhaltend, liebenswürdig, sogar mit einem Anstrich von Gutmüthigkeit und Wohlwollen; seine Unternehmungen haben Erfolg; er steht bei den Capitalisten in Gunst; oft gelingt es ihm, wie dem Dr. Véron — der nur ein feinerer Barnum ist — seine Hand sogar in die Politik zu mischen, wie sollte da die Gesellschaft gegen ihn spröde sein? Nichtsdestoweniger beutet er sie im Geheimen auf schlaueste aus, wobei nur das bemerkenswerth ist, daß sich die Menschen jetzt für so ungemein klug halten, sich aber doch mystificiren und überlisten lassen und Machinationen zum Opfer fallen, die zwar sehr fein angelegt zu sein scheinen, aber bei Licht besehen sehr grober Natur sind. Während die Goldmacher früherer Zeiten Gefahr liefen, ihre abenteuerliche Laufbahn am Galgen zu beschließen, der durch die Goldschaumflitter, womit er überklebt zu sein pflegte, um nichts von seinen Schrecken verlor, haben die modernen Goldmacher einen solchen Ausgang nicht zu fürchten. Unser Publicum ist nicht so grausam, wie die großen Herren in frühern Zeiten, die ihre Leichtgläubigkeit getäuscht sahen; es wendet gegen Die, von welchen es gehumbugt wurde, nicht einmal eine kleine Lynchung an. Das Humbuggeschäft ist in unsern Tagen ein ganz ungefährliches, in gewissem Sinne solides Geschäft, wie der Lebenslauf Barnum's beweist. In der That, man fühlt sich oft versucht, die Frage an sich zu richten: wozu überhaupt noch die Weltdinge ernst nehmen? Es ist ja doch Alles Humbug und Spaß; der Moralist ändert daran nichts und spielt gerade durch seinen Ernst in der großen Komödie die eigentlich lustige Person.

Wenn die Charlatane, Gaukler, Schwindler und Humbugpraktikanten früherer Zeit den Kern ihres Treibens, ihre Person und ihre Lebensverhältnisse in mystisches Dunkel hüllten und sogar häufig falsche Namen annahmen und mit diesen wechselten, wenn sie nicht daran dachten, ihre Lebensläufe zu schreiben, mit ihren Geheimnissen vor das Publicum zu treten oder gar ihr Treiben auf Grundsätze der praktischen Moral zurückzuführen, so findet bei den Gauklern und Schwindlern unserer Zeit gerade das Umgekehrte statt. Sich auf ihre Person und ihren Namen nicht wenig zugute thuend, treten sie mit edler Dreistigkeit vor das Publicum und legen ihm Rechenschaft von ihrem Leben und Treiben ab, gerade als ob ihr Geschäft das solideste, ehrenvollste und nützlichste von der Welt gewesen. Und gerade dies ist die eigentliche Schattenseite der ganzen Erscheinung, denn Leute dieser Art müssen von dem Zustande der öffentlichen Moral eine ganz besondere Ansicht und in dieser Beziehung ganz eigenthümliche Erfahrungen gemacht haben, wenn sie, statt sich mit dem Ertrage ihrer Gaukeleien in die Stille zurückzuziehen, schließlich noch als Schriftsteller auftreten, theils um ihr Leben in ein glänzendes Licht zu stellen und mit ihren Verbindungen, Erfolgen und Grundsätzen zu prahlen, theils um noch einen Autornamen und literarischen Nimbus zu gewinnen. Der Schwarzkünstler Faust hielt den allgemeinen Glauben, daß er mit den Mächten der Hölle im Einvernehmen stehe, geflissentlich aufrecht. Ganz anders Barnum. Dieser moderne Taschenspieler, welcher Meermädchen und Monstra aller Art aus dem Nichts hervorrief, thut sich sogar mit seinem Christenthum breit und will als eine Art Heiliger gelten. Er sagt an einer Stelle: „Ich habe stets meine Zeiten der Einsamkeit und selbst des ernsten Nachdenkens gehabt (vielleicht wenn ihm irgend eine Speculation nicht recht glücken wollte), und ich hoffe, daß ich sie immer haben werde, und obgleich Viele nicht werden einsehen wollen, wie mein Handwerk als showman hiermit verträglich sei, muß ich doch auf meinem Anspruch beharren, immer die christliche Religion respectirt zu haben. Dem Christenthum verdanke ich die glücklichsten Stunden meines Lebens und ich möchte seine Tröstungen mit nichts Anderm in der Welt vertauschen. Auf allen meinen Hin- und Herzügen als showman war die Bibel stets meine Begleiterin und ich habe sie wiederholt aufmerksam gelesen von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende."

Freilich, eine steinalte Negerin als Amme Washington's, einen fünfjährigen nicht recht ausgewachsenen Knirps als elfjährigen Zwerg, ein Pferd mit Schafwolle, ein aus einem halben Affen und einem halben Fisch zusammengeflicktes Meerungeheuer und andere künstliche Monstra zu zeigen, das Publicum dadurch zu täuschen und zu betrügen, den Aberglauben zu nähren, die Presse zu corrumpiren und Alles, selbst die renommirtesten Künstler und Künstlerinnen für käuflich zu halten und käuflich zu machen — das gehört ja nur zum Handwerk eines „showman", und jedes Handwerk hat seine eigenen Kniffe und Pfiffe. Barnum hatte schon frühe gelernt (wie er selbst erzählt) gebrannte Bohnen unter den Kaffee zu mischen, baumwollene Waaren für wollene und wollene für leinene zu verkaufen. „Fast Alles", sagt er von seiner Lehrlingzeit bei einem Magaziner, „war ganz etwas Anderes, als was es seinem Namen nach vorstellte." Der Magaziner wurde ja von seinen Lieferanten auch betrogen, um zu seinem Schaden zu kommen, mußte er also seinerseits seine Abnehmer betrügen. „Jede

Partei erwartete, betrogen zu werden, wenn dies möglich wäre", sagt Barnum. Die Abnehmer werden sich ja wieder an Andern schadlos gehalten haben. Und Alle hatten, wie Barnum, dabei ohne Zweifel großen „Respect" vor dem Christenthum und vor der Bibel. Wer einen Affen und einen Fisch zu einem Seeungeheuer zusammenzunähen versteht, der wird auch die Bibel und die einträgliche Marktbudengaukelei zu einem Monstrum zusammenzuflicken wissen. Indeß hat ja Barnum seine Landsleute so oft und in so großartiger Weise gehumbugt, daß seine Versicherung, ein Bibelgläubiger zu sein und in christlicher Erbauung seinen besten Trost gefunden zu haben, vielleicht auch nur ein Barnum'scher Humbug ist, von dem Jeder glauben mag, was er will.

Barnum hat in seinem Buche zehn Grundsätze praktischer Geschäftsmoral aufgestellt; es sind folgende: 1) Wähle immer nur ein solches Geschäft, welches deinen natürlichen Neigungen und deiner Gemüthsart entsprechend ist. 2) Dein verpfändetes Wort lasse dir heilig sein. (Das heißt wol, wenn man sich das Wort gegeben hat einen Humbug zu machen, so führe man ihn auch aus!) 3) Was du auch thust, das thue mit all deiner Macht. 4) Enthalte dich des Genusses jeder Art von geistigen Getränken. 5) Lasse die Hoffnung bei dir vorherrschend sein, aber gib dich keinen visionären Erwartungen hin. 6) Zersplittere deine Kräfte nicht. 7) Engagire geeignete Gehülfen (employés). 8) Annoncire dein Geschäft. Stelle dein Licht nicht unter den Scheffel. 9) Vermeide die Extravaganz und lebe deinem Einkommen gemäß, soweit du es ohne zu darben vermagst. 10) Halte dich in Unabhängigkeit von Andern. Das sind die Barnum'schen Grundsätze, deren Befolgung den glücklichen Erfolg jedes Geschäfts sichern müssen; es sind die zehn, wohlgemerkt die zehn Barnum'schen Gebote, welche an die Stelle der zehn Gebote im christlichen Katechismus zu treten haben. Andere Götter anbeten, vor allem das goldene Kalb, ehebrechen, falsch Zeugniß reden, des Nächsten Haus, Knecht, Magd und Vieh begehren u. s. w., das verbietet der Barnum'sche Katechismus nicht, mit solchen Vorschriften darf man es so genau nicht nehmen, denn ihre zu gewissenhafte Beachtung könnte sogar zuweilen geschäftsstörend sein. Und wie im christlichen Katechismus ist auch im Barnum'schen jedem Gebote ein „Was ist das?" hinzugefügt, eine genauere Erläuterung jedes Gebots. Das siebente Barnum'sche Gebot wird z. B. von dem Moses des modernen Geschäftshumbug dahin erläutert, daß, wenn man einen „employé" engagirt hat, der sich in das Geschäft nicht gleich finden kann, man keine Zeit damit verliere, ihm die nöthige Geschäftskenntniß beizubringen, sondern ihn auf der Stelle laufen lasse. Das achte Gebot scheint sehr unverfänglich und unschuldig zu sein und wird auch von den englischen und amerikanischen Geschäftsleuten im umfassendsten Sinne respectirt und befolgt, während es bei den deutschen Geschäftsleuten nicht die Beachtung findet, die es in der That verdient. Nur durch die zahlreichen Annoncen und Inserate werden der englischen und amerikanischen Presse jene unerschöpflichen pecuniären Hülfsquellen zugeführt, durch die sie in der ihr eigenthümlichen Macht, Größe und Fülle besteht. Anders in Deutschland, wo die Geschäftsleute der ihnen eigenen Bescheidenheit, Beschränktheit und Knauserei gemäß sich meist damit begnügen, blos in den kleinen Localblättern zu annonciren, woraus von selbst folgt, daß sie nur auf einen Localabsatz rechnen und mit diesem vollkommen zufrieden sind. Barnum bemerkt dagegen: „Es gibt Geschäftsleute, welche euch sagen werden, das Annonciren mache sich nicht bezahlt. Allerdings wenn man dabei spart und knausert. Homöopathische Dosen helfen da freilich nichts." Und er fährt fort: „Bedenkt nur, daß wenn ihr schlaft oder eßt oder euch unterhaltet, eure Annonce für euch arbeitet und von Hunderten oder Tausenden gelesen wird, die euch niemals sahen, niemals von eurem Geschäft etwas hörten und auch niemals etwas hören würden, wenn nicht die Annonce sie auf euch aufmerksam machte." Dies ist ganz unverfänglich, aber der Humbuggeist Barnum's macht sich gleich wieder in folgendem Zusatz geltend: „Stellt den Schein des Geschäfts ans Licht und gemeinhin wird die Reellität die Folge davon sein."

In welchem Sinne Barnum das Annonciren betreibt und betrieben wissen will, davon erzählt er in seiner dreisten Naivetät selbst folgendes Beispiel. Als die hundertjährige Negerin, welche er als die Amme Washington's sehen ließ, nicht mehr den rechten Zuspruch fand, ließ er in die Zeitungen ein „A visitor" unterzeichnetes Inserat einrücken, worin dieser Besucher, der eben kein Anderer als Barnum selbst war, das Publicum davon unterrichtete, er habe eine interessante Entdeckung gemacht; jene angebliche Negerin und Amme Washington's sei nämlich nichts als ein höchst künstliches Automat und was sie spreche, werde von einem Bauchredner gesprochen. Diese Annonce, erzählt Barnum weiter, habe sofort die erwartete Wirkung gethan; Hunderte, die Joice Heth noch nicht besucht, hätten sich beeilt, das merkwürdige Automat in Augenschein zu nehmen, während Viele von Denen, die sie bereits gesehen, zum zweiten male gekommen seien, um sich womöglich durch abermalige Anschauung zu überzeugen, ob sie wirklich getäuscht worden seien oder ob nicht.

Wir können von diesem jedenfalls merkwürdigen Farenmacher nicht scheiden, ohne noch mit einigen Worten seines Verhältnisses zu Jenny Lind zu gedenken, zu jener „schwedischen Nachtigal", die er, um so zu sagen, in die Vereinigten Staaten importirte. Der von ihm angegebene Grund, warum er gerade diese Sängerin für Amerika engagirte, macht sich in einem solchen Munde allerliebst; er sagt, er würde sie nicht engagirt haben, wenn es ihm nicht bekannt gewesen wäre, welchen außerordentlich wohlwollenden und generösen Charakter sie besitze. O, solche Leute wie Barnum lassen sich immer nur mit ehrenwerthen Personen ein; in ihrer Atmosphäre darf nur athmen, was tugendhaft, naiv und uneigennützig ist. An Naivetät freilich fehlt es auch Barnum nicht. So erzählt er mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit, daß als eines Abends in Philadelphia die Verehrer der Sängerin dieser zu ihrem Hotel folgten und sie auf dem Balcon zu sehen wünschten, deren Begleiterin, mit dem Shawl und Kopfaufputz der Künstlerin ausstaffirt, den Enthusiasten als Jenny Lind vorgeführt und von diesen als solche applaudirt wurde. Jenny Lind fühlte sich nämlich an diesem Abende zu leidend und angegriffen und hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen. In andern Fällen mußte Miß Caroline Barnum diese Rolle übernehmen. Gewiß, dieser Barnum ist ein Prachtstück! Aber die Reisen mit der Sängerin griffen ihn doch allzu sehr an, namentlich sein Aufenthalt in Havana, wo das Volk ihn einen „Yankee-Seeräuber" nannte, wofür die Liebenswürdigkeit der Sängerin, die ihn, den Nichttänzer, am Neujahrsabend nöthigte, einen Cotillon mitzumachen und ihn ein ander mal freundlich scherzend „fat" und „lazy" nannte, nicht die genügende Entschädigung bot. Er gesteht daher, einigermaßen froh gewesen zu sein, als sich der Contract endlich auflöste, und er zeigte nun dem Publicum „Capitän Fremont's wolliges Pferd", bei welcher Schaustellung seine Leidenschaften weniger in Belagerungszustand und Aufregung versetzt waren. Barnum's Buch wird ohne Zweifel unter dem gehumbugten Publicum starken Absatz finden und mithin unter Barnum's Humbugspeculationen schwerlich den untersten Rang einnehmen.

Die Erwähnung der Jenny Lind bringt uns auf eine Schrift von einer Landsmännin Barnum's, die sich Grace Greenwood und ihr Buch „Haps and mishaps of a tour in Europe" nennt. Das Buch ist einigermaßen den „Sunny memoirs" der Mrs. Stowe verwandt, wodurch diese ihren literarischen Ruf bekanntlich gerade nicht erhöht hat. Wie Mrs. Stowe macht Grace Greenwood namentlich Jagd auf berühmte Personen, die sie dann von Kopf bis zu Füßen mit echt weiblicher Geschwätzigkeit bespricht. Mit diesen Personal-

beschreibungen wird jetzt überhaupt ein häßlicher Misbrauch getrieben, und gewiß kann man fragen: wer gibt Jemandem das Recht, sich in meine Häuslichkeit einzudrängen, um dann meine Person und meine Umgebungen und Häuslichkeit in Journalen oder einem Buche haarklein zu beschreiben? Ueber solche zarte Bedenklichkeiten sind jedoch unsere modernen Büchermacher und Büchermacherinnen hinaus, und es gibt gegen solche Einbrüche in die Häuslichkeit zuletzt kein anderes Mittel, als daß man nach dem Grundsatz, mein Haus ist meine Burg, solchen literarischen Freibeutern den Eintritt versagt. Freilich wird auch dieses nicht immer helfen; denn auch auf offener Straße, auf Dampfschiffen, Dampfwagen und an der Table d'hôte der Gasthöfe „erster Classe" kann eine literarische oder künstlerische Berühmtheit mit solchen literarischen Wegelagerern zusammengerathen und von ihnen zudringlich gemustert werden, um dann später in einem Buche oder Journale eine Personalbeschreibung über sich lesen zu müssen, mit welcher der Autor ein paar Kreuzer Honorar verdient hat. So trifft die (pseudonyme?) Grace Greenwood an der Mittagstafel auf einem Dampfschiffe mit Jenny Lind und ihrem Gatten zusammen, und rasch ist das Porträt fertig, freilich in den schmeichelhaftesten Farben ausgeführt, die überhaupt in den von der Verfasserin entworfenen Porträts vorwalten. Es kann der Welt ziemlich gleichgültig sein, zu erfahren, wie Hr. Otto Goldschmidt aussieht, aber das hilft nichts, Goldschmidt muß porträtirt werden, die Welt muß erfahren, daß er der Verfasserin „not only as a man of genius, but of rare refinement and nobility of character" erschien, daß er „gute Formen", einen „bemerkenswerth schönen Kopf", ein „im besten Sinne schönes Antlitz", ein „sanftes braunes melancholisches Auge" u. s. w. hat, ja sie vergleicht ihn zum Schluß mit einer „korinthischen Säule". Sollte Jenny Lind, die sich jetzt als Frau Goldschmidt an diese „korinthische Säule" anlehnt, hierüber nicht eifersüchtig werden? Zum Troste mag ihr gereichen, daß die amerikanische Dame auch andere Männer mit demselben Blicke der Liebe und Bewunderung betrachtet und daß sie, wo ihr eine Tasse Thee gereicht wird, sich auch gegen deren Frauen durch ähnliche Liebenswürdigkeiten dankbar beweist. Am bequemsten hat sie es bei Dickens, wo sie gleich eine ganze Tischgesellschaft zu schildern Gelegenheit hatte, darunter den seitdem verstorbenen Charles Kemble mit seiner Tochter Adelaide, verehelichten Satori, Barry Cornwall und seine Gattin, Walter Savage Landor und „Herr Devrient, the great German actor". Von Letzterm sagt sie: „Herr Devrient ist ein schöner, hamletischer Mann (Hamlet-ish man), mit einem melancholischen Anstrich in Stirne, Antlitz und Benehmen, in gewissem Grade rührend und poetisch, obschon für eine vergnügliche Abendgesellschaft nicht ganz geeignet." Dickens mit seinen „von Geist und Humor strahlenden Augen", in denen sie freilich pathetische Tiefe und tragischen Schatten vermißte, mag allerdings ein vergnüglicheres Glied einer solchen Abendgesellschaft sein als ein deutscher Dichter, Künstler oder Schauspieler. Die Amerikanerin zeigt sich übrigens auch in diesem Falle für genossene Speisen und für die Aussicht auf das aus der Abendgesellschaft zu schlagende Honorar sehr dankbar, denn sie beehrt nicht nur Dickens selbst, sondern auch seine Frau und Kinder mit enthusiastischem Lobe. „Kinder, wie diese", sagt sie, „scheinen würdig, auf künftige Jahre die Schönheit der Mutter und den Namen des Vaters fortzupflanzen."

Ohne den Namen des Verfassers (oder der Verfasserin) erschien in London: „Germany during the insurrections of 1848." Der Titel verspricht viel, was der Inhalt jedoch nicht hält. Das „Athenaeum" sagt davon: „Der Verfasser durchreist blos das Land in ereignißvoller Zeit, durchreist es, wie es uns scheint, etwas aufs Gerathewohl. Die Revolution wird als Gegenstand kaum berührt, und Deutschland ist nicht das einzige Sujet des Buchs. Es beginnt mit Frankreich und geht dann auf Rom und Neapel über." Aus dem vielen „small talk" des Buchs zieht das genannte Blatt als eine nicht uninteressante Episode einen Besuch des Verfassers bei Alexander von Humboldt in Potsdam aus. Der Verfasser (oder die Verfasserin) schildert die spartanische Einfachheit in den Einrichtungen seines Arbeitszimmers und bemerkt, daß auf dem Tische Humboldt's, des „high priest of modern science", ein Buch gelegen habe — ein alter Bekannter des Touristen, das „Edinburgh review", aufgeschlagen bei einem Artikel über den „Kosmos" und am Rande mit zahlreichen Noten in Humboldt's kleiner Handschrift versehen. Humboldt erzählte dem Verfasser, wie in der Nacht vom 18. März einige böse Buben in sein Zimmer gedrungen seien, ohne ihm jedoch etwas Schlimmes zuzufügen; „sie hatten Achtung vor meinem grauen Haar, obschon sie vom «Kosmos» nichts wußten", habe er hinzugesetzt. Dann sei er auf frühere Lebenserinnerungen zu sprechen gekommen, habe erzählt, wie er Pitt und Sheridan in derselben Abendsitzung im Hause der Gemeinen sprechen gehört, wie er der Einführung Talleyrand's in das Directorium beigewohnt, wie er noch Franklin gekannt, wie er Lafayette zuerst an der Tafel Friedrich's des Großen, der den jungen von seinen Erfolgen in Amerika noch trunkenen Franzosen viel nach Washington gefragt, kennengelernt habe. „Ich befand mich wie im Traum" meint der Verfasser. In derselben Nummer des „Athenaeum" werden aus Schadow's Buch „Der moderne Vasari" mehre längere Auszüge mitgetheilt, denen der Berichterstatter das Lob beifügt, daß ihm dies Buch ein Vergnügen gewährt habe, wie es ihm bei der Lectüre deutscher Prosa nicht gerade oft zutheil geworden sei. In einer frühern Nummer hatte das „Athenaeum" noch einen deutschen Prosaisten neuerer Zeit mit besonderm Lobe hervorgehoben, Friedrich Jacobs, den es auf Veranlassung des von Wüstemann herausgegebenen „Hellas" einen Philologen ersten Ranges nennt, welcher damit zugleich das Verdienst verbunden habe, ein sehr geschmackvoller Prosaist zu sein.

In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft vom 11. Dec. zeigte Professor Wilson eine Hinduzeitung vor, welche den Titel „Sudhakar" führt und in Benares erscheint. Wilson bemerkte, daß zwar in den hindostanischen Dialekten viele Zeitungenen erschienen und auch zur Aufklärung der Eingeborenen Manches beitrügen, aber daß diese Zeitung durch einen gewissen wissenschaftlichen Geist sich besonders hervorthue, wie namentlich der Artikel eines gelehrten Hindu über einen alten Steinpfeiler beweise, der durch den Major Kitton von Ghaspur nach Benares gebracht und hier dem Neuen Collegium gegenüber aufgerichtet worden sei. Bis dahin hatten sich die Hindu um die Alterthümer des Landes noch wenig gekümmert und die Fürsorge dafür den Engländern überlassen.

Man meldet den Tod einiger Schriftsteller zweiten oder dritten Ranges. Es starben in den letzten Wochen L. M. Morgan, der mehre auf sociale Verbesserungen abzweckende Schriften, z. B. „The revolt of the bees", „The reproof of Brutus" und „Hampden in the nineteenth century", geschrieben, auch unter den enthusiastischen Anhängern socialer Reform sich durch den Plan eines sich selbst erhaltenden Dorfes einen Namen gesichert hat; Lord Robertson, der in Edinburg einen ziemlich glänzenden Cirkel unterhielt, mehre Bände Gedichte in anmuthiger Form verfaßt hat und dem eine jüngst in der „Times" erschienene Lobrede auf Lockhart zugeschrieben wird; endlich W. N. Macdonald, Verfasser mehrer Kinder- und Controversschriften, früherer Miteigenthümer und Herausgeber von „Bell's life in London", „The Sunday-Herald", „The British drama" und „The literary humourist". **H. M.**

Die Kritiker und das Publicum.

In einem aus der Feder des Herausgebers geflossenen „Die Kritik und die producirenden Talente" überschriebenen, längern Aufsatze in Nr. 1 d. Bl. erörtert der Verfasser mit Sachkenntniß und Schärfe das Verhältniß beider zueinander und gibt der einen wie den andern vortreffliche Winke.*) Während ich nun, wie aus dem Vorhergegangenen leicht ersichtlich, in Allem was der Verfasser in jenem Aufsatze ausgesprochen, vollkommen mit ihm übereinstimme, bedünkt es mich doch, als habe er einen Punkt übersehen. Er hat zwar das Verhältniß der Kritik zum Publicum berührt, hat aber vergessen, das des Publicums zur Kritik zu berücksichtigen, und so sei es mir gestattet dieses letztere hier in einigen Worten zu beleuchten.

Wer liest Kritiken oder Recensionen, und wie werden sie gelesen? Unbedingt nur das gebildete Publicum, wird man sich auf das Wer antworten müssen. Das Wie bedarf einer nähern Auseinandersetzung. Man liest eine Kritik entweder mit oder ohne Bekanntschaft mit dem besprochenen Werke (sei dies nun ein Bühnenstück, Kunst- oder Druckwerk). Im letztern Falle hat der Kritiker freies Spiel, insofern der Leser durchaus unbefangen ihm gegenübersteht und Alles auf guten Glauben hinnehmen muß. Ob das Lesen in diesem Falle überhaupt ersprießlich sein kann, lasse ich dahingestellt sein. Es wird hier lediglich darauf ankommen, ob die Abhandlung lehrreich geschrieben, ob der Kritiker von bestimmten ästhetischen Grundsätzen ausgeht und das vorliegende Werk danach beurtheilt, und ob er selbst mit dem Gegenstand vertraut ist oder ob er nur mit Unkenntniß desselben ins Blaue hinein schreibt und mit hohlen Phrasen um sich wirft.

Im erstern Falle indessen verhält es sich ganz anders. Hier hat der Leser in der Regel sein Urtheil bereits fertig und bringt es zur Lectüre der Kritik mit. Er liest sie jetzt zwar mit Interesse, aber in den meisten Fällen doch nur um zu sehen, ob das Urtheil des Recensenten mit dem seinigen übereinstimmt. Ist das der Fall, so wird man sicher dem Kritiker Beifall zollen, ihn für einen urtheilsfähigen Mann erklären, seinen Geschmack richtig finden und loben. Weicht sein Urtheil aber von dem des Lesers ab, so tritt fast ebenso sicher das Entgegengesetzte von alledem ein. Die menschliche Natur verleugnet sich nicht, und Recht haben wollen, trotz Allem, ist ja ein in derselben nur zu fest gewurzelter Fehler. Und wie sollte es auch anders sein? Ist der Leser wirklich ein Mann von tüchtiger, wissenschaftlicher und allgemeiner Bildung, so wird er nicht leicht seine Meinung zu Gunsten des Recensenten aufgeben, denn auch die seinige ist auf Einsicht begründet; hält er sich aber blos für einen Gelehrten, d. h. ist er einer von Denen, die zum Gelehrtenstande zählen, ohne jedoch ein selbständiges Urtheil zu haben, und ohne eines tiefern Eindringens in die Wissenschaften, mit denen er sich beschäftigt, fähig zu sein, so stößt der Kritiker gerade bei diesem auf etwas der Ueberzeugung weit weniger Zugängliches und noch weit schwerer zu Ueberwindendes, nämlich auf Dünkel. Nicht besser ergeht es dem Kritiker bei der großen Classe von Halb- und Viertelgebildeten, deren Zahl unter uns jetzt leider Legion ist. Indessen kann bei diesen wie die Pilze wuchernden und aus den scholastischen Treibhäusern hervorgegangenen Civilisationsmenschen von einer eigentlichen Meinung die Rede gar nicht sein; wie sie ihre geistige Nahrung aus Leihbibliotheken ziehen und oft nicht ein einziges Buch in ihrem eigenen Besitze haben, so borgen sie auch ihre Meinungen und Urtheile, wenigstens insoweit sie dieselben aussprechen, von der Zeitung die sie lesen, oder von demjenigen mehrwissenden Freunde, der in ihrem Kreise als das Orakel gilt. Hier also fände der Recensent wol Nachbeter, hier stieße er auf eine Classe, die sich gern mit fremden „Federn" schmückt. Im Grunde aber haben sie schon vorher nach ihrem Gefühle abgestimmt, lassen sich von diesem allein in ihrem Beifall oder Tadel leiten, und somit bilden sie den Uebergang zu der dritten Classe, zu den Naturmenschen, wenn ich sie so nennen darf, die bei weitem den gesündern Theil der Bevölkerung bilden. Daß bei diesen Menschen das Gefühl allein bestimmend ist, und die Stelle des Urtheils vertritt, wird mir Niemand absprechen, umsoweniger als wir ja Alle bei irgend einer oder der andern künstlerischen Leistung, der wir als Laien gegenüberstehen und zu deren tieferm Verständniß und Durchdringung uns die nöthige Ausbildung abgeht, dem unmittelbaren Eindruck, dem Gefühle uns überlassen müssen. Wo dieses aber abgestimmt hat, da läßt man sich schwerlich vom Kritiker eine andere Meinung octroyiren, da läßt man sich nicht durch die Phrasen eines Andern belehren, da ist selbst die feinste, wohldurchdachte Analyse, sei sie auch mit noch so schönen Worten ausgeschmückt, umsonst.

Wenn es so um das Schicksal der Kritik steht, was für eine Lehre ließe sich denn wol aus dieser Betrachtung für den Kritiker ziehen? Schon der Verfasser jenes oben erwähnten Aufsatzes erinnert mit Recht daran, daß die Kritiker sich mehr nach Art der englischen an das Sachliche halten sollten. Auch hierin stimme ich vollkommen mit ihm überein, und wünsche nur der Anempfehlung etwas mehr Nachdruck zu geben, indem ich auf ein Beispiel zur Erläuterung hinweise. Ich habe nämlich, während ich diese Zeilen schreibe, Macaulay vor Augen. Es ist dieser große Schriftsteller den Deutschen noch immer mehr als Historiker denn als Kritiker bekannt, und doch gehören gerade seine Leistungen auf dem letztern Gebiete zu dem Glänzendsten, was nicht nur die englische sondern irgend eine Literatur aufzuweisen hat. Während aber seine „Geschichte von England" sofort nach ihrem Erscheinen in Deutschland zu Tausenden verbreitet und sogar drei oder vier mal übersetzt worden, befinden sich seine „Essays", denn von diesen rede ich hier, gewiß nur in den Händen der Minderzahl, der „happy few" möchte ich sie mit dem Vicar nennen, obschon das allgemeine Interesse, welches sie unstreitig haben, das Gegentheil vermuthen lassen sollte. Bekanntlich erschienen diese „Essays" ursprünglich in der „Edinburgh review", und sollten, wenigstens dem Scheine nach (denn die Titel der besprochenen Werke bildeten die Ueberschrift) Recensionen oder Kritiken sein. In der Hand Macaulay's aber (und überhaupt ist dies der Charakter fast aller Recensionen in den englischen größern Reviews) wurden sie Abhandlungen. Der Kritiker stand hier nämlich entweder auf gleicher Höhe mit dem Verfasser der zu besprechenden Werke, oder wol oft noch über ihm; in jedem Falle aber hatte er den Gegenstand vollständig bemeistert und war mit der Sache innigst vertraut. Daher die Meisterschaft seiner Kritiken, die als vollgültiges Muster hingestellt zu werden verdienen. Wir haben zwar auch, und der Verfasser jenes Aufsatzes in diesen Blättern hat nicht unterlassen sie zu erwähnen, unsern Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller, Börne und einige andere ihnen ähnliche Kritiker, aber mit nur wenigen Ausnahmen muß man, mit Hinblick auf die gewöhnlichen Leistungen unserer heutigen Kritik, mit Bedauern sagen, wir haben sie gehabt. Entweder man hebt in den Himmel, oder man zieht in den Staub. Bei solchen Extremen wird der Leser bald die Parteilichkeit, sei es nun für die Person des Autors oder für seine Ansichten, herausfühlen, und natürlich verliert die Kritik dann fast allen Werth. Außer diesem Uebel der Parteilichkeit ist die heutige Kritik aber noch mit einem andern behaftet, dem einigermaßen zu steuern es wahrlich noththut. Zu reichlich gespendetes Lob widert uns an und droht, nach einem Gesetze oder vielmehr einem Fehler der mensch-

*) Diese Worte hat der Herausgeber d. Bl. nicht geglaubt unterdrücken zu sollen, da das Lob mehr sachlicher Art ist und der beabsichtigten Wirkung seines Artikels „Die Kritik und die producirenden Talente" zu Hülfe kommt. Für die nun im Manuscript weiter folgenden Zeilen ist der Verfasser dem Einsender obigen Aufsatzes persönlich dankbar, er hat sich aber aus naheliegenden Gründen versagen müssen, sie in d. Bl. zum Abdruck zu bringen.

lichen Natur, uns gerade gegen Denjenigen einzunehmen, dem zu huldigen wir aufgefodert werden; hingegen bewirkt verunglimpfender Tadel leicht das Gegentheil, selbst die verdiente Herbe erzeugt zuweilen eine Stimmung zu Gunsten des Getadelten, der edlere Theil in uns wird angeregt, und der Stein, den der Kritiker auf den Autor geworfen, wälzt sich auf ihn selbst zurück. Es war besonders dieser letztere Punkt, der mich veranlaßte, diese Betrachtungen niederzuschreiben und sie den Kritikern zur Erwägung anheimzustellen, und ich kann nicht schließen, ohne ihnen dringendst dasjenige Motto anzuempfehlen, welches eben die „Edinburgh review" nach langem Suchen, wie uns die Geschichte der Entstehung derselben berichtet, sich gewählt, und welches jeder Kritiker zu seinem eigenen Nutz und Frommen treu im Gedächtniß bewahren sollte. Es ist dem Publius Syrus entnommen und lautet: „Judex damnatur, cum nocens absolvitur."

David Asher.

Notizen.

Napoleon und Cathcart über den militärischen Geist der Völker.

Es ist noch nicht lange her, wo alles Napoleonische in England sehr unbeliebt war. Die Zeiten haben sich geändert; die Nationaltraditionen und Reminiscenzen von Waterloo sind in den Hintergrund getreten; man ist auf dem besten Wege, den ehemals so hochgefeierten Wellington über Napoleon zu vergessen und in diesem einen Nationalheros zu verehren. Da hat ein Ungenannter, der sich auf dem Titel den Verfasser von „Blondelle" nennt, in London eine Schrift herausgegeben, die den Titel führt: „The island empire; or the scenes of the first exile of the Emperor Napoleon I. Together with a narrative of his residence on the island of Elba, taken from the local information, the papers of the British resident and other authentic sources." Es werden darin viele Aeußerungen angeführt, welche Napoleon gethan hat oder gethan haben soll, und die das „Athenaeum" kurzweg für Prophetien erklärt, mit dem Beifügen, daß Napoleon, wenn ihn die Leidenschaften nicht blind machten, immer wie ein Orakel gesprochen habe und der fernsichtigste Mann seines Zeitalters gewesen sei. Hier nur Einiges: Napoleon rühmte die Italiener, indem er sie mit den Deutschen verglich und behauptete, er wolle sich verpflichten, stets mit 20,000 Italienern 30,000 Deutsche zu schlagen. Die Deutschen seien einfältig, träge und hätten kein Gefühl des Stolzes; die Italiener, lebhaft und stolz, seien jetzt auch kriegerisch geworden. Wenn wir nun daran zurückdenken, daß das ganze vereinte Italien, an ein so wohldisciplinirtes Heer wie das sardinische sich anlehnend, des unter den ungünstigsten Umständen kämpfenden östreichischen Heeres nicht Herr werden konnte, sondern von diesem aufs Haupt geschlagen wurde, so wissen wir nicht, wie man noch jetzt den Muth haben kann, den Worten Napoleon's eine besondere prophetische Tragweite beizulegen. Von den Franzosen sagte er auf Elba: das Hauptgefühl der Franzosen sei Stolz und Ruhm, und es sei ihnen unmöglich, bei dem Hinblick auf die vielen ihnen auferlegten Opfer ruhig zu bleiben. Sie seien durch die Uebermacht erdrückt, aber nicht gedemüthigt worden und sie hätten nicht in dem Grade, wie man wol glaube, gelitten, da ein großer Theil des Verlusts auf die italienischen, deutschen und andern Hülfsvölker gefallen sei. Man erkennt hieraus, wie sehr diese als bloßes Kanonenfutter gebraucht wurden. Die Deutschen verachtete Napoleon, wie man sieht, gründlich, obschon er unter ihnen zumeist wol die Oestreicher verstand, im Gegensatz zu den Italienern, zu denen er sich vermöge seiner Abstammung im Grunde seines Herzens immer noch mehr hingezogen fühlte als zu den Franzosen. Sprach er doch gelegentlich auf Elba von dem Plane, Italien als selbständiges Königreich unabhängig von Frankreich hinzustellen, und sein Sohn hieß schon in der Wiege „König von Rom". Da wir oben Napoleon's Aeußerungen über die Oestreicher citirten, so mögen hier noch einige Aeußerungen des jüngst bei Inkerman gebliebenen Generals Cathcart erwähnt sein, die in seinen „Commentaries on the war in Russia and Germany in 1813 and 1814" enthalten sind. Er meint, die eigentlichen Oestreicher seien vortrefflich disciplinirt und auch tapfer, aber der Infanterie dieser Nation scheine es im Vergleich mit den Franzosen und Preußen an Energie zu fehlen. Die Böhmen schienen etwas gesünder und stärker zu sein, wichen jedoch in ihrem Charakter nicht sehr von ihren östreichischen Waffenbrüdern ab. Dies scheint uns gänzlich falsch; die Tiroler, die Steiermärker und selbst die Niederöstreicher gehören wol zu den gesündesten und stärksten Volksstämmen, und wenn es ihnen früher an Energie fehlte, so mag dies wol an ganz andern Verhältnissen gelegen haben. Die gesunde Gesichtsfarbe der östreichischen Gebirgsvölker findet man bei den Böhmen lange nicht in dem Grade, wie Jeder weiß, der Regimenter aus beiden Nationalitäten zu sehen und zu vergleichen Gelegenheit hatte. Vielleicht hat Cathcart beide verwechselt, was bei dem Völkergemisch Oestreichs einem Ausländer wol geschehen kann. Interessant ist unter gegenwärtigen Umständen das Urtheil Cathcart's über die Russen, gegen die er, was er wol zur Zeit der Abfassung seines Buchs nicht ahnte, den Tod finden sollte. Cathcart meinte, die Russen seien weniger erregbar als die Franzosen, gleichwol würden sie beim Angriff an Tapferkeit und Ausdauer von den Truppen keiner andern europäischen Nation übertroffen, wobei sie den Vortheil hätten, daß sie des Schreckens unfähig schienen, und obgleich geworfen und geschlagen, niemals dahin gebracht werden könnten, in Verwirrung vom Schlachtfeld zu fliehen.

Australische Journalistik.

Man liest in englischen Blättern, daß die Eigenthümer des „Sydney Morning Herald", „Sydney Empire" und „Melbourne Argus" und anderer australischen Zeitungen sich veranlaßt gesehen haben, den Abonnementspreis auf das Doppelte zu erhöhen, weil bei der nöthig gewordenen Vergrößerung dieser Zeitungen sich auch die Productionskosten beträchtlich steigerten und die Ansprüche immer größer würden. Wir haben eine Nummer des in Sydney erscheinenden „Empire" vor uns. Es ist ein Blatt von so stattlichem Format und solchem Umfange, daß selbst die größten in Deutschland dagegen nur klein erscheinen. Schon in diesem kolossalen Zeitungsformat und der zu einer solchen Zeitung täglich nöthigen Papiermasse spricht sich der großartige politische und handelspolitische Charakter der Briten aus. Und doch vertritt der „Empire" zunächst nur die Bedürfnisse einer weitentlegenen Colonie, die freilich berufen sein dürfte, einst der Kern eines großen Reichs zu sein; denn jedenfalls steht der indo-australischen Inselwelt dereinst eine glänzende Zukunft bevor. Der „Empire" bringt wie alle großen englischen Zeitungen zuvörderst Leitartikel, und zwar deren drei bis vier an Zahl, welche zum größten Theil innere Angelegenheiten und Fragen der Colonie betreffen, sodann Correspondenzen aus der Nähe und Ferne, aus Kiama, Bendigo, Bathurst, Tahiti u. s. w., dann Mittheilungen aus dem Mutterland, meist Auszüge aus englischen Journalen, politischen und handelspolitischen, aber auch literarischen Inhalts (z. B. in der vor uns liegenden Nummer über den Dichter Robert Montgomery), und in reicher Fülle Polizeiberichte und Berichte aus den Hallen der australischen Gerichtshöfe. Daß es in Sydney nicht an Stoff hieran fehlt, läßt sich denken. Wir finden an einem Tage folgende Ueberschriften: „Drunkards list" (11 Personen), „A juvenile offender" „Street-robbery", „Indecency" (ein Mann, Namens Archibald Henry Austin, ließ sich nämlich in den Straßen der Stadt in fast völlig nacktem Zustande sehen und wurde dafür zu 14 Tagen Einsperrung verurtheilt), „Assaults", „Ill-using a horse", „Poligamy" u. s. w.; am nächstfolgenden Tage: „Murder", „Drunk and disorderly", „Violent assault", „Street-robbery" u. s. w. Besonders häufig sind in Australien Rinder- und

Pferdediebstähle. Unter den sehr zahlreichen Inseraten befinden sich mehre längere, in welchen Mitglieder der Mormonengemeinde die Moralität dieser Sekte wider die gegen sie erhobenen Anklagen in Schutz nehmen, den blühenden Zustand der Salt-Lake-City mit verführerischen Worten schildern und sich über den „Sydney Morning Herald" beschweren, welcher den Beschuldigungen ihrer Gegner, aber nicht den mormonischen Erwiderungen Eingang gestattete. Wie wenig der Engländer ohne Zeitungen leben kann, die sein nächstes tägliches Bedürfniß befriedigen, dafür zeugt der Umstand, daß selbst in den Diggings zwei Zeitungen erscheinen, die „Ballarat Times" und das „Mount Alexander Mail". Der in Melbourne erscheinende „Argus", der, wie oben bemerkt, ebenfalls den Abonnementspreis verdoppelt hat, läßt das Publicum bei dieser Gelegenheit einen Blick in seine Ausgabebücher thun und behauptet, daß seine laufenden Ausgaben täglich 300 Pf. St. betrügen. Für Setzerlohn seien 27,000, für Bedienung und Abnutzung der Maschinen 12,000, für die Zeitungerpedition 5000, für die verschiedenen Honorare 10,000 und für das zum Druck nöthige Papier 30,000 Pf. St. im Jahresbudget angesetzt.

Ein Brite über die münchener Kunst.

Das „Athenaeum" enthielt vor einiger Zeit aus der Feder eines reisenden englischen Kunstbeflissenen unter der Ueberschrift „Modern buildings and monuments in Munich" einen Artikel, worin über die modernen Bauwerke in München sehr misgünstige Urtheile gefällt werden. Der Brite bespricht namentlich diejenigen Bau- und Kunstwerke, welche er bei einem frühern Aufenthalt im Entstehen und bei einem Besuche Münchens im vergangenen Jahre vollendet sah. Er bedauert den großen Aufwand an Intelligenz, Kunstgeschicklichkeit und Handarbeit, weil doch „so wenig, so sehr wenig" dabei herausgekommen sei, „was den Geist befriedige oder zum Herzen spreche" („which satisfies the mind or touches the heart"). Nichts kann ihn befriedigen, weder die Ziebland'sche Basilika als Ganzes, obschon er vieles Detail daran als sehr schön anerkennt, noch die Bibliothek, die er „flach" nennt, noch die „Ruhmeshalle", noch die kolossale „Bavaria" davor. Er findet diese Kolossalstatue, deren massige Größe allerdings mit der Größe und geschichtlichen Bedeutung Baierns in keinem ganz richtigen Verhältniß steht, mehr schwer als würdig in ihrer Form, mehr akademisch als national im Wurf ihrer Gewänder und mehr theatralisch als feierlich in ihrer Stellung. Er meint, die Bavaria habe eine gefährliche Nachbarschaft, gegen deren Concurrenz sie nicht bestehen könne, die der südbairischen Alpen. Ihm wie etwa noch 50 oder 60 Beschauern sei es so gegangen, daß sie über die prächtige blaue Gebirgskette dieses „schwerfällige ausdrucklose" Erzbild vergessen hätten, daß Aller Augen der Bavaria treulos geworden seien, um sich dem Anblick des erhabenen Gebirgspanoramas zuzuwenden. Am ungünstigsten lautet sein Urtheil über die neue Pinakothek, namentlich aber über die daran angebrachten Fresken, die er jedoch nicht sowol vom moralischen Standpunkt, wie Schnorr, sondern einzig und allein vom künstlerischen Standpunkt bekämpft. „Längs der Fronte", sagt der Brite, „sind sieben ungeheure Fresken angebracht, in denen die Entwickelung der bairischen Kunst dargestellt ist. Sie sind gezeichnet in jenem halb historischen halb allegorischen Stil, in welchem sich die deutschen Maler verrannt haben, ein Stil, worin es so leicht ist etwas zu leisten, der aber dem Laien das Verständniß so ungemein erschwert. Die Bilder selbst sind ohne Wirkung und erinnern in sonderbarer Weise an die Malereien, welche an den Außenseiten der Breterbuden auf Jahrmärkten angebracht zu sein pflegen, aber ohne die von letztern gewährte tröstliche Aussicht, daß, wenn der Davorstehende es müde ist, den Pegasus und den an der Pforte des Tempels Stellung nehmenden Herold länger anzustarren, der Vorhang aufgehen und etwas wie ein wirkliches Mysterium und ein wirklich Erholung bietendes Schauspiel sich vor ihm aufthun wird.... Die Wirkung einer solchen langen Reihe von Gestalten längs einer weißen Wand, mit Fenstern dazwischen und Liebesgöttern und Kränzen darüber, muß, von welchem nähern oder fernern Standpunkt man sie auch in Augenschein nimmt, mehr arkadisch als künstlerisch, mehr grotesk als grandios sein." Derselbe Brite, der sich mit C unterzeichnet, ergriff später die Flucht, zwar nicht vor diesen Fresken, aber vor der Cholera und nahm einen Aufenthalt in Lindau, über dessen landschaftliche Umgebungen er entzückte Briefe an das „Athenaeum" schreibt. **H. M.**

Bibliographie.

Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von A. Heinrich. 19ter Jahrgang. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Byron, Lord, Kain. Ein Mysterium. Mazeppa. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Carlyle's, T., ausgewählte Schriften. Deutsch von A. Kretzschmar. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Der Versailler Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Deutsche Original-Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diez, Katharina, Joseph. Gedicht nach dem Alten Testamente. Mit 1 Titelbilde. Berlin, Decker. Gr. 16. 1 Thlr.

Heffner, L., Die Juden in Franken. Ein unpartheiischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte Frankens. Mit 29 Urkunden-Beilagen. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 8. 10 Ngr.

Palleske, E., Achilles. Drama. Göttingen, Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Röder, K. D. A., Grundgedanken und Bedeutung des römischen und germanischen Rechts. Zur Vermittlung der historischen und filosofischen Rechtsansicht und zur Empfehlung rechtsvergleichender Vorträge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 20 Ngr.

Sämmtliche Romane der Verfasserin von Godwie-Castle. (Henriette Paalzow). 1ste Lieferung. Breslau, Max u. Comp. Gr. 16. 5 Ngr.

Stern, A., Poetische Erzählungen. Leipzig, Matthes. 16. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Denzinger, H., Die Lehre von der Unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria. Dargestellt für gebildete Katholiken. Mit einem Liederkranz zu Ehren der Unbefleckten Empfängniß. Würzburg, Stahel. 8. 6 Ngr

Dorner, J. A., Abwehr ungerechter Angriffe des Hrn. Professor Dr. Hengstenberg gegen zwei Mitglieder der theologischen Facultät der Georgia Augusta. Göttingen, Dieterich. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Heffter, E. W., Der Christ und sein König. Schulrede, gehalten in Berlin am 15. Oktbr. 1854. Berlin, W. Schultze. 1854. 16. 4 Ngr.

Die Isolirung. Berlin, Herbig. Br. gr. 8. 5 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Was darf ein christliches Volk von seiner Landesversammlung erwarten? Predigt vor der feierlichen Eröffnung des Landtages am 5. Jan. 1855 zu Dresden gehalten. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rangabé, A., Rizo, Ausgrabung beim Tempel der Hera unweit Argos. Ein Brief an Prof. Ross in Halle. Mit einem Plane des Heraeon. Halle, G. Schwetschke. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19—22 d. Bl. f. 1854; Nr. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 32 und 33; Nr. III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend, in Nr. 45—47 und 49.)

91. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Geh. **Premier cours.** 7me édition. 8 Ngr.

Der zweite Cursus, (1854) bereits in vierter Auflage erschienen, kostet 10 Ngr.; der dritte Cursus (1852) 8 Ngr.

Zu dem ersten und zweiten Cursus erschien:

Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande. Traduction des thèmes français. Premier et second cours. In-8. 1854. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

A new, practical and easy method of learning the German language. 8vo. First course. 6th edition. 1854. 10 Ngr. — Second course. 5th edition. 1854. 12 Ngr. — Third course. 1854. 10 Ngr.

Zu dem ersten und zweiten Cursus erschien:

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Second edition. 8vo. 1853. 5 Ngr.

92. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Sechster Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. Frederike **Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Tochter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

93. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Fünfter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis vierte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

94. **Burow (Julie), Bilder aus dem Leben.** 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin, durch mehre Romane und Erzählungen rasch zu bedeutendem Rufe gelangt, bietet in diesem Werke dem deutschen Publicum vier Novellen: „Ein Pfarrhaus in Rathangen. Novelle aus der jüngsten Vergangenheit" (bekanntlich von dem „Illustrirten Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd" unter allen ihm eingesandten Novellen für die beste erklärt und mit dem ersten Preise gekrönt); ferner: „Ein Grab an der Kirchhofsmauer. Eine Jugenderinnerung"; „Im Walde. Novelle"; „Der Weg in den Himmel. Novelle." Das Bändchen verdient als unterhaltende und anregende Lectüre die allgemeinste Beachtung, besonders der Frauenwelt.

95. **Carriere (Moriz), Das Wesen und die Formen der Poesie.** Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der als philosophischer und besonders ästhetischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser versucht in diesem Werke, aus der Blüte der deutschen Poesie die wissenschaftlichen Resultate zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen und so Das, was Gervinus, Ottfried Müller, Jakob und Wilhelm Grimm u. A. erbeutet haben, für die **Poetik** fruchtbar zu machen. Zur Erläuterung sind einige literarische Charakteristiken beigefügt und die drei Beilagen berühren das Epos, die Lyrik (Goethe) und das Drama (Schiller), sodaß sich Alles zu einem planvollen Ganzen abrundet. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Carriere's vor andern ähnlichen Werken besteht noch darin, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu halten sucht, daß die wissenschaftliche Gediegenheit zugleich in gefälliger Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk dem größern Publicum noch willkommener machen wird.

96. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundsiebentes bis hundertundfunfzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Der Reichthum des Materials, das sich in allen Kreisen des Lebens und der Wissenschaft seit dem Erscheinen der vorigen neunten Auflage des **Conversations-Lexikon** aufgehäuft, hat es der Redaction der **zehnten Auflage** unmöglich gemacht, dasselbe in den ursprünglich gezogenen Grenzen zu bewältigen. Die Verlagshandlung sieht sich dadurch genöthigt, eine nicht unbedeutende Anzahl von Bogen mehr zu geben, wird dieses Mehr aber allen bisherigen Abnehmern des Werks **gratis** liefern, da sie beim Beginn desselben garantirt hat, daß der Preis des ganzen Werks 20 Thlr. nicht übersteigen werde. Ebenso wird sie ein **Universal-Register**, das sie zwar nicht versprochen hat, zur Vollständigkeit des Werks aber für nöthig hält, **gratis** zugeben.

Der funfzehnte Band erscheint in zwei **Abtheilungen**, damit er durch die mehr zu gebenden Bogen für den Gebrauch nicht unbequem

wird. Dagegen werden die Hefte 113—120 (um die garantirte Anzahl 120 festzuhalten) in entsprechender Weise um mehre Bogen stärker gemacht werden.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

97. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Einundzwanzigstes bis vierundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

98. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertunddreizehntes bis hundertundfunfzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Noch etwa **drei Bände** werden erfoderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen und bis Ende 1855 in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

99. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Achtundfunfzigster und neunundfunfzigster Theil. (Genf—Georg III. König von England.)

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

100. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Zweiter Band. Zweite und dritte Lieferung. 8. Geh. **1 Thlr. 20 Ngr.**

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Der dritte Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Das bisher Erschienene (Band 1 und 2, Abbinden–Muskeln) ist nebst ausführlichen Prospecten in allen Buchhandlungen zu erhalten.

101. **Giseke (R.), Johannes Rathenow.** Ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. 1853. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten **zweiten Auflage** verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. 1853. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der neueste Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erweckt hat.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. **Zweite** durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen", zuerst bei F. Schlodtmann in Bremen erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden **zweiten Auflage**, in beliebtem Miniaturformat, gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 7. —— 15. Februar 1855.

Inhalt: Max Waldau und sein Schwanengesang. Von **Hermann Marggraff**. — Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Sechster Jahrgang. Von **Karl Zimmer**. — Ohne Schule keine Bücher. Von **Emanuel Raulf**. — Grillparzer's „Sappho" und „Der Fechter von Ravenna" in England und Frankreich. — Englisch und Deutsch. — **Miscellen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Max Waldau und sein Schwanengesang.

Wir beabsichtigen nicht, in Folgendem eine eigentliche Charakteristik Max Waldau's (Spiller von Hauenschild), den der unerbittliche Tod zu früh für die deutsche Poesie wie für seine eigene Vollendung uns entrissen hat, zu liefern, noch eine erschöpfende Biographie des Verstorbenen zu schreiben. Zu diesem Zweck wäre es erfoderlich, seine Schriften einem gründlichern Studium zu unterwerfen, als die kurze seit seinem Ableben verflossene Zeit gestattete. Aber der Eindruck seines Dahinscheidens ist noch frisch und diesem Eindruck glaubten wir entgegenkommen und, an seine letzte erst jüngst erschienene Dichtung anknüpfend, dem Dahingegangenen einige Worte der Erinnerung widmen zu sollen, zumal da er in d. Bl. seit Jahren eine Reihe von Aufsätzen niedergelegt hat, die ihm neben seiner Ehrenstellung als Dichter auch als Vertreter einer principiellen, genetischen Kritik einen nicht unbedeutenden Platz anweisen und sichern. Ja, wenn man von einer Schwanenkritik sprechen könnte, wie man von einem Schwanengesange spricht, so könnten wir sagen, er habe sein kritisches Schwanenlied in d. Bl. gesungen. Sein Artikel in Nr. 40 d. Bl. f. 1854: „Neuere epische Dichtung und Rudolf Gottschall", war, soviel wir wissen, seine letzte bei seinen Lebzeiten veröffentlichte kritische Arbeit.

Wenn es nun, wie oben bemerkt, nicht im Plane dieses Aufsatzes liegt, eine erschöpfende und umfassende Charakteristik und Biographie des uns Entrissenen zu schreiben, so freut es uns, wenigstens in Stand gesetzt zu sein, aus uns vorliegenden Briefschaften und handschriftlichen Papieren seinem künftigen Biographen mit einigen charakteristischen Beiträgen zu Hülfe zu kommen. Der Verstorbene stand mit der Verlagshandlung d. Bl. in längerm literargeschäftlichem Verkehr, und wenn im Allgemeinen Geschäftsbriefe zwischen Verleger und Autor nicht gerade diejenigen sind, welche vorzugsweise Material, wir meinen öffentlich benutzbares Material, zur Kenntniß eines Autors liefern, so gibt es doch auch Ausnahmen, zu denen die Max Waldau'sche Correspondenz entschieden gehört. Max Waldau schrieb gern lange und gründliche Briefe; er war ebenso gewissenhaft gegen sich als Andere; er war zu voll, zu warm in seinem Innern, als daß er sich in Geschäftsbriefen mit dem Nothwendigen hätte begnügen können; ein rein geschäftsmäßiger Stil lag ihm gänzlich fern; der Autor, der Dichter, der Mensch führte seine Feder; er motivirte, er drückte menschliche Empfindungen aus, er schweifte auf literarische Fragen ab, ja er lieferte, wenn ihm das Herz voll war, förmliche Charakteristiken von Autoren, die er liebte, die ihm befreundet waren.

Wir haben gesagt, daß wir keine Biographie des Verstorbenen liefern wollten, und doch ist das Erste, was wir aus seinen uns vorliegenden Papieren mittheilen, eine biographische Notiz über sich selbst, die er auf Ersuchen der Verlagshandlung zur Benutzung für die zehnte Auflage des „Conversations-Lexikon" einsandte. Zwar knapp und gedrängt, war sie doch selbst in dieser Kürze so individuell gefärbt, daß sie, wie dies freilich bei solchen von den Autoren selbst ausgegangenen biographischen Notizen wol immer der Fall ist, nur als thatsächliche Grundlage bei der Anfertigung des ihn betreffenden Artikels im „Conversations-Lexikon" benutzt, aber nicht vollständig mitgetheilt werden konnte. Allein die kleinen individuellen Züge darin sind so charakteristisch, daß wir uns nicht versagen können, sie hier vollständig zur Oeffentlichkeit zu bringen. Sie lautet:

Ich heiße Richard Georg Spiller von Hauenschild und bin am 24. März 1822 zu Breslau geboren.*) Mein Vater wie mein Großvater waren Militärs und ich selbst sollte meine Erziehung im Cadettenhause erhalten. Inzwischen starb mein Vater noch vor Ausführung dieses Plans, und meine Mutter, eine überaus gemüth- und phantasiereiche, lebhafte Frau, konnte sich nicht dazu entschließen, sich von mir zu trennen. Sie zog

*) Dies war ein eigenthümlicher Irrthum, in welchem der Verstorbene lebte. Der Todesanzeige seiner Hinterbliebenen zufolge war Max Waldau, wie man uns aus Breslau schreibt, erst 1825 geboren, mithin noch nicht volle 30 Jahre alt, als er starb.

mit mir und meinen beiden Schwestern nach Katscher, einem sehr kleinen schlesischen Landstädtchen, in dem ihr Schwiegervater, mein Großvater, ansässig war. Unsere Verhältnisse waren sehr mäßig; einer der Ortsgeistlichen versah die Stelle eines ersten Lehrers bei mir, und als dieser zum Pfarrer eines nahegelegenen Dorfs vocirt wurde, zog ich mit ihm. Ich lernte in den drei Jahren, die ich in Dirschel zubrachte, so viel, daß ich nach der Quarta kam, nebenbei aber auch eine unglaubliche Masse theologischer Specialitäten, Dogmatik und Patristik dergestalt auswendig, daß ich noch heute ins Fabelhafte Citate aus jenen Feldern schleudern kann. Inzwischen hob sich unsere Lage. Infolge einer Erbauseinandersetzung erwarb meine Mutter mit einer unverheiratheten Schwester, die mir stets eine zweite Mutter war, die bis dahin vier Geschwistern gehörigen Güter zu alleinigem Eigenthume, und bedeutende Verbesserungen, die alsbald erstrebt wurden, mehrten die Einkünfte und machten mir die Aussicht in die Zukunft freier. Geschichte war mein Lieblingsstudium auf der Schule; ich betrieb es so eifrig, daß viel Anderes vernachlässigt wurde. Latein lernte ich erst, als ich den Tacitus lesen wollte; bis dahin schleppte ich mich eben nur von Classe zu Classe durch; Griechisch trieb ich nur Thucydides zu lieb, denn der Homer wurde uns ungenießbar gemacht. So galt ich im Allgemeinen gerade meiner Anlagen wegen für nichts weniger als einen Musterschüler, und erst im letzten Jahre meiner Gymnasialzeit besiegte ich den noch dazu durch ein gewisses hochfahrendes Wesen gereizten Widerwillen der meisten meiner Lehrer so weit, daß einer derselben, ein sehr alter Mann, auf das lebhafteste für mich eintrat, als ein anderer mir die Freude über das glänzend bestandene Abiturientenexamen durch eine Recapitulation alter Sünden vergällen wollte. Ich war inzwischen auf drei Gymnasien gewesen, wurde nicht gerade fortgejagt, aber als eine Art Lucifer überall mit Vergnügen entlassen. Ich bezog die Universität Breslau, um Jurisprudenz und Kameralwissenschaften zu studiren; nebenbei trieb ich neue Sprachen, da ich eine diplomatische Carrière einzuschlagen gedachte. Indeß that ich in Breslau nicht viel und mochte bald mit Pandekten und Institutionen nichts zu thun haben. Dagegen las ich viel und namentlich philosophische und historische Schriften; außerdem machte ich viele Verse, von denen leider später mehr als genug gedruckt worden. Erst in Heidelberg begann ich ein geregeltes Studium, das für die positive Kenntniß der Geschichte der Philosophie durch ein Privatissimum (täglich zwei Stunden) bei Reichlin-Meldegg und für die Alten durch ein Privatissimum bei Baehr unterstützt wurde. Ich arbeitete so unausgesetzt und angestrengt, daß ich mitunter plötzlich umsank und stundenlang besinnungslos war. Anzeichen eines Herzübels und später anhaltende Schlaflosigkeit waren die Folgen der Spannung, aber ich hatte das Rigorosum nun doch auch summa cum laude gemacht, und die Idee, mich als Docent der Kunstgeschichte in Heidelberg zu habilitiren, nachdem ich erst in Italien meine Studien in dieser Richtung fortgesetzt, hob mich im Augenblicke über das physische Leiden hinweg. Ich hatte den wissenschaftlichen Hang in mir zum Fanatismus geschürt. Familienverhältnisse machten indeß diesen Plan unausführbar. Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien und Italien stärkten und erfrischten mich, aber der nochmals aufgegriffene Gedanke, in Breslau neuerdings juristische Studien zu treiben und eine diplomatische Laufbahn anzustreben, erwies sich bald und diesmal zum Theil aus politischen Antipathien haltlos. Nachdem ich einige Zeit in der Heimat verbracht, bezog ich die neuerrichtete landwirthschaftliche Akademie zu Proskau, wo ich in freundschaftlichem Verkehre mit dem Director der Anstalt, Geheimrath Heinrich, und seinem Schwiegersohne Dr. Krocker ein Jahr zubrachte und das Material für „Nach der Natur" aus meinen Diarien zusammenstellte. Der Märzsturm und der gleichzeitige Tod meines Großvaters rief mich in das Haus meiner Mutter zurück und seitdem lebe ich mit geringen Unterbrechungen fast einsiedlerisch auf einem Familiengute Tscheidt nächst Bauerwitz in Oberschlesien. Erschienen sind von mir „Ein Elfenmärchen" (Heidelberg, J. Groos, 1846), gänzlich unbedeutende Spielerei mit politischen Reflexen; „Blätter im Winde", Gedichte, die von der Kritik gelobt wurden, die aber dies Lob nur sehr bedingt und stellenweise verdienen. Ich selbst nannte das Buch eine Musterkarte von Geschmacklosigkeiten. „Sirvente von Peyre Cardinal", Wiederdichtung nach dem Provenzalischen (mein bestes Gedicht); „Canzonen"; „O diese Zeit", politische Canzone; „Cordula", graubündtner Sage; Uebersetzung von Silvio Pellico's „Francesca da Rimini"; „Nach der Natur", lebende Bilder aus der Zeit (3 Theile, zweite Auflage, 1851); „Aus der Junkerwelt" (2 Theile, 1852). Alle diese Sachen mit Ausschluß des nicht mehr im Buchhandel existirenden kleinen „Elfenmärchen" sind unter dem Pseudonym Max Waldau erschienen und zwar im Verlage oder Besitze von Hoffmann und Campe in Hamburg. Campe wollte durchaus meinen Namen auf die erste Ausgabe von „Nach der Natur" und basirte auf den Mangel eines Namens allerhand Einwendungen. Ich schrieb ihm damals: „Lassen Sie es nur ohne Namen laufen, der Verfasser von «Nach der Natur» wird dafür sogar ein guter Name sein!" Ich habe zum Glücke Recht behalten, sonst schriebe ich Ihnen ja nicht jetzt diese Zeilen auf. Außer diesen selbständigen Arbeiten nahm ich theil an verschiedenen politischen Zeitungen, namentlich der „Neuen Oderzeitung", ferner durch belletristische Aufsätze, Novellen und kritische Arbeiten am „Deutschen Museum", den „Blättern für literarische Unterhaltung" und den „Hamburger Jahreszeiten". Seit Jahren beschäftige ich mich fast ausschließlich mit einer „Geschichte des Troubadourzeitalters" nach den Quellen, ein Werk, für welches mir der bereits vielfach angezeigte historische Roman „Aimery der Jongleur", welcher eben jetzt bei Hoffmann und Campe in fünf Bänden erscheint, auch in den Kreisen Leser werben soll, die sonst nicht nach strengwissenschaftlicher Lectüre greifen. Der Roman stellt die culturhistorischen Elemente jenes Zeitalters plastisch dar.*)

Das Beste, was mir meine literarischen Bestrebungen eingetragen haben, ist die Neigung und das Vertrauen einer großen Zahl viel älterer und bedeutender Autoren. Durch meine Hände gehen oft die Fäden von Verhandlungen zwischen Autor und Buchhändler; nicht blos mein Freund Campe, sondern viele Andere wenden sich mit Vertrauen an mich, und Autor und Verleger sind durch meinen Rath noch nie zu Schaden gekommen. Geholfen habe ich Vielen, geschadet Keinem! Und darauf bin ich stolz. Mein Wahlspruch ist Goethe's: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!" — Und nun nehmen Sie davon, was Sie brauchen können!

Er überschickte diese biographischen Notizen mit einem vom 25. September 1852 datirten Briefe, an dessen Schluß es heißt: „Endlich füge ich auch die gewünschten Notizen über mein Leben bei. Mein Leben ist sehr reich gewesen, so jung ich auch bin; schade nur, daß von alle Dem sich nichts erzählen läßt." Seine mit der Brockhaus'schen Verlagshandlung gewechselten Geschäftsbriefe, die freilich nur in beschränktem Sinne diesen Namen verdienen, gehören den Jahren 1852—54 an. Der erste der uns vorliegenden Briefe ist vom 2. Mai 1852, der letzte vom 17. November 1854, sämmtlich sind sie aus seinem Wohnsitze Tscheidt datirt. Die interessantesten Mitthei-

*) Diese vom Verfasser selbst damals gegebene Notiz, daß jener Roman „eben jetzt" erscheine, veranlaßte (und entschuldigt wol eben auch) die irrthümliche Angabe in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon", daß dieser Roman bereits erschienen sei, ein Irrthum, der unter Anderm auch kürzlich in einen Artikel der „Grenzboten" überging. Der Roman ist auch jetzt noch nicht erschienen, soll aber, wie wir hören, nunmehr veröffentlicht werden.

lungen enthält ein als Privatbrief bezeichnetes Schreiben vom 24. Januar 1854, worin der Verstorbene sich für die in gewissen zugesagten Arbeiten eingetretene Verzögerung entschuldigt. Er schreibt der Verlagshandlung:

Als meine Frau Ihnen mein Gesunden meldete, begann die Krankheit erst recht. Erst Anfang September schaffte eine Operation mir das Uebel vom Halse, dessen Nachwehen ich jedoch heute noch spüre. Ebenso war ich so streng vom Schreibtische abgesperrt, daß ich thatsächlich erst seit Weihnacht wieder ganz meine eigenen dringendsten Geschäfte zu führen und die aufgelaufenen Briefe zu beantworten begonnen habe. Wie sollte es auch anders sein, nachdem ich über vier Monate von den wahnsinnigen Schmerzen einer Knochenentzündung und Knochenzersetzung am Kopfe gefoltert, unfähig geworden war, nur über die Stube zu gehen? Gottschall, der mich nur eine Stunde lang und nur von der Fahrt aufgeregt gesehen, als ich Mitte September nothgedrungen nach Breslau mußte, krähte zu früh, ich blieb noch lange denk- und arbeitsunfähig. Zum Ueberfluß starb am 15. December 1853 in Ratibor unser Arzt, Dr. Pelko, dessen Frau eine Schwester meiner Mutter ist, und ich sah mich als einziger Mann der Familie mit den ganzen Wirren und Mühen belastet, die ein bedeutender zu ordnender Nachlaß im Gefolge führt, wenn lauter minorenne Kinder vorhanden sind. Sie sehen, daß das Jahr 1853 für mich alle Schleußen gezogen hatte. Es wäre mir ein dauernder Schmerz, wenn zu dieser Reihe wahrer und schwerer Unglücksfälle, die mich selbst an den Rand des Grabes gebracht hatten und mir einen treuen, bewährten Freund geraubt haben, sich nun auch noch nachträglich eine entschiedene Trübung meines Verhältnisses zu Ihren literarischen Unternehmungen gesellen sollte.... Ich habe keinen Grund, 1854 für ein specifisches Glücksjahr zu halten, hoffe aber, wie die Menschen nun einmal hoffnungsvoll sind.

Zweierlei mag man aus der hier mitgetheilten Stelle erkennen, ein mal, daß auch Max Waldau wie so viele höher Begabte fortdauernd mit körperlichen Leiden und Schicksalen mancherlei Art zu kämpfen hatte, was denn auch vielleicht so manches Trübe in seinen Dichtungen erklärt; sodann, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Umständlichkeit er zuwerke geht, wo es gilt, sich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Immer ist er besorgt, daß man ihn in Verdacht haben könnte, sich hinter irgend eine „der Literatenwelt anhängende und bei ihr herkömmliche Leichtfertigkeit" verschanzen zu wollen, wobei jedoch zur Entschuldigung dieser „Leichtfertigkeit" angeführt werden darf, daß die Schriftsteller immer nur mit dem eigenen Kopfe arbeiten und der Beihülfe eines Geschäftsbureaus entbehren müssen.

In demselben Schreiben macht Max Waldau das Verlagsanerbieten zu einer (jedoch nicht erschienenen und wahrscheinlich auch nicht fertig geschriebenen) Schrift in 25—30 Bogen: „Drei Briefe über Schrift und Kunst. Revue neuer und neuester Literatur." Auch hier ist er in der Motivirung sehr gründlich. Er schreibt:

Ein Vorbrief dazu, der etwa an Prutz zu adressiren wäre, bespräche die Gründe, welche die Kritik in unsern Tagen fast um allen Einfluß auf das Publicum wie auf die Autoren gebracht haben, und ich verhehle Ihnen im voraus nicht, daß es dabei nicht wenig auf das unter dem Namen einer Literaturgeschichte sich brüstende Pamphlet gegen die neueste Literatur abgesehen ist, das Julian Schmidt hinausgeschleudert hat.... Pikant würde das Buch überhaupt werden, obgleich ich nicht die Absicht habe, „jenen um gestohlener Kirschen zu schelten und sie selbst zu fressen".

Aus dem übrigen Theile des Briefs, soweit er dieses Verlagsanerbieten betrifft, fügen wir nur noch hinzu, daß der dritte Brief sich ausschließlich mit Richard Wagner beschäftigen und das Ganze nicht streng wissenschaftlich, sondern ausdrücklich wie ein Feuilleton für das große Publicum gehalten sein sollte, „ohne darüber den ersten und ernsten Zweck aus den Augen zu setzen".

In einigen Briefen an die Verlagshandlung geht Max Waldau förmlich auf die Erörterung literarischer Fragen und, wie schon weiter oben angedeutet, auf die Charakteristik ihm bedeutend erscheinender oder befreundeter Autoren ein. In dem schon erwähnten Schreiben vom 25. September 1852 spricht er sich über Gutzkow's „Ritter vom Geiste" aus auf Veranlassung eines Artikels, den er darüber für die „Neue Oderzeitung" zu schreiben beabsichtigte. Er erwähnt: die ersten beiden Bände hätten ihn kalt gelassen, und erst als mehre seiner Correspondenten sehr gegen das Buch geeifert, habe er es weiter und dann bis zu Ende gelesen. Er setzt dann seine Ansicht auseinander, daß die Deutschen unter dem Titel „Roman" immer nur ausgeführte, interpretirte und interpolirte Novellen geschaffen, daß sie überhaupt gar keinen Roman gehabt hätten, soviel sie auch von der Kunstform „gesalbadert"; daß aber die „Ritter vom Geiste" in allem Ernste ein „veritabler Roman" seien, und er fährt dann fort:

Einen Roman mit „großartigen" Verhältnissen haben die weisen Herren Ritter der Tradition und des angestammten Zopfes das Werk genannt. Dies Epitheton zeigt eben, daß ihnen das Wesen des Romans fremd ist, denn gerade die Großartigkeit, die möglichst lückenlose Darstellung einer Zeit durch alle Phasen und Sphären sind erst die Bedingungen des Romans. Es ist gar kein Roman möglich, ohne großartig zu sein. Ich will den Aufsatz für die „Oderzeitung" schreiben und mir nebenbei den Spaß machen, die heimlichen Gegner ein wenig zu schrauben. A tout prix verehre ich Gutzkow nicht, aber es liegt in meiner Natur ehrliche und freudige Anerkennung alles Bedeutenden. Ich freue mich, wenn etwas Gutes kommt, ich erwärme mich daran und trete dafür ein. Zum Glück stehe ich auch jeder cliquenhaften Verbindung so fern und so selbständig, daß selbst mein nächster Freund Stahr ohne Einfluß auf meine Anschauung bleibt.

In dieser Auslassung treten uns allerdings einige Ansichten entgegen, deren Haltbarkeit wir von unserm Standpunkt wenigstens bezweifeln müssen und die, wir glauben dies behaupten zu dürfen, dem Dichter selbst nicht wenig nachtheilig gewesen sind. Das ist erstens und vor allem seine Abneigung gegen alle Tradition, die ihm nur als „angestammter Zopf" erschien. Aber die Tradition, richtig verstanden, hat auch etwas Heiliges, Ehrwürdiges, Sicheres, Festes; es gibt keine Kunst, keine Poesie, keine Sitte, keine Geschichte ohne Tradition, es gibt im ganzen unendlichen Reiche alles Lebendigen nichts, was ohne Tradition wäre, was ohne seine Tradition nicht sofort seine Lebenskraft verlieren und in ein bedeutungsloses Nichts hinschwinden würde. Jeder Mensch hat seine Traditionen, und Niemand wird ungestraft mit ihnen brechen. Man tilge alle Traditionen im Weltall, und wir haben das Chaos. Die zweite bestreitbare An-

sicht ist seine Ansicht vom „Großartigen", wie Max Waldau nämlich das Großartige verstand. Der Charakter des Großartigen knüpft sich aber nicht blos an die großen kosmischen, an die großen geschichtlichen und socialen Verhältnisse, sondern auch an den kleinsten in sich vollendeten Organismus innerhalb derselben, er drückt sich nicht blos in gewaltigen Leidenschaften, in massenhaften Verhältnissen, im geräuschvollen Ueber- und Durcheinandersturz aus, sondern auch im redlich errungenen Frieden des Herzens, in der Ruhe der auf feste Grundlage gestützten sittlichen Ordnung, in der Einfachheit eines harmonischen Daseins. Von seinem rigoristischen Standpunkt des „Großartigen" sah Max Waldau weder den „Werther", noch den „Wilhelm Meister", noch die „Wahlverwandtschaften" für Romane, sondern nur für „interpretirte und interpolirte Novellen" an. Wie sehr diese Ansicht seiner eigenen Production schädlich gewesen, glauben wir bei der Betrachtung seiner „Rahab" nachweisen zu können.

Anerkennenswerth ist aber immer das warme enthusiastische Gefühl, womit er Alles begrüßt, was ihm den Stempel der Großartigkeit zu tragen scheint, unter Anderm Leopold Schefer's Dichtungen, die er nicht mit dem Auge des Kritikers, sondern dem des schwärmerischen Liebhabers betrachtet. Am 30. März 1854 schreibt er:

Vorläufig nur die Notiz, daß ich Schefer's literarischer Plenipotentiär bin und die Verzögerung meines Schreibens allein durch den Umstand herbeigeführt worden ist, daß Schefer mich total und für ihn dringend in Anspruch nahm, um zu gleicher Zeit drei Werke druckfertig zu machen, die meines Erachtens an Erhabenheit und Großartigkeit, Klarheit der Weltanschauung und Bestimmtheit des Wollens, aber auch an praktischer Bedeutung ihres Gleichen nicht haben. Daß Schefer auch formell so rein und frei von Saloperie arbeiten könnte, hat schwerlich Jemand für möglich gehalten. Thatsache ist, daß er wie bei der Hochzeit von Kana den besten Wein zuletzt gibt, daß er das Symposion seines Lebens mit den reichsten, klarsten und fertigsten Spenden seiner Habe schließt. War „Hafis in Hellas", den der Aufsatz in Nr. 10 der „Blätter für literarische Unterhaltung" (Jahrgang 1854) so schön gelobt, ein Funkengeknister vielartig neckischer und schalkischer Natur, so condensiren sich jetzt Gefühle und Anschauungen mehr und mehr bis zur großartigsten, reinsten Flamme, die über Schönheit und Liebe, Leben und Tod sonnenhaft leuchtend ihre Scheine ergießt. So edel hat noch kein Lyriker das Leben erfaßt, so mächtig resolut kein Mensch jemals den Tod besungen! Wie spricht da Scherz und Leid, wie unendlich tief und doch wie greifbar einfach und wahr ist hier eine Welt, ja die ganze Welt gezeichnet. Ich glaube behaupten zu können, daß der „Koran der Liebe", „Heitere Andacht" und die „Skolien des Todes" berufen sind, nicht blos in der Literatur Epoche zu machen, sondern nachhaltig in das Leben hinauszuwirken.... Distichen sind darunter, von einer Kraft des Gedankens, Pracht der Diction und Vollendung der Form, daß sie Keiner vergessen kann, der sie nur ein mal gehört. Diese Bücher sind in der That Niedagewesenes!

In dieser Apotheose Schefer's fährt er in einem am 9. April 1854 geschriebenen Briefe fort. Zwar gibt er zu, in künstlerischer Beziehung habe Schefer so wenig Selbstkritik als möglich, Schefer begreife sogar nicht recht, wie man das Lebenswichtige, Nutzbare irgend einer seiner Schöpfungen der unfertigen Form wegen überhaupt beachten könne, wenn der Inhalt nur schlagend sei. Die Schuld davon trage seine lange Isolirung und der Mangel eines treuen kritisirenden Freundes. Aber er erkennt in Schefer „ein deutsches Culturmoment und Culturmonument", und dies werde sich erst aus einer geordneten, gesäuberten und endgültig durchgefeilten Ausgabe seiner Werke mit ganzem Gewicht ergeben. Er fährt fort:

Mir ist es rührend, daß Schefer alles Altgedruckte für eine neue Gesammtausgabe, die er mir zum Besten seiner Töchter zu veranstalten anvertraut, klärt und vom Ueberwuchs reinigt und nebenher noch immer neue Schätze hervorsucht. Ich wiederhole Ihnen, daß Mächtiges, Wunderschönes in seinen neuen Bänden steckt, und wie enorm viel Stoff liegt noch ungedruckt da! Ich werde zu thun bekommen, denn meiner Ueberzeugung nach ist Schefer eine der großartigst befähigten Naturen aller Zeit, ein Ding für sich, ein wahrer Dichter trotz mancher künstlerischen Unvollkommenheit. Ist nach Goethe's Wort Poesie ein holder Wahnsinn, so ist Niemand holder wahnsinnig als der alte Jüngling, der jugendliche Greis von Muskau.

Wir haben diese dithyrambischen Ergüsse über Schefer mitgetheilt, weil sie für Max Waldau's schönen Enthusiasmus, da wo er liebte, wie für seine Darstellungsweise charakteristisch sind.

Seine Briefe gewähren ferner Einblicke in die mancherlei Intriguen, wie sie unter der Decke der Briefcouverts in den Kreisen der schriftstellerischen Welt gesponnen werden, und gleicherweise in die Ehrenhaftigkeit, mit der er ihnen Widerstand leistete. So erzählt er, wie der Redacteur eines großen Feuilletons mehre seiner Freunde angegangen habe, einem geachteten Autor das Romanschreiben zu verleiden, „da er doch so gar kein Talent dafür habe", und er fügt hinzu:

Bisjetzt hat Niemand die Hand dazu geboten, ihm den gewünschten Artikel für sein Blatt zu liefern, und da ich seine Ansicht durchaus nicht theile, läßt sich vielleicht der Möglichkeit eines solchen Artikels gänzlich vorbeugen (nämlich, wie dies Max Waldau beabsichtigte, durch Veröffentlichung eines Artikels im entgegengesetzten Sinne in den „Blättern für literarische Unterhaltung").

Noch in seinem letzten Briefe vom 17. November 1854 klagt Max Waldau über die „nie geschriebene, aber zehn mal ausgesprochene" Animosität, welche ein Schriftsteller von bedeutendem Namen gegen ihn (Max Waldau) gefaßt habe und die ihm „natürlich" wiedergeklatscht worden sei. So hat auch Max Waldau die Erfahrung machen müssen, daß es keine größern Klatschgevattern gibt als die Schriftsteller und Schriftstellergenossen, unsere „Dichter" mit inbegriffen, die immer so erhabene und großartige Zielpunkte haben, immer so selbstbewußt über den Niedrigkeiten des Lebens stehen und doch sehr häufig den Frau Basen im Fache des Klatsch- und Intriguenwesens den Rang ablaufen. In demselben Briefe schreibt er: „Von mir erhalten Sie in Kürze eine Reihe von Ketzereien." Welche „Ketzereien" hier gemeint sind, wissen wir nicht, da die in Aussicht gestellten Arbeiten der Verlagshandlung nicht zugegangen sind, auch wol ebenso wenig wie ein Aufsatz über Jordan's „Demiurgos", zu dem er sich selbst erbot, zustande gekommen sein dürften.

Auch der Herausgeber d. Bl. hatte sich eines Schreibens von Max Waldau zu erfreuen, womit derselbe seinen schon im Eingange dieses Aufsatzes erwähnten Artikel über epische Dichtung und Rudolf Gottschall begleitete. Der Verstorbene wünschte eine Mittheilung, die er in Betreff seines Gedichts „Cordula" dem Publicum zu machen hatte, in Form einer Redactionsnote gebracht und an geeigneter Stelle eingeschaltet zu sehen, was denn auch geschah (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1854). Vielleicht hat aber die Auslassung, womit er dieses Anliegen motivirte, für das Publicum und seine Freunde einiges Interesse, weshalb wir das Wesentlichste daraus hier mittheilen wollen. Max Waldau schreibt:

Da ich nur durchaus die Praxis, die Anwendbarkeit des Gesagten im Auge hatte, ist es von Wichtigkeit, daß man nicht meine Theorie durch Hinweis auf eine verfehlte Arbeit von mir selbst todtschlage oder gar als eine oratio pro domo verdächtigen könne. Ich hatte demnach auf S. 7 des Manuscripts eine Note beigefügt, in der ich bat, die Beispiele für alle mögliche überwuchernde, unrichtige Geltendmachung des lyrischen Elements im epischen Gedichte aus meiner „Cordula" von 1851 zu nehmen, und zur Erklärung, daß ich trotz bessern Wissens das Unrichtige gethan, die Thatsache erzählt, daß ich die „Cordula" mit dem Druck zugleich geschrieben und nicht eher als jeder Leser als Ganzes gesehen. Wenn man Bogen für Bogen zur Post zu geben hat, damit der Druck nicht stockt, verpfuscht man auch den besten Plan; das Grün wuchert über, denn es geht rascher, einen ganzen Wald zusammenzureimen, als den Helden nur mit ein Paar Hosen zu bekleiden. Daher Landschaft und lyrische Träumerei, aber nicht Plastik und Individualisirung der Gestalten. Niemand kann mehr über das Gedicht erstaunt gewesen sein als ich, denn es hatte nichts als den Schatten des Gerüstes von jener Arbeit, die ich geben wollte. Ich führe die Raschheit und den Leichtsinn des Entstehens nicht zur Entschuldigung, sondern zur Erklärung der Erscheinung an; die Sache selbst ist gar nicht zu entschuldigen, denn ich durfte eben so nicht arbeiten, wenn ich mich auch im besondern Falle durch ein zu erfüllendes Versprechen dazu gezwungen sah. Die Kritik nahm sichtlich persönliche Rücksichten und machte eine Art succès d'estime möglich. Der Eine dachte, Hauenschild ist ein guter Kerl, der Zweite — er steht auf unserer Seite, der Dritte kannte mich vielleicht nach Stahr's Wort als „lebendiges Nachschlagebuch für gute Freunde", kurz, man mochte das Gedicht nicht gerade schroff mitnehmen, zumal da es so anspruchslos auftrat. Ich bin, wie ich offen gestehe, von Herzen dankbar für diese Schonung, denn ohne dieselbe hätte Campe nicht seine 2500 Exemplare angebracht und ich hätte nie Gelegenheit gefunden, den Fehler wiedergutzumachen und mich jener Schonung würdig zu zeigen.

Es ist richtig, daß Max Waldau zu Zeiten sehr hastig producirt hat. Er entschuldigt selbst einmal eine Verzögerung gegen die Verlagshandlung d. Bl. mit seinem „Productionsfieber", das ihn im Laufe von nur sechs Monaten nicht weniger als vier Bände und vier Bändchen hervorbringen ließ. Wenn dieses „Productionsfieber" sich auch der Hauptsache nach auf seine ganze phantasiebelebte, feingeistige Organisation zurückführen läßt, so gesellte sich dieser Grundursache auch eine Gelegenheitsursache, das Bewußtsein, daß ihm nur ein kurzes Leben beschieden sei. In einem Schreiben an Prutz (vgl. „Deutsches Museum", Nr. 5 f. 1855) bemerkte er, daß er sich beeilen müsse, etwas zu leisten, da seine Tage gezählt seien und er in jedem Augenblick sich bereithalten müsse, von dieser Stätte des Wirkens abgerufen zu werden. Die schmerzenfreien Stunden, die ihm gewährt waren, benutzte er, um seine Bände rasch hintereinander hinauszuwerfen; aber an den Productionen, welche ihm die liebsten waren und die ihm doch zu sehr den Stempel dieser flüchtigen Hervorbringung zu tragen schienen, besserte er dann nachträglich mit unendlicher Sorgfalt, wie die zweite Auflage der „Cordula" beweist, in die verhältnißmäßig nur wenige Verse der ersten Auflage unangetastet übergegangen sind. Vollendung der Form, rhythmischer Wohllaut und Sauberkeit der Detailausführung zeichnen seine Dichtungen vortheilhaft aus und sind auch die Hauptvorzüge der letzten Dichtung, die bei seinen Lebzeiten gedruckt wurde, der „Rahab" *), an deren plastischen Gliedern die Falten des Versgewandes aufs sauberste in Ordnung gelegt sind. Sein feuriges, üppiges Darstellungstalent strahlt auch aus dieser Dichtung siegreich hervor; was aber ihre grundsätzliche Tendenz und ihr Lebensprincip betrifft, denen sie ihr Dasein und ihre Gestalt verdankt, so erregen diese in uns mehrfache Bedenken, die wir nicht zurückhalten wollen, weil sie einer ganzen Richtung unserer modernen Poesie und nicht blos dem Verstorbenen als einem einzelnen Repräsentanten dieser Richtung gelten.

Um unsern Lesern das Nachschlagen der Bibelstellen zu ersparen, welche den Stoff zu der Dichtung hergaben, führen wir sie hier an. Sie finden sich im sechsten Capitel des Buchs Josua, in welchem die Eroberung und Zerstörung Jerichos beschrieben sind. Josua sprach zu dem Volke:

Diese Stadt und Alles was darinnen ist, soll dem Herrn verbannet sein. Allein die Hure Rahab soll leben bleiben und Alle, die mit ihr im Hause sind, denn sie hat die Boten verborgen, die wir aussandten.

Das siegende Volk Josua's vertilgte nun Alles, was in der Stadt war, mit der Schärfe des Schwerts, Beide, Mann und Weib, Jung und Alt. Es heißt weiter:

Aber Josua sprach zu den zween Männern, die das Land verkundschaftet hatten: Gehet in das Haus der Hure und führet das Weib von dannen heraus mit Allem was sie hat, wie ihr geschworen habt. Da gingen die Jünglinge, die Kundschafter, hinein und führeten Rahab heraus, sammt ihrem Vater und Mutter und Brüdern und Alles, was sie hatte, und alle ihre Geschlechter und ließen sie draußen, außer dem Lager Israels. (Die Stadt wurde nun mit Feuer vertilgt.) Rahab aber, die Hure sammt dem Hause ihres Vaters, und Alles was sie hatte, ließ Josua leben. Und sie wohnet in Israel bis auf diesen Tag, darum, daß sie die Boten verborgen hatte, die Josua zu verkundschaften gesandt hatte gen Jericho.

Wir wollen durchaus nicht sagen, daß Max Waldau durch seine poetische Behandlung dieses Stoffs ein heiliges Capitel der Bibel entweiht und entheiligt habe. Selbst der Orthodoxeste wird zugeben müssen, daß die Geschichte von der Rahab zu jenen nicht sehr heiligen Episoden gehört, denen man in den Schriften des Alten Testaments nicht selten begegnet und die es jedem wohl-

*) Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Dichtung von Max Waldau. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. 16. 24 Ngr.

meinenden und verständigen Lehrer der Jugend zur Gewissenssache machen, die mit seinen Zöglingen zu tractirende Bibellectüre nur auf vorsichtig gewählte Auszüge zu beschränken. Man muß selbst einmal in einer Volks- und Elementarschule unterrichtet haben, um zu wissen, wie wenig das Unheilige in solchen Episoden den Kindern entgeht und wie verderblich sie mitunter auf ihr Gemüth wirken. Schädliche Stoffe bleiben schädliche Stoffe, ob sie auch von einer heiligen Kapsel umschlossen sind. Der triviale Satz, daß den Reinen auch das Unreine rein sei, ist ein sehr bedenklicher; denn zuletzt müssen durch unreine Zuflüsse auch die reinsten Herzen verunreinigt werden. Man kann die höchste Ehrfurcht vor den Zeugnissen der Bibel haben und doch zugeben, daß sie sehr zahlreiche Elemente barbarischer Moral und Anschauung in sich schließe. Nicht diese Traditionen sind es, die wir im Sinne hatten, als wir weiter oben von dem hohen Werth der Tradition und des Traditionellen sprachen. Weder war Rahab eine Heilige, noch handelte der Eroberer Jerichos im Sinne der Heiligkeit. Er rottete die Bevölkerung der Stadt Jericho, unter der sich ohne Zweifel auch sehr viele Gerechte und Unschuldige befanden, erbarmungslos mit Feuer und Schwert aus, aber das anrüchige Weib, das ihm die Stadt in die Hand geliefert hatte, ließ er zum Lohne für ihren schmählichen Verrath sammt ihrer ganzen Sippschaft am Leben. Es ist schwer, es ist unmöglich, für diesen ganzen Vorgang eine moralische Rechtfertigung zu finden, oder man müßte zu einer Sophistik seine Zuflucht nehmen, die ärgerlicher und verderblicher wäre als selbst das Verfahren Rahab's und des Helden der Israeliten.

Wir stehen mithin bei der Beurtheilung der Max Waldau'schen Dichtung durchaus nicht auf jenem orthodoxen Standpunkt, den sich der Dichter selbst verbittet, wenn er in seinem der Freifrau von Seherr-Thoß-Olbersdorf gewidmeten Prologe sagt:

Was innerlichst vollendet ward vom Dichter,
Hat außerhalb des Werkes keinen Richter.

Verwirf mein Lied, das dich zu freu'n geschaffen,
Verwirf's, wenn Lücken gähnen im Gefüge,
Doch taste nicht daran mit fremden Waffen,
Leih' nicht vom Exegeten deine Rüge,
Laß nicht „historisch" dir den Bogen straffen,
Das Bild trägt einzig meiner Rahab Züge,
Mir wuchs das Lied mit Wurzel, Kelch und Ranken —
Der Bibel will's nicht Lob noch Tadel danken.

In Prosa motivirt er denselben Gedanken in einer der Dichtung angehängten „Notiz" wie folgt:

Der Dichter ist der Exeget der Natur und des Menschenherzens, mit der Interpretation confessioneller Actenstücke hat er nichts gemein. Als solches existirt für ihn die Bibel gar nicht.

Also die Bibel existirt für den Dichter nur als Magazin; um daraus Stoffe zu entnehmen. Diese Stoffjägerei unserer Dichter hat ihr sehr Bedenkliches. Sie sind nicht erfüllt von einem großen allgemeingültigen Stoffe, wie ehemals Milton oder Klopstock waren, die, so langweilig sie auch den Neuern erscheinen mögen, doch wenigstens mit hoher, aufrichtiger Begeisterung sich des ihnen liebgewordenen Gegenstandes bemächtigten. Die modernen Dichter suchen nach Stoff und blättern zu diesem Zwecke zu Zeiten wol auch in der Bibel, die sonst keinen Werth für sie hat. Sie finden ein Thema, das sie interessirt. Sie treten zu ihm heran, ohne Begeisterung, ohne Naivetät und Unmittelbarkeit der Empfindung, sondern mit dem Raffinement der Neuern; sie haschen nach pikanter Motivirung und kneten den Stoff und die Personen im Backtrog ihrer Subjectivität willkürlich um. Von Pietät ist da nicht die Rede, sondern um so zu sagen von einem bloßen „Stoffwechsel". Wir wissen nicht, ob man dem Dichter der „Rahab" die Behauptung, daß ein Dichtwerk „außerhalb des Werks" keinen Richter habe, so ohne weiteres gelten lassen dürfe. Die Geschichte, die Chronik, selbst die Legende und Mythe haben etwas so Ehrwürdiges, daß der Grundsatz, der Dichter dürfe mit ihnen nach Belieben schalten und (wie Max Waldau sagt) „Barren und Schlagbäume seien für ihn nur dazu da, daß er sie überschreite", nur in einer Zeit der vollkommenen Libertinage aufkommen konnte, in einer Zeit, wo es jeder Dichter für eine strafwürdige Verletzung seiner Majestät ansieht, wenn man ihn als Autorität nicht anerkennt, selbst aber jedes Autoritätsglaubens bar ist und sich über jede Autorität mit genialem Koboldsprunge hinwegsetzt. Einen Heiligen als Lasterhaften, einen Lasterhaften als Heiligen schildern, ist ihnen ganz dasselbe Ding. Es ist ihnen ja Alles nur Stoff und, wie gesagt, „Stoffwechsel", der ja gerade jetzt eine so maßgebende Rolle spielt.

Was nun freilich Max Waldau's Dichtung speciell betrifft, so lag in dem von ihm gewählten Stoffe selbst gerade keine Auffoderung zu besonderer Pietät, denn er hatte weder mit einer Heiligen noch mit einem Heiligen zu thun. Für die Motivirung war ihm freier Raum gegeben, denn die Bibel sagt nicht, wie Rahab Das wurde, was sie war. Es reizte ihn, „eine rein menschliche Erklärung für einen in seiner grausen Großartigkeit durchaus vereinzelt stehenden Verrath zu suchen", wie er selbst sagt. Also „zu suchen". Die Dichtung ist mithin ein bloßes psychologisches Experiment; sie „sucht" einen Charakter, den der Rahab, psychologisch zu entwickeln und eine That zu motiviren und dadurch zu rechtfertigen, die eine ganze Stadt ins Verderben stürzte. Es kann so zugegangen sein, wie der Dichter schildert, aber noch wahrscheinlicher ist es ganz anders zugegangen. Indeß hierauf kommt es uns fürs erste nicht an; der Dichter wollte ja, daß die Kritik die Dichtung nur nach Gesetzen, die sie in sich selbst trägt, entwickele und beurtheile. Stellen wir uns also auf den Boden der Dichtung.

Was wir zu unserm Zweck von der Dichtung brauchen können, wird sich in wenige Worte zusammenfassen lassen. Rahab verräth die Stadt aus Rache. Ein hochgestellter Mann, der sich später als das Haupt der Stadt und als den Anführer ihrer Streiter ausweist und bei der Erstürmung der Stadt bleibt, hat sie verführt, entehrt,

geschändet, verlassen; er hat sie nicht nur verlassen, er hat sie sogar noch vorher den Lüsten und der Kurzweil seiner Zechgenossen preisgegeben. Wir erfahren dies aus einer Art Monolog, welchen Rahab hält und der nicht weniger als ein ganzes Drittel des Buchs, über 40 Seiten füllt. Sie wurde von ihrem schändlichen Verführer trunken gemacht, fand sich am andern Morgen bei ihrem Erwachen „nackt bei den Sklaven", von „viehischem Lachen" begrüßt:

Und es war kein Traum, wahrhaftig, es war kein Traumbild;
Man warf mir, besudelt, zerrissen, die Kleider zur Thüre,
Man jagte die Dirne hinaus in die sonnigen Straßen,
Und ich eilte mit schlotternden Gliedern, gehetzt von Verzweiflung,
An scheu nachblickenden Menschen vorüber zum Stadtthor,
Weit fort in die Felder und fiel und verlor das Bewußtsein.

Als sie endlich zur Hütte ihrer Aeltern zurückkehrt, findet sie — wahrscheinlich infolge ihrer eigenen Hast und Nachlässigkeit, indem sie bei ihrer schleunigen Entfernung von Hause die Lampe umstürzen ließ — die Wohnung niedergebrannt und in dem Schutt die verkohlten Gebeine ihrer Aeltern. Ganz Jericho bezeichnet sie als absichtliche Brandstifterin und Mordbrennerin, und wo sie sich blicken läßt, wird sie verhöhnt, ausgezischt, mit Steinen geworfen. Nur um ihres kleinern Bruders willen, der ihr von den Ihrigen allein übriggeblieben, beschließt sie zu leben — und zu betteln. Sie erzählt weiter:

Die Knechte des Königs ergriffen die schweifende Dirne,
Das verrufenste Haus in verrufener Ecke befahl man
Bei äußerster Pön der Verruf'nen zu bleibender Wohnung,
Gab preis mich den Lüsten und gab mir zur Ehre die Schande.

Sie brütet Rache und verräth die Stadt. Ihr eigener Bruder, selbst zum Tode getroffen, flucht ihr, als er erkennen muß, daß sie die Stadt verrathen. Nach der Eroberung und Ausrottung Jerichos verfällt sie in Wahnsinn:

In scheuer Entfernung verharrten die Weiber des Lagers
Und kamen und gingen, denn allen gefiel's zu betrachten
Die prachtvoll schöne Gestalt und das Antlitz, das stille,
Die rührende Blütenkrone der lebenden Blume,
Auf deren Blättern ein ewig Vergessen geträumt lag.

Dies ist die Geschichte nicht der biblischen, sondern der Max Waldau'schen Rahab. Das Gedicht hat im Plane und in der Anlage große Aehnlichkeit mit Adolf Böttger's „Habana". In der Böttger'schen Dichtung unterhält die Heldin ein Liebesverhältniß mit dem Spanier Sanchez de Ribeira, sie wird Mutter und wegen ihres Fehltritts von ihren Landsleuten, den Indianern, so schmählich und schimpflich behandelt, daß sie aus Rache diese verräth und den Spaniern in die Hände liefert, wonach sie wie Max Waldau's Rahab in Wahnsinn verfällt. Nur berührt Böttger's Dichtung nicht das dunkle Gebiet der Prostitution, das Colorit ist milder und das Ganze darum schon ansprechender, weil der Verführer das Mädchen wirklich liebt und nicht verläßt, während in der Max Waldau'schen Dichtung der Verführer dem Opfer seiner Lust noch die beispielloseste und brutalste Gewaltthat und Beschimpfung zufügt. Auch ist in Böttger's Dichtung die Mutterliebe mit ins Spiel gezogen, indem der Heldin ihr Kind, die Frucht jenes Verhältnisses, entrissen und getödtet wird.

Wir glauben, daß die oben mitgetheilte kurze Inhaltsangabe für den Leser hinreichen wird, sich selbst sein Urtheil zu bilden und zu bestimmen, inwieweit Max Waldau ein Recht hatte, seine Dichtung „ein Frauenbild aus der Bibel" zu nennen. Es ist nicht ein Frauenbild „aus der Bibel", sondern ein Frauenbild aus der Phantasieküche Max Waldau's. Die Eroberung Jerichos ist für den Epiker kein ganz unergiebiger Stoff; dann aber mußte sich der Dichter streng an die Traditionen der Bibel halten, sogar bis auf den Mauerumsturz durch den Hall der Posaunen, er mußte Josua und die Eroberung der Stadt in den Vordergrund treten und die Episode von der Rahab Episode sein lassen, wobei es dem Dichter unbenommen bliebe, das moralisch Nichtzurechtfertigende in den stärksten Zügen zu kennzeichnen. Die Geschichte der Rahab gibt den Stoff zu einer selbständigen Dichtung nicht her, und indem Max Waldau sie zur Hauptheldin und zum Mittelpunkt seiner Dichtung erhob, mußte er auf Abwege gerathen, auf denen die echte Poesie nicht zu wandeln gewohnt ist. Die modernen Dichter lieben aber solche Stoffe, solche Frauenbilder, die sie nicht wie Mahadöh gereinigt zum Himmel emporheben, sondern in wilder Leidenschaft, oder um doch eine Art Versöhnung zu haben, im Wahnsinne vergehen lassen. Wir könnten eine ganze Reihe moderner Dichtungen nennen, in denen das Weib unter dem Vorgeben, es zu feiern und als ein ganz wunderbar begabtes Wesen zu schildern, eine Rolle spielt, wie sie es zu diesem Zwecke in den Dichtungen keiner andern Nation und keiner andern Zeit gespielt hat.

Max Waldau's Dichtung ist in einer Art anapästischer Verse geschrieben, die sich aber nur wie corrumpirte Hexameter ausnehmen und anhören und die wir der Nachahmung keineswegs empfehlen möchten. Der Dichter hat sich in dem öfter erwähnten Artikel über neuere epische Dichtung, also erst im vergangenen September, gegen den deutschen Hexameter erklärt, weil er „klappere" und dem Genius der deutschen Sprache zuwider sei; wir müssen aber gestehen, daß selbst ein mittelmäßig gebauter Hexameter auf die Dauer angenehmer für unser Ohr sein würde als diese hüpfenden, springenden, ruhelosen Anapäste, die allerdings von dem Dichter mit Virtuosität behandelt sind und einigermaßen mit dem durchaus stürmischen, ruhelosen Inhalt der Dichtung übereinstimmen. Das glänzende Talent des Dichters für die Darstellung schnell sich ablösender, wilder Leidenschaften und düsterer Scenen, die in dieser Dichtung nur zu vorherrschend sind und keinen Lichtblick aufkommen lassen, beurkundet sich ebenso wol im Ganzen wie namentlich in den mit sauberm und zugleich kräftigem Pinsel ausgeführten Details. Nur thut der Dichter in seinem Streben nach „Großartigkeit" häufig zu viel; die Malerei ist nicht selten zu luxuriös und der Ausdruck nicht einfach genug, sogar bis zum Krampfhaften ge-

spannt. Schon die Schilderung der Rahab, welche den Eingang des Gedichts bildet, bezeugt dies.

Um zu wandern gerüstet seit lang und in Starrheit geduldlos —
Als wäre versteinert ein unruhzuckendes Leben
Und zeigte für immer gebannt in den ewigen Marmor:
Verbrandete Sturmflut, jetzt noch Wogen verrollend,
Versprühte Gewitter, die jetzt noch Blitze verzischen —
Lehnt über des offenen Daches geschwungene Brüstung
Ein jugendlich Weib u. s. w.

Dahin gehören auch die mancherlei gesuchten Zeitwörter und Epitheta, wie „fiebergestraffte" Gelenke, sie „giert" nach Betäubung, und unzählige andere. Wir würden diesen Tadel unterdrücken, da wir dem Dichter in seiner jetzigen Behausung doch nicht mehr nützlich sein können, ebenso wenig als wir ihm damit wehe thun, hätten wir nur den Einzelnen und nicht eine ganze Richtung dabei im Auge. Das Streben nach dem Effectvollen, Ungewöhnlichen, Hochtrabenden, Pikant-Gräßlichen läßt auch Andere gegen den Geschmack und den einfachen gesunden Menschenverstand sündigen und ist um so auffallender, da es mit unserm gesammten blasirten, geleckten, großen Leidenschaften den Durchbruch nicht gestattenden Bildungs- und Gesellschaftszustande und mit dem meist kühlen, reservirten und weichlichen Wesen unserer Dichter selbst im Widerspruche zu stehen scheint, jedenfalls aber nur die Folge künstlicher Erhitzung, raffinirten Genußlebens in geistiger wie leiblicher Hinsicht und daraus hervorgehender Nervenabgespanntheit und Nervengereiztheit zugleich ist.

Hermann Marggraff.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wie ein gebildeter Bürger sich auf den neuen Kalender freut, den er als mit gutem Schrot und Korn ausgestattet seit einer längern Reihe von Jahren kennengelernt und seiner kleinen Hausbibliothek einverleibt hat, und ihn erwartungsvoll zur Hand nimmt, wenn er erscheint, so geht es dem Freunde der Geschichtswissenschaft und geschichtlicher Lectüre mit dem Raumer'schen „Historischen Taschenbuch", wenn er dessen sämmtliche Jahrgänge zu beobachten Veranlassung gehabt und darüber Musterung hält, wieviel sein historisches Wissen jenen Jahrgängen verdankt und was er aus ihnen in seine eigenen historischen Notizbücher eingetragen hat. Und wenn auch das „Historische Taschenbuch" seiner ursprünglichen Anlage nach für den wissenschaftlich gebildeten Freund der Geschichte bestimmt ist, so gibt es doch in fast allen einzelnen Jahrgängen Arbeiten, welche für die Geschichte als selbständige Wissenschaft einen mehr oder minder bedeutenden Werth besitzen, namentlich seit der Zeit, wo bei den einzelnen Monographien Quellen und Hülfsschriften verzeichnet sind. Und wer selbst als historischer Schriftsteller aufgetreten ist, wird in Erfahrung gebracht haben, daß er in dem einen und dem andern der 24 Jahrgänge — der fünfundzwanzigste liegt eben vor — unsers Taschenbuchs gar manches Goldkorn gefunden: wir sprechen nicht minder aus voller Ueberzeugung als aus Erfahrung, daß kein Band des Taschenbuchs solcher Goldkörner entbehrt; daß aber das Ganze bis auf die Gegenwart eine gewisse Frische behalten und vor Einseitigkeit und Einförmigkeit sich zu bewahren vermocht hat, verdankt es dem Umstande, daß die Redaction immer neue Kräfte zu gewinnen im Stande gewesen ist, immer solche Männer herbeigezogen hat, die auf verschiedenen Gebieten der historischen Wissenschaft heimisch sind. Und gelingt dies der Redaction auch fernerhin, was wir ebenso aufrichtig als dringend wünschen, so hat das „Historische Taschenbuch" namentlich auch aus dem Grunde eine aussichtsvolle Zukunft zu erwarten, als historisches Wissen in gebildeten Kreisen eine immer größere Anerkennung finden und für dieselben ein immer unabweisbareres Bedürfniß werden dürfte. Wenigstens ist soviel gewiß: wer von der Vergangenheit, d. h. von der Geschichte nichts weiß, warf leichtsinnig oder gedankenlos den Schlüssel weg, der die meisten Räthsel der Gegenwart löst. Lassen wir jedoch den Gegenstand fallen, der reichhaltig genug wäre, den ganzen Raum auszufüllen, der uns zugebote steht, und geben wir unsern Lesern zuvörderst im Allgemeinen die Monographien an, die in dem neuesten Jahrgange unsers Taschenbuchs enthalten sind:

1. Geschichte des Congresses von Verona. Von Adolf Friedrich Heinrich Schaumann.
2. Die neuern Forschungen über das alte Indien. Dargestellt von Albrecht Weber.
3. Sir Frederick Adam. Ein Lebensbild aus neuester Zeit. Von Alfred von Reumont.
4. England im Jahrzehnd 1830—40. Von Adolf Schmidt.
5. Persien seit dem Niedergang der Sefi. Von Karl Friedrich Neumann.
6. Die orientalische Frage in ihrer Kindheit. Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von Johann Wilhelm Zinkeisen.

Schaumann, der sich zuerst als tüchtiger Historiker durch seine „Geschichte des niedersächsischen Volks" (1837) und dann durch seine „Geschichte des zweiten Pariser Friedens" (Göttingen 1844) beurkundete, dem wir aber auch in unserm „Historischen Taschenbuch" bereits mehr als ein mal begegnet sind, besitzt namentlich die Fähigkeit, schwierige historische Aufgaben, insbesondere die Windungen diplomatischer Verhandlungen in ein klares Licht zu stellen und dem nicht eingeweihten Leser gleichsam den Faden der Ariadne in die Hand zu geben. Gelehrte Historiker werden dies wissen, die Schaumann's ebengenanntes Werk mit des ältern von Gagern „Der zweite Pariser Frieden" (2 Thle., Leipzig 1844) zu vergleichen Gelegenheit gehabt haben. Eine ähnliche Erfahrung macht der kundige Leser bei der in Rede stehenden Monographie. Denn zur Vergleichung liegt vor: „Congrès de Vérone, guerre d'Espagne, Négociations, Colonies espagnoles par *M. de Châteaubriand*" (2 Bde., Paris 1838). Nicht als ob der allbekannte poetische, mitunter phantastisch gestimmte Diplomat, der nach Montmorency's Abgange von Verona die diplomatischen Unterhandlungen im Namen und Interesse Frankreichs leitete, nicht klar zu schreiben vermocht hätte, wir können und müssen nur behaupten, daß Schaumann, der die französische Quelle vorzugsweise zu berücksichtigen genöthigt war, den ganzen Gang der Verhandlungen und die diplomatische Scenerie so klar und anschaulich geschildert hat, daß auch der gebildete Laie die wünschenswerthe Einsicht in das ganze Treiben jenes Congresses erhält und von der Erzählung ununterbrochen gefesselt wird. Wir halten sie für eine der gelungensten Abhandlungen in dem vorliegenden Jahrgange unsers „Historischen Taschenbuch" und empfehlen sie deshalb der ganz besondern Aufmerksamkeit derjenigen Geschichtsfreunde, denen eine wahrhaft belehrende und zugleich anziehende Darstellung merkwürdiger Thatsachen aus der neuern Geschichte am Herzen liegt. Wir könnten damit über die Geschichte des Congresses zu Verona schließen. Allein im Interesse unserer Leser müssen wir noch eine besondere Erscheinung, die mit jenem Fürsten- und Diplomatentage der Heiligen Allianz in Verbindung gebracht wird, zur Sprache bringen. Das Revolutionsprincip stand seit 1820 in vollster Blüte: Griechenland, Neapel, Piemont, Portugal und Spanien liefern die

Beweise. Sollten denn die Fürsten und Diplomaten des Heiligen Bundes — und sein Haupt war Alexander von Rußland — die Grundsätze und Besorgnisse, die bereits auf den Tagen zu Karlsbad und Laibach so lebhaft sich kundgegeben hatten, auf dem Congresse zu Verona gänzlich in Vergessenheit begraben haben? Mit nichten, sagt Capefigue in seiner „Histoire de la Restauration" (VII, 396) „quant aux questions de gouvernement, telles que la licence de la presse, l'agitation des esprits, elles furent plutôt le sujet des conversations que des délibérations précises du congrès". Man schwebte eine Reihe von Jahren ganz im Dunkeln über diese Sache; da gab sich auf einmal 1834 Elliot in dem „American diplomatic code" durch Mittheilung eines Secret treaty of Verona das Ansehen, als ob er dadurch jenes Dunkel zu zerstreuen vermöge. Wir glauben dieses merkwürdige, unfehlbar aus dem Französischen ins Englische übersetzte Actenstück unsern Lesern darum nicht vorenthalten zu dürfen, weil es selbst nur wenigen Historikern von Fach vollständig bekannt sein möchte:

„The Undersigned, specially authorized to make some additions to the treaty of the Holy Alliance, after having exchanged their respective credentials, have agreed as follows: Art. 1. The high contracting powers being convinced that the system of representative government is equally as incompatible with the monarchical principles as the maxim of the sovereignty of the people with the divine right, engage mutually, in the most solemn manner, to use all their efforts to put an end to the system of representative governments, in what ever country it may exist in Europe, and to prevent its being introduced in those countries where it is not yet known. Art. 2. As it cannot be doubted that the liberty of the press is the most powerfull means used by the pretended supporters of the right of nations, to the detriment of those of Princes, the high contracting parties promise reciprocally to adopt all proper measures to suppress it, not only in their own states, but also in the rest of Europe. Art. 3. Convinced that the principles of religion contribute most powerfull to keep nations in the state of passive obedience which they owe to their Princes, the high contracting parties declare it to be their intention to sustain, in their respective states, those measures which the clergy may adopt, with the aim of ameliorating their own interests, so intimately connected with the preservation of the authority of Princes; and the contracting powers join in offering their thanks to the Pope, for what he has already done for them, and solicit his constant cooperation in their views of submitting the nations. Art. 4. The situation of Spain and Portugal unite unhappily all the circumstances to which this treaty has particulary reference. The high contracting parties in confiding to France the care of putting an end to them, engage to assist her in the manner, which may the least compromiss them with their own people and the people of France, by means of a subsidy on the part of two empires, of twenty millions of francs every year, from the date of the signature of this treaty to the end of the war. Art. 5. In order to establish in the Peninsula the order of things which existed before the revolution of Cadiz, and to insure the entire execution of the articles of the present treaty, the high contracting parties give to each other the reciprocal assurance, that as long as their views are not fulfilled, rejecting all other ideas of utility, or other measures to be taken, they will address themselves with the shortest possible delay, to all the authorities existing in their states, and to all their agents in foreign countries, with the view of establish connections tending towards the accomplishment of the objects proposed by this treaty. Art. 6. This treaty shall be renewed with such changes as new circumstances may give occasion for, either at a new Congress or at the Court of one of the contracting parties, as soon as the war with Spain shall be terminated. Art. 7. The present treaty shall be ratified and the ratifications exchanged at Paris within the space of six months. Made at Verona the 22d Nov. 1822. Metternich. Châteaubriand. Bernsted (Bernstorff). Nesselrode.

Ist dieses Actenstück echt? Schaumann bezweifelt es aus innern und äußern Gründen und auch der amerikanische Historiker Bancroft erklärt es für eine Schöpfung von Elliot's eigener Phantasie. Doch möchten wir unter den Beweisen für die Unechtheit den Umstand, daß Bernsted statt Bernstorff geschrieben ist, nicht für so ganz unbedeutend halten, als Schaumann annehmen zu dürfen glaubt, man müßte denn Undeutlichkeit der Handschrift im Originale voraussetzen, wenn ein solches wirklich vorhanden gewesen sein sollte.

Was nun die nächstfolgende Arbeit „Die neuern Forschungen über das alte Indien" betrifft — die deutsche Wissenschaft hat sich seit etwas länger als einem Menschenalter mit dem alten Indien beschäftigt, England dagegen seit ungefähr 70 Jahren —, so wird sie dem gebildeten Laien genügen, am meisten und verständlichsten allerdings Dem, der sich mit Duncker's „Geschichte des Alterthums" (Berlin 1853) vertraut zu machen Gelegenheit gehabt hat. Uebrigens ist durch Weber's Monographie wenigstens ein kleiner Theil des Wunsches erfüllt, den wir an Duncker zu richten Veranlassung genommen haben: eine Geschichte der Entwickelung und Resultate der indischen Studien in England, Frankreich und Deutschland zu schreiben; die wissenschaftliche Welt würde gewiß sehr dankbar dafür sein.

Sir Frederick Adam, der von 1798—1815 die gewaltigen Zeitereignisse an sich vorübergehen sah († 1853) und als Soldat auf dem Kriegsschauplatze jener Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielt — in dem heißesten Moment der Schlacht bei Waterloo tritt er sogar in die Reihen der Männer des Vordergrundes — war ein Beispiel, wie unter glücklichen äußern Verhältnissen ein gesunder und sittlicher Charakter auch ohne ungewöhnlich glänzende Geistesgaben sich zu schöner, nach allen Seiten hin wohlthuender Reife entwickelt, und wie ein reiches thätiges Leben unter dem unmittelbaren Eindruck großer welthistorischer Ereignisse, in der Jugend nicht gehemmt noch verkümmert durch kleinliche Hindernisse, zu jenem Gleichmaß der Eigenschaften führt, von dem man oft geglaubt hat, daß es schwer sei, es inmitten aufregender Thätigkeit zu erlangen oder zu bewahren, dessen wahrer Prüfstein aber eine mächtige, Alles in Anspruch nehmende und beherrschende Gegenwart ist. Und das Bild dieses Mannes hat Alfred von Reumont gezeichnet, eine Empfehlung, die für Alle genügend sein wird, die entweder überhaupt gern Biographien lesen oder der Specialgeschichte Englands ihre Aufmerksamkeit zuwenden. An der Bekanntschaft mit Quellen und Hülfsschriften fehlt es dem gelehrten Verfasser auch hier nicht.

Wenn Adolf Schmidt England im Jahrzehnd 1830—40 charakterisirt, so hat er folgende Punkte in besondere Betrachtung gezogen: die Reformbewegungen, die sociale Bewegung, die Colonialpolitik und den Antagonismus der englischen und russischen Politik in Asien. Der Verfasser beabsichtigte nur schon Bekanntes oder auch schon Vergessenes zu einer möglichst klaren Anschauung zu bringen: gleichzeitige Berichte, zusammenhängende und periodische dienten zur Grundlage. Wir haben die Arbeit mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen und empfehlen sie nicht blos Denen, welche gern bei dem Studium der politischen Entwickelungsphasen unserer Culturstaaten verweilen, sondern insbesondere auch Denen, welche als Geschichtschreiber einen klaren Ueberblick über die Geschichte Englands in dem genannten Zeitabschnitt zu geben nöthig haben. Beide werden ein Bild, einen Eindruck von dem merkwürdigen Weltstaate empfangen, der ebenso befriedigend als der historischen Wahrheit entsprechend ist.

In der Monographie „Persien seit dem Niedergang der Sefi" begegnen wir Neumann mit seinen ebenso ausgebreiteten

als gründlichen Kenntnissen der orientalischen Verhältnisse und Zustände; wir wenigstens kennen in Deutschland keinen Mann der Wissenschaft, der sich auf diesem Gebiete mit ihm messen könnte. Seine Arbeit hat aber gerade jetzt ein besonderes Interesse, weil sie hereingreifend und erklärend ist für den Kampf, der im Augenblicke die Augen aller Culturvölker der Erde auf sich lenkt. Und sehr wahr sagt der Verfasser: „Die Geschichte Asiens hatte in frühern Zeiten ein blos gelehrtes Interesse; nur von diesem Standpunkte aus ist sie betrachtet, ist sie behandelt worden. Dies änderte sich vollkommen im Verlaufe unsers Jahrhunderts, vorzüglich der letzten Jahrzehnde. Asien ward in die Weltbewegung, in das europäische Staatensystem hineingezogen. Seine Geschichte, im höhern Grade die neuere, hat für den Staatsmann, für alle denkenden Classen eine praktische Bedeutung; das europäische Gleichgewicht hängt an der Weltstellung der östlichen Länder. Wucht und Bedeutung der europäischen Reiche, die Hebel ihrer Industrie und Handelsbewegung können nur mittels einer genauen Kenntniß der asiatischen Staaten und Völkerverhältnisse begriffen werden. Im Gegentheil finden die Stellung und Verhältnisse der Völker und Fürsten Asiens nur in Beziehungen zu Europa ihre Erklärung." An welche Quellen hat sich nun der Staatsmann wie der Historiker in der soeben besprochenen hochwichtigen Angelegenheit zu wenden? Zumeist an die englische Parlamentsliteratur, namentlich an die von ihrem Einbande so genannten Blauen Bücher; sie bilden seit 1803—52 nicht weniger als 1721 Folianten. Und aus ihnen, „aus denen man die Einsicht der westöstlichen Völker- und Staatenverschlingung erlangt, welche der Geschichtschreiber des neuen Morgen- und Abendlandes niemals aus den Augen verlieren darf", hat der Verfasser gründlich und umfänglich geschöpft. Außerdem verweist derselbe noch auf viele andere Schriftwerke des Orients und Occidents, sodaß seine Abhandlung eine Bedeutung, einen Werth erhält, den auch der Historiker von Fach sehr hoch anschlagen muß. Uebrigens wird sowol dem Staatsmann als dem Geschichtsforscher aus des Verfassers Darstellung das Verhältniß recht klar werden, in welchem Persien zu Rußland und England steht, und daß die Perser selbst sich darüber keineswegs so unklar sind, als man bei uns wol anzunehmen gewohnt ist.

Richten wir endlich unsere Aufmerksamkeit auf die letzte Monographie: „Die orientalische Frage in ihrer Kindheit", so sehen wir uns auf ein Gebiet versetzt, das dem soeben besprochenen ganz nahe liegt, haben aber auch Gelegenheit, einen Historiker zu beobachten, der auf seinem europäischen Felde nicht weniger zu Hause ist als Neumann auf seinem asiatischen. Wir müssen offen bekennen, daß wir uns in gleichem Grade über die gesunden politischen Ansichten gefreut haben, die Zinkeisen ausspricht, als über den Fleiß der Forschung, aus welcher das Ganze hervorgegangen ist; die zahlreichen angeführten Quellen und Hülfsschriften legen Zeugniß dafür ab. Es ist aber, um auf die Sache selbst wenigstens etwas näher und zwar mit den Worten des Verfassers einzugehen, „die orientalische Frage kein Erzeugniß moderner Cabinetspolitik oder der europäischen Verwickelungen neuerer und neuester Zeiten. Sie ist mit den Jahrhunderten entstanden, ist durch Jahrhunderte großgezogen worden, hat Jahrhunderte überlebt und wird sie noch ferner überleben bis ans Ende menschlicher Geschicke und europäischer Weltgeschichte. Denn sie zählt nicht zu jenen Fragen des Tags, die mit dem Tage kommen und mit der Nacht verschwinden wie leichte Traumgebilde. Sie war niemals eine jener müßigen politischen Phantasien, woran sich Witz und Wahn der Väter übten, damit sie von ihren Kindern desto besser als Thoren belacht werden könnten. Die orientalische Frage gehört, wie sie ist, zu den großen weltgeschichtlichen Momenten, an die sich die Geschicke von Staaten und Nationen knüpfen, welche mit ihrem ganzen Ernste, in ihrer tiefeinschneidenden Wahrheit als schweres, unveräußerliches Erbtheil auf den Geschlechtern lasten und welche, so oft auch schon die Weisheit der Weisesten daran zuschanden geworden, am Ende doch immer wieder ihr altes verjährtes Recht behaupten in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Daß die türkische Frage, die nur einen Theil der heutigen orientalischen bildet, schon im 16. Jahrhundert der Stein des Sisyphus war, an dem die Diplomaten und Fürsten ihre Kräfte vergebens versuchten, daß schon damals Theilungsgedanken auftauchten, ohne sich aus Eifersucht verständigen zu können, sodaß nicht nur keine gemeinschaftlichen Angriffe seitens der christlichen Mächte auf die Türkei erfolgten, sondern sogar Allianzen mit derselben geschlossen wurden, wie z. B. von Franz I., oder daß man aus Handelsinteresse sich so gut wie möglich mit dem Erbfeinde der christlichen Welt zu verständigen suchte, wie dies insbesondere die Venetianer lange Zeit gethan haben, das ist aus den Geschichtsbüchern bekannt und Zinkeisen hat der Beweise dafür genug zusammengestellt. Ueberhaupt aber theilen wir mit dem Verfasser die Hoffnung, daß seine Abhandlung geeignet sein werde, „die Einsicht in Verhältnisse und Zustände zu erleichtern, welche die früheste Entwickelung der orientalischen Frage bedingten und folglich auch für ihre spätere Gestaltung, selbst bis auf unsere Tage herab, nicht ohne bedeutenden nachwirkenden Einfluß bleiben konnten".

Karl Zimmer.

Ohne Schule keine Bücher.

Sowie die Universitätsjahre jedem Gebildeten für sein ganzes Leben einen gewissen Stempel aufdrücken, der Jenem fehlt, welcher nie eine Hochschule besuchte, mag er diesen Mangel auch noch so schlau mit moderner Salonbildung bemänteln, so sieht man es auch jenen Dichtern zweiten und dritten Rangs der classischen, romantischen und selbst noch jungdeutschen Periode an, daß sie eine Schule durchgemacht, sich an hervorragenden Mustern gebildet haben, ehe sie wagten ein Buch zu veröffentlichen. Sich ihrer eigenen Schwäche bewußt, scharten sie sich bescheiden um das Panier eines Genies, von dem eben die ganze Richtung den Namen erhielt, und so errangen sie nicht selten einen mehr als gewöhnlichen Erfolg gerade dadurch, daß sie an den Principien einer Schule festhielten. Unsere jungen Lyriker von heute jedoch finden es meist durchaus nicht nothwendig, ja viele sogar höchst überflüssig, bei den Heroen der Nationalliteratur in die Lehre zu gehen. In dieser großen Schar ist jeder sein Privatgenie, genügt sich vollkommen selbst. Sie verschmähen jeden gutgemeinten Rath, glauben, ihr liebes Selbst anbetend, unfehlbar zu sein, überschreiten in ihrer blinden Arroganz die Grenzen des Anstandes, bespötteln nicht nur die „naseweise" Kritik, sondern stoßen mit brutalen Gedichten, wovon wir weiter unten eines citiren werden, die öffentliche Meinung geradezu vor den Kopf. Wir wollten allenfalls diesen kampflustigen Epigonen sogar die Kritik noch preisgeben, wenn sie uns zurufen: „Kritik? Kritik! Was ist eine Kritik? die subjective Ansicht desjenigen, der sie geschrieben, also immerhin noch kein Orakelspruch!" Gut; jedoch die öffentliche Meinung darf man nie insultiren. Selbst ein Goethe würde es nicht wagen, über seinen bekannten Zuruf: „Schlagt ihn todt, den Hund!" die Variation zu machen: „Schlagt sie todt, die Hündin!" Die öffentliche Meinung ist allein die „souveräne Kritik", Niemand anders in der Welt. Wenn man bedenkt, wie sich vor diesem Tribunal die größten Geister aller Jahrtausende beugten, so ist es mehr als lächerlich, wenn so ein neugebackenes Poetlein ein Spottgedicht dagegen wie einen Handschuh hinzuschleudern wagt, um gleichsam die öffentliche Meinung zu einem Duell herauszufodern.

Der Leser merkt wol schon, daß wir heute ein kleines Auto-da-Fé halten und das damnatur zum Flammentode über ein paar dieser sporenlosen Schildknappen aussprechen werden. Wir glauben, daß es seine gute Seite hat, wenn man von Zeit zu Zeit zur allgemeinen Warnung ein Exempel statuirt; denn wenn dies so fortschritte, so müßte die Kritik es sich am Ende noch als eine Gnade annehmen, die Dienstmagd der Unpoesie sein zu dürfen. Sie hat

der Poesie lange genug gedient, um auf einigen Dank Anspruch machen zu können, und es ist für sie gerade kein Vergnügen, ununterbrochen die Rolle der Lehrmeisterin zu spielen; jedoch die Gouvernante des Eigendünkels, der Hohlköpfigkeit oder gar des Unsinns zu sein, für diesen Posten bedankt sich die Kritik, das wäre des Guten zu viel. Mustert man die Reihen dieser namenlosen Dichterlein, so zeigt sich überall das Uebergewicht der Intention über die Production, dasselbe Kokettiren mit der Unsterblichkeit, dasselbe Zurschautragen ihrer Geringschätzung aller Regel, dasselbe planlose Umherirren im Reiche der Phantasie, dasselbe plumpe Tappen nach einem Etwas, das nur das Talent zu finden weiß. Wollen ist noch lange nicht Können. Wir rathen daher diesen Dichterlingen, dort oder da in die Schule zu gehen, sich lieber die Tintenkleckse von den Fingern zu lecken, als im Hochgefühle ihrer Hypergenialität mit himmelstürmenden Jamben und mattwackelnden Trochäen ganze Bogen kostbaren Papiers zu verderben. Muß doch der Rekrut exerciren lernen, muß doch jeder Handwerker jahrelang Lehrling sein, bis er unter die Gesellen aufgenommen wird, nur die dichtende Jugend unserer Zeit tritt gleich mit der Bestimmtheit, mit dem Bewußtsein des Meisters auf. Dieser Jugend fehlen leider alle Eigenschaften der Jugend; dieses Altklugthun, womit sie einen auf allen Wegen und Stegen belästigt, wird zur Selbstcaricatur. Wir wollen nun einige solche Lächerlichkeiten unsern Lesern auftischen.

1. Gedichte von Elisa Hering. Leipzig, Thomas. 1854. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Gedichte von August Clever. Mainz, Kupferberg. 1854. 16. 24 Ngr.
3. Gedichte von Eduard Siegel. Leipzig, Hebenstreit. 1854. 16. 22½ Ngr.
4. Gemüth und Welt. Gedichte von Emil George. Posen, Merzbach. 1854. 8. 25 Ngr.

Nr. 1. Diese Lieder leiden, so gut sie gemeint sein mögen, an einer Verschwommenheit, Hohlheit und Gedankenarmuth, daß wir der Verfasserin alle poetische Gestaltungskraft absprechen müssen; auf der andern Seite macht sich eine wirklich nichtssagende Wortmacherei so breit, daß man oft dem Gelüste einzuschlafen kaum zu widerstehen im Stande ist. „Der Vater an den scheidenden Sohn" ist z. B. eine so wässerige Moralsuppe, daß selbst der langweiligste Novellist sie in einem klafterlangen Roman anzubringen sich nicht getrauen würde. Wiederholungen bis zur Abgeschmacktheit enthalten „Der Jungfrau Traum" und „Die deutsche Jungfrau". In dem Gedichte „Heimliches Wehe" gipfelt sich diese Abgeschmacktheit bis zum Zerrbild. Wie oft die Worte Herz und Schmerz, Thränen und Sehnen in dem 300 Seiten langen Band vorkommen, haben wir während der Durchlesung leider zu zählen vergessen, doch die schwärmerische Verfasserin könnte das allenfalls bei einer zweiten Auflage auf der Rückseite des Titelblatts als Empfehlung für die „Gefühls- und Thränenseligen" angeben. Hier eine Probe davon, die wol des Lesers Lachmuskeln in Bewegung setzen dürfte:

Der Untreue Schmerzen.

Jungfrau, ach, du scheinest
Krank an Geist und Herzen!
Sag', wie lang noch weinest
Du in bittern Schmerzen?

„Frag', wie lang' die Rose,
Abgepflückt, hinsiechet —
Bis die heimatlose
Staub im Staube lieget!"

Könnt' ich doch die Thränen
Dir, o Holde, stillen,
Dein geheimes Sehnen
Wie ein Gott erfüllen!

„Mir wird Labung nimmer!
Kann das Herz vergessen
All den Zauberschimmer,
Den es einst besessen?"

O laß dich erquicken (?)
In der Liebe Armen!
Meiner Brust Entzücken
Soll dein Herz erwarmen!

„Willst mit Lustergüssen (?!)
Mir den Schmerz versüßen;
Meine Thränen müssen
Nur noch stärker fließen!" (!)

Ich will dich umgeben
Mit dem reichsten Lichte,
Bis dein grünes (?) Leben
Schmücken gold'ne Früchte!

„Dem gebroch'nen Herzen
Grünes Leben spenden?
Ach, der Untreu' Schmerzen
Kann das Grab nur enden!"

Nr. 2. Wenn wir auch keineswegs zu den Verehrern des Herrn von Redwitz gehören, so nehmen wir doch keinen Anstand zu bekennen, daß er mit einigen schönen Waldliedern in „Amaranth" seine poetische Begabung dargethan hat. Seine pietistische Richtung erwähnen wir nebenbei hier, weil sie offenbar das Vorbild Clever's war; nur sucht er es womöglich noch zu überbieten. Wenn er wirklich so oft in brünstiger Andacht auf den Knieen lag, als er es uns in diesen Gedichten versichert, dann muß Clever viele Hosen durchgekniet haben. Sein Schneider kann ihm dafür dankbar sein, die Kritik jedoch nicht. Der ganze starke Band ist eine jesuitische Kriecherei und falschsüßliche Winselei, daß einem gesunden Hirn darüber schwindlig wird. Wer in unserm Jahrhundert solche Lieder wie das folgende singen kann, der vergrabe sich lieber sofort in ein Kloster, lasse aber die Leier Apollo's unangetastet:

Thut es mich zum Knieen mahnen (?!)
Vor dem Muttergottesschrein,
Sagt es mir ein heilig Ahnen,
Sie gedächt in Liebe mein.

Und ich sollt' nur nicht verzagen,
Wenn ich auch was Leides hab',
Sollt' es Dem zuliebe tragen,
Der ja Alles für mich gab.

O du heil'ge süße Fraue,
Bist doch allzu lieblich gar! (?)
Ja, auf dich ich ganz vertraue,
Bist mein Mütterlein, nicht wahr?

Nr. 3. Der Verfasser scheint sämmtliche Eindrücke und Ausdrücke, die er auf einer größern Reise gesammelt, versificirt, ins Reine geschrieben und wohlgepackt in einem saffianledernen Koffer zurückgebracht zu haben. Das Reisen hat seine poetische Seite; jedoch wer nicht die Kraft hat, seine Erlebnisse mit dem Zaubergürtel der Metrik zu umschlingen, der sollte sich lieber bescheiden, sein poetisches oder vielmehr unpoetisches Tagebuch demüthigen Vettern und wisbegierigen Basen am Ofen vorzulesen, statt solches Zeug zu veröffentlichen. Vielleicht würde dem Verfasser eine Beschreibung einer Reise in den Mond mehr glücken, denn mit Schilderungen irdischer Scenen ist er sehr unglücklich. So fängt er z. B. „Die Nacht auf dem Leuchtthurm", also ein an und für sich wirklich poetisches Thema, folgendermaßen mit dem ärgsten Misgriff an:

Um einem langweiligen Thee zu entfliehen
Und fader Gesellschaft mich zu entziehen,
Stieg ich mit dem nöthigen Erlaubnißschein
Vom Hafeninspector ins Segelboot ein
Und fuhr — zu vertilgen des Mismuths Drang —
Zum Leuchtthurm hinüber, den Molo entlang.

Ein solch langweiliges Präambulum schlüge selbst das beste sich daranreihende Gedicht todt. Um jedoch den „langweiligen Thee" nicht ferner kritisch zu berühren, so ist der „nöthige Erlaubnißschein vom Hafeninspector" in einer poetischen Erzählung eine Trivialität sondergleichen. Der echte Poet braucht keinen Erlaubnißschein und keinen Hafeninspector, er stürmt auf dem beflügelten Pegasus mit dem Leser auf die Höhe des Leuchtthurms und läßt ihn hinabblicken in das wildaufwogende Meer. Man müßte förmlich studiren, um bei der Schilderung einer großartigen Elementarscene einen noch unpassendern Anfang zu finden als den, welchen der Verfasser erwählte. An Fadheit wetteifert damit durch ihren erzprosaischen Anstrich die Introduction des Gedichts „Der blinde Greis:

Mit einer Arbeit, die mich wochenlang
Ans Schreibepult gefesselt, eben fertig,
Beschloß ich noch den Abend zu genießen.

Schade, daß der Verfasser nicht fortfuhr zu beschließen:

Mit Butterbrot und einer Portion Wurst
Die matte Dichterseele mir zu stärken,
Mit bairisch Bier zu löschen meinen Durst.

Nr. 4. Durchgehends saft- und kraftlose Reflexionspoesie. Der Verfasser wiegt sich selig in den schalsten Gedanken mit einer epischen Breite, die den Leser zur Verzweiflung bringt. Wie Emil George darauf verfiel, all dies zwecklose Reimgeklingel „Gemüth und Welt" zu tituliren, das suchten wir vergeblich zu enträthseln. Die Kritik muß ihm schon einige male die Wahrheit gesagt haben, denn er spreizt sich und bläht sich gegen sie ingrimmig auf in dem Gedichte:

Ein Zeitungsschreiber möcht' ich sein.

Ein Zeitungsschreiber möcht' ich sein,
Mein Lebensglück zu machen!
Dann lög' ich in die Welt hinein
Die unverschämtsten Sachen
Und lacht' des Volkes, welches dumm,
Als wär's ein Evangelium,
Voll Andacht lauschend auf mich höret
Und steif auf meine Worte schwöret u. s. w.

Das heißt nicht nur sackgrob der Kritik, sondern auch dem Publicum ins Gesicht schlagen und verdient daher die strengste öffentliche Rüge. Wir haben uns vergebens bemüht, in der ganzen Sammlung etwas zu entdecken, was des Hervorhebens werth wäre. Wenn der Dichter auch manchmal aus seiner Schläfrigkeit erwacht, so stellt er sich dabei so linkisch an, daß der Leser, die Consequenzen ziehend, versucht wird, George zu persifliren. Er singt z. B.:

Die Sprache ist des Dichters Instrument.

Bald darauf heißt eine Variation:

Die Sprache ist des Dichters holde Braut.

Wenn der Leser nur ein bischen zur Schelmerei aufgelegt ist, so wird er folgern: ergo ist George's Braut ein Instrument. Der Verfasser scheint es auch nicht zu verschmähen, bei andern Dichtern poetische Darlehen zu machen; man vergleiche sein Gedicht „Eins von Beiden" mit dem „So oder So" von Karl Lappe („Sämmtliche poetische Werke", I, 10), das ihm freilich nicht ein mal, sondern zwanzig mal den Rang abläuft. Insbesondere vergleiche man George's Schlußstrophe „Roth oder todt" mit Lappe's Strophe „Blaß oder roth".

Wenn solche Lyriker, wie wir sie heute besprochen haben, nicht freiwillig darauf verzichten, die Bahn der Kunst zu wandeln, so bleibt der Kritik in der Zukunft nichts Anderes übrig, als sie gänzlich zu ignoriren; denn der Ausruf: „Quousque tandem abutere patientia nostra?" ist solchen Aftererzeugnissen gegenüber noch viel zu wenig. Der Mangel an innerer Wärme läßt sich bei was immer für Kunstproducten durch nichts ersetzen, am allerwenigsten durch geschraubtes Wesen und raffinirte Unnatur. In der ewigen Unruhe des Umherschwankens, weil sie in sich selbst keinen Halt finden, führen unsere jungen Lyriker ein Leben wie Abenteurer. Auf gut Glück wird jeder Stoff, der ihnen in einer alltäglichen, wenn nicht gar gemeinen Situation unterläuft, augenblicklich zu einem Gedichte benutzt — was soll da herauskommen? Fratzenhaftigkeit! Jedes Object an und für sich ist weder schön noch häßlich, es ist eben blos, es existirt; der Begriff der Schönheit wurzelt erst im Subject; dieses muß durch poetische Verklärung das Object künstlerisch adeln. Davon haben jedoch unsere lyrischen Abenteurer keine Ahnung. Verliert die Alten nicht aus dem Auge, sie hielten fester an den Schönheitsregeln als die Neuern; singt also wieder einmal andächtig das Lied: „Plato, Cicero, summus Aristoteles!" **Emanuel Raulf.**

Grillparzer's „Sappho" und „Der Fechter von Ravenna" in England und Frankreich.

Schon bei mehrfachen Gelegenheiten ist in d. Bl. auf den eigenthümlichen Umstand aufmerksam gemacht worden, daß zwar die bedeutendern wissenschaftlichen Werke der Deutschen auf dem Uebersetzungswege ziemlich schnell in das Englische überzugehen pflegen und daß auch die bessern deutschen Lyriker sich einer ähnlichen Bevorzugung zu erfreuen haben, daß dagegen die Beispiele von Bearbeitungen moderner deutscher Romane und namentlich Dramen nur sehr vereinzelt dastehen, ja daß von letztern in den englischen Journalen selten auch nur die Rede ist. Im vergangenen Jahre ist jedoch Oehlenschläger's „Correggio" (vgl. Nr. 27 d. Bl. f. 1854) und jetzt auch Grillparzer's „Sappho" in englischer Uebersetzung erschienen, letztere unter dem Titel: „Sappho: a tragedy. By *Franz Grillparzer*. Translated by L. C. C." (Edinburg und London). Grillparzer's „Sappho" war diejenige Dichtung, deren Lectüre in einer italienischen Bearbeitung Byron zu dem Ausspruche hinriß, der Name des Dichters sei zwar sehr schwer auszusprechen, künftige Jahrhunderte würden ihn aber auszusprechen lernen müssen. Auch zeigt sich die englische Kritik, während sie Oehlenschläger's „Correggio" nur mit sehr bedingtem Lobe als zu weichlich abfertigte, von der Grillparzer'schen „Sappho" sehr befriedigt. Der Kritiker im „Athenaeum" meint zwar, daß diese deutsche Sappho mit der griechischen wol wenig gemein habe, daß man, um die Grillparzer'sche Dichtung zu genießen, sich die griechischen Tragödiendichter aus dem Gedächtniß schlagen müsse und daß Einzelnes zu weit ausgesponnen und zu rethorisch sei; dann aber fährt er fort: „Es ist etwas wie von einer Seelenoffenbarung in dem Charakter der Heldin, wie Grillparzer ihn aufgefaßt hat, etwas wie von einer ursprünglichen Schöpfung, und der Leser, der genöthigt war, bis zum Ueberdrusse oft mit Phantomen und Puppen, mit modernen Larven und galvanisirten Schattenbildern zu verkehren, er wird, wenn er plötzlich auf ein solches Werk stößt, sich von ihm unwillkürlich hingerissen fühlen, möge er auch, einer kühlern Beurtheilung Raum gebend, von der Schule, zu welcher das Drama gehört, denken, was er wolle." Bemerkenswerth scheint dem Kritiker namentlich die Kraft, womit von Grillparzer das Anwachsen der Leidenschaft gezeichnet sei. Der Kritiker vergleicht die „Sappho" mit Ponsard's „Lucrèce" und sagt: „Das französische Stück mag wegen seiner Uebereinstimmung mit den Gesetzen des pariser Theaters unsere Zustimmung finden; aber das Drama des Herrn Grill-

zarter wird man als ein keinem speciellen Lande angehörendes «charm of powerfull trouble» anerkennen."

„Der Fechter von Ravenna", das neueste Beispiel jener Mischung von antiken und modern romantischen Elementen, wie wir ihnen in der „Sappho" begegnen, wird sehr wahrscheinlich in kürzerer Frist das Glück einer Uebersetzung erleben, als es der „Sappho" zutheil geworden ist. Sein Ruf hat sich mit beispielloser Schnelligkeit auch nach England und Frankreich verbreitet, und für das ungarische Nationaltheater in Pesth ist er in ungarischer Sprache zurechtgesetzt worden. Wir begrüßen die Erscheinung als einen neuen Beweis, daß deutsche Literatur, Poesie und Kunst ihre volle europäische Bedeutung erlangt haben und daß, was sich bei uns wirklich Bahn bricht, in welcher Weise und durch welche Mittel dies auch geschehe, jetzt im Auslande ebenso gut seine Beachtung findet als irgend ein pariser und londoner Succeß bei uns. Das „Athenaeum" bringt eine vollständige Inhaltsangabe, accentuirt namentlich den Ausruf Thusnelda's: „Die Schande Deutschlands darf mein Sohn nicht sein!" („His country's shame my son shall never be!"), meint, das Stück müsse wol von einem wahrhaften Poeten herrühren, und schließt: „Kein Wunder, daß das Stück gerade im jetzigen Augenblick ein großes und tiefes Interesse erregt, und daß viele der in ihm vorkommenden markigen Aussprüche (pithy speeches) ein unmittelbares Echo in der Lage des Landes finden. Die Zeit wird am besten lehren, ob es außerdem noch Verdienste hat und ob es von einem solchen Stoffe ist, um fortan seinen Platz unter den classischen Werken der deutschen dramatischen Poesie einzunehmen. Wir wollen hoffen, daß dies der Fall sei." Auch die „Revue contemporaine" beschäftigt sich in einem mit A. de Calonne und L. Enault unterzeichneten Artikel sowol mit dem Inhalt und der Tendenz wie mit der Autorschaft des Stücks, von dem sogar die Hoffnung ausgesprochen wird, daß es nicht nur durch Deutschland, sondern selbst durch Europa seine Rundreise machen werde. Zur Ergötzung des Lesers theilen wir schließlich noch eine Reihe der komischsten Sprachverstümmelungen mit, welche in diesem auch andere Erscheinungen der deutschen Literatur betreffenden Artikel vorkommen: „Baurg theater", „Der Sohn der Weldnesiele", „Baron de Wunsch-Berlinghausen" (Münch-Bellinghausen), „M. Kleuke" (Klenke), „Die naturwessenschaften der letzten funtzig iahre und ihr einfluss auf der menschenleben", „Hafiz in Hellae von einem Hads" („Hafis in Hellas von einem Hadschi"). In Berlin wurde „Der Fechter von Ravenna" demselben Artikel zufolge im „Théâtre de la rue des Tilleuls (unter den Lindenn)" aufgeführt. H. M.

Englisch und deutsch.

Als vor einiger Zeit in einer londoner Bücherauction auch die Originalhandschrift von Gray's berühmter „Elegie auf einem Dorfkirchhofe" zur Versteigerung kam, war es ein Dichter und Journalist, der sie erstand: Robert Charles Wrightson, Verfasser einer poetischen Erzählung und Mitarbeiter an der „Birmingham Gazette". Er zahlte dafür 131 Pf. St., also gegen 900 Thlr.! Das klingt für deutsche Schriftsteller gewiß, als ob die Kunde aus Utopien käme! Im Uebrigen besteht in Deutschland überhaupt nicht diese Pietät für Reliquien berühmter Landsleute. Unsern Autographensammlern kommt es meist mehr auf die Menge als auf die historische und literarische Bedeutung der einzelnen Handschriften an. Der Brite weiß, was er an Gray's herrlicher Elegie besitzt, und Wrightson wußte, daß dieses eine Stück mehr Werth hat als hundert gleichgültige Papierschnitzel, an denen oft die Namensunterschrift das Schätzbarste ist. Dieser Fall bringt uns noch auf ein anderes Thema. Wenn man Gray's Elegie mit der bekannten Matthisson'schen, „in den Ruinen eines alten Ritterschlosses geschrieben", vergleicht, so stellt sich zwischen beiden derselbe Unterschied heraus, der uns im Allgemeinen, wenn wir vielleicht die einfach lyrische Gattung, das eigentlich sangbare Lied und die im volksthümlichen Tone gehaltene Ballade ausnehmen, zwischen der deutschen und englischen Poesie obzuwalten scheint. In der Gray'schen Elegie herrscht das einfachste, gesundeste, wahrste, natürlichste Gefühl, wie es jeden Empfindenden bei dem Besuche eines Dorfkirchhofs überkommen kann, in der Matthisson'schen stoßen wir auf viel falsches, gekünsteltes, vornehmes und zweifelhaftes Sentiment, zu dem sich nur eine krankhafte Nervenüberreizung zu stimuliren vermag. Auf einer Stelle, von wo aus der Burgherr vielleicht ins Land schaute, um eine Razzia gegen harmlose Kaufleute auszuführen, wo er sich mit seinen Kumpanen vielleicht bis zur brutalen Trunkenheit bezechte, vielleicht unmittelbar über dem Burgverließ, in welchem die Opfer seiner Grausamkeit bei lebendigem Leibe verschmachteten und vermoderten — auf einer solchen Stelle sitzen und eine Elegie von dem Inhalt und Gepräge der Matthisson'schen dichten, dazu gehört der Alles verhimmelnde und verdämmernde Sinn eines Deutschen. Freilich haben wir Gott sei Dank auch einzelne kerngesunde Dichter und Schriftsteller gehabt, an denen nichts Zweifelhaftes und Zwitterhaftes, kein falsches Pathos oder Sentiment zu entdecken ist: einen Bürger und Goethe, einen Lessing, Justus Möser, Claudius, Lichtenberg; aber wenn wir die Mehrzahl unserer Dramendichter mit Shakspeare, unsere Romanschriftsteller mit Goldsmith, Walter Scott und Dickens, unsere deutschen Byronianer mit Byron vergleichen, so werden wir nur zu häufig auf Spuren des oben berührten Unterschieds zwischen beiden Literaturen stoßen und davon unangenehm berührt werden. Die „Edinburgh review" brachte vor einigen Jahren einen Artikel über Lessing, behauptete, daß dieser der einzige unter allen deutschen Schriftstellern, der in seiner Art zu denken und das Gedachte auszusprechen vollkommen klar und gesund gewesen, und fuhr dann fort: „Seltsam erscheint es, daß die Deutschen ein so vortreffliches Muster hatten und doch so schwerfällig zu schreiben fortfuhren. Man gestand Lessing's Mustergültigkeit zu, ohne ihn zum Muster zu nehmen. Die Folge davon war, daß, etwa ein oder zwei Autoren ausgenommen, die deutsche Literatur hinsichtlich des Stils unter allen ausgebildeten Literaturen die stümperhafteste blieb." Dieses dreiste Urtheil ist demüthigend, es ist, wir geben es zu, zu hart, maßlos und einseitig; aber etwas Wahres, was wir uns zu Herzen nehmen sollten, liegt dieser Behauptung jedenfalls zugrunde. Der eigenthümlichen Tiefe des deutschen Geistes und der deutschen Literatur nach andern Richtungen soll, auch wol im Sinne des Briten, hiermit nicht zunahegetreten werden. Es ist aber etwas Anderes, wenn die „Edinburgh review", die zur Zeit Coleridge's und auch später soviel gethan hat, der deutschen Literatur in England Geltung und Anerkennung zu verschaffen, Behauptungen wie die obigen aufstellt, als wenn der junkerlich flunkernde, bis zum Cynismus arrogant aristokratische „Standard", wie er vor einiger Zeit gethan, die deutsche Literatur in Bausch und Bogen beschuldigt, eine „oberflächliche und phantastische" zu sein. Die deutsche Sprache, die Sprache, in der Goethe und Schiller, Uhland und Platen dichteten, nannte der „Standard" zu gleicher Zeit eine „barbarische" Sprache, ohne zu bedenken, daß er selbst in einer Sprache schreibt, welche eine Tochter dieser Barbarin ist und gerade derselben ihr Bestes und Stolzestes verdankt. H. M.

Miscellen.

Reichsstädtischer Zwist.

Die Parteikämpfe oder vielmehr die Zänkereien, welche das schicksalsschwere Jahr 1848 beinahe in allen vier Freien Städten Deutschlands mit sich brachte und die noch zur Stunde nicht überall unterdrückt sind, erinnern uns einigermaßen an ähnliche Händel im vorigen Jahrhundert. Schubart gibt in seiner „Vaterlandschronik" (die als Fortsetzung seiner „Deutschen Chronik" in den Jahren 1787—91 erschien) von 1788 eine

kurze Mittheilung darüber, die unwillkürlich zu Vergleichen auffodert.

„Fast in allen großen und kleinen Reichsstädten", schreibt er in dem Blatte vom 13. Mai 1788, „herrschen jetzo Parteien. Der Geist der Eintracht, dieser Pfleger ihrer Ruhe, ihrer altdeutschen Einfalt und Sicherheit, scheint von ihnen gewichen zu sein. Bürgerschaft und Rath trennen sich immer mehr voneinander. Auf dem hagern Rumpfe steht ein monströser Oligarchenkopf, der die ehemaligen proportionirten reichsstädtischen Formen zu Misgeburten umgestaltet. Auch in Aachen spukt der Geist der Uneinigkeit und spaltet die Stadt in zwei Parteien, — in Altgesinnte und Neugesinnte. Jene hält ob den alten Gesetzen und Verträgen der Stadt mannlich und standhaft; diese hält's mit der neuen, die die Rechte der Bürger merklich einschränkt.

Ueberall richtet diese traurige Parteisucht Hader an. Jüngst warf ein altgesinnter Ehemann seine junge neugesinnte Ehefrau zum Fenster hinaus, und alt- und neugesinnte Bengels raufen sich auf den Straßen der Stadt. So bereiten sich die Freien Städte unsers Vaterlandes selbst zum traurigen Augenblicke vor, wo ihnen ein despotischer Reiter Zaum und Gebiß ins Maul legt.

Wer selber seine Fesseln flickt,
Verdient des Weisen Mitleid nicht."

Eigenthümliche Wirkungen von Dichterwerken.

Ein eigenes Capitel in der Geschichte der Seelenkrankheiten und Geistesverirrungen ließe sich den Wirkungen widmen, welche gewisse Dichterwerke bei einzelnen Individuen hervorbrachten. Man hat in der That die sonderbarsten Beispiele solcher Wirkungen. Nachdem Schiller mit seinem wilden und kraftgenialischen Erstlingswurfe hervorgetreten war, zogen leipziger Musensöhne im Jahr 1785 in den Böhmerwald, um großmüthige Wegelagerer zu werden, gleich jenem Helden, dem vor dem „tintenklecksenden Säculum" ekelte. Auch wiederholte sich ein solches Nachspielen von Schiller's „Räubern" noch ein mal im Jahr 1836. Die Folgen des „Werther" sind bekannt. Was Jean Jacques Rousseau betrifft, so erhängte sich einst ein dreizehnjähriger Knabe mit Hinterlassung eines Briefs, der anfing: „Meine Seele vermache ich Rousseau, meinen Körper der Erde." So versichert Esquirol, Arzt am Hôtel de Dieu in seinem Buche „Les maladies mentales, considérées sous les rapports médical, hygiénique et médico-legal" (2 Bde., 1838), und vor etwa 18 Jahren berichteten die pariser Tagesblätter den Tod eines Unteroffiziers, der sich erschossen hatte, und in seinem letzten Willen um die Grabschrift bat: „Hier liegt ein Mensch, der an Victor Hugo geglaubt hat."
48.

Bibliographie.

Bockel, F., Gedichtesammlung. 2te veränderte Auflage. Rendsburg. 1854. 8. 12 Ngr.

Candidus, K., Einleitende Grundlegungen zu einem Neubau der Religionsphilosophie. Leipzig, Hirzel. 8. 12 Ngr.

Dischinger, M., Witzchronik in heitern Memoiren aus dem Leben berühmter und berüchtigter Personen seit Vater Adam bis auf die Zeitgenossen. „Eine Weltgeschichte in Anekdoten". III. — A. u. d. T.: Entstehung der Erde und des Menschen, Ursprung der Sprache und Bildung der Staaten. München, Finsterlin. 16. 3 Ngr.

Fortlage, K., System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Freiligrath, F., Gedichte. Wohlfeile Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Gerlach, H., Das Präsentationsrecht auf Pfarreien. Regensburg, Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

Hagen, A., Norika, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben. 2te durchgesehene Auflage. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn's, R., Liebhaber-Theater. Mit besonderer Rücksicht auf Gesellschafts- und Privat-Theater herausgegeben. 1ster Band. Berlin, Faudel's Verlag. 8. 1 Thlr.

Heller, F., Ueber Ernährung und Stoffwechsel, so wie über einige der vorzüglichsten Nahrungsmittel. Breslau, Aland. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hesekiel, G., Patronentaschenbuch. Neue Soldaten-Geschichten. Berlin, Grobe. 8. 15 Ngr.

Kittl, Marie Gabrielle, Bianca-Adelma. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 24 Ngr.

Kruger, J., Urgeschichte des Indogermanischen Völkerstammes in ihren Grundzügen wiederhergestellt. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die Eroberung von Vorderasien, Egypten und Griechenland durch die Indogermanen. Bonn, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Krumhaar, K., Die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf die Reformationsgeschichte aus den Quellen dargestellt. Eisleben, Reichardt. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lingg, H., Gedichte, herausgegeben durch E. Geibel. 2te unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Müllenhoff, K., Zur Geschichte der Nibelunge Not. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 4. 1 Thlr.

Müller von Königswinter, W., Das Rheinbuch. Landschaft, Geschichte, Sage, Volksleben. Illustrationen mit Holzschnitten und Aquarellen. 1ste Lieferung. Brüssel und Leipzig, Muquardt. Ler.-8. 6 Ngr.

Rendtorff, H., Die evangelische Diaspora der preußischen Monarchie und die neuesten Arbeiten in ihr. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Sangesblüthen. Aus den Papieren einer Dame vom Stande. Mit einer Vorrede von W. Böhmer. Breslau, Aland. Gr. 16. 20 Ngr.

Stern, S., Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 6te Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, A., Meine Reise im Orient. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, E., Die Ablösung der geistlichen Gefälle im Königreich Sachsen. Ein pastorales Bedenken. Plauen, Schröter. Gr. 8. 6 Ngr.

Jubelpredigten zweier evangelischen Geistlichen in Augsburg im Jahre 1854. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Ngr.

Vier Monate der Belagerung von Sebastopol. Von —*** Mit Ansicht und Plan von Sebastopol, den Porträts von Menschikoff, Raglan und Canrobert, den Karten der Krim und des Schwarzen Meeres. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Steinacker, G., Die ernste Mahnung der Weihnacht, als eines geweihten Kinderfestes. Predigt über Luc. 2, 15—20 gehalten am 2. Weihnachtstage 1854 zu Weimar. Weimar, Kühn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Was werden uns die Jahre 1855 und 1856 bringen? Von einem alten Invaliden. Hamburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Zur europäischen Politik im Jahre 1854 in geschichtlichen Ueberlieferungen zusammengestellt im Januar 1855. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

102. **Grünhagen (Colmar), Adalbert Erzbischof von Hamburg** und die Idee eines nordischen Patriarchats. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten **mittelalterlicher deutscher Geschichte**, der Erzieher Kaiser Heinrich's IV., Adalbert, in dessen Hand für eine zeitlang die Geschicke von ganz Deutschland lagen, hat eine quellenmäßige und erschöpfende Darstellung zum ersten mal in der vorliegenden Monographie gefunden, welcher auch das Verdienst gebührt, die großartigen Beziehungen **Hamburgs** zu dem skandinavischen und slawischen Norden zuerst in zusammenhängender und umfassender Weise dargestellt zu haben.

103. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Siebenter bis neunter Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten und mit einer neuen Vorrede versehenen dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer **wohlfeilen Ausgabe** von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

104. **Die Lieder des Hafis.** Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** Ersten Bandes erstes Heft. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der größte Lyriker der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen muhammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Hammer, Goethe, Rückert, Platen u. A. in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlt unserer wissenschaftlichen Literatur noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wird daher gewiß allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen sein. Durch vollständige Vocalisation und Interpunction des Textes wird das unmittelbare Verständniß des Dichters bedeutend gefördert werden; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. In der Vorrede spricht sich der Herausgeber ausführlich hierüber aus. Diese Ausgabe wird in drei Bänden Alles umfassen, was die besten im Oriente selbst gültigen Recensionen des Dichters enthalten. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

In gleichem Verlage erschien früher:

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von **O. M.** Freih. **von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch **O. M.** Freih. **von Schlechta-Wssehrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. **K. H. Graf.** 12. 1846. 1 Thlr. 6 Ngr.

Katha-Sarit-Sâgara. Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** 8. 1839. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** Zwei Theile. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit Dr. **Hm. Brockhaus.** 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften **Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad.** Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** 4. 1850. 6 Thlr.

105. **Horn (M.), Magdala.** Dichtung. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neueste Dichtung **Moritz Horn's**, der sich durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: **„Die Pilgerfahrt der Rose"** (geheftet 20 Ngr., gebunden 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, und **„Die Lilie vom See"** (geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.), beide in Miniatur-Ausgabe, bereits zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben hat.

106. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Zweiundzwanzigster Theil. Neue Folge. Zehnter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der **ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt** worden. Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

107. **Preyer (Johann N.), Die Sulioten.** Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Canova. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. 1853. 16 Ngr.

108. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea.** **Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Drittes Heft:** Tafel XXI—XXX; Text Bogen 7—9. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 30fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren

Blüten gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

109. **Rellstab (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Siebente bis neunte Lieferung. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage.** Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften** von **Ludwig Rellstab.** Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die **erste Folge** (12 Bände, 1843—44) enthält: **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die **zweite Folge** (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

110. **Rellstab, (L.), Garten und Wald.** Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab bietet in diesen vier Bändchen der deutschen Lesewelt, zu deren beliebtesten Erzählern er gehört, theils Erdichtetes, theils selbst Erlebtes: eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Biographien bedeutender Personen, mit denen der Dichter in nähere Berührung kam. Die drei ersten Theile enthalten: (I.) „Vergeltung. Novelle"; „Der Deserteur. Novelle"; „Die Blume des Gebirgs. Ein Reisebildchen"; „Habakuk oder die große Sonnenfinsterniß des 12. Mai 1836. (Ein sehr sonderliches Abenteuer.)" (II.) „Das diamantene Kreuz. Novelle"; „Familienschicksale. Novelle"; „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Eine novellistische Skizze nach einer wirklichen Begebenheit." (III.) „Die Geschwister. Novelle"; „Die leichtsinnige Ehe. Eine Skizze nach dem Leben"; „Nachbar Stalattius. Eine Skizze"; „Eine Skizze aus Johannes Kreißler's Tagebuch"; „Reise durchs Aarthal. Herbstreisebild." Der vierte Theil enthält folgende Biographien: „Jean Paul. Mein persönliches Bekanntwerden mit demselben"; „Beethoven. Ein Bild der Erinnerung aus meinem Leben"; „Ludwig Berger. Ein Denkmal"; „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Erinnerungsblatt."

111. **Rosenkranz (K.), Aus einem Tagebuch.** Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Karl Rosenkranz veröffentlicht in dieser Schrift einen Theil seiner Tagebücher: ein buntfarbiges oft pikantes, stets aber interessantes Gemälde, kleine Annalen der deutschen Philosophie und in epigrammatischen Miscellen eine Art Chronik königsberger allgemein interessirender Zustände. Die Schrift hat gleich bei ihrem Erscheinen viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 22. Februar 1855.

„Militärische Briefe eines Verstorbenen."

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Drei Bände. Herausgegeben von Pz. Neueste Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Das Aufsehen, welches die „Militärischen Briefe" sowol ihrer originellen Grundidee als auch ihres gediegenen Inhalts wegen bei ihrem ersten Erscheinen machten, wird unserm militärischen Publicum noch in gutem Andenken sein. Man erschöpfte sich damals in Vermuthungen, wer der unbekannte Verfasser sein könne, und suchte ihn fast nur unter den höhern Offizieren der preußischen Armee, wo man abwechselnd den Herzog Karl von Mecklenburg, commandirenden General des Gardecorps, den General von Radowitz, den General von Canitz, Verfasser der „Betrachtungen über die Thaten der Reiterei", und noch Andere dafür hielt. Es verführte dazu die gründliche Kenntniß und Beurtheilung des preußischen Heers und seiner Vergangenheit, vor allem aber, daß König Friedrich II. als Feldherr über Napoleon gestellt wurde, welcher Ansicht unsere deutschen Bundesgenossen, die dem Fremden gern auf eigene Unkosten Bewunderung und leider mehr noch schenken, bekanntlich abhold sind. Referent selbst glaubte damals an gewissen Eigenthümlichkeiten unzweifelhaft den Verfasser errathen zu haben und war sehr überrascht, als er bald eines Bessern belehrt wurde.

Seitdem ist von dem trefflichen Werke, dessen starker Umfang Vielen die Anschaffung erschwerte, von dem aber einzelne Theile schon neue Auflagen erlebt haben, eine ganz neue Ausgabe nöthig geworden. Sie erscheint jetzt in wahrhaft splendider Ausstattung, vom Verfasser mit Benutzung aller seitdem zugänglich gewordenen Quellen und neu erschienenen bedeutendern Werke revidirt und theilweise neu bearbeitet, allen Freunden wahrer Erkenntniß im Kriegswesen eine hochwillkommene Erscheinung.

Der Name des Verfassers ist kein Geheimniß mehr, wir haben ihn schon mit Freuden in der dritten Auflage seiner vielbenutzten „Taktik der Infanterie und Cavalerie" (dritte, verbesserte Auflage, zwei Bände. Adorf, Verlagsbureau. 1852), in seiner von keinem andern Werke an praktischer Brauchbarkeit übertroffenen „Anleitung zur Recognoscirung und Beschreibung des Terrains" und neuerdings wieder in der neuen Auflage seiner „Eisenbahnen als militärische Operationslinien" (zweite Ausgabe. Adorf, Verlagsbureau. 1853) begrüßt, welches letztere auch für die Zukunft wichtige Werk anfangs von den Weisen als Phantasiestück vornehm belächelt, bald aber durch die Riesenfortschritte der Zeit glänzend gerechtfertigt worden ist.

Die „Militärischen Briefe" stehen auf einer höhern Stufe, sie sind vorherrschend strategischen Inhalts. Wie aber die Strategie, die wir kurz als höhere Kriegsleitung bezeichnen möchten, das ganze Gebiet des Kriegs beherrscht, die Kriegsmittel und ihre Organisation zur Kriegsmacht, deren Verwendung zum Zweck des Kriegs, welcher die Niederwerfung des Gegners ist, wobei wieder der Truppengebrauch, die Taktik, den Schlag ausführt, wie sie endlich auch von der Staatskunst getragen sein muß, wenn sie günstige Erfolge erringen und dauernd sichern will, so finden wir in dem vorliegenden Werke die reichhaltigsten Aufschlüsse und Bemerkungen über alle diese Elemente, welche von so wesentlichem Einfluß auf die Kriegskunst sind. Daß der Verfasser dabei nicht für ein exclusiv militärisches Publicum, sondern auch für „Laien im Kriegswesen zur unterhaltenden Belehrung" geschrieben hat, können wir ihm nur zum Verdienst anrechnen und seinem Werke daraus einen neuen weit verbreiteten Erfolg vorhersagen. Möchte derselbe auch auf das erstere recht heilsam wirken! Es ist theilweise nur noch zu sehr in jenen Theorien befangen, deren Nichtigkeit der Verfasser so schlagend darthut.

Wenn wir auf den ebenso reichhaltigen als interessanten Inhalt des Werks, wie dasselbe es verdient, näher eingehen, so werden wir seinen zahlreichen ältern Freunden schwerlich etwas Neues sagen; einem großen Theile des Publicums, namentlich des jüngern, ist es

aber nicht näher bekannt geworden, und wir hoffen ihm durch unsere Mittheilungen neue Freunde — möchten es recht viele sein! — zu gewinnen.

Die Grundidee des Ganzen ist dem Wesen nach dieselbe, welche in den hinterlassenen Werken des Generals von Clausewitz vorwaltet: das Streben, richtige Ansichten über die Natur des Kriegs zu verbreiten, daraus Folgerungen für dessen zweckmäßige Führung zu ziehen, zugleich aber einseitigen Theorien durch die siegende Beweiskraft der Thatsachen entgegenzutreten. Der Verfasser, der Clausewitz' Verdienste als Militärschriftsteller mit seltener Klarheit erkannte und sie noch immer in gewissen Kreisen nicht in ihrem ganzen Werthe gewürdigt sah, faßte den Gedanken, „die in seinen Schriften enthaltenen Goldkörner in gangbare Münzsorten auszuprägen", wozu er eine Form wählte, an sich schon geeignet, die Phantasie und den Geist der Leser anzuregen. Er führte daher Clausewitz als „Verstorbenen" ein, der nach seinem irdischen Abscheiden in einen höhern Weltenkreis, den Olymp, versetzt, von dort aus, wie ihm durch besondere Vergünstigung und auf räthselhaftem Wege gestattet ist, Mittheilungen, „Briefe", an seine noch lebenden Freunde richtet, um darin die großen Fragen über den Krieg und die Kriegführung, deren Lösung seine Lebensaufgabe gewesen, im geläuterten Lichte des Jenseits, nach den Aufschlüssen, welche er hier von den Feldherren und Trägern früherer Kriege selbst gewonnen, ausführlicher und freier von Rücksichten zu besprechen, als es ihm auf Erden vergönnt war. Zwei Elemente hat der Verfasser in diesen Briefen walten lassen: ein ernstes, wissenschaftliches und ein humoristisches; er hat es mit guter Absicht gethan, denn er wollte, sein doppeltes Publicum im Auge, unterhaltend belehren. Mit seltenem Talent ist es ihm gelungen, diese beiden einander oft genug widerstrebenden Elemente auf die glücklichste Weise, ohne schroffe Uebergänge, harmonisch zu verbinden. Das nichtmilitärische Publicum, wie er ganz richtig erkannte, interessirt sich neben den Thatsachen auch noch für andere Dinge, welche ohne ein solches Auskunftsmittel gar nicht hätten besprochen werden können, und gestehen wir es nur ehrlich, auch die ältern, strengern Militärs (die jüngern haben sich ohnehin köstlich bei der Lectüre amüsirt!) sind oft genug, so sehr sie die „Allotria" schalten, von ihnen ergötzt worden, weil es ein gesunder Humor war und sich manche ernste Wahrheit darin aussprach. Auch diente er manchmal dazu, wie man zu sagen pflegt, bittere Pillen für Diesen und Jenen zu versilbern. Kein anderer translunarischer Schauplatz eignete sich aber für die angedeuteten Zwecke besser als der Olymp mit seinen allbekannten, plastisch ausgeprägten Göttergestalten, denen schon die antike Welt unbewußt ein ironisches Element gegeben: der Verfasser hat auch darin den glücklichsten Takt bewiesen. So haben wir die eingestreuten olympischen Phantasmagorien niemals für ein überflüssiges Beiwerk angesehen, sondern uns ihrer stets wahrhaft erfreut.

In einem Punkte müssen wir jedoch dem Verfasser widersprechen. Er glaubt nicht in seinen Mittheilungen eine Bereicherung der Kriegsgeschichte gegeben zu haben; wir sind anderer Meinung: wir halten sie nicht allein für eine Bereicherung der Militärliteratur im Allgemeinen, sondern auch ganz besonders der Kriegsgeschichte. Denn was kann für letztere wichtiger sein, als wenn die Beweggründe der Kriegshandlungen, der Einfluß, welchen die Charaktere der Feldherren auf dieselben haben, und noch viel andere Momente, die von den Geschichtschreibern selten in das rechte Licht gestellt werden, weil die meisten von einseitigem Standpunkt ausgehen, so klar, oft so überzeugend vorgetragen sind, wie es in den „Militärischen Briefen" geschehen ist? Ferner halten wir es jederzeit für ein verdienstliches Werk, „der Afterweisheit die Larve vom Gesicht zu ziehen oder ihr einen Spiegel der Erkenntniß vorzuhalten". Der würdigen Tendenz endlich, ebenso wol die Zukunft als die Gegenwart und Vergangenheit in politischer und militärischer Beziehung im Auge zu behalten und als höchstes Ziel seiner Wünsche ein in Fürsten und Volk einiges, großes und mächtiges Deutschland zu bezeichnen, wird wol Jeder, dem des gemeinsamen Vaterlandes Ehre und Glück am Herzen liegt, seine volle Anerkennung zollen.

Die erste Sammlung enthält 28 Briefe. Der „Verstorbene" schildert im Eingange seine Ankunft im Olymp, wo er am äußern Thore die Lützower Jäger als Ehrenwache findet und durch den dienstthuenden Generaladjutanten, in welchem er mit Entzücken seinen Freund Scharnhorst erkennt, bei Jupiter vorgestellt wird. Dieser ertheilt ihm den Befehl, allen den Feldherren, über welche er sich in seinen Werken günstig oder ungünstig ausgesprochen hat, seine Aufwartung zu machen. So läßt er sich zuerst bei Friedrich dem Großen einführen. Charakteristisch für den Geist des ganzen Werks ist hier gleich die Aeußerung, welche der Verfasser dem großen Könige in den Mund legt.

Ueber meine Feldzüge haben viele Leute geschrieben und mir hinterher gute Lehren geben wollen, wie ich es hätte besser machen sollen. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß diese Herren an meiner Stelle, obschon mit denselben Gewaltmitteln ausgerüstet, nicht halb so viel ausgerichtet haben würden, ungeachtet ihrer vielgepriesenen Operationssysteme. Meine ganze Kriegführung war im Grunde sehr einfach, hatte nur die Sicherung Schlesiens und meiner Erbländer zum Zweck. Daß ich nicht warten durfte, bis alle meine Gegner sich gegen mich vereinigt haben würden, lag in dem großen Misverhältniß der Streitkräfte, die wir gegeneinander aufbieten konnten; ich mußte also einen nach dem andern angreifen, schlagen, zurückwerfen. Das war mein Kriegssystem, und meine vielgepriesene Weisheit bestand darin, daß ich dabei weder über meine Kräfte ging, noch im Siegeslaufe die Grenzen überschritt, die ich mir selbst gesteckt hatte.

Man hat mich oft getadelt, wo ich Lob verdiente, und oft gepriesen, wo man mich hätte tadeln sollen. Nur Er allein hat mich verstanden, weil es Ihm mehr darum zu thun war, die Beweggründe meines Thuns und Lassens zu erforschen, als sich vor den Leuten das Ansehen zu geben, Er verstehe das Kriegführen noch besser als ich.

In diesen Worten spricht sich die Ansicht des Verfassers aus, wonach die Kritik bei Beurtheilung der

Feldherren und ihrer Strategie forschen müsse, und wir können ihm darin nur beipflichten.

Der „Verstorbene" trifft hierauf mit Seydlitz zusammen, macht Turenne, Luxembourg und Gustav Adolf seinen Besuch und berichtet des schwedischen Helden Aussprüche über philosophische Kriegstheorien. Es ist unschwer zu errathen, auf welche „Theorie des großen Kriegs" diese Aussprüche besonders gemünzt sind. Die Systematiker werden darin Tanzmeistern verglichen, welche ihren Zöglingen die Touren mit Kreide auf dem Fußboden vorzeichnen; es wird ihnen vorgehalten, daß streng philosophisch gebildete Köpfe den Irrthümern noch mehr ausgesetzt sind als die Naturmenschen, daß das Streben der philosophischen Kriegsgelehrten, ihre Wissenschaft auf positive Wahrheiten zu gründen, eitel und nutzlos bleiben wird, solange der Krieg aus denselben Elementen zusammengesetzt ist, welche seine Verhältnisse stets in der größten Mannichfaltigkeit gestalten und sie dadurch aller Berechnung entziehen, daß man sich daher mit Andeutungen begnügen und die wenigen haltbaren Grundsätze als Themata bezeichnen müsse, auf welche jeder Handelnde nach Maßgabe der ihm zugebote stehenden geistigen und materiellen Hülfsmittel beliebige Variationen zu machen habe. „Eher wird man die Bellona am Spinnrocken sitzen", schließt der Angriff beißend, „oder mit dem deutschen Strickstrumpfe in der Hand lustwandeln sehen, als daß der wilde Mars sich bequemen werde, nach der Melodie zu tanzen, die schlechte Musiker mit verstimmten Instrumenten ihm aufspielen." Der Verfasser hat in dem ersten Briefe damit sein Programm gegeben.

Ergötzlich beginnt der zweite Brief mit einer Schilderung des geselligen Lebens im Olymp, wobei wieder mehre renommirte Strategen, nach ihren Systemen durch farbige Käppchen unterschieden, zwar nicht genannt, aber treffend bezeichnet werden. Ihrem Spiel mit Steckenpferden macht endlich Mars ein Ende, indem er sie durch den Cerberus nach dem Stalle des Augias treiben läßt, der ihnen zum Sommeraufenthalt angewiesen ist. Nach dieser scharfen Satire kommen ernste Fragen zur Erörterung. Ob der Angriff stärker sei als die Vertheidigung, ist zu verschiedenen Zeiten ein Streitpunkt in der Kriegführung gewesen; das Verhältniß beider wird hier von allen Seiten wiederholt beleuchtet, ihr Begriff in politischer, strategischer und taktischer Beziehung festgestellt und die Wahl einer dieser Kriegsformen von wesentlichen Bestimmungsgründen abhängig gemacht: eine der gründlichsten und belehrendsten Abhandlungen, durch viele historische Thatsachen belegt, welche zum Studium nicht genug empfohlen werden kann.

Der Empfang bei Napoleon gibt Gelegenheit, auch diesen Meister sich über sein Kriegssystem aussprechen zu lassen:

> Den gelehrten Formenmenschen da unten war meine Kriegführung völlig unbegreiflich, denn sie zeichnete sich durch nichts weniger aus als durch künstliche Formen. Alles war höchst einfach darin. Mein Geheimniß bestand vornehmlich in der bessern Oekonomie mit Zeit und Kräften, ein Gegenstand, der gar nicht ins Auge fällt und doch von entscheidender Wichtigkeit ist. Ich kam zu rechter Zeit auf den entscheidenden Punkt und siegte im entscheidenden Momente durch meine Uebermacht. In strategischer Beziehung haben das andere Feldherren zuweilen auch gethan, die Oekonomisirung mit den Kräften in meinen großen Entscheidungsschlachten, durch welche ich ganze Königreiche mit Einem Schlage zertrümmerte, ist mir aber eigenthümlich und von dem Nutzen starker Reserven hatte vor mir kein Mensch eine Ahnung.

Man kann Napoleon's Kriegführung nicht kürzer und treffender charakterisiren.

Zu den ergötzlichsten Figuren des phantastischen Theils gehört Münchhausen, der bekannte lügenhafte Baron, den der Verfasser nicht ohne Grund auftreten und in seiner Weise auch für das Kriegsmaterial experimentiren läßt. Seine Jagdpillen, sowie die sich daran knüpfenden Lucubrationen über den Einfluß von Ingredienzien auf Geist und Gemüth des Menschen enthalten die schärfste Kritik unhaltbarer Kriegssysteme. Es heißt hier:

> Wenn diese großen Geheimnisse erst ergründet sind, dann werde sich auch die Kriegführung jener Einfachheit erfreuen, welche ihr einige neuere Kriegskünstler schon jetzt andichten; man brauche sich blos in Besitz jener Fässer und Kisten zu setzen, welche den ganzen Inbegriff aller guten, physischen, moralischen und intellectuellen Eigenschaften einer Truppe enthalten; das ganze Geheimniß der Strategie, welches bisjetzt nur Wenige ergründet und die Wenigsten zur klaren Anschauung gebracht haben, werde alsdann darin bestehen: die Verbindung des Feindes mit seiner Feldapotheke zu unterbrechen, und die Strategie selbst werde sich auf den einfachen Begriff einer Lehre von der Verbindung reduciren, während sie in unsern Tagen noch das Erhabenste der Kriegführung enthalte.

Hier fühlt der Verfasser in einer Anmerkung selbst, daß er den Schriftsteller, welcher die letzterwähnte Definition gegeben und dem überhaupt die Polemik des Werks vorzüglich gilt, mit zu scharfer Lauge begossen hat, denn sein System, wie sehr es auch gleich allen Systemen in dieser irrationalen Region an Einseitigkeit und Widersprüchen mit der Erfahrung der Kriege leidet, verdient wol um seines Scharfsinns willen eine andere Würdigung als herbe Persiflage. Diese ernstere Würdigung wird ihm denn auch im elften Briefe zutheil, wo das Wesen und der Zweck einer Kriegstheorie, wie sie allein möglich ist, erläutert wird. Die Hauptschwierigkeit derselben findet der Verfasser mit Recht in den Eigenthümlichkeiten der Natur des Kriegs, deren bemerkenswertheste aufgeführt werden, woraus dann wieder eine Reihe von Sätzen, unwandelbar an Geltung, und damit die Möglichkeit hervorgeht, wenn auch keine positive Lehre, was geradezu unmöglich, wol aber eine Anweisung zum Handeln, mit aller Freiheit der Combination, aufzustellen. Der Verfasser gibt hier in nuce die Lehren des Verstorbenen wieder, weil sich schwerlich etwas Gediegeneres über den Gegenstand sagen läßt.

Eine Reihe von Betrachtungen über die kriegerischen Verhältnisse der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts füllt die folgenden Briefe. Die Feldherren der Zeit, Derfflinger, Turenne, Condé, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, Prinz Eugen, werden charakterisirt, einzelne

Kriegsbegebenheiten ausführlich dargestellt, besonders die Türkenkriege, welche durch die neuesten Ereignisse wieder ein großes Interesse gewinnen. Dazwischen werden Verhältnisse von allgemeiner Wichtigkeit mit klarer Auffassung besprochen: die gegenseitigen Beziehungen der Politik und der Kriegskunst, die Verschiedenheit der Kriegszwecke, Frankreichs Uebergewicht in jener Zeit und Deutschlands politische Bedeutungslosigkeit — schmerzlich zu lesen! — auch einzelne taktisch-strategische Fragen, z. B. über die Vertheidigung großer Flüsse. Der Verfasser hat diesem Thema seine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet und in der höchst objectiv gehaltenen Discussion seine eigene Ansicht in der des neunten Sprechers dargelegt, dabei auch der Eisenbahnen als Verstärkungsmittel der Flußvertheidigung gedacht. Vortrefflich ist der Rath, den er zum Schlusse gibt:

Legt die Hände nicht müßig in den Schoos, sondern rüstet euch zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind mit allen Waffen, die Natur und Kunst, Wissenschaft und Industrie euch mit so großer Freigebigkeit darbieten. Das jetzige Jahrhundert macht Ansprüche auf Großartigkeit, vergeßt das nicht und meßt die Gegenwart nicht mit der Krämerelle!

Wohl zu beherzigen, besonders die letzte Ermahnung!

Wenn sich in den „Militärischen Briefen" überall ein selbständiges Urtheil, unbeirrt durch bisher geltende Meinungen, kundgibt, so ist das ganz besonders der Fall in Bezug auf die Kriegführung Karl's XII. Der Verfasser findet diesen Helden in den meisten Geschichtsbüchern nur als Zerrbild gezeichnet, sein Verfahren nach dem Erfolge, also ganz schief beurtheilt und übernimmt es, die Richtigkeit dieser Urtheile zu beweisen. Allerdings hat man dem „Eisenkopfe", der nach eigenem Willen, ohne fremden Rath zu suchen oder seiner zu bedürfen, handelte, der keinen Vertrauten besaß, welcher über die Beweggründe seines Handelns, wenn auch erst nach seinem Tode, Aufschluß geben konnte, vielfach Unrecht gethan und ein sonst gediegener Historiker seine ganze Kriegführung geradezu in das Gebiet des Abenteuers verwiesen. Der Verfasser läßt auf ihn nicht blos, wie er in der Vorrede sagt, Streiflichter fallen, sondern übernimmt es, aus seinem Charakter und seiner Anschauung der Weltlage, die er eine großartige nennt, seine Handlungen zu erklären und ihm in der Meinung der Nachwelt diejenige Gerechtigkeit zu verschaffen, welche sie ihm bisjetzt versagt hat. Aus diesem Streben geht eine ganz neue Auffassung des wechselvollen Nordischen Kriegs hervor, welche dazu dienen wird, das Urtheil über den Schwedenkönig vielfach zu läutern. Der bemerkbare Widerspruch zwischen seiner außerordentlichen Thätigkeit im Kleinen und auffallenden Unthätigkeit im Großen, welcher zu dem Schluß verführt hat, daß er nur nach augenblicklicher ritterlicher Laune, sonst aber ohne Plan und Zweck gehandelt habe, wird aus der Nothwendigkeit erklärt und gelöst, für den großartigen Plan, das russische Reich an seinem Fortschreiten gen Westen zu hindern, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen und doch zuweilen durch gewaltige Stöße in irgend einer Richtung die Kraft dazu zu bekunden, um die öffentliche Meinung für jenen Plan zu gewinnen. Diesen Gesichtspunkt festgehalten, den der Verfasser durch ein tieferes Eingehen in die Kriegsbegebenheiten als den einzig richtigen darstellt, wird man Plan und Zusammenhang nirgends vermissen und die ungeheuere Consequenz bewundern, mit welcher der König seinem fernen Ziele zustrebte. Karl XII. war ein Mitglied des Deutschen Reichs — wie verschieden würde sich, wenn er siegte, auch Deutschlands Geschichte gestaltet haben! Wir machen unsere Leser auf diesen Theil der Sammlung vorzüglich aufmerksam. Ein natürlicher Anknüpfungspunkt findet sich hier für den Angriff Napoleon's auf Rußland, dessen Besprechung die letzten Briefe der ersten Sammlung füllt.

Der zweite Band enthält deren 24. Die ersten fünf sind der Beleuchtung des Spanischen Erbfolgekriegs gewidmet, sie enthalten, 1840 geschrieben, zeitgemäße Mahnungen für Gegenwart und Zukunft. Auch über Coalitionen wird ein wahres Wort gesprochen. Die Charakteristik der französischen Feldherren, welche in jenem Kriege eine Rolle gespielt haben, ist scharf und treffend, nur ist Tallard etwas zu hart nach seinem allerdings verschuldeten Unglücke von Hochstädt beurtheilt, vorher hat er sich doch besser gezeigt, z. B. bei Speier. Was über den Werth des dreifachen Festungsgürtels an Frankreichs Nordgrenze gesagt wird, hat seine Bestätigung in unserm Jahrhundert erfahren. Hier möchten wir, den Werth und die richtige Anlage von Festungen betreffend, auf den Abschnitt in der vielbesprochenen „Theorie des großen Kriegs" von Willisen, aufmerksammachen, welcher dies Thema — und zwar diesmal in gleichem Sinne — behandelt. Was Festungen als Hauptstützen der Landesvertheidigung leisten sollen, wo und wie sie anzulegen sind, der Werth der Festungsgruppen, der verschanzten Linien und Lager wird in einem ganzen Briefe ausführlich besprochen, und es ist interessant, damit zu vergleichen, was Willisen sowol als General Brese, der Chef des preußischen Ingenieurcorps und Generalinspector der Festungen, darüber sagen. Die Abhandlung des Letztern, zu Berlin in der Militärischen Gesellschaft vorgetragen, ist leider nur als Manuscript gedruckt und sehr selten geworden, sie enthält Ausgezeichnetes auch über die neuern Befestigungen und die Motive, welche sie, abweichend von dem Bastionärsystem, hervorgerufen haben. Die Ansichten des „Verstorbenen" über die Befestigung der Hauptstädte wird man, selbst abgesehen von den Erfahrungen der neuesten Zeit, welche noch einen andern Grund in die Wagschale geworfen haben, nur theilen können, und allzu wahr ist, was er von der übeln Gewohnheit der Ingenieure und Artilleristen sagt, ihren Blick selten über das Operationsfeld ihrer eigenen Thätigkeit hinausstreifen zu lassen. Geistreiche und vorurtheilsfreie Offiziere dieser Specialwaffen haben selbst darüber geklagt, daß auch in maßgebenden Regionen diese technische Einmauerung eher befördert als bekämpft worden sei, und die sehr übelgenommene Schrift eines „Artilleristen, der Soldat geworden", bekundet jene Klage ebenfalls. Im weitern Verlaufe der Betrachtun-

gen über den Spanischen Erbfolgekrieg lesen wir eine klare Darstellung und Kritik der Schlacht von Hochstädt, an welche sich lehrreiche Bemerkungen, in welcher Art ein Sieg zu benutzen sei, knüpfen. Napoleon stellt dem Feldzuge von 1704 dann seinen eigenen von 1805 gegenüber, um die Größe des Einflusses zu ermessen, welchen die Einheit der Idee und der Macht auf den Krieg übt. Dieser Feldzug ist neuerdings in einem auch in d. Bl. besprochenen Werke von Rüstow trefflich dargestellt worden und die neue Ausgabe der „Militärischen Briefe" nimmt auf dasselbe Bezug; die glänzenden Resultate, welche Napoleon gewonnen, werden auch hier der geschickten Combination der Bewegungen und vor allem der Präcision ihrer Ausführung, Früchte der Uebungslager, zugeschrieben. Gewiß ist dieser Feldzug einer der kunstvollsten, welche je geführt worden, und Referent wählt ihn stets, wenn seine Vorträge ihn zu dem Versuche führen, Napoleon's Kriegssystem, durch Thatsachen belegt, darzustellen.

Mit sehr gemischten Gefühlen liest man, was im siebenunddreißigsten Briefe über die wissenschaftliche Bildung der Offiziere gesagt wird. Die Vorurtheile, mit denen hier zu kämpfen ist, sind nur allzu richtig erkannt, und der satirische Rath, den hier der alte Berenhorst gibt, geradezu das Lesen und Schreiben militär-wissenschaftlicher Werke zu verbieten, weil es dann erst geschehen würde, klingt sehr bitter. Leider ist die Gleichgültigkeit und das Vorurtheil gegen jenen „Luxusartikel" auch da zu finden, wo man es nicht suchen sollte, und trotz aller Mahnungen, welche die unbestrittene Erfahrung über die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Bildung gibt, der Zeitpunkt noch sehr fern, wo sie als Ehrensache gelten wird. Der Verfasser kommt auf dies wichtige Thema und die nöthige Reform der Militärbildungsanstalten noch öfter zurück.

Nach einem Vergleiche zwischen Gustav Adolf, Friedrich II. und Napoleon, in welchem dem Preußenkönige der Ehrenpreis als Feldherr gereicht wird, wählt dann der „Verstorbene" den Feldzug von 1705, um zu beweisen, daß Politik, Strategie und Taktik im vollsten Einklange stehen müssen, wenn das Endresultat befriedigen soll. In gleicher Weise wird hierauf der Feldzug von 1706 behandelt und daran von Napoleon wiederum ein Vergleich mit seinem eigenen von 1796 angeknüpft, dessen Charakteristik ebenso scharfsinnig als gediegen ist. Bei der fortgesetzten Besprechung des Spanischen Erbfolgekriegs kommt der Verfasser auf die „gelehrte" Kriegführung des vorigen Jahrhunderts, welche den Positions- und Festungskrieg in erste Reihe setzte und selbst den berühmten Marschall von Sachsen zu dem Ausspruch verführte: „Schlachten sind nur ein Auskunftsmittel für solche Generale, welche nicht zu manoeuvriren verstehen." Die Wichtigkeit entscheidender Schlachten ist seitdem unwiderruflich bewiesen worden, ohne eine solche wird keine Operation mit vollem Erfolg gekrönt und gesichert: wir werden davon vielleicht in kürzester Frist einen neuen Beweis erhalten. In jenem Kriege war die Schlacht von Malplaquet die letzte thatkräftige Handlung, nach ihr hörte alle Energie, durch die Politik gelähmt, auf; von ihr lesen wir eine auch in taktischen Details, wofür wir dem Verfasser sehr dankbar sind, ausführliche Beschreibung. Sie ist eine der blutigsten gewesen, wie denn überhaupt viele Schlachten des vorigen Jahrhunderts weit blutiger waren als die größten der neuern Zeit, trotz aller Verbesserung der Feuerwaffen und des Schießens. Der Verfasser beweist es durch die Verlustangaben im Verhältniß der Truppenzahl und Dauer des Kampfs. Die Ursache liegt in der damaligen Taktik. Ganze zusammenhängende Linien beschossen sich ohne alle Deckung des Terrains, welches jetzt, nächst dem vorwaltenden Gefecht in geöffneter Ordnung, viel Pulver unnütz verknallen läßt. Zorndorf und Kunersdorf sind weit blutiger gewesen als selbst Borodino, obgleich hier auf die Gefechtsstunde 6000 Menschen Verlust kommen.

Des Verfassers hochherzige Gesinnung, sein warmes Gefühl für das große gemeinsame Vaterland der Deutschen tritt überall hervor, wo sich ihm Analogien in der Geschichte mit den Verhältnissen der Gegenwart bieten, wie es in dem letzten Stadium des Spanischen Erbfolgekriegs der Fall ist. Möchten die Worte, welche er im achtundvierzigsten Briefe so warm und überzeugend über das feste Zusammenhalten der deutschen Bundesstaaten und das gegenseitige Vertrauen, über die Eifersucht auf Oestreich und Preußen und das Verhältniß dieser beiden Mächte unter sich spricht, rechten Eingang und wahre Beherzigung finden!

Die letzten Briefe dieser zweiten Sammlung beschäftigen sich mit dem Oestreichischen Erbfolgekriege, welchem eine Beleuchtung des Feldzugs von 1741 und eine treffliche Parallele zwischen der ältern und neuern Kampfweise der Infanterie vorangeht. Die Lineartaktik im Gegensatze der Tirailleur- und Colonnentaktik kann nicht besser gewürdigt werden. In der Fortsetzung heben wir besonders die Darstellung des zweiten Feldzugs Friedrich's des Großen und die der Schlacht von Czaslau hervor. Der zweite Band schließt mit dem Rückzuge des Marschalls Belleisle aus Böhmen und den gegenseitigen Rüstungen während des Winters, um den Krieg fortzusetzen. Im Ganzen tritt das phantastische Element in dem zweiten Bande mehr in den Hintergrund als im ersten, was dem aufmerksamen Leser auch leicht erklärlich sein wird; doch finden sich noch Intermezzi vom köstlichsten Humor genug, wie der Besuch auf Tenare, wo Münchhausen's Experimente, alle literarische Speise in „Blut und Saft" zu verwandeln und dann auf ganz eigenthümliche Weise andere Menschen im eigentlichen Sinne mit Weisheit zu füttern. Wir versagen uns ungern, den Lesern dieser der literarischen „Unterhaltung" gewidmeten Blätter Stellen solcher Art mitzutheilen, hoffen jedoch, daß sie sich durch unsere Mittheilungen angeregt fühlen werden, das Werk selbst, wenn sie es noch nicht kennen, baldigst zur Hand zu nehmen, und verbürgen auch Denen, die nicht Militärs von Fach, wol

aber Freunde geschichtlicher Aufklärung sind, die ansprechendste Lectüre.

Der dritte Band bringt noch 25 Briefe und steht den beiden ersten weder an Reichhaltigkeit des Materials noch an Werth nach. Daß der Verfasser den Oestreichischen Erbfolgekrieg nicht bis zu seinem Schlusse behandelt hat, ist nur zu bedauern, wir würden über die Feldzüge des Marschalls von Sachsen gern seine Analysen gehört haben; indessen lagen dieselben nun einmal nicht in seinem Plane und er hat dafür den zweiten Schlesischen und den Siebenjährigen Krieg, also die ganze Kriegslaufbahn Friedrich's II. (denn wir erachten diese mit 1763 trotz des Bairischen Erbfolgekriegs für abgeschlossen), um so erschöpfender betrachtet. In dies Hauptthema sind wieder belehrende und erheiternde Artikel eingeflochten, diesmal auch persönlich-polemische, wie der Federkrieg mit Herrn Bade, welchen der Verfasser wol nur deshalb den Lesern, deren jetzige Generation wahrscheinlich gar nichts davon weiß, neuerdings mittheilt, weil sein Gegner aus dem wohlmotivirten Schweigen, durch welches Pz. die unersprießlichen Re- und Dupliken abbrach, öffentlich den Schluß zu ziehen sich erlaubte, Pz. sei besiegt vom Kampfplatze abgetreten. Jenes Hauptthema betreffend, möchten wir des Verfassers eigene Worte wiederholen: „Was uns in den Mittheilungen über Friedrich's des Großen Feldzüge am meisten angesprochen hat, ist die stufenweise Entwickelung seines Feldherrntalents." Diese wird uns in dem Werke besonders durch die strategischen Discussionen, in welche alle einstigen Führer verflochten werden, anschaulich gemacht. Doch ist der Verfasser nicht blind für seinen Helden eingenommen, er deckt auch seine Fehler auf, denn ihm war es ja nicht um eine Apotheose zu thun, sondern er wollte über Krieg und Kriegführung belehren; darum eifert er vor allem um historische Wahrheit. Daß er Friedrich höher als Napoleon stellt, wissen wir bereits; im achtundfunfzigsten Briefe findet sich noch eine höchst interessante Parallele, in welcher auch über das Project einer Ehe zwischen Friedrich und Maria Theresia und deren mögliche Folgen für Deutschland gesprochen wird. Diese wären allerdings noch bedeutender gewesen, als wenn einst die Verbindung zwischen dem Erben von Brandenburg, dem nachmaligen Großen Kurfürsten, und der Erbin von Schweden, Gustav Adolf's Tochter, zustande gekommen wäre. Wichtiger für uns als diese nicht eingetretenen Fälle sind die folgenden militärischen Betrachtungen, in denen jetzt nicht allein die Operationen des Siebenjährigen Kriegs beleuchtet, sondern auch die bedeutendsten Schlachten in ihren taktischen Hauptmomenten geschildert werden. Ueberall (und das ist ein Hauptverdienst des Verfassers) werden uns die bewegenden Motive der erstern, zu deren Erkenntniß neuerdings das Werk von Schöning durch die Originalcorrespondenz zwischen dem Könige und Prinzen Heinrich so viel beigetragen hat, und die Ursachen des Gelingens oder Scheiterns in der taktischen Ausführung gezeigt. Sehr dankenswerth ist in dieser Beziehung der vierundsechzigste Brief, der, gleichsam als eine Station in den historischen, eine rein wissenschaftliche Abhandlung über die zweckmäßige Verwendung der Cavalerie, namentlich in größern Massen und in Verbindung mit reitender Artillerie gibt. Die letztere Frage, ein Lieblingsthema der Zeit; ist mit großem Scharfsinn betrachtet. Der Verfasser unterscheidet zwischen Cavaliereserve, Cavaleriecorps und der Reservecavalerie einer großen Armee und erklärt es für unnöthig, der erstern Artillerie beizugeben, weil sie bestimmt ist, die Entscheidung gegen bereits erschütterte Truppen zu geben, diese Erschütterung aber nicht durch ihre Batterien bewirkt zu werden braucht und ein Gebrauch derselben den günstigen Moment, der mit Blitzesschnelle zum Angriff benutzt werden muß, nur vorübergehen lassen könnte, ohne den Zweck zu erreichen. In der ganzen Auseinandersetzung zeigt sich, daß der Verfasser selbst in der Cavalerie gedient und seine praktischen Erfahrungen in der überzeugendsten Weise wissenschaftlich ausgebaut hat. Wie trefflich weiß er den wahren Sinn der Lehre von der gegenseitigen Unterstützung der Waffen zu geben, wie klar beweist er die Wichtigkeit der Cavalerie auf dem Gebiete strategischer Operationen, eine Wichtigkeit, welche unsere modernen Theoretiker eine zeitlang stark bezweifelten, bis sie die allerneuesten Erfahrungen doch über ihre vornehme Ueberflüssigkeitserklärung der Cavalerie in künftigen Kriegen beschämt haben. Ueberraschend für sie wird vielleicht auch die Behauptung sein, daß die Eisenbahnen eine Verwendung starker Reiterscharen nothwendig machen werden.

Einer andern Partei wird es wieder sehr anstößig sein, was im folgenden Briefe über das Ansehen der Regierungen gesagt ist, sobald Ständeversammlungen das Recht haben, sie über jede Verwaltungsmaßregel zur Verantwortung zu ziehen und wol gar noch die Mittel zu beschneiden oder ganz zu verweigern, welche der Staat zu seiner Existenz bedarf. Wer kann aber des Verfassers klaren Blick in die Natur der Verhältnisse und deren nothwendige Folgen bezweifeln, wenn er den fünfundsiebzigsten Brief liest, der 1845 geschrieben, in einer prophetischen Phantasmagorie Scenen schildert, wie sie sich drei Jahre später in der merkwürdigsten Uebereinstimmung mit jenen in vielen Hauptstädten zugetragen, Zustände, die wir, seit uns jene Schilderung bei erster Lectüre frappirte, selbst erlebt haben!

Wer aber daraus den Schluß auf eine Parteistellung des Verfassers ziehen wollte und darin vielleicht durch seine neuesten in der „Allgemeinen Militärzeitung" veröffentlichten Betrachtungen über die Operationen in der Krim bestärkt würde, der lese nur, was im achtundsechzigsten Briefe über Rußlands Bestrebungen, sich zum Schutzherrn Deutschlands aufzuwerfen, gesagt ist, und er wird des Verfassers vollkommene Unabhängigkeit der Ueberzeugung anerkennen. Vor allem aber, wir wiederholen es, ehren wir seine edle, für Deutschlands, unsers großen gemeinsamen Vaterlandes, Einigkeit, Macht und Ehre mit wärmstem Pulsschlage belebte Gesinnung, die sich überall bekundet.

Wir schließen hiermit unsere Besprechung und empfehlen das ausgezeichnete Werk, dessen Besitz in vieler Beziehung eine kleine Bibliothek, einen wahren Thesaurus militaris ausmacht, unserm Leserkreise aufs wärmste.

Karl Gustav von Berneck.

Friederike Friedmann.

In Friederike Friedmann, deren Uebersetzungen aus dem Englischen in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf erlangt haben, ist unserm Literaturkreise in Königsberg, zumal was die Seite der Gebenden und nicht blos Empfangenden angeht, eine der trefflichsten Persönlichkeiten durch den Tod entrissen worden. Wir wollen die erwähnte Oertlichkeit erst etwas näher in Betracht ziehen, um über die Verstorbene deutlicher zu werden. Sehr wünschenswerth wäre es, daß es Jemand unternehmen wollte — wie wir bereits Vorarbeiten dazu besitzen, z. B. in den so geist- und lebensvollen „Königsberger Skizzen" von Karl Rosenkranz — die verschiedenen literarischen Abschnitte, Entwickelungen, Charaktere, welche sich seit Kant in Königsberg in Preußen geltendgemacht haben, in einem besondern Buche darzustellen. Es wäre auf jenem Gebiete mehr des Eigenthümlichen, Einflußreichen nachzuweisen, als Mancher vielleicht meinen sollte. Eine gründlich durchgeführte, zugleich frisch gehaltene Monographie solcher Art würde die Uebersicht über die Gesammtcultur Deutschlands um ein nicht Geringes bereichern und abrunden.

Königsberg vereinigt in sich die seltsamsten Contraste, welche selbst dem überlegensten Topographen und Kritiker, dem es um vollständige Orientirung zu thun wäre, etwas zu schaffen machen könnten. Dürfte es schon schwierig sein, die Gegensätze alle zu bezeichnen, so würde die Aufgabe, den Grundcharakter anzugeben; noch Bedenklicheres entgegenbringen. Seewärts geöffnet durch weltweite Handelsverbindungen, die dem Orte ein großstädtisches, vielerfahrenes Gepräge aufdrücken, ist er landeinwärts trotz Universität und Eisenbahn zu sehr zurückgedrängt, um seine Absonderung nicht misbehaglich zu empfinden. Gewähren uns nächste Umgebung und Stadt, ungeachtet aller unternommenen Bauten, wenig Abwechselung, so sind im Gegentheil Klima und Temperatur sogar in den kleinsten Zeitfristen einem Wechsel, einer Veränderlichkeit unterworfen, auf die selbst mitten im Sommer kaum Verlaß ist. Die Wettergläser steigen und fallen in Königsberg in jäher Abfolge mit den Papieren der Börse und den Preisen des Korns um die Wette, überflügeln diese aber bei weitem; ein Umstand, der feiner organisirten Naturen immer einige Störung bereitet und Misstimmungen veranlaßt.

Was nun den intelligenten Theil der Einwohner überhaupt betrifft, so geben sich in ihm die sich kreuzenden Interessen, die entgegengesetzten Richtungen, bis zu den Extremen von hartnäckigster Abgeschlossenheit und Auswanderungslust, überall kund, mag immerhin eine gewisse, nur auf das Praktische bedachte Verständigkeit, die sich nur im Mittlern, Nächsten hält, vorherrschen. Zwei Stände jedoch, die sonst nicht eben häufig in unmittelbare Berührung miteinander kommen, der Kaufmanns- und Gelehrtenstand, haben in Königsberg seit dem vorigen Jahrhundert sehr vortheilhaft aufeinander gewirkt; sie haben sich vor Einseitigkeit bewahrt, sie haben auch nach andern Seiten hin reiche Bildungselemente abgesetzt. Schon Kant verkehrte am liebsten mit Kaufleuten, wie er von diesen sehr geflissentlich aufgesucht wurde. Der königsberger Universität hat es an ausgezeichneten Persönlichkeiten nie gefehlt. Andere Literaten reihten sich ihnen an, deren Leistungen bereits vorlagen, oder welche doch, an Johann Georg Hamann gemahnend, aus tiefer Verborgenheit, auch wol bei rastlosem Umschweifen — man denke an Zacharias Werner — Bedeutendes erwarten ließen. Solche kamen später dazu, die sich hier ansässig machten und entweder einen Namen schon mitbrachten, oder ihn sich schnell hier erwarben. Aehnlich verhält es sich mit dem Kaufmannsstande. Er hatte hier immer einige Häuser aufzuweisen, einzelne Repräsentanten zu nennen, die nicht blos durch kühne Handelsspeculationen, sondern auch durch geistige Aufgeschlossenheit, durch vielseitige Bildung hervorragten. Wurde von der Universität her vorherrschend die Pflege der alten Sprachen mit dem Geiste der Wissenschaft als solcher auf die Wirklichkeit von Einfluß, so wurden von der mercantilen Welt die neuern Sprachen, zumal die englische, nicht blos aus Nothwendigkeit betrieben, sondern auch als Schmuck des Lebens betrachtet, angeeignet und in Umlauf gesetzt.

Im Fortgange der neuesten Zeit sollte sich Vieles anders gestalten, um es auf beiden Seiten und auch anderweitig als Ungunst zu erfahren. Mit der steigenden Concurrenz auf allen Gebieten, mit der zunehmenden Parteiung und dem damit verbundenen Mistrauen wurde die Herbigkeit der Zeit an einem Orte wie Königsberg doppelt und dreifach empfunden. Man fühlte die Isolirtheit wie noch nie. Selbst die vierziger Jahre, in denen eine publicistisch-sociale wie literarische Rührigkeit bei vielfachen Verirrungen Königsberg mehr hervortreten ließ, konnten die Tieferblickenden über den Rückstand nicht täuschen. Empfand es der Kaufmann nur schmerzlich, daß die Handelsverbindungen mit Polen und Rußland so gut wie abgeschnitten waren, so mußte es dem Freunde der Literatur ebenso fühlbar werden, daß man sich zu dem übrigen Deutschland meist nur aufnehmend verhalte, daß die wenigen Producenten von der deutschen Kritik nicht immer genugsam beachtet würden, daß es zu keiner rechten Gegenseitigkeit zwischen dort und hier kommen wolle. Verständig reflectirende und eben nur praktische Individualitäten fanden in der nüchternen Atmosphäre des gewöhnlichen Tageslaufs ihre Genugthuung, Gemüthsmenschen flüchteten sich zu größerer Erquickung in die Treuherzigkeit des Familienlebens oder gar in eine trübe Mystik, poetisch Geartete fanden schon schwerer ihr Unterkommen, sie litten an der Eintönigkeit und phantasielosen Oede der städtischen Localität und Umgebung, der gesellschaftlichen Zustände und flüchteten sich wäh-

rend des kurzen Sommers an den Ostseestrand oder in die Fernsicht einer Reise oder gar der Auswanderung. Wir könnten hier manchen poetisch Gestimmten namhaft machen, welchen das Heimweh des Geistes in ein wärmeres Klima gezogen, ja einen unserer wackersten Genossen, der in Rom jetzt alles Das hat, was er hier so lange vermißte, heitern Himmel, weichern Sprachton und die Werke der bildenden Kunst.

In jener dem höher bedürftigen Menschen nicht gerade günstigen Umgebung zu Königsberg wurde Anna Auguste Friederike Friedmann am 20. März 1793 geboren. Ihre Aeltern gehörten der jüdischen Confession an, sie selbst trat später zum Christenthum über und wurde in die deutsch-reformirte Gemeinde aufgenommen. Durch glückliche kaufmännische Speculation wurden die Aeltern in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt, sodaß auch ihr Geschäft an Umfang gewann. Man stand mit England in lebhafter Verbindung. Engländer verkehrten im älterlichen Hause, und schon damals mochte das vielfach begabte Kind manches von englischer Art in sich aufnehmen, die englische Sprache mit Vorliebe sich aneignen. Auch verwandtschaftliche Beziehungen reichten nach England und trugen das Ihrige dazu bei, die rege Phatasie des Kindes auf englische Zustände zu lenken. Ein Bruder des Vaters, in London ansässig, ebenfalls durch mercantilen Betrieb reich geworden, setzte durch Testament Friederike und ihren Geschwistern ein beträchtliches Legat aus, welches indessen ehestens 1830 gehoben werden sollte. Nach des Vaters Tode unternahm die Mutter 1817 mit unserer Freundin und deren ältestem Bruder eine Reise; man besuchte Berlin, Dresden, Prag und Leipzig. Der Aufenthalt in Berlin mußte besonders fesseln, man erfreute sich hier mancher geselligen Verbindung und stand unter Anderm mit dem damaligen Finanzminister Herrn von Klewitz in freundschaftlichem Verhältniß. Auch den Winter von 1819—20 brachten Mutter und Tochter in Berlin zu, lebten im Sommer in Karlsbad, im Herbste in Dresden und begaben sich dann nach Königsberg zurück, um diesen Ort nicht wieder zu verlassen. Die Mutter war während des ersten Verweilens in Dresden auch Christin geworden und hatte sich ebenfalls der reformirten Gemeinde einverleibt, wie dieselbe Stadt dem Kunstsinne der Tochter Erhebungen und Annehmlichkeiten gewährte, welche für ihr ganzes Leben entscheidend gewesen sind.

Echt patriotische Gesinnung, nicht blos für Deutschland im Allgemeinen, sondern auch für Preußen im Besondern, war das Familienelement, in dem Friederike Friedmann erzogen worden war. Man bewies solches unter Anderm in jener unglücklichen Zeit von 1806 und 1807; man bewies es durch Opfer, durch patriotische Darbringungen. Infolge dessen erhielt Friederike 1827 den Luisenorden. Während der Anwesenheit des königlichen Hofs zu Königsberg, in der Zeit von 1808—10, überreichte die Familie Friedmann der hochseligen Königin Luise einen „englischen Kleiderstoff von seltener Feinheit, der huldreich von der hohen Frau angenommen wurde". Die andere Hälfte dieses werthvollen Stoffs wurde im September 1840, bei Gelegenheit der Huldigung, Ihrer Majestät der jetzigen Königin von Preußen überreicht, worauf Dieselbe vom 11. September 1840 folgende Worte an Friederike Friedmann ergehen ließ:

> Durch den Mir übersandten schönen Stoff haben Sie Mir eine Aufmerksamkeit erwiesen, deren Werth Ich hoch anerkenne, da sich daran so merkwürdige und wehmüthige Erinnerungen knüpfen, die ein Zeichen treuer Anhänglichkeit sind, welche Sie und die Ihrigen für das königliche Haus empfinden. Empfangen Sie mit Meinem herzlichen Danke die Zusicherung Meines Wohlwollens. Gez. Elisabeth.

Auch im Jahre 1848 offenbarte Friederike Friedmann für Preußen dieselbe patriotische Gesinnung.

Wenden wir uns jetzt mehr der eigentlichen Bildungsgeschichte der Verstorbenen, mehr denjenigen Veränderungen zu, durch welche sie zu Dem gelangte, was sie im Innersten war, was ihre Eigenthümlichkeit ausmachte, was sie aber auch sonst noch Andern zu erkennen gab, was sie in der Literatur geleistet hat.

Friederike Friedmann hatte ihre Bildung mehr ihrer natürlichen Aufgewecktheit, ihrer vielseitigen Begabung, mehr der häuslichen Erziehung und dem Umgange mit ausgezeichneten Menschen zu verdanken als der Schule. Der Unterricht, den sie anderweitig in der Jugend erhalten hatte, war durchaus mangelhaft gewesen. Ihre Anlagen richteten sich selbstthätig schon früh auf Handarbeit und Geistiges. In den feinern weiblichen Arbeiten erlangte sie schnell eine Geschicklichkeit, eine Kunstfertigkeit, die ihr darin sogar den Ruf entschiedener Virtuosität bereiteten; sie galt in ihrem Kreise auf dem Gebiete des Decorums, des guten Geschmacks als Autorität. Als sie sich später dem Uebersetzen aus dem Englischen zuwandte, bedauerten es ihre Freundinnen gar sehr, indem sie fürchteten, sie für obige Thätigkeit ganz und gar verloren zu haben. Auch in der Kochkunst, wie geistig auch ihr Wesen organisirt war, wurde sie in dem weitreichenden Kreise ihrer Bekanntschaft als Meisterin gepriesen, wie sie denn trotz aller Geistigkeit und Genüge das Behagen an feinerer Nahrung, an schmackhaft Zubereitetem zumal in spätern Jahren nicht leugnen mochte. Ueberhaupt gefiel sie sich in der schönen Zusammenstimmung des Ideellen mit der Erscheinung, des Innern mit dem Aeußern. Sie hatte sich ihre Zimmer so heiter und anmuthig ausgestattet, daß diese kleine Welt ihrer häuslichen Umgebung, noch dazu mit der Aussicht auf eine reizende Garten- und Landpartie mitten in der Stadt, Jeden anmuthen mußte, der die Schwelle ihrer Wohnung betrat, umsomehr als Friederike die liebenswürdigste Gesellschafterin war.

In frühern Jahren betrieb sie Musik mit ganz besonderer Vorliebe. Ihr Klavierspiel, ihr Gesang wurden überaus gern gehört. Sie nahm an vielen größern Ausführungen im Oeffentlichen, z. B. von Oratorien, ausübenden Antheil. Ihre Lieblinge waren Händel, Gluck, Mozart, Beethoven und Weber. Von jetzt ab ereigneten sich in ihrem Leben Misfälle härtester Art.

Sie sollte auch durch den Wechsel ihrer Vermögensumstände arge Prüfungen erleiden. Ihr väterliches Erbe wie jenes von einem Onkel ihr zugedachte Legat gingen durch unglückliche Ereignisse verloren. Man fürchtete, da Friederike leicht im Gemüth zu erschüttern war, wie denn andere bittere Erfahrungen eine gewisse Schwermuth bereits in ihr hervorgerufen hatten, für Friederike in hohem Grade. Wider jede Erwartung besiegte sie ihr Misgeschick mit aller Umsicht und Tapferkeit. Hatte die Musik ihrem Seelenleben bis dahin die edelste Nahrung zugeführt, so kam dieselbe Kunst nun auch ihrem leiblichen Dasein zu Hülfe. Friederike unterrichtete von jetzt ab in der Musik mit großem Erfolge. Sie war als Lehrerin überall gesucht. In der Eigenart ihres Unterrichts bewunderte man besonders, wie sie zeitig darauf hinlenkte, die Stimme mit Oekonomie zu verwalten und auch an dem Texte jene Kunst auszuüben, die man so selten findet, jedes Wort, jede Silbe mit Deutlichkeit hören zu lassen. Diese Genauigkeit, Sauberkeit im Musikalischen ist später der Uebersetzerin aufs ergiebigste zustatten gekommen. So führt ein Vorzug den andern herbei.

Den Unterricht in der Musik mußte unsere Freundin sehr bald meiden, ja ihre zunehmende Kränklichkeit duldete selbst die eigene Ausübung zum Genusse der so geliebten Kunst immer seltener. Auch hier wußte sie sich, wenn auch unter Kämpfen, zu fassen. Aber auch ihre Schwermuth steigerte sich, eine gewisse Leere wurde fühlbar, die gerade der gehaltvolle Mensch unter Umständen am ersten und tiefsten empfinden wird, da er innere Welt besitzt und sie auch äußerlich bilden und fortbilden möchte.

Es war ein Glück, daß damals ihre äußere Lage durch Familienvorgänge sich verbesserte. Sie durfte so um so leichter den Unterricht aufgeben, aber wie sollten die Anfoderungen eines so reichen Gemüths beschwichtigt werden? Wehmuthsvolle Erinnerungen hatten die Leidende im Geiste oft nach England gezogen, vielleicht sogar eine stille Herzensangelegenheit. Wie lieb und vertraut waren englische Sprache und Literatur ihr schon längst geworden! Hier fand der weise Arzt eine glückliche Abhülfe. Er lenkte seine Patientin auf die Thätigkeit des Uebersetzens hin. Sie erfaßte auch dieses mit ganzer Seele, mit Begeisterung, aber auch mit Gründlichkeit. Sie nahm noch in dieser Zeit eigens Unterricht in der Metrik, um englischen Dichtern und deutscher Sprache um so gerechter zu werden. Nun betrieb sie die Arbeit des Uebersetzens mit aller Lust und leistete in kurzer Abfolge darin Unglaubliches. Sie verfuhr unendlich genau und doch mit so vielem Geschmack, daß Freunde, Kenner, denen sie Stücke vorlas, in seltenster Weise befriedigt waren. Da sie Kränklichkeit halber ihr Zimmer wenig verlassen konnte, so ließ der Mangel an Bewegung neue Uebel fürchten. Der Arzt half ihr und sich auch jetzt durch die früher schon empfohlene Thätigkeit. Er ermunterte sie zu immer häufigerm Vorlesen ihrer Uebersetzungen. So verschaffte er durch das Sprachorgan ihrem Körper Motion, die ihm trefflich bekommen sollte. Nun gewann sie wieder Frische, ihre Arbeiten um so ämsiger fortzusetzen. Noch dachte sie nicht an Veröffentlichung. Endlich befriedigte und überraschte das Geleistete Kenner in einem solchen Grade, daß sie auf Veröffentlichung drangen. Die wiederholt Aufgefoderte scheint sich nur schwer dazu entschlossen zu haben, wol aber unternahm sie nochmals die genaueste Feile. Schwer konnte sie sich genügen. Eine und dieselbe Stelle übersetzte sie wieder und wieder, dann verglich sie ihre verschiedenen Weisen der Uebersetzung mit dem Original wie untereinander, prüfte grammatikalisch und musikalisch, prüfte mit dem feinhörigsten Ohre, bis sie sich endlich genug gethan hatte. Ihre erste größere Leistung war „Manfred" von Byron. Außer den der Oeffentlichkeit vorliegenden Arbeiten, auf die wir sogleich zu sprechen kommen, übersetzte unsere Freundin Byron's „Sardanapal", „Marino Faliero", „Der Traum" und einzelne Sachen anderer englischer und amerikanischer Dichter.

Die ihr außer ihren Uebersetzungen noch übrige Zeit widmete Friederike Friedmann der Vervollständigung von Sammlungen sehr mannichfaltiger Gegenstände, wie der sorgsamen Pflege ihrer Blumen. Den Sammlerfleiß theilte sie mit ihren Brüdern. Gern und oft sah sie sich umgeben von zahlreichen Freunden, unter denen wir auch Gelehrte und Kaufleute finden, sodaß dieser Kreis auch hier Dasjenige vertrat, dessen wir oben als charakteristisch für Königsberg erwähnten. Das innigste Wohlwollen war ein Hauptzug in Friederikens Persönlichkeit. Sie empfand die lauterste Freude über die Anerkennung, die Andern zutheil wurde. Sie achtete aber auch sorgsam auf die Kritik, welche ihre eigenen Arbeiten, ihre Uebersetzungen erfuhren. Sie lautete fast immer überaus günstig. Gegen eine ungerechte Beurtheilung war Friederike sehr empfindlich. Was ihre Lebensansichten betrifft, so huldigten diese durchaus dem conservativen Princip. Die Familienpietät, in der sie erzogen worden war, der aufrichtige Patriotismus für Preußen, welcher sie im Innersten beseelte, begründeten solches tief. Dennoch faßte sie keine Vorurtheile und pflog auch mit Solchen Umgang, die, bei edelm Sinne, von ihren Ansichten abwichen.

Wie sie nach der Erholung von Arbeiten am liebsten gelebt hatte, so starb sie auch: im Kreise ihrer Freunde. Eines jeden hatte sie in ihrem Testamente gedacht, zu dessen Vollstreckung sie ihren „ältesten und vertrautesten Freund Sieburger" ernannte. Sie endete am 23. December 1853.

Ihre Uebersetzungen aus dem Englischen erwarben ihr, wie bereits erwähnt worden, in kurzer Zeit einen ungewöhnlichen Beifall, einen weitreichenden Leserkreis. Bisjetzt erschienen davon folgende:

1. Der Korsar. Erzählung von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1852. 16. 20 Ngr.

2. Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht von Walter Scott. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 1 Thlr.
3. Der Giaur. — Hebräische Gesänge. Von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1854. 16. 20 Ngr.
4. Kain. Ein Mysterium. — Mazeppa. Von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1855. 16. 24 Ngr.

Wir erlauben uns noch Einiges darüber zu sagen, wie diese Friedmann'schen Uebersetzungen auf unser Gemüth und Ohr gewirkt haben, welche Stelle wir ihnen unter den verschiedenen Uebersetzungsweisen zuerkennen, und wie sich in der Wahl der Gegenstände zugleich die ganze Eigenthümlichkeit der Verfasserin mit ausdrückt. Das speciellere Urtheil überlassen wir gern Männern von Fach. Uns ist die Genugthuung zutheil geworden, daß die Uebersetzerin selbst unserm Urtheil beistimmte und Freude darüber empfand.

Ein mitdichtender Geist, ein nicht blos das Original richtig auffassender, wiedergebender, sondern ein in alle Lebenskämpfe des Dichters eingeweihter gibt sich darin kund, in einer Weise der Mitleidenschaft, der weiblichen Treue und Hingebung, daß man über das Naturwahre dieser Sprache erstaunt. Nirgends tritt die Verfasserin so stark hervor, daß man eine unwillkürliche Umdichtung vermuthen sollte, überall will sie eben nur übertragen, aber mit der ganzen Sinnigkeit ihres Wesens, mit der ganzen Wärme ihres Gefühls und zu voller Befriedigung ihres und unsers musikalischen Gehörs. Man möchte aus dieser Art des Uebersetzens den Schluß ziehen, daß das weibliche Wesen seiner Natur nach, wenn es anderweitig gebildet genug ist, ganz besonders dazu berufen sei, Uebersetzungen zu geben, zumal aus neuern lebenden Sprachen, eben weil beim Uebersetzen so viel auf Treue der Hingebung und Verwaltung des Vorhandenen ankommt. Man mache uns keinen Einwurf mit Frau Dacier und Frau Gottsched, denn die Zeit der Perücken und Reifröcke und so vieler Unwahrheiten des Zeitalters mußte auch beim Uebersetzen hindern.

Nun aber ganz abgesehen von Weib oder Mann. Es ist bekannt, daß nirgends mehr Misbrauch mit der Sprache getrieben wird, daß sie nirgends in eine entschiedenere Geistlosigkeit ausartet als gerade auf dem Gebiete schlechter Uebersetzungen. Wir drücken den Mechanismus eines solchen Verfahrens, den Maschinendienst desselben sehr bezeichnend mit dem Worte Fabrikarbeit aus. Dieses Fabrikwesen, diese Thätigkeit der Maschine, mit allem Grausenerregen der Concurrenz, mit aller Dampfhast des Expedirens, hat nirgends mehr um sich gegriffen als unter den Uebersetzern Deutschlands. Höchstens könnte jene Eilfertigkeit noch überboten werden, wenn man ganze Romane des Auslands durch Telegraphen übersetzen lernte. Es ist aber gar keine Frage, daß selbst die reichste Sprache eines Volks auf die Länge darunter leidet, wenn schlechte Uebersetzer, unbekümmert um den Genius des fremden wie ihres eigenen Idioms und nun noch gar um den Genius, dessen Werk es gilt, höchstens nur kundgeben, daß sie für den nothdürftigsten Tagesbedarf dolmetschen können, um in kürzester Frist Lesefutter zu schaffen. Auf der andern Seite jedoch ist es auch gewiß, daß die Sprache, in welche übertragen wird, an Mündigkeit, an Herrschaft noch gewinnt, wenn der Uebersetzer in dem Grade geistvoll verfährt, daß er sogar schöpferisch wird, ohne der Treue des Originals auch nur das Geringste schuldig zu bleiben. Wir Deutschen sind reich auch an schöpferischen Uebersetzungen. Luther, Voß, F. A. Wolf, Schleiermacher, die Schlegel, Kannegießer, Gries, Adolf Böttger u. A. haben darin Außerordentliches geleistet. Dennoch gibt es noch eine dritte Art des übertragenden Verfahrens, welches, ohne überraschende Neubildung der Sprachformen, mehr in dem bereits bekannten Gleise der gebildeten Sprache sich bewegt und gleichwol durch Richtigkeit und Feinheit poetischer Anempfindung, durch Klarheit des Wiedergebens, durch Gewandtheit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks bis auf die Uebergänge in verschiedene Tonarten und den Wohllaut des Verses Ausgezeichnetes zu leisten vermag.

Dieser letzten Weise der Uebertragungen gehören auch die Uebersetzungen aus dem Englischen von Friederike Friedmann an. Sogleich fühlt und hört man es der Diction dieser Arbeiten im Allgemeinen und im Einzelnen an, daß die Uebersetzerin mit Hingebung, Liebe und Treue, mit musikalischem Gehör, mit frischer Empfänglichkeit für alle Schönheiten die Werke der Dichter durchdrungen, daß sie deren Eigenthümlichkeit überhaupt, aber auch des jedesmaligen Gedichts im Besondern aufs tiefste erfaßt hat, und man freut sich, wie sie das Alles mit den bereits vorhandenen Mitteln unserer Sprache wiederzugeben weiß. Es verdient höchste Anerkennung eben dieses, etwas so Tüchtiges ohne einen neuen Aufwand von Spracherfindungen geleistet zu haben. Man lernt wiederum daraus, wie viel man mit einfachen Mitteln vermag, auch wird Das, was von Sprachelement einer gebildeten Nation bereits geläufig ist, auch in neuen Figurationen ihr um so schneller mundrecht; es wird populär. Friederike Friedmann ist in ihren Uebersetzungen gleich geschickt in der Wiedergebung des Kräftigen wie des Zarten. Ihre Uebertragungen vermögen uns glauben zu machen, daß wir deutsche Originale lesen, eine künstlerische Illusion, die stets der Beweis einer gelungenen Uebersetzung sein wird, zumal wenn, wie es hier der Fall ist, dem Feinhörigen doch immer auch die Grundeigenthümlichkeit des ursprünglichen Werks mitklingt.

So machen wir hiermit die Lesewelt auf diese Friedmann'schen Uebersetzungen aufmerksam, welche sich mit den besten Arbeiten der Art in gleicher Linie behaupten.

Fragen wir noch zu einiger Abrundung des hier Gegebenen, in dem wir es nicht blos mit dem Talente einer Uebersetzerin, sondern auch mit dem Lebensschicksale eines der edelsten Wesen zu thun haben, ob es einen tie-

fern Grund hatte, daß Friederike Friedmann besonders gern bei Lord Byron, dann auch bei Walter Scott verweilte, so müssen wir dieses durchaus bejahen. Schon nach der Oertlichkeit ihrer Geburt, schon nach ihrem älterlichen Herkommen, nach Friederikens ersten Jugendeindrücken, nach ihrem spätern Erfahren und der Seelenstimmung, die bei ihr die vorherrschende war, ist die Wahl der Dichter, welche sie übersetzte, mit denen sie besonders gern umging, charakteristisch. Wir haben gesehen, daß Königsberg in sich selbst eine Menge Contraste darbietet, wie es auch in seiner Abgeschlossenheit landeinwärts, was lebhaftern Verkehr betrifft, mit andern Großstädten Deutschlands vielfach contrastirt. Die Wechselfälle des Glücks, von blühendem Handel bis zu gänzlichem Darniederliegen fast jedes ausgebreitetern Geschäfts, trafen Friederikens Geburtsort ebenso, wie sie in ihrer Art jene auch selbst erfuhr. Der tiefere Mensch wird nie seines Herkommens uneingedenk bleiben, ob er noch so viele Wandelungen der Bildung durchmachte. Sogar die Traditionen, die über sein Erfahren hinausreichen, vollends die altehrwürdigen Gebräuche, in denen er aufwuchs, bezeichnen ein Allerheiliges der Erinnerung, welches durch nichts Späteres verdrängt wird. Lassen nun Zeit und Oertlichkeit mehrfach das Höhere vermissen, so verbreitet sich über ein ganzes Menschenleben leicht die Stimmung der Wehmuth, die vor allem solche Dichter heimsucht, die Ausdruck dafür enthalten, die selbst im Contrast sich sattsam ergehen und das Ringen des edlern, idealischen Menschen mit der Alltäglichkeit oder gar mit dämonischen Mächten besonders erfolgreich darstellen. Niemand kann den Contrast zwischen Alt und Neu stärker empfinden als Der, welcher im 18. oder 19. Jahrhundert von israelitischen Aeltern geboren ward. Das Leben der Väter klingt fort in seiner patriarchalischen Großartigkeit, in seinen einfach erhabenen Grundtönen, wie anmuthig, aber auch wie complicirt und forcirt die Lebensmusik der Modernen sein mag. Auch dafür hat Lord Byron einen unvergleichlichen, gerade in seiner grandiosen Einfachheit höchst ergreifenden Ausdruck gefunden in seinen „Hebräischen Gesängen", welche Friederike mit ganz besonderer Innigkeit wiedergegeben hat. In diesen Gesängen Byron's ist Einsamkeit und Wehmuth, Kampf und Contrast mit der Weltwirklichkeit in Fülle. Da klingt es wunderbar wieder: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die drinnen sind." Aber noch mehr als das. Byron stellt mit seiner Poesie den Contrast überhaupt dar wie noch nie ein Anderer, nicht blos von religiösen Culten, sondern den des antiken und modernen Zeitalters im umfassendsten Sinne (er selbst im Zwiespalte beider), den Contrast von Qual und Genuß, Freiheit und Knechtschaft, Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle. Es pflegt uns aber zu beruhigen, wenn wir einen Stärkern, als wir sind, ebenfalls ringen sehen, und zwar auch mit stärkern Mächten, als wir zu bekämpfen haben. Und ist dieses Ringen des Menschen mit dem Schicksale, mit Gott selbst, wie es Byron im Beginne des modernen Zeitalters wiederbringt und hinreißend ausgestaltet, nicht schon im Alten Testamente in der mannichfaltigsten Weise unwiderstehlich ergreifend uns vor Augen gebracht, in Jakob, vor allem in Hiob — in dessen Abgründen für Byron'sche Dichtungen ein ganzer Schöpfungsquell sprudelt — endlich in den Psalmen David's? So gehen die Vermittelungsglieder der ringenden Menschheit stetig fort von der frühesten bis auf unsere Zeit, und wenn für das Gesetz der Geschichte Salomo Recht hat, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, so geschieht doch innerhalb des Gesetzes in jedem Augenblicke etwas Neues.

Auch Friederike Friedmann wurde auf richtiger Fährte geleitet und folgte dem feinsten Anempfindungsvermögen, indem sie aus ihren alttestamentlichen Jugenderinnerungen, an welche sich der Umgang mit Engländern knüpfte, für ihre Herzensbetheiligungen und Lebenskämpfe, um diese zu überwinden, unter den Dichtern Byron zum Führer sich wählte. In ihrer selbständigen Art zu übersetzen übte sie sogar eine Art Production aus und genügte sich so umsomehr. Der moderne Mensch hat Zweifel zu bestehen, die sich nicht gewaltsam niederschlagen lassen, die ein glücklicher Ausdruck des Dichters oft entschiedener besiegt als alle Weisheit der Schule. Das hatte Friederike Friedmann bei der Zartheit und Tiefe ihres Gemüths gewiß vielfach erfahren. Darum liebte sie Byron so und übersetzte ihn mit solcher Liebe und solchem Glücke. Und nun Walter Scott und gerade die „Jungfrau vom See"? Wie farbenreich und lebensfrisch diese Welt auch sein mag, wie spannend die Geschichte, wie munter an die Gegenwart fesselnd die Scenen der Jagd und der Vorüberflug der Gestalten, Wehmuth und Sehnsucht werden dennoch vorherrschend durch diese herrlichen Strophen in uns angeregt. Es sind die Geister Ossian's und Fingal's, die in dieser Oertlichkeit, im Schmettern der Hörner in uns wach gerufen werden mit dem aufgestörten Wilde. Wir gedenken des Frühern wie noch nie, des Lebens, der Thaten der Väter, und wie dennoch hierorts ihrer kein Bleiben war. Ob es die Harfe David's oder die Ossian's oder jetzt die Walter Scott's ist, es klingt aus ihr gleich ergreifend hervor die ewige Geschichte der Menschen und dennoch der Vergänglichkeit alles Irdischen. Wie wohl mußte auch das einem Gemüthe thun wie dem unserer Freundin! Sie machte sich dadurch stark, in ihren eigenen Leiden zu überwinden und das Leben unter allen Umständen als preiswürdig zu nehmen. So sprach sie das Alles aus mit vielberedter deutscher Zunge. Möchten auch nach ihrem Tode Viele bei ihr einkehren und sich durch ihre Uebersetzungen erheben lassen!

Alexander Jung.

Wilhelm von Schadow's „Moderner Vasari".

Der moderne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben. Novelle von Wilhelm von Schadow. Berlin, Hertz. Ler.-8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Der Haupttitel des Buchs und der Name des Verfassers erregten die freudige Hoffnung, es sollte hier endlich von einem mitlebenden Genossen der Aufschwung der bildenden Kunst in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts nach eigenen Anschauungen in der reizenden Detailfülle geschildert werden, wie sie die Mitwelt oder das Memoire der Nachwelt überliefern muß. Aber schon der Zusatz „Novelle" machte uns stutzig, und in der That ist das Werk weder Fisch noch Fleisch. Für eine freie Dichtung sind die Erzählungen von lebenden Bildern, Liebesintriguen und Wanderungen einiger Maler nicht poesiereich, nicht anziehend genug, und die Einkleidung der biographischen Notizen und Urtheile über die Künstler unserer Zeit in die Gespräche zwischen zwei alten Herren, dem Maler und dem Inspector, ist mitunter recht hölzern und erinnert an Frage und Anwort im Katechismus, die Mittheilungen halten sich meist zu sehr im Allgemeinen und verweisen dann noch auf Nagler's „Künstlerlexikon", und wir hätten dem Autor gern seine Tabackspfeife und deren blauen Dunst geschenkt, wenn er uns seine Erinnerungen an das Wiedererwachen der christlichen Kunst in Rom um das Jahr 1810, sowie seine Erfahrungen aus dem düsseldorfer Leben treu und schlicht erzählt hätte.

Damit soll das Buch nicht als werthlos bezeichnet sein. „Ich bin wie ein alter Invalide, der die Kriegsereignisse vor und zu seiner Zeit erzählt und der Helden gedenkt, welche theils schon im Grabe ruhen, theils noch auf dem Kampfplatz nach dem Siegespreise ringen", sagt Schadow, und so nehmen wir dankbar an, was er für uns dictirt, während ein Augenleiden ihn am Malen hindert, und bedauern nur, daß wir nicht einfach seine Memoiren erhalten haben. Neben Dem, was Gott und der Geist der Zeit dem Künstler verliehen, ist in der Kunst auch Vieles lernbar und lehrbar; wer sollte nicht gern hören, was ein Mann, welcher ein Menschenalter lang Akademiedirector war, über die beste Weise des Lehrens und Lernens erörtert? Wer sollte ihm nicht beistimmen, daß eine Versöhnung von Glauben und Wissen für das Gedeihen der neuern Kunst noththut? Wer nicht mit ihm freudig anerkennen, wie viel jene jungen Maler in Rom, die Cornelius, Overbeck, Veit, Schadow, Schnorr für die Erweckung des christlich-deutschen Sinnes gethan, auch wenn er sich mit uns wundert, daß der Letztere, der Protestant, von dem convertirten Genossen gar nicht mitgenannt wird? Der Jugendbegeisterung getreu erkennt Schadow in der poetischen Idee immer die Seele und das Wesen des Kunstwerks, aber er gibt jetzt zu, daß im Gegensatz gegen die Aeußerlichkeit ihrer Vorgänger jene Männer auf die Verleiblichung des Gedankens, auf das Naturstudim, auf den Glanz der Darstellung durch den Zauber der Farbe zu wenig Gewicht gelegt und dies ein Mangel für viele ihrer Werke geworden sei. Sehr sinnig ist auch ein Wort, welches der Alte zu seiner Tochter sagt:

„Ehe der Mensch durch Ungehorsam gegen die Gebote Gottes in den sündigen Zustand verfiel, lebte er in jenem Lande, wo die Poesie und Kunst heimisch sind. Seine angeborene Natur war das Leben im Guten und Schönen; erst als er durch die Schuld des Ungehorsams aus diesem seligen Orte vertrieben wurde, erkannte er den unendlichen Werth des verlorenen Schatzes, durch die Sünde die Tugend, durch die Häßlichkeit die Schönheit, durch das innere Elend den innern Frieden. Seit jener Zeit lebt in dem Herzen des Menschen eine unbefriedigte Sehnsucht, in diesen seligen Zustand zurückzukehren, und wenn du ein schönes Kunstwerk siehst, ein schönes Gedicht oder eine schöne Musik vernimmst, so sind alle diese Dinge Klänge aus jener ursprünglichen Heimat, welche in der begeisterten Seele des Menschen wiedertönen. Der Baum der Poesie blüht zwar immerfort im Paradiese, doch neigen sich zuweilen bei günstigem Wind einige Zweige desselben so tief zur Erde, um ihren Blütenduft auf besonders begabte Seelen auszuhauchen. Dann entstehen die classischen Werke von ewigem Gehalt."

Unter den Charakteristiken von Künstlern ist die ausführlichste und liebevollste die von Overbeck. Weniger homogen war ein Thorwaldsen für Schadow. Er sieht in demselben den Typus des Naturmenschen, eine Mischung großer und kleinlicher Eigenschaften, die er ganz unvermittelt aufzählt, statt sie durch Erzählung von Thaten oder Ereignissen recht zu veranschaulichen, statt uns den schöpferischen Künstlergeist in seiner Eigenthümlichkeit zu zeichnen und den Zusammenhang von Licht und Schatten, von Glanz und Flecken in demselben nachzuweisen. Mengs, Carstens, Flaxman, David, Schick, Gottfried und Rudolf Schadow, Rauch und Tieck, Schwanthaler und Cornelius werden bald kürzer, bald ausführlicher besprochen; Schadow sucht ihnen allen gerecht zu werden; auch wo sein Urtheil ins Allgemeine geht, fühlt der Kundige wohl, daß es keine leere Phrase ist, sondern auf Anschauungen ruht; aber ich hätte eben gewünscht, daß uns Schadow nach Künstlerart mehr die Fülle des Concreten aus dem Schatze seiner Erinnerungen geboten und statt der Reflexionen uns lebensvolle Bilder gegeben hätte.

Unter den das Buch schmückenden Hübner'schen Illustrationen sind die Künstlerbildnisse eine sehr willkommene und wohlgelungene Zugabe. 49.

Aus Paris.

Literatur über russische Zustände und russische Celebritäten. Scribe's „Czarine". Neue Oper von Adam und neue Theaterstücke. Berlioz. Der St.-Cäcilienverein. Leichte Literatur. J. Michelet's „Frauen der Französischen Revolution". Geschmiedete altgriechische Manuscripte.

Ueberall stößt man jetzt auf die Russen. Es gibt kein stilles Plätzchen mehr, wohin ein gemüthlicher Deutscher sich zurückziehen könnte, um sich selbst zu leben und sich selbst zu denken, ohne durch ein dazwischentretendes russisches Phantom gestört zu werden. Hinter jedem Busche lauert ein Russe; an jeder Straßenecke erblickt man russische „Anschläge". Russen hier und Russen dort; Russen zum Frühstück und Russen zum Abendbrot! Die Namen auf ow, en und in sind gangbar geworden in Europa und es gibt keinen populärern Namen als den Namen Menschikow. Nicht blos die Gelehrten des Kladderadatsch, auch jedes Kind weiß ihn auswendig.

Seiner Zeit war dies gerade ebenso mit dem Namen Rostoptschin der Fall; er war ebenso populär in Europa als der Name Blücher, den die Franzosen le plus cher zu nennen pflegten. Noch heutzutage ist Rostoptschin's Name in Frankreich nicht vergessen, ja er tritt lebhafter in den Vordergrund als jemals. Die Franzosen fragen sich: ist es möglich, daß er es gewesen, welcher Moskau in Schutt und Asche verwandelte? Und wäre es dann nicht denkbar, daß, wenn wir (die Franzosen nämlich, nicht die Deutschen) von Moskau Besitz ergreifen, sich ein neuer Rostoptschin fände, der uns die Häuser und die Paläste Moskaus, den Kremlin mit inbegriffen, über unsern Köpfen anzündete, nachdem er die Spritzen und Spritzenleute entfernt hat? Einem französischen Gouverneur, und wäre er der fanatischste Patriot, würde es ja niemals einfallen können, Paris, wenn es von dem Feinde besetzt wäre, in Brand aufgehen zu lassen, denn mit Paris ginge ganz Frankreich in Flammen auf, weil Paris Frankreich und Frankreich Paris ist. Man bewundert die That des Moskowiters, aber man entsetzt sich auch vor ihr.

Indeß ist es ja noch gar nicht so ausgemacht, daß Moskau wirklich auf Befehl Rostoptschin's eingeäschert wurde. Er selbst hat dies bekanntlich in Abrede gestellt; doch vielleicht nur, um nicht in den Kreisen, in denen er sich bewegte, als Barbar zu gelten, oder auch aus andern Rücksichten, die wir nicht

kennen. Aber noch eine andere bedeutende Autorität hat sich gegen die Urheberschaft Rostoptschin's ausgesprochen, und zwar Admiral Tschitschagow, der sich, wie durch seine Kriegsthaten im Jahre 1812, so namentlich auch durch seine heftige und männliche Opposition gegen das Regierungssystem des jetzigen Zaren, welche ihm sogar seine Güter kostete, einen Namen gemacht hat. Das „Athenaeum français" bringt unter dem Titel „L'incendie de Moscou et le comte Rostoptchine" Auszüge aus einer Geschichte des russischen Kriegs, welche Tschitschagow geschrieben hat und die, wie uns von dem französischen Blatte in Aussicht gestellt wird, seinerzeit veröffentlicht werden wird. Tschitschagow behauptet, daß es durchaus keinen haltbaren Grund für Rostoptschin gegeben habe, Moskau einzuäschern, da sich die Franzosen auch außerdem in Moskau nicht hätten halten können. Er führt für letztere Behauptung mehre Gründe an, unter andern den, daß die Stadt auf Befehl Rostoptschin's vor der Ankunft von der Bevölkerung geräumt worden und von den 240,000 Einwohnern der Stadt nur etwa 12—15,000 Menschen, meist aus der Hefe des Volks, zurückgeblieben seien. In einer so geleerten, fast aller Lebens- und sonstigen Hülfsmittel beraubten Stadt würden, nach der Ansicht Tschitschagow's, die Franzosen sich nicht haben halten können, auch wenn die Einäscherung der Stadt nicht dazu gekommen wäre. Man würde, behauptet Tschitschagow ferner, von einer etwa beabsichtigten Brandlegung sich durchaus nicht die Ausdehnung haben versprechen können, welche unter Hinzutritt besonderer Umstände die Feuersbrunst wirklich gehabt hat, denn die Häuser, Straßen und Quartiere Moskaus seien meist durch Gärten, weit gedehnte unbebaute Räume und Boulevards getrennt, und es habe einer der heftigsten Stürme hinzukommen müssen, um dem Brande eine Ausdehnung zu geben, welche außer aller menschlichen Berechnung lag. Trotzdem sei ein Viertheil der Häuser vom Brande verschont geblieben und diese würden hingereicht haben, der französischen Armee, wenn nicht andere Umstände und Beweggründe ihr das Verlassen Moskaus zur Nothwendigkeit gemacht hätten, Obdach und Unterkunft zu gewähren. Man habe als Beweis für die populär gewordene Ansicht, daß die Stadt auf Rostoptschin's Befehl in Brand gesteckt worden, namentlich den Umstand geltend gemacht, daß Rostoptschin die Spritzen und Spritzenleute mit weggeführt habe. Diese Maßregel erkläre sich jedoch einfach daraus, daß Rostoptschin alle Civil- und Militärbehörden, um die Franzosen möglichst zu isoliren, aus der Stadt entfernt habe; warum hätte er nun gerade die Spritzen und Spritzenmannschaften in der Stadt zurück und zur Verfügung Napoleon's lassen sollen? Auch eine andere Version, daß die Einwohnerschaft Moskaus selbst, ohne dazu Befehl erhalten zu haben, die Stadt angezündet habe, läßt Tschitschagow nicht gelten. So weit gehe der russische Patriotismus nicht. Der Russe habe wol eine angeborene Liebe zu seinem heimatlichen Herde, aber der Patriotismus in seiner höchsten Bedeutung sei ein zu erhabenes Gefühl, als daß es sich unter einer despotischen Regierung entwickeln könne. Die Feuersbrunst ist, nach Tschitschagow's Ansicht, durch Zufall oder dadurch entstanden, daß die eilig abziehenden Russen, wie sie dies immer gethan, einzelne Magazine in Brand gesteckt hätten, damit die darin noch befindlichen Vorräthe den Franzosen nicht in die Hände fielen. Das Feuer sei auch anfangs ganz isolirt und partial gewesen. Nun aber habe sich ein außerordentlich heftiger Sturm erhoben und die Flammen hier- und dorthin getragen; die Franzosen, auf Plünderung versessen, hätten an Löschen nicht gedacht; alle Zucht und Ordnung, alle Behörden, die Spritzen und ihre Mannschaften, die genügende Zahl bürgerlicher Personen, um Hülfe zu leisten, hätten gefehlt, und so habe sich der Brand nach und nach über den größten Theil der Stadt ausgedehnt. Tschitschagow erwähnt übrigens, daß Moskau schon mehrmals abgebrannt sei, so unter Iwan dem Schrecklichen, wobei auch der Kremlin in Flammen aufgegangen sei, und unter Iwan IV. Zu den Zeiten Godunow's seien bei einer abermaligen furchtbaren Feuersbrunst nur der Kremlin und das Quartier der Adeligen vom Brande verschont worden.

Mit Bezug auf denselben famosen Rostoptschin kamen uns ohne weiteres Begleitschreiben zwei französisch geschriebene Druckconvolute zu, von denen die größere, 56 Seiten umfassend und mit der Bleistiftnotiz „Projet d'article en placard. Bruxelles" versehen, den Titel führt: „Rostoptchine (le comte Théodore). Notice littéraire et bibliographique sur ses ouvrages." Wir erfahren daraus unter Anderm, daß Graf Rostoptschin handschriftliche Memoiren hinterlassen hat, von denen jedoch gesagt wird, daß es zweifelhaft sei, ob sie jemals veröffentlicht werden würden. Dies wäre nun freilich sehr zu bedauern, da diese Memoiren ohne Zweifel für die Geschichte des französisch-russischen Kriegs von höchstem Interesse sein würden. Weiter führt unsere Quelle die vom Grafen Rostoptschin verfaßten Schriften und Proclamationen auf; es sind folgende: 1) „Myssli vsloukh" („Réflexions à haute voix sur le Perron rouge", wie der Titel französisch übersetzt oder paraphrasirt ist), zuerst im J. 1807 in Moskau gedruckt und in demselben Jahre in Petersburg zum zweiten male aufgelegt. Als Verfasser dieses Pamphlets legte sich Rostoptschin den Namen Sila Andreievitch Bogatirew bei. In dieser Schrift geißelte Rostoptschin die Vorliebe der Russen für alles Ausländische und verflocht in diese Strafpredigt die heftigsten Ausfälle gegen die Franzosen, wobei ihm nur die seltsame Inconsequenz begegnet, daß er selbst sich in der Schule des französischen Esprit gebildet hatte und sich später mit Vorliebe der französischen Sprache bediente. Von der Heftigkeit seiner Ausfälle gegen die Franzosen mag folgende Stelle eine Probe sein: „Großer Gott! Was für ein Volk, diese Franzosen! Sie sind keinen Centime werth. Es ist ein Unglück, daß unsere Jugend den Faublas liest und nicht die Geschichte; sonst würde sie erkannt haben, daß in jedem französischen Kopfe eine Windmühle, ein Hospital und ein Narrenhaus beieinander sind." Von dieser Schrift sollen seit ihrem ersten Erscheinen in Moskau allein 7000 Exemplare verbreitet worden sein. 2) „Vesti ili oubitoi givol" („Les faux bruits, ou l'homme vivant tué par les colporteurs de nouvelles"), ein einactiges Lustspiel, 1808 auf dem kaiserlichen Theater zu Moskau aufgeführt und in demselben Jahre gedruckt. Die erste Ausgabe ist sehr selten geworden; doch wurde das Lustspiel zwei mal wieder aufgelegt, das letzte mal im Jahre 1853 in der von dem Buchhändler Smirdin zu Petersburg veranstalteten Gesammtausgabe der Schriften Rostoptschin's. Die Tendenz des Lustspiels, welches Bulgarin „ein ganz von russischem Geiste durchathmetes kleines goldenes Buch" nannte, ist ungefähr dieselbe wie in den „Myssli vsloukh". Uebrigens hatte Graf Rostoptschin, wie A. Bulgakow erzählt, noch zahlreiche andere Komödien geschrieben, die er in vertrauten Kreisen vorlas, dann aber stets ins Feuer warf, was ohne Zweifel sehr zu bedauern ist. Rostoptschin pflegte in diesen Komödien seine Galle gegen verschiedene zeitgenössische Personen auszulassen und sie lächerlich zu machen. 3) Proclamationen und Briefe aus dem Jahre 1812, die unter seiner Leitung ins Französische übersetzt und später öfter in russischen Journalen gesammelt und veröffentlicht wurden. Der Ton der Proclamationen ist höchst originell und einzig in seiner Art. Hier eine Probe. Er ließ im August 1812 eine Zahl ihm verdächtig erscheinender Franzosen aus Moskau auf einer Barke fortschaffen und gab ihnen einen Nachruf mit auf den Weg, dessen Schluß lautet: „Von jetzt an sollt ihr an den Ufern der Wolga wohnen, unter einer friedlichen, ihren Eiden getreuen Bevölkerung, die euch zu sehr verachtet, um euch Böses zu thun. Ihr werdet für einige Zeit Europa verlassen und nach Asien gehen. Hört auf, schlechte Unterthanen zu sein, und werdet gute! Schafft euch, die ihr bisjetzt französische Citoyens waret, in gute russische Bürger um! Verhaltet euch ruhig und unterthänig, oder fürchtet ein strenges Gericht! Besteigt die Barke, besteigt sie und hütet euch, daß sie euch nicht zum Charonsnachen werde! Gruß und glückliche Reise!" In einer an-

dern an die Russen gerichteten Augustproclamation heißt es: „Man hat die Gerichtshöfe geschlossen, aber macht euch darüber keine Sorge; wir brauchen keine Gerichtshöfe, um dem Bösewicht (Napoleon) den Proceß zu machen." In einer Anrede an die Bewohner Moskaus bedient er sich einer unzweifelhaft bei den Russen sehr populären Ausdrucksweise, ja er verschmäht selbst den Gebrauch russischer Sprichwörter nicht. Der Stil ist oft ungemein schlagend, kurz und lakonisch kräftig. „Muß gehandelt werden", sagt er an einer Stelle, „so werde ich mit euch sein; muß in den Kampf gezogen werden, so werde ich der Erste sein; handelt es sich darum, auszuruhen, so werde ich der Letzte sein." Rostoptschin wußte, wie man zum Volke, wie man zum russischen Volke sprechen muß. 4) „La vérité sur l'incendie de Moscou" (Paris 1823; ins Russische übersetzt von A. Wolkow; Moskau 1824). Ueber diese Schrift lauteten die Urtheile in Rußland selbst sehr verschieden; die Meisten vereinigten sich dahin, sowol die Tendenz der Schrift als ihre Veröffentlichung zu misbilligen. Der Verfasser der vor uns liegenden Druckschriften erinnert bei dieser Gelegenheit an einen Artikel „d'un haut intérêt", welchen die „Blätter für literarische Unterhaltung" in Nr. 120 f. 1851 über Wolzogen's Mittheilungen in Betreff des moskauer Brandes brachten. 5) „Quatrain français inédit." Rostoptschin machte folgendes Quatrain:

Je suis né Tartare,
Et je voulais être Romain;
Les Français m'ont fait barbare,
Et les Russes George Dandin.

Jouy verfertigte als Gegenantwort ein Quatrain, das aber ziemlich fade ausgefallen ist. 6) „Mémoires du comte Rostoptchine, écrits en dix minutes." Die lakonischen, pikanten Epigramme, welche diese sogenannten Memoiren bilden, wie die Art ihrer Entstehung sind den Lesern d. Bl., insofern ihre Erinnerung oder ihre Bekanntschaft mit d. Bl. so weit reicht, bereits bekannt, indem die „Blätter für literarische Unterhaltung", wie auch in den diesen Notizen zugrunde liegenden Druckschriften erwähnt ist, zwei Uebersetzungen davon gebracht haben, die eine in Nr. 290 f. 1839, die andere in Nr. 101 f. 1849. Der Verfasser der Druckschrift bemerkt: „Les rédacteurs des Feuilles littéraires de Leipzig en sont encore aujourd'hui à douter de l'authenticité de ces Mémoires, et à ne pas croire que le comte Rostoptchine en soit l'auteur!" Ein Zweifel an der Authenticität dieser Memoiren, die wie gesagt nichts weiter sind als epigrammatische Einfälle, war wohl erlaubt in einer Zeit, wo mit dem Humbug so viele Geschäfte gemacht werden und man Grund zu allem möglichen Mistrauen hat. Man erkennt zugleich aus jener Bemerkung wie überhaupt aus den zahlreichen Notizen, aus denen diese Druckschrift besteht, wie aufmerksam und gewissenhaft, ja wie peinlich ihr Verfasser Alles beachtet und registrirt hat, was je in Bezug auf Rostoptschin's literarische Productionen erschienen und geschrieben ist. Die zweite Druckschrift, mit S. P. 1854 bezeichnet, bringt einen Wiederabdruck dieser Memoiren-Epigramme mit einigen Urtheilen darüber und unter Anderm folgende Notiz: „M. Oettinger, dans son excellent ouvrage «Bibliographie biographique», fait mention de la vérité sur l'incendie de Moscou (qui n'est pas précisément un ouvrage spécial de biographie) et qualifie de curiosité les Mémoires écrits en dix minutes." Im Ganzen macht uns Rostoptschin, der sich, beiläufig bemerkt, sehr gern seiner tatarischen Abstammung rühmte, den Eindruck, den sehr viele bedeutende russische Männer auf uns machen: ein großes Maß asiatischer Barbarei (man lese nur in den Druckschriften von S. P. den mit einer wahrhaft ekelhaft cynischen Phrase schließenden Brief Rostoptschin's an Ballay, welcher in einem satirischen Gedichte den Fürsten Kraputkin verspottet hatte), viel Kaustik, viel bissige Menschen- und Lebensverachtung, viel Energie, viel Originalität oder Sonderbarkeit und dann wieder viel Feinheit, Glätte, äußere Eleganz und Espritfirniß. Selbst Ségur ließ übrigens dem Moskowiter Gerechtigkeit widerfahren, indem er von ihm sagt: „C'est un homme rangé, bon époux, excellent père; son esprit est supérieur et cultivé, sa société est douce et pleine d'agrément; mais comme quelques uns de ses compatriotes il joint à la civilisation des temps modernes une énergie antique." Das Lob, welches Ségur dem Charakter und der Bildung dieses Paschas von Moskau angedeihen läßt, nimmt sich zwar im Munde eines Franzosen sehr edel aus, steht aber gar sehr im Widerspruch mit Dem, was man sonst von Rostoptschin erzählt, namentlich mit den Mittheilungen Varnhagen von Ense's in dessen „Biographischen Denkmalen". Dieser erzählt, wie Graf Rostoptschin einen vierundzwanzigjährigen jungen Mann, Werishalin, welcher die Unklugheit beging, einer Gruppe von Leuten eine Proclamation Napoleon's ins Russische zu übersetzen, erst mit Stockstreichen zu bestrafen und dann dem moskauer Pöbel auszuliefern befahl, der den Unglücklichen förmlich in Stücke riß. Dieses brutale Verfahren sei denn auch die Ursache gewesen, daß Kaiser Alexander den Grafen später seines Dienstes entlassen habe. Rostoptschin sei seitdem von Gewissensbissen gefoltert gewesen, die er in Paris in einem Strudel von Vergnügungen und sinnlichen Genüssen zu betäuben gesucht habe, aber vergebens; namentlich habe er sich beim Anbruch der Nacht von düstern Phantasiegebilden geschreckt und geängstigt gefühlt. In Nr. 3 des diesjährigen „Athenaeum français" hat J. Plachta diese Varnhagen'sche Erzählung in französischer Uebersetzung mitgetheilt.

Dasselbe französische Blatt bringt aus einer neuerschienenen Schrift von Ach. Gallet de Kulture: „Le Tzar Nicolas et la Sainte Russie", interessante Auszüge, namentlich in Betreff Puschkin's und sodann der fürchterlichen Prügelexpedition, welche auf einem öffentlichen Platze Petersburgs an Reimann, dem Mörder des Fürsten Gagarin, vollzogen wurde. Wir gedenken auf dieses Buch ausführlicher zurückzukommen und bemerken hier nur vorläufig, daß nach der Versicherung des Verfassers, welcher den Vorfall ausführlich erzählt, General Miloradowitsch den damals noch jungen, eben erst in die Literatur eingetretenen Puschkin in sein Hôtel bescheiden und ihn für eine Ode politischen Inhalts, deren poetischen Werth Miloradowitsch übrigens offen selbst anerkannte, sofort in einem Nebenzimmer mit 30 Ruthenstreichen abstrafen ließ.

Alles ist russisch, so wenig man es sein will! Auch im Haß kann sich eine gewisse Zuneigung offenbaren, wenigstens ein Interesse, denn man haßt nur, wofür man sich mindestens interessirt. Mit dieser Manie für oder gegen alles Russische hängt es auch wol zusammen, daß die französischen Schauspieldichter gegenwärtig ihre Stoffe so gern aus der russischen Geschichte und namentlich dem russischen Hofleben entlehnen. So Scribe, dessen Stück „La Czarine" jüngst zur Aufführung kam. Es sind darin Momente aus dem Leben der Kaiserin Katharina zugrunde gelegt und zu sehr frivolen, Einige sagen unsittlichen Situationen benutzt. Diese Frivolität, auf altfranzösische Gewohnheiten und Privilegien sich stützend, geht ihren Weg, was auch die Ultramontanen für Versittlichung thun und wie sehr sie sich auch für das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä ereifern mögen. Von dem Scribe'schen Product sagt die „Illustration" unter Anderm: „Das Stück ist ein Gemeinplatz in fünf Acten, ein mehr oder weniger dramatisches, aber keineswegs literarisches trompe-l'oeil, welches der Autor nach alter Gewohnheit mit historischen Namen ausgestattet hat. Man weiß ja, daß Scribe in allen seinen Stücken die Geschichte herabgewürdigt hat, eine bloße Comparsenrolle zu spielen." Der Berichterstatter wirft Scribe mit Recht vor, daß er zwar sehr geschickt sei in dem Hin- und Herwerfen einer Intrigue, daß er aber niemals verstanden habe, einen Charakter zu zeichnen; überhaupt sei auf der modernen französischen Bühne kaum noch von Charakteren die Rede, sondern nur von Zufällen, Glückslaunen und Combinationen. Man erkennt aus dieser Bemerkung wenigstens, daß sich in Frankreich selbst Opposition erhebt gegen eine Richtung, welche auch bei uns in den letzten Jahren nicht we-

nig cultivirt und geflissentlich protegirt wurde. Die Scribe'sche „Mache“, wie man es nannte, galt auch bei uns Vielen als das höchste Ideal moderner Bühnenpoesie. Indeß leben sich solche Richtungen stets von selbst aus, früher oder später, ohne daß, wenn dieser Zeitpunkt einmal gekommen ist, die Kritik noch viel dazu zu thun braucht.

Im Théâtre français wurde vor kurzem ein in Alexandrinern geschriebenes Lustspiel „La dot de ma fille“ von Samson aufgeführt, welches für uns einiges Interesse dadurch hat, daß es in Deutschland spielt und die darin auftretenden Personen deutsche Namen tragen. Der Handlung fehlt es freilich an spannendem Interesse und den Personen an realem Lebensinhalt, aber die Verse sind, wie ihnen die Kritik nachrühmt, leicht und fließend, die Haltung ist sittlich und das Sentiment von einer Keuschheit, wie man ihr jetzt in französischen Bühnenstücken selten begegnet. Unter den übrigen Stücken, welche in letzter Zeit auf pariser Bühnen zur Aufführung kamen, sind noch zu nennen: „Le chapeau de l'horloger“ von Frau Girardin, ein Stück im leichten Vaudevillestil, doch ohne Couplets, „L'école des agneaux“, von Dumanoir, ein liebenswürdiges Product, auf dem Théâtre du Gymnase (welches jetzt auch zur Aufführung von vier- bis fünfactigen Komödien ermächtigt ist) mit Erfolg aufgeführt, und das Lustspiel „Un conseil d'ami“ von Pourchel, welches auf dem Odéon gegeben wurde.

Zur Musik übergehend, bemerken wir, daß die im Théâtre lyrique zur Darstellung gekommene neue komische Oper „Le muletier du Tolède“ mit Text von Dennery und Clairville und mit Musik von A. Adam sehr angesprochen zu haben scheint; man findet die Partitur in hohem Grade melodisch und die Instrumentirung außerordentlich geschickt. Im Herz'schen Salon kam das neue Oratorium von Berlioz: „L'enfance du Christ“, zur Aufführung. Es besteht aus drei Theilen: „Le songe d'Herode“, „La fuite en Égypte“ (auch in Deutschland, z. B. im leipziger Gewandhause bei der Anwesenheit des Componisten aufgeführt) und „L'arrivée à Sais“. Die Meinungen lauten sehr verschieden. Berlioz gehört zu denjenigen Componisten, welche, wie Wagner in Deutschland, von den Einen entschieden verworfen, von den Andern als ein Non plus ultra gefeiert werden. Während es in der „Illustration“ heißt: „Den Erfolg, den Berlioz damit gehabt hat, wird diesmal Niemand im Stande sein ihm zu bestreiten“, sagt dagegen P. Scudo in der „Revue des deux Mondes“, daß, ein Duett zwischen Joseph und Maria ausgenommen, alles Uebrige nur ein kindisches und sinnloses, von gänzlicher Unfähigkeit zeugendes Tonchaos sei. „Wenn wir“, fährt P. Scudo fort, „öfters auf Berlioz zu sprechen kommen, so geschieht dies darum, weil dieser Mann so recht jene industrielle Kunst versteht, die in hohem Grade unsere Epoche charakterisirt, die Kunst, sich herauszustreichen zu lassen (de se faire prôner). Es sind schon 20 Jahre her, daß er mittels seines Feuilletons die Fiction eines angemaßten musikalischen Ruhms aufrecht erhält, der nur in einem halben Dutzend närrischer Köpfe wirkliche Existenz hat“ u. s. w. Seghers, der dem Publicum ein zu einseitiger Verehrer und Förderer der Wagner-Schumann'schen Richtung war, hat die Direction des von ihm ins Leben gerufenen und sonst trefflich geleiteten Cäcilienvereins infolge innerer Zwistigkeiten nun wirklich aufgegeben. Sein Nachfolger ist Barberaux, unter dessen Leitung die diesmalige Wintersaison durch ein Concert eröffnet wurde, in dem abermals Weber's Preciosa-Musik den Glanzpunkt bildete. Dieses Werk („cette oeuvre exquise, pleine d'imagination, de tendresse et de charme“, sagt Scudo) reißt das Publicum des Cäcilienvereins bei jeder Aufführung zu gesteigerten Beifallsbezeigungen hin. Camilla Berg sang diesmal darin die Arie „Einsam bin ich, nicht alleine“ („Jusqu'ici ta douce image“ in französischer Nachbildung), welche Scudo eine „ballade adorable“ nennt, ganz ausgezeichnet. Sie ist Schülerin von G. Héquet, von dem Scudo sagt, er sei einer jener Mitarbeiter an dem musikalischen Theile der pariser Presse, welche von Dem, was sie verstehen, gut zu sprechen wissen.

Die Franzosen haben seit langem eine Befriedigung ihrer Nationaleitelkeit darin gefunden, daß sie sich rühmten, die besten Soldaten zu sein. Jedenfalls können sie sich nebenbei noch rühmen, die besten Tanzmeister, Koch- und Kleiderkünstler und die galantesten Liebhaber des weiblichen Geschlechts zu sein. Auch werden diese Richtungen in keinem Lande mit solchem Erfolge literarisch cultivirt als in Frankreich. Wir nennen einige dieser Literatur angehörende, in neuester Zeit erschienene Schriften: „Histoire anecdotique et pittoresque de la danse“, von F. Fertiault, und eine Schrift über die Cravatte und den Stock von Gr. de M., deren genauer französischer Titel uns gerade nicht gegenwärtig ist; wir erinnern uns nur, daß sich die Schrift eine „histoire philosophique“ dieser Gegenstände nennt. An einzelnen interessanten Angaben fehlt es dieser Schrift nicht, wohin wir z. B. die Untersuchung über den Ursprung des Worts cravate rechnen. Die Meinungen sind hierüber getheilt. Einige führen das Wort auf carabatte, eine Art Koller, welchen die Carabiniers nach dem Muster des deutschen Reiterkollers trugen, Andere sogar auf die Kroaten zurück. Es sei nämlich nach dem Muster der während des Dreißigjährigen Kriegs im kaiserlichen Heere dienenden kroatischen Regimenter um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Corps gebildet worden, bei dessen Uniform selbst die kroatische Tracht zum Modell genommen worden sei. Diese Kriegsschar, die erst zur Zeit der Revolution aufgelöst wurde, sei vom Volke „Cravates“ genannt worden. Ein Capitel des Buchs ist den Bärten gewidmet. Ein echt französisches Product ist auch die Schrift von E. Deschanel, welche unter dem Titel „Le mal qu'on a dit des femmes“ in Brüssel und Leipzig erschien. Der Autor, Sohn eines beliebten, bereits vor Jahren verstorbenen Mitglieds der ehemaligen französischen Schauspielertruppe in Berlin, hat darin eine Auswahl giftiger, boshafter, witziger und geistreicher Sottisen zusammengestellt, welche von Salomo an bis auf unsere Tage über das weibliche Geschlecht gemacht worden sind. Unter den citirten Pointen befindet sich jedoch keine einzige, welche einem deutschen Autor entnommen wäre. Entweder kennt Deschanel die deutsche Literatur nicht, oder sie hat ihm — glücklicherweise — kein Material in seinem Sinne geboten. Die meisten der hier gesammelten Pointen rühren von französischen Schriftstellern her und sind wol auch vorzugsweise an das reizend-kokette, anmuthig-frivole Geschlecht der Pariserinnen adressirt, denen die Liebe nicht viel mehr als ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel ist.

Dies bringt uns auf ein Buch von J. Michelet über die Frauen der Revolution, welches von E. M. Oettinger gewandt und fließend ins Deutsche übersetzt worden ist.*) Michelet schildert uns sowol ganze Gattungen und Gruppen, z. B. die Frauen der Föderation, die Jakobinerinnen, die Vendéerinnen, die Frauen der Gesellschaftssäle, der Salons, der Frauenclubs, als auch einzelne Repräsentanten dieser verschiedenen Gattungen, wie Frau von Staël als Repräsentantin der Gesellschaftssäle, Frau von Condorcet als Repräsentantin der Salons, ferner Frau Roland, Théroigne de Mericourt, Rose Lacombe, Charlotte Corday, Danton's erste und zweite Frau, Lucile Desmoulins, die Göttin der Vernunft u. s. w. Obschon Stil und Auffassung wesentlich französisch sind, verdient J. Michelet's Buch jedenfalls auch in Deutschland gelesen zu werden, weil man, wenn man dies nicht auch sonst schon wüßte, aus ihm den ungemein großen vorwärtstreibenden Einfluß erkennt, welchen die französischen Frauen auf den Gang der Revolution und selbst auf ihre tollsten Ausschreitungen ausgeübt haben. Ebenso sehr waren auch sie es wieder, welche, der vielen Würgescenen überdrüssig, dazu behülflich waren, die Reaction ins Leben zu

*) Die Frauen der Französischen Revolution von Jules Michelet. Frei bearbeitet und mit geschichtlichen Anmerkungen von Eduard Maria Oettinger. Brüssel, Schnée. 1854. 8. 1 Thlr.

rufen, wobei sie ohne alle Vermittelung von einem Extrem ins andere übersprangen. In dieser Hinsicht sind namentlich auch die beiden letzten Capitel „Untergang aller Parteien durch die Frauen" und „Reaction durch die Frauen in den 50 Jahren nach der Revolution" von Interesse. Diese Schrift enthält für uns neuerdings Beweise genug, daß sich in die Französische Revolution ebenso viel Elemente entsagungsvoller Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit als Elemente der Frivolität und der zum halben Wahnsinn aufgestachelten Sinnlichkeit eingemischt haben.

Zur Warnung für Bibliothekeninhaber noch die Mittheilung, daß gegenwärtig ein Grieche in Paris und London altgriechische Manuscripte an den Mann zu bringen sucht, über deren Entdeckung er die wunderbarsten Geschichten mitzutheilen weiß. Er besitzt seiner Aussage nach nicht weniger als 47 Lustspiele des Menander, die Tragödien des Sophokles vollständig (!), die Lustspiele des Philemon, das Lexikon Chäremon's und sogar den Katalog der alexandrinischen Bibliothek in nicht weniger als 11 Foliobänden! Den letztern hat er noch in Griechenland zurückgelassen, die andern Manuscripte, die er jedoch nur auf gute Adressen zur Einsicht vorlegt, sind in kalligraphischer Hinsicht sehr sauber ausgeführt. Einer der bedeutendsten Hellenisten in Paris, der Gelegenheit hatte, einige dieser Manuscripte zur Einsicht zu erhalten, äußerte, nachdem er sie wenige Minuten lang geprüft hatte: „Sie sind drei und ein halbes Jahr alt!" **H. M.**

Neugriechische Literatur.

Bekanntlich verdankt die wissenschaftlichen Studien sich widmende Jugend des Königreichs Griechenland und die des Panhellenion überhaupt dem deutschen Gelehrten Heinrich Ulrichs aus Bremen, neben andern Bestrebungen, das Studium der lateinischen Sprache und Literatur unter den Griechen anzuregen und zu befördern, namentlich auch ein „Λεξικὸν Λατινοελληνικόν", welches 1843 erschien und mit Begierde gekauft und mit Nutzen gebraucht ward. Dasselbe ist gegenwärtig (Athen 1854) von dem Nachfolger des vorlängst verstorbenen Ulrichs an der Universität Athen, Stephanos Kumanudis, Professor der lateinischen Philologie an derselben, in zweiter, sehr vermehrter und verbesserter Ausgabe herausgegeben worden und ist in dieser Gestalt umsomehr im Stande, seinem Zwecke zu entsprechen, da es zugleich mit mehr als dreitausend Wörtern bereichert worden ist, welche in der ersten Ausgabe fehlten.

Von Sophokles Karydis erschien zu Athen 1854 das erste Heft seiner „Ἄσματα πολεμιστήρια", und der durch seine Dichtungen vielfach bekannte Grieche Zalakostas gibt seit kurzem in Athen eine poetische Zeitschrift unter dem Titel „Ἡ Κληρονομία" heraus, von welcher das erste Heft bereits erschienen. Das Studium der Geographie des alten Griechenland wird unter den Neugriechen möglichst gepflegt und befördert: eine neuere Schrift über diesen Gegenstand unter dem Titel „Γεωγραφία τῆς ἀρχαίας Ἑλλάδος", von Polytimis Kuskuris, mit Anmerkungen und Nachweisungen aus alten und neuen Quellen, erschien zu Athen 1854. Dagegen dienen praktischen Zwecken der Gegenwart theils ein „Auszug der pathologischen Anatomie" (Παθολογικῆς ἀνατομίας ἐπιτομή) von dem außerordentlichen Professor an der Universität in Athen, Theodor Aphentulis, den Letzterer daselbst in zwei Theilen 1854 herausgab, theils „Tabellen der Grammatik der gesprochenen Sprache" („Πίνακες γραμματικῆς τῆς λαλουμένης γλώσσης"), die in einer verbesserten und vermehrten Ausgabe in Athen erschienen, übrigens zunächst zum Gebrauche in den Volksschulen bestimmt sind. Durch die politischen Ereignisse der Jahre 1853 und 1854 wurden zwei Werke, die in Athen 1854 veröffentlicht wurden, veranlaßt, nämlich eine griechische Uebersetzung der Schrift des verstorbenen preußischen Generallieutenants Valentini über den russisch-türkischen Krieg von 1828 und 1829 in zwei Bänden, von Joannis Kompotis und Christos S. Byzantios, und die Schrift „Ἑλληνισμὸς ἢ Ῥωσσισμός"; welche die geheimen und vertraulichen Verhandlungen zwischen England und Rußland über die orientalische Frage enthält und in einer sehr gut geschriebenen Vorrede des griechischen Herausgebers die Politik Rußlands in Bezug auf diese Frage einer scharfen Kritik unterwirft, die einen jeden, auch den dichtesten Schleier über den Planen Rußlands auf Grund der eigenen Auslassungen des Kaisers Nikolaus lüftet und zerreißt.

Unter dem Titel „Πολιτικὴ ῥωμαϊκὴ νομοθεσία" erschien 1854 in Athen eine von dem ordentlichen Professor des römischen Rechts an der Otto-Universität und Mitglied des Gerichtshofs des Areopagos in Athen, Phrearitis, bearbeitete Uebersetzung des übersichtlichen und verständlich abgefaßten „Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts" von Marezoll (1839), deren Verfasser jedoch die Grundlage derselben, nämlich das Original selbst, durch klarere Darlegung der Rechtsbegriffe und durch Nachweisung der betreffenden Stellen der griechischen und römischen Schriftsteller, Philosophen und Redner weiter ausgeführt hat und auf diese Weise den Studirenden einen guten und zweckmäßigen Führer in das einleitende Studium des römischen Rechts gewährt.

Nach der Homerischen Grammatik von Friedrich Thiersch verfaßte Emmanuel Photiadis eine „Kurze Abhandlung über das epische Versmaß und den epischen Dialekt" („Σύντομος πραγματεία περὶ ἐπικοῦ μέτρου καὶ ἐπικῆς διαλέκτου"), welche nach der Ansicht des Erstern und auf den Rath gelehrter Griechen 1854 in Athen im Druck erschien.

Auch in Griechenland sieht man ein, wie nöthig es ist, durch gute Schriften auf die sittlich-religiöse Bildung und Veredlung des Volkes zu wirken, und es ist gerade für Griechenland und für das griechische Volk zu wünschen, daß man diesen Zweig der Literatur mit dem rechten verständigen Eifer, aber auch mit Umsicht und Geschick pflege. Denn gerade in Griechenland und für eine bessere Zukunft des griechischen Volks kommt Alles auf die religiöse und moralische Erziehung dieses letztern selbst an. Ein Anfang in dieser Hinsicht ist mit der bekannten, fast in alle Sprachen übersetzten Schrift des Amerikaners John Bunyan: „Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit", gemacht worden, welche in einer einfachen und gefälligen neugriechischen Uebersetzung unter dem Titel „Ἡ πρόοδος τοῦ Χριστιανοῦ ἀποδημοῦντος ἀπὸ τοῦ κόσμου τούτου εἰς τὸν μέλλοντα" 1854 in Athen erschienen ist, und man muß es besonders hervorheben und rühmen, daß öffentliche Blätter in Griechenland selbst das Verdienstliche dieser Arbeit anerkennen und die Schrift empfehlen. Eine nothwendige Reform der morgenländischen Kirche ist vielleicht nur auf der Grundlage der sittlichen Besserung und Veredlung des Volks möglich und mit Erfolg durchzuführen.

Von dem in Deutschland gebildeten Griechen Athanasios S. Russopulos, Professor am Gymnasium in Patras, ist 1854 ein „Ἐγχειρίδιον τῆς Ἑλληνικῆς ἀρχαιολογίας" erschienen, welches zunächst und im Wesentlichen an das Handbuch des göttinger Archäologen K. F. Hermann sich hält, dabei jedoch Manches, namentlich nach Wachsmuth, ergänzt und nachträgt. Auch auf einem andern, von dem der Archäologie ganz verschiedenen Gebiete ist der nämliche Grieche thätig gewesen, indem er ein „Φυλακτήριον κατὰ τῆς χολέρας" herausgegeben hat, welches die Rathschläge und Erfahrungen der berühmtesten Aerzte über Verhütung und Heilung der Cholera zusammenstellt.

Dagegen kommt uns auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft die Ankündigung eines interessanten und vielfach nützlichen Unternehmens seiten des Professors des römischen Rechts, des obgenannten Phrearitis aus Athen zu, welcher ein „Λεξικὸν τῆς καθόλου ῥωμαϊκῆς νομοθεσίας ἀπὸ κτίσεως Ῥώμης μέχρι πτώσεως τῆς Βυζαντινῆς αὐτοκρατορίας" herauszugeben beab-

sichtigt. In diesem Wörterbuche soll ein jedes Wort der in lateinischer Sprache abgefaßten römischen Rechtsbücher in grammatischer, geschichtlicher, archäologischer und juristischer Beziehung seine Deutung finden, und das Ganze soll demnach die Erklärung der gesammten wissenschaftlichen Sprache des römischen Rechts enthalten, indem darin zugleich der Erklärung der Basiliken, besonders auf Grund der in den Bibliotheken zu Paris und Rom befindlichen ungedruckten alten Rechtsglossarien, die erfoderliche Berücksichtigung zutheil werden, auch außerdem durch Zusammenstellung der zum Verständnisse der Gesetze und der Rechtsquellen nöthigen Stellen der griechischen und römischen Classiker der Zweck des Ganzen, nämlich das Studium des römischen Rechts, möglichst gefördert werden soll. Der Herausgeber beabsichtigt das Werk in einzelnen Lieferungen erscheinen zu lassen. 5.

Notizen.

Zur vergleichenden Philologie.

Ein allen Sprachforschern und Freunden der Sprachforschung zur höchsten Beachtung zu empfehlendes Werk erschien soeben in London unter dem Titel: „**Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East. By *Max Müller*. With an ethnological map, drawn by *Augustus Petermann*.**" Diese Schrift ist zwar vornehmlich dazu bestimmt, den im Orient in irgend einem Verwaltungszweige oder im Militärwesen angestellten Briten zu einem Leitfaden durch das Gewirr der morgenländischen Stämme und Sprachen zu dienen, wird aber auch den Philologen von Fach und den eigentlichen Orientalisten aufs höchste willkommen sein, namentlich zu Zwecken des vergleichenden Sprachstudiums. Zur Andeutung der außerordentlichen Mannichfaltigkeit des Inhalts wollen wir hier nur den Inhalt des dritten, den Turanischen Sprachstamm behandelnden Abschnitts angeben: „**Character of Turanian or Nomad languages; morphological coincedences of Turanian languages; the system of agglutination, characteristic of Turanian languages; integrity of Turanian roots; divergence of Turanian dialects; Turanian languages approaching to an Arian type; Tungusic branch; Mongolic branch; Mongolic dialects; Turkic or Tataric branch; Turkish or Osmanli; Turkmans or Kisilbas; Usbeks; Nogais, Bazianes and Kumüks; Baskirs; Tatars of Siberia; Yakuts; Kirgis; Turks of Asia Minor and Europe; the Turkish language; Finnic branch; four divisions of the Finnic branch; Kudic, Bulgaric, Permic and Ugric; Caucasian languages; Georgic branch, comprising Georgian, Mingrelian, Suarian, Lazian; Leaghic branch; Mitsgeghic branch; Kerkessic branch**" u. s. w. In der Vorrede bedauert der Verfasser, daß in England, welches doch am Orient ein so großes Interesse habe, für das Studium orientalischer Sprachen so wenig gethan werde, daß an den Universitäten die classischen Sprachen im Besitze aller Privilegien seien, für die morgenländischen Sprachen aber weder Lehrstühle, noch Stipendien, noch akademische Grade beständen. Die einzige Anstalt, welche diesem Zwecke diene, sei das bisher von der Ostindischen Compagnie aufs freigebigste unterstützte Collegium von Haileybury. Von Rußland dagegen heißt es: „Rußland hat die orientalische Sprachkunde stets in seine besondere Pflege genommen. An der Universität zu Petersburg besteht für jeden Zweig der orientalischen Literatur ein Lehrstuhl, und sowol dort wie in Kasan und andern Städten gibt es Schulen, wo in den Hauptsprachen des Morgenlandes Unterricht ertheilt wird. Wissenschaftliche Expeditionen werden nach den verschiedenen Theilen der Ostwelt ausgesendet, Reisende ermuthigt und unterstützt und ihre Werke, Grammatiken und Wörterbücher auf Kosten der Regierung gedruckt." Der Verfasser meint, daß an Rußlands diplomatischen Erfolgen im Orient seine Linguisten keinen geringen Antheil hätten. In Frankreich bestehe die „École pour les langues orientales vivantes" und in Wien ein orientalisches Seminarium; auch besitze die Staatsbuchdruckerei die reichste Sammlung orientalischer Typen, die es gäbe, und mehr orientalische Werke seien aus ihr hervorgegangen als aus irgend einer andern europäischen Druckerei. Endlich wird noch darauf aufmerksamgemacht, daß selbst Preußen junge Leute zum Studium orientalischer Sprachen aufmuntere und sie dann als Consuln und Dolmetscher mit vielem Nutzen verwende, und daß sogar das kleine ferne Dänemark regelmäßige wissenschaftliche Missionen im Osten unterhalte. Eine sehr interessante Beigabe der Schrift ist die von dem bekannten Geographen August Petermann besorgte und gezeichnete ethnographische und linguistische Karte, die unter Anderm auch die in Südrußland eingesprenkelten deutschen Enclaven, wie Rosenthal, Halbstadt, Karlsruhe, Neudewitz, Rübensdorf, Freudenthal, Sarepta u. s. w., gleich im Ocean russischer Nationalität schwimmenden Eilanden zeigt. Ganz unten in der Krim erblickt man noch die deutschen Sprachinseln Zürichsthal, Friedenthal, Kronsthal und Richtau. Wunderbar nimmt es sich aus, daß in der europäischen Halbscheid des Osmanischen Reichs die türkische Bevölkerung keine compacte Masse, sondern nur hin und wieder zerstreute kleine Inseln bildet, deren Kern jedoch meist die großen Städte und Festungen sind.

Herder als vaterländischer Dichter.

Es geht unsern Gelehrten oft sehr wunderlich; auf gewisse Annahmen und Voraussetzungen versessen, schleudern sie nicht selten ein apodiktisches Urtheil hinaus, welches gänzlich falsch und schief ist und mit den Thatsachen vollkommen im Widerspruch steht. Ihre Werke sehen oft viel gründlicher aus als sie sind, indem sie die vielfachen Lücken in der Kenntniß der Thatsachen durch geschickte Combination und selbstbewußtes Raisonnement zu verdecken wissen. Ein mit Recht berühmter deutscher Literarhistoriker hat in Betreff Herder's eine auf die Autorität jenes Literaturforschers hin von den Verkleinerern des Herder'schen Genius mehrfach benutzte und citirte Behauptung aufgestellt, welche Jeden, der mit dieses seltenen Mannes Schriften vertraut ist, in das höchste Erstaunen versetzen muß; er versichert nämlich von Herder, daß er „in seinem kosmopolitischen Wahne Gedichte wider Deutschlands Ehre schrieb". Wie kann dies in Betreff eines Mannes behauptet werden, der schon im Jahre 1778 in einer „Ode an den Kaiser" sang:

> O Kaiser! Du von neunundneunzig Fürsten
> Und Ständen wie des Meeres Sand
> Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
> Ein deutsches Vaterland!

Herder, ein Patriot im eigentlichsten Sinne des Worts, drang in trüber Zeit immer auf die Einigung Deutschlands; in seiner Ode „Germania" richtete er die Frage an Deutschland: „Deutschland, schlummerst du noch?" und er mahnt es an das Schicksal Polens:

> Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst
> Und wie stolz! O sie kniet, ehren- und schmuckberaubt,
> Mit zerrissenem Busen
> Vor drei Mächtigen und verstummt.

Auf die Gefahr, die uns von Westen und Osten zugleich droht, hinweisend, sagt er in dieser Ode weiter:

> Fern im Norden steht
> Dir ein Riese; du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
> Seine Keule zu schwingen;
> Zorndorf probte sie auch an dir.

Sodann Frankreich:

> Schau gen Westen; es droht, fertig in jedem Kampf,
> Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht,
> Dir ein anderer Kämpfer,
> Der dir schon eine Locke nahm

— — — — — — — — — — —

Soll dein Name verweh'n? Willst du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosacken, Kalmucken
Pulsschlag fröhnen? Ermunt're dich!

Ist diese Ode, die mit der Mahnung an ein preußisch-östreichisches Bündniß schließt, aus einem „kosmopolitischen Wahne" hervorgegangen? In einem Epigramme „Die gepriesene Freiheit" schildert Herder, wie jetzt freilich jede Feder schreiben dürfe, was ihr gefalle; aber, fährt er fort:

Eins nur wagen wir nicht, rein aus zu sagen die Wahrheit,
Weihrauch liebet man wol, aber kein würziges Salz.
Hört, ihr Mächtigen, hört! Die hochgepriesene Freiheit
Unserer Feder sie ist knechtischer, schmeichelnder Dienst.

Herder war somit nicht blos ein deutschgesinnter, sondern auch ein freigesinnter Mann, und es heißt sich an seinem Genius, an Deutschland, an der Wahrheit versündigen, wenn man keck das Gegentheil versichert und einen ehrenwerthen Patrioten dadurch vor der Welt verleumdet, daß man leichtsinnig behauptet, er habe Gedichte „wider Deutschlands Ehre" geschrieben.

Heinrich Heine.

Man liest in den „Archives du judaisme" einen aus einem andern Blatte (einem deutschen?) entlehnten hamburger Brief vom 9. November, der den Zweck hat, zu beweisen, daß Heinrich Heine, der immer von seinen jüdischen Vorfahren spreche, bis zu seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre selbst Jude war. Es heißt darin: „Ich habe ihn gekannt, als er noch in englischen Waaren Geschäfte machte. Er brachte den ganzen Tag im Alsterpavillon zu, und ich weiß nicht zu sagen, ob er zuletzt mit Hülfe seines Oheims Salomon Heine sich aus dem Staube gemacht hat. Ein Makler, Joseph Friedländer, hatte eine Klage gegen ihn eingereicht; dafür rächte er sich an dem Makler dadurch, daß er ihn in seinen «Reisebildern» als den hamburger Waarenmakler darstellte, der noch nicht gehangen sei. Später studirte er, und ich erinnere mich, daß der ihm wohlgesinnte verstorbene Wohlwill unter Thränen erzählte (etwa kurz vor oder nach seiner Promotion), daß Heine sich habe taufen lassen. ‚Lange Zeit betrachtete man ihn in Hamburg als nichts weiter als einen witzigen Gamin.' Seine Mutter, wenn sie noch lebt, ist unzweifelhaft noch Jüdin, und seine Schwester, Frau Charlotte Moritz-Embden, ist gleichermaßen noch Jüdin, ebenso wie ihre zahlreichen Kinder." Sollte diese Notiz einer deutschen Zeitung für die Judenwelt entlehnt gewesen sein und unsere Wiedergabe nicht wörtlich mit dem deutschen Originaltext übereinstimmen, so vergesse man nicht, daß wir, wie schon bemerkt, sie aus einem französischen Blatte entlehnt haben. **H. M.**

Bibliographie.

Denkwürdiger und nützlicher, rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms rc. darstellt. Von einem Nachforscher in historischen Dingen (C. v. Stramberg). Mittelrhein. 3te Abtheilung. 2ter Band. 5te Lieferung. Coblenz, Hergt. 1854. 8. 20 Ngr.

Brugsch, H., Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale. Mit 1 Karte, 3 Schrifttafeln und 3 Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Cunibert, B.-S., Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'à 1850. 2 vols. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman. Drei Bände. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 4 Thlr.

Fechner, G. T., Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Felice, G. D., Geschichte der Protestanten Frankreichs, seit dem Anfange der Reformation bis zur Gegenwart. Aus dem Französischen übertragen von K. T. Pabst. Leipzig, F. Fleischer. 8. 2 Thlr.

Grieben, H., Liebfraue. Kleines Liederbuch. 16. Stettin, Saunier. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Heinzelmann, F., Sanct Johannes auf Patmos. Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen. Leipzig, F. Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krutzsch, C. B., Arion. Schauspiel in vier Acten. Leipzig, C. L. Fritzsche. 16. 20 Ngr.

Kürnberger, F., Catilina. Drama in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Lemcke, L., Handbuch der Spanischen Litteratur. Auswahl von Musterstücken aus den Werken der klassischen Spanischen Prosaisten und Dichter von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, mit biographisch-litterarischen Einleitungen. 1ster Band: Die Prosa. Leipzig, F. Fleischer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Riendorf, M. A., Das Gudrun-Lied. Berlin, Barthol. 16. 10 Ngr.

Pocci, F., Gevatter Tod. Dramatisches Gedicht. München, Braun u. Schneider. 16. 20 Ngr.

Reuter, F., Polterabendgedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart. Treptow. 8. 20 Ngr.

— — Die Reis' nach Belligen, poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart. Ebendaselbst. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Schroeder, K., Die Krethiplethiade. Ein heroisch-komisch-romantisch-idyllisches Epos. Berlin, Barthol. 16. 10 Ngr.

— — Die Verschwörung des Catilina. Drama. Ebendaselbst. 16. 1 Thlr.

Soldan, W. G., Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Thlr.

Strauß, V. v., Ein Obolus zur Philosophie der Geschichte. Hannover, Rümpler. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Waise von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfasser des „Schief-Levinche" und der „Luftschlösser" (Isaak Bernays). Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, K., Grabbe's Leben und Charakter. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Offener Brief eines Geistlichen an seine Tochter, die für ihn eine verlorene ist, seit sie der durch die herkömmliche Theologie verfälschten Religions-Anschauung sich zugewendet. Eine Warnungstafel für die Zeitgenossen. Hamburg, G. W. Niemeyer. 8. 4 Ngr.

Heinlein, H., Ein Reis in Sachsens Rautenkranz. Gedicht. Leipzig, C. L. Fritzsche. Hoch 4. 10 Ngr.

Napoleon III. und die gegenwärtige Weltkrisis. Leipzig, Remmelmann. 8. 12 Ngr.

Wer ist ein Jude? Gespräche zwischen einem Namens- und einem wahren Juden. Hamburg, Herold. Gr. 12. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 7.)

112. **Schoedler (F.)**, **Die Chemie der Gegenwart** in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der durch sein weitverbreitetes „**Buch der Natur**" so vortheilhaft bekannt gewordene Verfasser bietet in diesem Werk dem deutschen Publicum eine **populäre Darstellung des neuesten Zustandes der Chemie.** Bei der Wichtigkeit dieser Wissenschaft für alle Lebenskreise und bei der anerkannten Tüchtigkeit des Verfassers wird diese Schrift den Gebildeten aller Stände gewiß willkommen sein und sich bald in allen Familienbibliotheken einbürgern.

113. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Sechster Jahrgang. 12. 1855. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

I. Geschichte des Congresses von Verona. Von **A. F. H. Schaumann.** — II. Die neuern Forschungen über das alte Indien. Dargestellt von **A. Weber.** — III. Sir Frederick Adam. Ein Lebensbild aus neuester Zeit. Von **A. von Reumont.** — IV. England im Jahrzehnd 1830—40. Von **A. Schmidt.** — V. Persien seit dem Niedergang der Sefi. Von **K. F. Neumann.** — VI. Die orientalische Frage in ihrer Kindheit. Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von **J. W. Zinkeisen.**

Die erste und zweite Folge des **Historischen Taschenbuch** (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis fünfter Jahrgang (1850—54) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Strecker (A.), Das chemische Laboratorium der Universität Christiania und die darin ausgeführten chemischen Untersuchungen. 4. Christiania. 1854. 1 Thlr.

Dictionarium linguae Thai sive Siamensis, interpretatione latina, gallica et anglica illustratum auctore **J. B. Pallegoix.** Parisiis, 1854. 20 Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXV. (1853.) 8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1853. 8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1853. Folio. Roma. Pränumerationspreis 14 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch Nachträge bis Ende 1854.
2. **Catalogue de Livres au rabais**, qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig.**
3. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.
4. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen**, welche von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen sind. XIX — XXIV.

Preisermässigungen.

Nachstehende bei ***F. A. Brockhaus*** *in* ***Leipzig*** *erschienene Taschenbücher,* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

—— Jahrgänge 1837 und 1838. à **6 Ngr.**
Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* 6 Jahrgänge. 1837 — 42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**
I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Wohlfeile Zeitschriften.

Pfennig-Magazin für Kinder. Erster, zweiter, vierter, fünfter Band. 4. Jeder Band (1 Thlr.) 10 Ngr.

Sonntags-Magazin. Erster und zweiter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 8 Ngr.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Erster, zweiter, vierter, achter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 1 Thlr.

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das Wunder.

Eine Komödie in vier Akten

von

Rudolph Genée.

8. Eleg. geh. 20 Sgr.

Der Nordstern — L'Étoile du Nord

von **Meyerbeer.**

Oper in 3 Akten von *Scribe*, deutsch von *Rellstab.*

Vollständiger Clavierauszug mit deutschem und französischem Text 12 Thlr., für Piano allein $5\frac{1}{2}$ Thlr., für Piano zu 4 Händen arrangirt von Enke $8\frac{2}{3}$ Thlr., für Violinquartett 4 Lieferungen à $1\frac{1}{4}$ Thlr., für Flötenquartett 4 Lieferungen à $1\frac{1}{4}$ Thlr., für 2 Violinen 4 Lieferungen à $\frac{3}{4}$ Thlr., für Violine allein 4 Lieferungen à 20 Sgr., für 2 Flöten 4 Lieferungen à $\frac{3}{4}$ Thlr., für 1 Flöte 4 Lieferungen à $\frac{2}{3}$ Thlr. Partitur und Orchesterstimmen. Französisches und deutsches Textbuch à 10 Sgr.

Ouvertüre in allen Arrangements (auch für Piano zum Concertvortrag von Ehrlich, für 2 Pianos zu 8 Händen, für Orchester etc.), der beliebte *Walzer* in allen Arrangements und *24 Gesangsnummern* einzeln.

Compositionen über Lieblingsthemas des „*Nordstern*" für *Piano* von Billet, *Kullak*, Diabelli, Goldbeck, Lecarpentier, Ch. Voss, Oesten, Ch. Wehle, Musard, Haslinger, Conradi à 5—25 Sgr. *Compositionen* für *Violine* und *Piano* von Vieuxtemps und Kullak, von Leonard und Gregoir, von Dancla, von Louis à $\frac{5}{6}$—$1\frac{1}{3}$ Thlr. *Comp.* für *Violoncelle* mit Piano von Kummer, Ganz. *Comp.* für *Flöte* mit Piano von Remusat.

Durch alle solide Musikalienhandlungen zu haben.

In Paris ist die Oper bereits mit grösstem Beifall 100 Mal gegeben.

Verlag und Eigenthum der **Schlesinger**'schen Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilde (J. A.), **Lesebuch** für die Schulen Deutschlands. Zusammengestellt. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Diese zweite Auflage des anerkanntmaßen seinem Zweck vollständig entsprechenden Wilde'schen Lesebuchs kann allen Lehrern zur Einführung in Schulen angelegentlich empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 1. März 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue historische Dichtungen.

1. Johannes Huß. Ein Gedicht in neun Abtheilungen von H. Frantz. Schwelm, Scherz. 1854. 16. 1 Thlr.
2. Sickingen. Eine Landsknechtsgeschichte von Albert Lürcke. Berlin, Wohlgemuth. 1855. 32. 8 Ngr.
3. Historische Gedichte, Lebensskizzen und Naturbilder von Edwygrau. Frankfurt a. M., Kettembeil. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Die Gründung von Kloster-Neuburg. Ein Gedicht von Julius von der Traun. Leipzig, Herbig. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Jung Friedel der Spielmann. Ein lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts von August Becker. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr.

Die Geschichte ist gewiß schon durch die Größe ihrer Perspectiven und durch die Energie sittlicher Freiheit und Thatkraft, die sich in ihr offenbart, ein Verjüngungsquell für die Poesie, wenn diese durch die fortwährenden Congestionen der Empfindungen hektisch zu werden droht. Unsere Empfindungslyrik bietet einen allzu monotonen Anblick dar. Ueberdies reflectiren wir zu sehr in unsere Empfindungen hinein, sodaß ihr klarer Ausdruck fortwährend getrübt wird. Doch die Geschichte bedarf auch der poetischen Spiegelung; sie muß in die künstlerische Form hineingepaßt, von der Größe der Gesinnung und der Weltweite der Anschauung getragen, von den Schlacken particularistischer Elemente geläutert werden, um überhaupt im Reiche der Kunst Zulaß zu finden. Der Dichter muß den Instinct haben für das menschlich Bedeutsame, das er zur künstlerischen Freiheit loslöst. Es gibt keinen größern Misgriff, als uns die Geschichte ganz roh vorzusetzen und diesen stoffartigen Eindruck allein wirken zu lassen. Das Recept zu solchen Dichtungen ist sehr einfach. Man nimmt einen Abschnitt aus Becker's „Weltgeschichte", etwa Johannes Huß oder Johanna Gray, setzt einige eigene Betrachtungen und Empfindungen hinzu, schlägt das Ganze zu Phrasenschaum und bringt die Mischung in irgend eine metrische Terrine. So kann man mit Grazie in infinitum fortdichten und von Adam und Eva bis zur Belagerung von Sewastopol eine Weltgeschichte in Versen liefern, deren Bändezahl nicht abzusehen ist. Der Einzelne ist freilich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, aber es kommt dabei auch gar nicht auf die dichterische Individualität an. Das ist ein massenhaftes Produciren, und wenn es damit so fortgeht wie in jüngster Zeit, so wird es kaum eine Lücke in der Weltgeschichte geben, die nicht von den poetischen Schlafmützen deutscher Autoren ausgestopft ist. Die geschichtliche Treue wird freilich von diesen Poeten mit großer Aengstlichkeit gewahrt; aber das ist nur die Angst einer verzagten Talentlosigkeit, welche sich gleich zu verirren fürchtet, wenn sie nur einige Schritte vom geraden Wege abweicht; das ist nur der Mangel an jeder dichterischen Erfindungskraft, welche ihre schönsten Blüten nicht auf der breitgetretenen historischen Heerstraße pflückt. In der Empfindungslyrik kann sich eher ein Diminutivtalent mit seinen poetischen Nipptischfächelchen hervorwagen; die Geschichte erfodert stets einen großen gestaltungskräftigen Dichter, voll Weihe, Schwung und Energie in Gebilden und Gedanken. Sonst erhalten wir nur ein historisches Wachsfigurencabinet, und der Poet geht mit dem Stäbchen umher, zeigt und erläutert mit hochtrabenden eingelernten Worten, und die Gestalten mit den gläsernen Augen sehen uns leichenhaft an.

Von unsern geschichtlichen Dichtungen liefern die drei erstern nur Wachsfiguren, in den beiden letztern ist etwas frischeres poetisches Leben.

Wer sich über das Leben und Wirken des Johannes Huß näher unterrichten und es vorziehen sollte, die ge-

schichtlichen Belehrungen in Versen, mit Goldschnitt und in eleganter Miniaturausgabe zu erhalten, dem empfehlen wir das Gedicht von Frantz. Es ist durchaus vollständig; denn es beginnt auf der ersten Seite mit der Geburt des Helden und endet auf der letzten mit seinem Tode. Schon die erste Strophe zeigt, wie der Dichter an die geschichtlichen Daten erbauliche Betrachtungen anzuknüpfen weiß:

Wie mancher Mann, zum Werkzeug auserkoren —
Der Gnade wie des Zorns — in Gottes Hand,
War Johann Huß in Dunkelheit geboren,
Der Aeltern Name selbst wird nicht genannt.
Sein Vater, ein Holzträger, hat im Schweiß
Des Angesichts sein täglich Brot gegessen,
Und spärlich war dies Brot ihm zugemessen,
Und kärglich nährt' ihn seiner Hände Fleiß.
Die Armuth ist ein Fluch, der in den Röhren
Das Mark ausdorrt und Geist und Herz verheert,
Den Muth versehrt,
Wie loher Waldesbrand das Leben frißt der Föhren.

Man achte auf diese Strophe, welcher im vorletzten Vers der Athem ausgeht; sie verschnauft in einem Zweifüßler, um dann auf den letzten sechs Füßen sich gemüthlich auszutraben. In solchen Strophen ist das ganze Gedicht geschrieben. Aehnliche Reflexionen, wie hier über die Armuth, sind überall ausgestreut und gähnen uns auf jeder Seite entgegen, z. B.:

Der Beifall dieser Welt, wie bald zerronnen!
Und Ehr' und Ruhm, wie blüh'n sie kurze Zeit!
Du hast dir Gunst und Neigung schon gewonnen,
So naht schon gift'ge Misgunst, blasser Neid.

Die folgende Strophe klingt wie ein versificirtes Protokoll, und besonders der cäsurlose Sechsfüßler am Schluß macht einen überaus gewichtigen Eindruck:

Darauf besuchten Huß in seiner Zelle
Drei Commissarien, vom Concil ernannt,
Der Bischof von Lebus, der von Castelle,
Wie auch der Patriarch von Griechenland.
Die Drei erklärten, daß in ihrer Hand
Die Klagartikel, eidlich aufgenommen;
Doch zum Verhör ist's wieder nicht gekommen,
Denn Huß begehrte einen Rechtsbeistand,
Und das Concil entschied nach altem frommen
Gewohnheitsrecht: wer einer Ketzerei
Verdächtig sei,
Der dürfe keinen Rechtsbeistand gewährt bekommen.

Nach dieser Strophe sehen wir den Dichter aufathmen, die zerkaute Feder ausspritzen und die göttliche Muse preisen, welche ihm half, diese Ungethüme von Worten, die nach vorn und hinten ausschlagen, ins Strophenjoch zu spannen. Die „Klagartikel“ und „Rechtsbeistände“ aber sehen sich verwundert an und begreifen gar nicht, auf welchen Füßen sie laufen, da sie sich bisher noch nie vom metrischen Standpunkte aus betrachtet und über die Kürze oder Länge ihrer Silben gänzlich im Dunkeln lebten. Die geschichtliche Treue unsers Autors grenzt bisweilen ans Komische. So wird von Huß' Zurichtung zum Scheiterhaufen erzählt: Sieben Bischöfe nahmen ihn in Empfang; der erste nahm ihm den Kelch aus der Hand:

Die andern zieh'n das Kleid ihm aus; sie scheeren
Von seinem Haupt die Stelle der Tonsur;
Man glaubt die Spur
Der Salbung mit der Haut der Finger zu versehren.
Doch im Begriff, die Platte zu enthären,
Gerathen sie beinah' in großen Streit;
Die Frage, ob des Ketzers Haupt zu scheeren
Mit Messer oder Scheer', hat sie entzweit.

Bei dieser für den künftigen Exegeten schwierigen Stelle verliert der Dichter sogar die Klarheit, die ihn sonst überall begleitet. Er ist besser zu Hause in der juristischen und theologischen Terminologie als in den Kunstausdrücken der Friseurs, denn sonst würde er dem armen Märtyrer nicht eine ganze Stelle vom Kopf scheeren und dann sogar noch die Platte enthären lassen, ein Experiment, zu welchem selbst die neuesten orientalischen Enthaarungsmittel nicht ausreichen dürften; denn wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Die Metaphern in unserer Dichtung sind oft dem Thierreich entnommen. Illustrationen zu Raff's „Naturgeschichte“ enthält folgende Strophe:

Sie glichen nicht dem Löwen, der mit Toben
Nach jäh entriss'ner Beute rast und brüllt;
Sie wandten lammesfromm den Blick nach oben,
Gleich wie der Wolf, in Schafsgewand gehüllt,
Dem Füchslein gleich, das durch die Dämm'rung streicht rc.

Die Gesinnung, in welcher das ganze Werk gedichtet ist, mag lobenswerth sein; sie gibt sogar der letzten Strophe dichterischen Schwung und dichterische Färbung. Dennoch bleibt solche historische Holzschnittpoesie ohne alle Berechtigung. *)

In absichtlicher derber Holzschnittmanier ist die Landsknechtsgeschichte „Sickingen“ von Albert Türcke gehalten; aber der Standpunkt eines Landsknechts ist weder für die historische Auffassung des Helden noch für seine poetische Gestaltung ausreichend. Einzelne Striche sind recht markig und kräftig, selbst einzelne poetische Streiflichter fallen auf die im Ganzen rohen Bilder; doch entbehrt diese Volksthümlichkeit trotz ihres treuherzigen Anflugs zu sehr der künstlerischen Erhebung. Solche Verse und Constructionen wie:

Auch gab bald sunder Klage d'rauf,
Als wie ein müdes Kindlein nieder
Allmälig schlägt die Augenlider,
Sein' tapf're Seel' Herr Sicking' auf.

oder:

Der Herr im Himmel sei gepreist!

oder:

Womit die G'schicht dann schließen thut
Von deutscher Treu' und deutschem Muth
Von Sicking' und dem Landsknecht gut.

---

*) Wer sich über die Schicksale des Johann Huß im Zusammenhange unterrichten will, den verweisen wir, statt auf die oben besprochene Reimchronik, auf folgende vor kurzem herausgekommene Schrift: Johann Hus. Dargestellt von Gustav Adolf Lüders. Küstrin, Massule. 1854. 8. 1 Thlr.
Der Verfasser ließ sich durch die freundliche Aufnahme, welche seinen auf Veranlassung und Veranstaltung des küstriner Gustav-Adolf-Vereins gehaltenen Vorträgen über denselben Gegenstand zutheil wurde, zur Veröffentlichung seiner Arbeit bewegen. Der Ertrag ist zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins bestimmt. D. Red.

sind doch zu geschraubt und übellautend, um für ein musikalisch gebildetes Ohr erträglich zu sein. Doch als curiose poetische Kleinigkeit, als Rococoschnitzwerk ohne weitere Ansprüche kann man sich das Heftlein gefallen lassen.

Im gelehrten Format, etwa wie das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon", treten die „Historischen Gedichte" von Edwyngrau auf und wollen offenbar durch ihr eigenes Gewicht wirken, indem sie auf jede einschmeichelnde Miniaturelegan verzichten. Der Verleger schreibt statt des pseudonymen Verfassers die Vorrede. Herr G. F. Kettembeil theilt uns mit, „daß ihn die dichterische Weihe und wahrhaft religiöse Erhebung, von der diese Gedichte sämmtlich durchdrungen sind, so sehr angesprochen habe, daß er es nicht für unverdienstlich hielt, das deutsche Publicum mit diesem neuen reichbegabten Dichter bekannt zu machen". Auch deutet er an, daß eine den höhern Ständen angehörende oder wenigstens „eine in höhern Kreisen lebende Dame" (vielleicht eine Gouvernante?) diese Gedichte verfaßt habe. Herrn Kettembeil's Urtheil in Ehren — das Urtheil eines Verlegers ist sehr wichtig, mindestens für seine Kasse — können wir doch nicht ganz mit ihm übereinstimmen, obgleich die Spuren dichterischer Begabung unverkennbar hier und dort hervorleuchten. Das Ganze sind nur Studien in einer oft barocken Form, und man muß sich tüchtig durchs Gestrüpp hauen, ehe man eine poetische Lichtung findet.

„Lady Jane Gray", ein historisches Gemälde, eröffnet die Reihe der Dichtungen. Eine junge und schöne Königin, die hingerichtet wird, ist jedenfalls eine interessante Erscheinung. Lady Jane Gray ist daher öfter hingerichtet worden von ihren Poeten. Edwyngrau wagt sich noch ein mal an diesen Stoff, nachdem er in einem poetisch und rhythmisch stillosen Vorwort den leidenschaftlichen Wunsch ausgesprochen, ein Dichter zu sein, und damit dieser Wunsch desto eher vom gütigen Schicksal erfüllt werde, zugleich all das Gute und Liebenswürdige angeführt, was er dann als Poet singen würde. Unser optativer Dichter hat eine Eigenthümlichkeit, durch welche er sich von den Sangesgenossen unterscheidet. Er schickt jedem Gesang eine Fülle von Mottos voraus, die seine genaue Kenntniß der englischen Literatur bekunden und überdies für seine umfangreiche Belesenheit und vielseitige Bildung ein rühmliches Zeugniß ablegen. Das Schlimme dabei ist nur, daß der Gedankeninhalt der Gesänge durch die vorausgeschickten Mottos in erschöpfender Weise ausgesprochen wird, und daß hinter Shakspeare, Young u. A., hinter den mächtigen Tönen der Geistesgewaltigen Edwyngrau's eigenes Stimmchen spurlos zu verhallen droht. Die Geschichte von Jane Gray wird uns nun mit vollkommener Treue theils in vierfüßigen Trochäen, theils in Hexametern, theils in anapästischen Versmaßen, theils in Jamben, Daktylen oder gar in Distichen erzählt, in denen die Pentameter durch ihre vollkommene Cäsurlosigkeit einen befremdenden Eindruck machen. Was überhaupt die metrische Seite der Dichtung betrifft, so macht Edwyngrau von der Entdeckung, daß die deutsche Sprache keine quantitirende sei, eine extravagante Anwendung. Daktylen wie „Flügelthür'n", oder „Handschuh' nimm", „Frühlingskleid" oder ähnliche kolossale Molossen treten uns überall entgegen. Ein Beispiel dieser unscandirbaren Distichen, über welche sich der selige Manso im Grabe umdrehen würde, bieten folgende Verse:

Zitternd folgt nun das Weib dem Führer durch bogige Gänge,
Endlich halten sie ein; weit thun sich Flügelthür'n auf —
Und im glänzenden Saal gar finster und kalt sitzt die Kön'gin;
Bei ihr Gardiner steht und der Gesandte Renard.
Ihre Feder scheint stumpf von blutiger Arbeit geworden,
Just versagt sie den Strich zu fernerem Todesurtheil.

Hier läßt sich nicht einmal annäherungsweise die metrische Absicht des Verfassers errathen. Jedenfalls erspart dieser monströse Pentameter, dem die ganze Montur schief sitzt und alle Knöpfe am Rocke bammeln, die weitere Inspection seiner Kameraden. Die Metrik des Verfassers laborirt daran, daß ihm der Begriff eines Daktylus nicht klar geworden. Die Geschichte der Johanna Gray ist bekannt genug; neue Enthüllungen gibt der Verfasser nicht, etwa den volksthümlich gehaltenen Monolog des Henkers und den Gesang der Engel im Kerker ausgenommen. Das Andere verläuft so rührend wie möglich, hin und wieder nicht ohne poetischen Anflug und überraschenden Ausdruck wahrer Empfindung, aber durch die Formlosigkeit überall anstößig und unbefriedigend.

Die protestantische Gesinnung und aufgeklärte Frömmigkeit des Verfassers spricht sich in dieser Dichtung deutlich genug aus, noch deutlicher aber in der nächstfolgenden: „Der Renegat. Lebensskizze aus dem 19. Jahrhundert." Ein so moderner Stoff gibt über Dicht- und Denkweise stets die beste Aufklärung. Wir wollen daher den Inhalt des Gedichts angeben, wenn auch in etwas anderer Weise als der Autor selbst, welcher der Dichtung eine genaue Inhaltsangabe vorausschickt, die sich von den Streckversen des Gedichts selbst nur durch ihre Ungereimtheit unterscheidet. „Vorklänge aus dem 16. Jahrhundert" leiten die Dichtung mit einer Verherrlichung Martin Luther's ein. Daß Edwyngrau eine Dame ist, geht aus diesen Vorklängen deutlich hervor. Denn nachdem sie die mächtigen Wirkungen des reformatorischen Worts geschildert und sie näher „specificiren" will, ruft sie aus:

Das Weib legt die Hand dann auf's Herze
Und betet: „Herr, mach' mich so rein
Wie das unverfälschte Wort Luther's,
Mit der Wahrheit hellstrahlendem Schein."

Der Mann schlägt sich fest an den Busen
Und spricht: „O erforsche mich, Gott!
Das männliche Wort ew'ger Wahrheit
Zerschmett're Trug', Lüge und Spott!

Ein männlicher Autor hätte schwerlich zuerst die Wirkungen Luther's auf das Weib geschildert; nur die protestantische Begeisterung einer Frau dachte zuerst an sich selbst. Nach diesem „Prolog im Himmel" tritt unser „Faust" selbst auf, ein Theolog des 19. Jahrhun-

derts. Er beginnt mit einer Elegie über die geistige Verwirrung unserer Zeit, über ihren wilden Gedankenstrudel — doch er tröstet sich damit, daß er weder überspannt noch indifferent ist.

— Doch mein Gehirn durchzucken and're Wehen:
Ist es ein Wunder, wenn die heut'gen Zeiten
Den zweiten Faust in ihrem Schoose bergen?
Ich — zweiter Faust? — nein — trüg' ich mich doch selber.
Ich hasse dies Verlieren der Gedanken,
Das mich und And're in den Abgrund zöge.
Grund muß ich unter'n Geistesfüßen haben,
Damit sie nicht auf Wahneswogen schwanken.

So läuft er immer weiter auf seinen „Geistesfüßen", bis er anfängt, an Luther's Verdiensten zu zweifeln — was den Inhalt dieser zweiten Faustiade bildet. Er fragt:

Was hat der Aermste Gutes just verrichtet?
Zu dem ungläub'gen Philosophentreiben
Wär' ohne ihn vielleicht nie Bahn gebrochen!
Und Sitte, Glauben wäre nicht gesunken;
Ja, ohne ihn — — ha — schauerlich — mir grauet — — —

Die schauerlichen Gedankenstriche zeigen an, daß unser Faust sich jetzt darauf besinnt, der Zeitpunkt sei gekommen, wo „der Mond sein Licht verbergen" und die „Lampe schwinden" muß, um die nöthige Geistererscheinung vorzubereiten.

Der Wind heult drauß' — — — ich glaub', ich bin im Fieber,
Mein Haar sträubt sich — — — auf welchen Bahnen geh' ich? — —
Mein Auge düstert — wirr wird's mir im Haupte! —
Wer klopft da?!! — — Fort! — — bleibt draußen, sag' ich — Himmel!

Es erscheint also ein Geist, an dessen ganzem Benehmen man bald entdeckt, daß er „in höhern Kreisen" lebt und sich einer guten Erziehung erfreut; denn ein Geist, der „anklopft", ehe er hereintritt, um nicht zu sehr in Schrecken zu versetzen, hat offenbar Alberti's „Complimentirbuch" studirt und keine Gemeinschaft mit den geharnischten Geistern Shakspeare's oder dem Erdgeist Goethe's, die durch die Winde kommen oder aus dem Boden aufsteigen, was freilich im civilisirten 19. Jahrhundert seine Schwierigkeiten hat. Und welcher Geist könnte einem aufgeklärten protestantischen Theologen erscheinen? Vielleicht der Geist Luther's oder Melanchthon's oder Hengstenberg's? O nein, „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", ihm erscheint der Geist seiner verstorbenen Braut. Für arme Theologen, die keine Stelle finden können, pflegt dieser Geist bei Lebzeiten ein Quälgeist zu sein; die arme „Klotilde" sucht indeß nach dem Tode den Zweifelnden zu beruhigen, zu versöhnen. Sie singt ihm etwas vor:

O Zweifel,
Du Teufel,
Was schleichst du um das Herz? — —
Nahen Zweifel auch unzählig,
O selig, selig, selig
Wird das Besiegen sein.

Alles vergebens! Der Unglückliche zweifelt fort, nachdem er die „entnervten Arme" nach ihr ausgestreckt. Wir sehen also, unser armer Renegat ist durch seine aufreibenden Zweifel „entnervt" und fleischlos geworden, was weder einem Friedrich von Gentz noch einem Friedrich von Schlegel passirt ist. Ich weiß nicht, wie es kommt, dies arme kleine Wort „entnervt" flößt eine Theilnahme für den Zweifler ein, welche seine Reflexionen nicht zu erwerben verstehen.

O Mannesstärke, Ironie im Leben,
Wort, das sein ganzes Selbst kalt parodirt —

Das ist die Rache für Shakspeare's „Frailty, thy name is woman!" Wer zweifelt noch, daß Edwyngrau eine Dame ist? Kaum hat indeß der Theolog des 19. Jahrhunderts an der Mannesstärke gezweifelt, so erscheint der Geist wieder, diesmal ohne anzuklopfen, und belehrt ihn, daß nur Demuth Stärke gibt. Das ruft in unserm Helden wieder eine lebhafte Opposition hervor, die nur dadurch beschwichtigt wird, daß er sich das Bild seiner Klotilde in einer langen Antistrophe ausmalt. Dabei vergißt er seinen Uebergang zum Katholicismus so gänzlich, daß er anfängt, sich mit Heirathsgedanken zu beschäftigen.

Doch „Keine find' ich, die dir Engel gliche".
Die Einen, mit der Tünche der Verbildung
Ekel bestrichen, widern an den Willen.
Die Andern mit dem hausback'nen Verstande
Befried'gen ärmlich nur des Leibs Bedürfniß.

Für diese Wunden gibt nur die Kirche Balsam, heißt es dann weiter.

Luther'sche Kirche, kalter, ernster Glaube!
Fast sollte man sich Romas Mutterkirche,
Die glühend auf die Phantasie einwirket,
Zurücke wünschen!

Diese allzu bescheidene Wendung, die selbst einen „Wunsch" noch mit einem „fast" einführt, läßt nicht vermuthen, welche Katastrophe in ihrem Schoose schlummert; denn nun geht es plötzlich mit Siebenmeilenstiefeln zum Ziele, indem sich unmittelbar an den schüchternen Stoßseufzer die Verse anschließen:

Der Luther'sche Glaube
Läßt kalt mich — und ich dürste nach der Wärme —
Ich lasse dich! wohlan, ich bin entschlossen! —
Empfange deinen Sohn, Roms Mutterkirche!

Nun erscheint aber der Geist „mit thränengefurchtem Antlitz" und hält ihm eine Strafpredigt über den Wankelmuth. Der Theolog ist zwar „durch das schöne gramgefurchte Antlitz" gerührt, verbittet sich aber doch jeden fernern Besuch mit einem höchst schlagenden Grunde:

Kehre nicht wieder, du bist ja gestorben!

Noch schlagender ist aber folgende Argumentation:

Ich will dich fliehen, muß dein Bild ertränken;
Denn And're müssen diesen Geist beseelen.
Sichtbares muß, Sichtbares will ich haben —

als ob ihm die arme Klotilde mit ihrem thränengefurchten Antlitz nicht sichtbar gewesen wäre! Wie kann ein Theolog seine arme verstorbene Braut, die sich die Mühe gegeben hat, ihm unter so erschwerenden Umständen sichtbar zu werden, mit so bitterm Hohne kränken? Sie kommt indeß noch ein mal wieder:

O Schmerzen
Im Herzen,
Wenn, was wir liebten, uns verstößt.
Der trübe Arme
In bitt'rem Harme
Von reinem heil'gen Glück entblößt,

Phantastisch,
Sarkastisch
Sagt er vom treuen Brauch sich los,
Wird sich erst zum Sklav' erniedern
Und sich später selbst anwidern:
Vor sich selbst steht er ja bloß.

Nach diesem Monolog, der von metaphorischen Nuditäten wimmelt, nimmt die Braut Abschied von ihrem sarkastischen Bräutigam, und gutmüthig, wie verstorbene Bräute zu sein pflegen, gibt sie ihm noch einen Glückwunsch mit auf den Weg. Leider hilft das nicht viel; denn aus dem Epilog, der einige Jahre später spielt, erfahren wir, daß ihm sein Renegatenthum weniger gut bekommen ist als einigen deutschen Romantikern:

O könnt' ich doch erblassen!
Hast, Hölle, du nicht Rath?
Ich muß mich selber hassen!
Ich heiße — — — Renegat!

Nach dieser ausführlichen Berücksichtigung des zweiten Faust können wir „Die Nonne im irischen Kloster" ihren Gedanken und Phantasien überlassen, von denen wir nur zwei hervorheben, zunächst ihre Ergebung in den geheimnißvollen Rathschluß Gottes in Betreff der Fledermäuse:

Die Fledermäuse fliegen; die Gesellschaft
Gefällt mir nicht; doch Gott hat sie erschaffen —
Und nicht umsonst — das wolle mir genügen.

und dann folgende rebusartige Sentenz:

O wenn sich mit der echten Poesie
Solide Kräfte des Verstandes einen,
So fehlt trotz Einsamkeit nie Sympathie,
Und uns're Augen hören auf zu weinen.

Daß die Verfasserin diese „soliden Kräfte des Verstandes" besitzt, zeigt die verhälnißmäßig beste Dichtung: „Anna von Kleve", ein historisches Gemälde. Diese Prinzessin Anna von Kleve wird durch eine Intrigue Thomas Cromwell's und durch ein Schmeichelbild, das der Maler Holbein von ihr entwirft, mit dem königlichen Blaubart Heinrich VIII. von England getraut. Ueber die Motive des intriganten Cromwell gibt uns nur der folgende Monolog eine diplomatisch-geheimnißvolle Aufklärung:

Thomas Cromwell, Graf von Essex,
Lehnt am marmornen Kamine;
In politischem Getriebe
Wälzen sich in seinem Geiste,
Wie in einem guten Uhrwerk,
Diplomatische Gedanken.
Halblaut spricht er mit sich selber:
„England — Kleve — Reformirung —
Schutz nach innen und nach außen —
Wicht'ge Gründe — Staateneinheit —
So — Verträge und Contracte."

Anna von Kleve erfreut sich nun einer soliden Häßlichkeit. Heinrich VIII. ist bitter enttäuscht, als er das Original mit Holbein's Copie vergleicht. Er tröstet sich indeß bald durch den Umgang mit dem Hoffräulein Katharina Howard, läßt sich von der ihm angemalten und angetrauten Gattin scheiden und heirathet die Katharina. Anna tröstet sich mit gesunder, religiöser Resignation. Das Ganze ist eine Theodicee der Häßlichkeit. Denn als Anna eines Tags mit Gobelinstich eine reiche perlstrahlende Arbeit durchstickt hat und anfängt in ihren Büchern zu lesen, erfährt sie die Schreckenskunde, daß die neue Königin Katharina auf offenem Markte hingerichtet worden. Besser häßlich und geschieden als schön und hingerichtet!

Was uns bei dieser Dichtung anspricht, ist ein oft naiver und ungenirter Ton, ein Reichthum an kleinen materiellen Zügen, die oft wirklich humoristisch sind und für die wir gern die langweiligen erbaulichen Betrachtungen in den Kauf geben. Die Schilderung Englands durch den Maler Holbein hat, trotz der oft holperigen Verse, poetischen Reiz, wie überhaupt Edwyngrau in England zu Hause ist und sich an britischer Poesie genährt hat. Das deutsche „Maßliebchen" Anna ist von Holbein porträtirt; die Ehrenfräulein drängen sich mit ihrer Kritik heran:

Und näher trat ein zimperliches Fräulein
Mit blondem Haar und hellem, großem Aug',
Ein echter Backfisch — — doch nicht gar gebacken.
Sie blinzelt mit gezwängtem Augenlid,
Streicht zwei mal langsam über ihre Haare,
Dann spitzt sie leicht den aufgeworf'nen Mund,
Die weiße Haut zieht sich in kleine Falten,
Und gleich dem jungen dürstenden Kameel
Streckt sie den von Natur schon langen Hals u. s. w.

Die Begegnung des Königs mit seiner Braut ist ebenfalls echt humoristisch geschildert:

Doch die Thüre ward geschlossen.
Anna steht im reichen Zimmer,
Sie ist's selbst — er muß sie kennen,
Hat er doch ihr Bild gesehen.
Doch er steht wie festgemauert,
Starrt in grobe, breite Züge,
Die fremdartig, unbehaglich
Jenem süßen Bilde gleichen,
Das durch Cromwell er erhalten
Und das er so oft bewundert.
Schwerfällig und langsam geht sie,
Sieht umher mit stillem Lächeln,
Spricht dann ohne jeden Wohlklang
Wen'ge fremde, rauhe Worte,
Streckt am wärmenden Kamine
Sich bequem auf einen Stuhl hin,
Und zwei ungeheure Füße
Dehnen sich so wohlbehaglich,
Daß der König unwillkürlich
Seine eig'nen vorwärts strecket,
Die in schweigender Betrachtung
Im Vergleich ihm klein erscheinen.

Diese realistischen Züge sind ganz gut angebracht. Ebenso ist Heinrich VIII. in seinem Behaben mit Katharina Howard anschaulich geschildert. Wir sehen den fetten, alten König, der die Abendluft und die Themsenebel nicht mehr vertragen kann, und die kokette Schön-

heit, welche „mit den schneeigweißen Fingerspitzen" Trauben auf die Purpurlippen drückt.

Die übrigen Gedichte sind von geringer Bedeutung. Die Frauenbilder, keine Galerie Heine'scher Salonschönheiten, sind zu sentimental verblaßt; in den „Amerikanischen Bildern" spukt „Onkel Tom"; die Naturbilder sind zu kühn und formlos. Das ganze Werk ist „Frauen aus den höhern Lebenskreisen" zu empfehlen, die eine behagliche Sittlichkeit und Religiosität lieben, unter der Voraussetzung, daß sie es mit der Metrik nicht zu genau nehmen und auch nicht ärgerlich werden, wenn ihnen ein Gedanke, der ihnen aus den „Stunden der Andacht" bereits bekannt ist, in jedem Versmaß wieder begegnet.

„Die Gründung von Kloster-Neuburg" ist eigentlich ein dramatisches Gedicht aus der östreichischen Geschichte. Der Verfasser beklagt sich in der Vorrede, daß die „Babenberger" biejetzt so wenig von der Kunst berücksichtigt worden sind, und sucht diesem Mangel durch sein Gedicht abzuhelfen. Das Interesse dieser Dichtung concentrirt sich indeß um den Kampf zwischen dem greisen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohne, der mit einzelnen dramatisch kräftigen Zügen gezeichnet ist, während der babenberger Held Leopold nur eine passive, im Ganzen klägliche Rolle spielt. Die tragische Collision, in welcher er sich befindet, wird uns vom Verfasser gar nicht mit dramatischer Schärfe klar gemacht. So mangelhaft das Werk in dramatischer Beziehung ist, so hat es doch einzelne poetische Schönheiten, die allerdings in ihrer Art und Weise der östreichischen Dichterschule angehören. Hr. von der Traun theilt uns in der Vorrede mit, daß er einen ganzen Cyklus von babenberger Tragödien zutage fördern wird. Dann beklagt er sich über Heinrich Laube:

> In dieser Richtung könnte freilich die Leitung der ersten Bühne Oestreichs, in wahrhaft künstlerischer und vaterländischer Richtung wirkend, die folgenreichste Unterstützung bieten. Doch haben uns vielfache Erfahrungen belehrt, daß von dieser Seite nichts zu hoffen ist, ja daß es den Anschein hat, als wäre dort der Grundsatz beliebt worden, das höhere Drama, wenn es aus der Feder eines Oestreichers geflossen ist, beharrlich unter Anwendung stereotyper Phrasen wegzuweisen. So viel ist gewiß, daß durch Persönlichkeiten, die ebenso wenig unter Apollo's als unter Oestreichs Söhne zählen, die Zeichen des Handwerks statt der Symbole der Kunst auf mit früherm Ruhme bedeckte Fahnen gesetzt worden sind. Und so ist thatsächlich für die dramatische Dichtkunst eine Epoche eingetreten, ganz gleich derjenigen, welche die lyrische Dichtkunst damals erlebte, als das Lied aus dem Herzen der Minnesänger in die Hände der Schuster, Seifensieder, Küper und anderer ehrlicher Handwerker, in die Hände der zunftmäßigen Meistersänger überging.

Zu welchen Resultaten ein Dichter kommt, dessen Stücke zur Aufführung nicht angenommen werden! Unser Sohn Apollo's und Oestreichs bricht gleich über die ganze Epoche unserer dramatischen Dichtkunst den Stab, weil Heinrich Laube von seinen Babenbergern nichts wissen will. Auf der andern Seite wird dieser Autor von Norddeutschland aus angegriffen, daß er die östreichischen „romantischen" Poeten auf Unkosten der „modernen" Dichter protegire. Es wird ihm deshalb wol nichts Anderes übrigbleiben, als wie bisher seiner eigenen resoluten Einsicht zu folgen, wenn er nicht, wie jener Mann der Fabel, den Esel auf den Rücken nehmen will. Uebrigens verstanden die Minnesänger noch weniger von dramatischer Composition als ihre modernen Nachfolger, während die geschmähten Meistersänger sich zuerst dem Drama und der Bühne zuwendeten.

„Jungfriedel der Spielmann" ist Minnesänger und Meistersänger zugleich; er zieht durch die Lande mit seiner Fiedel, und Alles, was ihm begegnet, wird ein Liedel. Dies lyrisch-epische Gedicht ist weniger historisch als culturhistorisch und führt uns in alle Kreise des deutschen Volkslebens. Der Bauernstand, der Bürgerstand, der Kriegerstand, die Ritter, Kaiser und Hof werden uns vorgeführt und mit allen ihren Interessen durchgesungen. Die epische Handlung ist sehr dürftig, besonders für die ausnehmende Breite des Gedichts; sie gibt nur den Faden für die Perlen einer volksthümlichen Liederpoesie, die sich daran reihen. Der Stil der Dichtung ist einfach, oft anmuthig, oft trivial, im Ganzen aber zu seicht für ein so umfangreiches Werk. Die Lieder sind meistens sangbar, oft ganz niedlich; aber „Des Knaben Wunderhorn" tönt jeden Augenblick aus ihnen hervor und mit ihm die ganze unreife Poesie der Naturlaute. Eine Kritik läßt sich über das Werk weiter nicht schreiben. Freunde der sogenannten Volkspoesie werden sich an manchem frischen Klang gesunder Empfindung, an mancher gelungenen Schilderung, an manchem lieblichen Genrebild erbauen und sich auch durch die Längen und Wiederholungen nicht abschrecken lassen, auf diesen Oasen auszuruhen. Andere, die weniger Geduld haben, werden die unermüdliche Geige Jungfriedel's lange vor dem Schlusse des Werks beiseite werfen und dem harmlosen Jungen im Uebrigen glückliche Wanderschaft wünschen. Denn eine Poesie ohne Gedankeninhalt ist mit ihren süßen lyrischen Baisers nicht auf die Länge zu ertragen. Der Hauch der Empfindung ist recht kühl und erquickend, wenn er uns aus dem Schoos der Natur entgegenweht; doch er wird lästig, wenn er künstlich wie durch einen Fächer erzeugt wird, der uns fortwährend ins Gesicht und um die Ohren geschwenkt wird.

Rudolf Gottschall.

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius).

Erlebnisse eines Schuldenbauers. Von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer. 1854. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Dies Buch zeigt die alten Tugenden und alten Fehler des unerschöpflichen Bitzius im alten vollen Maße. Er bleibt sich immer gleich, und wenn man sein neuestes Werk liest, so hat man nicht mehr noch weniger als bei dem frühesten seiner Bücher. Es ist aber ein mächtiger Beweis von der Echtheit und Dauerbarkeit der Gotthelf'schen Muse, daß trotz aller Wiederholung, aller Einseitigkeit und Eintönigkeit man seine Werke, seien

sie noch so breit und geschwätzig, immer mit der alten Lust fortließt; sie werden mit Ausnahme einzelner wirklich kopfloser Tiraden (welche von dem sophistischen Tendenzfanatismus herrühren) nie langweilig, weil die Natur und die wahre Poesie selbst eben nie langweilig werden. Die ethische und politische Grundlage, auf welcher auch dies Buch aufgebaut ist, ist falsch und gedankenlos, da sich wieder die Frage um den irdischen Besitz mit christlichen Redensarten und mit der Verleumdung der Liberalen verbindet. Doch eigentlich gedankenlos nicht, denn es ist ein tiefgreifender Parteikunstgriff Gotthelf's, daß er in das leichte Geplänkel seiner frömmelnden und conservativen Schnurren und Ungezogenheiten immer diesen schweren Klotz des materiellen Besitzes, der Scholle und des Thalers hüllt: dieser ist es, welcher auf den Bauersmann wirkt, die wahre christliche Seligkeit der Gemeinde und ihres Herrn Pfarrers. Sieht man von diesem unsittlichen Parteikniff ab, welcher die Grundlage bildet, so wird die üble Absicht sogleich im Einzelnen zur trefflichsten und wahrsten Ausführung; Werth und Heiligkeit von Arbeit, Ordnung und Ausdauer, den Haupttugenden der Ackerbauer, werden so dichterisch verklärt, wie wir es nur in wenigen besten Werken der ganzen Literatur finden können, und vorzüglich die Ehe, das Zusammenleben und Wirken von Mann und Frau, ihr gemeinschaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen und Genießen weiß Gotthelf mit unübertrefflichem Reize zu schildern.

Auch in den „Erlebnissen eines Schuldenbauers" ist wieder solch ein trefflich gezeichnetes Ehepaar in dem Aufbau seiner irdischen Welt, seines leiblichen Glücks mit jener Bedeutung und Schönheit geschildert, welche jüngst Hermann Hettner mit Recht als den Schwerpunkt in Defoe's Urbild des „Robinson" und als den ersten Reiz aller Robinsonaden nachgewiesen hat. Schon „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter" besitzt seinen Hauptreiz in diesem Schauspiele, welches uns das Entstehen, Anwachsen und Gedeihen einer Familienexistenz fast aus dem Nichts unter günstigen und schlimmen Einflüssen vorführt, und das sichtliche Gelingen der Arbeit im unmittelbaren Boden, die sich sammelnden Vorräthe, der schließliche Besitz eines wohlbestandenen, in allen Ecken belebten und angefüllten Bauernhofs verursachen dem Leser das gleiche ursprüngliche Behagen wie jenes glückliche Gedeihen der Robinsone. Im „Schuldenbauer" ist wieder der ganz gleiche Vorgang, indem ein Knecht und eine Magd sich heirathen und von unten auf anfangen, jedes mit einem individuellen hinzugebrachten Charakter; allein der Verlauf ist ein verschiedener, indem der Verfasser hier zeigen wollte, wie sich die Kenntniß und Liebe der Arbeit und Ordnung — welche nichts weiter will und zu müssen glaubt, als sich selbst genügen und ehrlich durch sich selbst bestehen, welche nicht begreifen kann, wie sie dabei nicht bestehen sollte, während ein Anderer, der nichts thut und eigentlich auch nichts versteht, den Gewinn davon hat durch ganz einfältig und thöricht scheinenden Schwindel — zu eben diesem Schwindel, d. h. zur Speculation mit müßigen Händen, verhält. Der Bauer arbeitet mit seiner Frau, ist betriebsam, kenntnißreich und fleißig von früh bis spät, Alles gelingt ihm, aber nicht für ihn, sondern für die Güterkäufer, Agenten, Speculanten und Hallunken, in deren Händen er ist und welche alle Radicale und liberale Lumpe sind, bis ein alter adeliger Grundbesitzer und Patricier ihn rettet. Die wilden Bestien und Kannibalen, mit welchen Robinson sich herumschlägt, sind hier die civilisirten Menschen, die Elemente die Menschenkniffe und gesellschaftlichen Verhältnisse und das Schauspiel mitten im alten Festlande, in der alten Republik Bern das gleiche wie auf jener Insel des Weltmeers, bis auf die innere Moral, durch welche Gotthelf's Schriften zu großartigen Parteipamphleten werden.

„Das Buch Hiob" bestreitet in seinem prachtvollen und majestätischen Rhythmus und dialektischen Wogenschlag den althebräischen Glaubenssatz, daß Gott ausschließlich und zum Kennzeichen die Rechtschaffenen, Frommen auf Erden glücklich mache und mit Besitz und leiblichem Gedeihen ausdrücklich vor den Schlechten auszeichne, welchen es auch schlecht ergehe. Alle Gotthelf'schen Werke nehmen eben diesen Mosaischen Glaubenssatz in ihrem Kerne gegen das tapfere „Buch Hiob" in Schutz mit einer kleinen Modification. Nach ihnen sind alle Frommen und Gerechten entweder schon mit Wohlstand und Glück gesegnet und sind zugleich gut conservativ, oder sie verdienen es zu werden, und es ist ersichtlich, daß dies Gottes Absicht ist; aber die Schlechten, die Sünder, die Lumpenhunde, welche alle liberal, aufgeklärt, zugleich aber höchst miserabel, ärmlich, bettelhaft und unglücklich sind, hindern die conservativen Gerechten an ihrem irdischen Floriren und bringen sie fortwährend um das Ihrige. Während also die drei zänkischen und kritischen Freunde im „Buch Hiob" diesen grausamerweise damit trösten wollen, daß er schlechtweg an seinem Unglücke als Lump und Sünder zu erkennen sei, gibt die linnengeschürzte Muse Gotthelf's zu, daß allerdings auch der Gerechte zuweilen unglücklich sein könne, daß aber hieran nur die Aufgeklärten und Liberalen schuld seien. Sehen wir ab von dieser Modification, welche wir mit der apokryphischen Einmischung des Teufels im „Hiob" vergleichen können, so stellen Bitzius' Werke vollkommen ein umgekehrtes „Buch Hiob" dar, worin die drei streitenden Freunde mit ihrer Kritik Recht behalten, und zwar zu dem Zwecke, die liberale Hälfte der specifisch bernerischen Bevölkerung mit ihren Führern zu verdammen und zu stempeln. Aber der Weg, auf welchem der Dichter an dies komische kleine Zielchen gelangt, ist ein so schöner und reicher, daß er ein Genuß und Gewinn für uns Alle ist, und darum sei ihm verziehen.

Seit obige Zeilen geschrieben sind, ist die unerwartete Nachricht von dem schnellen Tode Jeremias Gotthelf's (22. Oct. 1854) eingetroffen. Obgleich wir die aufrichtigste Theilnahme empfinden an diesem unersetzlichen Verluste und obschon man über einen Todten anders spricht wie über

den rüstig Lebenden, so mag doch obige Expectoration unverändert stehen bleiben, da das Buch, gegen welches sie zum Theil gerichtet ist, mit seiner vehementen, muntern Polemik ja auch noch da ist und vermöge seiner Vorzüge wol länger bestehen wird als unsere flüchtigen Tadelzeilen. Wer sich bewußt ist, unparteiisch zu sein, der braucht weder gegen Todte noch gegen Lebende eine wohlfeile Pietät hervorzukehren.

Einen Nekrolog können und wollen wir nicht schreiben, da uns dies nicht zukommt. Alles was wir von dem äußern Leben des verstorbenen Dichters wissen, ist, daß er am 4. October 1797 geboren, Theologie studirte und in der Gemeinde Lützelflüh in seinem Heimatcanton Bern als Pfarrer lebte*); daß er erst gegen sein vierzigstes Jahr hin als Schriftsteller auftrat, aber dann eine solche Bedeutung gewann, daß sein berliner Verleger ihm schon vor einiger Zeit 10,000 Thaler für das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Werke anbot, nach seinem Tode aber seiner Witwe, wie wir hören, eine große süddeutsche Buchhandlung sogar 50,000 Gulden für das gleiche Recht.

Dagegen wollen wir versuchen, noch ein mal den Gesammteindruck zusammenzufassen, welchen Gotthelf und sein Wirken auf uns machte, und da müssen wir sogleich bekennen, daß er ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte. Jeder, der noch gut und recht zu lesen versteht und nicht zu der leider gerade jetzt so großen Zahl Derer gehört, die nicht einmal mehr richtig lesen können vor lauter Alexandrinerthum und oft das Gegentheil von Dem herauslesen, was in einem Buche steht, wird dies zugeben müssen. Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Copisten der Natur, bald Dies, bald Das, immer in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wol mögen Dickens und Andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Thun sein: die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Alterthum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht Keiner. In jeder Erzählung Gotthelf's liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea", aber in keiner nimmt er auch nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. Und hierin liegt die andere Seite seines Wesens. Kein bekannter Dichter oder Schriftsteller lebt gegenwärtig, welcher so sein Licht unter den Scheffel stellt und in solchem Maße Das verachtet, was man Technik, Kritik, Literaturgeschichte, Aesthetik, kurz Rechenschaft von seinem Thun und Lassen nennt in künstlerischer Beziehung. Und wenn wir uns nicht gänzlich irren, so liegt der Grund dieser seltsamen widerspruchsvollen Erscheinung weniger in einem unglückseligen Cynismus als in der religiösen Weltanschauung des Verstorbenen. In der That scheint es mehr eine Art ascetischer Demuth und Entsagung gewesen zu sein, welche die weltliche äußere Kunstmäßigkeit und Zierde verachten ließ, ein herber puritanischer Barbarismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf. Es hängt damit zusammen, daß er nie die geringste Concession machte an die Allgemeingenießbarkeit und seine Werke unverwüstlich in dem Dialekte und Witze schrieb, welcher nur in dem engen alemannischen Gebiete ganz genossen werden kann. Er schien nichts davon nehmen noch hinzuthun zu wollen zu Dem, was ihm sein Gott gegeben hatte, und alles künstlerische Bestreben für eine weltliche Zuthat zu halten, welche weniger in die Kirche als vor die heidnische Orchestra führe. Aber der gleiche Gott, der den Menschen die Poesie gab, gab ihnen ohne Zweifel auch den künstlerischen Trieb und das Bedürfniß der Vollendung, und wenn er schon in der Blume, die er zunächst selbst machte, Symmetrie und Wohlgeruch liebt, warum sollte er sie nicht auch im Menschenwerke lieben? Da müssen wir jene katholischen Dichter loben, welche ihren geistlichen Dichtwerken alle erdenkliche irdische Liebenswürdigkeit zu verleihen suchten ad majorem dei gloriam!

Es wäre hier noch auszuführen, wie diese übelangebrachte Ascese doch nur zum Theil der Grund von Gotthelf's äußerer Formlosigkeit gewesen, wie dieser Grund sich vervollständigte in einer nicht durchgebildeten, kurzathmigen Weltanschauung, insofern diese unser heutiges Thun und Lassen betrifft; wie aus diesem mangelhaften, vernagelten Bewußtsein von selbst ein mangelhaftes Formgefühl hervorgehen muß, da wir heutzutage zu tief mitleidend darin sterben, als daß ein schiefes und widersprechendes ethisch-politisches Princip nicht auf alle geistige Thätigkeit einwirken sollte. Es wäre ferner auszuführen, inwiefern manche der Uebelstände, welche Gotthelf der Zeit zuschrieb, allerdings in dieser vorhanden sind, wie aber gerade die Ungeheuerlichkeiten und Auswüchse, welche er in allen seinen Schriften als das Unglück des Bernervolks und als Liberalismus zeichnet, nicht sowol die Kennzeichen und Attribute des Liberalismus als eben die Art und Weise sind, wie das kräftige, derbe, aber etwas ungeschickte Bernervolk in seinem Parteileben den Liberalismus handhabte, verfocht und bekämpfte; wie also in dem Umstande, daß Gotthelf dies nicht auseinanderzuhalten wußte, der Zeit zuschrieb, was im gährenden und ringenden Charakter gerade seines auserwählten Volks lag, und daß er neulich noch zu den leidenschaftlichen Gegnern der sogenannten Fusion gehörte, d. h. der wahrhaft bewußten und im antiken Sinne tugendhaften Versöhnungsbewegung der bernischen Parteien,

*) Nähere Angaben über das Leben und die Schriften des Verstorbenen, nach dem von ihm selbst gelieferten Material bearbeitet, findet man in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" in dem ihn betreffenden Artikel. D. Red.

welche in jedem Falle ein großer Fortschritt im dialektischen Parteileben der Schweizer ist; wie also in allem Diesem der beste Beweis liegt, daß Gotthelf als Seher und Dichter nicht über den Gegensätzen stand, sondern tief in ihnen und unter ihnen steckte, dies Alles wäre zu lehrreichem Beispiel zu untersuchen; aber in diesen Dingen wollen wir dem geehrten Todten das letzte Wort lassen.

Wir können dies um so eher thun, als Jeremias Gotthelf bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reactionär im schlechtern Sinne des Worts und mit allen gangbaren Nebenbedeutungen war. Trotzdem er in seinem Genie und in seiner gewonnenen Verbreitung die besten Mittel dazu hatte, that er nie den unschuldigsten Schritt, jenen schlechten Kreisen der großen Welt, welche für so viele literarische Reactionärlinge die Lebensluft liefern, entgegenzukommen; keinen einzigen derben oder unästhetischen Ausdruck strich er, um sich für den Salon der hochmögenden Residenzdame möglicher zu machen; nie schielte er mit servilem Blicke nach fremder Gunst und nie verleugnete er seinen angeborenen Republikanismus und das Schweizerthum, welches er meinte, und nie lobte er Anderes auf dessen Kosten. Was er sündigte, sündigte er vollständig en famille und mit dem Wahlspruch: Euch Andern geht es nichts an!

Er monärchelte nicht, er katholisirte nicht, jesuiterte nicht, pietisterte nicht (denn sein Frömmeln war wieder etwas Anderes und ungleich Frischeres und Reineres, gewissermaßen etwas handwerklich Praktisches), er brummte und grunzte manchmal, aber er pfiff und näselte nie.

Sehen wir nun davon ab, daß seine Werke für ihr ganzes Dialektgebiet eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens bleiben und durch zweckmäßige Anwendung und Uebertragung, welche die Zeit früher oder später erlauben wird, auch für die weitesten Grenzen sein werden, betrachten wir dagegen, was dieselben uns Literaturmenschen insbesondere für ein bleibendes Gut darbieten, so dürfen wir uns freudig sagen, daß wir daran ein ganz solides und werthvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung; denn nichts Geringeres haben wir daran als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffs, wie er dem Menschengeschlechte angeboren und nicht angeschustert ist, und gegenüber diesem positiven Gute das negative solcher Mängel, welche in der Leidenschaft, im tiefern Volksgeschick wurzeln und in ihrem charakteristischen Hervorragen neben den Vorzügen von selbst in die Augen springen und so mit diesen zusammen uns recht eigentlich und lebendig predigen, was wir thun und lassen sollen, viel mehr als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens.

Um anzudeuten, was wir mit der Bezeichnung eines großen epischen Talents oder, wie man will, Genies eigentlich verstehen, mögen hier statt einer theoretischen Abhandlung nur ein paar empirische Aphorismen stehen. Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der registrirten Schilderung und der Geschichte hin- und hergeschoben zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende ineinander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den düsseldorfer oder Adalbert Stifter'schen Malermitteln (welche uns andern Allen mehr oder weniger ankleben und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen), und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Thäler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe hereinziehen. Und wo er das Naturereigniß an sich selbst zum Gegenstande epischer Dichtung macht, wie in der „Wassernoth im Emmenthal", da wird es zur lebendigen Person und in seinem gewaltigen Einherbrausen eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht, sowie überhaupt dies kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein zu nennen ist für unsere heutigen Pfuscher und Producenten aller Art; denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffs selbst mit trefflich eingestreutem sachgemäßen Humor, und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum classischen, mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es und man wird uns Recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma.

Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Hausthiere, der fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Trinkens weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen sattsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen.

Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen thun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rath, Hülfe in der Noth oder Theilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert.

Ueberhaupt ist es der seltene Vorzug unsers Mannes, daß er seinen Stoff immer erschöpft und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung zu krönen versteht, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglichen, beseligenden Tiefe, daß sie mit der Erkennungsscene zwischen Odysseus

und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheint.

Welch rüstiges und liebliches Gestaltungsvermögen dem Verstorbenen zugebote stand, zeigt er fast mehr noch als in seinen größern Sachen in kleinern Erzählungen und Bildern aus der Schweiz. Wie durchaus werth, an innerm Gehalt „Hermann und Dorothea" an die Seite gesetzt zu werden, nur einen tragischen Verlauf nehmend, ist seine schöne Erzählung „Elsi die seltsame Magd". In der aufgährenden Zeit der neunziger Jahre, als die Französische Revolution auch die Sitten und die Verhältnisse des Schweizervolks von Grund aus aufwühlt, in dieser Uebergangszeit geht auch ein hundertjähriges Besitzthum zugrunde und der letzte der bäuerlichen Dynasten zieht als ein Lump in die Welt hinaus; mit ihm aber verläßt, eine andere Straße ziehend, seine Tochter das verlorene Ahnenhaus; deren Vorfahrinnen alle gewaltet, gesorgt und geherrscht haben, geehrt im Land, wandert die erste als Magd ihre Straße, ihr Bündelchen unter dem Arme, alle guten Eigenschaften, alles Ehrgefühl und allen Besitzesstolz der Mütter in der Brust, aber ohne Erbe und Vaterhaus, die Tochter eines Heruntergekommenen, eines Landstreichers. Daher beschließt sie in stolzem Sinne, den Namen des alten Hofs untergehen zu lassen, und Niemand ist im Stande ihre Herkunft zu erfragen. Alles ihr entgegenkommende Wohlwollen, alle Liebe weist sie zurück und hält ihr Geheimniß fest verschlossen, bis der sie liebende und wiedergeliebte Mann den Tod sucht in dem Feuer der andrängenden Neufranzosen, welche die alte morsche Bernerrepublik mit blutiger Anstrengung über den Haufen werfen und das neurepublikanische Wesen darauf pflanzen. Im Landsturme zogen bekanntlich Greise, Weiber und Kinder gegen die Franzosen aus, und so fand es seine angemessenste Begründung in diesem „historischen Hintergrunde", daß das edle Mädchen in seinem Leide mit auszog und den Geliebten im Gefecht aufsuchte, um an seiner Seite zu sterben. Will man die Echtheit des Gotthelf'schen Stoffs recht schätzen lernen, so vergleiche man damit den „Sonnenwendhof", welchen Mosenthal daraus gemacht hat. Nachdem er erst die Geschichte in steirische Jodelei übersetzt hat, trug er mit eifrigster Wegwerfung aller guten und begründeten Gotthelf'schen Motive ein melodramatisches Effectsammelsurium zusammen, wie es nur der Kram des gewinnlüsternsten und verschmitztesten Schacherjuden aufweist.

Auch die heitern Erzählungen Gotthelf's haben schon zur dramatischen Bearbeitung angeregt und mit Recht. Um aber die unsagliche Niaiserie der Herren Modedramatiker bei dieser Gelegenheit einmal recht deutlich zu sehen, müssen wir auf besagten „Sonnenwendhof" und seinen Hauptspaß zurückkommen. In den Gotthelf'schen Schriften kommt im Dialoge oft die bernerische Redensart „He nu sode" vor, welches ein Ausruf ist, den die Berner mit vieler Anmuth in ihrer Rede verwenden; in allen möglichen Fällen rufen sie „He nu sode." Bald hat es den Sinn von „also", „gut denn", „nun denn", bald von „ei ei", „à la bonne heure", „allons", „vorwärts", kurz, es ist ein an sich sinnloses Wörtchen, welches vollkommen so gebraucht wird wie etwa das „Na nu" der Berliner. Manchmal hat Gotthelf die Laune, es hochdeutsch zu geben, nämlich „Je nun so dann" und zwar ohne Komma nach dem „nun", und dieser vollkommen sinn- und bedeutungslose Ausruf, wenn er nicht mit einer Rede verbunden ist, ist es, welchen Mosenthal herausgegriffen hat aus all den guten und bessern Dingen der Erzählung, und aus welchem er das Motto, die Pointe und Moral seines Dramas machte. Wie staunten wir, beim Aufzuge des Vorhangs das unschuldige bernerische „He nu sode" als „je nun, so dann" groß über der Thür des steirischen Bauernhofs geschrieben zu sehen. Es war gerade, als ob man über einem Rathhause die Inschrift „Na nu!" angebracht hätte. Aus diesem „Je nun, so dann" fließt die Lebensweisheit, die Maxime der Bäuerin und das Stück schließt bedeutsam mit dem gleichen Wörtchen. Das heißt im Gebirge eine jener zierlich geschnitzten hölzernen Salatgabeln kaufen und auf dem flachen Lande dieselbe als Theaterdolch verwenden und ist ein hinreichendes Beispiel von dem Geist und Geblüt unserer Propheten.

Wenn wir in diesen Zeilen alle Bedeutung des Gegenstandes in einer poetisch allgemeinern und höhern Bezeichnung suchten, so wollen wir damit nicht den Charakter Gotthelf's auch als Volksschriftsteller im engern und gewöhnlichen Sinne des Worts verkennen, denn er hat zu absichtlich und zu ausdrücklich in diesem Sinne gewirkt, als daß es irgend zu verkennen wäre. Aber er war nur darum ein guter Volksschriftsteller, weil er ein guter, von innen heraus productiver Dichter war.

Gottfried Keller.

Friedrich von Schiller nach seinen Selbstbekenntnissen.

Der Dichter erklärt am besten sich selbst durch sich selbst. Von dieser richtigen Ansicht ging A. Diezmann aus, als er es unternahm, in einem Supplement zu Schiller's „Sämmtlichen Werken"*) dieses Dichters Bekenntnisse, Geständnisse und Urtheile über sich, seine Lebensverhältnisse, seine Werke und diejenigen Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, zusammenzustellen. Somit enthält diese dankenswerthe Schrift eine Biographie Schiller's, die gewissermaßen von diesem selbst geschrieben und in der jedes Wort aus Schiller's eigener Feder geflossen ist. Diese Schrift ist in hohem Grade dazu geeignet, des Dichters Bild von den vielen störenden Uebermalungen zu reinigen, mit denen es von Commentatoren, Biographen und Literargeschichtschreibern überpinselt und verdorben wurde; denn nicht leicht sind über einen Dichter so viele falsche und schiefe Phrasen gemacht worden als über Schiller, Phrasen die sehr häufig mit Schiller's eigenen Ansichten über sich im entschiedensten Widerspruch stehen und von ihm, könnte er in die Angelegenheiten und Wirrnisse dieser Welt noch ein Wort mit drein reden, mit Entrüstung verworfen werden würden. Namentlich gilt dies von den Urtheilen Derer, welche aus Schiller einen Parteimann zu machen bemüht sind, was er doch nie-

*) Friedrich von Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften. Geschrieben von ihm selbst. Geordnet von A. Diezmann. Leipzig, Baumgärtner. 1854. 16. 24 Ngr.

mals gewesen ist. Wenn diejenige politische Coterie, welche noch immer gerade in den Extremen der Französischen Revolution das Heil der Welt erblickt, sich diesen Dichter als ihren Dichter zueignen möchte, so versündigt sie sich damit an Schiller's Manen. Im Jahre 1793 dachte Schiller daran, eine Schrift für Ludwig XVI. auszuarbeiten, und hatte sie bereits angefangen, er ließ sie aber liegen, weil ihm dabei „nicht wohl" wurde. Dieser Mittheilung fügt er hinzu: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese elenden Schinderknechte an." (8. Februar 1793.) Es war ein ganz anderes Ideal von Freiheit, welchem Schiller's freimenschlicher, von Parteidunst ungetrübter Blick sich zuwandte. Um nach dieser Richtung hin über Schiller's Charakter, Wesen und Wollen Aufklärung zu erhalten, darf man sich getrost an Diezmann's Schrift wenden. Die darin (aber nicht in Schiller's „Werken") enthaltenen reichhaltigen Geständnisse Schiller's über sich selbst wirken um so schlagender, da sie durch eigene Reflexionen des Sammlers nicht unterbrechen, geschwächt oder in ein verwirrendes, schiefes Licht gestellt sind.

Uns war es immer von größerm Interesse, bei einem Dichter zu beobachten nicht was er geworden ist, sondern wie er geworden ist. In dieser Hinsicht ist Schiller's Dichterlaufbahn von höchstem und lehrreichstem Interesse. Namentlich sollten sich die Dichter unserer Zeit an ihm ein Beispiel nehmen, wie man arbeiten muß, um etwas zu leisten und Werke aufzustellen, welche den Anspruch darauf haben, den heutigen Tag zu überdauern. Unsere Dichter von heute produciren oft mit unglaublicher Hast, und nicht selten sind die Fälle, wo ein Bogen mit noch nasser Tinte in die Druckerei wandert und, ehe der nächste Bogen fertig ist, der Mahnbote aus der Druckerei schon wieder an der Thüre steht, nicht begreifend, wie das Dichten bei aller Hast und Dampfeile doch immer noch langsamer von statten geht als das Setzen in der Druckerei. Indeß mag es allerdings auch Fälle geben, wo Dichten und Setzen miteinander gleichen Schritt halten, wie Kneten und Backen in einer Dampfbäckerei. Wer heutzutage bei der Verfertigung einer fünfactigen Tragödie ein Vierteljahr zubringt, muß schon ein sehr langsamer, gründlicher Dichter sein, der nur Mitleid verdient. Ist doch eine der namhaftesten Tragödien neuester Zeit, wie uns ein Herold des betreffenden Dichters bewundernd erzählt, infolge einer Wette in vierzehn Tagen fix und fertig geworden. Und solche Geschwindstückchen sollen wir sogar noch als ein Zeichen von Genialität anstaunen!

Weit saurer ließ es sich Schiller werden. Das Dichten war ihm kein Improvisiren, kein aus dem Aermel Schütteln, sondern ein allmäliges überdachtes Ausbauen nach einem bestimmten Plane, nach bewußten Principien. Der Erfolg seiner Erstlingswerke hätte ihn wol zum Schnellarbeiten verleiten können, denn es ist verführerisch für einen Dichter, namentlich einen Theaterdichter, immer auf dem Platze zu sein; je mehr aber Schiller in den Jahren fortschritt, desto gewissenhafter nahm er die Aufgabe seines Lebens und Dichtens, desto weniger genügte er sich, desto gründlicher arbeitete er, desto mehr feilte er. Zu seinem „Wilhelm Tell" machte er nicht nur die umfassendsten geschichtlichen, sondern selbst geographischen Studien, und nur dadurch wurde es ihm, der die Schweiz niemals mit einem Fuße betreten hatte, möglich, ein Stück Schweiz auf die Bühne zu pflanzen, welches mit der wirklichen in den meisten Punkten eine vielbewunderte, fast täuschende Aehnlichkeit hat. Die erste Idee zum „Wallenstein" faßte Schiller bereits im Jahre 1792, aber noch zwei Jahre später gesteht er, daß ihm vor dem Plane ordentlich angst und bange sei; im März 1796 ist er noch bei dem „Knochengebäude" des Stücks und in „sonderbarer Bewegung"; wenige Tage später schreibt er, daß er nun wirklich und in allem Ernste bei seinem „Wallenstein" sei und die letzten fünf Tage dazu angewendet habe, die von ihm in verschiedenen Perioden darüber niedergeschriebenen Ideen zu revidiren; im October 1796 beschäftigt ihn „Wallenstein" „ernstlich und ausschließlich", aber nur wenige Tage darauf, am 5. November schreibt er, daß er die Quellen zum „Wallenstein" fleißig studire und daß er „ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst" schwerlich würde fortfahren können. In dieser Weise geht es mit Studien der Geschichtsquellen und selbst kabbalistischer und astrologischer Schriften fort, und erst im November 1797, nachdem er sich im April vorher ein detaillirtes Scenarium entworfen, entscheidet er sich dafür, nun den „Wallenstein" in Jamben zu machen, und im December spricht er die Hoffnung aus, daß, obschon er bei seiner Kränklichkeit gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf bis sechs Tagen des Drucks und Leidens büßen müsse, er doch die Hoffnung nicht aufgebe, den „Wallenstein" im nächsten Sommer spielen zu sehen. Am 9. März 1798 schreibt er: „Das Schwerste liegt hinter mir und drei Viertel der ganzen Arbeit sind absolvirt." Aber noch mehrmals gesteht er, das Werk aus Unmuth wieder zurückgelegt zu haben, und noch ein ganzes Jahr bedurfte es, ehe es in allen Theilen fest und als vollendetes Ganzes dastand. Diese höchst interessanten Mittheilungen über das Entstehen und Werden des „Wallenstein" umfassen in der Diezmann'schen Schrift nicht weniger als 30 Seiten. Einem solchen Arbeiter kann man den Ausspruch, daß der „Fleiß" das Genie sei, wol gelten lassen, nur muß man diesen Ausspruch auch im richtigen Schiller'schen Sinne verstehen.

Und unter welchen oft qualvollen Störungen verfolgte Schiller die große Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte! In der Jugend bedrängten ihn Schulden; denn er war, wie Dichter wenigstens in der Jugend zu sein pflegen, sorglos und kein guter Haushalter, worüber er auch von seinem Vater tüchtige Lectionen erhielt. Der Frau von Wolzogen schuldete er im Jahre 1788 die Summe von 540 Gulden Rh., und man kann sich denken, wie drückend ihm diese Last war. Im September 1788 erbietet er sich, diese Summe in Terminen und zwar in den Büchermessen nach und nach abzutragen. Es war aber jedenfalls ein Glück für die Literatur und die Nation, daß, während die Nation selbst für Schiller nichts that, doch einzelne Gönner sich fanden, die ihm in seiner Noth beistanden und Credit gewährten. Ohne Frau von Wolzogen und ohne die spätere durchaus uneigennützige Hülfe von Seiten seiner leipziger Freunde, namentlich Körner's, würde sich Schiller vielleicht, trotz seines großen Talents, doch an der fortgesetzten Ungunst seiner äußern Lage und seiner dadurch heftiger und zerstörender wirkenden Kränklichkeit aufgerieben haben und zu der Classe derjenigen Dichter gerechnet werden müssen, die wie Lenz u. A. geniale Anläufe nahmen, ohne es zu dichterischer Vollendung zu bringen. Ein guter Stern, das Wohlwollen einzelner guter Menschen retteten ihn und die Nation vor diesem Mißgeschick. Aber auch noch später bedrängten ihn Noth und Sorgen, und es ist wahrhaft rührend zu lesen, wenn er einmal schreibt: er erinnere sich, daß ihm einmal in Weimar alles Geld bis auf zwei Groschen Porto ausgegangen sei. Wie leicht denkbar ist es, daß dieser „Lieblingsdichter der deutschen Nation" damals zuweilen einen Brief, von dem eine wichtige Entscheidung für sein Schicksal abhing, deshalb nicht zu rechter Zeit schreiben oder abschicken konnte, weil es ihm an dem nöthigen Gelde fehlte, auch nur das Porto dafür zu erlegen. Später freilich steigerten sich seine Ansprüche, und wir finden in einem Brief vom Jahre 1804 zu unserer Verwunderung die Bemerkung, daß, wenn er einem Ruf nach Berlin folgen solle, er in dieser so theuern Stadt unter 600 Friedrichdor nicht mit Bequemlichkeit leben könnte, ja daß diese nicht einmal für seinen Haushalt hinreichen würden.

Ein Capitel in der Diezmann'schen Schrift ist überschrieben: „Kränklichkeit, kleine Leiden, Krankheiten und — Tod." Diezmann kann nicht umhin, diesem Capitel unter dem Texte die Anmerkung beizufügen: „Niemand wird diese fast ununterbrochene Kette von großen und kleinen Leiden überblicken können, ohne das innigste Mitleiden für den großen Dichter zu empfinden und zu

gleicher Zeit ihn zu bewundern, weil er trotz alledem so Vieles und so Herrliches zu schaffen vermochte." Schon im Jahre 1783 fingen Schiller's Leiden mit Fieberanfällen an. In den folgenden Jahren litt Schiller häufig an Unterleibsbeschwerden, Zahnschmerzen, Gesichtsgeschwulsten, Kopf- und Halsschmerzen, Husten und Katarrhen, die öfters zurücktraten und den Grund zu dem leidenreichen Jahre 1791 legten. Vom Januar bis Ende October des genannten Jahres litt er fast ununterbrochen, abwechselnd an Lungenentzündung, Blutspeien, Husten, Asthma und Fieber. Kein Jahr war seitdem leidensfrei, sodaß er im Februar 1797 von seiner „Fertigkeit im Uebelbefinden" spricht, die den Zustand weniger unerträglich mache. Sehr schlimme Jahre waren namentlich die Jahre 1797, 1798 und 1799, also gerade diejenigen Jahre, in denen er an seiner größten Dichtung, dem „Wallenstein", arbeitete. Jede Witterungsveränderung zog ihm während dieser Jahre peinigende katarrhalische Zustände, Verschleimungen, „Cholera", Fieber, Krämpfe und andere Leiden und in Folge davon schlaflose Nächte zu.

Zum Theil der durch diese unablässige Kränklichkeit erzeugten oder gesteigerten Reizbarkeit darf man es auch wol zuschreiben, daß Schiller's Urtheile über die Menschen und oft sehr bedeutende Persönlichkeiten und ihre Productionen nicht selten äußerst bitter und auch wol ungerecht lauteten. Goethe war in dieser Hinsicht viel milder, hielt sich auf einem höhern, unparteiischern Standpunkt, und es ist bekannt, daß unter den „Xenien" gerade die stachlichsten meist von Schiller herrühren. Diezmann hat in seiner Schrift einige solcher Schiller'schen Urtheile mitgetheilt, die Jedermann frappiren müssen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man z. B. folgendes Schiller'sche Urtheil aus dem Jahre 1797 über Alexander von Humboldt liest: „Ueber ihn habe ich noch kein rechtes Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Ich kann ihm keinen Funken eines rein objectiven Interesses anmerken, und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern Reichthum des Stoffs, eine Dürftigkeit des Sinns, die bei dem Gegenstand, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft und so fehlt ihm nach meinem Urtheile das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft" u. s. w. Noch niemals ist wol von einem großen Schriftsteller über einen auf anderm Gebiete gleich großen Schriftsteller ein so schiefes, befangenes und herbes Urtheil gefällt worden. Hiermit vergleiche man Schiller's ebenfalls sehr gallige Bemerkungen über Bürger, Klopstock's „Hermannsschlacht" (von der er „indignirt" ist und die er ein „kaltes, herzloses, fratzenhaftes" Product nennt, während doch diese Dichtung, obschon als Drama freilich gänzlich verfehlt, aus dem Geiste des reinsten Patriotismus hervorgegangen ist und wenigstens in dieser Hinsicht eigenthümlich kräftigend gewirkt und den Nationalsinn wohlthätig befruchtet hat), ferner über Tieck und namentlich über Herder. Er verliert sich über diesen in recht gehässige und philiströse Klatschereien, wie sie in der deutschen Schriftstellerwelt von jeher nur zu sehr im Schwange gewesen sind und die wir schon deshalb lieber unterdrückt gesehen hätten, weil es leider so Viele gibt, welchen es erklecklichen Spaß gewährt, eine literarische Größe durch eine andere in den Staub herabgezogen zu sehen. Von Jean Paul weiß Schiller, dem freilich der Humor fast gänzlich fehlte und seiner ganzen Organisation nach fehlen mußte, nur zu sagen, daß er „manchmal einen recht tollen Einfall hat, sodaß er eine lustige Lectüre für die langen Nächte ist". Wohlthuend sticht dagegen Schiller's Urtheil über Lessing ab, von dem er im Jahre 1799 urtheilt: „Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei, denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen!"

Die Bitterkeit, womit Schiller Andere beurtheilte, erscheint freilich im mildern Lichte, wenn wir sehen, einen wie strengen Maßstab er an sich legte und wie geneigt er war, seine frühern Leistungen zu verwerfen. Während er noch am „Geisterseher" arbeitete, schrieb er (im Jahre 1788): „Der «Geisterseher», den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen. Es gibt wenige Beschäftigungen, bei welchen ich mir eines sündlichern Zeitaufwandes so bewußt war wie bei dieser Schmiererei." Die beliebte und noch immer viel gesungene „Ode an die Freude" nennt er im Jahre 1800 ein „schlechtes" Gedicht und meint, sie habe die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden, weil sie einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegengekommen sei. Im Gebiete des „natürlichen" Dramas, wie er es nennt, erkennt er (1789) die Ueberlegenheit Goethe's und anderer Dichter über ihn an, und in Bezug auf die Lyrik bemerkt er in demselben Jahre: „Das lyrische Feld sehe ich eher für ein Exil als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht, das lasse ich mir gefallen." Möchten sich unsere modernen Lyriker, die sich auf die Producte ihrer lyrischen Wassersucht so viel einbilden, diese Worte eines der größten unter unsern Lyrikern zu Herzen nehmen!

Wie über Personen, waren auch über ganze Localitäten und deren Bevölkerungen die Urtheile Schiller's in hohem Grade herb und schneidend. Nirgends will es ihm so recht behagen, überall findet er die Menschen im Widerspruch mit seinen idealistischen Ansichten. Aus Manheim schreibt er im Jahre 1785: „Ich kann nicht mehr hier bleiben. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider"; aus Jena 1789: „Ich mache doch täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volke hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht"; aus Gohlis 1789: „Mein bisheriges Dasein in Gohlis war einsiedlerisch, traurig und leer"; aus Weimar 1804: „Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden selbst nach dem Norden ziehen." Berlin gefällt ihm besser als er erwartete, aber schließlich zieht er doch Weimar vor, weil er hier in absoluter Freiheit leben könne. Von seinen eigenen Landsleuten will er auch nicht viel wissen, aber noch weniger gefallen ihm die Kursachsen und nun gar die Dresdner; er nennt diese ein „seichtes, zusammengeschrumpftes, unleidliches Volk, bei dem es Einem nie wohl wird. Sie schleppen sich in eigennützigen Verhältnissen herum" u. s. w. Doch genug von diesen gereizt-kränklichen, hypochondrischen Stimmungen, über die sich in ein freies Gebiet zu erheben Schiller in seinen Productionen eine Kraft zeigte, die im Gegensatze zu jenen trüben Gemüthszuständen nur umsomehr Bewunderung verdient. Den Idealismus Schiller's hat noch jüngst E. W. Weber, Professor am Gymnasium zu Weimar, in begeisterten Worten gewürdigt in einer Broschüre *), in welcher Schiller und Goethe nebeneinander gestellt werden. Wir möchten hierbei bemerken, daß das Bild des Freundschaftsbündnisses zwischen Goethe und Schiller vielleicht nicht in so reiner Beleuchtung vor uns stehen würde, wenn diesem ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Mit der Verheirathung und überhaupt mit der spätern Haltung Goethe's würde, wie wir Schiller kennen, sehr wahrscheinlich eine Trübung in das schöne Verhältniß beider Männer gekommen sein. Solche Verhältnisse halten in der modernen Welt in voller Reinheit selten bis zuletzt, bis zur Stunde der eigentlichen Prüfung aus, da fort-

*) Der Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's. Rede zur Feier des 2. Februar von E. W. Weber. Weimar, Böhlau. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

dauernd feindselige Einflüsse daran zu arbeiten pflegen. Schiller und noch mehr Goethe standen lange Zeit mit Herder auf dem besten Fuße; dennoch blieb die Spannung, der Zwiespalt nicht aus. Was die Weber'sche Broschüre betrifft, so läßt sich in räsonnirender Weise freilich über Goethe und Schiller kaum noch etwas Neues sagen, dagegen möchten wir alle Schulmänner auf die vorangestellte Widmung an den Professor Kunze, Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Weimar, auf Anlaß der fünfundzwanzigjährigen Amtsführung desselben aufmerksam machen, worin Weber ein sehr wichtiges Thema der pädagogischen Erziehungskunst in sehr verständiger und beherzigenswerther Weise abhandelt, das Thema von der Nothwendigkeit, bei der Erziehung möglichst auf die Verschiedenheit der Charaktere und Gemüthseigenthümlichkeiten wie auf die Verhältnisse, unter denen der Einzelne aufwuchs, Rücksicht zu nehmen und jener „tyrannischen Bequemlichkeitsmanier" zu entsagen, wonach Alle nach einer Form zugerichtet werden. Indirect wird man dadurch auch an Schiller's Erziehung erinnert, welche auf die Individualität dieses genialischen Menschen sehr wenig Rücksicht nahm.

Hermann Marggraff.

Zur Chirogrammatomantie.

Im Fache der „Chirogrammatomantie" erschien von dem namentlich als „Grammaturg" der „Illustrirten Zeitung" bekannten Hauptrepräsentanten dieser Wissenschaft oder Liebhaberei:

Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen mit 305 Facsimiles, kurzen Biographien und Schriftcharakteristiken. Ein Beitrag zu allen Classikern. Von Adolf Henze. Leipzig, Schlicke. 1855. 16. 22½ Ngr.

Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit die Chirogrammatomantie auf Zuverlässigkeit und Untrüglichkeit Anspruch hat. Die Diagnose der Aerzte geht häufig fehl, dennoch besteht sie und wird mit allem Fug und Recht angewendet. Auch mit der Kunst, den Charakter von Personen aus ihren Handschriften zu deuten, mag es sich ähnlich verhalten. Jedenfalls haben die Schriftzüge berühmter und bedeutender Personen ihr ganz eigenthümliches Interesse, und gern verweilt auf solchen monumentalen Zügen unser Blick. Liebhaber von Facsimiles haben hier nun 305 Facsimiles der namhaftesten deutschen Dichter älterer und neuerer Zeit beisammen, und da nur vollkommen beglaubigte aufgenommen sind, ist Autographensammlern hier Gelegenheit geboten, die in ihren Sammlungen vorfindlichen Autographen mit diesen Facsimiles zu vergleichen und ihre Authenticität zu prüfen. Henze hat jedem Facsimile kurze biographische und bibliographische Notizen über den betreffenden Dichter und außerdem „Schriftcharakteristiken" beigefügt, bei denen er sich oft mit Witz und gutem Humor herausgeholfen hat; denn leicht war die Aufgabe nicht, zumal da ihrer Lösung eine genaue Kenntniß der literarischen Eigenschaften und gewisser Charaktereigenthümlichkeiten der facsimilirten Dichter vorausgegangen sein mußte. Wir führen zur Erbauung des Lesers und als Proben von des Verfassers Art zu charakterisiren einige der launigsten oder frappantesten an: Elisabeth von Arnim (Bettina): „Eine im höchsten Grade ungenirte, emancipirte, bloßhalsige Handschrift." Chamisso: „Curiose Schrift, Brille mit scharfen Gläsern, Geschmack am Absonderlichen." Deinhardstein: „An der ist doch eine Regentenschrift verdorben!" Eichendorff: „Frischer Bergquell, aufsprudelnd, von Hängebirken überschattet, im Hintergrunde Mühlen und Musikanten." Freiligrath: „Züge mit Feuer und Raketen." Gaudy: „Züge, die wie Blitze durch die Saaten fahren." Geibel: „Lautere, milchbärtige Schrift, die den Frauen zusagt." Glaßbrenner: „Kleine, witzige, zugekniffene Augen, die durch Brillen beobachten." Jeremias Gotthelf: „Verständige Dorfschulzenschrift." W. Häring: „Romantische Schrift, sie hat gewiß ein Schweizerhäuschen in dem anmuthigen Ostseebade Heringsdorf." Georg Spiller von Hauenschild: „So etwas ganz Apartes!" W. Hauff: „Eine sich gemüthlich anlehnende Schrift, und sei es an einen Pfeiler im Rathskeller zu Bremen!" Amalie von Helwig: „Züge, die selbst einen General unter dem Pantoffel haben." Herloßsohn: „Gegen Jedermann freundliche Züge, das n schweift wol zu viel aus!" Hippel: „Reichbegabte, ungezügelte, überspringende Plan- und Centralschrift." Hölderlin (oder Scardanelli, wie er sich im Wahnsinne schrieb): „Zerrissene, stierblickende Züge, ein zertrümmertes Capitol!" Kästner: „Starre, trockene Züge, ohne alle Toilette." F. Kind: „Echt sächsische Kinder, diese Buchstaben!" E. von Kleist: „Mehr Major, oder mehr Dichter?" H. Laube: „Zwar burschikose, aber elegante Form." Freiherr von Miltitz: „Viel Stammschloß!" Adolf Müllner: „Zu viel Qualm!" Oettinger: „Schöne Züge, aber noch schöner, wenn sie sich nicht so spreizten." Peucer: „Schmeichelkätzchen." Raupach: „Elasticität mit Quasten und hofräthlichen Schnüren." G. Schilling: „Spalierbaumzweige." Spindler: „Viel Coulissen und Schminke." Witzleben: „Mehr Apollo als Mars." Zuweilen erscheinen die Charakteristiken wie Ironie auf die Schriftzüge selbst; der Verfasser findet z. B. in der krakelfüßigen Handschrift W. von Humboldt's „Klarheit und Abrundung und griechische Glätte". Auch aus der geheimnißvoll mönchischen, orakel- und runenhaften Schrift Luther's ist, wenn auch nicht das „einfach und kräftig", doch das „häuslich und klar" schwer herauszulesen.

Eine andere von Henze herausgegebene Schrift trägt den Titel:

Das Handschriften-Lesebuch. Sammlung von 202 der interessantesten Handschriften. Für die Schulen bearbeitet und herausgegeben von Adolf Henze. Leipzig, Hübner. 1854. Br. 8. 10 Ngr.

Ueber die praktische Brauchbarkeit dieses sonst auch für Laien interessanten Buchs, welches eine Anleitung geben soll, die verschiedensten Handschriften aller Länder und Nationen u. s. w. lesen zu lernen, mögen eigentliche Fachmänner ihr Urtheil abgeben; wir verzichten darauf aus guten Gründen.

H. M.

Notizen.

Wuttke über Hammer-Purgstall's Literaturgeschichte der Araber und die Kosmographie des Aithikos.

Aus der Feder H. Wuttke's brachte die „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Ueber Hammer-Purgstall's Literaturgeschichte der Araber." Das Hammer-Purgstall'sche Werk ist so weitschichtig und daher so Wenigen zugänglich, daß man es dem Verfasser nur Dank wissen kann, wenn er sich der Mühe unterzogen hat, aus dem voluminösen Werke einen auf selbständiger Kritik ruhenden räsonnirenden Auszug zu geben, in welchem die Hauptmomente der arabischen Literatur lichtvoll zusammengefaßt und ihr Verlauf und ihre besondern Eigenschaften charakterisirt sind. Es wird dem Laien hier eine ganz neue Welt aufgethan und ein Blick in einen bisher nicht gekannten Reichthum geistiger Entwickelung eröffnet, bei dem wir von Staunen ergriffen werden. Hammer's „Literaturgeschichte der Araber" führt uns bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts nicht weniger als 5218 Lehrer, Dichter und Schriftsteller vor, und diese hohe Zahl ist noch zu niedrig, weil ein paar Hundert Uebersetzer und viele von Hammer gelegentlich erwähnte Schriftsteller in dieser Zählung nicht mit eingerechnet wurden. Wuttke bemerkt mit Recht: „Wie armselig muß uns dagegen (selbst abgesehen vom Gehalte der Leistungen) das gleichzeitige Schriftthum des christlichen Abendlandes erscheinen!" Wuttke steht überhaupt nicht auf Seite Derjenigen, welche der Ansicht sind, daß der Islam der

höhern Ausbildung der Völker im Wege stehe; er bemerkt z. B.: „Der Koran und die Sunna enthalten, was dem Evangelium und den apostolischen Briefen mangelt, das Lob der Wissenschaften und die Anempfehlung des Landbaus." Bei manchem Anstößigen im Koran, meint er, komme es nur darauf an, daß eine geschickte Auslegung Hülfe bringe, wie dies ja auch der Bibel vornehmlich von Seiten der Rationalisten widerfahren sei. Die Araber waren von dem Element der Poesie viel inniger und lebhafter durchdrungen, als je eine christliche Bevölkerung des Abendlandes gewesen ist. Mohammed werden von den Arabern folgende Aussprüche zugeschrieben: „Lehret eure Kinder die Dichtkunst, denn sie schließt den Verstand auf und macht die Tapferkeit erblich", und: „Von der Dichtkunst kommt die Weisheit." Auf die Gefälligkeit des Ausdrucks wurde großer Werth gelegt, und Wuttke bemerkt: „Während im Deutschen Reiche bis auf den heutigen Tag der Beamten-, Gerichts- oder Kanzleistil sich durch seine Ungelenkigkeit, Unreinheit und Unklarheit hervorthut, waren die Würdenträger der Araber beflissen, sich auch durch Sprachgewandtheit auszuzeichnen..... Die Vollkommenheit des Mannes, hatte der Prophet geäußert, besteht in der Wohlredenheit." Diese Richtung mußte später freilich auch zu Ausartungen führen, indem man auf das blos Aeußerliche, auf die Künstlichkeit, die Virtuosität und das Machen zu viel Werth legte. Die Poesie fing an zu Hofe zu gehen. Es war die Zeit, wo man auf der einen Seite die Dichter verschwenderisch belohnte, die nicht gefügigen aber aufs härteste verfolgte, in den Kerker warf, in die Verbannung schickte, aushauen oder in ein Wasserfaß tauchen ließ u. s. w.

Von dem Verfasser des besprochenen Aufsatzes liegt uns eine Broschüre vor: „Die Aechtheit des Auszugs aus der Kosmographie des Aithikos geprüft" (Leipzig, Dyk). Sie enthält eine Widerlegung Friedrich Kunstmann's in München und Roth's in Basel, welche den von Wuttke 1853 herausgegebenen Auszug aus der Kosmographie des Aithikos nicht als echt gelten lassen wollen, und gelegentlich auch einen Ausfall gegen das Zarncke'sche „Centralblatt". Auf die Substanz des Streits können wir in d. Bl. nicht weiter eingehen; wir wollen das gelehrte Publicum hiermit nur auf diese Broschüre aufmerksam gemacht haben. Wuttke erwähnt unter Anderm auch einschlagender Erörterungen, „welche seitens der Finnisch-Kenner stattgefunden und ein schätzenswerthes Ergebniß geliefert haben".

Zur Goethe-Literatur.

Ueber Goethe hat Saupe neuerdings eine fleißige Arbeit veröffentlicht unter dem Titel:

Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln für gebildete Verehrer des Dichters bearbeitet von Ernst Julius Saupe. Supplementband zu sämmtlichen Ausgaben von Goethe's Werken. Gera, Kanitz. 1854. 8. 12 Ngr. *)

Saupe's Schrift hat die Bestimmung, dem weitern Kreise gebildeter Leser Goethe's Werke, insbesondere seine Dichtungen, als „Confessionen" aus seinem Leben in chronologischen Tafeln vor Augen zu stellen, und kann als interessant und brauchbar empfohlen werden. Die gleichzeitigen Weltbegebenheiten und literarischen Erscheinungen sind nur insoweit in der biographischen Abtheilung berücksichtigt worden, als sie Goethe's besonderes Interesse in Anspruch nahmen oder auf seine Productivität irgend welchen Einfluß übten. Willkommene Zugaben sind die Tafeln des Anhangs: eine Genealogie des großherzoglich sächsischen Hauses während Goethe's Lebenszeit, eine Geschlechtstafel der Familie Textor, eine Geschlechtstafel der Familie Goethe und eine Zeittafel der Entstehung von Goethe's „Faust". Auch hier gewinnen wir, wie bei Dietzmann's Mittheilungen über Schiller's „Wallenstein" (s. oben S. 162), einen interessanten und lehrreichen Einblick in die Art, wie unsere großen Dichter arbeiteten, und in das allmälige Werden und Sichgestalten ihrer gewaltigsten Schöpfungen. Goethe's Arbeiten am „Faust" war zwar insofern ein mehr fragmentarisches, als darin oft jahrelange Ruhepausen eintraten, wie in den Jahren 1790—96; dagegen umfaßt diese Schöpfung, die größte poetische neuerer Zeit, fast das ganze Leben Goethe's, indem die Anregung dazu schon in seiner Kindheit entstand, in Leipzig, Strasburg und Wetzlar genährt und unterhalten wurde und in den Jahren 1774 und 1775 zur Ausarbeitung der ersten Scenen führte, während der erste Theil erst 1806 und der zweite 1831 zur Vollendung kam.

*) Als Pendant hierzu erschien soeben:

Schiller's Leben und Werke in chronologischen Tafeln für gebildete Verehrer des Dichters bearbeitet von Ernst Julius Saupe. Supplementband zu sämmtlichen Ausgaben von Schiller's Werken. Leipzig, Fr. Fleischer. 1855. Gr. 16. 8 Ngr.

Max Waldau.

Mit Bezug auf unsern in Nr. 7 d. Bl. veröffentlichten Artikel über Max Waldau (Hauenschildt) erhielten wir von einem der vertrauteren Freunde des Verstorbenen eine Zuschrift, die von Liebe und Verehrung für den Geschiedenen überquillt und aus der wir zur Ergänzung unsers Artikels folgende Bemerkungen und Mittheilungen zu entlehnen uns gestatten. „Was an dem unvergeßlichen Todten Schlacke war", schreibt Max Waldau's Freund, „ist gewiß dem Tode, den er stündlich in sich pochen fühlte, zuzuschreiben; sein Leben war in den letzten Jahren ein ununterbrochenes Ringen des Geistes mit dem Todesdämon, und rührend war es, wie Hauenschildt jede erträgliche Stunde dem Dienste seines Dichterberufs widmete — nicht für sich, sondern in Andern und für Andere.... Wir hätten ihn noch lebendig unter uns, wenn er mehr an sich gedacht, wenn er gewußt hätte, was Egoismus heißt.... Schon im Sommer 1853 schrieb er mir: «Ich erkaufe jede Secunde Halbruhe (ganze gibt es mir nicht) mit Morphium.» Und so ist das nun mit wenig Unterbrechungen fortgegangen. Ich bewahre einen mit zitternder, wankender Hand an mich geschriebenen Jammerbrief wie eine heilige Reliquie auf, worin er unter andern Klagen — und er klagte selten — stöhnt: «Mein Leben kriecht zwischen Bett und Sopha, überall begleitet von entsetzlichen, rastlosen Schmerzen. Es ist ein furchtbares Leiden.» Und doch so liebevoll, so hülfreich, so voll Leben und That! Es ist ein bitter schmerzliches Wesen um so einen zerronnenen Morgentraum, so ein Frühroth, das keine Sonne werden durfte." Es ist selten, es ist im hohen Grade selten, daß ein Dichter und Schriftsteller so viele warme, enthusiastische Freunde zählt, welche sich an seiner Liebe in einer Zeit, die an Liebe gerade nicht sehr reich ist, wieder aufrichten, wie der verstorbene Hauenschildt sich dessen rühmen durfte. Prutz theilt in Nr. 7 des „Deutschen Museum" mit, es seien ihm so zahlreiche poetische Nachrufe an den Verstorbenen zugesandt worden, daß er sie nicht alle zum Abdruck bringen könne; er müsse sich daher auf nur wenige beschränken, die „hoffentlich den Freunden des Geschiedenen eine wehmüthige Freude, der Aesthetik aber wenigstens kein Aergerniß bereiten würden". Es ist doch schön und nicht nutzlos, im Leben goldene Meinungen für sich eingesammelt zu haben; sie bilden einen Schatz, der über dem Grabe noch fortwuchert und Zinsen trägt. **H. M.**

Bibliographie.

Elsäßer, K., Afrika. 1stes Bändchen. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Geisler, A., Geographisch-statistische Uebersicht und Weltstellung des russischen Reichs. Riga, v. Boettichen. Lex.-8. 9 Ngr.

Raschig, G., Blüten vom Lebensbaum. Vier Gaben. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff**.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben die

erste Abtheilung des funfzehnten Bandes (113.—116. Heft).
Theiner — Vulpius.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im März 1855. **F. A. Brockhaus.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Der standhafte Gabriel.

Eine Erzählung für die Jugend von Mary Howitt.
Aus dem Englischen von **J. Wallburg.**
Mit Titelkupfer. Sehr elegant cart. 25 Sgr.

Jeder Knabe wird diese soeben erschienene Erzählung mit dem größten Interesse und Nutzen lesen, da sie alle edlen Anlagen seines Geistes, Muth, Entschlossenheit, Selbstständigkeit, Rechtsgefühl und Sinn für Freundschaft anzufeuern geeignet ist.

Verlag von Franz Duncker (W. Besser's Verlag) in Berlin.

Georg Forster's Schriften.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus.** Neun Bände. 12. 1843. 9 Thlr.

Durch **Gervinus, Heinrich Koenig** und in jüngster Zeit durch **Moleschott** ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wieder mehr auf Georg Forster gelenkt worden, der jetzt gerade vor 100 Jahren das Licht der Welt erblickte. Am besten aber lernt man ihn aus seinen eigenen Schriften kennen. Dieselben erschienen in neun Bänden und enthalten: seine und seines Vaters „Reise um die Welt in den Jahren 1772—75" (Band 1 und 2); „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich" (Band 3); „Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens" (Band 4, 5 und 6); Forster's reichhaltigen Briefwechsel nebst einer Charakteristik Forster's von Gervinus, endlich eine Uebersetzung der von ihm auf deutschen Boden verpflanzten indischen Dichtung „Sakontala" (Band 7, 8 und 9).

Forster verbindet in seiner Prosa französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht und wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Die im vorigen Jahre neu gegründete Zeitschrift:

Deutschlands Mundarten.

Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik,
von welcher bereits sechs Lieferungen vorliegen, erscheint auch im Jahre 1855 in monatlichen Heften à 3 Bogen Lex.-8., und abwechselnd, um bei größeren Aufsätzen und Abhandlungen die oftmalige Unterbrechung zu vermeiden, in Doppellieferungen à 6 Bogen.

Abonnementspreis halbjährlich 1 Thlr. 15 Ngr. oder 2 Fl. 42 Kr. Rh.

Die Voraussetzung, daß eine Zeitschrift wie die vorliegende ein Bedürfniß unserer Zeit sei, hat sich bereits durch vielseitige thätige Theilnahme mittels Einsendung von Beiträgen, theils in mundartlichen Sprachproben, theils in wissenschaftlichen Abhandlungen und Mittheilungen bestehend, als richtig bewährt. Wir glauben auf immer regere Theilnahme rechnen zu dürfen, da Jedermann, der die bisher erschienenen sechs Hefte mit Aufmerksamkeit durchsieht, sich überzeugen wird, daß die fragliche Zeitschrift von praktisch-wissenschaftlichem Standpunkte aus geleitet wird. Es bürgt dafür auch der Name des dermaligen Herausgebers, Herrn Dr. **Frommann's**, Archivar und Bibliothekar des Germanischen Museums hier.

Nürnberg, im Januar 1855.

v. Ebner'sche Buchhandlung.

Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon soeben bereits eine **vierte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 8. März 1855.

Lebensläufe deutscher Gelehrten.

1. Georg Forster.

Wenn wir uns unter die alten Germanen, wie Tacitus sie schildert, zurückversetzen, so finden wir da keine Anzeichen und Symptome, die es sehr wahrscheinlich machten, daß aus diesem handfesten Waldgeschlechte im Laufe der Jahrhunderte ein Volk hervorgehen sollte, welches mehr als jedes andere ein Volk der Bureau-, der Polizeistuben- und der Contorschreiberei, der Bücher-, Kanzel- und Kathedergelehrsamkeit ist. Wir Deutschen wollen nicht umsonst den Bücherdruck erfunden haben und beuten wenigstens diese unsere nationalste Erfindung redlich aus. Der deutsche Gelehrte wächst unter einem Wall von Büchern auf, welcher ihn gegen die Außenwelt absperrt; er lebt und stirbt unter Büchern und hinterläßt, wenn nichts sonst, doch wenigstens Bücher, die er selbst gemacht und mit denen er den Ocean des deutschen Schriftthums um einige Tropfen vermehrt hat. Er ist sogar dazu genöthigt, da bei seiner Besoldung meist schon im voraus darauf gerechnet ist, daß er sich das Uebrige durch Bücherschreiberei verdienen werde. Unsere jungen Docenten müssen Bücherschreiber und Mitarbeiter an Journalen, Zeitungen und gelehrten Zeitschriften werden, sie mögen wollen oder nicht. Die Grenze zwischen einem Universitätslehrer und dem eigentlichen sogenannten Literaten ist daher in den meisten Fällen nur eine sehr schmale, und sie gleichen sich auch sehr häufig darin, daß sie nur zu oft zuletzt ganz in der papiernen Welt aufgehen, daß sie in gewissem Sinne verlernen, Bürger und selbst Menschen zu sein, daß für sie nichts weiter in der Welt mehr Werth hat als die kleine Scholle Schriftstellerei, die sie selbst pflügen und bebauen. Mit dieser Scholle verwachsen sie dann oft so, daß sie selbst hartschollig werden und den Fernblick in die Höhen und Tiefen der weiten, reichen und schönen Gotteswelt verlieren. Freilich kann man dies, und gerade in Deutschland, auch von andern Berufszweigen mit demselben Rechte sagen, und es gibt bei uns Geistliche, Beamte, Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Künstler in nur zu großer Zahl, die nichts weiter sind als Geistliche, Beamte, Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Künstler, deren Ohr taub ist für die Mahnungen allgemeinern Humanitätssinns, deren Auge blind ist für höhere und freiere Gesichtspunkte, die sich wie der Seidenwurm in ihre eigene Seide einspinnen, aber nicht wie der Seidenwurm ihre Seide für Andere hergeben.

Der Lebenslauf eines deutschen Gelehrten ist meist der, daß er, wenn er aufgehört hat auf der Zuhörerbank zuzuhören, ohne weitern Uebergang das Katheder besteigt, um selbst vor mehr oder weniger gefüllten Zuhörerbänken zu lehren. Er wird anfangs vielleicht von einer Universität zur andern hin- und hergeworfen, gewiß aber findet er endlich eine, an der er hängen bleibt, um nun mit einigen gleichgesinnten Professoren und Gelehrten intimer zu verkehren, mit den andern aber in einem offenen oder geheimen Kriege zu leben. Den Verkehr mit Leuten aus andern Ständen meidet er, namentlich in kleinen Universitätsstädten, und es ist richtig, daß er unter ihnen selten Jemand trifft, mit dem er sich verständigen könnte, der für seine Interessen Sinn und Empfänglichkeit hätte. Denn die gelehrte Bildung recrutirt sich bei uns immer aus sich selbst und so ins Unendliche fort.

Zu verschiedenen Zeiten haben freilich auch unsere Gelehrten in das öffentliche Leben eingegriffen, und zwar zu keiner Zeit mehr als zur Zeit der Reformation, wo die deutschen Gottesgelehrten die theologische Welt sowol als wenigstens mittelbar die sociale und politische in Bewegung setzten und aus den Angeln hoben. Es war damals in ihnen ein mächtiger Impuls, der sie keine Gefahr, kein Unternehmen scheuen und sie instinctartig fühlen ließ, daß sie eine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen hätten. Seitdem aber haben die deutschen Gelehrten (nur sehr wenige, z. B. Leibniz, ausgenommen) lange Zeit ein sehr isolirtes akademisches Leben geführt und durch ihre Beschränktheit, geistlose Pedanterie und plumpe Zanksucht nicht wenig dazu beigetragen, daß der Franzose Bouhours allen Ernstes die Frage aufwerfen konnte, ob

es denn überhaupt möglich sei, daß ein Deutscher Geist haben könne? Mit dem Erwachen der deutschen Nation in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schlug auch die akademische Gelehrsamkeit ihr Auge auf, und es war ein großes wundersames Auge, dessen scharfe Blicke blitzartig alle Tiefen und Höhen der Wissenschaft und der philosophischen Speculation durchdrangen. Aber das Leben dieser Gelehrten blieb doch unbewegt, wie Wasser, die tief, aber still sind. Der große Immanuel Kant kam nicht über zehn Meilen weit über das Weichbild Königsbergs hinaus. Er wie die Andern begehrten gar nicht, in eine andere Oeffentlichkeit zu treten als in die der Bücherwelt, die ihre Heimat war; jede andere würde ihnen peinlich gewesen sein. Von ihrer einsamen Studirstube aus erschütterten und revolutionirten sie die Welt des Gedankens, und selbst wo sie auf praktische Fragen und Bedürfnisse Bezug nahmen, geschah dies von dem hohen, luftigen Standpunkte der philosophischen Speculation aus, ohne daß sie je auf den Markt des öffentlichen Lebens hinabgestiegen wären, wo diese Bedürfnisse in leibhafter Gestalt einherschreiten und sich tummeln. Zur Zeit der Franzosenherrschaft allerdings haben deutsche Gelehrte muthig und unerschrocken nicht blos zündende Worte zum Volk oder, was ihr Volk ist, zur akademischen Jugend gesprochen; einzelne haben selbst das Schwert angethan und sind mit in den Krieg gezogen. Galt es doch, die ideale Welt des deutschen Gedankens vor Zwang, Unterdrückung und Knechtung zu schützen! Als aber das große Werk vollendet und deutsche Wissenschaft und deutsches Denken sichergestellt schienen, zogen sie sich wieder bescheiden in ihre Hörsäle und Studirzimmer zurück und versorgten die Welt von neuem mit Büchern. Die Theilnahme unserer Universitätsgelehrten an den Ereignissen der jüngsten Jahre ist bekannt; es sind sogar einige Minister aus ihren Reihen hervorgegangen — was allerdings eine ganz neue Erscheinung in Deutschland ist — und einer und der andere ist sogar bis auf den heutigen Tag Minister geblieben; aber im Ganzen haben sie kein Glück gehabt; sie stehen wieder auf dem Katheder und dociren und schreiben Bücher oder Journalaufsätze wie Unsereiner. Vielen mag, was ihre Person betrifft, diese Wendung auch ganz willkommen sein, denn sie befinden sich wieder in ihrem ruhigen Fahrwasser und haben ihre Stellung innerhalb der deutschen „Gelehrtenrepublik", die ihrem Wesen so sehr entspricht, wieder eingenommen.

Ein trotz aller scheinbaren Abweichungen und Anomalien echt deutsches Gelehrtenleben ist das des Naturforschers **Georg Forster**, das uns früher schon Gervinus in der neunbändigen Gesammtausgabe von Forster's Schriften (von dessen Tochter herausgegeben; Leipzig, Brockhaus, 1843) und neuerdings Moleschott in einer besondern Schrift beschrieben hat.*) Wir nennen Forster's Leben gerade deshalb ein echt deutsches Gelehrtenleben, weil Niemand so sehr danach rang, aus diesem Zauberkreise herauszutreten und zu öffentlichen und Staatszwecken thätig zu sein, weil Niemand so geringschätzig und wegwerfend von der Schriftstellerei als solcher dachte als Forster, und weil er doch immer wieder und gegen Willen und Absicht genöthigt war, das Leben eines deutschen Gelehrten zu führen und zu schriftstellern, ja aus Erwerbsrücksichten selbst literarische Fabrikarbeiten zu liefern und seinen so reichbegabten Geist in das Joch aufreibender Uebersetzungspensa zu spannen. Als er sich zuletzt in die Flut nationalconventlicher Sturmpolitik stürzte, ging er darin unter; dieser vulkanischen Politik war er nicht gewachsen, in dieser gährenden Brandung konnte er nicht schwimmen, denn er war und blieb doch immer ein deutscher Gelehrter. Theoretisch begeisterte er sich für die Tendenzen des pariser Nationalconvents; er hielt vor ihm unter dem Beifall der Versammlung am 30. März 1793 jene bei den deutschen Patrioten wir möchten sagen berüchtigte Rede, in welcher er den Wunsch der Rheinprovinz aussprach, mit Frankreich vereinigt zu werden; als er aber nur kurze Zeit in Paris geweilt hatte, erschienen ihm die dortigen Zustände und Personen in ganz anderm Lichte, als er, der deutsche Gelehrte, in der Fremde geahnt hatte. Er erklärte, nicht weiter gehen zu können „mit Teufeln, mit herzlosen Teufeln, wie sie hier sind", es würde dies, meint er, „eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne sein"; er sagt:

> Die schmuzigen unterirdischen Kanäle nachzugraben, in welchen diese Molche wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenschaft, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?

Wäre Georg Forster nicht in den eigenthümlichen, wenn auch aus ehrenwerther Quelle stammenden Illusionen und Sinnentäuschungen, wie sie so vielen deutschen Gelehrten eigen waren und sind, befangen gewesen, so hätte er schon im voraus und in der Ferne wissen können, was ihm in Paris bevorstände. Er würde dann diesen bittern Enttäuschungen entgangen sein, welche seine letzten Lebenstage umdüsterten und vielleicht selbst seinen Tod beschleunigten. Sein Ende war tragischer als das mancher Revolutionsmänner, die durch die Guillotine endeten. Diese erlitten, was sie erleiden mußten; sie gaben Blut für Blut. In Georg Forster ging ein Charakter an seiner eigenen Reinheit, Naivetät und Idealität zugrunde.

Merkwürdige Abweichungen von dem gewöhnlichen Richtweg deutscher Gelehrtenexistenzen bezeichnen schon seine frühe Jugendperiode. Als achtjähriger Knabe begleitete Georg bereits seinen Vater nach den Ufern der Wolga und soll diesen schon damals in seinen literarischen Erwerbsquellen und Uebersetzungsarbeiten unterstützt haben; jedenfalls hatte er sich unter seines Vaters Leitung schon damals zu einem tüchtigen Botaniker ausgebildet. Dann folgte er seinem bis zum Eigensinn charakterfesten Vater nach England, widmete sich auf einem Contor eine zeit-

*) Georg Forster, der Naturforscher des Volks. Zur Feier des 26. November 1854. Von J. Moleschott. Mit Forster's Porträt in Stahl gestochen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

lang der Handlung und half dann wieder seinem Vater an der Uebersetzung schwedischer, französischer und russischer Werke. Als siebzehnjähriger Jüngling nahm er als Begleiter seines Vaters an Cook's zweiter Entdeckungsreise theil und in einem Alter von 22 Jahren beschrieb er diese Reise in englischer Sprache (London 1777) und zwei Jahre später in deutscher (zuerst Berlin 1779). Man hätte nun erwarten sollen, daß Deutschland sich beeifert haben würde, einem so talentvollen, geistreichen und vielerfahrenen jungen Mann, der in frühem Alter schon so Außerordentliches geleistet und die Blicke der Welt auf sich gelenkt hatte, einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis zu eröffnen. Man betrachtete ihn bei seiner Rückkehr allerdings als ein Wunder, man bestürmte und belästigte ihn mit neugierigen Fragen, man lud ihn in Wien und Berlin zu Tafel, Mittags und Abends, man fütterte ihn fast zu Tode. Dabei blieb es aber auch; im Uebrigen überließ man ihn seinem Schicksale und kümmerte sich weiter um ihn nicht. Man liebte solche kometenartige Naturen damals in Deutschland nicht und auch jetzt noch unterliegen sie manchen Vorurtheilen; sie passen nicht recht in die Registratur des deutschen Lebens, wo Alles numerirt ist, wo die Erfüllung reglementsmäßiger Vorschriften im Bildungsgange, wo Dressur und Einschulung die nothwendigen Erfodernisse für Denjenigen sind, der eine „Carrière" machen will. Georg Forster hatte ja unsers Wissens niemals auch nur die Feuer- und Wasserprobe eines deutschen Examens bestanden!

Seine Anstellung in Kassel genügte seinem durch so große Weltanschauungen über den gewöhnlichen Kreis erweiterten und über das gewöhnliche Niveau erhöhten Geiste nicht. Er nahm einen Ruf als Professor nach dem fernen Wilna an, und hier stieß er mit Entsetzen auf einen „Mischmasch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Roheit und französischer Superfeinheit", auf ein Volk, dessen höchste Stände in „Luxus, Spielsucht, Moden und äußeres Clinquant" versunken waren, auf die Contraste despotisch-brutalen Uebermuths auf der einen und „unbeschreiblichster Faulheit, stockdummer Unwissenheit, Thierheit und Fühllosigkeit" auf der andern Seite. Man denke sich einen Georg Forster in solcher Umgebung! Dabei hielt man ihm nicht einmal seine Versprechungen und auch seine äußere Lage blieb nicht sorgenfrei. Die Erziehungsbehörde in Kassel hatte zwar seine in Kassel hinterlassenen Schulden getilgt, aber in jährlichen Abzügen von seinem Gehalt mußte er diese Verbindlichkeit ablösen. Schon die erste Reise nach Wilna hatte neue Schulden herbeigeführt, die kostspielige Hochzeitsreise, die Herstellung des Haushalts vermehrten sie. So machte er alle Leiden und Bedrängnisse redlich durch, wie sie in der Regel ein deutscher Gelehrter durchzumachen hat, dessen Existenz von Geburt aus auf keine genügende pecuniäre Basis gestellt ist oder der sie nicht durch einen besondern Glückszufall, etwa eine reiche Heirath gewonnen hat.

Forster konnte es in Wilna — was ihm auch schwerlich Jemand verdenken wird — auf die Dauer nicht aushalten. Er folgte mit Freuden einem Rufe nach Mainz, um hier die Stelle eines Bibliothekars auszufüllen. Höher hat er es in Deutschland niemals gebracht! Bücher ordnen und unter Büchern kramen war gerade kein rechtes Geschäft für einen Weltwanderer wie Georg Forster. Zudem reichte seine Besoldung zur anständigen Erhaltung seines Hausstands nicht hin; er war genöthigt, nebenbei das Geschäft eines Literaten und Uebersetzers fort zu betreiben, wozu ihm sein Amt glücklicherweise noch hinlängliche Zeit übrig ließ. Da wurde Mainz von Custine genommen. Aber schon vorher hatte der Kurfürst in einem Wagen mit abgekratztem Wappen (wie Moleschott erzählt) sammt dem Adel in athemloser Hast Leib und Habe den Rhein hinunter gerettet und sogar die Pupillen- und Witwenkasse mit sich geschleppt. Forster blieb, nutzte der Stadt vielfach und wurde als ein Mann des öffentlichen Vertrauens in den Verwaltungsrath gewählt und 1793 mit Lux und Potocki nach Paris gesandt, wo er die schon erwähnte Rede vor dem Nationalconvent hielt. Man hat ihm diesen Schritt als Verrath am deutschen Vaterlande ausgelegt. Rechtfertigen läßt er sich allerdings nicht, aber doch entschuldigen. Wir wollen kein großes Gewicht darauf legen, daß in Forster's Adern noch von seinen Vorfahren schottisches Blut floß und daß er in einer zur Zeit seiner Geburt polnischen Provinz geboren war, aber wol darauf, daß er durch sein hin- und hergeworfenes Leben und durch seine Betheiligung an der Cook'schen Expedition mehr und mehr Kosmopolit geworden war und in England das Bild eines großen politischen Gemeinwesens empfangen hatte, gegen welches die deutschen Verhältnisse aufs traurigste in den Schatten traten; noch mehr darauf, daß er in Mainz unter einer für Frankreich und seine Revolution enthusiasmirten Bevölkerung lebte, die durch die Flucht des Kurfürsten, des Adels, der Behörden vollständig preisgegeben war; am meisten darauf, daß Forster, zum Enthusiasmus geneigt, ein Ideal von Freiheitsbegriff in sich genährt hatte, der nicht ein oder das andere Volk, sondern die ganze Menschheit in sich schloß. Er glaubte nun die Zeit gekommen, in welcher sich mit Hülfe der pariser Revolutionshäupter dieses Ideal in Wirklichkeit verwandeln sollte. Sein Schritt war eine Verblendung, wenn man will eine Thorheit, aber, alle entschuldigenden Umstände erwogen, kein Verbrechen. Deutschland hatte ihm nichts oder wenig gegeben; es hatte ihn in die sarmatische Wüste hinauswandern lassen, und endlich hatte er am Westrande Deutschlands ein Asyl gefunden, aber nur um als Augenzeuge einer Auflösung aller politischen Autoritäten beizuwohnen, die ihm einen schreckensvollen Blick in einen Abgrund eröffnete.

Dieser Fall, dieses ganze Leben Forster's — sagt Gervinus — ist ein herber und bitterer Spott auf die Kümmerlichkeit und Jämmerlichkeit der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland, die alle Männer von handelnder Natur auf eine schmähliche Weise abnutzen und die wirkenden Kräfte des Menschen durch Unthätigkeit und Nichtachtung ungebraucht consumiren.

Diese Klage ist auch schon von vielen Andern ausgesprochen worden. Die Frage ist nur die: Woran liegt

es denn, daß diese in Deutschland so weit verbreitete Nichtachtung der „wirkenden Kräfte im Menschen" überhaupt möglich ist? Liegt es an den Verhältnissen oder den Menschen? Liegt es nicht auch an den Klagenden selbst? Und hat es nicht Fälle genug gegeben, wo sie selbst, die so klagten, die ihnen gebotene Gelegenheit, ein besseres Beispiel zu geben und zu zeigen, daß dieser egoistische Indifferentismus kein Nationalfehler sei, ungenutzt ließen? Das, worauf Forster drang und wozu er das deutsche Wort erst schuf, der „Gemeingeist", insofern dabei an etwas Höheres als den bloßen Local-, Standes- und Zunftgemeingeist gedacht wird, fehlt uns noch heutzutage, und aus diesem Mangel entspringen so manche Erscheinungen, über die man sich zwar mit Recht, aber auch umsonst beklagt, solange die Wurzel des Uebels nicht ausgerottet ist, was freilich deshalb schwierig erscheint, weil es nicht leicht einen Deutschen gibt, der nicht wenigstens an einer Faser mit dieser Grundwurzel zusammenhinge.

Nicht blos Gervinus und Moleschott haben Forster's Bild wieder in dem Andenken der mitlebenden Generation aufgefrischt, auch Kühne und Heinrich Koenig, jener in seiner Schrift „Deutsche Männer und Frauen" und dieser in „Die Clubisten in Mainz" und „Haus und Welt", haben sich bestrebt, die Verdienste und die Gestalt dieses jedenfalls seltenen Mannes den Deutschen wieder in Erinnerung zu bringen. Es müssen also Elemente in Forster vorhanden gewesen sein, durch die er uns verwandt ist, er muß Zielpunkte vor Augen gehabt haben, die auch die unserigen sind. Er strebte nach politischer Freiheit und Bewegung, nach Begründung des Gemeinsinns und Gemeingeistes in Deutschland, und er that dies zu einer Zeit, wo ihm nur wenige Mitkämpfer zur Seite standen und diese wenigen noch seltener mit der Klarheit und Schärfe begabt waren, die Forster zugebote standen. Dies allein schon führt ihn uns nahe und regt uns dazu an, wieder an ihn anzuknüpfen. Diese Seite ist es auch, welche Gervinus hauptsächlich an Forster hervorhebt, obschon Forster sich die Freiheit, der er nachstrebte, in etwas anderm, mehr menschlichen Sinne vorstellte als die Anhänger des politischen Rigorismus von heute. Politik zu machen durch künstliche Cliquen und Coterien, durch künstliche Combinationen und Majoritäten, lag ihm, soweit wir ihn zu kennen glauben, gänzlich fern.

Eine andere an ihm mächtig hervortretende Seite war die des Naturforschers, welche wieder Moleschott in seiner Schrift besonders hervorhebt, ohne darüber die andern Richtungen, in welche sich Forster's vielgestaltiger Geist ausfächerte, zu vernachlässigen. Die Verdienste Forster's um die Naturwissenschaft beruhen freilich wol weniger auf einzelnen wichtigen Entdeckungen, mit denen er sie bereicherte, als in der Auffassung des Naturlebens im Ganzen und Großen, in seiner „Naturweisheit", wie Moleschott dies sehr treffend bezeichnet. Forster hatte etwas Vorausschauendes. Er schuf das Wort „Gemeingeist", weil er meinte, mit dem Namen werde die Sache schon kommen, und in seiner Naturforschung und Naturanschauung anticipirte er Ansichten, die sich in letzter Zeit, nur wissenschaftlicher begründet, mehr als je geltendzumachen und zur Herrschaft zu gelangen suchen. Bei Forster war dieser Standpunkt aber um so berechtigter, weil er sich durch alle Stadien des Glaubens, dann des Zweifelns und Verzweifelns an seinem Glauben durchgearbeitet hatte, ehe er zum Wissen gelangte. Der Standpunkt, den er zuletzt einnahm, beruhte auf einer Reihe überwundener Standpunkte und war mithin mühsam und qualvoll erworben, nicht ihm zugebracht und angeflogen. Alles Moralische hatte für ihn irgendwo seinen sichern Grund im Physischen, alles Geistige in einer „Operation des Gehirns". Er kam zuletzt dahin, zu versichern: „Ich verstehe nichts von Dingen, die über die Materie hinaus sind." Allerdings, wenn es auf das bloße „Verstehen" ankommt; dies schließt aber, selbst vielleicht im Sinne Forster's, doch nicht aus, daß es etwas über die Materie Hinausliegendes gibt, was sich unserm Verständniß entzieht. Ueberhaupt wissen wir nicht, ob Forster bei längerm Leben nicht auch diesen materialistischen Standpunkt überwunden haben würde; denn er war eine zu künstlerische Natur, als daß wir glauben könnten, er würde bei diesem materialistischen Rohbegriff stehen geblieben sein. Auch nach der theologischen Richtung griff Forster in die Zukunft vorahnend hinaus und sprach von einer „Mythologie der Schöpfungsgeschichte", von einer „Mythologie des Christenthums". Dabei hat er aber schwerlich das Ewige und absolut Wahre verkannt, was im Urbegriff des Christenthums liegt; er hat über der mythologischen Schale gewiß den unzerstörbaren Lebenskern des Christenthums nicht übersehen. Daß wir uns so gegen alles Mythische sträuben und nichts Mythisches hervorzubringen im Stande sind — außer etwa höchst lustige Tatarennachrichten — zeugt übrigens, beiläufig bemerkt, jedenfalls für das Ableben einer Kraft, die nur der Jugend eigenthümlich ist und der wir in Kunst und Poesie viele der herrlichsten Gebilde verdanken. Wenn wir das Gebiet des Verstandes und der realistischen Auffassung verlassen und uns auf dem Wege der Stimulation unserer greisenhaften Phantasie hingeben, bringen wir es kaum noch zu etwas Anmuthigem, Sinnigem und Schönem, um so öfter aber zum Barocken, Widrigen, Häßlichen und selbst Abscheulichen. Auch die moderne Ansicht, daß das Individuum dem Untergange verfallen und für nichts zu rechnen sei (obschon jeder Einzelne vielleicht niemals sein Individuum so wichtig genommen hat als heutzutage, wo dieser Satz doch sehr allgemein geworden), und daß nur die Gattung ein Recht auf ewige Dauer habe (obschon die Erfahrung beweist, daß auch Gattungen aussterben), auch diese Ansicht war schon von Forster ausgesprochen und aufs entschiedenste und bestimmteste formulirt worden. Wir werden übrigens gerade Forster seine materialistischen Ansichten gern nachsehen, da sie seinem Humanitätssinne vielfach zugute kamen, indem er sie mit der durchaus wohlwollenden und toleranten Grundbildung seines Charakters eigenthümlich zu verschmelzen wußte. „Die Men-

schen", sagt er, „erscheinen in ihren Handlungen, wie sie sind; jeder thut, was er nicht lassen kann, und trägt die unausbleibliche Folge." Darum, meint er, „thäten wir am besten, Niemand zu richten und zu verdammen".

Moleschott — und dafür sind wir ihm besonders dankbar — hebt noch eine Seite an Georg Forster hervor, seine „ebenso naturwüchsige als sinnige Auffassung der Kunst", seinen Schönheitssinn, wie er sich namentlich in seiner Charakteristik der düsseldorfer Sammlung bekundet. Forster war überhaupt von einem Schönheitsgefühl, von einer künstlerischen Gestaltungsgabe erfüllt, welche seine ganze Prosa durchdringt und verklärt. Er war Meister des Stils und steht in dieser Hinsicht in der Vorderreihe unserer classischen Autoren. Er wußte Alles in das Gewand der Schönheit zu hüllen, selbst die trockensten Objecte. Die Worte, die er wählte, sprechen immer genau, ungekünstelt und ungezwungen Das aus, was er sagen wollte, und zwar in der klarsten und anmuthigsten Form. In der Gewandung seines Stils gibt es keine brüchige, eckige Falte, kein Zuviel und kein Zuwenig, keinen müßigen Schmuck, keinen luxuriösen Zierath. Er schrieb nächst Goethe und Lessing vielleicht das reinste, durch Fremdwörter nicht verunstaltete Deutsch, was zugleich beweist, daß er auch vollkommen deutsch dachte und empfand. Die deutsche Prosa hat seitdem diese Höhe nicht wieder erreicht, denn Forster's Ausdruck war nicht blos schön und klar, er war auch stets bedeutungsvoll und charakteristisch. Das Oekonomische, Einfache und Naive hatte er vielleicht von den Engländern, aber den Schwung, die innere Seele, den enthusiastischen warmen Hauch von den Deutschen. In dieser Hinsicht möchten wir unserer jetzigen schriftstellerischen Generation, deren Schreibweise entweder hart, schwer, knöchern und verwildert, oder glatt, aber salopp, kokett und leichtsinnig, oder gekünstelt, schwülstig und phrasenhaft erscheint, das Studium der Forster'schen Schriften ganz besonders empfehlen. Land und Leute wußte Forster in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten vortrefflich und mit dem höchsten Grade von Anschaulichkeit darzustellen. Dies bewies er schon in der Schilderung jener paradiesischen Inseln in der Südsee und ihrer Bewohner, die uns Alle wol in unserer Jugend nächst dem „Robinson Crusoe" am meisten gefesselt und am dauerndsten sich unserm Gedächtniß einverleibt hat, und noch meisterhafter und vollendeter in seinen „Ansichten vom Niederrhein" („Sämmtliche Schriften", Bd. 3).

Man hat an Moleschott's Buche Manches ausgesetzt, unter Anderm den zu großen Enthusiasmus für den Dargestellten, aus dem dieses Buch durchweg hervorgegangen ist. Dieser Enthusiasmus, ohnehin jetzt eine Seltenheit, macht aber dem Herzen des Verfassers alle Ehre, und dann gehört auch Georg Forster zu jenen seltenen Persönlichkeiten, für welche man sich wol erwärmen kann und für die in Liebe aufzuglühen Niemandem Schande macht. Wo Forster einen Irrthum beging, war dies die Folge seiner enthusiastischen Natur, oder wie er am Abend seines leider nur kurzen Lebens schrieb: „Mein Unglück ist das Werk meiner Grundsätze, nicht meiner Leidenschaften. Ich konnte nicht anders handeln, und wäre es noch ein mal anzufangen." Wie rührend und innig spricht sich noch in seinen Briefen von seinem letzten Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte, die Liebe zu seinen Kindern aus, trotz des feindseligen Dämons, der sich zwischen ihn und seine Frau, von der er immer noch im Tone höchster Achtung und Zuneigung spricht, bereits eingedrängt hatte! Was wir eher tadeln möchten, wäre das Fragmentarische in einzelnen Partien des Buchs. Die Hindeutung auf die in Forster's Ehe eingetretene Trübung hätte entweder ganz wegbleiben oder die Veranlassung dazu rund und offen herausgesagt werden sollen, zumal da sie hinlänglich bekannt ist. Wir wissen das edle Motiv, welches Moleschott dabei leitete, sehr wohl zu würdigen; dann aber hätte er, wie schon bemerkt, diesen tragischen Punkt in Forster's Leben lieber gar nicht berühren sollen. Auch hätten wir gewünscht, daß Moleschott auf seinen Vorgänger Gervinus, von dem wir eine treffliche, in der ihm so eigenthümlichen pragmatischen, kernigen und scharf eingehenden Weise geschriebene Charakteristik Forster's besitzen (Forster's „Sämmtliche Schriften", Bd. 7), mehr Bezug genommen und ihn nicht in so auffallender Weise ignorirt hätte. Wie dem auch sei, Moleschott's Schrift ist ein liebenswürdiges Buch, an dem wir auch das lobend hervorheben müssen, daß der Verfasser mit großer Selbstverleugnung bestrebt gewesen ist, sich gegen den Geschilderten in den Hintergrund treten und mehr diesen als sich selbst sprechen zu lassen. Alles in Allem genommen, scheint Moleschott's Schrift vorzüglich geeignet zu sein, Forster auch in weitern Kreisen, als bisher der Fall war, bekannt zu machen, womit der Hauptzweck des Verfassers ohne Zweifel erreicht wäre. Forster, eines der vielen Opfer, die den deutschen Verhältnissen gefallen sind, verdient populär zu sein — Forster, der Politiker, der trotzdem Mensch blieb, Forster, der Schriftsteller, der trotzdem Bürger blieb. Oder wie er selbst von sich sagte: „Man hat nicht aufgehört, Mensch und Bürger zu sein, weil man Schriftsteller war und es wieder werden kann."

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Naturwissenschaftliches.

Humboldt. Junghuhn. Cruson.

1. Kleinere Schriften von Alexander von Humboldt. Erster Band. Geognostische und physikalische Erinnerungen. Mit einem Atlas, enthaltend Umrisse von Vulkanen aus den Cordilleren, von Quito und Mexico in gr. 4. Stuttgart, Cotta. 1853. Gr. 8. 4 Thlr.

So oft Humboldt auf dem Felde der wissenschaftlichen Oeffentlichkeit das Wort ergreift, so fehlt ihm auch nie eine allgemeine bewundernde Beachtung. Das ist ein Erfahrungssatz, der sich schon mehr als ein halbes Jahrhundert immer neu, immer entschiedener bewahrheitet hat und auch hier wieder zur vollen Geltung kommt.

Die vorliegende literarische Arbeit ist eine dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften entsprechende zweite Herausgabe derjenigen vermischten Schriften des Verfassers, welche epochemachend für das Aufblühen der physischen Erdbeschreibung gewesen sind und daher auch Anspruch auf Erhaltung und Verjüngung machen können. Der Verfasser will durch eine eigene Bearbeitung das Erscheinen von unerfreulichen Compilationen verhindern. Das ist vortrefflich, und das rüstige Zugreifen des großen Gelehrten erweckt ein sicheres Vertrauen auf die Möglichkeit der Durchführung des Ganzen. Wer das Werk zur Hand nimmt, muß staunen über die Geistesfrische und Gemüthstiefe, über die Fülle und Sicherheit des Wissens, welche Humboldt, der fünfundachtzigjährige Mann, noch jetzt in derselben Kraft besitzt wie vor 30, 40 Jahren. Der gütige Himmel walte ferner so gnädig über dem Leben dieses von der ganzen Welt bewunderten Verfassers des „Kosmos"!

Der Inhalt des Buchs schließt sich sowol dem Wesen als der Darstellungsweise nach den „Ansichten der Natur" des Verfassers an, sodaß ebenso gut das gebildete große Publicum lebhaft davon gefesselt werden kann, wie die Männer von Fach ihm eine beifällige ernste Beachtung nicht versagen können. Daneben läßt sich das Werk aber auch noch als Commentar zum „Kosmos" betrachten. Es faßt manche dort nur in genereller Kürze berührte Gegenstände besonders ins Auge und gibt Fingerzeige, welche Niemand unbeachtet lassen sollte, dem es wahrhaft Ernst ist, einen denkenden Blick in das All der Schöpfung zu thun. Poetische Anmuth und streng wissenschaftliche Verstandesschärfe gehen hier wieder Hand in Hand, wie wir es von unserm Alexander von Humboldt nicht anders gewohnt sind.

Der ehrwürdige Verfasser reiht in dieser Sammlung kleiner Schriften Neues an Altes, Fremdes an Eigenes und bewährt dadurch eine meisterhafte Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes aller Naturwissenschaften. Ganz neu sind die Abbildungen der vulkanischen Bergriesen der Andeskette, welche nach Humboldt's Reiseskizzen von J. Stock's genialer Hand gezeichnet und von J. Poppel ebenso ausgezeichnet gestochen sind. Das Auge weilt mit Wohlgefallen auf diesen Meisterwerken der Kunst.

Der vorliegende erste Theil besteht aus einer geognostischen und einer physikalischen Hälfte, von denen jede aus drei Abhandlungen zusammengesetzt ist. Fast Alles ist als die Frucht der denkwürdigen Reise des Verfassers zu den Höhen der Cordilleren Südamerikas anzusehen. Zuerst wird des Lesers Aufmerksamkeit auf den Vulkan Pichincha gelenkt, den der Verfasser vor 50 Jahren selbst erstiegen und erforscht hat, der aber in neuester Zeit von Sebastian Wisse durch ein kühnes Hinabsteigen in den Krater und durch ein noch kühneres tagelanges Verweilen in dem feuerspeienden Innern noch viel genauer bekannt geworden ist. Daran schließt sich die Besprechung der so vielfach interessanten Hochebene von Bogota in Neugranada, wo in dem Schuttlande fossile Riesenknochen von Elefanten und Mastodonten aufgefunden sind. Dann kommen Erinnerungen an die weltberühmten Versuche, den Gipfel des Chimborasso zu ersteigen, wobei auch Mittheilungen aus der Chimborassoersteigung Boussingault's zur Sprache gebracht werden. Alles liest sich vortrefflich und ist voll der interessantesten wissenschaftlichen Beziehungen. In der zweiten Hälfte bildet eine geistreich durchgeführte Abhandlung über des Verfassers Theorie der Isothermen den Anfang; hieran schließen sich die Untersuchungen über die Zusammensetzung der Atmosphäre, welche der Verfasser mit Gay-Lussac durchgeführt hat; den Beschluß bildet eine sehr interessante Untersuchung über die bei Nacht stark zunehmende Intensität des Schalls.

Obschon nun alle diese Gegenstände bekannte alte Grundpfeiler der Berühmtheit Humboldt's sind und sicher nie der Vergessenheit verfallen könnten, so trugen sie dennoch schon vielfach Spuren der Veraltung und entsprachen der gegenwärtigen Wissenschaftlichkeit nur noch als wichtige historische Grundlagen. Daher kann man sich freuen, daß sie eine nochmalige Durcharbeitung und eine Vergleichung mit der Gegenwart von ihrem ersten Begründer erlebt haben. Das ist ein Gewinn für die berühmten Arbeiten selbst, ganz vorzugsweise aber auch für die betreffenden Wissenschaften.

Die Vulkane des Hochlandes von Quito, mit denen sich der Verfasser in der ersten Abhandlung beschäftigt, gehören zu denen, welche schon vor einem Jahrhunderte durch La Condamine, Bouguer und Pedro Maldonado geographisch genau bestimmt, später aber auch geognostisch sehr sorgfältig untersucht worden sind. Wir dürfen hier also schon Vieles als bekannt voraussetzen und wählen nur einen charakteristischen Moment aus Humboldt's Beschreibung der Ersteigung des Rucu-Pichincha.

Groß war meine Aufregung, als ich zufällig dicht vor uns auf einen Felsblock blickte, der frei in einer Kluft hing, und als zugleich zwischen dem Steine und dem äußersten Rande der Schneedecke, welche uns trug, in ungeheuerer Tiefe ein Licht erschien, wie eine kleine sich fortbewegende Flamme. Gewaltsam zog ich den Indianer bei seinem Poncho (so heißt ein Hemd aus Lamawolle) rückwärts und zwang ihn, sich mit mir zur Linken platt auf den Boden zu werfen. Es war ein schneefreies Felsenstück mit horizontaler Oberfläche von kaum 12 Fuß Länge und 7 Fuß Breite. Der Indianer schien schnell zu errathen, was die Vorsicht erheischt hatte. Wir lagen nun Beide ausgestreckt auf einer Steinplatte, die altanartig über den Krater gewölbt schien. Das furchtbare tiefe schwarze Becken war wie ausgebreitet vor unsern Augen, in schauderhafter Nähe. Ein Theil des hier senkrecht abgestürzten Schlundes war mit wirbelnden Dampfsäulen erfüllt. Gesichert über unsere Lage, fingen wir bald an zu untersuchen, wo wir uns befanden.

Der Verfasser hat den Kraterrand der Pichincha dreimal zu erklimmen gesucht, hat eine Zeichnung von dem gefahrvollen Wege gegeben und in wissenschaftlicher Hinsicht Alles gethan, was in seinen Kräften lag. Das flammende Licht in der grausigen Tiefe des Bergs war nicht Täuschung, sondern eine traurige, ernste Wahrheit, welche besonders erschreckend auf die Bewohner Quitos einwirkte, da sie bis dahin der sichern Meinung gelebt hatten, daß der Pichincha, ihr allernächster Nachbar, eine

erloschene Größe der Vulkane sei. An diese eigenen Versuche, den Pichincha zu ersteigen, schließt der Verfasser auch noch die von Condamine und Bouguer (1742) und die von Wisse und Moreno (1845) an. Von ganz besonderm Interesse sind die letztern. Die beiden kühnen Reisenden begnügten sich nicht blos damit, den lebensgefährlichen Weg zum Kraterrande zu machen und von hier ab in die feurige Tiefe hinabzuschauen, sondern sie wagten sich sogar hinab in den 1000 Fuß tiefen Schlund des Kraters und übernachteten darin zu wiederholten malen. Die erste Expedition führten sie am 14. Januar 1845 aus, wo ihr Verweilen im Innern des Vulkans infolge von andauerndem Regenwetter und Mangel an Lebensmitteln nur kurze Zeit währte. Sie kamen an demselben Tage um 7 Uhr Abends in dunkler Nacht wieder oben am Kraterrande an und stiegen nun mit großer Lebensgefahr vom Berge herab bis zu ihrer Behausung. Die zweite Expedition begann den 11. August 1845 von der Hütte Corral, die 11,568 Fuß über der Meeresfläche gelegen ist. Wisse sagt bei dem Berichterstatten vom 13. August:

Ich stieg von dem Rande in den östlichen Krater hinab, blos begleitet von einem Indianer, der einige Lebensmittel, Wein und Eis trug, das wir an den Fumarolen schmelzen lassen wollten, um uns reines Trinkwasser zu verschaffen. Ich war um $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags auf der Sohle des östlichen Kraters. Meine Reisegefährten, nachdem sie Wege versucht hatten, die sie bald zu gefahrvoll fanden, schlugen endlich den Weg ein, welchen ich eben gegangen war, und langten um $4\frac{1}{2}$ Uhr bei mir an. Wir waren so 320 Mètres herabgestiegen. Dieser östliche Krater ist jetzt eine große Schlucht, deren Boden ein kleines Flußbette durchschneidet, das, wenn es nicht regnet, ganz trocken ist. An diesem ausgetrockneten Flußbett, in 4403 Mètres absoluter Höhe, fanden wir einen 12 Fuß hohen überhangenden Fels, den wir zu unserm Nachtlager unter freiem Himmel auswählten. Wir bedeckten den Boden mit Moos und Kräutern und schliefen, in unsere wollenen Obermäntel gehüllt.

Den 14. und 15. August benutzten sie zu genauen Vermessungen, zu chemischen und physikalischen Untersuchungen des Innern ihrer unheimlichen Behausung. Nur ein mal wurde Wisse während seiner Arbeit von einem sonderbaren Schwindel befallen, sodaß er sich nur mit Mühe auf den Beinen erhalten konnte. Er war ungewiß, ob dies blos Folge der großen Anstrengung oder den beständig sich wiederholenden Erschütterungen des Bodens zuzuschreiben sei. Den schwefligen Ausdünstungen wollte er den sonderbaren Vorfall nicht zuschreiben, weil sie die aus den vulkanischen Spalten aufsteigenden Dämpfe ohne Beschwerde eingeathmet hatten.

Die Versuche, den Gipfel des Chimborasso zu ersteigen, bilden einen nicht minder interessanten, belehrenden Beitrag des Buchs. Sie sind von Humboldt (1802) und von Boussingault (1831) ausgeführt.

Wir fingen nun nach und nach an — erzählt Humboldt, als er mit seinen Reisegefährten Bonpland und Montufar bereits eine Höhe von 17,300 Fuß erstiegen hatte — Alle an großer Uebelkeit zu leiden. Der Drang zum Erbrechen war mit etwas Schwindel verbunden und weit lästiger als die Schwierigkeit zu athmen. Ein farbiger Mensch (Mestize von San-Juan) hatte blos aus Gutmüthigkeit, keineswegs aber in eigennütziger Absicht, uns nicht verlassen wollen. Es war ein kräftiger armer Landmann, der mehr litt als wir. Wir bluteten aus dem Zahnfleisch und aus den Lippen. Die Bindehaut der Augen war bei Allen ebenfalls mit Blut unterlaufen. Diese Symptome der Extravasate in den Augen, des Blutausschwitzens am Zahnfleisch und an den Lippen hatten für uns nichts Beunruhigendes, da wir aus mehrmaliger früherer Erfahrung damit bekannt waren. In Europa hat Hr. Zumstein schon auf einer weit geringern Höhe am Monte-Rosa zu bluten angefangen. Spanische Krieger kamen bei Eroberung der Aequinoctialregion von Amerika (während der Conquista) nicht über die untere Grenze des ewigen Schnees, also wenig über die Höhe des Montblanc hinaus, und doch spricht schon Acosta in seiner „Historia natural de las Indias", einer Art physischer Erdbeschreibung, die man ein Meisterwerk des 16. Jahrhunderts nennen kann, umständlich von „Uebelkeit und Magenkrampf" als schmerzhaften Symptomen der Bergkrankheit, welche darin der Seekrankheit analog ist.... Alle diese Erscheinungen sind nach Beschaffenheit des Alters, der Constitution, der Zartheit der Haut, der vorhergegangenen Anstrengung der Muskelkraft sehr verschieden; doch für einzelne Individuen sind sie eine Art Maß der Luftverdünnung und absoluten Höhe, zu welcher man gelangt ist. Nach meinen Beobachtungen in den Cordilleren zeigen sie sich an weißen Menschen in einer Höhe, wo der Barometerstand zwischen 14 Zoll und 15 Zoll 10 Linien gelegen ist. Es ist bekannt, daß die Angabe der Höhen, zu denen die Luftschiffer behaupten, sich erhoben zu haben, gewöhnlich wenig Glauben verdienen; und wenn ein sicherer und überall genauer Beobachter, Hr. Gay-Lussac, der am 16. September 1804 die ungeheuere Höhe von 21,600 Fuß erreichte (also zwischen den Höhen des Chimborasso und des chilenischen Aconcagua), kein Bluten erlitt, so ist dies vielleicht dem Mangel an Muskelbewegung zuzuschreiben. Nach dem jetzigen Stande der Eudiometrie erscheint die Luft in jenen hohen Regionen ebenso sauerstoffreich als in den untern; aber da in dieser dünnen Luft, bei der Hälfte des Barometerdrucks, dem wir gewöhnlich in den Ebenen ausgesetzt sind, bei jedem Athemzuge eine geringere Menge Sauerstoff von dem Blute aufgenommen wird, so ist allerdings begreiflich, wie ein allgemeines Gefühl der Schwäche eintreten kann.

Humboldt ist übrigens der Ansicht, daß das Ausschwitzen des Blutes aus Lippen, Zahnfleisch, Augen keineswegs allein durch Verminderung des Luftdrucks zu erklären sei, daß dabei noch andere, uns aber noch nicht gehörig bekannte Ursachen mitwirken. Die starke Ermüdung in den Beinen bei dem Erklimmen großer Höhen sucht er mit der Verminderung des Luftdrucks allein zu erklären und erinnert dabei an die denkwürdige Entdeckung der beiden geistreichen Forscher Wilhelm und Eduard Weber, daß das schwebende Bein blos durch den Druck der Luft am Rumpfe getragen werde. Um 1 Uhr Mittags erreichten sie die Höhe von 18,096 Fuß, fanden den Barometerstand 13 Zoll $11\frac{2}{5}$ Linien, die Temperatur $1°,6$ unter Null. Eine schroffe Thalschlucht von 400 Fuß Tiefe und 60 Fuß Breite stellte sich ihrem Weitersteigen entgegen. Sie hätten nur noch eine Höhe von 1224 Fuß zu erringen gehabt. Der große Reisende war einst eine ganze Stunde in der Taucherglocke unter dem Meere bei einem Barometerstande von 45 Zoll und nach der eben gegebenen Schilderung unter dem noch nicht ganz 14 Zoll hohen Barometerstande. Die Flexibilität der menschlichen Organisation erträgt also Veränderungen im Barometerstande von 31 Zoll. Boussingault's Besteigung des Chimborasso theilt der Verfasser

auch mit; sie ist ebenfalls sehr kühn durchgeführt und interessant beschrieben.

In den Anmerkungen zu diesem zweiten Aufsatze ziehen ganz vorzugsweise einige hypsometrische Neuigkeiten die Aufmerksamkeit auf sich. Nach den neuesten Messungen sollen die drei größten Bergriesen des Himalayagebirgs, Dhawalagiri, Kinchinjinga und Deodangha, einen so geringen Höhenunterschied besitzen, daß man ungewiß ist, ob derselbe nicht dem Fehler der Messung zuzuschreiben sei; alle drei sind gewiß etwas über 28,000 engl. Fuß (26,272 par. Fuß) hoch. Dr. Joseph Hooker schrieb den 16. April 1849 an Humboldt: „Mr. Waugh concludes that there can be but little difference between Dhawalagiri, Kinchinjinga and Deodangha, that no other Peaks approach these.“ Dann theilt der Verfasser mit, daß man seit 1830 18 Jahre lang den Chimborasso für niedriger gehalten habe als den Nevada de Sorata und den Nevada de Illimani. Diese Bestimmung rührt von dem berühmten Reisenden Pentland her, ist aber 1848 bei der Herausgabe seines classischen Werks über Peru und Bolivia von Pentland selbst als irrthümlich bezeichnet. Eine sorgfältige Revision seiner Höhenberechnung ergab den Sorata um 3716 und den Illimani um 2675 par. Fuß niedriger als 1830, wo der Chimborasso (nach Humboldt 20,100 par. Fuß) um volle 3592 par. Fuß niedriger sein sollte als der Sorata. Obgleich aber auch der Sorata und der Illimani dem Chimborasso an Höhe nachstehen, so kann dieser wahrscheinlich doch nicht mehr als der Culminationspunkt des ganzen neuen Continents betrachtet werden. Die Offiziere der Expedition der Adventure und des Beagle unter Anführung des Capitäns Fitz-Roy haben im August 1835 den Nevada Aconcagua im Nordosten von Valparaiso zwischen 23,000 und 23,400 engl. Fuß gefunden, sodaß dieser 21,767 par. Fuß hoch ist. Auch gibt Pentland's schöne Karte östlich von Arica noch vier andere Pics an, welche alle die Höhe des Chimborasso übersteigen sollen.

Der Aufsatz „Von den isothermen Linien und der Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper“ enthält sehr viele beherzigenswerthe Wahrheiten, welche aber schon lange der aufmerksamsten Berücksichtigung gewürdigt und ganz vorzugsweise von Dove und Kämtz weiter verarbeitet worden sind. Wir können die Arbeit Allen zum Nachlesen empfehlen, welche in Bezug auf die Wärmeverhältnisse unserer Erde eine klare Erkenntniß suchen und dabei nicht gerade den blos wissenschaftlichen Weg gehen mögen. Dasselbe ist auch von den „Untersuchungen über die eudiometrischen Mittel und über das Verhältniß der wesentlichen Bestandtheile der Atmosphäre“ zu sagen. Beide sind reich an Ideen, welche für die Wissenschaften Epoche gemacht haben, beide sind mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Forschung neu bearbeitet, darum lesen sie sich vortrefflich und sind überall belehrend, nur eignen sie sich hier weniger gut zu weiterer Besprechung. Der Aufsatz über nächtliche Verstärkung des Schalls ist auch ein ein alter Bekannter. Der Verfasser hat diesen Gegenstand mit ganz besonderer Vorliebe sein ganzes Leben hindurch verfolgt, und auch hier behandelt er denselben mit der größten Aufmerksamkeit; die neu hinzugekommenen Zusätze schließen sogar mehr Raum in sich als der Aufsatz selbst. Der Verfasser hat über diesen Gegenstand recht viel selbst geforscht und daneben auch sorgfältig Anderer Erfahrungen und Ansichten mit berücksichtigt. Es geht indeß aus der ganzen Betrachtung des Verfassers klar hervor, daß die Sache noch nicht ganz so ins Licht gestellt ist, wie sie es verdient, und dies besonders wegen der großen Aehnlichkeit zwischen den Bewegungen der Schallwellen und Lichtwellen. Wir theilen etwas davon mit.

Capitän Parry bemerkte auf seiner dritten Reise nach dem Nordpol mit den Schiffen Hecla und Fury (1824 und 1825), wie bei heftiger Kälte über einer einförmigen Eisfläche, die keine Luftströme ungleicher Dichte veranlaßte, der Schall sich in sehr großen Entfernungen auf eine außerordentliche Weise fortpflanzte. In Port Bowen hatte Lieutenant Forster von seinem Observatorium aus einen Matrosen auf die entgegengesetzte Seite des Hafens geschickt, um ein Meridiansignal aufzustellen. Da nun die wohlgemessene Entfernung 6696 engl. F. betrug, so stellte er, um diesem ersten Matrosen Befehle durch Zurufen zu ertheilen, einen zweiten auf die Hälfte des Wegs, damit dieser das Gesprochene wiederhole. Nach dem ersten Versuche fand sich, daß die Zwischenperson (der Wiederholer) völlig unnöthig war. Capitän Forster konnte sich mit dem ersten Matrosen in 6696 engl. F. Entfernung bequem unterhalten. Die Kälte war 18° Fahr. (— 7°,5 Cent.), der Luftdruck 30,14 engl. Zoll. Bei zunehmendem Luftdrucke und zunehmender Kälte nahm in Port Bowen die Geschwindigkeit des Schalls in merkwürdiger Weise ab. Sie wurde bei einem Barometerstande von 30,118 engl. Zoll und 33°,8 Fahr. (+ 0,7 C.) 1098 feet, bei 30,348 Zoll und — 38°,5 Fahr. (— 39°,5 C.) 1014 feet gefunden. Nach der Analogie anderer Versuche ist hier der wirksamere Einfluß nicht der veränderte Luftdruck, sondern die Erniedrigung der Temperatur gewesen. Alleinige Veränderung des Luftdrucks ohne gleichzeitige Veränderung der Temperatur scheint kaum bemerkbar auf die Geschwindigkeit des Schalls zu wirken. Diese nahm auf Franklin's merkwürdiger Reise in Kendall's Versuchen am Bärensee mit der zunehmenden Kälte dergestalt ab, daß sie bei — 2° ⅓ Cent. 331^{m},2, bei — 40° aber nur 313^{m},9 betrug, ganz die Versuche von Melville's Insel und Port Bowen bekräftigend.

Der Verfasser gedenkt auch der Biot'schen schönen Versuche über die Fortpflanzung des Schalls in Röhren von 3000 Fuß Länge, wobei die leisesten Flüsterworte ganz ungeschwächt an das entgegengesetzte Ende gelangten. Das ist ein Gegenstand von praktischem Werthe, der bei weitem noch nicht so beachtet ist, wie er es in der That verdient.

Was der nächste Band dieser „Kleinern Schriften“ enthalten wird, läßt der Verfasser noch ganz dahingestellt sein. Vielleicht bringt er auch wie dieser Reiseerinnerungen, in geognostischer und geographischer Beziehung wissenschaftlich fruchtbar gemacht, und redet daneben auch noch über Erdmagnetismus, über das Polarlicht und über die ältern galvanischen Versuche; wenigstens sind dies lauter Themata, in denen Humboldt bedeutend angeregt hat. Mag aber kommen, was da will, immer wird es uns willkommen sein.

2. Java. Seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. Von Franz Junghuhn. Nach der zweiten, verbesserten Auflage des holländischen Originals ins Deutsche übersetzt von J. K. Haßkarl. Zwei Bände in drei Abtheilungen. Mit Atlas in Großfolio. Leipzig, Arnold. 1854. Gr. 8. 20 Thlr.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen und umfaßt 100 Bogen. Als artistische Beilagen enthält dasselbe zwölf Höhenkarten, Profile, Situationsskizzen, sowie einen Atlas von zwölf großen Landschaftsansichten in Buntdruck. Die erste Auflage kam 1849 heraus und wurde so rasch vergriffen, daß 1851 schon eine zweite erschien. Nach dieser ist die deutsche Uebersetzung veranstaltet, welche dem Originalwerke in Hinsicht der eleganten Ausstattung gewiß nichts nachgeben wird. Das Ganze macht überhaupt den Eindruck, als wäre es durch und durch eine einheimische deutsche Pflanze. Es ist eine große Summe von geograpischen, ethnographischen, geognostischen, botanischen und zoologischen Merkwürdigkeiten der Insel Java. Jedes Einzelne ist sehr gründlich erforscht, sehr klar dargestellt und mit besonderer Liebe für den Gegenstand behandelt; aber gerade diese starke Vertiefung in das Einzelne hat dem Ueberblicke über das Ganze oft Abbruch gethan. Das Werk macht den Eindruck einer nur vorläufig geordneten guten Sammlung von Reisenotizen, welche noch auf eine spätere gründliche Verarbeitung harrt. Aber auch in dieser, wie es scheint, nicht ganz vollendeten Form ist das Werk doch sehr willkommen; es füllt eine schon längst gefühlte geographische Lücke würdig aus.

Der Verfasser kam nach Java als Officier van Gezondheid der holländischen indischen Armee. Er lebte unter besonderer Begünstigung zwölf Jahre hindurch der wissenschaftlichen Erforschung der Natur der Insel und ihrer Nachbarinnen. Durch diese anstrengende Lebensweise in dem tropischen Indien war die Gesundheit des Verfassers stark angegriffen. Er sehnte sich nach seiner nordischen Heimat zurück, um seinen Körper zu kräftigen und seinem Geiste die Ruhe zu verschaffen, welche zum Ordnen und Verarbeiten des Materials seiner Forschung nöthig war. Ein dreijähriger Urlaub ward bewilligt. Im Jahre 1848 machte der Verfasser die Rückreise von Java nach Europa, deren interessante Beschreibung in d. Bl. schon besprochen ist. Jetzt weilt der Verfasser schon wieder seit beinahe drei Jahren in seiner geliebten Tropennatur.

Alles, was der Verfasser in seinem Werke zur Sprache bringt, zeugt von einem umfangreichen sichern Wissen im Fache der Natur und von einer begeisterten Liebe zu der ewig großen und erhabenen Tropenwelt. Verbindet man damit das jahrelange Verweilen des Verfassers in dieser schönen indischen Welt, so läßt sich leicht denken, wie reich und gründlich das Werk ausfallen mußte und wie der Verfasser auch mit poetischem Feuer die Bilder Javas auszuschmücken und plastisch darzustellen versteht. In der sehr regen Phantasie des Verfassers erhielt sich das Bild der unablässig blühenden und duftenden immergrünen Flur in beständiger Lebendigkeit. In seiner niederländischen winterlichen Studirstube ruft der Verfasser aus:

> Ich höre mit dem Sinne meines Geistes den Seewind rauschen durch die Bananen und die Wipfel der Palmen, — die Wasserfälle donnern, die von den hohen Bergwänden des Innern herabstürzen, — ich athme die kühle Morgenluft und trete vor die gastfreie Hütte der Javanen, während noch ein tiefes Schweigen auf den weiten Urwäldern rings herum lastete, — hoch in der Luft ziehen die Scharen der Kalongs nach Haus, — allmälig fängt das Laubgewölbe an sich zu regen, — die Pfaue kreischen, — die Affen werden munter, das Echo der Berge wird wach von ihrem Morgenlied, — Tausende von Vögeln fangen an zu zwitschern — und noch ehe die Sonne den östlichen Himmel färbt, erglüht schon der majestätische Gipfel jenes Bergs in Gold und Purpur, — er blickt aus seiner Höhe zu mir herab wie zu einem alten Bekannten, meine Sehnsucht wächst und ich verlange nach dem Tage, an welchem ich sagen kann: Seid mir gegrüßt, ihr Berge!

Auf Java richtet der Verfasser sein Hauptaugenmerk, verbindet aber damit einen beständig vergleichenden Hinblick auf Sumatra, sodaß das Werk eigentlich die Verhältnisse beider Inseln klar ins Licht stellt. In der Einleitung gibt das Buch eine Uebersicht der politischen und administrativen Eintheilung des Landes und bespricht dann den Zweck, die Einrichtung und den Gang der ganzen Darstellungsweise. Der erste hierauf folgende Abschnitt handelt von der Gestalt und Bekleidung des Landes, der zweite beschäftigt sich mit den Vulkanen und den vulkanischen Erscheinungen, der dritte mit den neptunischen Gebirgen.

Die Höhenkarten, welche dem Werke beigegeben sind, lassen den großen Reichthum der Insel Java an Kegelbergen so recht klar ins Auge fallen. Viele von diesen Bergen erreichen eine Höhe von 9—11,000 Fuß und sind thätige Vulkane. Zwischen diesen Erhebungen dehnen sich sehr fruchtbare cultivirte Ebenen aus, auf denen vorzugsweise viel Reis gebaut wird.

> Die Ebene von Tobah ist in eine Grasflur verwandelt, in ein Weideland für Pferde und Rinder, das sich unabsehbar weit vor den Blicken des Reisenden ausdehnt. Eine kühle Luft athmet man dort ein, und gern bleibt der Battaër in seiner Hütte am wärmenden Feuer, wenn des Morgens früh sich eine Nebeldecke weiß wie Schnee auf dem Plateau gelagert hat... Nur kleine Dörfer liegen einsam in diesem Plateau zerstreut. Ihre schwarzen Hütten mit spitz zulaufenden Giebeln bilden einen grellen Contrast mit dem lichtfahlen Grün der Ebenen und gewähren einen düstern Anblick. Ein bläulicher Rauch schwebt über ihren Hütten. Kein Baum beschattet sie. Keine Cocos-, keine Pinang- oder Arengpalme erhebt hier ihre Wipfel. Kahl, im schwarzen Colorit der Arengfaser (Idju), die ihre Dächer deckt, und öde wie die Hochebene selbst liegen sie da. Nur von Palissaden umrammelt und von Gräben umzogen halten sich ihre Bewohner gesichert, und nur bewaffnet wagen sie es ihre Felder zu betreten, die sich fast einzig und allein im Grunde der kanalförmigen Bachklüfte befinden. Einsam, abgesondert, mistrauisch und fast ohne Verkehr miteinander bringen die Battaër ihr Dasein hin. Sie bauen nur eine sehr geringe Menge Reis in Sawahs, die sie im Boden der kanalförmigen Plateauströme anlegen. Im Plateau selbst bearbeiten sie höchstens ein kleines Godungfeld (Convolvulus Batatas) und lassen alle andern Räume der weiten Grasfläche unbebaut liegen als einen freien Tummelplatz für ihre Pferde und Rinder, deren Milch sie trinken und die sie nur des Nachts zwi-

schen die Palissaden der Dörfer zusammentreiben, die dann ängstlich verrammelt werden. Das Schmauchen von Tabak aus langen kupfernen Pfeifen ist fast der einzige Genuß ihres Lebens, das sie in trauriger, einförmiger Stille verbringen. Nur wenn die lange genährte Eifersucht zwischen den Radjas in offene Fehde ausgebrochen ist, dann kommt der Battaër mit seinen Nachbarn in Berührung, dann entsteht Leben und Bewegung im Hochlande, dann gibt es Krieg, — dann lodert die Flamme auf über brennende Dörfer und färbt den Himmel mit unheimlicher Glut, dann hallen die Schläge der Trommeln und Gonggongs an den Bergwänden wieder, während ein armer Gefangener, an den Pfahl gebunden, seinen Brüdern zur schrecklichen Mahlzeit dient.

Das ist ein trauriges Bild von den freien Bergbewohnern dieses übrigens so reichbegabten Landes. Jedes Dorf ist hier eine Republik mit einem Radja, einem König, an der Spitze. Ganz anders fällt dagegen die Schilderung der Tieflande und ihrer Bewohner aus. Es herrscht hier keine republikanische Freiheit und dabei ist Alles unendlich viel glücklicher als dort.

Wenn dort in Tobah die Gonggongs nur bei der schrecklichen Feier kannibalischer Feste erschallen, so ertönen hier, an einem sanften Abend, wenn kein Lüftchen mehr in den Cocospalmen und andern Fruchtbäumen des Dorfs rauscht, die harmonischen Klänge des Gamelan, — Kuwekuwe (Gebäck aus Reismehl) bedeckt die Matten, die mitten im Dorfe auf dem Grunde ausgebreitet sind; — ein Jeder mag nahen, ein Jeder wird gastfrei empfangen, und Alt und Jung, in festliche Gewänder gehüllt, strömt herbei, um unter fröhlichem Geplauder sich am Spiele der Tanzmädchen (Ronggengs) zu ergötzen.

Mit ganz besonderer Gründlichkeit behandelt der Verfasser die Beschreibung der Vulkane auf Java. Die Insel ist bekanntlich sehr reich an feuerspeienden Bergen. Der Verfasser gibt fast von jedem dieser Vulkane einen topographischen Ueberblick, eine Geschichte der Eruptionen, der Besuche von Reisenden und der Umgestaltungen. Die meisten hat er selbst erstiegen und gar oft mit großer Lebensgefahr. Als er 1839 den 1. April den Gipfel des 9326 Fuß hohen Gunung Mandala wangi zum ersten male erstieg, war er ganz ohne Begleiter. Nach der Versicherung der Javaner ist er der erste Europäer gewesen, welcher seinen Fuß auf die Höhe dieses Bergs gesetzt hat. Auf Rhinocerospfaden in dichtbelaubten Gewölben eines Urwaldes schritt er bis zu dem kahlen Grunde in der Mitte des Gipfels empor. Da lag ein Rhinoceros am Bache und ein anderes am Saume des Waldes. Schnaubend flogen sie davon. Diese kolossalen Thiere und die kleinen Tigerkatzen waren die einzigen vierfüßigen Thiere, von denen er auf dieser viertägigen Bergreise eine Spur bekam. Er hatte die große Freude, hier eine bisher noch nicht gekannte Blume zu entdecken, welche er Primula imperialis nannte. Bei diesen Beschreibungen erwähnt der Verfasser auch zu wiederholten malen J. K. Haßkarl's als Augenzeugen von Eruptionen, woraus hervorgeht, daß der Uebersetzer des Werks auch ein Holländer ist, der Java genau kennt. Von einigen Eruptionen theilt uns der Verfasser eine ebenso ausführliche als schöne Beschreibung mit. Dies ist z. B. mit der am 8. October 1822 erfolgten Eruption des Gunung Gelungung der Fall. Es war Mittagszeit, wo die ganze belebte Schöpfung in tiefer Ruhe und Zurückgezogenheit lebte, um vor den brennenden Strahlen der senkrechten Tropensonne geschützt zu sein. Die Arbeiter hatten ihre Felder verlassen und lagen sorglos auf den Decken in ihren Hütten ausgestreckt. In den Vorhallen der Häuptlinge verstummten allmälig die Schläge des Gamelan, unter deren sanftem, melodischem Getöne die javaschen Großen gewohnt sind einzuschlummern. Es war 1 Uhr. Da weckte der Gunung Gelungung die Bewohner durch plötzliche Erdstöße aus ihrem Schlummer. Alles entfloh den Hütten.

Ein donnerndes, brüllendes Getöse traf ihr Ohr, und Entsetzen bemächtigte sich ihrer, als sie ihre Blicke zum Gunung Gelungung wandten und eine schwarze Rauchsäule von ungeheuerm Umfange emporschießen, sich mit Blitzesschnelle ausbreiten, den ganzen Himmel überziehen und im Nu den noch eben hellsten Sonnenschein in die finsterste Nacht verwandeln sahen. Noch einige Secunden später und ein paar Tausend waren begraben. Sie wurden theils bedeckt von Schlamm, der, vom Krater ausgeschleudert, in ungeheuern Massen aus der Luft herabfiel, theils kamen sie in den Fluten von heißem Wasser um, das, mit Schlamm und Steintrümmern vermengt, dem Krater in ungeheuerer Menge entquoll, das zehn Minuten weit im Umkreise Alles überströmte, alle Dörfer, Felder und Wälder vernichtete und in einen dampfenden Pfuhl von bläulichgrauer Farbe verwandelte, der mit Cadavern von Menschen und Thieren, mit Häusertrümmern und zerbrochenen Baumstämmen übersäet war.

Diese furchtbare Vernichtungsscene dauerte bis 5 Uhr Abends, und vier Tage später, am 12. October, wiederholte sie sich von neuem. Die Kraft der Erderschütterung war so groß, daß sie durch ganz Java hindurch stark verspürt worden ist. Merkwürdigerweise sind auch einige Dörfer, die ganz nahe am Fuße des Bergs liegen, der Vernichtung ganz entgangen, während andere, zehn Minuten weiter entfernte unter dem Schlamme begraben wurden. Das donnernde Gebrüll des Ausbruchs ist von der Sundastraße bis zur Ostspitze der Insel gehört worden.

Aus dem Mitgetheilten läßt sich zur Genüge erkennen, daß das Werk in der Literatur der Länder- und Völkerkunde einen hervorragenden Platz einnimmt. Die Art der Darstellung und die Verarbeitung des Einzelnen zum Ganzen läßt wol noch einige Wünsche unbefriedigt. Das ist aber eine Eigenschaft, welche dasselbe mit vielen ähnlichen Werken gemein hat.

---

3. Blicke in das Universum, mit specieller Beziehung auf unsere Erde. Bearbeitet von L. Gruson. Mit 42 Holzschnitten und 3 lithographirten Tafeln. Magdeburg, Baensch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift hat seine literarische Thätigkeit lange ruhen lassen, zeigt aber dennoch eine gar nicht geschwächte Sicherheit und Gewandtheit im Führen der Feder. Die inductiven Naturwissenschaften sind ihm seit vielen Jahren die liebste Beschäftigungsquelle gewesen. Er hat alle wichtigen Erscheinungen in diesem Zweige der Literatur sorgfältig beachtet und ist besonders durch das Erscheinen des „Kosmos" Alexander von Humboldt's zu einem selbständigen Forschen veranlaßt worden.

Das vorliegende Werk enthält nun die Resultate dieser Lieblingsbeschäftigung, welche ursprünglich nur Manuscript für die ihm nahestehenden Familienglieder, Freunde und Bekannte waren, später aber so bearbeitet wurden, daß sie auch für das gebildete große Publicum zu einer angenehmen, leichtfaßlichen Belehrung und Unterhaltung paßten.

Unter den vielen populären Werken, welche zum „Kosmos" eine vorbereitende und erklärende Stellung einnehmen, gehört das vorliegende unstreitig mit zu den bessern. Das will viel sagen, wenn man bedenkt, wie viel und wie ausgezeichnet gerade in dieser Kosmosliteratur geschrieben worden ist. Es wählt sich nur einzelne Punkte aus der großen physischen Weltbeschreibung heraus und concentrirt darauf das ganze Nachdenken mit kurzen, nur zur Sache gehörenden würdigen Worten. Hier und da kommen auch mathematische Untersuchungen der Naturwissenschaften vor, welche aber nicht mehr voraussetzen, als man heutzutage bei jedem gebildeten Mann wohlbegründet anzutreffen pflegt, und übrigens den Zusammenhang des Ganzen nicht stören, wenn sie von dem einen oder dem andern Leser nicht benutzt werden sollten. Die Sprache ist gut, sie sagt mit wenigen Worten das Wichtigste des betreffenden Gegenstandes und sagt es klar und würdig; sie nimmt sogar auch manchmal eine begeisterte Färbung an, aber nie anders als da, wo dies durch die Natur der Sache nothwendig ist. Ueberhaupt besitzt das Buch viele Eigenschaften, welche das denkende Publicum sehr hoch schätzt und womit es sich einen großen Kreis von Freunden verschaffen wird.

In der Einleitung lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Leser auf unsere Erde als Ganzes, als den Theil vom Universum, welcher unserm geistigen Blicke am nächsten liegt. Er hat Recht, wenn er der Ansicht ist, daß Millionen von Menschen in völliger Unkenntniß über die Verhältnisse der Erde zum Weltenganzen blieben und sich damit begnügten, daß die Erde ihnen Wiege und Grab sei, daß dieselbe ihnen durch ihre Natur Speise und Trank, Schmerz und Freude und mancherlei andere irdische Glückseligkeiten gewähre, daß sie aber alle höhern Beziehungen derselben, welche durch den Scharfsinn eines Kopernicus, Kepler, Galilei, Newton, Laplace, Humboldt, Buch, Ritter u. A. herausgefunden seien, gar nicht kennten. Dies sei nicht gut. Daß es besser werde, sei das Streben von vielen Seiten und der Verfasser wolle auch das Seinige dazu thun. Er will Anbetung und Verehrung Gottes, aber aus der richtigen und klaren Erkenntniß der Weltenschöpfung des Schöpfers, aus der richtigen und klaren Erkenntniß des Waltens im Universum nach ewigen, göttlichen Gesetzen. Er ist ein entschiedener Feind von bloßer Wortmacherei über Gottes Schöpfung, wie sie so oft dem großen Haufen als nahrhafte geistige Speise aufgedrängt werde, wobei aber der denkende Geist wie ein arger Sünder in Fesseln geschmiedet verkümmern solle.

Nach der Einleitung handelt der Verfasser in 20 Capiteln über Anordnung und Bewegung der Welten unsers Sonnensystems, über die Wahrscheinlichkeit, wie jeder Planet, wie die Erde entstanden ist, und schließt das Ganze mit allgemeinen Betrachtungen.

Wir wollen nun irgend einen Gegenstand des Buchs speciell ins Auge fassen und dem Verfasser dabei das Wort geben. Im dreizehnten Capitel werden die astronomischen Verhältnisse des Mondes besprochen, wobei auch die Theorie der Ebbe und Flut mit wenigen, aber durchaus befriedigenden Grundzügen zur Sprache kommt. Zuerst wird diese Naturerscheinung auf das Meer bezogen, dann auf unsere Atmosphäre.

Wenn nun, wie wir bei den Betrachtungen der Ebbe und Flut des Wassers gesehen haben, der Einfluß des Mondes und der Sonne auf dieses Element schon so bedeutend ist, um wie viel mehr muß sich dieser Einfluß auf das noch ungleich beweglichere Element der Luft, besonders in den höhern Regionen, durch Erhöhungen von Luftfluten und Zuströmen von den Seiten her äußern. Doch haben wir bisjetzt von solchen Erscheinungen keine ganz genaue Kenntniß gewinnen können, indem wir uns auf dem Grunde dieses Luftmeers befinden; und wie die Bewohner der Meere auf dem Grunde derselben nichts von der über sie anströmenden Wasserflut merken, so ist es auch uns nicht möglich, von den Flutbewegungen der Lüfte sinnlich etwas wahrzunehmen, da diese immer nur in sehr weiten Entfernungen von uns vor sich gehen können. Neuere, seit einigen Jahren zu St.-Helena angestellte Barometerbeobachtungen haben Thatsachen ergeben, die das Eintreten einer atmosphärischen Mondflut ganz außer Zweifel setzen. Die Anziehung des Mondes übte nämlich zu Singapore 1° 19′ eine etwas größere Wirkung auf das Barometer aus als zu St.-Helena 15° 57′ Breite. Das Barometer am Aequator steht zur Zeit der Culmination des Mondes um $0_{,006}$ Zoll höher als zur Zeit, wenn er sich 6 Stunden vom Meridian entfernt befindet.

Ueber diesen Gegenstand scheint sich der Verfasser fast zu kurz ausgesprochen zu haben, indeß darf dabei auch nicht außer Acht gelassen werden, wie ein tieferes Eingehen das Verlassen des populären und elementaren Grund und Bodens zur unmittelbaren Folge gehabt hätte. Die Untersuchungen Laplace's und Dove's über diesen Gegenstand sind Glanzpunkte der Wissenschaft, aber sehr schwer zugänglich zu machen für Alle, welche nicht Astronomen und Meteorologen von Fach sind; auch geben die vieljährigen Beobachtungen von Schübler, Eisenlohr, Bouvard u. m. A. so kleine Barometerdifferenzen in Bezug auf den Mond, daß es sehr schwer fällt, daraus schon auf ein regelmäßig wiederkehrendes Schwanken des Luftmeers zurückzuschließen. Die Streitfrage über die Mondatmosphäre und über das Mondwasser bejaht der Verfasser. Ueber Meteorsteine bringt das Buch auch einen interessanten Artikel, wobei ganz vorzugsweise die Ansicht bekämpft wird, daß dieselben vom Monde fallen könnten. Die Entfernung vom Monde bis zu dem Punkte, wo zwischen Mond und Erde ganz gleiche Anziehung herrscht, wird auf dem Wege eines elementaren Calculs 4970 Meilen gefunden, es müßte also die Kraft, welche Steine vom Monde zu uns werfen könnte, dieselben erst 4970 Meilen hoch emporwerfen, ehe sie in die vorwaltende Anziehungssphäre der Erde gelangten. „Mag die vulkanische Kraft des Mon-

des auch noch so groß sein, so würde sie doch so etwas nicht vermögen."

Den Schluß des Buchs bilden allgemeine Betrachtungen über das Weltall. Es wird hier auf Manches die Rede gebracht, was den denkenden Geist anzieht und bei dem er gern einige Augenblicke verweilt, aber auch Einiges besprochen, das am besten mit Stillschweigen hätte übergangen werden können. So wird z. B. die Frage zu beantworten gesucht, ob die ewig thätigen Einflüsse der Verwitterung auf Erden nicht endlich allen Oberflächenunterschied so verwischen würden, daß ein vegetabilisches und animalisches Leben auf Erden nicht mehr möglich wäre. Wir wollen einige Worte Antwort aus des Verfassers eigenem Munde vernehmen.

Der bisjetzt erhärtete Theil der Erde ist in seinen Zwischenräumen bis zu einer unbestimmten Tiefe mit Wasser angefüllt, welches die ursprünglich und auf ihr vorhanden gewesene Wassermasse nach und nach je nach dem Fortschritt der Erstarrung hat abgeben müssen. Der augenblickliche Verdunstungsproceß, wovon Wasser und Wärme die beiden Factoren sind, ist, wie uns Augenschein und Erfahrung lehren, dem Unterhalt der jetzt lebenden Organismen aufs genaueste angepaßt; ohne einen nachtheiligen Einfluß auf diese auszuüben, dürfte er daher weder größer noch geringer sein. Wir sind daher auch zu der Annahme berechtigt, die jetzt auf der Erdoberfläche vorhandene Wassermasse sei durch das in die Erde eingedrungene Wasser genau auf das richtige, für die jetzigen Organismen nothwendige Maß hingeführt.... Gewähren die anfänglichen Folgerungen auch keine sonderliche Beruhigung, so sind sie doch keineswegs bedenklicher Art. Wissen wir doch, daß lange vor uns, unter ganz andern Einflüssen als den jetzigen, gleichfalls Wesen, wenn auch anderer und zwar unvollkommenerer Art als jetzt, existirten. Aus gleichen Gründen kann ja auch die jetzige organische Welt noch Umformungen entgegengehen, die den künftigen Einflüssen ganz gut zusagen. Gehen wir daher freudigen Herzens und vertrauensvoll solchen künftigen Zuständen entgegen!

Wir kennen das großartige Walten der Naturgesetze auf der Erde noch so wenig und mit so geringer Zuverlässigkeit, daß es Unrecht wäre, auf die sorgenvollen Schreckensträume über den einstigen sichern Untergang alles Lebens auf Erden viel Gewicht zu legen. Man kann es beklagen, daß vernünftige Leute auch nur ein Wort verlieren, um die haltlosen Phantasmen überspannter Schwätzer zu bekämpfen. Die Leute, welche einmal an solchen finstern Bildern Geschmack finden, behalten ihre Liebhaberei trotz aller vernünftigen Gegengründe. Die Welt, sagen sie, ist durch das gottlose Treiben der Menschen ein Aergerniß Gottes geworden, darum schickte der allmächtige Schöpfer die drohende Aussicht auf die Vertilgungsstrafe. Eine lichtvolle Logik voll christlicher Ehrfurcht Gottes!

Heinrich Birnbaum.

Unterhaltungsliteratur.

1. König Jérôme Napoleon und sein Capri. Historisch-humoristischer Roman von E. M. Oettinger. Drei Bände. Dresden, Schäfer. 1852. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Durch die Wiedergeburt eines französischen Kaiserthrons ist der jetzt lebenden Generation neben sonstigen Napoleoniden auch eine Persönlichkeit von neuem vorgeführt, die bis auf einige gelegentlich hier und da einmal wiederauftauchende Anekdoten längst schon der Vergessenheit verfallen war. In den Jahren 1813—15 kam der tiefbegründete allgemeine Franzosenhaß dem Eifer der Regierenden, welcher zu verwischen, zu vernichten sich angelegen sein ließ, was an die Herrschaft eines Parvenu erinnern konnte, trefflich zustatten, und der Parvenu selbst wurde so schnell verwischt, daß selbst einige um jene Zeit erschienene Flugschriften voll skandalöser Anekdoten sein Andenken nicht zu erhalten vermochten. Der Verfasser des vorliegenden Romans war nicht Zeitgenosse. Sollte daher das Buch einmal geschrieben werden, so blieb nichts Anderes übrig als die Vermittelung jener Flugschriften und einiger sonst etwa noch erreichbaren Actenstücke. Das ist denn auch geschehen, und die bekannte Belesenheit des als tüchtiger Bibliograph ebenso bekannten Verfassers bot seiner humoristischen Feder reiches Material. Nach Titel und Inhalt des Buchs kam es dem Verfasser lediglich darauf an, den jüngsten Bruder Napoleon's in seinem unrüchigen Treiben mit Industrierittern und Weibern vorübergaukeln zu lassen. Wir werden zuerst nach Tilsit geführt, wo Preußen gerupft, Hessen und Braunschweig vernichtet, Hannover zerstückelt werden muß, um für den Helden des Romans Grund und Boden in dem neugeschaffenen Königreiche Westfalen zu gewinnen. Dann sehen wir diesen Helden in Baltimore die Nachricht empfangen, daß sein Bruder sich zum Kaiser gemacht habe und ihn nach Paris berufe. Seine Frau, die bekannte Elisabeth Patterson, ist ihm nun im Wege; doch kann er es nicht vermeiden, sie bis Lissabon mitzunehmen, wo sein Factotum, Le Camus, es möglich macht, daß er sie zurücklassen und nach Paris eilen kann. Das Verhältniß zu Elisabeth ist so dargestellt, als habe eine förmliche Ehescheidung nicht stattgefunden, der König von Westfalen also als nachmaliger Gemahl der Würtembergerin Katharina etwas Bigamie getrieben. Das würde nun bei diesem König eben nichts verschlagen; indessen war wenigstens sein kaiserlicher Bruder klug genug, das Decorum zu beobachten und die kirchliche Scheidung zu befehlen. Wir sind nun in Kassel und auf der Wilhelmshöhe, jetzt Napoleonshöhe, im Roman „Capri". Wir müssen wohl oder übel den ganzen Cancan der Tänzerinnen und Sängerinnen, der neugebackenen Minister und ihrer Frauen mit durchmachen, um am Ende Alles zerstäuben zu sehen wie Seifenblasen.

Welche Entschädigung wird uns dafür? Sehen wir irgend einen ehrenhaften Franzosen? Es gab deren doch auch. Sehen wir wackere Deutsche, die den in der Gaunerwirthschaft bodenloser Liederlichkeit immer höher anschwellenden Strom des Verderbens abzudämmen versuchen? Sehen wir wenigstens nur einen ehrlichen Mann? Es gab deren doch auch. Nichts als Gesindel gaukelt an uns vorüber, und es ist dem Buche vielleicht als ein Verdienst anzurechnen, daß es z. B. jene Weiber der deutschen Aristokratie nicht vorführt, die nichts besser waren als die französischen und italienischen Ballet- und Opernhetären, nach dem Zerpuffen des westfälischen Feuerwerks aber an deutschen Höfen sich rasch wieder auf ihren alten Dünkel besannen. Dennoch ist dem Verfasser sehr dringend die Nothwendigkeit eines einigermaßen nivellirenden Gegensatzes erschienen. Er wird durch eine junge Göttingerin vertreten, die Tochter eines Hospitalwärters, die es in der französischen Sprache so weit gebracht hat, daß sie dem Könige, welcher von der deutschen kaum mehr als die seine Orgien regelmäßig schließenden drei Worte „morgen wieder luschtig" papageienartig eingelernt hatte, die Geschichte ihrer ersten Liebe erzählt. Und diese Geschichte! Ist irgend Wahres an der schaudererregenden Roheit, die wir hier in einem jungen aristokratischen Mediciner am Secirtische kennen lernen müssen, so möchte man zweifeln, daß es eben damals wirklich eine romantische Poesie gegeben habe, deren Weichlichkeit doch die Gegenwart einen so großen Einfluß auf die Bildung jener Zeit zuschreiben will. Der König nimmt eben keinen besondern Anstoß an der Ge-

schichte; im Gegentheil, er findet sich an das junge hektische Mädchen gefesselt; er erfährt einigermaßen, was Liebe eigentlich bedeuten will; er ergibt sich sogar einer Sentimentalität, wie der Südländer, der Franzose sie nicht kennt und wie sie namentlich bei ihm eine Unmöglichkeit sein sollte. Wie damals von seinen Zeitgenossen, so wird er auch im Buche als ein solcher dargestellt, der eines wahrhaft reinen Gefühls nicht fähig ist, der heucheln, der ein Frömmler werden kann, aber nur um sich selbst damit einen Ersatz für die verlorene Genußfähigkeit vorzugaukeln, und kommt ihm dabei irgend einmal ein wirklich guter Gedanke, so ist er nicht vermögend, ihn nur drei Tage lang festzuhalten. Es ist auch nicht Liebe, die ihn an das Mädchen fesselt.

Indessen müssen wir es damit wie mit manchen andern Dingen bei unserm Verfasser nicht so genau nehmen. In dem Schattenkönige von Westfalen und seinem Kometenschweife nichtsnutzigen Volks bot sich ihm reicher Stoff dar, seine seltene Belesenheit, seine allbekannten bibliographischen Kenntnisse, seine Witzfunken einmal so recht con amore leuchten zu lassen. Mit deutschen Persönlichkeiten wäre das Alles auf fabelhaft hölzerne Capriolen hinausgelaufen, wogegen mit einem französischen Poeten, wie Pigault Lebrun, und mit ephemeren Emporkömmlingen Alles möglich zu machen ist, was gut construirte Marionetten unter geschickter Hand nur immer leisten können. Wie Marionetten aber nicht selbst reden, sondern den unsichtbaren Leiter und Lenker für sich sprechen lassen, so ist es auch mit den Figuren dieses historisch-humoristischen Romans bestellt: sie oettingern insgesammt, sie entfalten Kenntnisse, von denen den meisten nicht einmal geträumt hat, und selbst der Poet und gute Romanschreiber Lebrun müßte, wenn er noch lebte, sich unserm Oettinger dankbar verpflichtet erkennen, daß er ihn so überreich ausgestattet, als hätte er einmal mit deutsch-eiserner Beharrlichkeit den mannichfachsten Studien obgelegen.

Was haben wir denn nun eigentlich von dem Buche? wird man fragen. Ja, das ist nun so ein eigen Ding! Bekanntlich hat ein Recensent auch die Verpflichtung, die Geschichte des seiner Feder unterliegenden armen Sünders kurz und klar vor Augen zu stellen. Aber wie soll man das hier anfangen? Hier, wo kaum ein anderes Resultat sich ergibt, als daß es gegenwärtig einen alten Marschall in Frankreich gibt, der einmal König von Westfalen hieß und nur insofern ein Held genannt werden mag, als es ihm vergönnt sein sollte, trotz seiner bodenlosen Ausschweifungen die dritte Frau zu heirathen, deren das Buch als unwesentlich nicht gedenkt, alle seine Frauen und Geschwister zu überleben und bisjetzt dem Tode ein Schnippchen zu schlagen. Flieht etwa der Tod erschreckt vor seinem Ebenbilde, seinem Doppelgänger? Eins jedoch muß noch herausgehoben werden. Der Bruder der Göttingerin hat als theologischer Student ein Pasquill auf den König geschrieben. Dieser läßt ihn großmüthig laufen. Der Student geht nach Amerika, was damals seine Schwierigkeiten hatte, und heirathet die Tochter eines Quäkers. Sie sind die einzigen Glücklichen im Buche. Außerdem aber bietet das Buch eine reiche Fundgrube für alle Jene, die in unserer armseligen Zeit die Gefahr zu fürchten haben, einer philiströsen Ernsthaftigkeit zu unterliegen. Im Vertrauen gesagt, werden sie auch hier und da Pillen oder eigentlich Pechkuchen geschickt in den Weg gelegt sehen, nur einer Hand wartend, welche sie dem einen und andern modernen Bel in den Rachen schiebt. Nebenher sei angemerkt, daß, wie schon die Gott weiß von wem redigirte Constitution des Königreichs Westfalen in jener Sklavenzeit ein Wunder genannt werden kann, so auch die Administrationsform mancher andern ein Muster sein könnte. Mit dem Auseinanderfallen des Königreichs hatte man jedoch nichts eiliger zu thun, als jede Spur desselben zu verwischen und das liebe schwerfällige unübersehbare Alte mit seinen Tausenden von kurzen und langen Zöpfen wieder herbeizuziehen. Jenen Formen dienten die französischen allerdings als Grundlage, allein augenscheinlich waren es Deutsche, welche sie dem neuen Staate mit anerkennungswerthem Geschick anzupassen wußten. Daß jene Constitution nicht innegehalten wurde, ist ein Schicksal, welches sie mit vielen frühern und spätern Schwestern theilt; daß die Administration sich Unterschleife gefallen lassen mußte, desgleichen; daß man nach der leipziger Schlacht von beiden nichts mehr wissen wollte, ist eine Schwäche, die noch heute fühlbar nachwirkt; daß der Verfasser beide fast ganz ignorirt, ist eine Selbstverleugnung, die ihm an betreffender Stelle gewiß sehr gut angerechnet werden wird, wenn man bedenkt, wie unendlich viel ein Humorist damit aufgibt. Zum Schluß aber noch die Bemerkung, daß, da der Roman ein „humoristischer" genannt ist, darunter nicht der bekannte deutsche oder englische, sondern der französische verstanden werden muß. Wir haben es ja hier auch nur mit Franzosen zu thun, und da es sich heute oder morgen wol einmal ereignen kann, uns von dem jetzigen überrheinischen Humor heimgesucht zu sehen, so kann es gar nicht schaden, au fait zu sein.

Das ungefähr hat man von dem Buche. Und wie es in Deutschland Leute gibt, die unter leichtem Champagnerrausche tiefsinnig gelehrte Glossen ins Gespräch werfen, so ist zu wünschen, daß mit derselben Leichtigkeit die reichen Gaben dankbar entgegengenommen werden, die das Buch wie im Fluge vor den Augen ausbreitet.*)

2. Aus der Geschichte und dem Familienleben. Wahre Begebenheiten in Erzählungen von A. Sartorius. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erzählungen, Novellen in buntem Wechsel der Verfasser und Formen, wie Zeitschriften und Taschenbücher sie geben, läßt sich das Publicum gern gefallen, und namentlich haben sie für den großen Kreis lesender Damen vielen Reiz. Sind dagegen dergleichen Lebensbilder aus der Feder eines und desselben Verfassers in der Sammlung eines oder mehrer Bände dem Publicum ausgestellt, so mag man die Zeit nicht daran wenden und verlangt nach größern Romanen, wo man überall aufhören und gelegentlich einmal wieder weiter lesen kann. Jenen Lebensbildern geht es daher wie den Genre- und kleinern Landschaftsbildern der Maler. Wer nur die Wände seines Zimmers aufschmücken will, wird so leicht nicht zwei oder gar mehre solcher Bilder eines und desselben Malers in demselben Raum vereinigen: er will nur Mannichfaltigkeit im Schmuck, nichts an System Erinnerndes, und wenn von Erzählungen irgend eines Schriftstellers die Rede ist, so begegnet man nicht selten der Aeußerung: „Habe ich eine gelesen, so kenne ich sie alle!" Darin liegt entweder für den Schriftsteller der Vorwurf der Manier oder für den Urtheilssprecher das Geständniß der Einseitigkeit, denn mit viel größerm Recht könnte er z. B. sagen: „Habe ich eine Flasche Champagner getrunken, so ist es genug fürs Leben, ich kenne sie alle!" Das wird er jedoch so leicht nicht sagen. Aber wozu in aller Welt die offenbare Philippika? Sie ist beleidigend und unnütz! Letzteres gewiß. Allein sie ist auch wenigstens nicht ungerecht gegen so manchen Schriftsteller, der voll Ernst und Eifer kleinere Lebensbilder mit Fleiß und Geschick ausführt und dann die Erfahrung machen muß, daß das Publicum den Genrebildern des Malers mit lebhaftem Antheil Geld und Zeit opfert und die Zimmer damit aufschmückt, dagegen jenen Lebensbildern im Kopf und Herzen kaum einen Winkel gestatten mag. Ob das hier vorliegende Büchlein glücklicher sein wird? Es ist ihm zu wünschen. Die sechs Erzählungen, die es bietet, sind auf dem Titel als „wahre Begebenheiten" bezeichnet. Das allein schon ist Reiz für Viele, die nur darum von Romanen und Novellen

*) Derselbe historische Stoff liegt einem neuen Roman von Heinrich Koenig zugrunde, der sich unter der Presse befindet und demnächst in der Verlagshandlung d. Bl. erscheinen wird.
D. Red.

nichts wissen wollen, weil das, wie sie sagen, doch nur Erfindungen seien. Diesen engen Glauben ist man bei vorliegendem Buche sogar noch durch die Anzeige zu unterstützen genöthigt, daß die Bezeichnung auf dem Titel wirklich nicht zur Gattung der Lockvögel gehört. Schon die ganze äußere Haltung spricht für Benutzung wirklicher Begebenheiten. Sie ist knapp, fast chronikartig und hält alles nicht unbedingt Nothwendige mit eiserner Strenge fern, sodaß z. B. „Die Emancipirte" kaum über die Anekdote hinausreicht. Dennoch gewähren die Sicherheit und Ruhe, mit denen Personen und Ereignisse vor- und durchgeführt werden, den Lebensbildern einen um so mehr fesselnden Reiz, als meistens eine wol nicht unerwartete, doch eigenthümlich herbeigeführte Ueberraschung den Schluß bildet. Die Erzählung bewegt sich nämlich in gleichmäßigem Fortschreiten bis zu einem kaum beachteten Punkte, den wir jedoch mit den nächsten ihm folgenden drei, vier Worten schon als den entscheidenden Moment erkennen müssen. Die hier angedeutete Darstellungsform ist insofern nicht neu, als ältere Schriftsteller, z. B. Ludwig Friedrich Huber, in fast gleicher Weise verfuhren und damit eine dem ruhigen deutschen Sinn analoge epische Form bereits anbahnten, die nur „Erzählung" genannt werden konnte. Als die „Novelle" der Spanier und Italiener allgemeiner bekannt und beliebt wurde und die jährlichen Taschenbücher sich gegenseitig zu überbieten hatten, genügte das schlichte Lebensbild nicht mehr: man suchte nach künstlichern Formen, denen die dramatische Haltung am willigsten entgegenkam, und für diese Darstellungsweise wird Tieck wol lange noch Muster bleiben. Gegenwärtig, wo von einem vorzugsweise hervorragenden Novellisten kaum die Rede sein kann und überhaupt der Roman, welcher in Gutzkow's „Die Ritter vom Geiste" seinen Gipfelpunkt erreicht zu haben scheint, bei der Lesewelt in erster Reihe steht, gegenwärtig bleibt dem Novellisten kaum Anderes übrig, als im Einlenken nach der schlichtern Erzählungsform den Deutschen wieder an die ruhige, trauliche Betrachtungsweise zu erinnern, die ihm doch eigentlich angeboren ist. Das wollen die vielen und mancherlei, von allen Seiten hervortretenden Bücher und Zeitschriften bethätigen, welche eigens dem Familienleben gewidmet sind, und das deutsche Familienleben ist ohne ruhigen, traulichen Sinn kaum denkbar. Dazu mögen denn auch die vorliegenden Erzählungen eine Stufe bilden, und es ist ihnen zugleich als besonderer Vorzug anzurechnen, daß sie es durchaus nicht im Sinne haben, jene Beschaulichkeit zu dem schlaffen Gehenlassen und resignirten Geltenlassen herabzuziehen, in welchem eine frühere Zeit das eigentliche Lebenselement finden wollte. Man betrachte nur die zweite Erzählung: „Der Page", die es mit einer wahrlich nicht beneidenswerthen Zeit zu thun hat, wo jeder Duodezfürst nur in seinen Launen zu Hause war. Zum Schluß noch die Bemerkung: daß außer den schon genannten beiden Erzählungen noch „Johanna" und „Zwei Sylvestertage" dem deutschen Grund und Boden angehören. „Die gefahrvolle Vermählung" führt uns in das 17. Jahrhundert nach Toul, wo es einem Cardinal und Bischof gelingt, die Fesseln des Cölibatgesetzes und der politischen Nothwendigkeit glücklich zu brechen. „Die neue Kassandra" gehört Frankreich und der Zeit Ludwig's XV. an, die bekanntlich mit ihrem unerschöpflichen Stoffreichthum auch nicht beneidenswerth ist, eben deswegen aber nicht oft und nicht vielseitig genug vor Augen geführt werden kann. 50.

Untersuchungen über die Organisation der Heere. Von W. Rüstow. Basel, Schweighauser. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben es hier mit einem bedeutenden Werke zu thun, dem Ergebniß ernster Forschung und Ueberlegung. Referent gesteht, es nicht ohne Mistrauen in die Hand genommen zu haben; denn bei aller Anerkennung, die er den frühern Werken des Verfassers auch in d. Bl. schuldig war und ausgesprochen hat, was konnte von ihm, bei dem bekannten politischen Standpunkte desselben, über Heeresorganisation zu erwarten sein als eine wenn auch noch so geistreiche Apotheose der Volksbewaffnung? Allerdings findet man nun zwar in dem Werke das Milizsystem als die natürliche Heerform für die civilisirten Staaten der Neuzeit aufgestellt, so weit konnte der Verfasser seiner Stellung, die er eingenommen, nicht untreu werden, um eine andere gelten zu lassen, und von vornherein mag hier die Bemerkung stehen, daß ich darin wie in manchem andern Punkte seine Ueberzeugung nicht theile; aber jede wirkliche Ueberzeugung ist zu ehren, und ich bekenne gern, daß ich das obenerwähnte Mistrauen, jemehr ich in das Werk eindrang, schwinden gesehen und mich an der Gründlichkeit und dem möglichst objectiven Ernst seiner Untersuchungen wahrhaft erfreut habe. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, der auf das unzertrennlichste mit dem ganzen Staats- und Volksleben verwachsen ist, wird eine Besprechung des reichen Inhalts für Jeden, der sich um mehr als sein Haus kümmert, von Interesse sein, da das Werk selbst allerdings nur von Wenigen gekauft werden dürfte, wie es nun einmal das Loos ähnlicher ernster Bestrebungen ist.

Was der Verfasser in der Vorrede über gewisse Recensionen und eine gewisse Militärliteraturzeitung sagt, ist lesenswerth; wir übergehen es aber hier, obschon sich mancher Commentar dazu geben ließe, besonders über den „glücklich machenden Ton geistiger Ueberlegenheit", den jene anschlagen. Wenden wir uns lieber gleich zu dem Inhalte selbst, im offenen und ehrlichen Austausch der Gedanken, wo es sich um abweichende Ansichten handelt.

Der Stoff ist in zehn Capitel getheilt und in jedem der Gegenstand unter bestimmte Punkte gebracht, welche schon im Inhaltsverzeichniß kurz erläutert sind, Alles in der scharf durchdachten Systematik, welche diesen Schriftsteller charakterisirt. Hierdurch wird die Uebersicht ungemein erleichtert, was bei einem so weitverzweigten Gebiete, in dem es sonst schwer sein würde sich zu orientiren, als ein großer Vorzug zu rühmen ist, besonders für Laien, die über irgend einen besondern Theil der Organisation Auskunft suchen. Vielleicht wäre die Anordnung noch zu vereinfachen gewesen, auch die Reihenfolge noch consequenter zu stellen (z. B. hätte wol die Ausrüstung als drittes Capitel stehen müssen, weil diese doch der Gliederung nach Waffengattungen vorangeht); aber der Verfasser hat immer seine Gründe, und wer ihn mit Bedacht liest, wird sie auch erkennen. Jedenfalls kann ein Schriftsteller von Dem, der sein Buch beurtheilen will, verlangen, daß er sich wenigstens die Mühe gibt, in seine Gedankenfolge einzugehen, wenn er selbst auch eine andere haben würde.

Im ersten Capitel wird von der Truppenbeschaffung und den Heeresformen gesprochen, wobei der Verfasser auf den Gegensatz demokratischer und aristokratischer Staaten zurückgeht (die reine Monarchie hält er für gar nicht existirend) und danach drei Formen der Truppenbeschaffung auf das Rechtsverhältniß zur Staatsgewalt begründet, die durch Waffenrecht, Waffenpflicht oder Vertrag. Das erstere bringt in demokratischen Verfassungen Volksheere, in aristokratischen Bürgerheere, ergänzt durch die zum Waffendienst gezwungenen Unterthanen (Conscription), hervor. Der Vertrag läßt Lehns- und Soldheere entstehen. Hören wir, was der Verfasser über die Conscription sagt, es bekundet zugleich den Standpunkt, den er selbst in der Anschauung unserer Verhältnisse eingenommen hat:

„Ob diese Art der Truppenbeschaffung zur Vergrößerung des Bürgerheers anwendbar sei, hängt von den besondern Verhältnissen der Unterthanen zu den Regierenden ab. Wo sich die socialen Unterschiede von Herr und Sklave bereits sehr verflacht haben, wie es in allen neuern civilisirten Staaten der Fall ist, läuft man dabei keine Gefahr. Obgleich die regierende Kaste überall vorwiegt, ist ihr Einfluß doch nicht sehr drückend, drängt sich nicht bei Schritt und Tritt den Regierten störend auf, und obgleich bei diesen ein wahres Interesse für

die Erhaltung des Staats, an dessen Constituirung sie keinen Theil haben, nicht vorhanden sein kann, ist doch ein fictives, anerzogenes gewöhnlich da. Deshalb ist in allen neuern civilisirten Staaten die Conscription vorherrschend und gilt als etwas ganz Natürliches. Gefahr für die herrschende Classe ist nur selten aus ihr hervorgegangen; sie droht freilich bisweilen in aufgeregten Zeiten und kann dann nur durch alle Kunstmittel der Organisation beseitigt werden."

Ohne hier eine Polemik, welche auf dem Gebiete der Politik nie zur Verständigung führt, zu beginnen, erklärt Referent nur ehrlich, daß er in den neuern civilisirten Staaten den Unterschied von Herr und Sklave nicht blos verflacht, sondern überhaupt aufgehoben findet, regierende Kasten nicht zugeben kann, wo Jedem der Weg, an der Constituirung des Staats theilzunehmen, wie zu allen Staatsämtern offensteht, und endlich, daß er das warme Interesse an der Erhaltung des Staats, das Gefühl für des Vaterlandes Ehre und Gedeihen, das selbst in den besitzlosen, einer miserabeln Existenz verfallenen Schichten des Volks herrscht, kein fictives, anerzogenes nennen kann. Ich dächte, wenn der Verfasser nicht von der „Zinne der Partei", sondern von seinen freien Bergen mit unbefangenem Auge in die von ihm verurtheilten Zustände manches monarchischen Staats schaute, wie sie sich z. B. in dem jetzigen Kriege kundgeben, er könnte jenes Gefühl nicht so herabwürdigend bezeichnen.

Viel erfreulicher als dies Manifest sind die gleich darauf folgenden geschichtlichen Beispiele, besonders die Lacedämonier betreffend. Ueber die germanischen Urzustände und das Lehnwesen haben die neuern Forschungen noch bessere Aufschlüsse gegeben; klar und anschaulich ist dagegen die Schilderung des slawischen Wehrdienstes. Der Conflict der Germanen und Slawen, das Aufblühen der Städte und der Söldnerei wird mit historischem Blick dargestellt, ebenso, wie im Feldlager der eidgenössischen Heergemeinden die schweizerische Demokratie geboren und herangewachsen ist. Den Ordonnanzcompagnien thut aber der Verfasser schreiendes Unrecht, wenn er sie kein anderes Interesse als ihren Sold haben läßt — hier umschleiert ihm die politische Abneigung den klaren Blick, sonst würde er jene Hommes d'armes, unter welchen auch der Hochadel seine Ehre suchte, richtiger beurtheilen. Wir verweisen auf Barthold. Daß er die stehenden Heere verwirft und der Miliz, wie schon bemerkt, alle Vorzüge vindicirt, kann nicht befremden. Wenn er aber einen Ausspruch thut wie folgenden: „Wer Achtung vor Menschenwürde, Unabhängigkeit der Völker und Staaten, politischer und nationaler Freiheit hat, muß, wie es scheint, für Milizheere stimmen", so thut er sich selbst nur Schaden, denn viele Leser, die nicht mit ihm einverstanden, sich aber jener Achtung bewußt sind, welche ihnen hier ohne Weiteres abgesprochen wird, möchten wol das Buch, in welchem so schroffe und extreme Behauptungen stehen, gleich beiseite legen. Referent weiß aber entgegengesetzte Ansichten zu dulden und hat darum — vielleicht um so mehr bewogen! — mit ruhiger Erwägung das Werk gründlich verfolgt, was er Allen, auch den strengsten Gegnern des Verfassers anräth: sie werden einigen Aerger zu überwinden haben, aber sich dennoch dafür belohnt finden durch die reiche und fast mathematisch gesichtete Fülle des Materials, welche das Werk zu einem in seiner Art einzigen und höchst verdienstlichen macht. Wenn der Verfasser über die stehenden Heere den Stab bricht, weil sie eine üble Vorgeschichte haben und nichts auf der Welt seinen Ursprung verleugne, so erweist sich der letztere Satz durch tägliche Erfahrung schon im Individuellen falsch, und was jene Vorgeschichte betrifft, so hat der Verfasser in seinem Fürstenhaß ignorirt, daß die Art ihrer Entstehung keineswegs diejenige gewesen, wie er sie schildert. Gerade Ludwig XIV. entließ jene verwilderte Soldateska oder schickte sie nach Portugal und Candia, um sie loszuwerden, und andere Fürsten, z. B. der Große Kurfürst, hatten es schon vor ihm gethan. Die Kriege des französischen Eroberers aber waren es, welche zu stehenden Heeren geführt haben, nicht jene ironisch dargestellte Säuberung von der Landplage. Es würde weit über den Zweck d. Bl. und den zugemessenen Raum hinausgehen, wenn wir dem Verfasser auf das Gebiet der „Freiheit, welche den Volkswillen zur Geltung bringt", folgen wollten. Die daraus abgeleitete Verwerfung der stehenden Heere, welche der Staatsgewalt das Mittel geben, sich über den Volkswillen zu erheben, begreifen wir als eine Consequenz des Republikaners, und wenn der Verfasser gesagt hätte: Für rein demokratische Staaten ist das Milizheer die beste Form, so würde nichts dagegen einzuwenden sein. In der allgemeinen Fassung aber hat Alles, was der Verfasser für sein System sagt, trotz der gewandten Dialektik weder meine politischen noch militärischen Ansichten gewinnen können, weil diese nicht auf blinden Autoritätsglauben noch auf Kastenvorurtheil, von dem ich mich frei weiß, sondern auf selbständiges Urtheil basirt sind, und ich frage, was z. B. aus Oestreich 1848 mit einem Milizheere geworden wäre? Der Verfasser wird freilich darauf antworten: „Das, was wir wünschten! Dies Beispiel beweist gerade meinen Satz von der Schädlichkeit der stehenden Heere!" So sehen wir, auf diesem Gebiete ist keine Verständigung möglich; wir verlassen es daher ein für alle mal, um letztere desto mehr auf andern Gebieten zu finden.

Das zweite Capitel gibt die Eintheilung der streitbaren Mannschaft nach der Art des Dienstes und unterscheidet hier das Operationsheer und den Landsturm, ersteres wieder in Auszug und Reserve, letztern in Provinzialtruppen und eigentlichen Landsturm getheilt. Der Verfasser stellt hier Untersuchungen über Stärke, Bestimmung u. s. w. dieser einzelnen Theile an und vergleicht die Wehrverfassung seines jetzigen Asyls, der Schweiz, mit der seines ehemaligen Vaterlandes, Preußen, wobei allerdings jene bei geringern Kosten ein bedeutend stärkeres Heer (verhältnißmäßig) aufbringen kann. Daß die Wehrverfassung der Schweiz den dortigen Verhältnissen entsprechend eine gute ist, wird man gewiß anerkennen, aber für Preußen würde sie in keiner Beziehung passen. Das dritte Capitel handelt von der Gliederung des Heers im Allgemeinen und von der nach Waffengattungen im Besondern, das vierte von der taktischen und administrativen Gliederung der einzelnen Waffengattungen, das fünfte von der strategischen der Heere (in Divisionen und Armeecorps). Wir können mit dieser Unterscheidung nur einverstanden sein; die Charakteristik der einzelnen Waffen ist historisch entwickelt, und was der Verfasser namentlich über die weittragenden Gewehre sagt, verdient volle Beherzigung, auch bin ich vollkommen damit einverstanden, daß mit ihnen wie mit der Verwendung der Compagniecolonnen zu weit gegangen wird. Doch läßt sich dem weiten Schießen vorbeugen, was durch die neuesten preußischen Bestimmungen (über Führung des zerstreuten Gefechts und das System der Feuergruppen), die dem Verfasser vielleicht noch nicht bekannt sind, erreicht wird. Ebenso theile ich entschieden seine Meinung über den Werth der Linienstellung; gerade jene weittragenden Gewehre werden sie bald wieder zu Ehren bringen, zum Theil ist es schon in der Krim geschehen. Die Cavalerie beurtheilt aber der Verfasser etwas einseitig; ihren Hauptwerth, der ihr auf immer den Platz sichert: daß sie allein den Sieg zur vollkommenen Niederlage des Gegners machen kann, berührt er gar nicht; auch dürften die Eisenbahnen keineswegs eine Verminderung der Cavalerie herbeiführen, worüber das bekannte vortreffliche Werk von Pz. sich ebenso klar als überzeugend ausspricht. Mit großer Aufmerksamkeit verdienen dagegen die statistischen Untersuchungen studirt zu werden, vorzüglich im fünften Capitel die auf strategische und taktische Nothwendigkeit basirte Heereseintheilung in selbstständige Körper: es werden hier Armeedivisionen (wo keine Corps zusammengestellt sind) und Corpsdivisionen unterschieden und letztere schwächer bestimmt. Der Verfasser will ein Corps in drei Liniendivisionen von acht Bataillonen in zwei Brigaden (keine Regimenter) mit höchstens zwei Escadrons, einer Batterie von sechs Geschützen und einer halben Sapeurcompagnie thei-

len, außerdem die Reiter- und Artilleriereserve, vielleicht theilweise eine solche aus Scharfschützen und jedenfalls vier Guidencompagnien zum Ordonnanzdienst, wovon jeder Division eine beigegeben ist. Diese Eintheilung hat allerdings den Vortheil, eine selbständige Avantgardendivision zu haben, welche nach Bedürfniß durch Hülfswaffen zu verstärken ist. Die Dreizahl erscheint überhaupt in vieler Beziehung zweckmäßig, daher der Verfasser auch die Brigaden der Reservecavalerie aus drei Regimentern zusammensetzt. Die neueste preußische Ordre de bataille hat dieselbe Eintheilung.

Das sechste Capitel berührt einen der wichtigsten Gegenstände der Organisation: die Führung und deren Haupt- und Hülfsorgane. Der Verfasser gibt eine sehr eigenthümliche Eintheilung der Truppenführer in drei Kreise, von denen er den ersten, der nur handwerksmäßige Fachbildung brauche, Unteroffiziere nennt; den zweiten, der kriegswissenschaftliche Bildung verlangt (Bataillonscommandeure, Batterie- und Cavalerieregiments- und Brigadecommandeure), ausschließlich Offiziere, und endlich den dritten (Divisionsführer und Oberfeldherren), der die höchste militärische, politische und allgemeine Bildung mit überlegenem Talent verbinden soll, Generale. Er ist aber selbst überzeugt, daß man sich schwer zur Anerkennung dieser Eintheilung verstehen werde, weil sie allen herrschenden Ansichten so sehr widerspreche; vom Standpunkte der Vernunft lasse sich aber nichts gegen sie einwenden. Trotz dieser apodiktischen Behauptung dürfte sich doch wol vernunftgemäß bezweifeln lassen, ob handwerksmäßige Fachbildung auch nur für einen Lieutenant, der beispielsweise mit einer selbständigen Flankenabtheilung (wohl zu unterscheiden von bloßen Seitendeckungen!) zur Sicherung einer Operation detachirt ist, ausreichen wird, ob er nicht kriegswissenschaftlicher Bildung bedarf, um alles Das richtig zu beurtheilen, wozu man ihn weggeschickt hat. Und dennoch wirft der Verfasser alle Subalternoffiziere und Hauptleute in die Handwerksclasse der Unteroffiziere! Die heutige Kriegführung macht höhere Ansprüche selbst an Führer der untersten Grade. Eine Kasteneintheilung von demokratischer Seite muß daher überraschen, umsomehr als der Verfasser alles Hinausstreben über den angewiesenen Kreis verwirft. Diese Lieblingsidee abgerechnet, welche schon in einem frühern Werke Rüstow's ausgesprochen ist, nimmt aber gerade dies Capitel durch seine geschichtliche Ueberschau und die bis ins Detail gehende Erörterung über die Organisation der Stäbe, vorzüglich des Generalstabs, ein hohes Interesse in Anspruch. Das siebente bespricht die Vorbereitung des Heers für den Krieg, die Ergänzung, Uebung und Ausbildung der Truppen, ihrer Führer und der Militärbeamten. Besonders was von der Uebung und Ausbildung gesagt wird, ist vortrefflich; dem theoretischen Unterrichte, der leider noch allzu mechanisch und eher geisttödtend als, was er doch soll, Intelligenz weckend betrieben wird, ist der rechte Weg gezeigt, und über die Entwickelung der höhern Soldateneigenschaften durch die Jugenderziehung kann man nicht gesundere Ideen hören, als sie hier entwickelt sind. Wer könnte auch leugnen, daß die Schule des Volks allein eine gute Schule für das Heer sei! Nur über Gehorsam und Disciplin könnte man mit dem Verfasser in manchem Punkte rechten, namentlich über die Leichtigkeit, in Milizheeren eine scharfe Disciplin aufrecht zu erhalten: die Erfahrung widerspricht dem. Was dagegen die wissenschaftliche Ausbildung der Führer betrifft, so wird man gewiß mit ihm einverstanden sein, auch über das gewöhnliche Gebrechen der meisten Offizierprüfungen, daß diese auf positives Wissen, oft reinen Gedächtnißkram, zu viel Werth legen und nicht vielmehr auf die formale Gesammtbildung der Aspiranten. Sehr wahr und treffend hebt der Verfasser den Uebelstand hervor, daß die militärwissenschaftliche Bildung meist in sehr kurzer Zeit erworben werden soll — ich könnte hierzu einen reichen Commentar liefern! Fast alle militärischen Cursus sind der Zeit nach zu kurz bemessen und gar erst die Privatvorbereitungsanstalten, wo oft in wenigen Wochen das ganze Pensum für das Offiziersexamen eingepaukt wird, um, nach dürftigem Bestehen, in viel kürzerer Zeit radical wieder vergessen zu werden! Und was fodert der Krieg an Wissen und Können! — auch an Wissen, ihr Herren, die ihr glaubt, mit bloßem Draufgehen sei es genug!

Die drei letzten Capitel umfassen die Ausrüstung, die Vorbereitung des Bodens für den Krieg, die Leistungspflichtigkeit der Landesbevölkerung, die Rechtsverhältnisse des Heers und im Heere, endlich die Kosten der militärischen Organisation und des Kriegs: Gegenstände genug noch von durchgreifender Wichtigkeit. Es genügt aber hier, auf ihren reichen Inhalt hinzuweisen, da derselbe vorherrschend technischer und materieller Art ist. Den Leser wird darin wiederum das historische Material interessiren, das der Verfasser zusammengetragen hat, er wird überall den praktischen Sinn, die mathematisch gebildete Verstandesschärfe desselben wiederfinden, die sich nicht mit allgemeinen Redensarten begnügt, sondern immer bestimmte Thatsachen und Zahlen setzt und dadurch allerdings mehr nützt, als durch rein theoretische Erörterungen geschehen könnte. Die Rechtsverhältnisse sind vom militärischen Standpunkte aufgefaßt; der Verfasser wünscht die Disciplinarstrafgewalt beschränkt und das Spruchgericht erweitert; wir sind mit ihm einverstanden, daß damit keine Gefahr verbunden sei. Sehr oft, wie Referent als Beisitzer eines Kriegsgerichts erfahren, lautet das Erkenntniß der Gemeinen viel strenger als das der Offiziere. Von dem Hinblick auf 1848 und den Ausfall auf Preußen, dessen Vermehrung des Offiziercorps er wahrlich falsche Motive unterschiebt, kann billig ein Absehen genommen werden.

Das Werk ist jedenfalls, wir wiederholen es, von Bedeutung und verdient von Jedem, dessen Beruf ihn an der Heeresorganisation betheiligt oder der sich für diesen Lebensnerv der Staaten interessirt, mit ernster Aufmerksamkeit gelesen zu werden; wie sehr auch die Ansichten von denen des Verfassers in vielen Hauptpunkten abweichen mögen, man wird ihm zugestehen müssen, daß er seinen überreichen Stoff zu bewältigen und geistreich zu behandeln verstanden hat. Mehr Nutzen würde er freilich bei größerer Selbstüberwindung dadurch erreicht haben.

Karl Gustav von Berneck.

Genrebilder aus dem russischen Volksleben.

Aus dem Tagebuche eines Jägers, von Iwan Turghenew. Deutsch von August Viedert. Berlin, Schindler. 1854. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Titel dieses Buchs ist durchaus unglücklich gewählt, er offenbart nicht blos nicht, er verhüllt, was in ihm enthalten ist, stellt es mindestens in Schatten. Wir erwarten „Jagdgeschichten", die bei vollen Humpen erzählt ganz erträglich sein mögen, wo die Wahrheit, welche ihnen fehlt, im Weine ist; aber in einem Tagebuche? Ein Tagebuch bei einem Waidmann ist wol ein seltener Vogel und klingt selbst schon wie eine Jagdgeschichte. Es ist in der That kein Jäger, sondern nur ein jagdliebender Gutsbesitzer in Rußland, dem die Mittheilungen dieses Tagebuchs in die Feder gelegt werden; auch enthält dies nicht, wie sonst üblich, ein inneres Spiegelbild Dessen, der es führt, ist keine Selbstbiographie oder Seelenzustandsgeschichte eines Einzelnen. Es ist viel mehr und Besseres, was der Verfasser oder Dichter dieses Tagebuchs uns bringt: es sind Naturschilderungen, Charakterzeichnungen, Erlebnisse, Reflexionen, kleine novellenartige Geschichten, die der Erfahrung und Beobachtung eines denkenden Mannes aus dem ihn umgebenden Lebenskreis in den Wurf kommen. Am besten könnten wir diese Aufzeichnungen als culturhistorische Genrebilder aus dem höhern und niedern Volksleben Rußlands bezeichnen. Es bedarf des durch die augenblickliche Weltlage und politischen Kämpfe erhöhten Interesses für (oder gegen) diese Nation nicht, um in diesem Werkchen einen höchst willkommenen Beitrag zur Verbreitung genauerer Kenntniß dieses Nationallebens zu erblicken, wodurch sein blos poetisches Verdienst einen eigenthümlich bestimmten höhern Werth erhält.

Die unter elf verschiedenen Ueberschriften gegebenen Mittheilungen eröffnen auf eine höchst lichtvolle und prägnante Weise einen Einblick in das mannichfaltige, meist sehr grell voneinander abstechende Leben und Treiben der verschiedenen Stände. Wir begegnen hier theils den aus täglichen Nachrichten wie aus Reisebeschreibungen bekannten Zügen, z. B. der durch das Verhältniß der Leibeigenschaft selbst und besonders durch die bedrückende Gewaltherrschaft der über die Unglücklichen eingesetzten Voigte und „Burmister" entsetzlichen und empörend bedrängten Lage einer großen Anzahl vom Anfang bis zum Ende des Lebens geknechteter, von keinem Lichtstrahl einer höhern Unterweisung erleuchteter, durch keine freie Bewegung des Gemüths in höherer sittlicher Freude veredelter Menschen; oder der aus der epidemischen Bestechlichkeit aller Communal- und Staatsbeamten bis zur Verzweiflung qualvollen Bedrängniß und zumal Unsicherheit des Lebens fast aller friedlichen und thätigen Staatsbürger; theils aber auch weniger bekannten und psychologisch tiefer bedeutsamen Verhältnissen der öffentlichen Bildung und Lebensrichtung, z. B. einer in den höhern Ständen grassirenden Sucht nach conventioneller Feinheit des Tons, nach dem glanzvollen Schein westeuropäisch gebildeter Conversation, welche, auf unnatürlichem, treibhausmäßigem Wege erworben, das im Keime schon kränkelnde Wachsthum nur bis zu dem Schein der Blüte, aber nicht bis zur Reife einer geisternährenden Frucht treiben können. In dieser Beziehung ist die letzte Geschichte: „Der Hamlet des Stschigrowschen Kreises", ein in seiner Art ausgezeichnetes Beispiel, wie die sonst nur an dem äußersten Ende einer Culturepoche eintretende Blasirtheit schon am Anfange oder eigentlich vor einer solchen da nothwendig erscheint, wo die Bildung des Individuums, von fernher gewonnen, weder mit dem ihm eigenen Kern des nationalen Geistes vermittelt ist, noch auch in dem heimischen Leben und Streben seiner Umgebung, welcher die Uebergangsstufen fehlen, eine lebenskräftige Anknüpfung oder einen vorbereiteten Boden thätiger Mittheilung findet.

Die Darstellung zeichnet sich dadurch aus, daß sie, obwol so allgemeine Charakterzüge zur Anschauung bringend, dennoch durchaus individuell gehalten und gestaltet ist. Es sind nicht allgemeine Schilderungen, sondern in echt poetischer Weise entworfene, ganz individuell gezeichnete Zustände, Charaktere und Ereignisse. Die Form ist streng realistisch, die Situationen, Reden, Verhältnisse sind genau nach dem Leben dargestellt. Dies erhöht den Werth derselben in Bezug auf den belehrenden Zweck ganz ungemein; auch in ästhetischer Hinsicht ist diese streng realistische Form höchst wirksam und ergreifend; es ist aber nicht zu übersehen, daß sie in ihrer Art zu weit getrieben ist. Indem nämlich der Verfasser die idealpoetische Gestaltung vermeiden und nur eine naturgetreue Zeichnung geben will, unterläßt er es, die begonnenen Bilder zu vollenden. Wenn dies in Bezug auf bloße Schilderung von einzelnen Charakteren auch erträglich und gestattet sein mag, so wird es doch da sicherlich unangenehm und die Lectüre unbefriedigend, wo ein Anlauf zu einer Geschichte, zu einer Erzählung von Ereignissen genommen ist; wählt der Verfasser, und er hat offenbar, weil das Geschick, auch das Recht dazu, für seine Darstellungen die Form der Novelle, so muß er sich auch den Gesetzen derselben unterwerfen und dem an- und aufgeregten Gemüth des Lesers durch Abrundung der Ereignisse wiederum Ruhe und Befriedigung gewähren. Allerdings würde dadurch die realistische Schilderung eine ideale Gestalt gewinnen; da sie aber hierdurch von der Treue und Wahrheit der Charakteristik durchaus nichts einzubüßen genöthigt ist, so ist kein erdenklicher Grund vorhanden, weshalb der Verfasser bei der fragmentarischen Form verharrt, welche er, freilich mehr als bescheiden, selbst mit der des Tagebuchs bezeichnet. Selbst die Charaktere, oft mit interessanten und spannenden Eigenthümlichkeiten begabt, verschwinden nach flüchtig skizzirtem Auftreten wieder vor den Augen des Lesers, wie dies schon daraus erhellt, daß über 50 solcher in dem Büchlein auftauchen.

Neben dieser rein realistischen Schilderung des Verfassers tritt freilich auch die idealistische Richtung seiner persönlichen Anschauung zutage; indem er zeigt, wie die Russen sind, weiß und läßt er auch merken, wie sie sein sollten. Dies zeigt sich nicht blos in der Darlegung der Lichtseiten des russischen Lebens in einzelnen Gestalten, sondern auch in der beiläufigen Enthüllung Dessen, was in der russischen Nationalität, der er mit ganzer Liebe hingegeben scheint, Großes, Kräftiges und Hohes liegt und besonders dann erscheinen würde, wenn sie eine natürliche, regelmäßige und selbsteigene Entwickelung erlangte. Einzelne Züge sind psychologisch höchst interessant, mit feiner Beobachtung entdeckt und an einzelnen Fällen treffend zur Anschauung gebracht. So heißt es unter Anderm: „Merkwürdig stirbt der russische Bauer! Sein Zustand vor dem Ende ist weder Gleichmuth noch Stumpfsinn..... Er stirbt, als ob er eine Ceremonie vollzöge, kalt und einfach." Ueber die russische Kunstliebe in den höhern Ständen schließt der Verfasser eine ausführliche Charakteristik mit den Worten: „Denn bei uns in Rußland ist es nun einmal Herkommen: an einer Kunst hat ein Mensch nicht genug: her mit allen zusammen!"

Wir dürfen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Verfasser mit allen literarischen und Culturverhältnissen des gebildeten Europa, besonders Deutschlands, genau vertraut ist (selbst die Hegel'sche Philosophie scheint er an der Quelle geschöpft zu haben, und der verschiedene, aufklärende und verwirrende Einfluß derselben auf die mangelhaft vorgebildeten russischen Geister wird mehrfach auf charakteristische und belehrende Weise dargestellt) und daß er umsomehr befähigt erscheint, die Zustände und kennzeichnenden Eigenthümlichkeiten seiner eigenen Nationalität bei der psychologischen Beobachtungsgabe und poetischen Phantasie, welche ihm gleichmäßig zustehen, treu sowol vom poetischen als kritischen Standpunkte zu schildern und zu vergegenwärtigen. Mit Vergnügen haben wir am Schlusse des Buchs die Worte gelesen: „Ende des ersten Bandes", denn wir begrüßen die darin liegende Hoffnung sowie die vorliegende Erscheinung selbst mit theilnahmsvoller Freude. 51.

Tyll Ulenspiegel.

Man kann wol sagen, daß der Charakter der hervorleuchtendsten literarischen Erscheinungen in Deutschland am Ausgang des 15. Jahrhunderts der der Opposition sei. „Reineke Fuchs", „Ulenspiegel", Sebastian Brant machen Opposition gegen das bisherige Leben, gegen den bisherigen Geschmack. Man darf freilich Männer wie Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg u. A. nicht geradezu Vorläufer der Reformation nennen, sie stehen vielmehr noch ganz im Papstthum, sie vertheidigen mit Ernst die absolute Herrschaft des römischen Bischofs, den Ablaß, den Mariencultus; aber indem auch sie die einzelnen Sünden des geistlichen Standes angreifen, lenken sie den Blick des Menschen auf sein Inneres und helfen so unabsichtlich die gewaltige Gährung herbeiführen. Dazu kommt, daß in ihrem Kreise das Studium des classischen Alterthums Pflege fand, dessen Geist, als er in ihren Schülern sich mit den reformatorischen Ideen verband, sie nicht mehr zu bannen vermochten. Die Unnatur, welche in dem Gebiete der Religion den Menschen von Gott entfernt hatte, die statt wahrer Frömmigkeit ihn unverstandene Ceremonien lehrte, hatte auch in Sitte und Literatur um sich gegriffen, und gegen sie machen die Volksbücher Chorus. Sie gehen darauf aus, die Natur wieder zu Ehren zu bringen, und thun dies mit dem Uebermaß, mit dem jede neue Richtung sich ankündigt. Die ritterlichen Abenteurer verwandeln sich in Landstreicher, der übernatürliche feierliche Ernst in die tollste Laune. Sie spotten des Aberglaubens und Aberwitzes, der Alltäglichkeit, der Phantasterei, sie wollen umstürzen, ohne zu wissen, was sie aufbauen sollen. Und diese satirische Kraft, dieser Muthwille verjüngte die deutsche Nation, weckte sie aus dem Schlafe der Abgeschiedenheit, des Alters,

sie tilgte Scholastik und Papismus. Die Thorheit schaffte die Klugheit. Die Ironie, welche über alle Stände, über das ganze Leben ausgegossen wird, das ist es besonders, was das Glück des „Ulenspiegel" gemacht hat, nicht blos der traditionelle Witz der Handwerksgesellen, der in dieser Form schon längst bekannt war. Es gibt kein Volksbuch, welches sich einer größern Theilnahme erfreut hat als die Historie des Ulenspiegel. Kein Held ist so bekannt als er. Wer und wo man den Namen hört, Jeder versteht ihn und verbindet einen bestimmten Begriff damit, den des heitern Spottes und mehr oder minder harmloser Schalkhaftigkeit. Seit Jahrhunderten bezeichnen wir mit dem Namen Eulenspiegel, welche hochdeutsche Benennung die ursprüngliche niederdeutsche zurückgedrängt hat, einen gewissen Charakter; der Name ist mit dem Buche in mehre Sprachen übergegangen, und wie bei uns die Eulenspiegeleien, haben bei den Franzosen die espiègleries und ein Haupt- und Beiwort espiègle ihr Bürgerrecht längst erworben.

Und trotz aller dieser Beweise der Verbreitung, der Beliebtheit, des Einflusses des Volksbuchs ist uns über den Helden so Weniges bekannt und in Bezug auf seine Epopöe so Manches noch unsicher. Selbst der neueste Herausgeber Lappenberg*) hat nicht jedes Dunkel zu erhellen vermocht, so zahlreich auch die neuen Aufschlüsse sind, die wir seiner ausgebreiteten Belesenheit und seinem Scharfsinn verdanken.

Die Schwänke Ulenspiegel's haben ihr Local alle in Niedersachsen, und den ersten Druck haben wir nach manchen Anzeichen wol in der niedersächsischen Sprache zu suchen. Und nun ist es merkwürdig, daß wir doch keinen plattdeutschen Druck haben, daß sogar in Norddeutschland der „Ulenspiegel" nicht vor dem Jahre 1714 gedruckt worden ist. Daß dies nicht geschah, das verschuldete wol die strenge lutherische Lehre und geregelte Kirchenzucht, welche die Buchhändler abschreckte, so anstößige Geschichten drucken zu lassen. Das älteste erhaltene Exemplar einer Ausgabe des „Ulenspiegel" ist die strasburger von 1519, und diese ist, da die bessern Erzählungen, welche das Buch erst werthvoll und beliebt machten, von ihm hinzugefügt sind, nicht blos für eine Bearbeitung, sondern für ein eigenes Werk des bekannten Gegners Luther's Dr. Thomas Murner zu halten, sodaß der neueste Herausgeber geradezu den „Ulenspiegel" diesem Gelehrten vindicirt hat; jenes einzig erhaltene Exemplar aber befindet sich auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Es ist angegeben, daß schon 1483 eine Sammlung der Schwänke Ulenspiegel's in niedersächsischer Mundart gedruckt war; diese beschränkte sich jedenfalls aber nur auf einen kleinen Theil des uns jetzt vorliegenden Buchs, nämlich auf die Erzählungen von der Jugend, den Handwerkerschwänken und den letzten Tagen des Volksnarren; unsers „Ulenspiegel" Verfasser ist und bleibt Thomas Murner.

Schon Luther bediente sich des Namens Eulenspiegel als eines bekannten Begriffs, Hans Sachs benutzte einige Schwänke zu seinen dramatischen Arbeiten, die größte Auszeichnung aber, die Tyll Eulenspiegel je widerfahren ist, ist wunderbarerweise die unbekannteste geblieben, nämlich die unzweifelhafte Bearbeitung in deutschen Versen durch Fischart unter dem Namen Mentzer, welche Uebersetzung in das Jahr 1571 gesetzt wird. Früh kommen dann mehr oder minder treue Uebersetzungen in lateinischer, englischer, französischer, holländischer, vlämischer, dänischer, polnischer Sprache vor; es gibt wenigstens 50 Ausgaben des „Ulenspiegel".

Der Held der Geschichte wird bekanntlich als zu Mölln gestorben genannt und sein Grabstein dort noch gezeigt; der jetzt dort befindliche ist übrigens eine Erneuerung des alten, welcher wieder älter als 1519 gewesen sein muß. Dieser Stein wurde lange Zeit viel von reisenden Handwerksburschen besucht, da Tyll zum Heiligen, nämlich zum Patron gegen Zahnschmerzen gestempelt war, und deshalb wurde er in wohlgemeinter Absicht von Magistrats wegen auch wieder erneuert. Später haben die Niederländer, nach der Ehre trachtend, den wunderlichen Heiligen zu ihrem Landsmann zu machen, angegeben, daß er in der Stadt Damme begraben sei, aber das auf ihn gedeutete Grab war nach alten beglaubigten Nachrichten das des Dichters Jakob von Maerlant, Stadtschreibers zu Damme.

Der Name Ulenspiegel kommt als Familiennamen öfters vor, sowol in Westfalen als im Braunschweigischen. Der Schauplatz der Thaten unsers Helden ist Deutschland, und mit Ausnahme von Nürnberg, Frankfurt und Marburg liegen die Städte und Dörfer in Sachsen, alle kleinern Orte unsern Braunschweig. Rechnen wir dazu, daß aus andern Quellen nachher schon von Murner Mehres auf Ulenspiegel übertragen ist, daß verschiedene Namen von Personen, die im Buche vorkommen, sich für das 14. Jahrhundert nachweisen lassen, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß, wenn auch nicht der Tyll Ulenspiegel wirklich gelebt haben sollte, doch ein wandernder Sänger im Anfang des 14. Jahrhunderts die Gegend des Harzes bereist und ihre Oertlichkeiten genau durchforscht habe, um sie possenhaften Erzählungen zugrunde zu legen; jene Zeit, der Anfang des 14. Jahrhunderts, war gerade die Zeit der wandernden Handwerker.

Daß ein niedersächsischer Text, der für uns verloren ist, 1483 geschrieben sei, hat, wie gesagt, nichts Unwahrscheinliches. In die alten Erzählungen trug schon Murner mehre neue Fabeln, zum Theil die besten ein, sodaß jetzt zu den Quellen unsers „Tyll Ulenspiegel" gehören der „Pfaff Amis" des Strickers, der „Pfaff vom Kalenberg" (welcher auch den Franzosen bekannt gewesen sein muß, denn von ihm schreibt sich das Wort Calembourg her), der Italiener Gonella, Hofnarr des Markgrafen Niccolo von Este und des Herzogs Borso von Ferrara (1430—70), Poggio von Florenz (gest. 1459), vielleicht auch die „Cento novelle antiche" (aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammend), die Novellen des Morlini (1520 zu Neapel gedruckt), die Schwänke von Heinrich Bebel (1497—1514 Professor zu Tübingen, dessen „Facetiae" 1508 zu Strasburg gedruckt sind), der Dichter François Villon zu Paris (geb. 1431). Verwandt mit „Ulenspiegel" sind Johann Pauli's (geb. 1455, Barfüßer zu Strasburg, starb zu Thann um 1530) „Schimpff und Ernst", diese beliebte Sammlung kleiner Erzählungen, die 1522 gedruckt ist und Einiges aus Murner's „Ulenspiegel" entlehnt hat, der „Bruder Rausch", von dessen niedersächsischer Bearbeitung ein Abdruck vom Jahre 1500 existirt, „Claus Narr" (1486—1532 Hofnarr der Kurfürsten von Sachsen), verfaßt von M. Wolfgang Buttner, Pfarrer zu Wolfferstat im Mansfeldischen, gedruckt 1572, und „Hans Clawert" vom Stadtschreiber Bartholomäus Krüger zu Trebin 1587. 9.

*) Dr. Thomas Murner's Ulenspiegel. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Leipzig. T. O. Weigel. 1854. 8. 4 Thlr.

Notizen.

„Mythen aus der Zeit der Dämmerung."

In Deutschland erscheinen häufiger als in jedem andern Lande aus der Feder von Leuten, die geistreich sind bis zur Verworrenheit, wie im Traum geschriebene Schriften, welche es durch ihre subjective, confuse und wahrhaft chaotische Form recht darauf abgesehen zu haben scheinen, keine oder doch möglichst wenige Käufer und Leser zu finden. Dahin gehört folgende:

Sylvester und Herr von Polymar. Geschichten und Mythen aus der Zeit der Dämmerung. Ein Roman, geschrieben im Herbste 1847 von J. G. Blackert. Kassel, Raabé u. Comp. 1853. 12. 2 Thlr.

Es ist schon ein Mißgriff, ein im Jahre 1847 geschriebenes Buch sechs Jahre später erscheinen zu lassen. Wenn wir auch nicht gerade sagen wollen, daß in unserer flüchtigen, Geschmackswandelungen außerordentlich ausgesetzten Zeit der Geschmack alljährlich eine andere Richtung einschlage, so thut er dies doch gewiß nach dem Verlaufe eines Lustrums. Vorliegendes Buch

kommt uns jetzt fast spukhaft vor, und der Zusatz auf dem Titel „Mythen aus der Zeit der Dämmerung" bereitet diesen Eindruck vor. Das Buch ist ein Gemisch von Lebenserinnerungen, Genrebildern, Erzählungen und Unterhaltungen über Gegenstände der verschiedensten Art. Durch dieses Gemengsel bricht aber der Geist des Verfassers zuweilen in eigenthümlicher Weise durch und manche goldhaltige Sentenz wird von der dunkeln Welle ans Ufer gespült. Wir rechnen hierher folgenden Gedanken: „In das Herz, welches liebt, darf nur der Liebende und die Geliebte blicken. Die Liebe muß ein Geheimniß bleiben, wenn auch alle Welt darum weiß. So ist es ebenfalls mit der Religion; viel reden und schwatzen soll man darüber nicht; und die alten Völker haben ganz Recht, wenn bei den heiligen Handlungen nichts geredet werden durfte; diese Vorsicht, dieses Schweigen ist kein Aberglaube." Ein alter Kriegsmann sagt: „Besser, viel besser würde das Gras grünen, schöner würden die Bäume blühen und markiger würden unsere Knochen werden, wenn unser Boden einmal mehr Leben durch eingesogenes Blut in sich zöge: du weißt, daß der Kriegsmann aus Liebe stirbt. Höre also, durch die Liebe wird, wie alle Welt, so auch die matte Erde stark. Heldenblut ist frisch, ist kein todtes Todtenblut. Wie der Leu, der Thiere König, des Blutes bedürftig ist, auf daß sein edles Leben in ritterlicher Kraft erstarke, so bedürfen wir des heiligen Blutes im Opfertod der Krieger: denn im Blut ist Stahl und Leben". Vom Standpunkte der Jünger Elihu Burritt's läßt sich hiergegen ohne Zweifel Manches einwenden, aber der Gedanke ist kräftig und anschaulich bilderreich ausgedrückt. Trotz solcher einzelnen lichten Blicke und Augenblicke macht doch das Buch als Ganzes den Eindruck eines Traumbuchs.

Die schriftstellernden Frauen und der Humor.

Wir lasen soeben ein Urtheil der Paalzow über Immermann's „Münchhausen", in welchem die Verfasserin von „Godwie-Castle" kurzweg die „Gemeinheit einer Studentenlaune" erblickt. Doch wir setzen die ganze Stelle her: „Wohin seine (Tieck's) Schule, seine Ermunterung führen kann, sehen wir an dem reichen Geiste des verführten Immermann; doch selbst »Münchhausen« wird Tieck die Binde nicht von den Augen reißen; er, der den göttlichen Humor Shakspeare's anbetet, wird in der glatten (platten?) Gemeinheit dieser Studentenlaune noch einen gewissen Reiz finden und sich daran erfreuen können, und darum — nicht weil es seinem höhern Geiste genügte — sondern weil der übel berauschte Spötter sein Schüler ist." Man würde seinen Augen nicht trauen, wenn man dieses Urtheil liest, wüßte man nicht, daß es von einer Dame herrührt, die gewohnt war, in vornehmen und höchst vornehmen Kreisen zu verkehren, in denen es zum guten Ton gehört, officiell den aus natürlichem Quell strömenden Humor de haut en bas anzusehen, während man im Geheimen seinen „Kladderadatsch" mit größtem Behagen liest und sich Abends im Theater eine Posse oder ein frivol zweideutiges französisches Lustspiel recht gern gefallen läßt. In den Romanen unserer schriftstellernden Frauen (aber auch in fast allen der Männer) nimmt man gegenwärtig eine fast gänzliche Abwesenheit aller humoristischen und weltironischen Auffassung wahr, obschon diese Auffassung, ohnehin in der germanischen Natur tief und ursprünglich wurzelnd, vielleicht nie eine solche Berechtigung hatte als gerade jetzt. Uebrigens können wir nicht zugeben, daß, wie Manche behaupten, der Humor ein den Frauen von Natur widerstrebendes Element sei; den germanischen Frauen wenigstens ist er es nicht; das Schalkhafte und Naiv-Spöttische ist ihnen von Hause aus eigen und hat sich auch in der Darstellungsweise mancher Schauspielerinnen, denen man erlaubt, die conventionellen Schranken zu durchbrechen, in unwiderleglichster und unwiderstehlich liebenswürdigster Weise beurkundet. Es muß also an ganz andern, von außen hinzutretenden, conventionellen Bedingungen, grämlichen Gouvernanteneinflüssen und künstlichen Salonschnörkeleien liegen, wenn unsere schriftstellernden Frauen dieses offenen schalkhaft-naiven Elements so gänzlich bar und ledig erscheinen, daß man meist nur der nach allen Seiten hin Eingeschnürten und in Reflexionen und sentimentalen Redensarten Eingesponnenen oder der geistreichen geschminkten Koketten oder der künstlich Echauffirten begegnet, wo man ein natürliches, seiner fünf gesunden Sinne mächtiges naives Weib zu finden hofft.

H. M.

Bibliographie.

Aristophanes, Die Ritter. Deutsch und griechisch von C. Born. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 28 Ngr.

Arndt's, E. M., Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. 4ter Theil. Berlin, Weidmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 1ste Abtheilung: Erläuterungen zu Goethes Werken von H. Düntzer. 1. Goethes Hermann und Dorothea, erläutert. Jena, Hochhausen. Gr. 16. 4 Ngr.

Galle, L., Katechismus der elektrischen Telegraphie. Mit 107 in den Text gedruckten Abbildungen. [Weber's illustrirte Katechismen. Nr. 21.] Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Göschel, K. F., Die Sage von Parcival und vom Gral nach Wolfram von Eschenbach. Ein Vortrag auf Veranlassung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 8. Januar 1855. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 9 Ngr.

Sand's, George, sämmtliche Werke. 27ster Theil. — A. u. d. T.: Geschichte meines Lebens. Deutsch von Claire v. Glümer. 4ter Theil. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Wie das Volk spricht. 524 sprichwörtliche Redensarten (herausgegeben von E. Hoefer. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

An der Schwelle deutscher Fragen. Berlin, Herbig. Gr 8. 5 Ngr.

Arneth, A., Trauerrede auf den am 26. Oktbr. 1854 zu München erfolgten Hintritt I. Maj. Therese, Königin von Bayern. In der königlichen Hofkapelle zu Athen gehalten. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 2½ Ngr.

Baumgarten, M., Eine theologische Nothwehr. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Bulle Sr. Heiligkeit Pabst Pius IX., über die dogmatische Definition der Unbefleckten Empfängniß der Jungfräulichen Gottesmutter. Anhang zur 1. Auflage der Lehre von der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria. Von Denzinger. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 2 Ngr.

Das himmlische Bürgerrecht, eine Predigt über Philipper 3, 20. 21. gehalten zu Lotte im Teklenburgischen 1809. Aufs Neue gedruckt zum Besten des Deutschen Hospitals auf dem Berge Zion in Jerusalem. Bremen, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Civiltà cattolica. Deutsche Ausgabe. Bearbeitet und herausgegeben von einem Kreise katholischer Gelehrten. 1ster Jahrgang 1855. Zehn Lieferungen. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die napoleonischen Ideen. Zeitgemäßer Auszug aus dem gleichnamigen Buche des jetzigen Kaisers der Franzosen. Als Beitrag zur „preußischen Neutralität". Quedlinburg, Franke. Gr. 12. 5 Ngr.

Kramer, G., A. H. Francke, J. J. Rousseau, H. Pestalozzi. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke zu Berlin am 20. Febr. 1854 gehalten. Berlin, W. Schultze. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Resultate des ersten Kriegsjahres und ein Blick in die nächste Zukunft. Wien. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 11. —— 15. März 1855.

Ueber christliche Kunst.

1. Ueber Kunst. (Fragmente aus Briefen.) Eine Vorlesung. Von Alfred Graffunder. Berlin, Ernst und Korn. 1854. Ler.-8. 7½ Ngr.
2. Christus und die Kunst. Eingeleitet durch Worte der Erinnerung an Ludwig Tieck. Von Albert Peip. Berlin, G. Reimer. 1853. 8. 7½ Ngr.
3. Ueber die verschiedene Auffassung des Madonnenideals bei den ältern deutschen und italienischen Malern. Von H. Ulrici. Halle, Mühlmann. 1854. 16. 5 Ngr.
4. Ueber den Ursprung, die Entwickelung und Bedeutung der Basilika in der christlichen Baukunst. Von Joseph Anton Meßmer. Leipzig, T. O. Weigel. 1854. 8. 24 Ngr.
5. Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. Von G. M. Dursch. Tübingen, Laupp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Nürnbergs Kunstleben in seinen Denkmalen dargestellt. Ein Führer für Einheimische und Fremde. Von R. von Rettberg. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
7. Die christliche Kunst in Spanien. Von J. D. Passavant. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.
8. Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, R. Weigel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
9. Ludwig Gallait und die Malerei in Deutschland. Nebst einer Abhandlung über den Begriff des Malerischen und der Malerei. Von A. Teichlein. München, Kaiser. 1853. 8. 10 Ngr.

Ich verstehe unter christlicher Kunst nicht blos eine solche, die sich streng und ausschließlich an biblische Stoffe hält oder in ihrer Auffassungs- und Behandlungsweise eine bestimmte Kirchensatzung im Auge hat und mit dieser übereinstimmt; vielmehr wie ich im Christenthum ein neues Lebensprincip und in Christus den Mittelpunkt der Geschichte erkenne, so gilt mir auch als christliche Kunst diejenige, welche sich unter dem Einflusse seines Geistes unter den Völkern, die ihn bekennen, entwickelt hat und von der Kraft dieses Geistes wie von ihrem freien Bunde mit ihm auch dadurch Zeugniß gibt, daß sie die ganze Welt in den Kreis ihrer Darstellungen zieht, um kund zu machen, daß die Erde, daß Natur wie Geschichte überall des Herrn sei; nicht in dem Aussprechen einzelner Dogmen oder im Hangen am Buchstaben, sondern an dem Licht, das ihr scheint, an dem Sinne, mit welchem sie arbeitet, an der ganzen Auffassungsweise müssen wir den Charakter der Kunst erkennen. Das Christenthum ist als Religion vor allem That und Leben, gottinniges Leben der Liebe; als Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes oder des verlorenen Urbildes der Menschheit ist es nicht naturfeindlich, sondern naturverklärend, nicht weltflüchtig, sondern weltüberwindend und weltdurchdringend und dadurch dem Wesen der Kunst ebenso innig verwandt als durch seine Wahrheitsoffenbarung und Lehre in unmittelbarem Zusammenhange mit der Philosophie und ihrer Geschichte; ohne Kunst und Philosophie kann es empfunden und erlebt, aber nicht allseitig begriffen und wissenschaftlich verstanden werden.

Eine Reihe von Schriften, die uns zugleich ein reges Interesse bei vielen Zeitgenossen für die Frage nach dem Verhältniß von Kunst und Christenthum beweisen, wird uns zur nähern Beantwortung derselben Gelegenheit geben.

Die Sammlung für die weimarer Dichterdenkmäler war die Veranlassung, daß Alfred Graffunder eine Vorlesung in Erfurt hielt, die allerdings sehr wenig den Charakter einer zusammenhängenden Rede trägt, sondern wirklich wie eine Mittheilung aus Brieffragmenten dadurch erscheint, daß sie geistvolle Aphorismen gibt, die zwischen unausgesprochenen Voraussetzungen und Folgerungen in der Mitte schweben bleiben, aber oft durch ein einziges Wort, wie bei Menschen, die miteinander umgehen, ganze Gedankenreihen anzuregen hoffen und die freundliche Theilnahme erwarten, die sie selbst weiterspinnt. Sie enden und gipfeln im Begriff der christlichen Kunst und ihrer Zukunft. Wenn das Denken, so möchten wir den ersten Brief zusammenfassen, vorzugsweise die männliche, das Empfinden die weibliche Seite unserer Natur ausmacht, so genießen wir der Befriedigung, den Menschen in uns in seiner vollen Wesenheit zu erfassen, wenn der Dichter seine Gedanken empfindet, seine Empfindungen denkt. Ein zweiter scheidet die epische Erzählung, die das in der Zeit nacheinander Fol-

gende gleich dem Relief aneinanderreiht, und das Schauspiel, welches den Raum zu Hülfe nimmt und die Gestalten der Gruppe in ungleicher Entfernung perspectivisch zeigt. Wie dann der Raum sich theilt zwischen seine Füllungen und das Licht, das sie umfließt und sichtbar macht, so soll die Plastik die Kunst der Körperlichkeit, die Malerei die des Lichts sein. Nach mancherlei sinnigen Bemerkungen über das Pathetische und Ethische, die ihm den Weg bahnen zur Charakteristik der antiken und christlichen Welt, sagt er dann: „Die antike stellt die Erscheinung des Geistes dar, die christliche sucht den Geist der Erscheinung", ein Wort, das zu den mehr blendenden Antithesen gehört, da es gerade die christliche Kunst unmöglich machen würde, weil sie kein bloßes Suchen, sondern ein Können und Darstellen sein muß, und umgekehrt gerade die Entwickelungsgeschichte beweist, daß die Griechen von dem Leibe, von der Natur ausgingen und sich in den Geist und zum Ausdruck desselben erst erhoben, was namentlich des Phidias epochemachende That war, während die Körper der äginetischen Statuen schon meisterhaft durchgebildet sind; daß umgekehrt die christliche Kunst mit dem Geistigen, mit dem Gedanken beginnt und ihn zuerst durch Sinnbilder andeutet, dann aber das Seelenleben im Ausdruck des Auges, im Gesicht darstellen lernt und erst allmälig zur vollendeten Körperschönheit vorangeht. Das Sinnbild hält Alfred Graffunder gerade für die zukünftige Weise der christlichen Kunst; vielmehr wird solche die Verkörperung der Idee in der menschlichen Gestalt und dem geschichtlichen Ereigniß sein. Auch möchte ich nicht behaupten, daß die Darstellung Gott-Vaters ebenso unmöglich sei, als sie verboten werde, weil sie zur Abgötterei führe. Der Mensch ist nach seinem Ebenbilde geschaffen, so kann in dem Urbilde der menschlichen Natur seine Erscheinung dargestellt werden, wie dies Michel Angelo, Rafael, Cornelius gethan haben, sie Alle unter dem Einflusse des Phidias und seines Zeus. Aber der hellenische Zeus, der Vater der Götter und Menschen, der Künstler des Alls, der in den andern Göttern die einzelnen Seiten seines Wesens ausstrahlen läßt und der Träger einer sittlichen Weltordnung ist, der dünkt mir auch kein absolut falscher Gott, sondern eine Offenbarung des wahren Gottes im Spiegel des hellenischen Gemüths. Auch das Heidenthum ist Religion, die Griechen namentlich hatten in ihrer Mythologie kein leeres Phantasiespiel, sondern eine Fülle tiefsinniger Ideen, die der Glaube des Volks ehrfurchtsvoll sich aneignete und nach ihnen das Leben richtete. Graffunder scheint mir das Wesen des Christenthums und seiner Kunst zu sehr in das Transscendentale, in die romantische Sehnsucht zu setzen; auch die Immanenz kommt jenem zu, denn das ewige Wort ist Fleisch geworden und die Natur soll verklärt werden.

Mit Albert Peip fühle ich mich auf gleichem Boden, wenn seine Wissenschaft den ewigen göttlichen Gehalt des Christenthums in die Formen je gegenwärtiger menschlichen Bildung gießen will. Das, meint er freilich, werde Denen misfallen, die dermalen das Vorrecht der Gläubigkeit und Bekenntnißtreue für sich ansprechen, der alten so ungenügsamen als selbstgenügsamen tyrannischen Schule, über die Hieronymus klagt, die aus dem Glauben ein Klauben an Worten und Wörtern, ein Wissen der Historien macht. Sein Schriftchen „Christus und die Kunst" bespricht zunächst die Einsprüche, die sich von jüdischer wie von heidnischer Seite aus gegen die christliche Kunst erheben, zumal ja das Christenthum als das wiederhergestellte Menschenthum älter sei als Juden- und Heidenthum. Die Einen verwerfen die Kunst, die Andern das Christenthum. Buße und Gnade, göttliche Traurigkeit und Freude in Gott sind ernste Dinge und haben nichts zu thun mit dem Spiele der Kunst, sagen die Einen. Sie trennen Christenthum und Welt und eifern gegen die Sinnlichkeit und Natürlichkeit, die der Kunst anhaftet; sie klagen einen Mozart oder Goethe der Unchristlichkeit an, nicht nach dem Gebote der Erkenntniß an den Früchten, sondern nach der Uebereinstimmung mit Formeln und Formen. Eine mildere Richtung gestattet Kunst, aber nur insofern sie im Dienste der Kirche steht und für deren Zwecke wirkt, deren Gedanken und Thatsachen schildert. Aber ein Anderes ist christliche Kunst, ein Anderes Darstellung des Christenthums. Das Christenthum ist der Sauerteig, welcher das ganze Leben durchdringt, und wo immer das Schöne aufleuchtet, da ist es eine Wiederherstellung der Natur zu voller Reinheit, eine Versöhnung des Geistes mit ihr. Und wenn man die jetzt so vorzugsweise als christliche Künstler in den Zeitungen ausgerufenen Poeten ansieht und mit Shakspeare oder Schiller vergleicht, die doch Kunstwerke hervorgebracht, welche sich vor Gott und Menschen können sehen lassen, so wären die Künstler dieser Welt besser als die Künstler des Lichts, wenn wir unsere Heroen nicht zu den letztern zählen dürfen. Recht gut entwickelt Peip, daß sich die Kunstlehre Schiller's nur mit dem Christenthume festhalten, nur in seiner Kunst begründen lasse:

> Das in Einem Uebersinnliche und Sinnliche, Unendliche und Endliche, Schöpferische und Geschöpfliche, das Gestalt und Leben in sich Einende, oder wie sonst die Begriffsbestimmung der Schönheit laute, ist ur- und vorbildlich in Christus gegeben.

Und ebenso wahr sagt er von den Theaterstücken, welche die Idee der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade verloren haben und die Harmonie durch Freigeisterei ersetzen wollen:

> Ehedem flüchtete sich das Schöne, aus der Wirklichkeit verdrängt, gedichtet auf die Bühne, und der entzückte Zuschauer seufzte und sehnte sich danach wie in enger Hütte der kranke Schweizer nach Alpenluft; der Gegenwart geht es umgekehrt: ihre Fabeln sind häßlicher als die Wirklichkeit.

Das Schöne bezeichnet Peip als das vom Wahren und Guten durchschienene Natürliche. Wenn er zu dieser Bestimmung hinzufügt, das Wahre sei das Reich des Vaters, das Schöne das Reich des Sohnes, das Gute das Reich des Heiligen Geistes, so ist dies schon etwas spielendes Theologisiren, das sich dann noch steigert in folgenden Sätzen:

Die Schönheit ist die Thür, durch die der Vater zum Geiste geht; das Schöne weder das Erste noch das Letzte, sondern der morgenrothe Durchgangspunkt zum Ziele, das Phönixfeuer, worin das Unendliche den Scheintod erduldet, das Sinnbild und Denkmal, dem Ewigen in der Zeitlichkeit errichtet zu seiner Verewigung.

Endlich machen wir den Verfasser darauf aufmerksam, daß die deutsche Wissenschaft so gut als die mittelalterliche oder kirchenväterliche das Recht haben muß, die Thatsachen des Christenthums auf ihre Art im Zusammenhang der Weltgeschichte wie der eigenen innern Erfahrung des Menschen zu begreifen, auf die Worte Christi in ihrer Art die weitere theoretische Entwickelung der Religionslehre zu gründen. Die Kritik ist in unsern Tagen weit weniger widerlegt als beiseite geschoben worden, die theologische Jugend findet es bequemer, mit einem salto mortale sich in die Orthodoxie zu stürzen, als mit dem Zweifel mannhaft zu ringen und durch seine Ueberwindung den begründeten Frieden zu finden, sie findet es bequemer, die Natur- und Geschichtswissenschaften unbeachtet zu lassen, als nach einer Fassung und Auslegung der Schrift zu suchen, die sowol für diese selbst richtig als auch mit jenen in Harmonie sei. Wenn keine gründliche Versöhnung von Glauben und Wissen eingeleitet wird, dann wiederholt sich in der nächsten Generation die Ausbreitung des glaubenslosen Wissens im Gegensatz des wissenschaftslosen Glaubens.

Hermann Ulrici gehört zu den Männern, die der Religion wie der Philosophie mit gleicher Treue anhangen und zugleich der Kunst ein begeistertes Herz zuwenden, zu den Männern, in deren Geist die freie Forschung, das sittliche Gewissen, ohne das die Philosophie Sophistik wird, und die Lust am Schönen gemeinsam walten und einander durchdringen. Sein kleines Schriftchen über das Madonnenideal einiger großer Maler, der Abdruck eines Vortrags, hebt einleitend hervor, wie schon die älteste Zeit bei allem sonstigen Anschluß an die griechisch-römische Kunstübung doch in den von ihr bereits für alle Zeit festgestellten typischen Zügen von Christus und Maria ein ganz neues und eigenthümliches Gebilde schuf, und bemerkt, wie seit dem 9. Jahrhundert die Darstellung der Mutter mit dem Kind ein Lieblingsgegenstand der Künstler wie des Volks geworden. Die Menschwerdung Gottes in Christo, dies war die religiöse Wahrheit, deren Anschauung die Malerei gewähren sollte; Maria ist ursprünglich dabei nur die Trägerin des fleischgewordenen Worts, durch das auch wir wieder das Bewußtsein der Kindschaft haben. Wenn Goethe einmal sagt, die Mutter mit dem Kind sei der lieblichste Ausdruck reiner, einfacher Menschlichkeit, und daraus erkläre sich der allgemeine Anklang, den diese Darstellung früher gefunden habe und noch immer finde, so behauptet Ulrici dagegen mit Recht, daß sich bis tief ins Mittelalter hinein nichts von mütterlicher Zärtlichkeit finde, vielmehr throne das Kind wie ein junger König, die Weltkugel in der Linken, die Rechte segnend erhoben, auf dem Schoose der Maria, die ernst und still als Werkzeug der göttlichen Gnade, als lebendiger Thron für den Fürsten des Lebens aufgefaßt sei. Vom 15. Jahrhundert an hob man das Kindliche in Christus neben dem tiefen göttlichen Ausdruck hervor und gab dem Antlitz der Mutter mehr theilnehmende Innigkeit und Hingebung. Das 15. Jahrhundert suchte in der Maria das Ideal der reinen Jungfräulichkeit darzustellen, und dies erreichte durch Leonardo da Vinci und durch Jugendwerke Rafael's (Ulrici hebt la belle Jardinière im Louvre hervor) seine Vollendung. Nun möchte ich behaupten, daß es doch eine Reihe von Madonnenbildern gibt, in welchen die mütterliche Zärtlichkeit zwar nicht allein waltet, aber doch mit edler Beseligung hervortritt, indem Maria in ihrem Kinde doch immer zugleich ihren Herrn und Erlöser liebevoll umfaßt, wie auf dem Bilde aus dem Hause Tempi in München und der florentiner Madonna della sedia, die das Herrlichste dieser Auffassungsweise darstellt. Dann reiht sich das dresdener Bild als ein drittes und höchstes an: es kehrt zu dem Ursprung und zu der religiösen Weihe des altchristlichen Typus zurück, Maria ist die Trägerin des Heils, sie ist reine Jungfrau, aber sie, die als Mutter des Heilands ihn unter ihrem Herzen trug, hat ihn auch in ihre Seele aufgenommen, ist verklärt von seinem Geiste und durch ihn zugleich die Himmelskönigin. In Christus ist dabei die unergründliche Tiefe des Geistes, besonders im weltdurchschauenden Blick, mit den Formen und Zügen des Kinderantlitzes auf eine ganz einzige Weise verschmolzen: der göttliche Geist ist Kind geworden, um uns in die Kindschaft wiedereinzusetzen, Kind und Jungfrau selbst sind das Sinnbild der göttlichen Liebe und der sie aufnehmenden, durch sie verklärten Menschheit. Ulrici erinnert an die Transfiguration, die Verklärung Christi, und stellt ihr diese Maria in der Verklärung oder Glorie zur Seite, indem er in ihr das Ideal der vom Christenthum ergriffenen und damit über das irdische Dasein erhobenen und geläuterten Menschenseele sieht. Der Himmel ist uns aber aufgethan, und die Bedingung, in ihn einzugehen, ist der Glaube, die rückhaltslose Hingabe an Gott. Doch hören wir ihn selbst die Composition des allbekannten Bildes weiter entwickeln. Er sagt:

> Darum erscheint die Hauptgruppe von denjenigen Gestalten umgeben, in denen vorzugsweise der christliche Glaube zu seinem vollen Ausdruck auf Erden gelangt. Die erste derselben ist die Form, in der die Kindesseele noch ohne Verständniß, ja noch ohne bestimmtes Gefühl für die Wahrheit des Christenthums, nur in unmittelbarer ahnender Hingebung von der göttlichen Gnade ergriffen und verklärt wird; sie ist durch die beiden zu Engeln verklärten Kindergestalten repräsentirt, die auf die Schwelle der Himmelspforte sich stützen. Die zweite Form ist diejenige, in welcher das Jünglingsalter und das weibliche Geschlecht das Heil empfangen. Das Weib, das innerhalb seiner natürlichen Bestimmung sich hält, nimmt das Christenthum ebenfalls auf, ohne es mit dem Verstand erkennend zu durchdringen, aber auch nicht blos in kindlich instinctiver Hingebung, sondern in der Reinheit, Zartheit und Tiefe des Gefühls. Dasselbe gilt vom Jüngling, nur daß bei ihm das Gefühl mehr im Drange der Seele nach dem Idealen, in der Begeisterung für das Schöne, Edle, Große sich äußert. Nur die jungfräulichen Seelen unter den Frauen und die ihnen

gleichenden Johannesseelen unter den Jünglingen werden diese Gestalt des Glaubens in höchster Vollkommenheit zeigen. Ihre Repräsentantin ist die heilige Barbara, in welcher der Künstler offenbar weniger eine Heilige im engern Sinne des Worts als eine zarte, keusche, gefühlsinnige, vom Schmuz des Lebens unberührte, in die Huld und Schönheit der eigenen Seele gleichsam noch versenkte Jungfrau hat darstellen wollen. Im entschiedenen Gegensatz zu diesen beiden Gestalten des Glaubens ergreift der Mann das Christenthum mit den höchsten Kräften des Geistes: er durchlebt es mit dem forschenden Gedanken, mit dem schaffenden und kämpfenden Willen. Aber je länger er strebt und ringt, umsomehr erkennt er, daß die Fülle des Göttlichen nicht wollend und erkennend, sondern nur in rückhaltsloser Hingebung zu gewinnen ist: der Greis wird zum Kinde, er läßt das Streben und Ringen und hebt liebend und vertrauend den Blick zum Himmel, um in stiller Erwartung das Heil von oben und damit den Schlüssel des Räthsels der Welt zu empfangen. Der Repräsentant dieser dritten Form ist Papst Sixtus IV., dessen schöner zum Kind emporgehobener Kopf ganz den oben bezeichneten Ausdruck trägt. Diesen Formen gegenüber, welche sonach die besondern Formen des vollendet christlichen Glaubens und Lebens darstellen, bezeichnet die Madonna selbst jene allgemeine schlechthin ideale Gestalt, die unser Glaube annehmen wird, nachdem er durch die göttliche Liebe und Gnade, durch das Kind auf ihrem Arme zum Schauen der Herrlichkeit Gottes gelangt ist. Sonach aber ruht die ganze Darstellung auf der festen Geschlossenheit eines einigen, ebenso tiefsinnigen als reichhaltigen und schöngegliederten Gedankens. Und wie formell alle Figuren die vollendete Schönheit an sich tragen, in der jede Linie, jeder Zug schlechthin nothwendig erscheint, sodaß keine Aenderung erdenkbar ist, die nicht eine Entstellung wäre, so prägt auch nach der Seite des Inhalts jene geschlossene Einheit der Grundidee dem Ganzen denselben Charakter innerer unveränderlicher Nothwendigkeit auf, der das Kennzeichen höchster künstlerischer Meisterschaft ist.

Neben dies Meisterwerk Rafael's stellt Ulrici das kölner Dombild. Da ist Maria wie das jungfräuliche Abbild des Kindes auf ihrem Schoos gestaltet und mit dem Ausdruck reinster Kindlichkeit die schönste Versinnlichung vom Worte des Herrn, das als Kern seiner Lehre wie als Angelpunkt unsers Lebens betrachtet werden kann, die Bezeichnung der Wiedergeburt durch den Spruch: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen." Die Einigung der Seele mit Gott in lauterer Kindlichkeit hat Meister Stephan vollendet dargestellt.

Das wunderbare Werk Hans Holbein's, das in der dresdener Galerie auch die Nachbarschaft der Sixtina aushält, faßt Ulrici so, daß es eine Theophanie sei: Maria erscheint in der Familie des Bürgermeisters Meier zu Basel, um dieser das jüngste zu Tod erkrankte Söhnlein als von ihr gerettet wiederzugeben. Hier ist sie Frau und Mutter, aber zugleich die Mutter der ganzen Christenheit, die besonders wie ein Genius des Familienlebens über ihm waltet; die Verbindung mit der porträtmäßig realistisch aufgefaßten Familie und dabei die ideale Schönheit der Maria gibt dem Bild ein eigenthümlich deutsches Gepräge, das Ulrici wol hätte erwähnen und näher erörtern können. Die Nacht Correggio's ist in den Gestalten der Hirten noch naturalistischer, auch die Maria hat in ihren Zügen das Ansehen gewöhnlicher Wirklichkeit; aber die Verklärung des Angesichts durch das von Christus ausgehende Licht und die Entzückung der Seele läßt uns dies Bild als die Darstellung der heilsbedürftigen, nach dem Heil sich sehnenden und mit staunender Freude es aufnehmenden Menschheit betrachten. In altvenetianischen Bildern sieht Ulrici einen hierarchischen Zug, Madonna erscheint wie die höchste Würdenträgerin im Staate Gottes, und solch ein hochherziger Adel, solche selbstbewußte Würde bleibt ihr bei Tizian und seinen Zeitgenossen, die sie dabei mit der körperlichen Schönheit und Pracht des venetianischen Lebens umgeben. Bei Murillo findet er mehr das Pathos der Ekstase, ein vorübergehendes Feuer des Affects, als die gedankenklare Tiefe des Gemüths. Sein Büchlein gibt eine willkommene Anregung für das liebevolle Eindringen in Geist und Sinn der christlichen Kunst.

Meßmer behandelt die kirchliche Architektur. Im Widerspruch mit Denen, welche die ganze Gestaltung der Kirche aus dem christlichen Cultus allein ableiten und jeden Anschluß an das Heidnische ablehnen wollen, weist er mit vieler Quellengelehrsamkeit nach, daß allerdings die römischen Basiliken vorhanden waren und zu gottesdienstlichen Zwecken der Christen benutzt wurden, wodurch sie allerdings sogleich Modificationen erhielten, indem der neue Geist sich allmälig den neuen Leib baute. Aber die antike Technik, die antiken Formen waren vorhanden, und es war das Christenthum auch dem Heidenthum nichts absolut Fremdes, sondern wie prophetische Ahnungen und Weissagungen nach ihm hin die ganze alte Geschichte durchziehen, so hatten sich die Kunstformen der Griechen in Rom selbst für einen neuen Inhalt zugebildet. Wie das Christenthum in die Welt einging, um sie zum Gottesreich zu gestalten, ebenso der baumeisterliche Geist der Kunst: er verwendete das vom Alterthum Gewonnene für seine Zwecke, und aus der für den Gottesdienst umgestalteten Gerichtshalle entwickelte sich in freier Entfaltung des neuen Lebens die romanische und gothische Architektur. Diese universale Kraft des Christenthums, in der jede Potenz des Menschen ihre Vollendung und Freiheit findet und die auf die mannichfaltigste Weise sich offenbart, ist von dem Verfasser richtig erkannt, und das treffliche Schriftchen gibt ebenso von gediegenen Kenntnissen als von echtreligiösem wie echtwissenschaftlichem Sinne ein erfreuliches Zeugniß.

Der „Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland" von Dursch liegt zunächst der zeitgemäße Gedanke zugrunde, die Principien der Kunstthätigkeit und Kunstwerke einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Volks an der Hand der Geschichte zu entwickeln, und man möchte vermuthen, der Verfasser werde im Unterschied von den blos subjectiven philosophischen Systemen einen Beitrag zu der objectiven oder geschichtlichen Philosophie liefern wollen, die das Wirkliche im Zusammenhange zu begreifen und aus der Natur des Geistes es abzuleiten, von dem Gegebenen aus

ihre Schlüsse auf die Wesenheit Gottes als des Grundes aller Dinge zu machen strebt. Allein dazu fehlt dem Verfasser das eigene Forschen im Reich der Erfahrung, die eigene Anschauungsfülle und die nothwendige Energie des Gedankens. Man kann die Kritik Lessing's wiederholen: „Dies Buch enthält viel Gutes und Neues, nur schade, daß das Gute nicht neu und das Neue nicht gut ist." Es gehört in eine Reihe mit den vielen Literaturgeschichten, die seit Gervinus, Vilmar und Wackernagel erschienen sind, indem hier ein Gymnasial-, dort ein Mädchenlehrer das vorhandene Material auf seine Art sich zustutzte, aus den vorhandenen Urtheilen ein neues zusammenzubrauen sich bemühte. So hat auch Dursch die Forschungen auf dem Feld der Kunstgeschichte ausgebeutet, und zwar etwas freibeuterisch: was Schnaase, Ernst Förster, Kugler gesagt, dem begegnet man überall, aber nur selten oder ganz beiläufig wird einer dieser Männer genannt. Daß solche Bücher entstehen, zeigt eine erfreuliche Theilnahme des Publicums an der Kunstgeschichte, zumal der vaterländischen; und wenn der Verfasser des vorliegenden Werks einfach angegeben hätte, er wolle für die katholische Geistlichkeit und die von ihr geleiteten Kunstvereine eine Uebersicht der gegenwärtigen Kenntnisse und Ansichten über die Kunst des christlichen Mittelalters geben und dabei die Bücher von Schnaase, Ernst Förster, Kugler möglichst treu ausziehen, hin und wieder diese Brocken mit einer erbaulichen Brühe übergießen und damit sein Scherflein für die Förderung der Kunst und des Kunstverständnisses unserer Zeit beitragen, so wäre gegen sein Buch nichts zu erinnern gewesen. So aber müssen wir Mancherlei erinnern. Zuvörderst ein mal, daß er von der Kunst der neuern Zeit gar keine Vorstellung hat und beständig thut, als ob Cornelius, Overbeck, Kaulbach, Heß, Schraudolph, Dreger u. A. gar nicht existirten, sondern die Malerei noch völlig im Verfall der Zopfzeit sei, denn er will dahin wirken, „daß für die Kirche edlere und würdigere Werke geschaffen werden, als womit in der letztern Zeit christliche Kirchen geschmückt wurden". Das waren aber doch wol die Ludwigskirche und Basilika in München, die Apollinariskirche am Rhein, der Dom zu Speier, die Entwürfe für das Camposanto in Berlin! Wo aber ist das Unwürdige oder Unedle dieser Werke? Was jene Männer längst gethan, die Rückkehr zur altchristlichen Kunst und die Erneuerung derselben im gegenwärtigen Geiste, das gibt Dursch den Künstlern als einen Rath für die Zukunft. Freilich fehlte noch der Schlußband von Förster's „Deutscher Kunstgeschichte", sonst würde Dursch wol auch von der Wiederbelebung unserer Kunst in diesem Jahrhundert etwas wissen.

Sodann muß ich die allgemeine Einleitung für durchaus ungenügend erklären. Die Frage, ob das Schöne objectiv als solches vorhanden, ob es blos subjectiv sei, oder im Zusammenwirken des äußern und innern Lebens erzeugt werde, die ich in der Einleitung meiner Schrift über „Das Wesen und die Formen der Poesie" beantwortet habe, diese Frage hat er gar nicht verstanden. Er trennt Wissenschaft und Aesthetik voneinander, als ob die Aesthetik keine Wissenschaft wäre, und unterscheidet sich als christlicher Aesthetiker von dem heidnischen und philosophischen. Dadurch ist er allerdings auch recht unphilosophisch geworden; aber liegt denn das Christliche in solchen Verkehrtheiten, die allerdings die Heiden und Philosophen sich nicht zuschulden kommen lassen, in solchen Gedankenlosigkeiten, wie wir sie hier zahlreich finden? Zum Beispiel folgende: „Wahr ist, was existirt." Nun existirt die Lüge, leider, aber sie existirt, also ist die Lüge wahr. „Mit dem Unorganischen der Natur beginnt das sichtbare Reich der Wahrheit, mit dem Organischen das der Schönheit." Wir Andern haben auch wol im Sternenhimmel oder im Meer Schönheit gefunden, das Reich der Wahrheit aber im Geiste gesucht. „Die Kunst ist die Realisirung der subjectiven Kunstthätigkeit." Gewiß, Oel ist ausgepreßter Oelsamen, aber was ist mit dieser Definition per idem gewonnen? „Weil die wahre Kunst keine Naturnachahmung im engern Sinne des Worts ist, ist die Architektur eine wahre Kunst, da ihr die Natur nirgends ein Vorbild bietet." Aus diesem Grund würde auch folgen, daß die Schneiderei, die Töpferei wahre Künste seien, zumal sie nach Dursch das Wahre darstellen! Die Architektur soll die unorganische Natur zum Abbild einer mathematischen Anschauung der Phantasie gestalten und doch die mathematische Figur verdecken. Dies mag genügen für das Philosophische; vom Heidnischen hat der Verfasser die Ansicht, daß seine Mythen „absurd", seine Vorstellungen von den Göttern „rohsinnlich und unwürdig" sind; und doch sagt er anderswo selbst, daß Zeus als Vater der Götter und Menschen, als gerechter Regent der Welt, dessen Macht durch Milde gemäßigt ist, als der Erhalter der moralischen Weltordnung gedacht und dargestellt worden sei. Ist das absurd, rohsinnlich, unwürdig? Den griechischen Tempel nennt er so eitel und bedeutungslos, wie die Vorstellung von dem Gotte nichtig und unrichtig gewesen sei; hernach gibt er eine Charakteristik der griechischen Architektur nach Schnaase, die ganz anders lautet, nur daß er Manches nicht versteht, wie wenn er den Hypäthraltempel für eine unbedeckte Cella hält, — aber das Götterbild war stets überdacht und in größern Tempeln im Mittelraume vor ihm das Dach für das Licht und die Luft offen; — oder wenn er vom Theseustempel behauptet, die Höhe der Säulen habe 17, ihr Abstand 3 Durchmesser betragen, — aber das Maß der Säulenproportion (der Modulus) ist nicht der Durchmesser, sondern der Halbmesser, und die Höhe beträgt nicht 17, sondern 11 Halbmesser.

Wenn dann Dursch sich anschickt, die bildende Kunst des christlichen Alterthums, des romanischen und gothischen Stils zu charakterisiren, und nach der historischen Darstellung die ästhetische und die religiöse Bedeutung erörtert, so folgen wir ihm gern, denn hier folgt er seinen guten Gewährsmännern, und das warme Interesse an der Sache, der religiöse Geist, die Einsicht, daß das Christenthum nicht blos Lehre, sondern sittliches Heil und

Wiedergeburt des ganzen Menschen, Verklärung des ganzen Lebens sei, macht einen durchaus wohlthätigen Eindruck, und ich kann alle diese Partien als eine erste Einführung in das Studium der mittelalterlichen Kunst oder als eine zusammenhängende Uebersicht ihrer Leistungen wie des Geistes ihrer Werke und seiner Entwickelung empfehlen. Je weniger der Verfasser vom Seinen hinzuthut, je mehr er bald die Wahrheiten des Christenthums, bald die Resultate der Forscher und geistvoller Geschichtschreiber oder Aesthetiker treu und klar wiedergibt, desto gelungener ist seine Arbeit.

Dagegen ist die Schrift von Rettberg die Monographie eines gründlichen Kenners, die ihrerseits die allgemeine Kunstgeschichte fördert und zugleich in dem ausführlichen und treuen Bilde vom Kunstleben Nürnbergs, dieser vorzugsweise deutschen Stadt, eine Schilderung vom Wesen deutscher Kunst und ihrer Entwickelung gibt. Auch Rettberg ist von christlichem Sinne beseelt, aber dieser ist nicht der exclusiv confessionelle, sondern das Mittelalter wie die Reformationszeit und die protestantischen Künstler erhalten ihre gleich liebevolle und gerechte Würdigung, und wenn er um des Vaterländischen willen auch einmal der Antike oder den italienischen Meistern nicht ihre volle Ehre gibt, so ist das nur der Rückschlag gegen die frühere ausschließliche Hervorhebung derselben, und die warme Begeisterung, welche sich namentlich für Dürer ausspricht, wirkt durchaus kräftig und wohlthätig auf das Gemüth des Lesers. Das Buch ist mit einer Reihe trefflicher Holzschnitte geziert, die von der Architektur, Sculptur und Malerei für die Darstellungen des Textes eine erwünschte Veranschaulichung gewähren, zugleich aber die Brauchbarkeit der Schrift für das Studium der heimischen Kunstgeschichte erhöhen. Der innige Zusammenhang von Kunst und Handwerk während der Blütezeit des Mittelalters bis ins 16. Jahrhundert tritt überall hervor und zeigt, wie förderlich derselbe war, um eine das Volk durchdringende Lust am Schönen zu nähren, um den Künstlern die Beziehung auf das Leben zu erhalten und die nationale Richtung auszuprägen und zu bewahren.

Ueber die christliche Kunst in Spanien gibt die Schrift von Passavant in gedrängter Uebersicht ihrer Entwickelung eine auf die eigene Anschauung des Kenners gegründete Auskunft. Er hat vor einigen Jahren das Land bereist und verspricht uns eine ausführliche Darstellung dieser seiner Kunstreise, indem er die Kunstwerke im Zusammenhang mit der Natur und Geschichte des Landes schildern will. Aber auch der Ueberblick der historischen Aufeinanderfolge der bedeutendsten Werke und Meister, den er hier gibt, ist sehr dankenswerth. Abgesehen von dem Nationalen der Spanier, ist für uns die Verfolgung der Spuren deutscher Meister und deutschen Einflusses bei der Architektur wie in der Sculptur und Malerei von Interesse; bei den Domen im gothischen Stil waren hier wie in Italien deutsche Baumeister thätig, und die kirchlichen plastischen Werke gingen unter ihrer Leitung vielfach aus den Bauhütten hervor; die Schule van Eyck's endlich war für Spanien ebenso von Bedeutung als das Studium seiner Maler in Italien oder die Arbeiten von Italienern in jenem Lande. In der Architektur kam das Arabeskenspiel der maurischen Ornamentik hinzu, das von der Neigung der Spanier zu Pomp und Pracht ergriffen und mit den gothischen Formen verbunden wurde, sodaß das Rankenwerk ganze Flächen phantastisch überspinnen und mit schwerfälliger Ueppigkeit auch die Bogen belasten konnte. Holzschnitzereien wurden bemalt, aber so fein, daß in der guten Zeit der gebildetste Kunstsinn befriedigt wird, während im 17. Jahrhundert der den Spaniern eigene Naturalismus bei einem Juan de Valdes Leal so stark hervortritt, daß dieser einen Christusleichnam wie in halbverwestem Zustand colorirte. Unter den Malern erhält Murillo den Preis. Ich theile das Allgemeine seiner Charakteristik mit.

Mit Velasquez fühlten wir uns bei männlicher Würde behaglich auf der Erde, Zurbaran riß uns in die hohen Regionen der Ekstase, Alonso Cano erfreute uns durch würdevolle Schönheit und Milde. Bartolommeo Esteban Murillo, von sanftern Temperament, vereinigte in sich einigermaßen alle diese Eigenschaften und verklärte sie durch seinen frommen poetischen Sinn, sein tiefes Gemüth und den Zauber seines unübertroffenen Colorits. Betrachten wir das harmlose Leben seiner sevillaner Gassenjungen, das er uns aufs naivste vergegenwärtigt, so erfreuen wir uns an dieser glücklichen Genügsamkeit unter dem schönen Himmel Andalusiens. Beobachten wir das milde Walten seiner von göttlicher Liebe erfüllten Heiligen auf Erden, so stimmt er unsere Seele zu frommer Theilnahme. Gelangen wir zu seinen in heiliger Glut dem Irdischen entrückten Heiligen, wie in seinem heiligen Franciscus, den gekreuzigten Heiland umfassend, so werden wir hingerissen zu der edelsten Erhebung, die jedoch den höchsten Aufschwung in seinen Darstellungen der Conception findet, wo die reinste Jungfrau, in demuthsvoller Gottergebung der Erde nicht mehr angehörend, uns gleichwie die Engel, die sie umgeben, zu freudigem Jubel stimmt. Auf diese Weise finden wir in seinen Werken stets Friede und Erhebung, wie dieselben in seiner frommen Seele gewaltet. Als Spanier konnte er sich indessen nicht über einen gewissen Naturalismus erheben, und die höchste Blüte idealer Schönheit, wie wir sie bei Rafael verehren, blieb ihm verschlossen; selbst seine schönsten, geistig so überirdischen Marien erreichen nicht einmal die Schönheit, die er in dem ihn umgebenden Leben hätte finden können. Dagegen hat wol nie ein Künstler die bis zum Ueberschwänglichen gesteigerte Ekstase mit einem so reinen Adel bekleidet wie Murillo. Und überhaupt finden wir allen seinen Schöpfungen das Siegel einer edeln Seele aufgedrückt, wie denn auch in dem Zauber seines Helldunkels sich die tiefe Harmonie seiner Seele offenbart.

Wolfgang Müller's Briefe über die düsseldorfer Künstler in den letzten 25 Jahren führen uns in die vaterländische Gegenwart. Der treffliche Mann, der unter den Malern gelebt, ihnen als Dichter und Kritiker zur Seite gestanden, faßte den Entschluß, als jüngst Wilhelm Schadow's fünfundzwanzigjähriges Directorjubiläum gefeiert wurde, ein Bild Dessen zu entwerfen, was unter der Leitung des Gefeierten in jenem Vierteljahrhundert geworden, und es ward ihm dies dadurch erleichtert, daß er selbst so viele einzelne Kunstwerke und mit ihnen ihre Urheber bei deren Erscheinen in öffentlichen

Blättern besprochen hatte; er ordnete und ergänzte das Zerstreute und schrieb ein Buch, wie wir für München ein ähnliches von der Hand Ernst Förster's oder Teichlein's wünschen müssen; möge es wie das Müller'sche ein Denkmal der Freundschaft sein und die Kritik, mit Wohlwollen und Milde geübt, mehr sich bestreben, das wirklich Gute auszulegen und anzuerkennen, als das Mangelhafte zu zersetzen und das Verkehrte zu zerstören, aber ihm das Salz nicht fehlen, das im Künstlerleben selbst durch einzelne Kernworte, durch einschlagende Witze geboten wird, scharfe Urtheile eines Meisters über den andern, die vielleicht ein Selbstgefühl der Persönlichkeit kränken, für die Einsicht der Mit- und Nachwelt aber belehrend und fördernd wirken. Dies haben wir bei Müller vermißt. Sein Buch bespricht eine große Schar von Künstlern, eine bunte Reihe von Bildern; wir können nicht sagen, daß er irgend in seiner Bewunderung das Maß überschritten, in seinem Tadel das Recht verletzt habe; eine strengere Durcharbeitung des Ganzen, der Stil des Geschichtwerks statt der Darstellungsweise der Zeitung würde der Schrift ein anderes Gepräge gegeben haben, aber auch so ist sie uns willkommen. Müller schildert die erste romantische Periode der Düsseldorfer, dann die Scheidung in eine mehr kirchlich-religiöse Richtung und in eine dem unmittelbaren Leben durch Genre und Landschaft zugewandte, die dann in Lessing, Rethel, Leutze sich zur Darstellung auch des Weltgeschichtlichen erhebt, aber den genremäßig realistischen Ausgangspunkt nicht verleugnet. So stehen die Düsseldorfer in einer Art von Mitte zwischen den Münchnern und dem großen aufs Ideale und die Composition gerichteten Stile derselben und den Belgiern und ihrer frischen Lebensauffassung und glänzenden Farbe.

Das Wechselverhältniß der Münchner und Belgier hat uns A. Teichlein in der Broschüre über Gallait und die Malerei in Deutschland geschildert. Es ist der Gegensatz des Realismus und des Idealismus in der Kunst und die Nothwendigkeit, daß beide ineinander eingehen und voneinander lernen, ohne ihr Wesen aufzugeben, was uns hier einsichtsvoll auseinandergesetzt wird. Teichlein sagt:

> Wenn Franzosen und Belgier den leibhaftigen Menschen nicht allein mit äußerer Naturtreue, sondern den beseelten Menschen in der Schärfe individueller Charakterbildung und mit aller Feinheit des Ausdrucks malen, so werden wir uns hüten, ihre Kunst gehaltlos zu nennen, solange sie dabei, sei es in Darstellung einzelner Personen oder ganzer Versammlungen, nicht über die Ansprüche des Porträtmalers hinausgehen. Greifen aber unsere verehrten Nachbarn nach Gegenständen, bei welchen es darauf ankommt, mit innerlich und äußerlich bewegten Menschen eine gehaltvolle Handlung, d. h. eine Handlung, in welcher eine bedeutende Idee enthalten ist, darzustellen, dann wird es erlaubt sein zu fragen, ob sie auch die vollendete und ausdrucksvolle Realität ihrer Gestalten zur Darstellung des ideellen Kunstgehalts der Handlung zweckmäßig verwenden, oder etwa nur eine malerische Außenseite des Vorgangs abconterfeien.

Teichlein findet nun, daß die Seele des Gegenstandes, das innere Wesen und die Bedeutung der Sache bei den Belgiern zu wenig ans Licht trete, aber bei Cornelius und seinen Jüngern das Erste und Höchste sei, während diese über dem Componiren das Malen, über dem Zeichnen der Umrisse das Modelliren hintangesetzt hätten und in dieser Hinsicht bei jenen in die Schule gehen könnten, daß es aber ein viel zu großer Verlust wäre, wenn sie für die Nachahmung des Fremden die eigene Stärke opfern wollten. Einen ähnlichen Anschluß an die deutsche Malerei hat Karl Grün von Belgien aus für die Belgier verlangt. Nicht die Verwischung der Eigenthümlichkeiten haben wir im Auge, aber einen Freundschaftsbund wie bei Schiller und Goethe: die Sättigung der Idee mit historischer Lebensfülle und Lebenswahrheit, die Verklärung der Wirklichkeit zur harmonischen Darstellung des göttlichen Gedankens, der sie beseelt.

Moritz Carriere.

Lebensläufe deutscher Gelehrten.

(Beschluß aus Nr. 10.)

2. Mykonius.

Der Leser muß sich in eine Zeit von ganz anderm Typus als die Georg Forster'sche versetzen, wenn er einen Charakter begreifen und richtig auffassen will, den wir ihm jetzt in kurzen Zügen vorzuführen gedenken. Ledderhose hat das Leben des Friedrich Mykonius geschildert *), der zu Luther's Zeit als Pfarrherr und Superintendent in Gotha wirkte und starb und einen so beträchtlichen Antheil am Werke der Reformation nahm, daß Ledderhose ihn den „Apostel Thüringens" nennt.

Einem Gelehrten der Reformationszeit gegenüber müssen wir allen Ansprüchen entsagen, die wir an einen modernen Gelehrten zu machen gewohnt sind. Im Verhältniß zu der Starrheit und Einseitigkeit eines Gelehrten aus dem Anfange und der Mitte des 16. Jahrhunderts erscheint der moderne Gelehrte, selbst der in unsern Augen in Einer Richtung versessenste und abgeschlossenste, noch vielseitig, flüssig, beweglich und ohne jene festen bestimmten Umrisse, wie sie einem Manne nöthig sind, um Anspruch auf das Prädicat eines Charakters zu haben. Der Rücksichten, die der Gelehrte heutzutage zu nehmen, der Zugeständnisse, zu denen er sich herbeizulassen, der Gegenstände, mit denen er sich vertraut oder bekannt zu machen, der Bücher, die er zu lesen oder in die er wenigstens zu blicken hat, sind so viele und verschiedenartige, daß darunter die Einheit der Anschauung wie des Charakters selbst bei der entschiedensten Charakteranlage beträchtlich zu leiden hat. Alle Schroffheiten und Einseitigkeiten schleifen sich nur zu bald in dem Wellengetriebe des modernen Lebens kieselartig ab. Unsere diplomatisirende Gesellschaft verträgt keine Ecken, Schroffheiten und Einseitigkeiten, sie will den Menschen und auch den Gelehrten glatt, eben, weltmännisch, geschmeidig, und fügsam. Das Rauhe mag dieser wol herauskehren, aber beileibe nicht gegen Personen, die sich in höherer

*) Friedrich Mykonius, Pfarrherr und Superintendent von Gotha. Ein Leben aus der Reformationszeit von Karl Friedrich Ledderhose. Gotha, Perthes. 1854. Gr. 12. 24 Ngr.

Position befinden; eigensinnig darf er bis zu einem gewissen Grade wol sein, aber nur im Festhalten von Theorien, die einmal zu seinem wissenschaftlichen Systeme gehören, und selbst hier wird er veränderten Strömungen oft genug (um einen für unsere Zeit charakteristischen Ausdruck zu wählen) „Rechnung tragen" müssen. Es kann nicht anders sein — denn auch der Gelehrte ist ein Product seiner Zeit — und wir sind weit davon entfernt, auch die vielen Lichtseiten in Abrede zu stellen, die sich mit dieser großen Beweglichkeit und Vielseitigkeit, mit diesem mehr auf geistreiche als charaktervolle Ausprägung ihres Wesens gerichteten Trachten unserer modernen Gelehrten verbinden. Etwas Einseitiges wird man dabei in ihnen freilich immer noch erkennen, indem sie häufig nur zu leicht geneigt sind, die allgemein menschlichen Zielpunkte über ihren wissenschaftlichen aus den Augen zu verlieren, ihre Lebensaufgabe in den engen Kreis ihrer Katheder- und Schriftgelehrsamkeit zu bannen und sich dadurch mit dem praktischen Leben, das von ihnen im Allgemeinen wol nur wenig Befruchtung zu erwarten hat, außer Verbindung zu setzen.

Ganz andere Naturen waren die gelehrten Theologen des 16. Jahrhunderts, welche das schwierige Werk der Reformation unternahmen und durchsetzten. Sie waren bis zum Extrem einseitig, knorrig und knochig, starr und fanatisch; sie nahmen sehr wenig Rücksichten, sondern gingen gerade auf ihr Ziel los; sie waren Charaktere und die Willensthätigkeit daher bei ihnen bis zu einem außerordentlichen Grade entwickelt. Meist traten sie, voll Haß gegen das damals so verliederte und faul gewordene Leben in den Klöstern, unmittelbar aus der Mönchszelle in die Welt, der sie nichts schuldig waren, die nichts an ihnen abgeschliffen hatte, die sie nur von der einen Seite kannten, daß sie Rettung und Erlösung von dem Truggewebe herbeisehne, in welches sie eingesponnen war. Sie traten mit der ganzen Energie des mönchischen Fanatismus auf den Kampfplatz, nur daß sie ihn dazu anwandten, dem Mönchthum selbst ein Ende zu machen und die Kirche von den schreienden Misbräuchen zu erlösen, die sie, welche am meisten darunter gelitten hatten, auch am besten kennen mußten. Es war ihnen bei all ihrer Gelehrsamkeit nicht um die Gelehrsamkeit zu thun; sie war ihnen nur Mittel zum Zweck und nur so viel werth, als sie ihnen behülflich war, diesen Zweck durchzusetzen. So wirkten sie auch praktisch und griffen unmittelbar in das Leben, in die Neugestaltung der kirchlichen und damit der politischen und socialen Verhältnisse ein. Menschenfurcht kannten sie nicht, vielleicht gerade deshalb, weil sie so viel Gottesfurcht besaßen; jetzt ist's häufig umgekehrt. Nicht wer das größte Talent, die bedeutendsten Kenntnisse, die geistreichste Auffassung, die diplomatischste Gewandtheit besaß, galt als der beste Kämpfer, sondern wer den unbeugsamsten Muth, die zäheste Energie, das entschiedenste Wollen, die größte, namentlich zu den Disputationen nöthige Schlagfertigkeit des Geistes und die populärste, auf die Massen wirkende Redegabe besaß. Diese Eigenschaften fanden sich in Luther am glänzendsten ausgebildet und vereinigt, aber auch die meisten übrigen Reformatoren hatten etwas von Luther.

So unser Mykonius. Sein Leben sieht fast wie das Abbild des Luther'schen in kleinerm Rahmen aus. Er gehörte nicht zu den in der Weltgeschichte überhaupt seltenen Menschen der Initiative wie Luther, aber unter seinen Mitkämpfern und Schildknappen war er einer der thätigsten, rührigsten, kräftigsten und ausdauerndsten. Geschrieben hat er Weniges, aber doch Einiges; so im Jahre 1524 in Zwickau ein Büchlein: „Eine freundliche Ermahnung" (an die Annaberger gerichtet), und namentlich im Jahr 1540 ein Schriftchen: „Wie man die Einfältigen und sonderlich die Kranken im Christenthum unterrichten soll", welches in Leipzig bei Wolrab erschien. Ledderhose sagt von ihm:

> Er war mehr ein Mann der That, der unermüdlichen That. Die Schriftstellerei lag ihm ferner. Wo er aber das Wort ergriffen hat, da spiegelt sich auch der ganze Mykonius in seiner Kraft und Gemüthlichkeit ab.

Mykonius selbst nennt sich einmal „der Allergeringsten Einer".

Mykonius war am 26. December 1491 im Städtchen Lichtenfels geboren und der Sohn frommer und ehrbarer Bürgersleute, die den Namen Mecum führten, den der Sohn später nach damaligem häufigen Gebrauch in Mykonius umtaufte. In seinem dreizehnten Lebensjahre kam er auf die Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg. Er war in seiner Jugend katholisch gläubig; er glaubte selbst an den Ablaßkram. Aber gerade eine Begegnung mit Tetzel erweckte in ihm, wenn auch nicht sofort Zweifel, doch die erste Unruhe. Tetzel war auf seinen Hausirreisen auch nach Annaberg gekommen und verkaufte hier Ablaßzettel, an deren Schluß bemerkt war: „Die Armen mögen es umsonst empfangen um Gottes Willen." Der damals in seinem Gewissen beunruhigte Mykonius begab sich in Tetzel's Wohnung (im Pflock'schen Hause), um Sündenvergebung zu empfangen, und berief sich dabei auf jene Schlußbemerkung. Man entgegnete ihm: Sündenvergebung könne nicht erlangt werden, man zahle denn Geld. Tetzel und die Seinigen befürchteten nämlich, daß, wenn sie dem jungen Mecum einen Ablaßzettel umsonst gewährten, alle Gymnasiasten Dasselbe verlangen würden. Mecum sagte, er habe kein Geld, verlange aber trotzdem einen Ablaßzettel. Nun fingen die Tetzelianer an zu handeln: er solle nur einen Groschen geben. Er habe keinen, erwiderte der Jüngling. Nur sechs Pfennige! Er besitze nicht einen Pfennig, war seine Antwort. Man wollte ihm nun sechs Pfennige schenken, damit er sich einen Zettel kaufen könne; auch das schlug Mecum aus, und er mußte nun fortgehen ohne Zettel, in Thränen gebadet, mit vermehrten Gewissensqualen. Von diesem berüchtigten Ablaßschacherer Tetzel und dem abscheulichen Humbug, den er trieb, erzählt Mecum oder Mykonius die unglaublichsten Dinge. Tetzel lehrte in Annaberg unter Anderm, daß der Papst Gewalt im Himmel und

auf Erden habe, auch die gräulichsten Sünden zu vergeben, z. B. wenn Einer Christi Mutter schände, so befreie ihn das Ablaßgeld davon. Und wer war dieser Tetzel? Er war früher schon vom Kaiser Maximilian I. wegen Ehebruchs verurtheilt worden, in einen Sack genäht und im Innfluß ersäuft zu werden. Nur die Fürbitte des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der sich gerade zu der Zeit in Innsbruck befand, hatte ihn gerettet.

Das Licht, welches Luther in Wittenberg angezündet hatte, fiel auch in Mykonius' Zelle im Kloster zu Annaberg und in seinen verdüsterten Geist. Mykonius, im Jahre 1516 zum Priester geweiht, bekannte sich sofort zu Luther und blieb trotz aller Bedrückungen und Mishandlungen von Seiten der Mönche fest in der erkannten Wahrheit. Man steckte ihn in das Kloster zu Eisenach, aber er ließ nicht ab, die neue Lehre zu predigen. Er bezeugt selbst:

Sechs Jahre lang bekannte ich das Evangelium unter den Mönchen, und wo es anging, Christum zu verkündigen, predigte ich, daß Sündenvergebung und ewiges Leben allein durch den Glauben gefunden werde, und ergriff so von Anfang den Mittelpunkt dieser Lehre.

Im Jahre 1524 wurde er wieder in das Kloster von Annaberg gethan, floh jedoch von hier, als er merkte, daß man ihn in die Hände des Herzogs Georg, des grimmigen Verfolgers der Evangelischen, zu liefern im Sinne hatte, nach Zwickau und folgte dann einem Rufe als Pfarrherr und Superintendent nach Gotha, wo er bei der gründlichen Verderbniß der Reichen und Vornehmen viel zu thun und aufzuräumen fand. Zu Mykonius' Zeit übten die Geistlichen eine viel größere praktische Wirksamkeit aus als heutzutage; sie waren zugleich Censoren und Sittenbildner und verwalteten diesen Theil ihrer Amtsthätigkeit oft mit unerbittlicher Strenge.

Mykonius hat seitdem an vielen bedeutsamen Vorgängen theilgenommen. Im Bauernaufstande bewog er einen Haufen Aufständischer, welche die Schlösser Gleichen und andere Herrenburgen zu schleifen beabsichtigten, durch eine kraftvolle Rede, daß sie wieder auseinandergingen, ohne Schaden zu stiften. Im Jahre 1527 hielt er in Düsseldorf eine merkwürdige Disputation mit dem Franciscaner Johann Korbach, den er durch seine gründliche Bibelkenntniß gewaltig in die Enge trieb. Im Jahr 1534 nahm er persönlich an den Disputationen theil, welche mit den strasburger Theologen, namentlich Bucer, wegen Vergleichung in der Lehre vom Abendmahle in Wittenberg stattfanden (die sogenannte „Wittenberger Concordia"). Luther ragte hier wie immer durch die Macht seiner concentrirten Persönlichkeit und die Gewalt seiner Rede über Alle hervor. Mykonius schreibt von ihm unter Anderm:

Zur Vesper (am 24. Mai, am Tage der Himmelfahrt Christi) hat Luther geprediget ganz herrlich und geistreich von den Worten Marci: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur u. s. w. Ich habe Luther zwar oftmals predigen hören, aber dazumal war mir nicht anders zumuthe, denn als redete er nicht allein, sondern donnerte aus dem Himmel selbst im Namen Christi.

Von Luther wird uns auch folgendes urkräftige Gebet aufbewahrt, mit dem er sich dem Herrn empfahl, als er auf dem Tage von Schmalkalden von schwerer, schmerzlicher Krankheit befallen wurde und zu sterben meinte:

Herr Gott, siehe, ich sterbe, ein Feind deiner Feinde, ein Fluch und Verbannter deines Feindes und Antichrists, des Papstes, auf daß dein Feind wieder sterbe in deinem Bann, und wir beide an jenem Tage gerichtet werden, dieser zwar, dein Feind und Widersacher, zur ewigen Schmach und Pein, ich aber, deine arme Creatur, die deinen Namen und Majestät öffentlich bekannt, zur ewigen Glorie und Herrlichkeit.

Von welchem Kriegsgeist und zugleich Siegesmuth dieser Mann erfüllt war, selbst noch unter schrecklichen Leiden und Angesichts des Todes, davon zeugen diese Worte.

Im Jahre 1536 schickte König Heinrich VIII. von England Gesandte nach Wittenberg, um eine Vereinigung mit den Protestanten zu erzielen, und Fox, einer der englischen Gesandten, drang auf Absendung einer Gesandtschaft nach England, dann werde sein König der Lehre der Wittenberger gewiß zufallen. Die Gesandschaft der Protestanten kam aber erst im Jahre 1538 zustande. Sie war gebildet aus dem kursächsischen Vicekanzler Franz Burckardt, dem Juristen und hessischen Edelmann Georg von Boyneburg und unserm Friedrich Mykonius. „König Heinz" verordnete drei Bischöfe und vier Doctoren der Theologie, welche mit den protestantischen Gesandten die Confessio Augustana artikelweise verhandelten, und entließ später die Gesandten sehr freundlich mit einem Schreiben an den Kurfürsten, worin er ihre ausgezeichnete Klugheit und Gelehrsamkeit, ihre ungemeine Redlichkeit und ihren hohen Eifer für die christliche Religion anerkannte. Das spätere entgegengesetzte Verhalten des Königs, seine wollüstig-blutige Regierung und die Bannsprüche, die Luther gegen ihn schleuderte, kennt man. Indeß waren Heinrich's Brutalität, Herrschsucht, Sinnenlust und Heuchelei schon vorher bekannt, und es fragt sich, ob sich die deutschen Protestanten mit diesem unreinen Manne überhaupt hätten einlassen sollen.

Auch an dem Reformationswerk in Leipzig nahm Mykonius lebhaften Antheil. Hier wüthete Herzog Georg der Bärtige gegen die evangelisch Gesinnten, vertrieb sie in Massen aus der Stadt (800 Köpfe), verordnete, daß, wer das Abendmahl nach Art der römischen Kirche zu empfangen sich weigere, nicht auf dem Gottesacker, sondern an einem unehrlichen Orte begraben werden solle, ja den Buchhändler Herrgott, welcher allerlei Schriften von Luther heimlich verkauft hatte, ließ er hinrichten und die bei ihm vorgefundenen Luther'schen Schriften öffentlich verbrennen. Aber Herzog Georg starb, nachdem ihn, wie Mykonius bemerkt, „die Ruthe des Herrn in seiner Familie schwer gezüchtigt". Herzog Heinrich, des Verstorbenen Bruder, traf am Abend des 17. April 1539 in Leipzig ein. Mykonius erzählt:

Wie das Aprilwetter veränderlich ist, so war es auch mit der Dienerschaft des Verewigten. Alle drängten sich unter Freudenbezeugungen zu dem Wagen des Herzogs. Morgens

waren sie noch Anhänger der römischen Kirche und Abends fielen sie dem neuen Herrn zu. Manche hatten früher gesagt, sie wollten lieber aus dem Lande ziehen, ehe sie lutherisch würden, jetzt sprachen sie sich ganz anders aus. Es hieß nun, sie hätten das Evangelium schon längst begehrt und darauf gewartet.

Pfingsten 1539 wurde die Reformation in Leipzig eingeführt. Luther selbst predigte in deutscher Sprache in der St.-Thomaskirche, welche die Andächtigen nicht fassen konnte. Viele legten Leitern an die Kirchenfenster und hörten durch die zerbrochenen Fensterscheiben zu. Die Zuhörer waren von Freude und Dank so bewegt, daß sie auf ihre Knie sanken und reichliche Thränen vergossen. Unter den Männern, welche die Reformation der Kirche und Klöster zu besorgen hatten, befand sich auch Mykonius, dem Jonas das Zeugniß ausstellt, er sei „ein rechter und nützlicher Apostel der Leipziger". Nichtsdestoweniger dauerte der Widerstand von Seiten der Römlinge, namentlich der Universität fort; doch auch diese wurde im August desselben Jahres reformirt. Vorher hatten die fanatischen Römlinge Cochläus und der abtrünnige Witzel die Flucht ergriffen; ebenso Melchior Rüdel, welchen Mykonius einen Betrüger nennt und von dem Dr. Camitz im Scherze sagte, daß er um seiner Leibesstärke willen geschickter sei, Holz zur Verbrennung der Ketzer zusammenzuschleppen als zu disputiren.

Im Jahre 1541 wurde Mykonius von einer schweren Krankheit befallen und erhielt einen trostreichen Brief von Luther, in welchem es unter Anderm heißt: „Der Herr lasse mich ja nicht hören, solange ich lebe, daß Ihr gestorben seid, sondern schaff's, daß Ihr mich überlebt." Mykonius gesteht, es sei ihm, als er diesen Brief gelesen, zumuthe gewesen, als hörte er Christum selbst zu ihm sagen: Lazare, komm heraus! Mykonius genas und schrieb seine Genesung dem Briefe Luther's zu, den er auch in der That überlebte: Luther starb am 18. Februar 1546 und Mykonius bald darauf, am 7. April desselben Jahres. Hatte Luther doch auch schon früher prophezeit: „Ich will's erleben, daß Herzog Georg und sein ganzer Stamm untergehen soll, und ich will noch Gottes Wort in Leipzig predigen", was ja auch eingetroffen war. Ledderhose theilt in seinem Buche mehre Briefe mit, welche Mykonius in seinen letzten siechen Tagen geschrieben hat und die an charakteristischen Stellen reich sind. Am 25. Januar 1546 schreibt er an Rörer:

O Herr Jesu, wie können wir dir, wie können wir deinem treuen und klugen Knecht Luther, welchen du über dein Gesinde gesetzt hast, daß du uns also weidetest, für diese deine zahllosen Wohlthaten danken. Wir sagen dir Dank, nichts Anderes vermögen wir und nichts Anderes verlangst du. Lebt wohl, lieber Rörer, und wenn Ihr hört von meinem Begräbniß, so wisset, daß nichts als Knochen und Haut, Sünde und Ungehorsam und jener widerspenstige alte Mensch begraben worden ist, auf daß auch er vollkommen befreit werde von Satans Gift, von Sünde und Tod.

Man erkennt aus diesen Briefen wenigstens, daß jene Gläubigen auf ihrem Krankenbette über etwas Anderes nachsannen als über die verlorenen Stunden der Lust und des Genusses, wie jener deutsche Poet auf seinem Krankenlager in Paris.

Wenn wir nun dieses Buch nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht für den Dargestellten aus der Hand legen, wenn wir einem so erfolgreichen Lebenslauf und einem so consequenten, wie aus Einem Guß dastehenden Charakter unsere Anerkennung nicht versagen können, ja wenn wir uns davon, auf gewisse mitzeitige Erscheinungen blickend, in vieler Hinsicht fast gedemüthigt fühlen, so können wir doch nicht leugnen, daß wir auch manchen Zügen an diesem Bilde begegnet haben, die uns weniger anmutheten. Stark, tapfer und kräftig waren die Charaktere jener Zeit, aber es fehlte ihnen dabei an jener Anmuth, Humanität und Liebenswürdigkeit, die zu einem wahrhaft ritterlichen Charakter doch auch gehören. Wir begreifen bei dem Anschauen dieses Bildes, daß, als die schwungvolle Zeit des Kampfs und naiven Heroismus vorbei war, die Nachfolger dieser Theologen so gänzlich entarten und verdumpfen konnten, um nur noch ein dogmatisches Geripp ohne lebendiges Fleisch und ohne Seele darzustellen. Wo diese Reformatoren haßten, haßten sie mit aller Gründlichkeit, und der Gott, den sie über sich anerkannten, war mehr der zornige, leidenschaftliche Gott der alten Juden als der Gott der Liebe und Versöhnung, den Christus verkündigte. Und Ledderhose schreibt fast in demselben Geist. Ein Geistlicher in Leipzig, Johannes Koß, hatte gegen Luther „lästerliche" Predigten gehalten und einer der Reformatoren, Urbanus Rhegius, wider ihn geschrieben. Ledderhose erzählt nun:

Koß kehrte sich nicht daran, sondern fuhr fort, in seinen Predigten Dr. Luther den schwarzen Teufel, seine Lehre das schwarze Evangelium und seine Anhänger die schwarze Rotte zu nennen. Einstmals wüthete er auch in solcher Weise auf der Kanzel, da fiel er plötzlich nieder und brüllte wie ein Ochs. In diesem Zustande nach Hause gebracht, fuhr er aus der Zeit in die Ewigkeit.

Um kräftig zu reden, braucht man nicht zu so derben Ausdrücken seine Zuflucht zu nehmen, wie man ihnen häufig in den Schriften der Reformatoren begegnet. So sagt einmal Mykonius: „Da fiel des Papsts und des Teufels, der ihn reitet, Kram in Dreck." Diese Sprache mochte damals in Deutschland populär sein, aber geschmackvoll oder auch nur anständig ist sie nicht. Das dem Buche beigegebene Bildniß von Mykonius tritt uns ebenfalls in etwas harten, finstern, wenig anmuthenden Zügen entgegen.

3. Paulus.

Wir gehen nun von diesem Gottesgelehrten des 16. Jahrhunderts zu einem Theologen unserer Zeit über, zu **Heinrich Eberhard Gottlob Paulus**, dessen Leben nach einem reichhaltigen literarischen Nachlasse desselben und persönlichem Verkehr mit ihm Reichlin-Meldegg beschrieben hat.*) Wir haben es hier mit einer ganz

*) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt von **Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg**. Zwei Bände. Stuttgart, Verlags-Magazin. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

andern Erscheinung zu thun, das begreift sich. Von der Christus-, Bibel- und Symbolgläubigkeit im Sinne der alten Reformatoren ist bei Paulus wie bekannt nicht die Rede; er stand ganz auf dem Niveau des modernen Verstandes, der zu prüfen und zu wissen, nicht zu glauben begehrt; doch erkannte er, auf dem Boden des Urchristenthums stehend, die Thatsachen als Thatsachen an, er suchte das Wunderbare an ihnen nur zu erklären, er löste sie nicht in Mythen auf wie David Strauß. Er war auch ein Kämpfer, aber sein Kampf war mit keinerlei Gefahr verbunden, wie der, den die Reformatoren zu bestehen hatten, noch bedurfte es zur Verfechtung seiner Ansichten so vieler Mühsale und Geist und Körper aufreibender Anstrengungen und Aufregungen. Die literarischen Fehden, die er sich etwa zuzog, dienten nur zur Würze seines Lebens, das, wenn auch in der ersten Hälfte etwas unstät, doch im Ganzen äußerst behaglich dahinfloß, ohne besondere Trübungen und Störungen, welche eine Folge seiner wissenschaftlichen Richtung gewesen wären; denn seine Ausweisung aus Würtemberg 1819 hing nicht damit zusammen, sondern mit dem Verdacht, in den er gerieth, sich politische Einmischungen in die ständischen Händel erlaubt zu haben. Seine praktische Wirksamkeit läßt sich mit der der Reformatoren nicht vergleichen, selbst nicht zu der Zeit, als er Oberschul- und Studiencommissar in Bamberg war. Aber selbst diese Thätigkeit, so wenig umfangreich sie im Verhältniß zu der eines der alten Reformatoren war (freilich auch viel weniger segensreich und belohnend), dünkte ihm zu viel, machte ihm zu viele Unruhe, störte ihn zu sehr in seinen wissenschaftlichen Studien. Er war daher froh, als sich ihm die Gelegenheit bot, bei der heidelberger Universität anzukommen, bei der er fortan bis zu dem fast an die Grenzen aller menschlichen Lebensfähigkeit hinausgeschobenen Schluß seiner Tage das ruhige und gleichmäßige Leben eines deutschen Universitätsprofessors führte, das er mit allen jenen modernen ästhetischen Genüssen verschönte, die einem Reformator des 16. Jahrhunderts als eine Entheiligung seines Standes, ja nahezu als teuflisches Werk erschienen sein würden. Sein Umgang beschränkte sich nicht wie bei den Reformatoren auf den Verkehr mit theologischen Genossen zum Zweck gemeinsamer theologischer Arbeit, sondern griff weit darüber hinaus in die Kreise von Schriftstellern, Dichtern und geistreichen Männern, deren Richtung mit der Theologie nichts zu thun hatte, ja ihr sogar nicht selten feindlich war.

Paulus war gerade nicht reich an eigentlich fruchtbaren und befruchtenden, dem idealen Inhalt der Menschheit einen Zuwachs zuführenden Ideen, er war kein productiver Geist, weil es ihm hierzu an dem genügenden Maß von Phantasie und künstlerischem Gestaltungsdrang fehlte *); er war aber ein sehr verständiger, klarer, kritischer Kopf, fast nüchtern, und dabei aufrichtig und wahrheitsliebend und zum Auslegen und Ausdeuten, zum Erklären und Aufklären wie geboren. Als Exeget, Orientalist und vielseitiger Kopf, der auch über andere Gegenstände als blos theologische ein gesundes Urtheil abzugeben wußte, nimmt er denn auch eine wissenschaftliche Stellung ein, die man wol als eine centralliterarische bezeichnen kann und die ihn mit fast allen bedeutenden Schriftstellern Deutschlands und auch mit mehren des Auslands in persönlichen oder brieflichen Verkehr brachte. Davon liefert diese von Reichlin-Meldegg, der ihm jahrelang durch persönlichen Umgang nahe stand, zusammengestellte Lebensbeschreibung die zahlreichsten Beweise. Sie enthält Briefe von Goethe, Schiller, Jean Paul, Herder, den beiden Schlegel, Voß, Lavater, Fichte, Hegel, W. von Humboldt, Daub, Karl von Dalberg, Feuerbach, von Wessenberg, F. A. Wolf, Thibaut, de Wette, Bischof Grégoire, Uhland, Hufeland, Gesenius, Rotteck, Ladislaus Pyrker und sehr vielen andern bedeutenden Männern, deren Namen hier nur aufzuführen einen ansehnlichen Raum in Anspruch nehmen würde. Schiller und Goethe verkehrten bekanntlich gern im Paulus'schen Hause, wozu freilich die außerordentliche Liebenswürdigkeit der Gattin Paulus' das Ihrige beigetragen zu haben scheint. Goethe besuchte noch in den Jahren 1814 und 1815, als er in Heidelberg war, jeden Abend das Paulus'sche Haus, und immer stand für ihn, wie Reichlin-Meldegg erzählt, auf dem runden Tische des freundlichen Empfangszimmers eine Flasche guten alten Rheinweins bereit, den der Dichter am liebsten trank. Der an persönlichen Bezügen so reichen Stellung unsers Paulus kam der Umstand wesentlich zu Hülfe, daß seine frühere Wirksamkeit in eine Periode fiel, in welcher der Aufklärungseifer officiell und unter allen Gebildeten verbreitet war. An interessanten Mittheilungen ist daher diese Biographie und Nachlaßsammlung sehr reich, doch befindet sich darunter auch mancher Ballast, der das Buch unnöthig verdickt und besser über Bord geworfen worden wäre.

Wir wollen uns hier nicht auf einen ausführlichen Auszug einlassen, zumal da das Werk nicht mehr zu den eigentlichen Neuigkeiten des Buchhandels zu zählen ist, sondern nur einige der interessantesten Momente hervorheben. Dahin gehört die Mittheilung über seinen Vater, der Diakonus war und ein gegen den bekannten oder berüchtigten General Rieger gerichtetes Pamphlet unter dem Titel „Der würtembergische Solon" verfaßt hat. Seitdem der Diakonus an der Leiche seiner Gattin eine Wundererscheinung wahrzunehmen geglaubt hatte, ergab er sich der Mystik im äußersten Grade, hielt Conventikel und hatte die wunderlichsten Visionen, die, seinem Vater zu gefallen, der siebenjährige Sohn nun auch zu haben vorgab. Durch die spätere, vielleicht gerade hierdurch geförderte ganz entgegengesetzte theologische Richtung unsers Paulus wurde ein Meinungsspalt zwischen ihm und seinem Vater hervorgerufen, der sich immer bitterer und schneidender gestaltete, als der Sohn in die eigene

*) Schiller schrieb einmal: „Paulus könnte mir viel sein, wenn er sich selbst mehr angehörte, aber er ist von Geschäften zerstreut und gedrückt wie ich, und mit freiwilliger Kraft sproßt nichts aus seinem Kopf."

Verwandtschaft hinein heirathete, was nach des Vaters christlichen Begriffen unzulässig war.

In den Jahren 1787 und 1788 machte Paulus eine Reise nach England und Holland, wozu ihm Freiherr von Palm zu Kirchheim an der Teck ein Stipendium bewilligt, der junge Paulus dagegen die Verpflichtung übernommen hatte, alles Merkwürdige, was ihm auf seiner Reise an jedem Tage zustoßen würde, aufzuzeichnen. Aus diesem Reisetagebuche, welches manche anziehende Mittheilungen über damalige namhafte Gelehrte und Professoren, die nur hier und da etwas ins Klatschhafte übergehen, und recht anschauliche Schilderungen des geselligen Lebens in England zu jener Zeit enthalten, sind ausführliche Auszüge in diesem Buche mitgetheilt. Merkwürdig sind auch die darin enthaltenen Nachrichten über den Markgrafen von Ansbach, der, gleich dem Landgrafen von Hessen, mit dem Verkauf seiner Landestruppen nach Amerika gute Geschäfte machte, in Paris ein eigenes Etablissement hatte, hier jährlich vier Monate zubrachte und sich 18,000 Fl. „Reisekosten" von seinen Unterthanen zahlen ließ.

Das größte Interesse erregt in dem ersten Bande die Schilderung der jenaer Periode, namentlich durch die Mittheilungen über die Koryphäen der deutschen Poesie und Kritik, über Goethe, Schiller, Herder und Wieland. Daß Paulus mit den beiden ersten in einem innigen geselligen Verkehr stand, ist schon oben bemerkt. Goethe genoß seiner besondern Verehrung. „Es kommt Keiner mehr wie Goethe", pflegte Paulus später nach Goethe's Tode zu sagen, „ich habe Keinen wie Goethe kennen gelernt. Er war ganz anders als wir Andere. Bei ihm konnte ich mir denken, was Das sein muß, was man Inspiration nennt." Von Herder ist ein vortreffliches Gutachten mitgetheilt, welches er als Vorsitzender des weimarischen Oberconsistoriums abgab, als Paulus durch die orthodoxe Partei verketzert und bei der Regierung denuncirt worden war. Herder spricht sich darin aufs entschiedenste für die Principien der Lehrfreiheit und mit großem Freimuth dahin aus, daß die Gleichgültigkeit gegen die Religion ursprünglich nicht von den Lehrern der Religion herrühre, sondern von der Verderbniß der höhern Stände, „der Obrigkeiten, Vorgesetzten, Leuten von Rang, Stand und Ansehen", wie im Allgemeinen von dem Verfall der Sitten und des Familienlebens. Dem Umsichgreifen dieses Verderbens könne nur durch „nützliche und reelle Anstalten, durch Abschaffung alter Misbräuche zu rechter Zeit, durch stille Verbesserung öffentlicher Institute, durch Beförderung, Unterstützung und Begünstigung erprobt guter Lehrer und allgemein durch ein gutes Beispiel" nach und nach entgegengearbeitet werden. In Betreff Wieland's bemerkte Paulus gelegentlich: „Wieland ist überzeugt, daß mit ihm die Musen Europa verlassen."

Aus seiner bairischen Periode wollen wir nur einiger interessanten Punkte gedenken. Zu Montgelas' Zeit war, wenn auch nicht das Volk, doch die Regierung in Baiern in einem Grade freisinnig und rationalistisch, daß Paulus, der selbst an der Universität eines protestantischen Landes der Denunciation und Verketzerung nicht entgangen war, an die würzburger Universität berufen wurde, um hier vor katholischen Studenten Vorträge zu halten. Die Ultramontanen schürten freilich den Fanatismus gegen ihn, der auch sofort zum Ausbruch kam, als Würzburg wieder für eine Weile von Baiern weggenommen und dem Großherzog von Toscana zugetheilt wurde. Die Studenten sammelten sich Abends vor Paulus' Wohnung und lärmten: „Bairische Sauschwänze, lutherisches Lumpenpack, fort!" Baiern damals bei den Würzburgern im Geruche der Lichtfreundlichkeit und der lutherischen Ketzerei stehend, welche Ironie! Hierauf kam Paulus als protestantischer Oberschul- und Studiencommissar nach Bamberg, dann nach Ansbach und von hier nach Nürnberg. Man intriguirte gegen ihn auch hier, und selbst der Graf von Thürheim, der an seiner Berufung nach Würzburg eifrig mitgearbeitet hatte, entzog ihm seine Gunst und gab unter Anderm vor Paulus' Versetzung nach Nürnberg ein sehr feindseliges Gutachten über sein Verhalten an der würzburger Universität ab. Er habe, hieß es darin, sich in Würzburg keineswegs als einen fleißigen Docenten documentirt, seine Prätensionen seien schwer zu befriedigen, sein collegialisches Verhalten nicht das verträglichste und uneigennützigste gewesen, und trotz seines großen Gehalts habe er beinahe alle seine Muße auf literarische Arbeiten verwendet. Wäre Paulus in den Stunden seiner „Muße" zu irgend einem Bräu gegangen, so würde ihm das schwerlich so übel gedeutet worden sein.

Im zweiten Bande sind namentlich die Mittheilungen über das Verhältniß seiner mit vielen Talenten ausgestatteten hochbegabten Tochter Sophie zu August Wilhelm Schlegel von allgemeinstem Interesse. Beider Ehe war bekanntlich eine sehr unglückliche; Sophie verlebte nur einige Wochen mit Schlegel und trennte sich dann von ihm. Schlegel ging auf den Vorschlag einer freiwilligen Scheidung nicht ein, man übergab die unangenehme Sache einem Advocaten, mußte aber den anfangs gehegten Gedanken, sie vor die badischen Gerichte zu bringen, aufgeben, und so blieben Beide, wenn auch nicht geschieden, doch für immer getrennt. Dies war einer der härtesten Schläge, welche Paulus' Leben verdüsterten. Die Briefe, welche Schlegel nach seiner Verheirathung auf einer gleich darauf angetretenen Reise in die Rheinlande an Sophie schrieb, machen einen für ihn sehr ungünstigen, fast peinlichen Eindruck. So würde etwa ein verliebter und doch nicht liebender Commis schreiben. Die trivialsten Redensarten drängen sich darin: „Lieber Engel! es ist eine grausame Sache mit diesem Auseinanderreisen. Ich finde es so traurig, wieder allein zu sein und nicht auf den Sonnenschein deiner Blicke hoffen zu können."... „Ich sehne mich unaussprechlich nach dir, süßer Engel! Durch welche Sünden habe ich nur diese grausame Strafe verdient?"... „Dein Bild schwebt Nachts vor mir und läßt mich nicht ruhen. Wann wird mir wieder der Blick deiner himmlischen Augen

begegnen?" u. s. w. Dann erzählt er wieder von den Bewirthungen, die er an vornehmer Herren Tafeln genossen. So schreibt er aus Frankfurt, den 11. September 1818:

Gestern habe ich mit ein Stücker dreißig Ordenssternen getafelt, heute werden wir ein lustiges Mittagsmahl bei dem hamburgischen Syndicus Gries haben, morgen bei Reichard.... Gestern Vormittag habe ich ein langes und interessantes Gespräch mit Gentz gehabt, der zum Aachener Congresse geht. Heute soll ich dem Fürsten Metternich aufwarten.

Auf diese Ehescheidungsgeschichte bezieht sich ein Brief Friedrich von Schlegel's, worin er als einzigen Rechtfertigungsgrund für seinen Bruder anführt, daß dieser selbst Paulus und Sophie oft genug an sein Alter erinnert habe. Uebrigens gehören Friedrich von Schlegel's und seiner Gattin Dorothea Briefe zu den interessantesten und charakteristischsten in diesem zweiten Bande. Von Werth sind auch die mitgetheilten Betrachtungen, die Paulus noch in seinen letzten Jahren über die politischen Wirren in Deutschland anstellte. Er zeigt sich darin ebenso erbittert gegen die Demokratie als gegen die Politik der Gothaner und der „Deutschen Zeitung". Das, was damals in den Massen stürmte und gährte, führte er auf sehr materialistische Motive zurück, wie folgende sonderbare Zeilen beweisen:

Zwei Lustgenüsse sind die Weltbeherrscher,
Die Nahrungslust und die Begattungslust.
So ist der Unterleib der Herr der Massen,
Zweck sind die beiderlei Gelüste u. s. w.

Eine Weltgeschichte, von diesem Paulus'schen Standpunkt geschrieben, müßte sich ohne Zweifel sehr eigenthümlich lesen lassen. In unserer einer rein materialistischen Auffassung aller Dinge immer mehr und, wie es scheint, unaufhaltsam zusteuernden Zeit wird es künftig dieser Lehre nicht einmal an Anhängern fehlen, und es fehlt ihr vielleicht schon jetzt nicht daran.

4. Cannabich. 5. Baumgarten-Crusius.

Zwei uns vorliegende biographische Schriften betreffen Gelehrte, die sich auf einem speciellern Gebiete der Wissenschaft und der praktischen Thätigkeit durch allgemein anerkannte Tüchtigkeit ausgezeichnet haben, den Geographen Cannabich *), der, obschon bereits 1777 geboren, noch jetzt in seinem hohen Lebensalter rüstig genug ist, täglich seinen Mittagsspaziergang im fürstlichen Parke zu Sondershausen, seiner Vaterstadt, zu machen, nachdem er bis zum Jahre 1848 das stille, segensreiche Leben eines Pfarrers geführt hat, und den als Rector der Landesschule in Meißen verstorbenen Baumgarten-Crusius **), als Schriftsteller und durch seine pädagogische Wirksamkeit bekannt, die über das sächsische Land vielen fruchtbaren Samen ausgestreut hat. Wir empfehlen beide Schriften den zahlreichen Freunden der Dargestellten; doch enthalten sie, namentlich die über Baumgarten-Crusius, auch Mittheilungen genug, die für ein weiteres Publicum Interesse haben. Dahin gehören besonders die Scenen aus des Letztern Jugendzeit und aus den Kriegen von 1806 und 1813. Baumgarten-Crusius erzählt, wie sich nach der Schlacht von Jena das merseburger Domcapitel, darunter sein Großvater, auf das Schloß begab, um dem Kaiser Napoleon seine Aufwartung zu machen. Er fährt fort:

Die Herren mußten, ganz gegen ihre Gewohnheit, lange in einem großen Vorzimmer warten, wo eine Menge Offiziere, namentlich von der Reiterei, die Helme mit Streifen von Tigerfell verbrämt und nickenden Roßschweifen, um einen Kachelofen herumstanden und sich höchst ungenirt bei dem kalten Octobertage den Hintern wärmten, sich auch sonst ziemlich unanständig expectorirten und manches kränkende Wort über das bestandene, nun aber durch die Schlacht gestörte Bündniß der Sachsen mit Preußen fallen ließen. Dieses beleidigende Benehmen konnten viele der Capitelsherren auch in der Folge nicht wieder vergessen. Sie erkannten nur zu gut den Uebermuth der Sieger und den Druck der Besiegten.

Wie ganz anders sahen Die aus, welche der Herrschaft dieser übermüthigen Herren in ihren prächtigen Helmen und Roßschweifen ein Ende machen sollten! Die preußische Wehrmannschaft rückte 1813 in Merseburg ein. Baumgarten-Crusius bemerkt:

Wie waren sie anders als die, welche zur jenaer Schlacht zogen! Leute aus allen Ständen waren in die Regimenter eingereiht, junge und alte, schöne und krummgewachsene; Manche trugen bloße Jacken, Manche Nachtmützen auf dem Kopfe, aber Alle waren todesmuthig und gottergeben, von einem Enthusiasmus erfaßt, wie er schwerlich wieder vorkommen dürfte.

Das Interesse für biographische Schriften scheint fortdauernd im Zunehmen zu sein und, wenigstens bei dem männlichen Bestandtheile des Publicums, dem Interesse an Werken der Fiction Abbruch zu thun, die leider freilich nur noch selten einen kräftigen Nahrungsstoff in sich, einen erhebenden und veredelnden Charakter an sich tragen. Diesen Ansprüchen wird in den Biographien bedeutender Persönlichkeiten in viel höherm Grade genügt. In Bezug auf poetische Production, wenn man von der geschmeidigen Virtuosität und dem Formtalent absieht, mag unsere mitzeitige Literatur der frühern classischen weit nachstehen; aber in Betreff der Biographie, der psychologischen Charakteristik und des hierzu nöthigen liebevollen und sorgfältigen Eingehens und Vertiefens in die Eigenschaften, das Werden und Wachsen der geschilderten Persönlichkeiten haben wir offenbar Fortschritte gemacht. Auf den Besitz, den wir uns auf diesem Gebiete gesichert haben, können wir mit einem Gefühle der Befriedigung hinweisen und dreist sagen, daß er unser eigen ist.

Hermann Marggraff.

---

*) J. G. F. Cannabich in seinem Leben und in seiner literarischen Wirksamkeit. Ein biographisches Denkmal für die Schüler, Freunde und Verehrer desselben von T. E. Keyser. Nordhausen, Förstemann. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

**) Leben des Rectors und ersten Professors der königlich sächsischen Landesschule zu Meißen, Dr. Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius, beschrieben und nach den von ihm hinterlassenen Mittheilungen zusammengestellt von seinem Sohne Arthur Baumgarten-Crusius. Oschatz, Oldecop's Erben. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Zur polnischen Literatur.

1. Epistolae, legationes, responsa, actiones, res gestae Ser. principis *Sigismundi*, ejus nominis primi, regis Poloniae. Posen 1853—54. Erster bis dritter Theil.

Der Graf Titus Dzialyński, der auf seinem Gute Kurnik bei Posen eine für die polnische Geschichte höchst bedeutende Bibliothek gesammelt hat, ist nach dem Tode des bekannten Grafen Eduard Raczyński der eifrigste Förderer des literarischen Lebens unter den preußischen Polen geworden. Aus seinen zahlreichen Manuscriptensammlungen zur polnischen Literatur und Geschichte hat derselbe in dem oben angegebenen Werke eine der wichtigsten Quellen der polnischen Geschichte zu veröffentlichen begonnen. Es sind die sogenannten „Acta Tomiciana". Der Kanoniker von Krakau und Plock Stanislaw Górski, welcher das Amt eines Secretärs bei dem polnischen Kanzler Peter Tomicki unter der Regierung des Königs Sigismund I., später ebendasselbe bei des Königs Gemahlin Bona Sforza bekleidete, sammelte nämlich auf Anregung Tomicki's in Abschrift alle Briefe, Berichte, Erlasse, Verordnungen u. s. w., welche zu seiner Zeit aus der königlichen Kanzlei hervorgingen, und so entstand eine für die polnische Geschichte unschätzbare Actensammlung, welche die ganze Regierungszeit des Königs Sigismund I. (1506—48) umfaßt. Sie wird zwar gewöhnlich mit „Acta Tomiciana" bezeichnet, enthält aber nicht allein vollständige Mittheilungen aus der Amtsthätigkeit Tomicki's, sondern auch aus der des Amtsvorgängers Tomicki's, Matth. Drzewiecki, und der Amtsnachfolger desselben, Johann Chojenski und des Bischofs von Krakau, Sam. Maciejowski. Die Documente sind sämmtlich in lateinischer Sprache, der damaligen Sprache der Diplomatie, abgefaßt. Diese aus 27 großen Folianten bestehende Sammlung war bisher nur handschriftlich vorhanden. Nachdem nun Graf Titus Dzialyński die in seiner Bibliothek befindliche Handschrift mit andern in polnischen Bibliotheken aufbewahrten hat vergleichen, aus denselben ergänzen und berichtigen lassen, veranstaltet er jetzt mit größter Sorgfalt den ersten Abdruck des großen Werks. Es sind bereits drei starke Theile in splendidem Drucke in Folio erschienen. Der vierte Theil wird sicher 1855 ausgegeben. Der erste Theil umfaßt die Jahre 1507—11, der zweite 1512—13, der dritte 1514—15. Das Werk wird auch im Abdruck mit der Zeit eine Seltenheit werden, da der Graf nur 300 Exemplare abziehen läßt.

2. Teka *Gabryela Junoszy Podoskiego*, Arcybiskupa Gnieznieńskiego. Erster Theil. Posen 1854.

Dieses Werk enthält eine gleichwichtige Sammlung von Quellen zur polnischen Geschichte aus neuerer Zeit. Der Erzbischof von Gnesen Podoski, welcher diese Würde von 1767—77 bekleidete, hinterließ in Manuscript eine Sammlung von Documenten, die er sich wahrscheinlich, als er das Amt eines Kronreferendarius bekleidete, zu seinem Gebrauche angelegt hat. Sie ward von einem Erben dem Literaten Kasimir Jarochowski übergeben, der sie unter obigem Titel zu veröffentlichen begonnen hat. In ganz vollständiger Reihenfolge werden hier sämmtliche öffentliche Verhandlungen der polnischen Reichstage vom Jahre 1717—33 mitgetheilt, insbesondere findet man die Diarien dieser Reichstage, die Correspondenzen des Königs August II. mit den höchsten Staatsbeamten und dieser miteinander, den Briefwechsel der polnischen Großkanzler mit den ausländischen Gesandten, die Berichte der bei den fremden Höfen accreditirten polnischen Botschafter, ferner viele Verordnungen des Königs und der höchsten Würdenträger über innere Staatsverhältnisse und sogenannte Gazetki, d. h. Nachrichten über verschiedene Ereignisse im Lande, insbesondere in Betreff des Königs und des Hofs. Alle diese Documente, welche theils in polnischer, theis in lateinischer, französischer und deutscher Sprache verfaßt sind, gelangen hier zum ersten male zum Abdrucke. Das Werk kann demnach als eine würdige Fortsetzung der berühmten und kostbaren Documentensammlung von Zaluski, welche mit dem Jahre 1710 abbricht, angesehen werden; nach seiner Vollendung wird ihm dieselbe Wichtigkeit für die zweite Hälfte der Regierungszeit des ersten polnischen Königs aus dem sächsischen Hause zugesprochen werden müssen, welche das Zaluski'sche Werk für die erste Hälfte derselben erlangt hat, sodaß auch jener Theil der polnischen Geschichte nicht mehr blos nach den mehr oder weniger einseitigen Schriften eines Parthenay, Faßmann, Nordberg u. A., sondern aus den Quellen selbst wird dargestellt werden können. Die ganze Sammlung ist auf sechs Theile berechnet.

3. Monumenta regum Poloniae Cracoviensia. Petersburg 1853.

Dieselbe Bedeutung, welche die Westminsterabtei für den Engländer hat, hat die krakauer Domkirche für den Polen. Wie der Engländer dort die Denkmäler seiner großen Männer zusammen findet, so findet der Pole im krakauer Dom die Denkmäler seiner Könige und berühmten Landsleute beisammen. So großen Werth nun auch diese Erinnerungen an des Vaterlandes Vorzeit für den Polen haben müssen, so sind doch bisher noch keine genauen, in größerm Maßstab entworfenen und der Gegenstände würdigen Abbildungen derselben vorhanden gewesen. Solche werden zuerst in dem genannten Werke dargeboten, welches nach vieljährigen Vorbereitungen und nach Ueberwindung mannichfacher Schwierigkeiten veröffentlicht worden ist. Den ersten Gedanken zu demselben faßte Michael Stachowicz, ein tüchtiger polnischer Maler, indem er in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts Zeichnungen nach den krakauer Denkmälern zu entwerfen begann. Da er die selbständige Vollendung des Unternehmens sich nicht zutraute, so wählte er den trefflichen Maler und Zeichner Jakob Sokolowski zu seinem Mitarbeiter. Nachdem nun beide Künstler die Zeichnungen vollendet hatten, wollte dieselben schon im Jahre 1818 der Buchhändler Matecki in Krakau auf Subscription herausgeben, aber seine Absicht fand damals sehr geringen Anklang bei den Polen und die Veröffentlichung unterblieb. Einige Jahre später erregte das Werk das Interesse des polnischen Staatsministers Grafen Stanislaw Potocki in Warschau; dieser übertrug die Veröffentlichung einer besondern Commission, bestehend aus dem Bischof Prazmowski, dem Grafen Sierakowski und dem berühmten slawischen Sprachforscher Linde, von welcher der deutsche Künstler Friedrich Christoph Dietrich für das Werk gewonnen ward. Nach fünfjähriger angestrengter Arbeit hatte derselbe im Jahre 1827 die Zeichnungen auf 27 große Kupferplatten sorgsam übertragen. Jedoch die Veröffentlichung unterblieb abermals, die politischen Verhältnisse Polens traten hemmend entgegen, und so kamen die gestochenen Platten zuletzt in den Besitz der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. Da gestattete der Vorsteher derselben, Baron Korff, die Herausgabe dem Buchhändler Wolff in Petersburg. Letzterer reiste deshalb 1851 eigens nach Paris und hier erfolgte endlich der Abdruck der Platten in dem renommirten Lemercier'schen Institut. So ist ein gemeinsames Werk polnischen, deutschen und französischen Fleißes entstanden. Es enthält, wie bereits erwähnt ist, 24 große Kupferstiche. Auf den beiden ersten sind als die ältesten krakauer Denkmäler die der Herzoge Boleslaw des Frommen und Leszek des Schwarzen dargestellt; sie sind durch den Brand vom Jahre 1850 vernichtet worden, um so wichtiger sind daher ihre Abbildungen. Weiter wird das Innere der krakauer Domkirche vorgeführt, worauf der Reihe nach sämmtliche Grabkapellen des Wladislaw Lokietek, der Jagellonen, des Stephan Bathori, Sigismund's III., seiner Söhne und Johann Sobieski's folgen. Den Schluß macht ein Kupferstich, auf welchem der letzte polnische König Stanislaw August bei seinem Besuche dieser Denkmäler im Jahre 1787 dargestellt ist. Der Ernst des Augenblicks ist hier auf die würdigste Weise erfaßt.

4. Wzory sztuci średniowiecznéj. Warschau 1853—54.

In diesem kostbaren, für die polnische Kunstgeschichte wichtigen Werke wollen die Herausgeber Alexander Przezdziecki und

Eduard Rastawiecki in Abbildungen und Beschreibungen eine Uebersicht Dessen geben, was an kirchlichen und anderweitigen merkwürdigen Kunstsachen aus dem Mittelalter und dem 16. und 17. Jahrhundert in Polen noch vorhanden ist. Das Werk soll 24 Hefte, jedes im Preise von 1 Rubel, umfassen. Die Abbildungen in Quart sind sämmtlich in Golddruck, getreu nach den Originalen und höchst sorgsam angefertigt. In den bereits erschienenen sechs Heften findet man zuvörderst einen einer Trinkschale ähnlichen Kelch nebst Patene, welchen Herzog Konrad von Masovien der Kathedrale in Plock geschenkt hat und welcher für den einzigen in Polen befindlichen Ueberrest von der Goldarbeiterkunst aus dem 13. Jahrhunderte gilt. Wie weit es diese Kunst in Polen gebracht hat, ersieht man besonders aus einer Monstranz von sehr schöner Arbeit, die Stephan Bathori 1583 den Jesuiten in Riga geschenkt haben soll, die aber bei Besetzung der Stadt durch die Schweden von den Jesuiten nach Polock gebracht und im Jahre 1850 von dem Fürsten Paskewitsch dem Kapuzinerkloster in Leck übergeben wurde. Neben den Abbildungen kirchlicher Geräthe sind die Abbildungen der Commandostäbe (butawy) der berühmtesten polnischen Großhetmans bemerkenswerth, welche meist mit Edelsteinen reich verziert und oben mit großen goldenen runden Knöpfen versehen sind. Die frommen Hetmans haben sie dem czenstochauer Kloster vermacht, aus dessen reichem Schatze überhaupt manche Abbildungen sich hier finden. Von besonderm Interesse ist das Grabmal des polnischen Herzogs Boleslaw des Kühnen, des Mörders des heiligen Stanislaw, welches in einer Benedictinerabtei zwischen Feldkirchen und Villach sich befindet. Dort beschloß Boleslaw als Büßender sein Leben. Es ist ein Pferd in Basrelief auf einer Tafel von carrarischem Marmor mit der Inschrift: „Rex Boleslaus occisor Sti. Stanislai", welche die Mönche nach der Kanonisation des Stanislaw im Jahre 1253 setzen ließen. 52.

Notiz.

Ultramontane Literatur.

Man kann nicht leugnen, daß sich in neuerer Zeit dem Katholicismus oder vielmehr dem Ultramontanismus sehr talentvolle Schriftsteller, die auch beredt und glänzend zu schreiben wissen, zugewandt haben. In Deutschland sind namentlich Görres, der eine förmliche Schule stiftete, sein Sohn Guido Görres, Phillips, Jarcke, Alban Stolz u. A., in Frankreich Montalembert, der sich aber in politischer Hinsicht einer freiern Richtung zuneigt, als sich mit den Tendenzen des Ultramontanismus verträgt, und Veuillot, der dagegen die Sache auf die Spitze treibt, wo sie brechen muß, in England vorzüglich Cardinal Wiseman und Newman, in Nordamerika Brawnson, Herausgeber der angesehensten katholischen Zeitschrift in Nordamerika, der „Quarterly review", zu nennen. Eine kölnische Buchhandlung hat es unternommen, aus der neukatholischen Literatur Englands eine Auswahl von Schriften in Uebersetzung erscheinen zu lassen unter dem Titel:

Sammlung von classischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. Erstes und zweites Bändchen. Köln, Bachem. 1854. Gr. 12.

Das erste Bändchen enthielt:

Die Türken in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit, von J. H. Newman. Aus dem Englischen von G. Schündelen. Mit 1 Karte. 18 Ngr.

Das zweite Bändchen erschien unter dem Titel:

Vermischte Schriften von Sr. Eminenz Nikolaus Cardinal Wiseman Erzbischof von Westminster. Erste Abtheilung. 22½ Ngr.

Diese erste Abtheilung der Wiseman'schen Schriften enthält die Abhandlungen: „Spanien"; „Spanische Kunst"; „Die Agitation gegen die Frauenklöster in England"; „Die Madiai" u. s. w. Die zweite Abtheilung wird unter Anderm die Aufsätze über das Lesen der Heiligen Schrift in der Volkssprache über alten und neuen Katholicismus und über die Wunder und die Handlungen des Neuen Testaments als Erklärung der katholischen Lehre bringen. Bezeichnend für den Standpunkt dieser Vorkämpfer des Katholicismus zur Kunst ist Wiseman's Urtheil über die spanische Kunst, die er besonders deshalb rühmt, weil sie eine Tochter der Religion sei und niemals, wie die italienische und die vlämische Schule, der Mutter den Rücken gewendet habe, sondern stets ihr Kind und ihre „Magd" geblieben sei. „Es hat in Spanien (fährt Wiseman fort) nie eine profane oder, milder ausgedrückt, eine classische Kunstschule gegeben, das heißt: eine Schule der Nuditäten, der Mythologie, des Heidenthums und des Lasters." Diese keusche Manier der spanischen Maler, bemerkt er weiter, sei hauptsächlich dem beschränkenden Einfluß der Inquisition zuzuschreiben. So sei durch ein Decret dieses Tribunals die Verfertigung und Ausstellung unsittlicher Gemälde und Sculpturen unter Androhung der Excommunication, einer Geldstrafe von 1500 Dukaten und der Verbannung für ein Jahr untersagt worden. Da hätten wir ja das Mittel, unsere Maler im ultramontanen Sinne sittlich zu machen; denn darauf, daß die Sittlichkeit und die Scheu vor mythologischen „Nuditäten" ein Act ihres freien Willens ist, kommt es ja nicht an. Bekanntlich befürwortet auch Veuillot in Frankreich ganz offen die Wiedereinführung der Inquisition. Wer weiß, was im Laufe der Jahre noch geschieht! Diese kölnische Sammlung katholischer Schriften erscheint übrigens, wie auf dem Titel bemerkt ist, „mit Gutheißung hoher geistlicher Obrigkeit". Dieser Zusatz muß doch auch das zarteste Gewissen beruhigen!

H. M.

Bibliographie.

Gutzkow, K., Die Diakonissin. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Henze, A., Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen mit 305 Facsimile's, kurzen Biographien und Schrift-Characteristiken. Leipzig, Schlicke. Gr. 16. 22½ Ngr.

Hildebrand. Ein historisches Drama. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 26 Ngr.

Pfeil, Clementine Gräfin, Gedichte. Zwei Theile. Breslau, Tülfer. 16. 22 Ngr.

Prutz, R., Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Seyffarth, W. Wahrnehmungen in Paris 1853 und 1854. Gotha, Scheube. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ungár, S., Kalifornien oder: das Mädchen und sein Kind. Roman. Drei Bände. Wien, Wenedikt. 8. 2 Thlr.

Werner, K., Grundlinien der Philosophie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Cooper, C. F., Die Lehrfreiheit einer theologischen Facultät der evangelisch-lutherischen Kirche, veranlaßt durch die Göttinger Denkschrift und ihre Vertheidiger. Verden, Tressan. Gr. 8. 5 Ngr.

Crusius, F., Der Selbstmord eine Thorheit und ein Verbrechen. Zwei Predigten vor der Militairgemeinde im Dom zu Magdeburg am 3. und 5. Sonntag nach Epiphan. 1854 gehalten und mit einem Nachwort zur Warnung und zum Trost für Jedermann herausgegeben. Magdeburg, Gebr. Baensch. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann, W., Ueber den rechten Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus. Ein Vortrag gehalten am 7. evangelischen Kirchentage zu Frankfurt a. M. [Septbr. 1854.] Berlin, Hertz. 12. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Georg Forster's Schriften.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus.**

Neun Bände. 12. 1843. 9 Thlr.

Durch **Gervinus, Heinrich Koenig** und in jüngster Zeit durch **Moleschott** ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wieder mehr auf Georg Forster gelenkt worden, der jetzt gerade vor 100 Jahren das Licht der Welt erblickte. Am besten aber lernt man ihn aus seinen eigenen Schriften kennen. Dieselben erschienen in neun Bänden und enthalten: seine und seines Vaters „Reise um die Welt in den Jahren 1772—75" (Band 1 und 2); „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich" (Band 3); „Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens" (Band 4, 5 und 6); Forster's reichhaltigen Briefwechsel nebst einer Charakteristik Forster's von Gervinus, endlich eine Uebersetzung der von ihm auf deutschen Boden verpflanzten indischen Dichtung „Sakontala" (Band 7, 8 und 9).

Forster verbindet in seiner Prosa französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht und wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben erschienen:

G. de Felice,
Geschichte der Protestanten Frankreichs
seit dem Anfang der Reformation bis zur Gegenwart.

Aus dem Französischen übertragen von

Dr. K. Th. Pabst,

Director des Gymnasiums zu Arnstadt.

Gr. 8. 536 Seiten. Preis 2 Thlr.

Dies höchst interessante Werk hat in Frankreich in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt, und ist dessen deutsche Uebersetzung von den geachtetsten Seiten her dringend gewünscht worden. Es ist das erste, welches eine Geschichte des französischen Protestantismus und besonders dessen innere Entwickelung von seinem Ursprunge bis zur Gegenwart darstellt und die Gefahren zeigt, welche das unbedingte Fügen der Machthaber in die Grundsätze der römischen Hierarchie erzeugen kann. Erhebend für den Protestanten sind die Schilderungen der Standhaftigkeit der Märtyrer seiner Kirche; erhebend für den Katholiken zu erfahren, wie edle Katholiken — Priester wie Laien, dem blutdürstigen Treiben der fanatischen Römlinge muthig entgegen traten. Gewiß gibt dies Werk auch für die Jetztzeit eine Menge der lehrreichsten Winke und Warnungen.

In Miniatur-Ausgabe erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Pilgerfahrt der Rose.

Dichtung von **Moritz Horn.**

Zweite Auflage. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Eine liebliche Märchendichtung, die von **Robert Schumann** in Musik gesetzt worden ist und jetzt bereits in **zweiter Auflage** vorliegt. Von dem zuerst durch diese Dichtung bekanntgewordenen Dichter sind seitdem noch folgende zwei Dichtungen in gleicher Ausstattung erschienen: „**Die Lilie vom See**" (geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.) und „**Magdala**" (geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.)

Bei **Kreidel & Niedner**, Verlagshandlung in **Wiesbaden**, erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Goethe's
Leben und Dichtungen.

Im Zusammenhange dargestellt

von **August Spieß.**

Elegant geh. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. Rh.

Das Buch ist nicht für Goethekenner geschrieben, sondern für ein gebildetes Publicum. Es gibt also keine trockene Kritik und Zersetzung Goethe'scher Dichtungen, sondern bringt Goethe's äußeres Leben in Zusammenhang mit jenen, und ist deshalb geeignet, den Dichter der Nation näher zu bringen. Die Darstellung ist ebenso anziehend, als die Sprache des Verfassers rein und gewählt.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben erschienen:

Sanct Johannes auf Patmos.

Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen

von

Friedrich Heinzelmann.

Eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Man hält sich überzeugt, daß bei näherer Prüfung der Werth dieser schönen Dichtung, welcher zum genauern Verständniß noch historische und geographische Erläuterungen beigegeben sind, bald erkannt werden, und man es sowol deshalb, als auch seiner prachtvollen Ausstattung wegen, gern als eine sehr werthvolle Gabe an Gebildete benutzen wird.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stein und sein Zeitalter.

Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. Von **Dr. S. Stern.** 8. Geh. 2 Thlr.

Eine populär gehaltene Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Ministers Freiherrn vom Stein und seiner für Deutschland so verhängnißvollen Zeit; ein **Volksbuch**, das die weiteste Verbreitung im deutschen Volke beansprucht und gewiß auch in vollem Maße verdient.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 12. —— 22. März 1855.

Barante's Geschichte des Nationalconvents.

Histoire de la Convention Nationale, par *M. de Barante.* Sechs Bände. Paris 1849—53.

An der Stelle, wo Tacitus in seinen „Annalen" den Tod so vieler berühmten Römer beschreibt, welche die Grausamkeit Tiber's hinopferte, klagt er mit beredten Worten über die schauerliche Einförmigkeit seines Gegenstandes. Immerfort schnöde Angeberei, immerfort ein niederträchtiger Senat, der seine eigenen Mitglieder dem Blutdurste des Kaisers ausliefert! Kaum ist eine Mordgeschichte auserzählt, so drängt sich eine andere in die Feder des Geschichtschreibers. Der Muth des großen Soldatenvolks, welches die Welt erobert, äußert sich nur noch in der Gleichgültigkeit gegen den Tod. Die Nachkommen des Camillus und der Scipionen wissen noch auf stoische Weise sich die Adern zu öffnen, wenn sie sterben müssen; das ist der letzte Schimmer ihres alten Heldensinns. Hofschranzen und Feiglinge im Senat, finden sie in der Todesstunde noch einen Funken antiker Seelengröße, und selbst der berüchtigte Epikuräer Petronius (ein Liebling und Schlachtopfer Nero's) verlebt seine letzten Augenblicke unter Rosen und Buhlerinnen mit einer Gelassenheit, die manchen Heldenmuth verdunkelt.

Wie es damit auch sein mag und wie groß auch das Genie, welches Tacitus auf die Schilderung dieser entsetzlichen Zeiten und Zustände verwendet, er hat Grund zu klagen. Seine Klage ist keine hohle rhetorische Floskel, er empfand gewiß den Widerwillen und Ekel, welchen er ausspricht. Auch der Leser wird müde und verstimmt; das Buch fällt ihm aus der Hand. Man kann den Tacitus nicht zu viel lesen; nur muß man nicht in einem Zuge, sondern stück- und absatzweise lesen, wenn man will, daß die Phantasie etwas Anderes behalten soll als die verworrene Erinnerung einer Unmasse von gräßlichem Einerlei, ein schwarzes und zerflossenes Bild von Knechtschaft und Tyrannei.

Der Geschichtschreiber des französischen Nationalconvents ist noch übler daran, zumal wenn er bis zu dem grausigen Augenblick gelangt, wo durch die Niederlage der Girondisten das letzte Hinderniß, welches dem tollen Vernichtungssystem der Jakobiner entgegenstand, aus dem Wege geräumt ist und der pariser Pöbel sich täglich mit der Posaunenstimme des Lebens und des Todes als das souveräne Volk von Frankreich ankündigt, auf welchem alle Herrlichkeit der Nation und alles Glück der Welt ruhe. Wie Paris der Focus war, der seine Flammen allenthalben hinschickte, woher er die einzelnen Strahlen erhielt, so fühlte es den Brand auch am heißesten, und nirgends vielleicht sind bei den Bürgern des Staats die Einwirkungen der verschiedenen politischen Umwälzungen wol größer gewesen. Jedes Schlimme zeigte hier seine teuflische Energie am thätigsten und ließ Spuren in den Gemüthern zurück, die bei Schwachen und Gebeugten unauslöschlich waren und noch jetzt ihren Kindern anhängen; der stärkere Mensch steht und besteht mehr durch sein Eigenes und handelt und leidet mit andern Ursachen und Wirkungen. Hier in dieser feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven sehr aufgelöst und die Gemüther selbst verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen sandten ihre markigen Ungeheuer, die Million von Weichlingen zu beherrschen, welche sonst nur Vergnügen geliebt und in der neuen Freiheit, wie sie Europa in ihrem schönen Anfange ehrte und bewunderte, die mildeste und sanfteste Tochter des Himmels angebetet hatte. Die Pariser fühlten sich verloren, als man nach Köpfen und blutigen Opfern schrie. Sie ließen das Schwert fallen, das die Mörder von Avignon und Marseille ergriffen, nebst dem niedrigsten Pöbel, der so gern meint, weil er nichts besitzt, ein Recht zu haben, Andere aus ihrem Besitz zu jagen. Das Volk, das im jungen Frühlingssonnenschein seiner gepriesenen Freiheit aufzustreben anfing, das harmlos und fröhlich der ganzen Welt seinen süßen Traum erzählte, ward leider des Rausches inne, der hier unterm Monde nichts festhält, und sah sich ohne die Bande der alten Gesetze und ohne die Ketten, woran ein mehr als hundertjähriger Despotismus es geschmiedet hatte, jedem Schurken und Schwärmer preisgegeben.

Die böse Gottheit siegte im ungleichen Kampfe über die gute, die Schranken fielen, die den König und die Repräsentanten schieden; Ludwig XVI. war, vielleicht ebenso sehr, weil er zu gut, als weil er zu schwach war, den höllischen Waffen nicht gewachsen und verlor mit größerm Muthe und Ruhme das Diadem und den Kopf, als er sie getragen hatte. Sein Sturz riß Tausende ins Verderben. Nicht blos seine Freunde fielen, sondern selbst diejenigen seiner Feinde, die bei dem blinden Parteihaß doch noch nicht Menschenblut wie Wasser fließen sehen konnten. Es folgte Danton's und Robespierre's Regiment mit Septembernächten und =Mordtagen, mit Pulver= und Wasserhochzeiten, die unter dem Namen der republikanischen von den Ungeheuern gefeiert wurden. Jetzt haben wir nur noch eine ungeheuere Metzelei, in welche die Verschiedenheit der Mordmittel ganz allein einige Abwechselung und Mannichfaltigkeit hineinbringt. In Paris wird guillotinirt, in Bordeaux füsilirt, in Lyon mitraillirt, in Nantes ersäuft. Wer die gefährlichen Dinge Adel, Reichthum und Menschlichkeit besitzt, muß wie ein Raubmörder für sein Leben zittern; denn es ist ein Verbrechen, ein Mensch zu sein, und ein größeres, ein reicher und edler Mensch zu sein. Man spielt mit Menschenleben wie mit Nüssen oder Aepfeln und läßt Menschenköpfe wie Mohnköpfe abhauen, ohne eben etwas Schlimmes dabei zu denken. Es ist ein fabelhaftes Blutbad, ein sinn= und namenloses Rasen. Die Worte sind noch scheußlicher als die Thaten. Schwelgen und Morden halten gleichen Schritt. Wer, ich sage nicht einige Menschlichkeit, sondern nur einigen Menschenverstand in der Handhabung revolutionärer Mittel behält, wird verdächtig und bahnt sich den Weg zum Schaffot. In den historischen Schilderungen herrscht von nun an eine fürchterliche Einförmigkeit; es gibt keine Ruhe und Rast mehr, weder für den Geschichtschreiber noch für den Leser; man muß durch ein Meer von Blut hindurch und über einen schmuzigen Strom hinüber, wo Leichen wie Eisschollen umhertreiben. Man kann sich nicht losreißen von diesem entsetzlichen Schauspiel, das uns durch seine Schauderhaftigkeit selbst fesselt, und steht Qualen aus, wie sie Diejenigen ausstehen, die einmal in ihrem Leben eine Hinrichtung haben mit ansehen wollen, wenn sie dem Blutgerüste gegenüber weder rück= noch vorwärts und die Augen weder wegwenden noch zumachen können, gebannt und geblendet von dem blutigen Auftritte.

Trotz der kunst= und geschmackvollen Darstellung des Historikers ist es schwer, nicht etwas Derartiges zu empfinden, wenn man den dritten Band des vorliegenden Geschichtswerks liest. Die beiden ersten Bände umfassen die Zeit, die gleichsam ein unheilvolles Vorspiel des Nationalconvents war. Die Gesetzgebende Versammlung und ihre für das Königthum so demüthigenden Verhandlungen, die Aufstände vom 21. Juni und 10. August und die Mordnacht vom 2. September füllen den ersten Band. Der Proceß und der Tod des Königs, welchem so viele innere Debatten im Convent voran= und zur Seite gingen, bilden den Inhalt des zweiten Bandes. In diesen zwei ersten Bänden sind wenigstens noch einige Lichtblicke und Ruhepunkte. Es braust und stürmt zwar oft schrecklich und zerstörend, aber es ist doch noch zuweilen Kampf und Leben darin. Die Schandthaten und Verbrechen folgen nicht ununterbrochen aufeinander; Gerechtigkeit und Billigkeit finden noch Vertheidiger; etwas mehr Nachdruck, und es läßt sich manchmal an, als ob der teuflische Geist des Bösen der göttlichen Kraft des Guten weichen und die Hölle den Waffen des Himmels unterliegen solle. Das entsetzte Gemüth hat solche Anhalts= und Anknüpfungspunkte nöthig. Die Hast und Gier, womit man sich damals an den geringsten Schimmer von Hoffnung anklammerte, ist wahrlich nicht zu verwundern. Selbst wir, für die das Alles doch nur Geschichte ist, wie sich ein ruhiger Moment in dem gräßlichen All der Verwirrung darbietet, so greifen wir danach und verweilen dabei mit einer Art von Behagen; wir bilden uns fast ein zu meinen, was man damals meinte, die Revolution werde da einhalten und entweder in der Constitution von 1791 oder in der Republik der Girondisten ihre Hütten bauen. Solange wir einen Ueberrest von Mäßigung und Besinnung schimmern sehen, hoffen wir. Wir treten unwillkürlich auf die Seite Derer, welche die letzten Dämme der Cultur und gesellschaftlichen Ordnung gegen den brandenden Andrang der revolutionären Wellen vertheidigen, und die Girondisten, die sich am 10. August so abscheulich und jämmerlich, am 2. September und 21. Januar meist so schwach und schnöde benehmen, wir ergreifen hitzig ihre Partei, wenn sie sich am Ende gegen Robespierre erheben; wir wünschen, daß sie ihre Sache durchsetzen, wir stimmen mit ihnen und hätten mit ihnen sterben mögen, wenn sie nur nicht gar zu schauspielermäßig gestorben wären. So wurden damals die Leute von Illusion zu Illusion fortgezogen, immer in der Hoffnung, das Ende der Revolution zu erleben, bis zu dem fatalen Augenblick, wo Schrecken und Mord allein in Frankreich herrschten. Und doch hatte man noch eine gewisse Ruhe, eine verhältnißmäßig freie Bewegung zwischen dem 10. August und 2. September, zwischen dem 2. September und 21. Januar und zwischen dem 21. Januar und 21. Mai, dem letzten Datum des Widerstands, von welchem Tage an die besiegten und aus dem Convent vertriebenen Girondisten den Jakobinern freies Spiel ließen und starres Grausen alle Gemüther ergriff! Erst am 9. Thermidor sollte Frankreich wieder Athem schöpfen.

Wenn man die Revolution in die Hände der tollsten und verruchtesten Menschen, eines Carrier, eines Collot d'Herbois, eines Couthon und Consorten fallen und eine kleine Bande von Rasenden zwei Jahr lang und länger eine große Nation knechten und decimiren sieht, so staunt und fragt man, wie die honetten Leute, die gewiß nicht blos Recht und Vernunft, sondern auch die bedeutendsten Mittel und Kräfte auf ihrer Seite hatten, sich so feig entwaffnen ließen, um ihre Köpfe dieser blutigen Bande und ihren Guillotinen preiszugeben, da

sie durch vereinte Kraft sie hätten erdrücken sollen. Ich meine nicht die träge und gedankenlose Masse von Capitalisten, Bankiers und sorglosen Rentiers, die Kaufleute, Fabrikanten, die städtischen Grundbesitzer, die Händler und Schacherer mit eingezogenen Ritter- und Kirchengütern, welche die Revolution als eine Quelle von Speculationen für ihre Habsucht und Eitelkeit betrachteten: man darf diese Menschenclassen, die durch ihren Charakter oder vielmehr ihre Charakterlosigkeit verdammt sind, allen Parteien zum Spielzeug zu dienen, nicht in Rechnung bringen, wenn von handelnden Wesen die Rede ist; man muß sie nur bis zum völligen Saldo ad notam beischreiben. Ich meine die von Ideen und Leidenschaften bewegten Bürger, die aufrichtigen Freiheitsfreunde, und deren gab es damals in allen Ständen viele, die eine constitutionsmäßige Regierung für etwas Schönes hielten und zwar für die neuen Wirren und Unordnungen keine sonderliche Sympathie, aber gegen die alte Wirthschaft und Ordnung der Dinge eine entschiedene, leidenschaftliche Abneigung hatten. Wie ging es zu, daß diese große Menge von rechtlich gesinnten Bürgern aus allen Classen, die mit dem Kopfe und den Armen steuern helfen konnten und sollten, einer Rotte von Bösewichtern erlauben, ungestraft und ungestört ihr entsetzliches Henkeramt auszuüben?

Die Ursache davon ist leider nur zu einfach und tritt besonders in dem letzten Kampfe der Girondisten, welchen Hr. von Barante meisterhaft schildert, nur allzu deutlich hervor. Die Einsichtsvollsten und Wohlmeinendsten waren in heillosen Doctrinen viel zu sehr verstrickt und befangen, um nicht auf das Lerchenfeld zu gerathen und sich in die Netze zu verwickeln, die sie selbst gestellt. Das Dogma von der Volkssouveränetät, welches den König zu einem besoldeten, jederzeit absetzbaren Beamten der Nation macht, die Uebertragung der höchsten gesetzgebenden Gewalt an den sogenannten allgemeinen Volkswillen, der das Recht hat, in jedem Augenblick den politischen Körper umzuwerfen; eine Freiheit, die in das Recht gesetzt wird, kein Recht zu achten; die Ränke einiger Umtriebestifter, die als Ausfluß des Nationalwillens dargestellt werden; eine Staatswirthschaft, welche die Eigenthümer zu Sklaven besitzloser Massen erniedrigt; eine Staatsverwaltung, deren Grundlage Aufruhr und wo die Herrschaft des Gesetzes eine Ausnahme von der öffentlichen Ordnung ist, dieser ganze politische Afterweisheitskram des 18. Jahrhunderts, der für unumstößliche Wahrheit galt, dieser ganze anarchische Ideenkreis, worin die Gemüther wie von einem bösen Zauber festgebannt waren, schließt jede gesellschaftliche Organisation, selbst eine organisirte Demokratie aus, und es lag in der Natur der Sache, in der Falschheit und Unwahrheit der zum Ausgangspunkte dienenden Theorien, Grund- und Lehrsätze, daß das revolutionäre Experiment, die Erschaffung eines auf Volkssouveränetät basirten Vernunft- und Normalstaats, mislingen und seine Urheber verderben mußte. Eben infolge dieser unglückseligen Lehren hatten sich die ehrlichen Leute viel zu tief mit dem Bösen eingelassen, als daß sie noch wagen konnten, ihm gerade ins Gesicht zu sehen und es offen bei seinem Namen zu nennen. Selbst indem sie dagegen ankämpften, waren sie gezwungen, ihm noch zu viel einzuräumen, bei Strafe sich selbst das Verdammungsurtheil zu sprechen. Man foderte die Unterdrückung der Jakobiner, indem man zugleich ihren Stil, ihre Maximen, ihre Lästerungen gegen die Könige borgte. So versuchten die Girondisten den 2. September zu brandmarken und bestanden darauf, sich aus ihrem schmählichen Antheil am 10. August eine Ehre zu machen. Sie eiferten gegen die Demagogen und schalten Ludwig XVI. einen Tyrannen! Sie räumten den Jakobinern die Gültigkeit ihrer Grundsätze ein und sträubten sich blos gegen die Anwendung! Wenn es ihnen um diese Principien noch warm im Herzen gewesen! Es gibt, ich weiß wohl, hochsinnige Inconsequenzen, und verschrobene Köpfe müssen, glaube ich, nicht unfehlbar verruchte Köpfe sein. Leider ist schwer zu glauben, daß bei der anarchischen Verstocktheit der Girondisten nicht mehr eitler Hochmuth und schlechte Politik als wirkliche, ernstliche Ueberzeugung war. Der Geist, der sie trieb, war ein Geist des vermessensten Dünkels und Aufruhrs. Sie stürzten den König, fast ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, aus bloßer Rhetornarrheit und Rabulistensucht. Ihr ganzes Leben ist ein Prunken mit Redensarten, ein Declamiren, ein Schauspielen, kurz ein Theaterleben; selbst ihr Tod ist ein Komödiantentod. Ihre bessern Vorgänger, Bailly, Barnave, Lafayette, hatten sich übrigens ebenso unklug benommen. Auch sie behandelten die öffentlichen Angelegenheiten nicht sowol als Staats- und Geschäftsmänner, sondern als Männer einer Sekte und Schule. Wie sie endlich einsahen, es sei hohe Zeit, den wankenden Thron zu stützen, bewiesen sie unstreitig Muth und Entschlossenheit. Bei der Meuterei auf dem Marsfelde bedachten sich Bailly und Lafayette nicht, die rothe Fahne aufrollen und auf die Meuterer schießen zu lassen. Wenn sie früher ebenso entschieden gehandelt, wenn sie in ihrer ausschließlichen Angst vor Hofcabalen die vorhergehenden Volksaufstände nicht allzu sehr geschont, so hätten sie vielleicht das Königthum gerettet, und ich glaube, die Freiheit wäre nicht so schlecht dabei weggekommen.

Aber unklugerweise hatte man aus Aufruhr und Meuterei ein constitutionelles und legales Princip gemacht; wie konnte man sie als Verbrechen behandeln? Das Volk hatte keine Vorstellung davon, und ich bin überzeugt, die Nichtswürdigen, die den unglücklichen Bailly auf dem Schaffot marterten, waren nicht blos von Barbarei und Grausamkeit beseelt; sie meinten wirklich, daß Bailly, weil er den Aufstand des Marsfelds mit Waffengewalt unterdrückte, das heiligste Recht des Volks angetastet habe. Unvernünftig hatten gar viele Leute aus den höhern Ständen alle Begriffe von Recht und Ordnung verwirren und verwischen helfen in jener verwirrten und aus den Angeln gerissenen Zeit, und das gemeine Volk war gelehriger, als man wünschte und erwartete, auf die vornehme Politik eingegangen. Die Schmach der Frevelthaten und des bösen

Gerüchts jener Zeit, die ganz Paris trifft, sollte man also nicht auf das gemeine Volk allein werfen. Die Meisten seiner Classe litten und zitterten dabei eben nicht weniger als die andern ehrlichen Leute höhern Standes, und man sollte also nicht Einem beilegen, was Alle litten und sündigten. Aus allen Classen mischten sich Menschen in jenen unreinen Strom, der bald aus Leichen blutig floß. Man kennt die Octobertage zu Versailles und in Paris, wobei die Fischweiber und ihr Anhang eine so große Rolle spielten, man kennt die Septembernächte und den 10. August, ewig bejammernswerthe Tage der Anarchie und der Volkswuth. Aber war denn bei diesen Vorgängen der pariser Pöbel der einzige handelnde? Traten nicht die Truppen, ja selbst die Leibgarden des Königs zum Theil mit hinzu? Eiferten nicht wohlhabende und angesehene Bürger mit um die Ehre, für die Freiheit und Constition, wovon man noch so hohe Hoffnungen nährte, selbst in diesem unedeln Kampfe ihr Blut zu vergießen?

Die Oppositionsmänner dieser ersten Revolututionsepoche, allerdings meist von den aufrichtigsten Gesinnungen, aber von den kläglichsten Ideen geleitet, bildeten sich ein, es werde ihnen möglich sein, dem Schlechten sein Theil zu geben und es auf die Seite zu werfen, wenn sie es gebraucht und ausgenutzt hätten. Nur heute ein wenig Gewalt und Aufruhr; morgen soll Alles wieder hübsch ordentlich und fein gesetzlich zugehen. Laßt uns nur die Bastille stürmen, und damit ist Alles vorbei. Verzeiht noch die Auftritte in Versailles, man muß dem Hofe Angst einjagen; nachher soll nichts mehr angerührt und verbrochen werden. Menschlicher Aberwitz! unselige Verblendung! Uebermächtig fiel das Schlechte zurück auf Die, welche es mit strafbarer Schadenfreude gelitten, und zermalmte sie mit der Gewalt eines Strafgerichts. Der Erste, der ungestraft den Kopf seines Mitbürgers auf die Spitze einer Pike steckte, rechtfertigte im voraus die Ströme Bluts, die später vergossen wurden. Heimlicher Vorbehalt und heimtückische Duldung erzeugen über kurz oder lang offenes Verbrechen und rücksichtslose Verfolgung. Wie Schade! In der Theorie verwirft Jeder den abscheulichen jesuitischen Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, und in der Praxis macht fast Jeder davon Gebrauch. Vermöge welcher seltsamen Geistesverwirrung hat man aus der Geschichte der Französischen Revolution eine Apologie des Verbrechens herausziehen wollen? Nie, im Gegentheil, folgte die Strafe schneller auf das Vergehen. Alle dabei Betheiligten wurden bestraft, wie sie es verdient hatten; die Einen für ihre Schwäche und Nachsicht, die Andern für ihren Hochmuth und Starrsinn, und Die, so das Herz wenigstens auf dem rechten Fleck behalten hatten, büßten ihre Sünden mit einem edeln Tode; Manche sogar starben als Märtyrer, Ludwig XVI. an ihrer Spitze. Das ist die Lichtseite der französischen Revolutionsgeschichte, die Ehrenrettung Frankreichs in den blutigen Jahren 1792 und 1793! Die Hallunken sind auch umgekommen und einer von der Hand des andern gefallen. Gott allein weiß, ob sie als reuige oder verstockte Sünder gestorben!

Der vierte Band bringt uns bis zum 9. Thermidor. Das Gemälde, welches er vorführt, ist, wenn man sich so ausdrücken kann, das Bild der stillen Schreckensregierung, — ein bestialisches Bild voll triefender Eiterwunden und Geschwüre. Vielleicht hat das alte Rom in den Tagen, wo ein Tiber, Nero, Caligula, Heliogabal mit ihres Gleichen die Schicksale der Welt lenkten und sie zu einem großen Capreä ihrer viehischen und blutdürstigen Lüste machten, auch nicht viel menschlicher ausgesehen als Paris zur Zeit, wo Robespierre, Couthon, Saint-Just mit ihren Spießgesellen über Frankreich herrschten und es in eine große Pest- und Mordgrube verwandelten. Die überwundenen Girondisten sind todt oder landesflüchtig. Im Convent selbst ist kein Widerstand mehr. Henkersknechte füllen die Verwaltung und haben keine andere Verrichtung als die „Stummen" im Convent. Ausgesuchte Commissare hausen als Würgengel in den Provinzen. Lyon und Nantes sind mit Sturm eingenommen und ihre elenden Bewohner in Blut und Wasser ersäuft worden. In der Vendée dauert der Krieg noch, aber die Aussicht, auf Paris loszumarschiren und dort die Revolution im Herzen ihrer Macht zu übertumpeln, ist hin. Die Menschen der Hauptstadt sind ruhig und dürfen vor dem schwülen Siroccowind des Terrorismus den Mund nicht aufthun: es ist ein Haufe zitternder Sklaven, der, allenthalben von Peitschenvoigten umgeben, kein leises Wörtchen zu äußern wagt und zwischen Kerker und Schaffot mitten inne steht. Je weniger der Schrecken nothwendig scheint, desto ärger wird er. Je mehr die Leute zittern und kriechen, desto mehr häufen sich die Hinrichtungen und Verhaftungen. Die Männer vom Berge verbluten ihrerseits unter dem Henkerbeile, Ronsin und Vincent, die höllischen Quälgeister der Vendée, der Kapuziner Chabot, Hébert und Chaumette, die von Robespierre's höchstem Wesen nichts wissen und den Atheismus unter dem Namen des „Cultus der Vernunft" einführen wollten, ja sogar Camille Desmoulins und Danton, die ein Ende des revolutionären Regierungssystems verlangten. Eine letzte Fehde entspinnt sich, und auch dabei kommt es nur darauf an zu entscheiden, wer fallen soll, ob Fouché, Tallien, Collot d'Herbois, Billaud-Varenne und andere als die wüthendsten Terroristen verrufene Jakobiner, oder Robespierre, dessen Namen diese ganze Blut- und Schreckenszeit resumirt!

Der Convent hatte, wie gesagt, weder von innen noch außen Feinde mehr zu fürchten; er hatte sie alle überwältigt. Nur eine Frage bleibt zu lösen, nämlich wie man, nachdem das Schreckenssystem einmal im Gange ist, aus ihm herauskommen, wie man, nachdem einmal Verbrechen und Wahnsinn an der Tagesordnung sind, etwas Gerechtigkeit und Menschenverstand in die tolle Wirthschaft hineinbringen soll, und um diese Fragen werden die letzten Gefechte geliefert, wobei Ströme von Blut fließen. Das Problem, ohne den Anschein einer rückgängigen Bewegung und reuigen Umkehr wieder in ein gemäßigtes Regiment einzulenken und einige Ord-

nung wiederherzustellen, war für die Männer des 10. August, des 2. September und 21. Januar ein unauflösliches Problem. Da wo sie standen, konnten sie keinen Schritt zurückgehen, ohne sich ins Verderben zu bringen. Die öffentliche Meinung, wie man ihr nur einigermaßen freie Aeußerung gelassen, mußte sie unfehlbar unter der unermeßlichen Wucht ihres Hasses und Abscheus begraben. Gewiß fühlten das auch instinctmäßig Diejenigen, die sich am tiefsten mit dem Schreckenssystem eingelassen, und Robespierre klarer und deutlicher als Alle. Läßt sich bei soviel verbrecherischem Un- und Wahnsinn überhaupt ein politischer Plan oder Gedanke annehmen, so kann man sich allenfalls vorstellen, daß Robespierre die ärgsten Mittel nicht verschmähte, um bis zu dem Ziele zu kommen, wo er einhalten wollte, nämlich dann, wenn er alle Parteien so geschwächt und heruntergebracht, daß er ihnen seine Gnade angedeihen ließ und die ihrige nicht nöthig hatte. Einstweilen tödtete er kategorienweise, sowol Die, welche des Blutvergießens müde oder überdrüssig zu früh gemäßigt sein wollten, wie Danton und Camille Desmoulins, als auch Die, welche ihrem Temperament und Charakter nach es nie hätten sein können, wie Hébert, Chaumette, Ronsin und Vincent. Und je mehr er sich dem Zeitpunkte näherte, wo, wie er sich selbst einbildete, die Mäßigung unfehlbar eintreten sollte, desto mehr versteckte er aus Furcht davor, daß ihm der Verdacht des Moderantismus an den Hals komme und der Scepter des Terrorismus aus der Hand gleite, seine Absicht hinter einem gräulich übertriebenen Rigorismus, indem er den Schreckensmännern die Köpfe von einigen der Verworfensten und Rasendsten ihrer Sippschaft mit Strömen unschuldigen Bluts abkaufte! Bei diesem Plane, welchen Robespierre mit dem engherzigen Starr- und Eigensinn seines pedantischen Wesens verfolgte, hätten am Ende alle an die Reihe kommen müssen. Nach den Girondisten hatte er Danton und seine Anhänger aus dem Wege räumen müssen; nach den Dantonisten mußten Fouché, Tallien, Collot d'Herbois noch beseitigt werden. Die ganze Bergpartei merkte, daß sie unter dem Messer der Guillotine verbluten sollte, und darum fiel Robespierre. Mit ihm schwand der Schrecken, und mit seinem Blute zerfloß das Regiment, welches mit seiner Person verwachsen war. Was von der Bergpartei übrigblieb, hatte wol Lust, aber nicht Muth genug, die Schreckenswirthschaft fortzusetzen. Bis zu einem gewissen Grade hatte Robespierre Recht, als er bei seiner Verhaftung ausrief: „Die Schufte siegen; die Republik ist hin!" Allerdings war es mit der Republik aus, weil zwei Jahre von Mord und Verbrechen ihr Schicksal an das Schicksal des Schreckenssystems geknüpft hatten und ein gemäßigteres Regiment endlich wieder angehen sollte mit der Niederlage der Männer von 1793, die von ihrem Siege über Robespierre sich gerade das Gegentheil versprochen hatten. In dem Augenblick, wo der Kopf Robespierre's fiel, erscholl auf dem Revolutionsplatze lautes Jubelgeschrei. Der Schrecken hatte ein Ende. Die Flut der Revolution war gebrochen; mit dem 9. Thermidor beginnt die Reaction, die Ebbe.

Das ist im Allgemeinen die Geschichte der acht oder zehn letzten Monate der Schreckenszeit, eine schauderhafte Geschichte, wobei der Geschichtschreiber nicht etwa die Farben stark aufzutragen braucht, sondern sie beständig dämpfen und abtönen muß. Wer die Männer dieser kläglichen Zeit darstellen will, thut am besten, wenn er ihnen, nach dem Beispiel des Hrn. von Barante, durchweg die Sorge überläßt, sich selbst zu schildern. Keine Darstellung kann so sprechend sein als der Cynismus ihrer Reden und Geständnisse. Nur ist es schwer, daß man die Geschichte bis zu ihrer Sprache herabsteigen läßt, ohne sie herabzuwürdigen und zu besudeln. Dennoch ist einem die wüste Gemeinheit und Niederträchtigkeit der Terroristen zweiten Rangs und ihre Sprache von Leuten, die aus Zuchthäusern oder Bordells weggelaufen sind, weit lieber als die künstlich abgemessene Prosa von Barrère, der in drei Abschnitten den Convent belobt, daß er den König zum Tode verurtheilt, die Girondisten aufs Schaffot geschickt habe und jetzt den Danton an das Revolutionstribunal ausliefern wolle, oder die kalte, herzlose Phraseologie Robespierre's, der ebenso sehr darauf ausgeht, seinen Stil nach dem Stil Jean Jacques Rousseau's zu modeln, als seine Feinde köpfen zu lassen. Die belletristischen Terroristen sind die schlimmsten von der ganzen Rotte. Will man sich das Muster grenzenloser Bosheit, das Ideal revolutionärer Verruchtheit vorstellen, so darf man es nicht in der Kneipe der Septembermörder aufsuchen, sondern muß sich in Robespierre's Arbeitsstube versetzen, wenn er am andern Tage eine schöne Rede im Convent zu halten und von diesem einige ungewöhnlich hervorragende Köpfe, z. B. den seines Freundes Camille Desmoulins oder den seines Collegen Danton zu fodern hatte. Man denke sich ihn an seinem Schreibpulte, zierlich gepudert und sorgsam gekleidet, wie er seinen Rousseau liest und über eine Stelle im „Emile" oder in der „Héloise" bis zu Thränen gerührt das Buch aus der Hand legt, zur Feder greift und seine ewigen Phrasen über die ewige Verschwörung zurechtdrechselt, in die er nach und nach Alle verwickelte, welche ihm mit ihrem Leben im Wege standen. Liebhaber des schönen Stils, wie sie sich leider selbst in den Jahren 1793 und 1794 zu Paris fanden, bemerkten an diesen menschenmörderischen Reden eine glückliche Nachahmung der Rousseau'schen Schreibart und entschiedene Zunahme eines nicht unerheblichen Schriftsteller- und Rednertalents, so sehr schmückte sich unter Robespierre's Feder das Blutgerüst mit feinen Redensarten und gestaltete sich die Schreckenszeit zum Morgenroth eines goldenen Zeitalters!

Saint-Just ging aphoristisch zuwerke. Seine Reden und die von Robespierre, welche Hr. von Barante sorgfältig zergliedert, schildern jene Zeit besser, als 100 Seiten voll Betrachtungen und Verwünschungen es thun würden. Großer Gott! was ging in der Seele dieser Männer vor? Glaubten sie auch nur ein einziges Wort

von Allem, was sie sagten? Ließen sie sich etwa von diesem schauderhaften Gaukelspiel bethören? Meinten sie, daß so etwas dauern könne? Was gedachten sie durchzusetzen und zu erreichen? Wenn Robespierre und Saint-Just von Tugend, Gerechtigkeit, Menschlichkeit sprachen in dem Augenblick, wo sie alle Laster, Gräuel und Verbrechen losließen, was konnten jene Worte in ihrem Munde für eine Bedeutung haben? War es bei ihnen ein Fieberwahn, ein Rausch, der sie unvermeidlich und unentfliehbar zog? Waren sie mehr Thoren und Wahnsinnige als Bösewichter und Schurken, die planmäßig und absichtlich das Böse einfädeln und weben? Stürzten sie, von dem Verhängniß ihrer ersten Verbrechen fortgerissen, blindlings vorwärts, ohne zu wissen, wo sie stehen bleiben und festen Fuß fassen sollten? Saint-Just hatte kein heißes Fieber wie mehre von seinen Collegen. Seine Reden sind kalt und sentenzenreich. Robespierre war kein Tollhäusler. Wenn er Ludwig XVI. und Hébert, Pitt und Danton, Chaumette und den Prinzen von Koburg in einen Tiegel warf und in eine Verschwörung hineinmengte, so machte er sich über seine eigenen Lügen keine Illusion. Er kannte die Geschichte und wußte, daß vergossenes Blut nach Blut und immer nach Blut schreit. Wo wollte er hinaus? was hoffte er? Seine Herrschaft auf Vertilgung zu gründen? Für mich ist da ein psychologisches Problem, dessen Knoten mir entgeht. Ich weiß wohl, selbst bei seinen Lebzeiten hat Robespierre für einen großen Staatsmann, für einen moralischen Hercules gegolten und auf viele Leute im In- und Auslande diesen verwunderlichen Eindruck gemacht. Noch kurz vor dem 9. Thermidor, wo der feige Convent nur eine Minute Muth und Entschiedenheit nöthig hatte, um den ganzen Bau von Tyrannei und Schreckensherrschaft umzustürzen, hieß es, Robespierre hege tiefe Plane und weite Absichten; ja es gibt bis auf diesen Tag Menschen, und zwar Menschen, die kein Kind traurig machen könnten, welche meinen, auch Robespierre's Zeit und Regiment seien nothwendig gewesen, um die französische Nation zu retten; aber man kann, meine ich, nur so von der Hyäne sprechen, wenn sie auf fremden Feldern brüllt und fremde Kinder verschlingt: zu einer so schwindelnden Höhe historischer Anschauung reicht mein schwaches Begriffsvermögen nicht hinan.

Die Schlachtopfer sind freilich nicht weniger unbegreiflich als die Henker. Ich verwundere mich ebenso sehr über Die, welche sich tödten lassen, als über Die, welche tödten. Es hat etwas Betäubendes, sich vorzustellen, daß ein ganzes Land sich von einigen Banditen, die selbst voreinander Angst hatten, so widerstands- und besinnungslos schlachten und umbringen ließ. Um diesem anhaltenden Morden ein Ende zu machen, brauchte man gewissermaßen nur nicht einzuwilligen und sich zu dem Spott von Gesetzlichkeit, Justiz und Gerichtsprocedur nur nicht herzugeben. Von dem Tage an, wo die 400 Memmen der Ebene den Muth gehabt hätten, den Männern des Bergs zu sagen: „Wir sind nicht frei, ihr seid Tyrannen!" von dem Tage an, wo die Verurtheilten, die scharenweise nach dem Schaffot gebracht wurden, nur nicht mit sich hätten machen lassen, was man wollte, nur ihre Hände zum Binden nicht bereitwillig hingehalten und den Scharfrichterknechten blos passiven Widerstand geleistet, von dem Tage an wäre das Schreckensregiment von selbst zusammengefallen. Aber nein. Man erschien vor dem Revolutionstribunal und that, als hätte man mit ehrlichen Richtern und nicht mit feilen Bütteln im Solde des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses zu schaffen gehabt; man antwortete ganz ernsthaft dem Fouquier-Tinville, als ob Fouquier-Tinville ein Justizbeamter und kein Blutscherge Robespierre's gewesen: er selbst nahm es mit sich nicht so ernst, wie seine grausamen Späße nur zu deutlich beweisen. Blos ein sehr kleiner Theil der Angeklagten wagte ihn zu behandeln, wie er es verdiente. Zum Tode verurtheilt, ließ man sich, ohne ein Wörtchen zu sagen, alle Anstalten zur Reise nach dem Richtplatz gefallen, und hatte sozusagen schon den Kopf verloren, ehe man ihn der Guillotine ablieferte: denn sonst hätte man, da doch einmal das Messer an der Kehle stand, gewiß daran gedacht, unterwegs auf dem Schinderkarren selbst mit den Gendarmen, die oft nicht so zahlreich waren als die Schlachtopfer, sich in einen Kampf einzulassen, der wenigstens einigen zur Flucht verholfen und bei öfterer Wiederholung das Morden bald unmöglich gemacht haben würde.

Will man daher diese unerhörte Phase der französischen Revolutionsgeschichte studiren, so muß man sich vor die Schranken des Blutgerüstes und in den Umkreis des Blutgerüstes versetzen, wo man nach und nach alle Parteien, die ganze Generation des 18. Jahrhunderts, Sieger und Besiegte, gleich geduldig und gelassen ihre Sünden oder Verbrechen mit dem Tode büßen sieht. In dieser Unmasse von Schlachtopfern repräsentiren die einen — und man muß gestehen, das sind die rührendsten — die alten Sitten und Zustände, die alte katholisch-royalistische Gesellschaft und Bildung. Ein mal sind es 14 arme Nonnen, die ihr Salve Regina singend dem Tode entgegengehen, und der schnöde Pöbel, der bezahlt war, die Sterbenden zu schmähen, staunt und schweigt. Ein ander mal ist es ein katholischer Bischof, welchen diese Elenden höhnisch um seinen Segen bitten und der segnend für ihr Seelenheil betet. Nächst diesen christlichen Märtyrertoden interessiren besonders die stoischen Heldentode, unter andern der des Malesherbes, so standhaft, so sanft, fast heiter. Am häufigsten sind die frivolen Tode. Sorgenfreier Muth und schnippische Todesverachtung waren damals etwas sehr Gewöhnliches. Der alte Herzog von Biron bat, man solle ihn erst sein Frühstück verzehren lassen, ehe er zum Richtplatz reise. Man wird unempfindlich gegen den Gedanken an Hinrichtungen und gewaltsame Todesarten. In den Gefängnissen, wo sich damals so ziemlich Alles was reich, vornehm und gebildet ist, kurz die gute Gesellschaft beisammen findet, kommen allmälig die feinen und leichten Umgangssitten wieder auf. Man scherzt, plaudert, soupirt, musicirt und

macht Verse, bis der Schließermeister kommt und die Namen der Schlachtopfer des Tags abliest. Die Weggehenden kommen nicht wieder und die Zurückbleibenden setzen das unterbrochene Spiel oder Gespräch fort. Die Ernsthaftesten unterhalten sich über philosophische Gegenstände und trösten sich lieber mit dem Gedanken des Nichtseins als mit der Hoffnung der Unsterblichkeit. Der Unglaube war der echte Glaube der Zeit. Man geht zum Tode, eine Rose im Munde, macht sich Complimente vor dem Schaffot, stirbt mit Anstand, Grazie, Geschmack, Einige sogar mit poetischen Reminiscenzen, und der Dichter Roucher, der auf dem Schinderkarren mit einem andern Dichter, seinem Freunde André Chenier zusammentrifft, citirt ihm um den Hals fallend zwei Verse von Racine.

Zuletzt kommen die theatralischen Tode, gewiß die unschönsten von allen. Im Allgemeinen sterben so die crassen Revolutionäre. Wenn diese entsetzlichen Menschen in ihrer Verblüffung darüber, daß auch ihr Stündlein gekommen, nicht eiskalt und starr vor Ueberraschung waren; wenn sie nicht zitterten und bebten wie Hébert und Chaumette, oder nicht klagten und jammerten wie Camille Desmoulins, so äußerte sich ihr Muth oder ihre Wuth in Tiraden oder Effectphrasen. Einige, z. B. Saint-Just, starben jedoch mit hartnäckigem Stillschweigen. Danton stirbt wie ein Declamator oder ein Gladiator. Uebrigens benahmen sich diese Schreckensmänner im Angesichte des Todes meist nicht feige; es ist überflüssig, ihrem ohnehin schon so schwer beladenen Andenken auch noch diese Niederträchtigkeit aufzubürden. Sie wußten zu sterben. Im Convent fehlte es ihnen an Herz; Danton, der mit so schauerlicher Energie darauf hingearbeitet hatte, die Revolution in alle Verbrechen hineinzustoßen, fand keine Kraft mehr, als es galt, seine Freunde und sich selbst zu retten. Camille Desmoulins allein wagte in dem „Vieux Cordelier" die Stimme für Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu erheben, und die Nachwelt hat ihm diese vielleicht nicht ganz uneigennützige Aufwallung sehr hoch angerechnet. Sein Name ist von allen Namen jener Schreckensmänner der einzige, an den sich ein gewisses rührendes Interesse knüpft, und ein paar Tage Muth und Entrüstung gegen die fürchterliche Mordwirthschaft haben ihm für mehre Jahre sträflichen Unfugs beinahe Verzeihung ausgewirkt.

Soll ich es sagen? Ich gestehe, daß selbst diese Blutmenschen mir am Ende eine Art Mitleid einflößen. Ich erblicke in ihnen mit Schrecken das Verhängniß der Revolutionen. Ich finde sie mehr wahnsinnig und unglücklich als verrucht und schuldig. Sie haben ihre Verbrechen schwer gebüßt durch die qualvolle Unruhe ihres Lebens und den grauenvollen Schauder ihres Todes! So ist leider die Menschheit, wenn gewaltsame Leidenschaften sie aus ihrer gewöhnlichen Bahn herausreißen. Robespierre ist der gehässigste von allen wegen seiner planmäßigen Grausamkeit; er war ein Mann von Bildung und Talent. Aber welche Todesqual! welches Ende! Was mich anbetrifft, wenn ich ihn stundenlang regungslos und bluttriefend, mit zerschmettertem Kinnbacken und festgeschlossenen Augen, in dem Saal des Sicherheitsausschusses auf einen Tisch niedergelegt, dem Anblick der zuströmenden Menge preisgegeben und von zahllosen Menschen umringt sehe, welche dem Mörder so vieler Unschuldigen fluchen und untereinander streiten, ob er sterbend oder todt sei; wenn ich ihn plötzlich aus der Betäubung erwachend mit einer zuckenden Bewegung des aufgehobenen Arms um sich schlagen und bei diesem Schlage den dicht um ihn gedrängten Haufen bebend zurückweichen und der Thür zustürzen sehe, um sich nach und nach wieder zu nähern und ihn aufs neue mit schrecklichen Verwünschungen zu überschütten, während er, den starren Blick auf seine Peiniger geheftet und alle Gedanken auf sein trauriges Schicksal gerichtet, unter den Qualen der Höllen athmet; wenn ich endlich den entsetzlichen Schrei höre, den er auf dem Blutgerüste ausstößt, als ihm der Henker den Verband seiner Wunde abreißt und die grausamsten Schmerzen verursacht, bis das fallende Beil den schwachen Rest seines Lebens vertilgt — so vergesse ich den abscheulichen Tyrannen und denke nur noch an den jämmerlich leidenden, elenden Menschen, der um so beklagens- und bemitleidenswerther, als er ohne Trost und Hoffnung stirbt!

Etwas noch Kläglicheres als das Schauspiel der Auftritte des Revolutionsgerichts und des Revolutionsplatzes ist bei dieser Geschichte, dünkt mich, das Schauspiel der Sitzungen des Convents zu der Zeit, wo Menschenblut wie Wasser floß. Man beschäftigte sich hier ganz ruhig mit philanthropischen Planen. Hier herrschte anscheinend die größte Stille und Heiterkeit, ausgenommen an den Tagen, wo man Robespierre oder Saint-Just mit einer frisch ausgearbeiteten Rede ankommen sah, ein sicheres Zeichen, daß von den Mitgliedern der Versammlung wieder einige ausgemerzt werden sollten. An solchen Tagen zitterte Alles, und man wartete schaudernd, bis der Dictator die Böcke bezeichnet, die er von den Schafen absondern wollte. War das Menschenopfer vollbracht, so begann der Convent mit stoischer Gelassenheit von neuem seine menschenfreundlichen Arbeiten. Einmal votirte er ein herrliches Gesetz über Wohlthätigkeitsanstalten, ohne sich, wie sich von selbst versteht, darum zu bekümmern, ob das Angeordnete auch ausführbar sei. Ein ander mal beschäftigte er sich mit dem öffentlichen Unterrichtswesen, aus welchem alle classischen Studien verbannt wurden. Endlich stellte die Versammlung im Namen der Natur die unehelichen Kinder den ehelichen ganz gleich und verlieh dem Gesetze eine rückwirkende Kraft auf die Erbschaften, die seit dem Anfange der Revolution fällig geworden. Traurig zu sagen ist, daß der Berichterstatter Cambacérès, der doch gewiß ein zu verständiger Mann war, um solchen Ideen die geringste Gültigkeit einzuräumen, sich anstellte, als ob er bedauere, daß, nachdem einmal die unehelichen und ehelichen Kinder gleichgestellt seien, dieselbe Vergünstigung nicht auch auf die im Ehebruch erzeugten Kinder ausgedehnt werde, was ganz einfach die Ehe aufgehoben und die bestialische

Freiheit bei den Menschen eingeführt hätte. Zwei Schritte von der Rednerbühne, wo die Naturrechte so äußerst humane Fürsprecher fanden, mordete man achtzigjährige Frauen und altersschwache Greise, weil sie Verschwörungen gegen die Republik angestiftet!

Alle diese wunderlichen oder schrecklichen Verhandlungen, alle diese rührenden oder schauderhaften Mordgeschichten, die den größten Theil des vierten Bandes ausfüllen, erzählt Hr. von Barante ganz vortrefflich. Er versteht zu wählen, einzuhalten; er erregt blos Abscheu und Ekel, wenn die Gerechtigkeit der Geschichte es verlangt, ohne je den guten Geschmack und Wohlanstand zu verletzen. Es hält schwer, wenn man diesen Band einmal angefangen hat, ihn wegzulegen, ehe man ihn zu Ende gelesen. Der fünfte und sechste Band schildern die letzten Zeiten des Convents vom 9. Thermidor bis zum 13. Vendémiaire, wo zwar noch viel böses Blut in Umlauf war, aber doch so ganz ungestraft nicht mehr aufsprudeln durfte. Nach Robespierre's Sturz hielt sich der Staat durch den Anstoß, den einzelne kräftige Männer in Kriegs- und Friedensgeschäften ihm gaben. Das Rad, das einige Jahre durch Blut rund getrieben war, konnte nun von sanftern Händen desto bequemer umgeschwungen werden; das Volk war froh, nur nicht ersäuft und guillotinirt zu werden, und ließ sich die äußerste Anspannung gefallen, weil man ihm in der Ferne immer Ruhe und Frieden zeigte. Im Convent ward mit dem herabgestimmten Revolutionsschwindel der Ton immer sanfter und demüthiger. Die Menschen der Hauptstadt waren ruhig und lernten wieder schweigen und gehorchen, wie unter dem alten Regimente. Nur in den Vorstädten gährte der alte revolutionäre Sauerteig noch fort und veranlaßte zuweilen Aufwallungen des unbändigen Freiheitsgeistes, die jedoch leicht gedämpft wurden, und die Meuterei der Sectionen zerschmetterte der General Bonaparte mit wirksamem Kartätschenfeuer.

Hr. von Barante gehört bekanntlich als Historiker zu der descriptiven historischen Schule, die den Ausspruch Quinctilian's: „Ad narrandum, non ad probandum scribitur", zum Motto hat und in der Geschichte nichts sieht als eben die Geschichte oder richtiger Geschichten, historische Facta, welche sie ohne alle räsonnirende Zuthat und Beimischung zu geben sucht. Seine „Histoire des ducs de Bourgogne" ist ein Werk, das mit Recht gleich bei seinem Erscheinen europäischen Ruf erlangt hat. Die Gelehrsamkeit, welche viele Geschichtswerke so trocken macht, gibt diesem seinen besondern Reiz. Barante erzählt nach den alten Chroniken, ja er geht noch etwas weiter und schildert die Dinge mit den Farben und in dem naiven Tone eines Zeitgenossen. Das vorliegende Geschichtswerk, obwol infolge und unter dem Eindruck der Februarrevolution verfaßt, ist darum doch keine Partei- und Gelegenheitsschrift. Sehr selten finden sich Anspielungen und Seitenblicke in seinem Buche, welches durchweg blos den Gegenstand wirken läßt. Nach den Grundsätzen seiner Schule glaubte der Verfasser, daß die treue und gerade Schilderung der Vergangenheit belehrend genug für die Gegenwart sein würde. Er ist so unparteiisch, als der Historiker sein muß, aber nicht von jener Unparteilichkeit, die nichts fühlt oder nicht auszusprechen wagt, was sie fühlt, und sich häufig anläßt, als moralische Complicität und eine geheime Lust die Begriffe von Recht und Unrecht zu verwirren. Hr. von Barante ist weder Girondist noch Montagnard, aber er ist von der Partei der ehrlichen Leute gegen die Schufte und für die Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Wenn er in der Schilderung der crassen Auftritte und Vorgänge bisweilen nicht ausreicht, so kommt es daher, weil es fast nicht möglich ist, sich als dramatischer Erzähler mit der Gräßlichkeit der Dinge und Menschen auf eine Höhe zu stellen.

Als edler und besonnener Geist verabscheut er die Verbrechen und Nichtswürdigkeiten der Revolution, läßt aber dabei als freisinniger Politiker ihre Principien bis zu einem gewissen Grade gelten. Von einem Staatsmanne, der eine so bedeutende Rolle gespielt als Hr. von Barante, ist es muth- und ehrenvoll, in jetziger Zeit die so arg verschriene und gedemüthigte Sache von 1789 nicht zu verleugnen. Hr. von Barante gehörte mit Guizot, Royer-Collard, Villemain und andern Notabilitäten unserer Zeit zu denjenigen Staatsmännern, welche unter der Restauration sich zwischen die liberale Opposition und die royalische Reaction auf ein mittleres Gebiet stellten und nach der Julirevolution der constitutionellen Monarchie beitraten: er wirkte für sie als Diplomat und glaubte an ihre Dauer; aber zum zweiten mal überflutete die Anarchie, alle Dämme durchbrechend, das unglückliche Frankreich. Die constitutionelle Monarchie brach zusammen, und ihr Sturz entfernte aus den Staatsgeschäften alle Die, welche sich als die eifrigsten Freunde und Begünstiger dieser Monarchie bewiesen hatten. Hr. von Barante, als Schriftsteller ohnehin schon bekannter denn als Staatsmann, greift wieder zur Feder und schreibt im Angesicht der siegreichen Republik, als die Doctrinen und Männer von 1793 aus dem Grabe wieder aufzustehen scheinen, die Geschichte des Convents. Er schreibt sie ohne Haß, ohne Leidenschaft, als treuer und gewissenhafter Berichterstatter, der seinen Zeitgenossen das wahre Gemälde einer uns noch so nahen und doch schon so verdrehten Epoche vorführen will. Seine Geschichte ist weder ein Roman noch eine Declamation, sondern eine möglichst getreue Darstellung der Menschen und Dinge. Wenn man dem Verfasser anmerkt, daß er ein abgesagter Feind der Zügellosigkeit ist, so merkt man an ihm ebenso sehr den aufrichtigen, herzhaften Freund geregelter Freiheit, und sieht man auch durchweg entschieden den Vorsatz, die reine, pure Thatsächlichkeit darzustellen, so spürt man doch an der Haltung des Ganzen eine gewisse Absicht, die von falschen historischen Systemen gehöhnte Moral und Gerechtigkeit zu rächen. In der That ist in dieser Geschichte nichts belehrender als die einfache und treue Erzählung der Thatsachen, die der gute Geschmack kaum in ihrer ganzen Schauderhaftigkeit zu schildern gestattet. Es gibt Blut- und

Mordschauspiele, die man selbst den Augen des Geistes vorenthalten muß, und man kann dem Verfasser nur Dank dafür wissen, daß er sich so wenig als möglich ausläßt über individuelle Jämmerlichkeiten der Zeit und der Personen, womit die Feder eines ehrlichen Mannes sich nur sträubend befaßt.

Hr. von Barante mischt in seine Erzählung keine weitläufigen Betrachtungen und bekämpft die falschen Ideen nicht durch prunkvolle Darlegung eigener Theorien: ein kerngesundes Kraftwort, an der rechten Stelle angebracht und mit dem gehörigen Nachdruck betont, ist für ihn genug, das Schiefste wieder gerade zu machen. Nichts ist von seiner Darstellungsart so entfernt als der Misbrauch von Farben und das Haschen nach Effect. Deutlichkeit, gediegener Stil, geistreiche Bestimmtheit sind die Vorzüge, die zunächst an seinem Buche auffallen. Aber bei dieser Einfachheit und Schmucklosigkeit ist Beredtsamkeit und Feuer, wovon der Leser zuletzt sich ebenso erwärmt und ergriffen fühlt. Man weiß, bis zu welchem hohen Grade von Vollkommenheit der Geschichtschreiber der burgundischen Herzoge die Kunst des Erzählens gebracht hat. In der „Histoire de la Convention" haben die Vorgänge allerdings etwas Erdrückendes; es ist schwer, an die Größe eines Gemäldes, wie es in der Leidensgeschichte Ludwig's XVI. sich darstellt, hinanzureichen. Auch scheint mir der militärische Theil der Begebenheiten von dem Verfasser etwas vernachlässigt zu sein, und ich mache ihm daraus eben keinen Vorwurf. Hr. von Barante wollte besonders die innere Geschichte des Convents schreiben und das ist ihm wunderbar gelungen. Er läßt den Debatten dieser Versammlung ihr ganzes dramatisches Interesse, und in der Art, wie er sie zergliedert und schildert, entwickelt er die ganze Schärfe und Feinheit seines Talents. Hat man sein Buch gelesen, so kennt man den Convent. Man ist mit bei den Verhandlungen gewesen, hat die Hauptredner gehört und mit eigenen Augen das Wogen und Brausen des vom Sturm empörten Meers gesehen, welches man damals eine Sitzung nannte. Um diese abscheulichen und wunderlichen Zeiten vollends zu schildern, hat der Verfasser den glücklichsten Gebrauch gemacht von einzelnen Zügen, die er aus dem Munde von Zeitgenossen gesammelt oder in ihren gedruckten Memoiren vorgefunden und mit der Umsicht eines geistreichen Geschichtschreibers so ausgewählt hat, daß sie die damaligen Zeiten, Personen und Zustände in schlagender Anschaulichkeit und Kürze aussprechen. Seine Erzählungen sind einfach und bündig, seine Urtheile gemäßigt und rücksichtsvoll; er vergißt nicht, und er hat Recht, die mildernden Umstände in einer Zeit, wo es so unendlich schwer war, keine Fehler zu begehen; auch weiß er mit kräftigen Worten die Verruchtheit zu brandmarken. Der vorherrschende Ton in seinem Buche ist jedoch der Ton einer beredten Wehmuth, die eine solche Unmasse von Thorheiten mehr bejammert und anstaunt, als über eine solche Unmasse von Verbrechen eifert und tobt. Gewiß wird man auch nach Hrn. von Barante noch die Geschichte der Französischen Revolution und des Nationalconvents schreiben; ich glaube sogar, daß die Zeit und Möglichkeit, über alle Punkte dieser Geschichte ein Endurtheil zu fällen, noch nicht da sind. Einstweilen ist das Werk des Hrn. von Barante sicher dasjenige, welches man lesen muß und allen Leuten getrost in die Hände geben kann. Man liest diese Geschichte mit dem größten Interesse, und wenn man auch mit ebenso hinreißender Theilnahme und Spannung schon andere Geschichten der Französischen Revolution gelesen hatte, so ist doch die des Hrn. von Barante die einzige, die durch die latente Wärme und Moral, die sich durch das Ganze hindurchzieht, unserm Gefühle am vollkommensten entspricht.*)

Eduard Kolloff.

Ein Streifzug durch die deutsche Lyrik.

Wie es unter den lebensfeurigen, sich mehr zur That hinneigenden Franzosen heutzutage beinahe zur Manie geworden ist, für das Theater zu schreiben, so ist es unter den gemüthlichern, sich gern Träumereien hingebenden Deutschen jetzt Mode, Gedichte zu machen, oder bezeichnender ausgedrückt Verse zu schmieden.**) Ob die erstern oder die zweiten besser fahren, das wollen wir dahingestellt sein lassen; denn hier ist nicht der Ort, über nationale Charakterunterschiede einen Excurs zu machen; dies jedoch haben beide literarhistorische Erscheinungen gemein, daß sich hierbei der Dilettantismus in einer Art und Weise breit macht, wie er in keiner der frühern Perioden aufzutreten wagte. Auch ein nicht zu verschmähendes Zeichen unsers papierenen Zeitalters! Zöge sich dieser in seiner Wirkung ansteckende Dilettantismus noch dann und wann selbst Schranken, so könnte man ihn, von seiner bessern Seite betrachtet, noch für eine gewisse Elasticität des Nationalgeistes halten; da er jedoch ins Maßlose, wie eine Ueberschwemmung ihre Gewässer, seine in der That nur allzu oft wässerigen Poesien hinaussendet, so kann man ihn wol als eine moderne Krankheit betrachten, die aus der nervösen Ueberspannung der jüngsten Generation hervorwuchert. Für manches Uebel gibt es keinen Arzt, weil auch der erfahrenste, der klügste derselben dabei ganz ruhig ausruft: Hier muß sich die Natur selbst helfen! Dieser Dilettantismus scheint auch ein solches Uebel zu sein, welches nur der gesunde Sinn des deutschen Volks, den man ihm trotz aller bedenklichen Anzeichen in den letzten Decennien nicht ableugnen kann, ohne künstliches Einschreiten zu curiren im Stande ist. Ein kranker oder wenigstens kränkelnder Organismus kann keine gesunden Früchte tragen; daher meistens bei einer Aehrenlese viel unpoetisches Stroh und wenig gehaltreiches Korn. Das verlockende Ausbeuten der bis auf die Spitze getriebenen Technik trägt keinen geringen Theil der Schuld bei den Sünden der Dilettantenlyrik. Seitdem man dahinter kam, daß es gerade keine Hexerei ist, einen armseligen oder gar nichtssagenden Gedanken in den Mantel der pomphaften, metrisch gefalteten Phrase zu hüllen, um ihn so über die öffentliche Promenade stolziren zu lassen, seitdem hat sich auch eine Unzahl

*) Dem obigen Werke sich als Fortsetzung anschließend erschien seitdem desselben Verfassers „Histoire du Directoire de la république française" (3 Bde., 1855), die, wie Barante in der Vorrede hervorhebt, auch wesentlich eine Geschichte des Generals Bonaparte werden mußte. Wir hoffen aus derselben Feder, welche uns den obigen Bericht lieferte, auch eine Anzeige dieses neuesten Geschichtswerks Barante's bringen zu können. D. Red.

**) Wenn übrigens aus der Neigung zur Theaterpoesie ein Schluß auf die Thatlust eines Volks gezogen werden dürfte, so würde man auch uns Deutschen diese Neigung zur That nicht absprechen können; denn die Sucht, für das Theater zu schreiben, hat auch bei uns in jüngster Zeit einen hohen, fast bedenklichen Grad erreicht. D. Red.

Poeten eingefunden, die lieber den Redacteuren sämmtlicher deutscher Zeitungen die Stiefel wichsen sollten, statt dem Publicum mit glanzreichen Sonetten einen blauen Dunst vor die Nase zu machen. Der Geist muß wieder in seine alten angestammten Rechte eingesetzt und alle irrationellen Empfindungen, die nur der hohlen Form Vorschub leisten, ins Exil gejagt werden. Da sitzt der wunde Fleck der modernen Lyrik. Was soll uns alle Correctheit des Versbaus, was soll uns alle Grazie des Rhythmus, wenn sich darin nur blasirte Seelen oder gar Salongespenster in geschniegelten Manschetten bewegen? Wir gehören keineswegs zu jenen griesgrämigen Aesthetikern, die den Erscheinungen der feinsten Culturepoche geradezu die Lebensfähigkeit absprechen, Stoffe zu liefern, die sich poetisch ausbeuten lassen. Jedoch eine Linie muß da gezogen werden, die der Dichter unter keiner Bedingung zu überschreiten sich erlauben darf; denn an jenem Punkte, wo die Schalheit unserer falschen modernen Salonbildung anfängt, da hört auch das Gebiet der Poesie auf, die es nur mit der echten, reinmenschlichen Bildung zu thun hat, wenn sie sich einmal bescheidet, ihre größern Reiche, den Boden der Geschichte und den allebendigen Tummelplatz des Universums, beiseite liegen zu lassen.

Wir stellen heute den Lesern unserer Blätter eine Gruppe von Dichtungen vor, worunter sich manches Gute befindet, und lassen die beste derselben den Zug anführen:

1. Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr.
2. Das weiße Buch. Dichtungen eines Laien. Berlin, Löw. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Seelenwanderung. Episches Gedicht von A. E. Brachvogel. Berlin, Lassar. 1854. Gr. 16. 20 Ngr.
4. Haideblüten. Gedichte von Arnold von Weyhe. Bremen, Heyse. 1854. 16. 15 Ngr.
5. Lyrische Kleinigkeiten. Von ****. Oppeln, Clar. 1854. 16. 5 Ngr.
6. Alphabet des Lebens. Von Franziska Gräfin Schwerin. Breslau, Kern. 1854. Gr. 16. 18 Ngr.
7. Mathilde. Ein Gedicht von Jakob Mähly. Basel, Schweighauser. 1854. Br. 8. 8 Ngr.

Nr. 1. Schon das kleine lebensfrohe Liedchen „Knabenfrühling" war uns bei der Durchlesung dieser Liedersammlung hinreichende Bürgschaft für des Dichters Befähigung. Es ist so reizend, daß wir uns nicht enthalten können, es zu citiren — gewiß, das führt jedes Männerherz in seinen eigenen Knabenfrühling zurück.

Knabenfrühling.

Horch, Märzenwind und Lerchenschlag,
Und keine Schule den Nachmittag!
Die Füße ohne Strumpf und Schuh
Auf trocknem Weg den Wiesen zu!
Zum Nesterbau'n und Veilchenblüh'n,
Zu Palmenweiden und Ostergrün!
Und spielende Mägdlein an dem Rain,
Die möchten wol uns're Gesellen sein. —
Die Felsen empor! wo der Wildbach braust,
Daß den Mägdlein vor Schrecken und Freude graust!

Ueberhaupt ist der Verfasser mit der Durchführung eines just an sich nicht neuen Gedankens in kurzen, niedlich zugespitzten erotischen Liedern äußerst glücklich, wie z. B. „Der Preis", „Gottesgabe", „Mein und Dein", und in dem etwas längern: „Ueber Nacht", „Feuer und Flamme". Besonders schön, das tiefste Gefühl verrathend, ist das Gedicht: „Ein Gott auf Erden"; ungemein zart darin die Stelle:

Wie leis', wie stille ist's umher!
Und keine Seele kann uns lauschen.
Ich höre wie ein süßes Meer
Die Säume deines Kleides rauschen. *)

worauf nach dem schönen Vergleich vom „hohen Wipfelpaar" die pantheistische Schlußstrophe:

Ja wo des Lebens höchste Lust
Ein Gott erfahren will auf Erden,
Ein Mann der Liebe muß er werden
Du Erdenkind an deiner Brust!

das ganze, aus einem Guß strömende Liebeslied künstlerisch abrundet. Recht artig ist auch das humoristisch gehaltene „Finkenlied". Zuweilen jedoch ist der talentvolle Verfasser etwas gesucht, auch manchmal, wenigstens uns, nicht ganz klar, wie z. B. in dem Gedicht „Lerchenfesttag". Doch kommt das selten vor; in der Regel durchweht diese Lieder ein kerngesunder Sinn, ein offen-deutsches Gemüth, zu welchen Vorzügen sich noch ein fließender Versbau gesellt. Als die Krone der ganzen Sammlung bezeichnen wir das herrliche Gedicht „Sonnenwende"; in unsern Tagen der farb- und gestaltlosen Lyrik ist so etwas eine Seltenheit geworden, und wir wollen es daher unsern Lesern nicht vorenthalten:

Sonnenwende.

Es hat die Sonne im Gluthenkranz
Den höchsten Himmel erstiegen,
Die Auen im Tausendfarbenglanz
Und grünend die Berge liegen.

Hoch quillt die trunkene Erde jetzt
Von schaffendem Leben über;
Wär' ihrem Blühen kein Ziel gesetzt,
Sie thäte noch Vieles drüber.

Es rührt der Wald so voll, so weich,
Wie eine Jungfrau, die Glieder;
Die Welt durchtönet ein ganzes Reich
Unsagbar mächtiger Lieder.

Und höher immer die Sänger reißt
Des eigenen Liedes Klingen,
Als wollten sie, voll vom tiefsten Geist,
Ihr Herz in die Lüfte singen!

Aufwogen in hoher Mittagsflut
Die glüh'nden, sprühenden Rosen;
Wer dächte zurück bei solcher Glut
An der Veilchen schüchternes Kosen?

Es streckt, was heute auf Erden lebt,
Zum Lichte die höchsten Ranken,
Und zwischen Erde und Himmel schwebt
Der Mensch mit den hohen Gedanken:

Dein ist, o Seele, dies Wonnemeer
Und all die unendlichen Räume,
Dein ist der Frühling, so blütenschwer,
Und die irdisch-himmlischen Träume;

Und ewiges Grün und unendliches Blau
Wird Erde und Himmel dir färben,
Und irdische Blüte und himmlischer Thau
Läßt nie deine Jugend sterben! —

Stärk', heilige Sonne, mir diesen Traum,
Eh' du dem Abend begegnest,
Und eh' du anderer Lande Saum,
Rückwandelnde, wieder segnest!

Laß nicht dein liebendes Kind nach dir
Ausstrecken die Hand vergebens,
Und halte, du Ewige, fern von mir
Die Sonnenwende des Lebens.

*) Der Vergleich zwischen dem Rauschen der Säume eines Kleides mit dem Rauschen eines freilich „süßen" Meeres ist doch wol etwas im Lohenstein'schen Geschmack, der sich überhaupt wieder in der modernen Lyrik einbürgern zu wollen scheint. D. Red.

Wo die Erde umher so seltsam schweigt,
An des Baches verblühten Borden
Die Seele ihr Antlitz wundernd neigt,
Wie es so stille geworden. —

So lang mir der Scheitel von Rosen glänzt,
Und in vollen goldenen Güssen
Der Lieblichsten Haar mein Haupt umkränzt
Unter warmen, lebendigen Küssen;

Im Maien des Lebens laß mich schon
Um die Krone des Liedes werben,
Und eh' ich gesungen den letzten Ton,
Am duftigen Morgen sterben!

Da wir hier einem Dichter nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken können, so bemerken wir schließlich nur noch, daß der Verfasser wol besser gethan hätte, das größere Gedicht „Bilder vom Bodensee", worin uns der neunte Gesang der gelungenste scheint, dieser Sammlung nicht anzureihen.

Nr. 2. Ganz anders verhält es sich mit diesen Gedichten. Die Verse klingen häufig hart, unmelodisch, streifen zuweilen an das Unschöne an. Der Verfasser gibt sich ferner einer Bequemlichkeit hin, welche die schärfste Rüge verdient. Wir wollen in dieser Beziehung nur eine Stelle hervorheben. Er singt:

Ihr Hüttchen steht nun öde und leer,
Sie wohnt jetzt einsam und ferne,
Ihr Herzchen klingt vom Sange nicht mehr,
Hat Freude und Liebe verlernet.

Daß sich „ferne" und „verlernet" nicht reimt, dies mußte selbst ein Schulknabe merken; der Verfasser hätte es sich also füglich ersparen können, auf das Titelblatt zu setzen: „Dichtungen eines Laien." Das erste Heft enthält größtentheils trübsinnige Liebeslieder, worunter das Gedicht „Himmel Kreuz Element!" sehr trivial ist. Warum er mit zwei Bildern „Die Liebe" und „Die Hoffnung" die Reihe in Prosa schließt, sieht man nicht ein. Im zweiten Heft schlägt der Verfasser einen heitern Ton an, der ihm mehr zuzusagen scheint und den er sogar bis zur gefälligen Schelmerei zu treiben weiß, wie z. B. in „Lehre aus Erfahrung". Zu den bessern Producten gehören noch: „Sommernacht", „Am See", „Dämmerstunde", „Des Auswanderers Lebewohl", „Das flüsternde Laub".

Nr. 3. Das Ganze mahnt zwar etwas an „Queen Mab" von Shelley, doch wollen wir damit keineswegs dem Verfasser seine poetische Ader absprechen, im Gegentheil, wir gestehen gern, daß wir dies Buch mit vielem Vergnügen gelesen haben. Nach einer der Exposition im „Faust" nicht unähnlichen Klage über die Erbärmlichkeit alles menschlichen Wissens begibt sich der tiefsinnige Verfasser auf das unermeßliche Gebiet der altindischen Lehre und ruft wie ein strenggläubiger Anhänger des Buddha aus:

Vergangenheit wie Jetzt sind mir zuwider,
Dem Nichts, dem ich entsprungen, drängt mich's zu;
O senkt ihr Schwestern zwei euch auf mich nieder,
Vergessenheit und unbedingte Ruh'.

Es würde uns hier zu weit führen, den naturphilosophischen Inhalt des auch den ägyptischen und griechischen Cultus berührenden Epos wiederzugeben, mit welchen Religionsformen überdies Jedermann in seinen Universitätsjahren mehr oder weniger vertraut wurde. Die Phantasie des Verfassers ergeht sich dabei in kühnen Bildern, die oft überraschend sind, ja sie schreckt sogar vor den kühnsten nicht zurück, z. B.:

Hinweg! in dem Planetsysteme
Ist jeder Stern ein Jammerkloß;
Der ewigen Entbehrung Feme
Durchschleichet aller Welten Schoos.

Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser den Kampf des Vulkanismus mit dem Neptunismus geschildert, wobei er nicht nur an vielen Stellen beweist, daß es ihm nicht an jener Kraft fehle, welche dieser gewaltige, urwüchsige Stoff fodert, sondern auch im Ueberschwänglichen — so seltsam dies auch Manchem klingen mag — besser Maß zu halten verstehe als der zügel- und bügellos hinausstürmende Shelley. Z. B.:

Schon erhält viel hundert Risse
Starrer Felsendecke Wucht,
Die noch ein mal den gefang'nen
Feuergott zu zähmen sucht.
Ha vorbei! — die Wunden klaffen
Meilentief mit jähem Schlund,
Und entfesselt, siegesjubelnd,
Donnernd, zischend, aus dem Grund
Hebt zu schwindelnd wilden Höhen
Pluto ries'ger Berge Last,
Schiebet Schicht auf Felsenschichte
Mit fanatisch wilder Hast,
Schießt mit glüh'ndem Lavastrudel
Feuergarben hoch empor,
Bis von Mordeslust ermüdet
Er verschließt sein flammend Thor.

Hiermit empfehlen wir das Buch allen Freunden der Natur und orientalischen Mythologie, für welche zum bessern Verständniß der Verfasser am Ende 32 Noten hinzugefügt hat.

Nr. 4. In der ersten Abtheilung hat es der wahrscheinlich noch jugendliche Verfasser mit den Ereignissen von 1848 und 1849 zu thun, wobei er jede Gelegenheit benutzt, seinen Loyalitätsgefühlen in langweiligen Versen Luft zu machen. Wir begreifen nicht, wie der Verfasser den Muth haben konnte, diese durchaus schwachen Producte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Für das politische Gedicht hat er viel zu wenig poetische Schlagkraft; in erotischen Gesängen wird er süßlich-sentimental, und in der Ballade erlahmt er gänzlich. Wie langweilig z. B. hat er die bekannte launige Geschichte, daß Ziethen einst an der Tafel Friedrich's des Großen eingeschlafen, behandelt! Der Verfasser schlage einmal die „Liederchronik deutscher Helden" herausgegeben von Adolf Böttger auf und lese das gleichartige schöne Gedicht „Der alte Ziethen" von Fontane, der überhaupt in der Behandlung kürzerer historischer Stoffe eine seltene Meisterschaft an den Tag legt.

Nr. 5. Der anonyme Barde dieser Gesänge entfaltet eine heitere, wenngleich nicht tiefe Weltanschauung, die sich mehr zum Idealismus als Realismus hinneigt, was jedoch nur im Hinblick auf das Ganze gesagt ist; denn einige dieser Lieder und gerade jene, die wir zu den besten der Sammlung zählen, könnten eher das Gegentheil unserer eben ausgesprochenen Ansicht beweisen. Wir lassen eines der so gestimmten, dem man einen gewissen originellen Anstrich nicht absprechen kann, hier folgen:

Der Becher.

Die Welt ist ein Becher
Und wir sind die Zecher,
Ob jung oder alt;
Wenn's Herz nicht mehr klopfet,
Wenn's Blut nicht mehr tropfet,
So machen wir Halt.

Aus Liebe und Tänzen,
Aus Liedern und Kränzen,
Aus Hoffen und Schein,
Aus Sehen und Scheiden,
Aus Sehnen und Meiden
Besteht unser Wein.

Wir trinken in Eile,
Wir trinken mit Weile,

Wir trinken im Traum;
Daß Becher oft sinken
Zur Rechten und Linken,
Wir ahnen es kaum.

Doch muthig, ihr Zecher,
Die Welt ist der Becher
Für Jung und für Alt;
Wenn's Herz nicht mehr klopfet,
Wenn's Blut nicht mehr tropfet,
So machen wir Halt!

Schön und zart ist das Gedicht „Nach Sonnenuntergang", sowie auch in Frühlingsliedern, die er der Natur abgelauscht, sich einzelne Stellen finden, die des Verfassers lyrisches Talent bekunden. Er ist sehr bescheiden; denn er glaubte das niedliche Büchlein, dessen Ertrag den Ueberschwemmten in der Provinz Schlesien zufällt, dem Wohlwollen der Recensenten in einem Gedichtchen besonders empfehlen zu müssen. Da ihm dieses Liedchen gelungen ist — er schlägt darin mit vielem Glück einen kindlich-unschuldigen Ton an —, so werden uns nicht nur der Verleger und der alle Aufmunterung verdienende Verfasser, sondern auch die Nothleidenden in Schlesien gewiß dafür sehr dankbar sein, wenn wir es hier allen Kritikern Deutschlands ans Herz legen:

Der Blumentopf.

Zerrissen die Blume,
Zerbrochen der Topf!
Es faßte der Sturmwind
Die Armen beim Schopf.

O Sturmwind, du Censor
Im schrecklichen Wahn,
Was hat dir dies Heftchen
Vall Lieder gethan?

Nr. 6. Ein Stück didaktische Poesie. Es bleibt fast immer etwas Unersprießliches, den Ton der Moral in Versen anzustimmen; denn auf der einen Seite ist es kaum zu vermeiden, auf die Länge hin nicht trocken oder gar pedantisch zu werden, und auf der andern Seite kommt dem Dichter ein undankbares Publicum entgegen, da die Jugend, für die gewöhnlich derartige Bücher geschrieben werden, in der Schule von Lehrern und zu Hause von Aeltern so viel Moral predigen hört, daß sie nicht ein mal, sondern zehn mal lieber ein Märchen oder eine Erzählung liest. Die Verfasserin, welche die Absicht hatte, mit diesem Buche „eine ernste Weihnachtsspende den großen Kindern" zu liefern, benutzt bei den Initialen ein Schlagwort, z. B. Arbeit, Freiheit, Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe u. s. w., das den Grundgedanken jedes einzelnen Gedichts abgibt. Bei X und Y ist ihr, wie im voraus zu erwarten stand, der poetische Faden ausgegangen. Wir wollen hier als Probe, da ein ganzer „Buchstabe" zu lang ist, wenigstens ein Bruchstück der Letter S einschalten, nicht nur, weil es uns seinem poetischen Gehalt nach eins der besten der ganzen Sammlung zu sein dünkt, sondern auch, weil darin die altadelige Verfasserin ihre Gesinnung über echt ritterliches Wesen in einer Weise ausspricht, daß nur zu wünschen wäre, es möchten alle Aristokraten solche Gesinnungen hegen. Aus dem Gedichte „Seelenadel":

Stolz auf des Wappenschildes Glanz und Schimmer,
Stolz auf sein Ritterblut, auf Kreuz und Stern,
Stolz auf der Ahnherrn Ruhm, so hab' ich immer
Den Edelmann gedacht und beug' mich gern
Vor solchem alten angestammten Adel!
So spricht der Mensch, doch der Gedanke sieht
Gar ernst darein und mahnt mit leisem Tadel,
Fragt erst: Ist denn auch edel sein Gemüth?
Ist echt sein Herz, ist ritterlich sein Wallen?
Ist auch sein Wappenschild von Flecken rein?
Und wird, wenn des Gerichtes Donner rollen,
Er werth der ew'gen Adelskrone sein?
Und spricht der Gott in eurer eig'nen Seele
Und in der Brüder Blick ein Ja! o dann,
Daß auch der Ehrfurcht Aeußerung nicht fehle,
Beugt euch vor diesem echten Edelmann.
Sein Wappenschild — am Throne Gottes steht's.
Denn göttlich ist dies S des Alphabets!

Nr. 7. Der Verfasser behandelt in diesem Gedicht, wozu er die freie achtzeilige Strophe als Versmaß gewählt, eine jener Episoden der Französischen Revolution, in der keine einzige historische Gestalt thatkräftig auftritt, sondern nur Privatpersonen in allerdings nicht gewöhnlichen Situationen dem Leser vorgeführt werden. Hierin mag wol der Grund zu suchen sein, daß es dem kleinen, seiner ganzen Haltung nach sehr modernen Epos an jener Plastik fehlt, ohne die ein derartiges Gedicht, wenigstens für uns gilt diese Richtschnur, nicht nachhaltig wirken kann. Dem Verfasser fehlte schon der Muth, einen modern-pikanten Anlauf zu nehmen; revolutionäre Stoffe muß der Dichter keck anpacken, den Leser überrumpeln und mit ihm wie von einer Barrikade in medias res hineinspringen, damit er ihm augenblicklich für seine Leute ein Interesse einflößt. Dagegen kommt uns Mähly mit einer blassen Reflexionspoesie in den Schuß, die unbedingt ein zu langes Präambulum bildet. Ferner, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind, die an einem andern Platze ihre Berechtigung haben, so wirken sie hier doch störend ein. Wir wollen nur auf eine derselben aufmerksam machen: Worte wie Marquis und Hôtel machen sich in deutschen Versen nie gut und sind ja leicht zu vermeiden; bei Hôtel hat der Leser unwillkürlich auch Kellner und Hausknechte vor Augen — wahrlich keine poetischen Gestalten! Damit der Verfasser jedoch nach dieser Rüge nicht glaube, daß wir in unserm kritischen Eifer so weit gehen, gar nichts Gutes in seinem Werke zu finden, so lassen wir jetzt eine artige Probe seines Talents folgen:

Um eines Gartens üppig reichen Raum,
Nicht fern vom Louvre, zog sich eine Mauer;
Im Hintergrunde bot ein Haus sich kaum,
Beschirmt vom Blätterwerke, dem Beschauer.
Und drinnen war es still, es regte sich
Kein Laut, nur spärlich durch die Zweige strich
Die Luft und säuselte herab vom Baum
Zum Boden nieder ihre Abendschauer.

Wer hört sie? — Unter einem Laubenzelt,
Umsponnen rings von farbenbunten Blättern
Und Bilderreihen, die hier aufgestellt,
Von Marmor, sie zu schützen vor den Wettern,
Saß eine Frau'ngestalt, schwarz von Gewand,
Von Haaren blond, ein Buch in ihrer Hand;
Doch scheint ihr Geist, indem das Haupt sie hält,
Entfernt von Abendluft und Marmorgöttern.

Auf einen Tisch von blendend weißem Stein
Lehnt sie den Arm, worauf ihr Haupt in Träumen
Sich stützt — geschlossen scheint ihr Aug' zu sein;
Still weht's herüber von Gebüsch und Bäumen.
Geöffnet hält das Buch sie auf dem Schoos,
Doch riß ihr Geist sich von den Blättern los
Und stürzte sich in ein Gewühl hinein,
Wo sturmerregt und wild die Wellen schäumen.

Ist's Ernst der Zeit? — Der Frauen Herz begreift
Ihn oft mit des Gefühles heil'gem Ahnen.
Die Fluren auch, wo keine Liebe reift,
Wo Haß und Wuth sich ihre Furchen bahnen,
Die seh'n sie ihre blut'ge Saat uns Licht
Erheben mit Prophetenangesicht;
Und sollt' es jetzt, wo Schuld auf Schuld sich häuft,
Nicht auch an nahendes Verderben mahnen?

Ueberblicken wir schließlich noch ein mal flüchtig die ganze Dichterreihe, so ergibt sich daraus, daß sich jeder wohl vor Allem hütete, was in den höhern Kreisen der Gesellschaft Anstoß erregen könnte. So beugt sich heutzutage selbst der Musensohn nicht mehr vor den Musen, sondern vor den Göttinnen des Salons, als wären sie die letzte, die höchste Instanz, welche alleinherrschend die öffentliche Meinung aller andern Schichten der Gesellschaft in Pacht genommen hat. Und wie wir unsern Bericht mit einem Blick auf Frankreich begonnen, so wollen wir ihn auch mit einer Parallele schließen: der französische Dichter huldigt der souveränen Mode, ohne sich als geborener Galanteriemensch dabei viel zu vergeben; der tiefsinnigere Deutsche ohne Tournure huldigt ihr nur, weil sie einmal souverän ist, und läuft dabei Gefahr, als geborener Universalmensch sein besseres, edleres Selbst zu opfern.

Emanuel Raulf.

Drei Reisen um die Welt.

1. Reise um die Welt in den Jahren 1844—47. Von Karl Grafen von Görtz. Drei Bände. Mit einer Karte. Stuttgart, Cotta. 1852—53. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Reise um die Welt und drei Fahrten der königlich britischen Fregatte Herald nach dem nördlichen Polarmeere zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1845—51. Von Berthold Seemann. Zwei Bände. Mit 4 Lithographien in Tondruck. Hannover, Rümpler. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Eine Weltumsegelung mit der schwedischen Kriegsfregatte Eugenie. (1851—53.) Von N. J. Andersson. Deutsch von K. L. Kannegießer. Leipzig, Lorck. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Begierde fast des gesammten europäischen Publicums, von den Dingen und Personen und Zuständen des schnell erschlossenen Westens wie des nicht länger verschließbaren Ostens immer mehr zu hören, ist beständig im Wachsen und unterstützt das Erscheinen immer neuer Reisewerke in nicht geringem Grade. Aber nicht jeder Reisende ist zum Reiseschriftsteller geboren. Möchten sich das in Zukunft Verlagsbuchhandlungen wie Reisende gesagt sein lassen, sonst wird der Markt zu voll von nicht immer guter und tauglicher Waare. Daß aller Anfang schwer ist und auch der im geschickten Darstellen von Erlebnissen, sehen wir an dem ersten der obengenannten Werke. Das ist eine compendiöse Schrift von drei starken Bänden. Sie behandelt eine Reise in Nordamerika, in Westindien und Südamerika, in China, Java, Indien und die Heimkehr über Suez und das Mittelmeer nach Deutschland. Der Verfasser ist ein Deutscher, ein junger reicher Privatmann, der, von reiner, zweckloser Wanderlust getrieben, von dem aller Jugend eingeborenen mächtigen Drange nach der weiten Welt beherrscht, durch nichts gebunden und gehindert, im Gegentheil von einer vollen Kasse unterstützt, sich aufmacht, um nach der Weise englischer Lords hinein in die Welt zu reisen, nach Lust und Laune, zum eigenen Vergnügen, zur eigenen Ausbildung. Kein wissenschaftlicher Zweck und kein mercantilischer treibt ihn, eine diplomatische Sendung ebenso wenig wie eine industrielle Unternehmung. „Ich bin nicht selten gefragt worden", erzählt er im zweiten Bande, „was mich zu so ausgedehnten Reisen ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck bewogen habe, und wenn ich mir selbst darüber klar zu werden suchte, so kam ich meist auf ganz geringfügige Anstöße zurück, die den entscheidendsten Einfluß auf meine Plane gehabt haben: nach China mag mich der ererbte Besitz einiger chinesischen Kleinigkeiten halb unbewußt getrieben haben, nach Westindien und vielleicht überhaupt nach Amerika trieb mich der eigenthümliche Reiz, den die Insel Martinique (scil. der Schlangen halber) für mich besaß" u. s. w. So zieht er von Ort zu Ort, von Meer zu Meer, wie's ihm beliebt und seinem guten Genius.

Jedenfalls wäre es wünschenswerth gewesen, wenn ihn dieser bei Abfassung des ersten Bandes mehr unterstützt hätte als es geschehen ist. Der Verfasser sagt zwar in der Vorrede, daß das Buch keine Lücke in der Literatur ausfüllen und keinem Bedürfniß abhelfen solle und nur für seine Familie und Freunde geschrieben sei, wie für Die, welche sich durch dasselbe mit ihm zu befreunden vermögen. Er gesteht auch, daß es ihm aus mehren einleuchtenden Gründen nicht angenehm gewesen sei, mit der Schilderung seiner Reise in den Vereinigten Staaten zu beginnen. Dies offene Geständniß bricht einer scharfen Kritik die Spitze. Aber die Schrift liegt einmal einem größern Publicum vor und ist auch für dasselbe geschrieben. Warum auch nicht demselben aus dem großen Schatze einer langjährigen erfahrungsreichen Reise übergeben, was vielfach und Vielen dienen kann! Der Beginn der Reise datirt sich bis ins Jahr 1844 zurück. Wie reißend aber gerade Nordamerika von der besagten Zeit an bis zum Jahre 1852, in welchem der erste Band geschrieben ist, sich verändert und geradezu umgewandelt hat, ist bekannt, ebenso wie nicht wenige ganz vorzügliche Schriften von Deutschen erschienen sind, die gerade diesen Welttheil auf das ausführlichste und seine Eigenthümlichkeiten auf das gründlichste geschildert haben. Wäre der Verfasser mehr auf die Eigenheiten des damaligen amerikanischen Lebens eingegangen, hätte er sich mehr in die verschiedenen Schichten und Weisen des Nordamerika, wie es zu seiner Zeit war, eingelebt, überhaupt mehr geschildert und gezeichnet, als gewisse Dinge im Ganzen abgehandelt und im Allgemeinen besprochen, so hätte die Schrift mehr als ein Spiegel des damaligen amerikanischen Lebens in dem heutigen und umgekehrt gelten können und jedenfalls dadurch an Reiz gewonnen. Die Vereinigten Staaten sind jedoch überhaupt nicht das Land unsers Verfassers. Er ist ein Tory, ein scharf ausgeprägter, aber ein keineswegs fanatisch einseitiger Aristokrat; er liebt Romantik und wol auch Abenteuer; er sucht das dem europäischen Leben Fremde und Entgegengesetzte, das nationell Eigenthümliche, das noch naturwüchsig Ausländische; aber gleichwol liebt er es nicht, sich zu demselben seine Bahn mit eigener Faust durch Urwelt und Urwald zu brechen. Er reist nur auf den bequemsten Dampfschiffen, er logirt nur in den fashionabelsten Hôtels, er speist nur an den besten Tables d'hôte, er liebt nur den ausschließlichen Umgang der sogenannten guten Gesellschaft — was Wunder, daß er da gerade in Nordamerika nicht rechte Behaglichkeit und Befriedigung findet! Land und Leute bleiben ihm aber auch deshalb zum großen Theile unbekannt, und seine Beschreibung der Vereinigten Staaten entbehrt damit und zumal jetzt des besondern stofflichen Interesses. Der Verfasser wiederholt oft Gesagtes. In solchem Falle kann eine glückliche Form wol ersetzen, was dem Inhalte abgeht; wer da den rechten Ton trifft, kann längst bekannte Sachen noch ein mal erzählen und wird immer wieder seinen Hörerkreis finden. Unserm Reiseschriftsteller ist das im ersten Bande nicht besonders geglückt. Ihm mangeln Leben und Unmittelbarkeit, Beweglichkeit und Frische, Schwung und die Gabe fortzureißen und zu bannen. Dies liegt mit daran, daß er erst spät nach Vollendung seiner Reise die Tagebücher gesichtet und umgearbeitet, den uns vorliegenden Bericht aus mannichfachen Notizen und Skizzen zu einem Ganzen componirt hat. Damit ist der belebende Hauch, der ein Reisewerk, zumal wenn es kein wissenschaftliches ist, so angenehm überweht, verloren gegangen und damit der Reiz, der uns unwiderstehlich anzieht. Auch stört es oft unangenehm, daß der Verfasser bei einer glücklich eingeleiteten Schilderung von Dingen und Personen gemäß den ersten Eindrücken und Erlebnissen sich plötzlich darin unterbricht und auf Auseinandersetzungen eingeht, die zwar in das Capitel gehören, aber nicht an die betreffende Stelle. Jedes ins rechte Licht zu stellen und passend zu verflechten und das Verschiedene anschaulich und gehörig zu gruppiren, verräth aber den geschickten Zeichner, mag er sich nun des Pinsels oder der Feder bedienen.

Der zweite Band ist besser geschrieben. Sein Inhalt selbst

bietet einen interessanten Stoff. Er und der dritte sind schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte des außerafrikanischen Negervolks, wie zu der des gegenwärtigen Lebens der malayischen Race auf Java und der gemischten Bevölkerung Angloindiens. Westindien mit seinen verschiedenen französischen und englischen Besitzungen, mit seinen unabhängigen Neger- und seinen Mischlingsstaaten, seinen Inseln und Städten, seinen Märkten und Producten, seiner Natur und seinen Bewohnern, dann das britische und holländische Guiana, ferner die Tour quer über den Isthmus von Panama, endlich ein längerer Aufenthalt an der Westküste des nördlichen Südamerika, eine Reise in die Anden — sie bilden die mannichfachen Gruppen, in denen der Verfasser seine Reise zusammenstellt. Mit Vorliebe hat er darin die Sklavenfrage abgehandelt und mit nicht zu verkennender Gründlichkeit und vorurtheilsloser Ruhe all die mannichfachen Thatsachen und Belege gesammelt und erörtert, welche uns den Charakter, die Sitten und Manieren, die Geistes- und Bildungsfähigkeit, das gesammte äußere und innere Leben der Negerbevölkerung vor Augen führen und uns zu einem Urtheil über diese schwierigste aller amerikanischen Fragen befähigen. Daß Mrs. Beecher-Stowe's „Onkel Tom's Hütte" nicht für alle Fälle gilt und daß ihr Raisonnement nicht überall stichhaltig ist, wird hieraus wie aus den meisten Berichten neuerer und competenter Reisender immer klarer. Görtz hat an dieser Stelle mehre sehr anziehende kleine historische Skizzen aus der jüngsten Geschichte der amerikanischen Negerstaaten, vorzüglich des haitischen eingeflochten, und diese sind jedenfalls nicht unwichtige Blätter für die Kenntniß des außerafrikanischen Negervolks. Ihr Werth sticht umsomehr ins Auge, als die aus dem darin Niedergelegten gezogenen Schlüsse zum großen Theil in den spätern geschichtlichen Vorgängen sich bewahrheitet haben.

Der eigentlich interessante, der am meisten lesens- und lobenswerthe Band ist der dritte, und durch ihn namentlich scheint es gerechtfertigt, wenn der Verfasser es unternahm, das Werk überhaupt zu schreiben und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der anziehende Stoff, eine Schilderung des chinesischen, javanischen und indischen Lebens der Gegenwart, die immer tiefer eingreifende Beziehung dieser Welttheile zu dem europäischen, die Wichtigkeit, welche einzelne der dargestellten Völker und Gegenden gerade heutzutage haben und immer mehr in nächster Zukunft erlangen werden, das gewisse mysteriöse Dunkel, was über einzelnen dieser Land- und Völkerstriche noch schwebt, die Unbekanntschaft der Deutschen gerade mit den meisten derselben, weil Werke hierüber von deutschen Reisenden bisher sehr wenige geschrieben sind und unser Staatsleben uns Deutsche in verhältnißmäßig geringe Verbindung mit den auswärtigen Völkern bringt — das Alles macht das Buch schon an und für sich anziehend. Der hohe gesellschaftliche Rang des Verfassers aber, der ihm und dem Leser hierbei ungemein zustatten kommt, hat ihn durch die leichte Verbindung mit all den verschiedenen Residenten, Gouverneuren, Präsidenten, Fürsten, Moguls, Sultans u. s. w. in den Stand gesetzt, eine Menge von Dingen und Personen und Einrichtungen in ihrem echt nationalen Typus zu sehen und zu beobachten, wie solches nur selten dem gewöhnlichen, wenn auch noch so wißbegierigen Reisenden trotz großer Gastfreundlichkeit und Zuvorkommenheit europäischer und nichteuropäischer Großen in den besagten Ländern zutheil werden möchte. Das Leben des jetzigen China in und an den englischen Plätzen der Ostküste, des gegenwärtigen Java fast in der ganzen Länge und Breite der an eigenthümlichen Producten und Bewohnern so reichen Insel, des heutigen Süd- und Nordindien unter der Oberherrschaft der Engländer und dem Mischmasch hindu-mohammedanischen Lebens — das Alles enthüllt sich hier unsern staunenden Blicken und wir glauben manchmal ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" zu lesen oder uns in die Zeiten Timur-Tamerlan's und seiner Zeitgenossen versetzt. Gerstäcker hat uns schon in dem letzten Theile seiner neuesten Reisebeschreibungen mit dem freundlichen Java bekannt gemacht. Durch das Werk des Grafen Görtz gewinnen wir ein noch innigeres Verständniß. Und als hätte der Verfasser mit den neuen, fremden, schönen, wunderbaren Ländern neue Augen zum Sehen, neue Sinne zum Beobachten, neuen Mund zum Sprechen bekommen: seine Weise zu schauen, zu merken, zu berichten ist damit eine ganz andere geworden. Seine Darstellung ist besser, ausführlicher, sinnlicher, plastischer. Jedenfalls ist dieser letzte Band einer der reichhaltigsten und lesenswerthesten, den wir von einem Deutschen über diesen Theil des heutigen ost- und südasiatischen Lebens besitzen.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß sich in dem ganzen Werke der Charakter großer Gewissenhaftigkeit und Wahrheitstreue ausspricht.

Kein größeres Lob für eine Schrift, als wenn der Leser nur mit einem gewissen Zögern den letzten Zeilen folgt, wie um sich den gehabten Genuß noch im letzten Momente zu verlängern, und mit Bedauern, schon am Ende zu sein, das Buch beiseitelegt. Wir müssen gestehen, daß es uns mit dem obigen Werke Nr. 2 nicht anders gegangen ist. Dem regen Interesse an dem reichhaltigen Stoffe, der uns aus dem Schatze der Natur vorgelegt wird, mischt sich ein anderes bei, das tiefe Gefühl der Theilnahme an den Schicksalen des kühnen, wahrscheinlich Mühen und Drangsalen schon längst erlegenen Sir John Franklin.

Der bekannte vermißte englische Seefahrer ist am 19. Mai 1845 mit zwei Schiffen und 138 Mann von der Themse ausgelaufen. Die letzte directe Nachricht von ihm datirt vom 26. Juli desselben Jahres, Melville-Bai. Drei Winter verstrichen und auch nicht die mindeste Mittheilung von ihm oder über ihn drang nach England. Das britische Ministerium rüstete demzufolge die verschiedensten Expeditionen nach den Gegenden des polarischen Amerika und dem nördlichen Polarmeere aus, um den Verlorenen aufzusuchen, wie bekannt, bisher vergeblich. Das erste dieser Schiffe verließ die Themse am 1. Januar 1848 und vereinigte sich mit der im Stillen Meere stationirten Fregatte Herald zu der ersten sogenannten Behringsstraßen-Expedition. Diese drang von der genannten Straße nach Norden und Osten vor, unternahm bis zum Jahre 1850 drei Untersuchungsfahrten und kehrte 1851 nach England zurück, unverrichteter Sache mit Bezug auf Franklin. Sonst hat sie bezüglich der Erweiterung geographischer Kenntnisse ganz Ungemeines geleistet. Der Grund zu dem letztern liegt in der frühern Bestimmung des Herald wie in den Persönlichkeiten, die sich auf der Fregatte befanden.

Der Herald war ursprünglich ein sogenanntes Inspectionsschiff an den Westküsten Amerikas und mit der hydrographischen Verfassung dieses Erd- und Wasserstrichs vom Jahre 1845 an beschäftigt, vorzüglich was den Theil der Südsee von Chile bis hinauf zur Straße Juan de Fuca anbelangt. Der Capitän des Schiffs wie die übrigen Offiziere sind wissenschaftlich höchst gebildete Männer. Von ihnen ist Mr. Kellett, der Capitän, als eine nautische Notabilität zu erwähnen und neben ihm Lieutenant Bedford Pim, der in der neuesten Zeit viel von sich in den Zeitungen reden machte, als er in Petersburg bei dem Zaren vergeblich um die Erlaubniß nachsuchte, von den russischen Besitzungen aus eine Expedition zur Aufsuchung Franklin's unternehmen zu dürfen. Auch mehre Naturforscher finden wir auf der Fregatte. Infolge des unglücklichen Endes, was den jungen Botaniker Thomas Edmonston an der Küste Perus ereilte, ward Berthold Seemann aus Kew bei London als Naturforscher bei der Expedition angestellt und hat dieselbe auf jeder ihrer Fahrten nach dem Polarmeer begleitet. B. Seemann der Botaniker ist in der wissenschaftlichen Welt zu bekannt, als daß wir über ihn noch ein Wort verlieren sollten. Von ihm rührt die vorliegende Beschreibung der „Reise um die Welt" im Großen und Ganzen her. Wir sagen im Großen und Ganzen, weil nicht das ganze Werk aus seiner Feder ursprünglich geflossen ist, sondern nur ein Theil, freilich der

größte und dem Gehalte nach werthvollste. Das Uebrige ist theils eine Ueberarbeitung vorliegender Reise- und Tagebücher, die von den Offizieren des Schiffs geführt wurden, theils eine wörtliche Benutzung ganzer Hauptstellen derselben. Dies mußte umsomehr geschehen, als die Mannschaft der Expedition nicht selten getheilt war und der Verfasser selbst an den betreffenden Stellen keine bessere Beschreibung als die ihm von seinen Reisegenossen vorliegende geben zu können sich im Stande erklärt.

Je bescheidener aber der berühmte Botaniker das Werk dem Publicum in der Vorrede übergibt, desto unverhohlener will es die Kritik demselben empfohlen haben. Und je verführerischer es für den in England lebenden und angestellten Schriftsteller war, das Werk neben andern die Reise betreffenden, bereits erschienenen und in englischer Sprache abgefaßten wissenschaftlichen Schriften gleichfalls englisch niederzuschreiben, desto anerkennenswerther ist es, daß er dasselbe in deutscher Sprache abgefaßt und damit um ein bedeutungsvolles Buch die neueste deutsche Reiseliteratur bereichert hat. Diese ist in diesem Genre, wo sich wissenschaftliche Forschungen in anziehendem Gewande vereint mit interessanten Reiseerlebnissen in gewinnender Sprache und glücklicher Auswahl vorfinden, nicht gerade reich. Entweder mangelt das Eine, oder das Andere läßt viel zu wünschen übrig. Der „bestechende Reiz erdichteter Schilderungen" und eine Menge bedeutender Abenteuer sind es nicht immer, die für eine gewisse Classe des Publicums eine Schrift anziehend und empfehlenswerth machen. Wo es sich um Thatsachen und Erlebnisse, um Fahrten und Forschungen, um Männer und Unternehmungen handelt, wie die in dem vorliegenden Werke besprochenen, da würde es den Leser nur unangenehm berühren, Thatsachen mit Erdichtungen, einen kurzen, gemessenen, wissenschaftlichen Stil mit einem breiten Reisegeschwätz, Mühen und Drangsale, im Dienste der Menschheit erlitten, mit der Schilderung von kleinen individuellen Affairen und angehenden Münchhausiaden verflochten oder vertauscht zu sehen. Das Buch ist in der Gestalt, wie es der Oeffentlichkeit übergeben ist, und mit seinem Inhalte gleich geeignet, das specifisch-wissenschaftliche Publicum zu befriedigen, wie das sogenannte gebildete Publicum im Allgemeinen, natürlich den einen und den andern Theil mehr oder minder in den einzelnen Partien. Vorzüglich aber werden Geographen, Botaniker, Geologen und zum Theil auch Ethnographen dieses Werk Seemann's mit Befriedigung als eine Bereicherung ihrer speciellen Studien zu rühmen wissen

Abgesehen von den hydrographischen und statistisch-geographischen Notizen über einzelne Theile der Westküste Süd-, Mittel- und des californischen Amerika bis hinauf zu den Vancouvers-Inseln und der daran stoßenden Meerestheile, wollen wir mehre Berichte und Beschreibungen hervorheben, die sich durch ihre Genauigkeit und Reichhaltigkeit auszeichnen, wie dadurch, daß über die bezüglichen Landestheile in deutschen und wir glauben auch in ausländischen Werken nirgends etwas so Vollständiges geliefert ist. Physische Beschaffenheit des Landes, Menschenschlag, Flora und Fauna sind darin ungemein ausführlich behandelt, oft, was die beiden letzten Punkte anbelangt, so erschöpfend, daß darüber für den gegenwärtigen Status der Länder überhaupt nichts Anderes gesagt werden kann. Hierher gehören: 1) Die Beschreibung des nordwestlichen Theils von Peru und des daranstoßenden südwestlichen Theils von Ecuador. 2) Die in jeder Hinsicht vorzügliche allgemeine Uebersicht des Isthmus von Panama. Der Verfasser hat sich mehre Monate daselbst aufgehalten und hatte den erwähnten Abschnitt eigentlich für ein selbständiges Werk geschrieben, für seine „Geschichte des Isthmus von Panama". Wegen der neu angebahnten interoceanischen Verbindung und der Bedeutung dieses kleinen Weltflecks für alle Zukunft ist ein wissenschaftlicher Bericht aus der Feder unsers Verfassers um so wichtiger und verdienstvoller. 3) Eine detaillirte Schilderung des bisher noch sehr unbekannten westlichen Eskimolandes (seine Geographie, Klima, Pflanzen, Thiere, die Eskimos selber, ihre Kleidung, Waffen, Nahrung, Sitten, Sprache u. s. w.), nebst einer Beschreibung der Eisklippen in der Nähe der Behringsstraße und der in ihnen aufgefundenen fossilen Ueberreste. Auch eine Skizze über die russischen Forts und Handelsstationen an dem nordwestlichen Zipfel Amerikas ist hier nach den Berichten Pim's beigefügt. 4) Ein wenn auch nicht durchgängig gleich ausführlicher Bericht über die Fauna und Flora des ehemalig nördlichsten Theils von Mexico, der Sandwichinseln (Oahu), der Inseln Hongkong und Singapore, des Caps der guten Hoffnung und schließlich von St.-Helena und Ascension. Welche Reichthümer hier niedergelegt sind, kann Jeder schon nach dem Angeführten beurtheilen. Im Eskimolande, in Panama und Veraguas, auf Hongkong und den beiden letztgenannten Meeresfelsen wächst keine Pflanze und lebt fast kein größeres charakteristisches Thier, das dem Verfasser entgangen wäre und dessen Erwähnung er verabsäumt hätte. Es geschieht das freilich nicht auf die Weise Tschudi's, aber ebenso wenig ermüdend und langweilig.

Auch über die Auswanderungsfrage, was Mittel- und Südamerika anbetrifft, sowie über das Indianer- und Negerleben, endlich über medicinische und Handelspflanzen der verschiedenen Erdtheile finden sich an den betreffenden Stellen schätzenswerthe Beiträge.

In das Werk selbst ist die Aufzählung sämmtlicher Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's und ihrer Resultate von dem 1. Januar 1848 an, von dem bekannten Geographen A. Petermann zusammengestellt, sehr passend aufgenommen. Ueber die hier in Rede stehende Expedition äußert sich diese competente Stimme: „Die geographischen Entdeckungen dürfen zu den wichtigsten gezählt werden, welche durch die verschiedenen Aufsuchungsexpeditionen gewonnen sind; denn die Südspitze des oft von den Russen berührten Polarlandes wurde entdeckt und auf der Karte festgestellt. Es war am 17. August 1849 unter 71° 20′ n. Br. und 175° 20′ w. L., als Capitän Kellett an eine beinahe ganz unzugängliche Granitinsel gelangte, die später den Namen Herald bekam und sich gegen 200 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt. Jenseit dieser Insel, in Westen und Norden, zeigte sich ein ausgedehntes Hochland, «über dem die Wolken in dichtgekränzten Massen zogen, von Zeit zu Zeit aus ihrem zerrissenen Schleier sehr hohe Gipfel zeigend, die deutlich als Säulen und Pfeiler zu erkennen waren»."

Das Buch Nr. 3 ist von dem Schweden R. J. Andersson, ins Deutsche übersetzt von Kannegießer. Der Verfasser ist auch ein Naturforscher und gleichfalls ein Botaniker. Auch er reist auf höhere Veranlassung, nämlich ausersehen von der Akademie der Wissenschaften seines Landes, die schwedische Fregatte Eugenie auf ihrer Weltumsegelung zu begleiten. Die Tour, welche das Schiff dabei nimmt und von welcher demgemäß der Verfasser in ihren Hauptstationen zu berichten hat, ist ziemlich die nämliche, die neuerdings von allen Weltumseglern eingeschlagen wird und schon manchem wissenschaftlichen oder abenteuernden Reisenden den Stoff zu einer Reisebeschreibung hergegeben hat. Das Atlantische Meer, Rio, Montevideo und Buenos-Ayres, Südamerikas Westküste mit den nahe gelegenen Inselgruppen, Mittelamerika, S.-Francisco und das Goldlandleben, die Inseln der Südsee, Neuholland, China, Java, das Capland und schließlich die Heimkehr über Englands Küsten, das ist der Cyklus, in dem sich die Weltumsegelung mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren Erfahrungen und Abenteuern, mit ihren mannichfach wechselnden Physiognomien des Landes und der Menschen in dem Berichte des Reisenden abspiegelt.

Die Beschreibung selbst zeichnet sich vor mancher andern ihrer Art höchst vortheilhaft aus. Sie ist während der Reise selbst, noch unter dem Einflusse der jüngsten Erlebnisse entworfen und die Feder in all die verschiedenen Farbentöne getaucht, mit denen die Natur so reichlich allüberall anders sich und die Menschen zeichnet und schmückt. Die Schrift hat darum etwas

Frisches und Munteres, Flüssiges und leicht Bewegliches. Zugleich ist sie aus einer glücklich heitern Stimmung geflossen, die des Lesers Gemüth beim Lesen fesselnd überkommt. Sie hat nebenbei den Reiz der sinnlich vergegenwärtigenden Zeichnung. Strengwissenschaftliche, das botanische Fach angehende Auseinandersetzungen, trockene Raisonnements, aber auch das Eingehen auf tiefere, weitgreifende Fragen, z. B. über Geschichte und Reiche der einzelnen Völker, über Regierungsverhältnisse und Entwickelungsstufen der einzelnen Länder, sind dem Verfasser fremd, obgleich er kurze historische und interessante Skizzen dieses und jenes Volks an mancher guten Stelle keineswegs vermieden hat. „Nur einen verstohlenen Blick habe ich in ihr (der Völker) sociales, religiöses und häusliches Leben werfen können." Aber trotz des flüchtigen Blicks sieht unser Reisender gut, schnell und scharf, die Eindrücke prägen sich auf seine Seele lebendig ab, und da er gibt, was er gesehen und gesammelt, so gibt er nicht wenig und zugleich Genaues. Er liebt die Naturschilderungen, und wer in engem Rahmen, in leicht lesbarer Schrift eine lebendige Anschauung, ein recht hübsches Bild von den verschiedensten Gegenden, Küsten, Städten, Völkerschaften der oben erwähnten Land- und Meerestheile haben will, die ja fast alle in der heutigen Zeit Knotenpunkte des riesig wachsenden Welthandels und des immer enger werdenden Völkerverkehrs sind oder noch zu werden versprechen, dem ist das Buch sehr zu empfehlen. Wir können uns nicht erinnern, in den neuern Reisebeschreibungen ein genaueres Bild gefunden zu haben, als es Andersson z. B. von den Städten Montevideo, Buenos-Ayres, Valparaiso, S.-Francisco, Honolulu, Papiti und deren Umgebung entworfen hat. Das Ganze ist um so anziehender, als die Reise selbst bis in die Jahre 1852 und 1853 hineinreicht. Die Berichte über Californien und Australien haben auch darum ihren ganz eigenen Werth, zumal für Auswanderer. Als ein größerer Reichthum andern Reisewerken gegenüber und als weniger bekannt sind anzuführen die Beschreibungen der Natur und des Lebens und Treibens auf Madeira, den Guano- und Galapagos-, den Sandwich-, Freundschafts- und andern Südseeinseln, auf den Philippinen und Carolinen, auf Isle-de-France und auf der Ostküste Neuhollands. Wer aber Interesse an der vergleichenden Culturgeschichte nimmt, der wird manche höchst anziehende Vergleichungspunkte finden, wenn er dieses Werk mit dem unmittelbar ihm vorangehenden Seemann's oder andern ähnlichen zusammenhält. Seemann schreibt 1847 von dem Wege zwischen Callao und Lima, er sei trotz der Kürze einer der gefährlichsten und unangenehmsten an der peruanischen Küste und durch Räuber sehr unsicher gemacht, Andersson legt ihn in 20 Minuten im bequemen Waggon auf der Eisenbahn zurück. In des Erstern Werke heißt es vom 18. September 1846: „Wir liefen in die Bai von S.-Francisco ein ... Ein Lieutenant kam an Bord und brachte uns die Nachricht, daß die Amerikaner von Californien Besitz genommen hätten und mehre Offiziere und Gemeine an der Küste beschäftigt wären, die Vertheidigung des Landes zu organisiren.... Einige von uns machten einen Besuch nach der Mission von S.-Francisco. Ungefähr 20 zerstreut liegende Häuser waren in der Ebene, und das Einzige, was ein Anzeichen von Leben gab, war ein junger Ochs, der eingebracht wurde. Der Weg war ermüdend und eintönig, er führte durch Dickichte von niedrigen Bäumen und tiefem Sand." In dem Werke des Zweiten lesen wir von demselben Orte: „Hier liegt eine Stadt mit 70—80,000 Einwohnern, eine Stadt, strahlend in des Goldes und gewerblichen Reichthums Pracht ... und Alles darbietend, was menschlicher Kunstfleiß und Erfindungsgeist als das am meisten Raffinirte und Kostbarste hervorzubringen vermocht hat." 3.

Aus London.

John Mitchell's Kerkermemoiren. Caricaturenliteratur. Eine Geschichte des Chartismus. Romanliteratur und Theater.

Gegenwärtig denkt wol noch kaum Jemand in Deutschland an den misrathenen Versuch der Herren Smith O'Brien, Meagher, John Mitchell, M'Manus und Donoghue, das „grüne Erin" von dem vereinigten Königreiche loszureißen und eine irische Republik auf eigene Faust und eigene Kosten zu gründen. Ach, das grüne Erin war auch einmal in der Literatur und in der Zeitungspolitik Mode, wie Alles einmal Mode ist, um dann vergessen und beiseitegelegt zu werden. Es wimmelte in der Literatur von irischen Romanen, Erzählungen und Skizzen und in den Zeitungen von höchst grauslichen Mordgeschichten, agrarischen Freveln und Hungersterbescenen aus Irland. Es gab Zeiten, wo diese irischen Jammerscenen das einzige Salz und Pfeffer waren, um damit die dünnen Zeitungssuppen zu würzen und schmackhaft zu machen. Jetzt ist von Irland kaum noch die Rede, gerade als ob der von der „Times" einmal ausgesprochene höchst christliche Wunsch (denn die „Times" fließt immer von christlicher Gesinnung über), es sei für beide Theile, für England sowol als Irland das Beste, daß das grüne Erin in den Schoos des Oceans versänke, in Erfüllung gegangen wäre. Irland ist jedoch, wie wir zur Beruhigung des Lesers hinzufügen, nicht vom Meere verschlungen worden; es ist auf den Landkarten noch immer verzeichnet; nur zählt es, mindestens gerechnet, 1,600,000 Einwohner weniger als vor 14 Jahren. Doch um solche Thatsachen und das bischen Leid und Gram, was daran hängt, kümmert sich das Publicum nicht viel; solche Thatsachen sind nicht drastisch und pikant genug. Das Stück ist zu Ende; der Vorhang ist niedergelassen und verbirgt die Opfer, die einem grausen Verhängniß gefallen sind; das Schauspielhaus sieht öde und langweilig aus; das Publicum geht Späße machend nach Hause und erkundigt sich höchstens nur im Vorbeigehen beim Logenschließer, welche Tragödie etwa morgen in Scene gehen wird.

Die Art, wie die Erwartungen, welche man auf die Acteure der irischen Insurrection setzte, getäuscht wurden, war auch gar zu grob. Wenn man John Mitchell's „United Irishman" oder die „Nation" las, so mußte man glauben, Jung-Irland stehe wie Ein Mann unter den Waffen und werde England einen furchtbar blutigen Tanz aufführen. Als es nun zum Schlagen kam, war das Schlachtfeld, auf welchem sich die Geschicke Irlands entschieden, nicht größer als der Gemüsegarten der Witwe Kormak, die durch diesen Zufall eine Stelle in den Annalen der Weltgeschichte erhielt, auf die sie ohne Zweifel in ihren stolzesten Träumen nicht gerechnet hatte. Der Generalissimus der insurgirten Irländer, Herr Smith O'Brien, duckte sich hinter die Kohlköpfe, nicht etwa um die Truppenaufstellung der Feinde besser zu observiren, sondern um selbst nicht gesehen zu werden. Die ganze Geschichte war aus. Das Jahr 1848 hat manches Windei gelegt, aber kein solches wie die irische Insurrection. Die Häupter derselben wurden bekanntlich zum Tode verurtheilt, dann aber, um sie möglichst noch unschädlicher zu machen, zur Deportation und Kerkerhaft begnadigt.

Einer derselben, und zwar nicht der talentloseste, John Mitchell, dem es gelang, sich nach fünfjähriger Haft und Verbannung zu ranzioniren und als freier Ire den freien Boden Nordamerikas zu betreten, hat seine Verbannungsleiden und sonstigen Erfahrungen in einer Schrift geschildert, welche in Neuyork unter dem Titel, „Jail journal, or five years in British prisons" herausgekommen ist. An schweren gewichtigen Thatsachen hat das Buch gerade keinen Ueberfluß, aber merkwürdig ist der Stil, in dem es geschrieben ist. Der jungirische Stil, wie wir ihn seiner Zeit aus dem „United Irishman" und der „Nation" kennengelernt haben, geht darin als Spuk um, grauslich wilde, fluchähnliche Worte und schauerliche Klagetöne hervorstoßend. Mitchell wurde aus Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit von den Bermudasinseln nach dem

Cap versetzt. Er schildert die Ueberfahrt, die er in Gesellschaft von noch etwa 200 irischen (nicht politischen) Gefangenen vollbrachte. Er hört sie Nachts auf dem Verdeck ihre vaterländischen Lieder singen. „Welch ein Schicksal", ruft er aus, „welch ein trauriges Loos ist euch gewebt und gesponnen, meine Landsleute! Ach, diese Männer wurden geboren zu der Erbschaft unauslöschlichen Hungers, mitten unter der quellenden Ueberfülle ihres Mutterlandes; sie wurden hinweggescheucht wie schädliche Bestien von jedem Obdach, den des Mutterlandes Busen ihnen bot; sie wurden fortgetrieben, damit ihr schnappender Feind sich von Dem mäste, was gewisse respectable wohlgenährte Leute ihr Eigenthum nennen. Und jetzt werden sie mit Gewalt der Bayonnete über Meer geschafft, um wie Auskehricht an einem fernen Strande ausgeladen zu werden." So geht es fort, und John Mitchell schließt diese Schilderung mit den Worten: „Solche Gedanken kommen mir oft, wenn ich vom Vordercastell des Schiffs her irische Lieder singen höre, die mich in jene frühern Tage zurückversetzen, wo ich sie als summende Begleitung des schnurrenden Spinnrades vernahm; und dann verfluche ich, o wie glühend, die britische Herrschaft. Reich der Hölle! wann wird dein Frevelkelch voll sein?" Eine gewisse wilde Beredsamkeit wird man in diesen Worten nicht verkennen. John Mitchell hat aber auch eine Art wild gewachsenen Humors, den er unter Anderm auch gegen Kossuth spielen läßt, welchem er es nicht vergeben kann, daß er sich mit den Liberalen Englands verband, mit ihnen frühstückte, dinirte, Thee trank und sich von Lord Dudley Stuart bei ihnen herumführen ließ; sie alle sind ihm nur ein „rascal crew". Er beschreibt das Aeußere Kossuth's, mit dem er in Nordamerika eine Zusammenkunft hatte, mit guter Laune, nennt ihn einen „most intellectual Kalmuck" und schildert die Unterredung als eine sehr komische. „Seinem Dixi stellte ich einfach und rund mein Dixi entgegen. Herr! wenn Ihr ihn da hättet sehen können! Zehnhundert Urquharts, in einen zusammengerollt, waren nichts gegen ihn. Ich bat ihn, die Sache Europas seinet- und seines Landes wegen nicht zu überstürzen. Nicht? hatte er doch Briefe, die ihm keinen Zweifel ließen, daß in drei Monaten in Frankreich Revolution sein würde und eine wahrhafte Republik. Ich drückte, mich auf meine Erfahrung berufend, meinen Zweifel in Betreff solcher Programme aus, namentlich was Datums anlangt. Wie John Martin stützte er sich auf das orthodoxe Dogma, daß ich ein «junger Mann» sei — meine Erfahrung gelte ihm nichts. Habe er doch mit dem Blute von Nationen auf dem Schlachtfelde gespielt!" *)

Dies ist eine Probe jungirischen Humors. Vom altenglischen erhalten wir Proben durch ein in London erschienenes, mit 500 Holzschnitten ausgestattetes Buch: „Pictures of life and character. By *John Leech*. From the collection of Mr. Punch." Das „Athenaeum" bemerkt auf Anlaß dieses Buchs: „Die Caricaturmalerei hat nur einen großen Repräsentanten gehabt, Hogarth; denn die gemalten Späße von Teniers und Jan Steen sind mehr durch die Vortrefflichkeit der Ausführung als durch die Tiefe ihres Humors bedeutend. (?) Hogarth war zugleich Satiriker und Maler. Leech ist eine zu gemüthliche Natur, um sich bei den Schlägen, die er austheilt, einer schärfern Waffe zu bedienen als einer Harlekinspritsche, die keine größere Wunde verursacht als der Backenstreich von der Hand eines herzlichen Freundes vom Lande. Doch was er zeichnet, trägt den Stempel eines geborenen Humoristen." Welche gewichtige Stellung der Caricaturenzeichner in England einnimmt, davon zeugen noch folgende Worte: „Ein Caricaturist ist noch mehr ein Lehrer zu nennen als selbst ein Maler in einer höhern Kunstgattung"; und: „In unserm Lande übt der Caricaturist eine politische Macht aus, und er, der sich an das Auge wendet, ist der populärste Sprecher. Die mächtigste Partei ist diejenige, welche, mit Recht oder Unrecht, die Lacher auf ihrer Seite hat, und das laute Gelächter, welches eine gelungene Caricatur erregt, kann ein Ministerium zu Falle bringen. Diese Macht vermag die Wahrheit, aber auch den Irrthum zu kräftigen — unglücklich das Zeitalter, wo die Lacher Unrecht haben."

Eine ähnliche verunglückte Unternehmung wie die oben erwähnte Jung-Irlands war die chartistische Bewegung in England. Gedächtnißstarke Leser erinnern sich vielleicht noch an jenen 10. April 1848, wo die Chartisten in London einen großen Monsterumzug hielten, um bei dem Parlament eine Riesenpetition einzureichen und ihre Kräfte paradiren zu lassen. Ganz London war auf den Beinen. Die Wohlgesinnten, die Besitzenden, die londoner Epiciers zitterten nicht wenig, denn die chartistischen Führer hatten vorher wochenlang fürchterliche Reden gehalten von den unveräußerlichen Rechten der Menschheit, von der Nothwendigkeit des Umsturzes alles Bestehenden und von ihrem eigenen besten Willen, diesen Umsturz herbeizuführen. Eine englische Republik mit einem chartistischen Präsidenten und einem chartistischen Nationalconvent — das war wol eine fürchterliche Perspective, die Allen, welche noch etwas in der Tasche hatten, das Blut in den Adern gerinnen machen mußte. Der 10. April ging indeß ohne Abschaffung der Monarchie und ohne allgemeinen Straßenkampf vorüber, obschon es einige Privatraufereien und infolge davon auch einige blutige Köpfe gab. Kurz, die große chartistische Demonstration nahm ein fast ebenso klägliches Ende als die Insurrection Jung-Irlands. Aber es waren doch immer etwa 100,000 Köpfe und mehr beisammen gewesen, und eine solche Massenentfaltung hat immer etwas Imponirendes. Ueberhaupt kann man der chartistischen Doctrin, die freilich jetzt fast nur noch im Geheimen spukt und sich seit dem 10. April 1848 nicht offen an das Tageslicht wagt, nicht eine gewisse Bedeutung absprechen. O'Connor, der „Chartistenkönig", ist freilich eine lächerliche oder vielmehr bemitleidenswerthe Figur geworden, denn sein Verstand hat unter Curatel gestellt werden müssen, und solange nur Habe- und vielleicht auch Taugenichtse an der Spitze dieser Doctrin stehen, hat man von ihr keinerlei Gefahr zu befürchten. Man lasse aber zur Zeit einer jener großen innern Katastrophen, wie sie in dem Leben keiner Nation auf die Dauer auszubleiben pflegen, mächtigere Factoren hinzutreten und ehrgeizige Männer von Gewicht, Reichthum und Einfluß sich dieser Bewegung bemächtigen, um irgend einen politischen Zweck zu erreichen; man lasse das Parlament dann für einen Augenblick den Kopf verlieren und die Autoritäten nur für kurze Zeit gelähmt sein, und man wird nicht leugnen wollen, daß der jetzt über die Achsel angesehene Chartismus bei der eigenthümlichen Lage Englands zu einem drohenden und gefährlichen Ungeheuer anschwellen könnte. Unter diesen Umständen wird man folgende Schrift über den Chartismus: „The history of the chartist movement, from the commencement down to the present time, by *R. G. Grammont*", nur willkommen heißen. Grammont gehört, soviel wir wissen, selbst der arbeitenden Classe, aber ihrer intellectuellen Schicht an und ist mit jenem natürlichen politischen Instinct begabt, welcher die Männer dieser Schicht in England auszeichnet. Das „Athenaeum", welches es tadelt, daß man diese Bewegung nur zu sehr gewohnt sei de haut en bas anzusehen, rühmt die Ruhe, selbst das oft überraschend verständige Urtheil, womit dieses Buch geschrieben sei, und meint, es sei dies die einzige leidenschaftslose Schrift über diesen Gegenstand; es sei darin nicht auf eine Apologie, sondern blos auf eine geschichtliche Entwickelung der Bewegung abgesehen.

Während vor noch nicht langer Zeit die Romanproduction in England in hoher Blüte stand und die auf diesem Gebiete thätigen Schriftsteller berühmten Namens wetteiferten, der

*) Auch Samuel Warren, der bekannte Verfasser des „Tagebuch eines Arztes", hat die Erinnerung an Jung-Irland wieder aufgefrischt, und zwar in seinen jüngst erschienenen zwei Bänden „Miscellanies, critical, imaginative and juridical", worin sich unter Anderm ein Aufsatz „Trials of Daniel O'Connell and William Smith O'Brien" befindet.

Welt Schlag auf Schlag Producte zu liefern, welche man gelesen haben mußte, um für einen leidlich gebildeten Menschen zu gelten, liegt diese Literaturgattung jetzt fast gänzlich darnieder. Der englische Roman wartet wol auf eine neue Gestaltung des öffentlichen Lebens und der Gesellschaft, denn den Kreis der Erscheinungen, welchen die bisherigen Zustände ihm boten, scheint er in der That durchlaufen zu haben. Die Koryphäen feiern, oder ihre Producte, wie die von Dickens, erscheinen gegen die frühern vergleichsweise matt, und ein neues Aufsehen erregendes Talent ist neben und nach ihnen nicht aufgetaucht. Neue Romane, von meist unbedeutenden oder unbekannten Autoren, werden zwar fortdauernd in großer Zahl angekündigt, aber sie sind gewöhnliches Lesefutter und es würde die Mühe nicht lohnen, die Titel auch nur der bessern aufzuführen. Man überläßt den Amerikanern das Feld und ergötzt sich inzwischen an den Memoiren Barnum's (vgl. Nr. 6 d. Bl.) der, wir wollen nicht sagen, den Muth, aber die Dreistigkeit gehabt hat, dem Publicum ins Gesicht zu sagen, wie leicht und durch welche Mittel es sich betrügen läßt. Die Geschäftsleute wollen zwar mit ihm nicht auf gleiche Linie gestellt sein, was ihnen auch nicht gerade zu verdenken ist; aber ein großer Theil derselben muß sich im Geheimen doch gestehen, daß, was wenigstens seine Geschäftstheorie betrifft, Barnum vollkommen ihr Mann ist und ihre Grundsätze ausgeplaudert hat. Sonst verhält er sich freilich zu ihnen, wie etwa der Affe zum Menschen — als Caricatur. Ein londoner Correspondent des „Magazin für die Literatur des Auslandes" versichert, daß von dem Barnum'schen Buche bald nach seinem Erscheinen in Nordamerika und England 66,000 Exemplare vergriffen worden seien, und meint, man solle ja Barnum studiren, wenn man amerikanische und englische Zeitungen und Ereignisse besser verstehen wolle; Barnum gehöre zu dem Beweise, „daß die westliche Civilisation verschiedenen Bankrotten nahe sei".

Bei der Stagnation, in welche auch die dramatische Production in England verfallen ist, scheint man, aber erst in den letzten Tagen, den Theatervorgängen in Deutschland wieder einmal größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ueber die rhythmische Uebersetzung der Grillparzer'schen „Sappho" und über die Auszüge, welche englische Blätter aus dem „Fechter von Ravenna" gebracht haben, ist von uns bereits berichtet worden. Das „Athenaeum" bringt in der Nummer vom 10. Februar folgende Notiz: „Herr Gutzkow, der unermüdliche deutsche Dramatiker, hat ein neues Lustspiel «Lenz und Söhne» vom Stapel laufen lassen, welches bei seiner ersten Aufführung in Dresden beträchtlichen Beifall fand, wozu jedoch die meisterhafte Darstellung einer der Rollen durch Emil Devrient sehr viel beigetragen haben soll. Nach seiner ersten erfolgreichen Aufführung wurde jedoch das Stück untersagt, wie man munkelt, auf Befehl des Monarchen selbst... Hat der Erfolg des «Fechter von Ravenna» («The gladiator of Ravenna») die Hofkreise darauf aufmerksam gemacht, daß es gefährlich sei, wenn man patriotischen Gefühlen gestatte, sich auf der Bühne Luft zu machen?" Der Verfasser der Notiz scheint hiernach freilich den Inhalt des Gutzkow'schen Lustspiels nicht zu kennen. Dasselbe londoner Blatt gab neulich ein Wochenrepertoire des wiener Hofburgtheaters zum besten und knüpfte daran die Bemerkung: „Man vergleiche diese Mannichfaltigkeit, wie sie dem Einwohner Wiens oder Dem, der die Stadt für eine Woche besucht, geboten ist, mit dem Repertoire unserer besten londoner Theater in gleicher Frist, und man wird sich nicht mehr wundern, wenn gebildete Deutsche und Enthusiasten wie Eduard Devrient, die nur kurze Zeit in London zubrachten, über den gegenwärtigen Zustand der Bühne im Vaterlande Shakspeare's Briefe voll Staunen und Verzweiflung nach Hause schreiben. Um den Vergleich zu vervollständigen, möge der Leser sich erinnern, daß das Ensemble des Hofburgtheaters immer eins vom höchsten Range war." Welche Genugthuung, daß man uns wenigstens um unsere Theaterzustände beneidet! **H. M.**

Notizen.

Literarische Unsterblichkeit.

Washington Irving's „Sketch-book" enthält unter Anderm eine Skizze unter der Ueberschrift „The mutability of literature". Der Verfasser schildert darin, wie er sich in der Capitelbibliothek der Westminsterabtei (in welcher unter Anderm auch das „Dooms-day book" aufbewahrt wird) befindet und an die dort aufgestapelten alten Scharteken Betrachtungen über die Vergänglichkeit literarischen Rufs knüpft. Er fragt: Was man noch von jenem Robert Groteste von Lincoln wisse, der wie kein Anderer für die Unsterblichkeit gearbeitet und fast 200 Bände geschrieben habe? Davon hätten sich aber in einigen Büchersammlungen nur wenige Bruchstücke erhalten, nach denen selbst kein Antiquar mehr Nachfrage thue. Was wisse man noch von Geraldus Cambrensis, dem Geschichtschreiber, Alterthumsforscher, Philosophen, Theologen und Poeten, der zwei Bischofsitze ausgeschlagen habe, um sich ganz der literarischen Thätigkeit widmen zu können und seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen? Was von jenem Henry von Huntingdon, der außer einer gelehrten Geschichte Englands einen Tractat über die Verachtung der Weltdinge verfaßte, wofür sich die Welt an ihm dadurch rächte, daß sie ihn vergaß? Was von Joseph von Exeter, der in Bezug auf classische Schreibweise das Wunder seiner Zeit genannt wurde? Von seinen drei großen (lateinisch geschriebenen) Epopöen sei die eine bis auf ein bloßes Fragment für immer verloren, die zwei andern nur wenigen Curiositätenliebhabern bekannt, während seine Liebesgedichte und Epigramme gänzlich verschwunden seien. Was von John Wallis, dem Franciscaner, der seiner Zeit den Beinamen „der Baum des Lebens" erhielt? Was von William von Malmesbury, Simeon von Durham, John Hanvel von St.-Albans? — Ach, wenn wir auch nur einen Rückblick auf die letzten hundert Jahre der deutschen Poesie und Literatur werfen, so haben wir den Eindruck eines Todtenfeldes. Wie viele Dichter und Schriftsteller, die zu ihrer Zeit einen bedeutenden Namen hatten und viel gepriesen und gelesen wurden, sind zu den Todten geworfen, sodaß ihr Name sich nur durch die Grabsteine fortpflanzt, welche ihnen die Literargeschichtschreiber in ihren Büchern setzen und auf denen Geburts- und Todesjahr gewissenhaft verzeichnet sind. Wer liest noch die Dichtungen von Denis, Mastalier, Kretschmann, Nicolay, Alxinger? Wer die Schriften, Romane oder Schauspiele von Hermes, Sophie La Roche, Iselin, Jerusalem, Gotter, Jünger, Stephani, Krüger, Abbt, Garve? Wer manche der gefeiertsten Romane Wielands? Wer Klopstock's „Messiade", die, und zwar mit Recht, epochemachend war? Wer die „Idyllen" Geßner's, die in alle Sprachen übersetzt wurden, oder die „Fischergedichte" Bronner's? Wer die „Satiren" Rabener's, die für ihre Zeit so bedeutsam und charakteristisch waren? Ganze Gattungen, wie die Ode, die Hymne, die Fabel, das gereimte Epigramm, sind vom modernen Geschmack verdrängt. Romane und Dramen, die im Laufe unsers Jahrhunderts auftauchten und bei ihrem Erscheinen verschlungen oder wenigstens als etwas ganz Besonderes gepriesen wurden, sind zu Hunderten totaler Vergessenheit anheimgefallen. Fouqué, der Verfasser der „Undine", des „Zauberring" u. s. w., hatte mindestens ein eben so großes Maß poetischer Naturbegabung als die Gepriesensten jetzt, und man nennt ihn kaum noch. Es gab eine Zeit, wo man Grabbe vorschriftsmäßig als Genie bewundern mußte, dem die Unsterblichkeit sicher sei — wie Wenige mögen es sein, die ihn jetzt noch lesen. O über diese literarische Unsterblichkeit, um die sich noch heutzutage so unzählige Aspiranten abquälen trotz des hohlen Warnungsrufs: Memento mori! der eigentlich als Motto jedem literargeschichtlichen Werke vorgedruckt sein sollte!

Fliegende Gedanken über Kritik.

Georg Forster schrieb im Jahre 1792: „Meine Art zu recensiren war immer, daß ich mich bemühte, den Geist des

Autors darzustellen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber sowol in der «Allgemeinen Literaturzeitung» als in bessern gelehrten Zeitungen schleicht sich immer mehr der pedantische Ton ein. Man glaubt, man müsse im Tadeln seine Weisheit zeigen, oder man lobt blindlings; Beides ist freilich leichter als gewissenhaft recensiren und darlegen." Forster hielt es für die Aufgabe der schriftstellerischen Beurtheilung, „über die Richtung, welche die Schriftstellerei im Ganzen nimmt, mit Strenge zu wachen, den Fortschritt oder den Verfall ganzer Zweige der Wissenschaften anzuzeigen, das Subjective vom Materiellen, den Geist vom todten Buchstaben zu unterscheiden, im Buche den Menschen, nicht im Menschen das Buch aufzusuchen". Wäre die Kritik immer in diesem Forster'schen Sinne geübt worden, wäre man nicht zu nachsichtig gewesen gegen die Verderbniß, welche sich ganzer Richtungen bemächtigt, hätte man nicht im Schriftsteller nur zu oft blos die Person und seine persönliche Stellung vor Augen gehabt und überhaupt nicht das Amt der Kritik zu einseitig zu blos persönlichen Zwecken verwaltet, hätte man nicht das Maß der Kritik sich nur zu häufig bald durch diese, bald durch jene Rücksichten, die man auf den Schriftsteller, auf die Clique, auf den Tagesgeschmack, selbst den Verleger nahm, beugen und krümmen lassen, so würde es besser um den Credit und den Einfluß der Kritik stehen. Nach Braniß hat die Kritik den Zweck, „das Unwahre zu entdecken und den schönen Schein zu zerstören". Aber nur zu oft hat die Kritik dem schönen Schein gehuldigt und das Unwahre auf Kosten der Wahrheit gefeiert. Hierzu kommt in unsern Tagen die Parteikritik, die im Grunde gar keine Kritik mehr ist. Wenn man vorher weiß, daß man in einer Zeitung von einer bestimmten politischen Richtung das Werk eines Schriftstellers, welcher dieser Richtung angehört, unter allen Umständen gelobt, desjenigen aber, der nicht dieser Richtung angehört, unter allen Umständen getadelt finden wird, dann ist es ja überhaupt gar nicht mehr nöthig, eine Kritik zu lesen. Wir hörten jüngst einen Schriftsteller ganz naiv seine Verwunderung darüber aussprechen, daß ein Blatt seiner politischen Richtung sein Buch nicht gehörig herausgestrichen habe, denn das verstehe sich von einem Organ der Partei, der er angehöre, ja von selbst und es sei eine aller Parteitaktik zuwiderlaufende Perfidie, daß dies nicht geschehen.

Der deutsche Gelehrten-, Künstler-, Schauspieler- und Dichterdünkel ist in aller Welt verrufen genug; der Recensentendünkel stammt aus derselben Quelle; liegt es aber nicht im eigenen Interesse der Kritiker, ihre Meinung ohne verletzende Anmaßung und in den Formen einer Urbanität auszusprechen, welche der kritischen Gerechtigkeitspflege ihre zu herbe Schärfe nimmt und ihre Wirkung erhöht? Ausgenommen freilich die nicht seltenen Fälle, wo die Kritik die nur zu häufig mit Talentlosigkeit und Gehaltlosigkeit Hand in Hand gehende Anmaßung oder eine dem Gemeinbesten und dem öffentlichen Anstand offenbar verderbliche Richtung zu bekämpfen hat.

> Man kann im Herzen Liebe tragen
> Und doch mit Schwertern drunter schlagen.

Dieser Wahlspruch Wrangel's sollte auch das Motto jedes Kritikers sein. Der Geist der Ritterlichkeit, wie er in diesem Motto charakterisirt ist, würde der Kritik nur zum Vortheil gereichen.

H. M.

Bibliographie.

Die noch vorhandenen Abzeichen Nürnberger Häuser. Zusammengetragen und geordnet von einem Forscher in alten Dingen. Nürnberg, v. Ebner. 12. 9 Ngr.

Berthold von Zähringen. Trauerspiel in fünf Akten. Mannheim, Löffler. 8. 28 Ngr.

Beyttenmiller, T., Maiglöckchen. Zweiter Liederstrauß. Cannstatt, Bosheuyer. 1854. 24. 15 Ngr.

Busse, F., Irrthum und Liebe. Lustspiel in vier Akten. Bremen, Strack. 8. 10 Ngr.

Curtius, E., Zur Geschichte des Wegebaus bei den Griechen. Ein Beitrag zur Alterthumswissenschaft. Berlin, Hertz. 4. 1 Thlr.

Die Familienstube, eine illustrirte Monatschrift für Eltern und Kinder, unter Mitwirkung von Freihofer, Klumpp, A. Knapp u. A. herausgegeben von P. Pressel. 1ster Jahrgang. 1855. 12 Hefte. Reutlingen, Rupp u. Bauer. 8. 1 Thlr.

Faust und Hamlet. Blätter an Varnhagen von Ense zu seinem 70. Geburtstage. Berlin, Stargardt. 8. 5 Ngr.

Fenzl, E., Bericht über die von Constantin Reitz, k. k. österreichischem Vice Consul für Inner-Afrika, auf seiner Reise von Chartum nach Gondar in Abyssinien gesammelten geographisch-statistischen Notizen. Mit 1 Karte. Wien. Gr. 4. 16 Ngr.

Friedrich, E., Die Heilgymnastik in Schweden und Norwegen. Nach eigener Anschauung für Aerzte und Turnlehrer dargestellt. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 10 Ngr.

Goldhann, L., Aesthetische Wanderungen in Sicilien. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Hoffmann, K., Glauben, Wissen, Leben. Ein Sonettenkranz. Regensburg, Pustet. 1854. 8. 15 Ngr.

Jost, E., Gedichte. Frankfurt a. M., Jäger. 8. 1 Thlr.

Mahon's, Lord, Geschichte von England. Vom Frieden von Utrecht bis zum Frieden von Versailles 1713—1783. Deutsch von F. Steger. 1ster Halbband. Braunschweig, Westermann. 8. 12½ Ngr.

Marr, P. J., Der Eid und die jetzige Eidespraxis. Theologisch-juristische Abhandlung. Eine gekrönte Preisschrift. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 18 Ngr.

Moriggl, A., Einfall der Franzosen in Tirol bei Martinsbruck und Nauders im Jahre 1799. Aus verläßlichen Quellen geschöpft und nach Urkunden bearbeitet. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.

Rieger, M., Zur kritik der Nibelunge. Giessen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr.

Riehl, W. H., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Familie. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1854. Für Leser aus allen Ständen. Von *r*. Leipzig, Fest. 8. 18 Ngr.

Stelzhamer, F., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. Gießen, Ricker. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beust, F. C. Freih. v., Die Bedeutung des Freiberger Berg- und Hüttenwesens gegenüber der dasigen Eisenbahnfrage. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Eduard, D., Dem Friedensfürsten sein unveräußerlicher Vorzug bewahrt. Offenes Sendschreiben an den Hrn. Ober-Rabbiner Dr. Frankel mit Beziehung auf seinen jüngst gehaltenen Festvortrag. Breslau, Sosohorsky. Gr. 8. 3 Ngr.

Erhard, J., Das Gehör und die Schwerhörigkeit. Offener Brief an das Publikum gegen den Charlatanismus. Mit 1 Abbildung. Berlin, Förstner. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Reform der Ohrenheilkunde. Sendschreiben an seine Collegen. Ebendaselbt. Gr. 8. 3 Ngr.

Meding, H. L., Fest-Bericht der zehnjährigen Stiftungsfeier des Vereins deutscher Aerzte in Paris. Breslau. 1854. Gr. 4. 27 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 13. —— 29. März 1855.

Hermann Lingg.

Gedichte von Hermann Lingg, herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1854. 8. 24 Ngr.

Es liegt etwas peinlich Schmerzliches darin, und es dürfte wol kaum unsern krankhaften geselligen Zuständen allein zuzuschreiben sein, wenn unter uns jahrzehndelang ein geniales, schöpferisches Talent leben konnte, ohne von Jemand beachtet oder auch nur gekannt zu sein, und wenn der Zufall dazwischentreten mußte, um dies Talent aus seiner Verborgenheit zu reißen und der Oeffentlichkeit, der es angehört, zurückzugeben; es liegt etwas peinlich Schmerzliches darin, wenn dann dieser Dichter, der ganz das Zeug dazu hat, auf eigenen Füßen zu stehen und mit dem Ausruf: „Hier habt ihr mich!" Anerkennung und Kritik zugleich herausfodernd vor das Publicum zu treten, der Empfehlung eines schon bekannten Dichters bedarf, um sich bei ihm einführen zu lassen. Jede derartige Einführung bleibt stets etwas Misliches, ein Stab für den Hinkenden, ein Zeugniß eigener Unzulänglichkeit, und selbst wenn Der, welcher sich ihrer bediente, diese Krücke zuletzt von sich wirft, wird die Erinnerung daran noch als Ballast an seinen Fersen hängen bleiben. Selten indeß war vielleicht ein Dichter einer solchen Empfehlung in dem Maße würdig, eben deshalb aber auch vielleicht so wenig benöthigt als Hermann Lingg, und wir können es daher nur bedauern, daß er nicht zur rechten Zeit jene Mahnung, die er sich in einem seiner „Nachtgedanken" zuruft:

> Ungebrochen
> Erhebe selbst die Hand zu deiner Krönung!

muthig befolgte, daß er vielmehr schon die Hand ausgestreckt hatte, um Alles, was er je producirt, der reinigenden, aber auch zerstörenden Flamme zu übergeben, und es nur halb willenlos geschehen ließ, als der Freund den köstlichen Schatz ihm entriß, um ihn der Welt zu zeigen. Umsomehr fühlen wir uns daher Letztern zu Dank verpflichtet, da wir hier vor der Betrachtung einer Persönlichkeit stehen, die durch sich selbst sich nicht hätte emporbringen können, einer passiven, unentschlossenen, thatenlosen Natur, die entgegentretende Hemmnisse nicht zu durchbrechen, Widerwärtigkeiten zum Trotz nicht Bahn zu gewinnen und sich vor der Welt Geltung zu verschaffen vermochte. In seinen „Nachtgedanken" sagt er von sich:

> Nie, nie beging ich unumschränkt und heiter
> Die großen, meines Lebens Kaiserwahlen.

Zu Thaten schreitet er nicht einen Tritt weiter, wo nicht

> Zufälle den Erfolg ihm stahlen.

Das Schicksal begünstigte ihn nicht:

> Kein Schutzgeist unterband mir Goldsandalen.

Im Gegentheil, mit sich und der Welt zerfallen, war sein Leben und Streben stets nur

> Ein Kampf mit Säulen eines Felsenbaues.

Er steht einsam und verlassen, sich in sich selbst verschließend:

> Für meinen Durst, für meine Fieberbrände
> Fiel nie das Manna jenes Seelenthaues,
> Des Trostes, daß ein Herz mit mir empfände.

In dieser schwermüthigen, menschenfeindlichen Stimmung wähnt er sich von allen Seiten verkannt, für ihn gibt es keine Vertheidigung, jede That wird ihm zum Verbrechen, und wo er hintritt, gleitet er aus:

> Wüthend nagt an mir der Geier,
> Tief im Marke brennt der Speer.
> Fernhin fliegt ein blauer Schleier,
> Flattert und versinkt im Meer.

So entschwindet ihm auch das letzte Glück. Es ist aber ein räthselhaftes Leid, ein unbekannter Schmerz, eines Grams nur leiser Duft, namenlos und schattenhaft, der den Frieden seiner Seele stört, der seine besten Kräfte aussaugt und den kein Lied in Schlummer singt („Stanzen", S. 89):

> Nie zu rasten, nie zu ruh'n,
> Und doch nie ins volle Leben
> Einen festen Schritt zu thun;
> Zu erglühen im Bestreben,
> Zu erliegen im Versuch,
> Weh dir, Herz, das ist dein Fluch.

Und während nun so unter Schmerzen und Klagen „ein Strom von heißen Glutgesängen" in seiner Brust unglücklich fortrollt, fühlt er, gleichwie an einem lange verschleierten Gemälde die Farben endlich bleichen und die Blüte welkt, die sich umsonst nach Licht und Sonne sehnt, seine Kraft ruhmlos versiegen, und mit Verhöhnung flüstert ihm des Nachts ein Geist zu („Nachtgedanken", I):

Titanen nur sind nicht zu unterjochen.

Vergebens sehnt er sich aus dem lastenden Jammer des veralteten Europa in eine neue Welt, auf eine Insel milder Zonen im fernsten stillen Ocean („Lied", S. 94):

Dort aber an den holden Brüsten
Blickt lächelnd in den Lichtazur
Die Zeit, ein Kind noch an den Brüsten
Der unentweihten Gottnatur.

Doch verläßt ihn die Hoffnung nicht („Stanzen", S. 91):

Vielleicht nur kurz, bevor es dunkelt,
Daß auch noch mir ein Abend glüht,
Ein müder letzter Strahl, und funkelt
Auf Tage, denen nichts mehr blüht.

Ja seine Brust durchleuchtet sogar ein Strahl dichterischen Ruhms, der ihm vorbehalten sei („Nachtgedanken", III):

Es kommt die Zeit noch, die erfüllungsvolle,
Sie kommt, wo du emporgerichtet mitten
Durch deine Feinde gehst mit freien Schritten
Und fragest, wer dich noch misachten wolle.

Die Härte, welche dieses von Dichtersang und Dichterruhm erglühende Herz sich vorwirft, ist nur eine scheinbare. Lingg ist eine weiche, mitempfindsame Natur, die den Puls des Sterbenden mitfühlt und daher umsoweniger glücklich sein kann, als ihn sein Lebensberuf — er war bairischer Militärarzt — häufig mit Leidenden und Sterbenden zusammenführte. Doch war seine Isolirung mitten in einer mannichfach belebten und bewegten Gesellschaft ebenso sehr eine selbstgewählte und in seinem Gemüth liegende als eine nicht ganz unverschuldete. Wir ahnen etwas dergleichen, wenn wir im „Frühlied" lesen:

Die Blume meiner Freuden
War irdisch ja, ich trank
Vom gold'nen Kelch der Heiden
Und trotzte, bis ich sank.

Ich war ein wilder Jäger,
Mein Haupt von Schuld nicht rein,
Soll nie ein Würdeträger
Der Silberlocke sein.

Doch haben wir hier nicht nach Anekdoten zu haschen, die über sein Leben und seine Schicksale umgehen; wir nehmen ihn, wie er uns in seinen Gedichten erscheint, und da tritt uns, entschlackt vom Rost gemeiner Wirklichkeit, das Bild einer edeln Persönlichkeit entgegen, die auf der Höhe idealer Welt- und Lebensanschauung stehen würde, hätte nicht das vergebliche Ringen mit den sittlichen Lebensmächten seinem Gemüth die bleibenden Spuren der Verbitterung eingedrückt.

Wir billigen die von Geibel getroffene strenge Auswahl, die, soviel wir wissen, nur einen kleinen Theil eines viel größern Vorraths bildet, und können dem Herausgeber nur beistimmen, wenn er darin weder ein blos äußerliches, der Originalität entbehrendes Formtalent noch jenen leicht befriedigten Dilettantismus erblickt, der schon poetisch zu schaffen meint, wenn er willkürlich ergriffene Stoffe in die erste beste Gewandung kleidet, sondern jene Vollberechtigung des Talents, die der nothwendige Ausfluß und Ausdruck einer ursprünglichen Dichternatur ist und über die massenhaft wuchernde Mittelmäßigkeit durch Eigenthümlichkeit des Schaffens nach Form und Inhalt glänzend hinausragt.

Es däuchte den Griechen eine wunderbare Erscheinung, ihre Lieblingsgöttin, die olympische Vertreterin kunstreicher Werke, gewappnet aus des obersten Gottes Haupt hervorgehen zu sehen. Etwas Aehnliches bietet die Lingg'sche Muse; auch sie sehen wir urplötzlich aus dem Haupte des Dichters hervorgehen in fast vollendeter Reife und Schöne, in so fester Ausprägung nach Wahl des Stoffs, nach Auffassung und sprachlicher Einkleidung, daß in diesen Beziehungen an einen weitern wesentlichen Entwickelungsfortschritt des Dichters nicht zu denken ist. Innerhalb seiner Anschauungssphäre wird er jedoch neue Gegenstände und Ausdrucksweisen, neue Versmaße und Rhythmen noch viele erfinden; und er unterscheidet sich von jeder dilettantischen Richtung eben dadurch, daß die Stoffe, die er wählt, ihm nicht zufällig angeflogen, sondern aus dem Innern seines Gemüths und seiner gesammten Welt- und Lebensanschauung zugleich mit der Form in nothwendiger Einheit erwachsen sind.

Lingg's Lyrik ist eine durchaus objective; selbst da, wo er in lyrischer Aufgeregtheit oder elegischer Ruhe sich mit seinem eigenen Innern oder seinem Geschick beschäftigt, steht er seinem Gegenstande mit bewußter Freiheit gegenüber. Am liebsten jedoch wählt er geschichtliche Stoffe, und der geschichtliche Geist, das Interesse für menschliches und menschheitliches Streben, Wirken und Schaffen hat in solchem Maße sein lyrisches Denken und Empfinden durchdrungen, daß selbst in seinen Liebesliedern, wo er rein subjective Gefühle und Gemüthslagen zeichnet, mehr noch in seinen Naturschilderungen dieser Antheil am Allgemeinen, am Geschick der Menschheit vernehmlich hindurchklingt.

Seine Weltanschauung ist wie sein ganzes Wesen eine tiefmelancholische, und es sind daher vorzugsweise die pathologischen Zustände der Völker, die seine dichterische Theilnahme erregen. Was als zerstörender Geist in Natur und Menschheit waltet, jene wilden finstern Mächte, die mit den Windsbräuten über Wrack und Leichen, über zerstörte Thürme, zerfallene Burgen, beschneite Alpenklausen einherfahren, oder mit wandernden Völkern, Raupen und Heuschrecken Hunger, Mord und Seuchen über die Länder ausstreuen und an wüsten Haiden und Steppen, an rauchendem Städteschutt und Menschenjammer ihre Freude haben, all Das bietet ihm willkommenen Stoff, und darum schildert er auch lieber Könige und Helden, welche die Geißel, als diejenigen, welche die Freude des Menschengeschlechts sind, darum schildert er lieber

den Verfall als die Erhebung der Völker, darum strömen ihm, wenn er Zustände des Verfalls besingt, Bilder in unerschöpflicher Fülle und die vollsten Töne seiner Leier ungesucht zu, und darum tritt, gleichwie in Bezug auf sein eigenes Seelenleben die Hoffnung das Geringste und Letzte ist, wofür er Stimmung und Worte findet, seine tröstliche Ansicht, den Völkern und der Natur gegenüber, auch nur wie verloren und schüchtern auf. Ein so vereinzeltes freudigeres Lied ist sein Sonett „Ersatz der Natur", und auch hier muß ein bloßer Gemeinplatz:

Hat jahrelanger Krieg ein Land durchwüthet
Und Noth verzehrt und Hagelschlag geschlagen,
Dann kommt doch ein mal noch von Segenstagen
Ein Sonnenjahr, das jeden Schmerz vergütet.

tiefere Gedanken ersetzen.

Man kann im Grunde nicht sagen, der Dichter flüchte in die Geschichte, um sich über Das auszusprechen, was er von der Menschheit und ihren letzten Schicksalen erwartet und verlangt; seine gesammte Lebens- und Naturanschauung ist eine geschichtliche; er lebt und webt darin mit seinen Gedanken, seinen Empfindungen, seinen Phantasien, aber er benutzt die geschichtlichen Stoffe, um seine religiösen und sittlichen Ansichten in objectiver Weise daran zu knüpfen, und so gestalten sich seine poetischen Schilderungen aus dem Leben der Völker oft zu wirklichen Allegorien.

Was er will, in dem Geschichtsbilde „Dodona" läßt er es die dortigen Eingeweihten und Glaubensboten aussprechen:

Von Aegyptens Pyramiden
Bis zu Delphis Priesterin,
Bis zu Ganges Tempelfrieden
Herrsche Einer Lehre Sinn:
Trost zu spenden, Schmerz zu lindern,
Licht zu wecken weit und breit,
Freiheit allen Erdenkindern,
Freiheit, Liebe, Menschlichkeit.

Um das Haupt der Todten wünscht er Blumen, Blumen um Pokal und Schwert, und wie hier die Liebe, verherrlicht er anderwärts die Kraft. In dem schönen Gedichte „An der Ostsee" steht ihm der hünenmäßige Skalde offenbar höher als das Heergesind siegreicher Christenboten:

Da brach der drachengeflügelte Helm,
Ins Meer sank Hertha's Wagen,
Den Starken zwang der kluge Schelm,
Die Helden wurden erschlagen.

In „Mycerin", einem der vermischten Gedichte, schildert er die wohlthätigen Folgen fürstlicher Gerechtigkeit, Milde und Weisheit im Gegensatz zu den erdrückenden Foderungen fanatischer Priester, die für den Schuldigen nur Strafe und Verdammniß, für das Volk nur Fesseln, für den Geist nur Finsterniß haben; und in „Atlantis" träumt er von einem ewigen Frieden und dauernder, auf Tugend und Recht gegründeter Völkerbeglückung und erblickt in Amerika das große Rettungsboot, zu welchem alle Völker mit zerrissener Fahne hoffnungsvoll im Abendroth blicken. Dann wird auch die Erlösungsstunde für den „Schwarzen" schlagen. Im Sonett „Die großen Stämme" spricht er also zu ihm:

Den Sand wirst du mit heißer Sohle küssen,
O Schwarzer, knieend vor dem weißen Manne,
Doch einst wird auch dein Elend enden müssen.

Von einem Dichter, der mit der gesammten leidenden Menschheit sympathisirt, der für die Letzten vom Azurenstamme, für den letzten Skalden und den verschmachtenden Schwarzen heißes Mitgefühl im Herzen und im Munde trägt, konnte man billigerweise gleich kräftig gestählte und geschliffene vaterländische Gesänge erwarten. Aber entweder ist Lingg als guter Deutscher zu sehr Kosmopolitiker, oder was er Patriotisches gedichtet, hat man in die Sammlung nicht mit aufgenommen. Von deutscher Einheit, Macht und Größe konnte er nicht singen, und darum zog er es lieber vor zu schweigen. Wir finden in der ganzen Sammlung nur ein einziges Gedicht, das an Deutschland erinnert, und dies Gedicht ist ein bloßes „Fragment", seinem Inhalt nach aber nichts als ein elegischer Weheruf über den Zerfall des Landes. Was die christlichen Sendboten dereinst in Deutschlands Gauen für den neuen Weltentraum einer reinern Sitte thaten:

All Dies — ach, wie längst verschollen!
Wald und Stärke sind gefällt,
Unser Denken, unser Wollen
Ist vergiftet, ist vergällt;
Welch ein Drängen und Verkümmern!
Ach, und aus den neuen Trümmern
Hebt sich keine neue Welt!

Die der ersten Abtheilung „Geschichte" einverleibten Dichtungen sind wahrhafte Geschichtsbilder, nationell und zeitgemäß in der Färbung und von einer Anschaulichkeit in der Darstellung, die uns Personen und Sachen lebendig verkörpert vor Augen stellt. Lingg schildert, nicht aber wie andere moderne Dichter nur an die Oberfläche der Erscheinungen sich haltend und behaglich ins Breite malend, sondern Form und Farbe ins Enge zusammenziehend und mit dem Herzblut seelenvoller Empfindung belebend und durchdringend, und nirgends lernen wir die Tiefe seiner Anschauung, den Reichthum seiner Phantasie, den Schwung seiner Rhythmen, die edle und erhabene Schönheit seiner Sprache in dem Maße kennen und bewundern als hier, in diesen Gedichten, die uns die hauptsächlichsten Momente aus dem Geschichts- und Culturleben der Völker von Dodonas Priesterweihen an bis zur Seeschlacht von Lepanto in wenigen dichterischen Zügen vergegenwärtigen.

Eins der vorzüglichsten: „Dodona", haben wir bereits erwähnt; ihm reiht sich in noch höherer Eigenthümlichkeit „Salamis" an, ein Gedicht, das uns den Siegestaumel des befreiten Griechenland aufs lebendigste veranschaulicht und in der zweiten Strophe sich machtvoll zu der überwältigenden Kraft dithyrambischen Gedanken- und Rhythmenschwungs erhebt:

Wir zerbrachen, o Meer, wir zerbrachen das Band,
Das der persische Fürst um den Nacken dir wand; . . .

Du entrollst nun befreit, dich erbittert nicht mehr
Das verhaßte Gestampf von den Rossen, die schwer
Dein wogender Bug,
Dein brückengefesselter Zorn ertrug.

Könnte es aber von dem völkerknechtenden, mitleidslosen Uebermuth der Römer ein grausenhafteres, in tief erschütternden Gegensätzen sich entfaltendes Bild geben, als der „Römische Triumphgesang" ist? Die den Triumphator begleitenden Soldaten singen hier:

Wir werfen den Kranz und wir jauchzen dir zu,
Wir umjauchzen dich laut, der die Könige du,
Die gefangenen, bringst; sie folgen dir schon.
An den Wagen geschirrt, Diademe zum Hohn
Um den Stolz der geknechteten Häupter.

Sie schreiten einher nach zertrümmerter Macht,
Noch vom blutigen Staub der verlorenen Schlacht
Die Gewänder bespritzt, die Sandalen bestäubt
Und die Locken zerrauft und von Schmerzen betäubt,
Wie Schatten zum stygischen Eingang.

Heil Cäsar und Herr! Wenn das Volk du erhörst,
O so gib in den Kampf, gib die Parther zuerst
In den Kampf mit dem Leu'n, denn es dürstet nach Blut
Die Arena schon lang' in des Mittags Glut,
Und der Löwe gedenkt, von Erinn'rung erfüllt,
Manch libyscher Jagd, er erhebt und brüllt
Sein blutdurstlechzendes Heimweh.

In kräftigen, ergreifenden Farben ist der Aufstand der Sklaven in „Spartacus" und ihr lang unterdrückter Schrei nach blutiger Rache geschildert, zu welchem das „Lied der Städte" im deutschen Mittelalter einen entsprechenden, nicht minder eigenthümlichen und bezeichnenden Gegensatz bildet.

Am „Schwert Attila's" sehen wir bereits das St. Elmsfeuer germanisch-celtischer Sagenpoesie leuchten, während der Dichter im „Normannenzug" ein überaus anmuthiges Bild von dem lebensfrohen, gesangreichen Süden gegenüber dem träumerischen Mondscheinleben der nordischen schneeigen Heimat vor unsern Blicken enthüllt.

In der Reihe dieser meisterhaften geschichtlichen Bilder, die, wie wir sehen, mit einem Pinsel gemalt sind, den der Dichter jedesmal in die Farben der Zeit und des Volks tauchte, die er uns schildern wollte, ragt aber als ein großartiges Gemälde „Der schwarze Tod" durch sein markiges, düsteres Colorit tiefergreifend hervor. Da dieses Gedicht jedoch bereits die Runde durch eine beträchtliche Zahl von Blättern gemacht hat, so versagen wir es uns, es hier vollständig zum Abdruck zu bringen, und theilen nur den Schluß mit, um eine Bemerkung daran zu knüpfen. Dieser Schluß lautet:

An Nordlands letztem Felsenriff,
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorb'nes Schiff,
Und Alles was mein Haupt ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag' und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Todten finden.

Wir müssen gestehen, daß uns dieser Schluß, der Manchem vielleicht als das Originellste am Gedicht erscheint, vom ersten Lesen an nicht gefallen hat. Bei dem großen, gewaltigen Anlauf, den die Pest nahm, konnte und durfte sie nicht in einem „kleinen" Hafen an Nordlands „letztem" unwirthlichen Felsenriff, wo schon vor der Seuche nicht viel mehr gewesen sein kann als Oede und Leerheit, endigen, sondern eher inmitten einer großen volkreichen Stadt, was die Wirkung des Ganzen sehr erhöht haben würde. So aber läuft das Gedicht aus wie ein gewaltiger Strom, der sich zuletzt im Sande verliert.

Die „Vermischten Gedichte", welche die zweite Abtheilung bringt, behandeln zum Theil auch noch geschichtliche Stoffe, jedoch in mehr allgemeiner Fassung, sonst Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, insbesondere Gemüthszustände und Stimmungen des Dichters selbst. Wie angedeutet, fehlt auch hier die Beziehung zum menschheitlichen, geschichtlichen Leben nicht, und das Individuelle, Subjective ist so sehr in seiner Wahrheit und geistigen Tiefe erfaßt, daß es zum Spiegel, ja zum Träger des Allgemeinen wird. Bei diesem vorherrschend geschichtlichen Sinne vermag daher der Dichter selbst die Natur nicht rein und heiter in ihrer naiven Schönheit zu genießen; es sind elegische, traurige Stimmungen, in die er sich bei ihrem Anblick versetzt fühlt, hervorgerufen durch geschichtliche Erinnerungen, die ihm das Einst schöner erscheinen lassen als das Jetzt. Beim aufgehenden

Mondgesicht,
Lieblich, ein schlafendes Sonnenlicht,

gedenkt er der herrlichen Zeit, wo in Delphis Hainen und an der Isis Tempelthor der Mond gläubig verehrt wurde, Bäume und Steine tönten, Laub und Rohr flüsterten und die ganze Natur mit uns lebte und redete, mit uns jauchzte und weinte. Jetzt ist der Natur ihre Lippe verstummt:

Fern am tauben Himmel zieh'n
Die entseelten Thiergerippe
Leerer Sternenbilder hin,

und so ruft er dem Mond wehmuthsvoll zu:

Wandle dahin in erloschener Pracht,
Klagende Seele der einsamen Nacht,
Deine Geschlechter versanken.

Auf den öden ausgebrannten und verschlackten Lavafeldern des Vesuvs wie zwischen den vom Abendroth angestrahlten Tempelruinen Pästums findet diese elegische Stimmung ihre volle Nahrung. Aber selbst in dem anmuthsvollen, zierlichen Pompeji ist es nicht die Lust an Dem, was untergegangene Geschlechter Schönes erschufen, nicht die heitere Illusion, mitten unter ihnen zu leben und uns mit ihnen ihrer Kunst und Sitte zu erfreuen, sondern wehmüthiges, klagendes Empfinden, was seinen Busen durchzittert:

Eine and're Menschheit baute
Dieser Tempel heitern Raum,
Und nur fremd sieht die ergraute
Ihrer Jugend fernen Traum.

Wir können nicht leugnen, daß in diesem wie in einigen andern Gedichten des Verfassers die auffallend

nahe Ideenverwandtschaft mit dem Schiller'schen Thema: „Schöne Welt, wo bist du?" uns den Genuß ein wenig getrübt hat; die Klagen nehmen kein Ende, und wie eine Oase in der Wüste begrüßen wir daher freudig das „Lied im Süden", wo der Dichter gesteht, in dem tiefen stillen Frieden einer südlichen Sommernacht, unter Ruinen und Cicadengetön sich ganz wohl, ganz glücklich gefühlt zu haben.

Zu den schönsten Hervorbringungen seiner Muse gehören aber unstreitig jene zarten, einfach als „Lied" bezeichneten Naturlaute, die wie hingehauchte Empfindungen sich aus sich selbst erzeugt zu haben scheinen. Das ist der wahre Ton und die rechte Haltung des Liedes; in wenigen Zeilen entwickelt und schließt sich der Gedanke aus dem tieferregten Gemüthe zu einem wohlgefälligen, harmonischen Ganzen, zu einer kleinen, rhythmisch und sprachlich vollendeten Gefühlswelt in sich ab. Man höre nur das eine:

Kalt und schneidend
Weht der Wind,
Und mein Herz ist bang und leidend
Deinetwegen, schönes Kind!
Deinetwegen,
Süße Macht,
Ist mein Tagwerk ohne Segen
Und ist schlaflos meine Nacht.
Stürme tosen
Winterlich,
Aber blühten auch schon Rosen,
Was sind Rosen ohne dich?

Das schöne Gedicht „An meine Mutter" ist von tiefempfundener kindlicher Liebe mild durchglüht; nur Schade, daß der Schluß durch vernachlässigten Rhythmus und durch Anwendung von lauter kleingehackten Wörtern sehr unmusikalisch geworden ist:

Schlaf' wohl, o Mutter, mein Trost ist,
Daß, wie's auch kommt, nach kurzer Frist,
Wo du jetzt bist, auch ich sein werde.

Im „Tanhäuser" hat der Dichter den Ton des deutschen Volksliedes bei eigenthümlicher Benutzung meisterhaft getroffen. Das Lied der Schiffersfrau, die sich um ihren in See gegangenen Gatten härmt, ist durch die vollendete Ausmalung der Situation, „Der junge Invalide", welcher früh verwundet ohne das treue Roß ins Spital wandern muß und zum letzten mal die Trompete blasen hört, durch die schön und gefühlvoll ausklingende Stimmung am Schluß äußerst trefflich.

Für die eigenthümlich psychologische Lebensanschauung des Dichters aber und für die Art, wie er menschliche Seelenzustände bis in ihr feinstes Geäder zu verfolgen und rhythmisch zu schildern versteht, ist vorzüglich ein Gedicht bezeichnend, das wir eben deshalb nicht umhin können seinem ganzen Umfange nach hier mitzutheilen:

Gesang der Blinden.

Horch, aus tiefstem Lebensabgrund,
D'rin kein Lichtstrahl je hinabtaucht,
Sucht die Stimme frommer Blinden
Aufzutönen
Nach dem Schönen,
Im Gesang ein Licht zu finden.

Klaglos in der dunklen Wohnung,
Wo kein Bild die kahle Wand schmückt,
Träumen sie hinab die Stunden
Still genügsam,
Fromm und fügsam
Und in Eintracht gramverbunden.

Lichtlos sitzen sie beim Nachtmahl,
Wie die Schatten in der Grabnacht,
Keiner Lampe trautes Leuchten
Kann der Kranken
Nachtgedanken
Mit der Hoffnung Thau befeuchten.

Niemals können sie sich selig
Blick in Blick und liebend anseh'n,
Nur im Hauch, nur im Berühren
Nahen süße
Seelengrüße,
Wenn sie Hand an Hand sich führen.

Steigt vor ihrem Geist die Schöpfung
Als ein Tönemeteor auf,
Schmerzlich ringen sie nach Bildern,
Ihr Entzücken
Auszudrücken,
Ewiges im Wort zu schildern.

Wie im Sturm der Nacht durchathmet's
Ihre Brust in wilder Andacht,
Drängt ihr Herz, ein Wonnetoben
Auszuweinen
Vor dem Einen,
Den auch Sterne tönend loben.

In den Gedichten, die unter der Ueberschrift „Weltleben" zusammengefaßt sind, entfaltet der Dichter eine großartige Naturanschauung, die traulich mit den Geistern des Universums und den Wundern an Himmel und an Erde verkehrt und uns das Werdeleben junger, aus der Tiefe des Meeresschooses aufsprossender Koralleneilande wie das Treiben der Menschenstämme in allen Zonen und Breiten der Erde schildert. Auch von diesen Gedichten würde eins oder das andere seine entsprechendere Stelle unter „Geschichte" finden.

Das erste darunter: „Windsbräute", ist originell, aber langweilig, noch eigenthümlicher, in gleichem Grade aber auch langweiliger der Gesang der „Weltumsegler". Der Dichter hat namentlich in letzterm gar zu viel aussprechen wollen und eine Menge thatsächlicher Beziehungen gehäuft, die sich einer harmonischen Behandlung durch das Gefühl entwinden. Der einheitliche lyrische Faden fehlt; der zu häufige Wechsel des Subjects in den Sätzen ist der Klarheit und Sicherheit der Mitempfindung hinderlich und der Vergleich mit der Sonne, daß die Weltumsegler wie sie alle Länder und Meere durchschweifen, nicht ganz glücklich und consequent durchgeführt. Auch im „Meergesang" bemerken wir das Ueberspringen von einem angeklungenen Gedanken zu einem davon ganz verschiedenen. Wir lassen es uns gefallen, daß statt des Meers der Sturm spricht, welcher über das Meer her Blütenstaub und Pflanzensamen nach der Koralleninsel trägt, gefallen, daß auch die Vögel, welche die Felsenzacken umflattern, statt des Meers ihren Gesang anstimmen, aber tadeln müssen wir es, daß nun das Gedicht plötzlich in einen erzählenden Ton umschlägt und

berichtet, es seien Schiffer gelandet und hätten von der Insel Besitz genommen; wir müssen es tadeln, weil hierdurch Anschauung und Empfindung in eine andere Richtung gelenkt werden, die im Gedichte durch nichts formell vermittelt ist. In ähnlicher Weise beginnt der Dichter in der „Atlantis" mit dem Jubel über die Herrlichkeit der friedlichen Palmeninseln im Stillen Ocean und endigt zu gleicher Zeit mit einer Rüge und mit einem Lobe des amerikanischen Freistaatenlebens.

Aus dem „Nomadenzug" mögen nachfolgende sehr charakteristische Strophen hier ihre Stelle finden:

Wir gehen nicht hinter dem Pflug einher,
Wir pflügen die Länder mit unserm Speer;
Wir kommen wie Geier und Raupenschwarm,
Ein siegreich Volk, ein rächender Arm;
Wir bringen auf rauchendem Städteschutt
Der Freiheit den ewigen Schlachtentribut.

Und wenn wir gesiegt und die Beute erjagt,
Und wenn der Feind die Gefall'nen beklagt,
Wir klagen nicht, wir erbauen
Nicht Hügel und Särge den Helden der Schlacht,
Es decke der Schnee, es verhülle die Nacht
Die Leichen mit heiligem Grauen.

Wo früher es blühte, jetzt wirbelt der Sand,
Es rauschen die Meere, wo früher das Land:
Wo ruhen auf Erden die Todten?
Sie ruhen im Liede, sie wohnen im Sang,
Im Ruhme der Zeiten die Länder entlang,
Und wir sind ihre Boten.

Die fest ausgeprägte Originalität des Dichters macht sich auch in seinen Sonetten geltend. Es sind kleine Meisterstücke, charakteristische Bilder aus dem Geschichts- und Naturleben der Völker, eigenthümlich in Gegenstand, Auffassung und Durchführung und ganz in dem vollen pathetisch-elegischen Ton gehalten, der ihm eigen und den die Sonettenform so sehr begünstigt. Welch ein lebenswahres, schreckliches, doch zuletzt versöhnendes Bild rollt „Mexico" vor uns auf, wenn es hier heißt:

Auf Tempeln Mexicos glüht im Versinken
Die Sonne noch, was zaudert sie so lange?
Sie lauscht der Priester blutigem Gesange
Zum Opferfest beim Schall der hellen Zinken.

Auf die Gefang'nen scheint sie. Federn winken
Von ihrem Haupt, man hat mit gold'ner Spange,
Mit Blumen sie geschmückt zum letzten Gange;
Jetzt nah'n sie, wo die Todesmesser blinken.

Wild jauchzt das Volk — des Opferaltars Kerzen
Glüh'n höher auf, man hält die blut'gen Herzen
Der Sonne hin, was zaudert sie noch immer?

Des Cortez Schiffe sieht sie längs der Hügel
Tabascos nah'n, der Waffen heller Schimmer
Blitzt durch der Segel weiße Racheflügel.

Doch wecken hier die in der Ferne blitzenden Waffen keine mit dem blutigen Götzendienst der Mexicaner ästhetisch contrastirende Empfindung, die doch der Dichter beabsichtigte, und wir hätten daher hier lieber „des Kreuzes hellen Schimmer" als aufleuchtendes Mahnungszeichen und Sinnbild der Liebe dem Ocean entauchen sehen.

Wie gewichtige Schwertesschläge fallen die Gedanken, die er in dem Sonett „Verfall" schildert. Hier nur die Schlußstrophen:

Die Sitten kranken, todt sind Ruhm und Ehre,
Die Kraft versiegt, man schlägt die freie Wehre,
Man schlägt voll Furcht das freie Wort in Bande.

Entschleiert durch die Gassen wallt die Schande,
Der Schönheit Blüte reift gemeinen Lüsten,
Und schuldig ist das Kind schon an den Brüsten.

An Shakspeare's zauberhafte Sonette werden wir aufs anmuthigste erinnert in der „Kürzesten Nacht":

Noch sprüht des längsten Tages warme Quelle
Lebendig fort, es wagen sich verstohlen
Die Träume nur und nur mit scheuen Sohlen
Die Stern' auf dieser Nacht sapphirne Schwelle.

Kaum sank der Abend in die Dämmerwelle,
Da sucht ihn schon der Morgen einzuholen;
Kaum öffnen ihren Kelch die Nachtviolen,
Da hebt die Sonnenblume sich zur Helle.

In Furcht, daß sich schon hell die Berge schmücken,
Singt schöner jetzt aus thaugenetzter Kehle
Die Nachtigal ihr klagendes Entzücken.

In Furcht, daß bald das süße Dunkel fehle,
Eilt Liebe, heißer Brust an Brust zu drücken,
Und tauscht im Kusse lechzend Seel' um Seele.

Die der Lingg'schen Sammlung zum Schluß beigegebenen drei Proben aus dem „epischen" Gedicht „Die Völkerwanderung", nämlich „Der Aufbruch der Hunnen", „Eudoxia" und „Gaiserich's Aufbruch von Rom", machen auf weitere Mittheilungen begierig, doch vermögen wir aus den vorliegenden drei Fragmenten nicht abzusehen, wie bei einer solchen abgerissenen Behandlung die einzelnen Gedichte zu einem „Epos" verwachsen und sich abrunden können. Eine durchgehende Idee mag vorhanden sein; uns scheinen sie jedoch nur auf Vereinzelung angelegt zu sein. Uebrigens tragen diese Proben in allen Beziehungen den Stempel des Lingg'schen Geistes und der eigenthümlichen Art und Weise, wie er geschichtliche Stoffe aufzufassen und mit der Fülle lebensvoller, anschaulicher Bilder im entsprechenden Silbenmaße und Strophenbau zu umkleiden pflegt.

Die wunderbar fesselnde Wirkung verdanken die Lingg'schen Poesien, wie schon angedeutet, allerdings zumeist dem Gegenstande, den sie behandeln, und dessen eigenthümlicher Auffassung und Verarbeitung in Phantasie, Empfindung und Sprache, wodurch der Dichter jedem seiner Gedanken und Gefühle den voll entsprechenden Ausdruck in Worten, Bild und Ton zu geben vermag. Doch beruht ein vorzüglicher Theil dieser zauberhaften Wirkung in der glücklichen Wahl und Behandlung der Versarten und Silbenmaße, die überall den innigsten Einklang mit dem Gegenstande und seiner Auffassung beurkunden. Hierin herrscht unverkennbar eine große Abwechselung und Mannichfaltigkeit, jedoch liegt es in der vorwaltend melancholischen, tief- und trübsinnigen Gemüthsrichtung des Dichters begründet, wenn durch alle seine Dichtungen ein gleichmäßig pathetischer Ton hindurchgeht, der selbst auf ihren rhythmischen Charakter seinen ausgleichenden Einfluß ausübt.

Lingg kennt den leichtern Sockengang nicht; er wandelt stets auf hohem Kothurn und erhebt sich nicht selten dithyrambischen Schwungs zur höchsten Erhabenheit des rhythmisch-sprachlichen Ausdrucks. Worte und Rhythmen legen sich gleich mächtigen, plastisch gefalteten Gewändern um den stolzen Leib seiner Gedanken und Empfindungen, daß sie wie aus weichem Marmor geformt zu sein scheinen. Der Gang seiner Rhythmen ist allezeit rasch und bewegt, doch im Auftritt schwer und gewichtig, und diese Eigenschaft verleiht seinen Gedichten in Verbindung mit der Aehnlichkeit des Stoffinhalts und der sprachlichen Ausdrucksweise ein dergestalt verwandtes und in Ton und Stimmung gleichartiges Gepräge, daß man sie sämmtlich für Theile eines einzigen größern Gedichts halten könnte. Lingg kennt und achtet die Nothwendigkeit der Bindung durch ein bestimmtes Versmaß, aber nicht in dem Grade, daß er nicht, wo der Gegenstand es gestattet oder fodert, in einem und demselben Gedichte verschiedene Rhythmen und verschiedenen Strophenbau anwendete. Dabei liebt er seltene und ungewöhnliche, doch stets bedeutungsvolle Reime, hierin an Freiligrath erinnernd, wiewol dieser selbst mit den volltönendsten und schwersten Reimen nur ein äußerliches, ästhetisches Spiel zu treiben pflegt, ohne damit einen höhern dichterischen Zweck erreichen zu wollen, wie dies jedoch durchgängig bei Lingg der Fall ist, der nicht wie der andere genannte Dichter nur ein Sklave seiner Phantasie, sondern mehr noch seiner Empfindung ist, weshalb er auch nicht in dem Maße wie jener von der Oberfläche, sondern aus der Tiefe seiner Anschauungen schöpft. Seine Phantasie gibt ihm rasch den rechten Reim, wie er dem Gedanken und dem Wohllaut entspricht.

Die Versmaße und Rhythmen, welche Lingg gebraucht, sind großentheils die schon bekanntern, wie wir sie namentlich bei Schiller, Bürger, Freiligrath u. A. finden, und wohl mag es zum Theil hiervon kommen, daß man Einzelnes schon ein mal glaubt gehört oder gelesen zu haben.

Aehnliche Rhythmen und Versmaße können aus ähnlichen Anschauungen und Empfindungen entspringen. Darum wäre es thöricht, uns durch weiteres Vergleichen die Freude und Bewunderung für diese Gedichte verleiden zu wollen. Eher möchten wir fragen, ob es nicht für unsere poetische Sprache und deren Einwirkung auf das Publicum ein Gewinn wäre, wenn wir uns lieber bekannter ausdrucksvoller und bedeutsamer Rhythmen bedienen und ihre Weiteranwendung und Vervollkommnung uns angelegen sein lassen, als auf neue, vielleicht schwächere und nichtssagende Jagd zu machen, und wir können in dieser Beziehung nur Dem beistimmen, was Herder in Bezug auf Klopstock's freiere, von den stereotypen antiken Formen abweichende Silbenmaße sagt, daß nämlich, wie gewisse Formen in der Sculptur und gewisse Proportionen in der Baukunst wiederkehren, wiederkehren müssen, solches auch bei den Silbenmaßen der Fall sei, und daß es für den Ausdruck gewisser Gedanken und Gefühle nur eine gewisse Anzahl Bewegarten und Melodien der Silben gebe, die ausschließend die schönsten zu nennen wären. Wir müssen es aber gerade als einen wesentlichen Vorzug der Lingg'schen Gedichte rühmen, daß in ihnen Silbenmaß und Strophenbau überall in vollkommenster Angemessenheit zu Gedanken und Empfindungen stehen, von dem leisesten Blütenduft des Gefühls bis zu den stürmischsten Aufwallungen der Leidenschaft, und daß darin ebenso überall das Wort musikalisch zum Silbenmaß stimmt.

Sonach hat sich Lingg durch diese ersten Proben seiner Muse als einen echten lyrischen Dichter bewährt, als einen Dichter, der, begabt mit einer jedes Eindrucks fähigen Empfindung, für das eigene wie für das fremde und allgemeine Leiden in jedem seiner dichterischen Ergüsse ein voll ergriffenes Herz, eine reiche Phantasie und einen lebendigen, frischkräftigen und reinen Sinn für Harmonie und Gesangeswohllaut mitbringt, die ihm Worte und Bilder und Melodien, wie er sie braucht, ungesucht auf die zuckende Lippe legen; und gern winden wir ihm hier jenen Lorber um das Haupt, der es einst zufällig umrankte, als er, umringt von alter Tempelpracht, wo ein gestürztes Capitäl sein Kissen bildete, in südlicher Sommernacht von künftigem Glück und Ruhme träumte.

Rudolf Marggraff.

Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Die Drangsale des nassauischen Volks und der angrenzenden Nachbarländer in den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, seine Helden, Staatsmänner und andere berühmte Zeitgenossen. Ein Beitrag zur innern Geschichte jener Zeit, nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet von E. F. Keller. Gotha, F. A. Perthes. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Ist der Titel des Buchs etwas umständlich, so ist er doch bezeichnend. Obwol die Werbetrommel und das Gewehrgeknatter während der ganzen Darstellung fast nie verstummen, wir beständig über rauchende Trümmer, zertretene Saaten, zerrissene Meßgewänder, gestohlene Kelche, verstümmelte, geschändete, theilweis verbrannte, oft nur halb begrabene Leichen schreiten und nur selten einem menschlich fühlenden Feldherrn, einem Fürsten oder einer Fürstin, welche für ihre Unterthanen mit Aufopferung sorgen, selten einem liebenswürdigen, milden, gottergebenen Prediger begegnen und nur wenig ausharrende Treue und Redlichkeit finden, sind wir dem Verfasser gleichwol zu Dank verpflichtet, indem er außer den allgemein zugänglichen Quellen mit Sorgfalt aus den Archiven, aus aufbewahrten Tagebüchern, Briefen und Rechnungen, auch mit Glück aus den Kirchenbüchern und Predigten jener Zeit schöpfte und eine sich durch Unparteilichkeit, kritische Sorgfalt und geschickte Verwerthung des Fundes auszeichnende Specialgeschichte lieferte. Dieselbe bereichert uns um ein anschauliches Bild, vermehrt die Behaglichkeit der gegenwärtig gewonnenen Sicherheit und enthält manches Material, auf den Entstehungsgrund bürgerlicher und kirchlicher Gebrechen zu gelangen, um deren Abstellung sich das lebende Geschlecht abmüht.

Das Kriegsgetöse begann um den Westerwald, als Herzog Christian von Braunschweig in Westfalen das Silber sammelte, woraus er die Thaler mit der Umschrift „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" prägen ließ, und gegenüber die ligistischen Truppen des Grafen Anhalt im Dillenburgischen und Siegenschen lagerten. Die Stürme wiederholten sich in steter Folge unter Werner von Tilly, dem Vetter des berühmten Generals,

wie unter Herzog Adolf von Holstein, unter den Spaniern sowol wie unter den Schweden, als ihre Mannszucht sich nach dem Tode ihres großen Königs lockerte, unter dem wegen unerhörter Bedrückungen später kriegsrechtlich hingerichteten Freiherrn von Görzenich wie unter den Truppen Bernhard's von Weimar und den Franzosen, welche Turenne hereinführte. Hungersnoth und Seuchen wirkten mit, das Elend zu vervollständigen.

Wie in diesen Zeiten unglaublicher Noth selbst unmündige Kinder ohne Führer, weit entfernt von ihrer Heimat, umherirrten und elend umkamen, wie aber auch ganze Familien in kurzer Zeit von der Pest hingerafft wurden, das werden wir aus den Sterberegistern zu Dillenburg, von dem Pfarrer Gottlebius geführt, gewahr. Da heißt es vom 31. Mai 1635: „Sind zwei Knaben, Gebrüder, ungefähr von zwölf und acht Jahren, arme Kinder, die keine Aeltern mehr hatten und aus dem Thüringer Lande zu Hause gewesen, hierher gekommen, in drei Stunden nacheinander an der Pest gestorben; auch noch an demselben Tage ein Mägdlein, so der zweien Knaben Schwester gewesen." Pfarrer Gottlebius selbst hatte acht Kinder, die ihm alle nebst seiner Frau und zwar diese nebst drei Kindern innerhalb drei Wochen hingerafft wurden. Sein letztverstorbenes Kind hat er mit diesen rührenden Worten in das Sterbeprotokoll eingeschrieben: „Den 17. October 1635, Abends 5 Uhr, ist mein noch übriges einziges herzliebes Töchterlein, Marie Magdalene, so sich den vorigen Tag eben in der Stunde, in welcher mein Sohn Johann Philipp verschieden, gelegt und schwach worden, sanft und selig verschieden. Gott, der getreu ist und die Seinigen nicht will lassen versucht werden über ihr Vermögen, sondern der Versuchung also ein Ende machen, daß sie dieselbe sollen ertragen können, wolle dieser seiner Verheißung nach auch väterlich mit mir handeln, mich trösten und stärken, mir Geduld und auch fröhliche Ueberwindung verleihen, um meines lieben Herrn und Heilandes Jesu Christi willen." Bald darauf folgt eine andere Hand in den Sterberegistern und wird unter dem 29. October 1635 auch Gottlebius' Tod gemeldet.

Ein Geistlicher aus Miehlen im Amte Nastätten, mit Namen Plebanus (Völker), erzählt, wie er, alle bereits bestandenen Bedrückungen abgerechnet, im November 1635 um seine beiden Pferde, Rind-, Schaf- und Schweinevieh, zwei Scheuern mit Früchten, darinnen allein über 30 Fuder Korn waren, und andere Nahrungsmittel gekommen; „auch haben mich", fährt er fort, „die Bönninghausischen Völker an ein Pferd gebunden, mich jämmerlich geschleift, und habe ich mich mit 100 Thlrn., ohne in dem Haus erlittene Spolia, lösen müssen. Ich bin daher genöthigt worden, mich mit Weib und Kind und was ich mitbringen können, aus Miehlen nach St.-Goar zu begeben, da sich auch viele nassauische Leute aus der Herrschaft Wiesbaden und Idstein aufhielten".

Später heißt es weiter: „In meinem Hinübergehen bin ich auch nach Endlichhofen gekommen, darinnen nicht ein lebendiger Mensch gewesen, allein zwei starke Hunde vor Michelgen's Haus angetroffen, welche mich gräßlich angesehen, worüber ich mir die Gedanken gemacht, es würden todte Menschen in diesem Hause liegen, bin hinein, jedoch mit Furcht gegangen, da ich gleich vornen im Hause einen Menschen gefunden, dem der Hals, Achseln, Arme u. dgl. m. abgefressen waren, auch der Kopf nicht zu finden gewesen. In der Stube haben etliche Bücher auf der Erde, alte Kleider, Lumpen, dergleichen auch etliche Bein und Knochen von Kindern gelegen. Und sollen in diesem Hause drei Kinder von den Hunden sein gefressen worden; sind also in dem Dörflein acht Menschen in ihr bestialisches Gedärm begraben worden. Waren diesmal nur ein einiger Mann W. Spitz und zwei Weiber, davon eine in Miehlen mit den andern Kranken communicirt, am Leben."

So kam es, daß die Anzahl der Bürger in den Herrschaften Wiesbaden, Idstein und Wehen, die vor dem Kriege an 3000 betragen hatte, sich 1647 kaum noch auf 450 belief, 60—70 Witwen mitgerechnet.

Mit den Plünderungen und dem Gemetzel mischten sich die gewaltsamen und listigen Bekehrungsversuche der Jesuiten. Als Graf Johann der Jüngere von Nassau-Siegen, den die katholische Kirche dem Protestantismus wieder abgewann, es mit seinen Unterthanen glimpflich zu machen gedachte und, um eine Uebergangsstufe zu finden, sie zu bewegen suchte, vom Calvinismus zum lutherischen Bekenntniß überzutreten, verlangten dieselben, um der nicht ausbleibenden weitern Beunruhigung und dem fernern Wechsel zu entgehen, sogleich zum katholischen Glauben überzutreten. Wie zerrüttet die Familienverhältnisse waren, mag man daraus sehen, daß derselbe Graf Johann der Jüngere von Nassau-Siegen den Grafen Pappenheim auffoderte, ins Nassauische einzudringen. Johann der Jüngere schrieb an Pappenheim: der Kaiser Ferdinand habe ihm (Johann) Schloß und Herrschaft Dillenburg zum Geschenk gemacht, weil der Besitzer, sein Bruder Graf Ludwig Heinrich, in schwedische Dienste getreten sei. Pappenheim möge sich des Schlosses bemächtigen: er werde dort viel Artillerie und Vorräthe finden, die dem kaiserlichen Heere zustatten kommen könnten.

Sehr merkwürdig ist, wie Kaiser Ferdinand II., der die größte Freude empfand, wenn er Hoch und Gering zur katholischen Kirche zurückführen konnte, den ursprünglich der reformirten Kirche eifrig ergebenen Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar bei der schwachen Seite, dem Ehrgeiz und der Prachtliebe zu fassen wußte, um ihn für die katholische Kirche zu gewinnen. Graf Johann Ludwig mußte vor dem Reichshofrath in Wien erscheinen, um sich wegen seiner Parteinahme für Kurpfalz im Anfange des Kriegs zu verantworten. Er wurde in der Kaiserburg mit Zuvorkommenheit aufgenommen. Zur Grundsteinlegung eines neuen Mönchsklosters eingeladen, hatte er nach der Feierlichkeit die Ehre, mit dem Beichtvater Ferdinand's, Lämmermann (Lamormain), allein zur kaiserlichen Tafel gezogen zu werden. Bei Tafel war bald eine Disputation über den Glauben, welche der Graf sehr liebte, im vollen Gange, die Unterredung dauerte nicht weniger als sieben Stunden und Lämmermann vertrieb zur Freude seines hohen Herrn den Grafen aus einer Glaubensposition nach der andern. Nun wurde der Graf nicht mehr in sein Logis in Wien, sondern geradezu in das Profeßhaus geführt, damit er sich im dasigen „Fürstenzimmer", fern vom Hof und der Welt, den Glaubenssachen ausschließlich widmen könne. Dort empfing ihn nicht zufällig der Jesuit Kaspar Wiltheim, ein geborener Nassauer, der die weitere Bekehrung besorgte. Geeignete Lectüre und Disputation wechselten ab. Der Eifer zur theologischen Unterhaltung war so groß, daß dieselbe auch während der Tafel geführt wurde, und als sich der Pater Wiltheim auf Befehl des Propstes während des Essens zurückziehen mußte, geschah dies nur, um den Eifer des Grafen mehr und mehr zu entflammen. Nachdem derselbe sieben Tage im Profeßhause verweilt, traf ihn Pater Wiltheim Morgens sehr niedergeschlagen. Seine Gesichtszüge waren verändert und er war unverkennbar in großer innerer Aufregung. Auf Befragen brach er in die Worte aus: „Ich habe kein geringes Bedenken, denn ich weiß wohl, daß die katholische Religion die wahre ist, und erkenne im Calvinismus viele Irrthümer, und doch ist es mir so schrecklich wie der Tod, zu einer fremden, meinen Brüdern und Verwandten verhaßten Religion überzutreten." Er ließ darauf Messen für sich lesen, und schon nach der zweiten rief er dem vom Altare zu ihm auf den hohen Chor tretenden Priester zu: „Mein Vater, ich bin katholisch, ich bin katholisch und so will ich leben und sterben." Als er nach der Ursache seiner plötzlichen Entschließung gefragt wurde, schrieb er dieselbe einer unmittelbaren Gnadenwirkung Gottes zu, die er sich während der Wandelung durch ein äußeres und inneres Zeichen erfleht habe. Denn nachdem er inbrünstig gebetet, erzählt er, „überfiel mich ein Schauer am ganzen Leibe, alle meine Glieder wankten vor heiligem Zittern, ich wurde warm und von solchem Licht durchflossen, daß ich mich frei von allen Zweifeln über das Geheimniß fühlte und den gegenwärtigen Gott gleich-

sam mit Händen fühlte". Der Graf beichtete und legte das katholische Glaubensbekenntniß ab. Bei Hofe wurde er nun mit solchen Ehren empfangen, als wenn eine Siegesnachricht eingetroffen wäre. Alle Gesandten der katholischen Höfe, viele Reichsmagnaten und der päpstliche Legat wünschten ihm Glück, und Letzterer konnte nicht Worte genug finden, des Grafen Schritt zu loben. Zum kaiserlichen Kämmerer ernannt zu werden, mußte von dem kleinen nassauischen Reichsstande als eine vorzügliche Ehre betrachtet werden. Bei der Firmelung übernahm der Kaiser selbst Pathenstelle. So gefiel sich Graf Johann Ludwig ausnehmend in Wien, ohne daß Gemahlin oder sonst wer in der Heimat die wahre Ursache des langen Ausbleibens erfuhr. Endlich schrieb ein gräflicher Bedienter an einen Prediger im Lande, daß der Graf katholisch geworden sei. Die dortige Geistlichkeit berieth darauf, was zu thun sei und wie man der Gemahlin Johann Ludwig's, einer „eifrigen Liebhaberin der Ehre Gottes, seines Worts und der wahren Religion", die wichtige Nachricht mittheile. Da erbot sich Jakob Riesener, reformirter Pfarrer zu Rennerod, „ein cordater Mann", die Gräfin allmälig einzuweihen. So vorsichtig Riesener jedoch seine Mittheilung vorbrachte, so fiel die Gräfin doch in Ohnmacht. Da sie sich erholte, ermahnte sie der Pfarrer zur Standhaftigkeit, und sie gab die Versicherung, Niemand in der Welt solle erleben, daß sie ihrem Glauben untreu werde, lieber wolle sie sich von ihrem Eheherrn scheiden und das Land verlassen. Riesener dürfe sich ihres Schutzes gewiß halten, und sollten er und die übrigen reformirten Geistlichen ihrer Pfarre entsetzt werden, so werde sie bei ihrem Bruder, dem Grafen von Lippe, für sie sorgen. Sie fand bald Gelegenheit, ihr Wort zu halten, und hielt es. Denn als Johann Ludwig endlich an die Rückkehr denken mußte, schrieb er seiner Gemahlin über den gethanen Schritt; er gab die Versicherung, sie dürfe ihren Hofprediger beibehalten und die Töchter in der protestantischen Religion erziehen lassen; bei seinem persönlichen Eintreffen besaß er Beredtsamkeit genug, die Gräfin zu beschwichtigen; aber zum Bekehrungswerke mußte geschritten werden: aus Koblenz trafen zwei Jesuiten ein, welche auf dem Schlosse Logis und Tisch erhielten, und für den Fall, daß militärische Hülfe nöthig sei, hatte der Kurfürst von Baiern dem Grafen Tilly Weisung ertheilt, zur Unterstützung bereit zu sein, übrigens aber das Land Hadamar mit Einquartierung und Kriegspressuren zu verschonen. Zwölf reformirte Pfarrer mußten das Land verlassen, doch wurden zur Bekehrung des Volks selbst noch ziemlich milde Mittel, gegen die Hofleute zum Theil feine Mittel angewendet, wie sie gegen den Grafen selbst gebraucht worden waren.

Eine eigenthümliche Kriegserscheinung ist der berühmte Melander, der um 1633 als Generallieutenant und Geheimrath in Landgraf Wilhelm's von Hessen-Kassel Dienste trat. Er hieß eigentlich Peter Eppelmann und war 1585 von geringer Herkunft zu Niederhadamar geboren. Peter Melander machte unter Moritz von Oranien seine Kriegsschule durch; dann nahm er in Basel und Venedig Dienste. In den kleinen Kriegen von Friaul bewies er sich sehr tapfer gegen die Kaiserlichen und Uskoken und maß sich mit Glück vor Mantua 1629 mit Pappenheim. Auf deutschen Boden zurückgekehrt, trat er überall seiner kirchlich-politischen Richtung gemäß gegen Oestreich und Spanien auf. Sein erster Sieg in hessischen Diensten war die Schlacht vor Oldendorf in Westfalen, worin hauptsächlich durch seine Tapferkeit die Kaiserlichen und Ligisten unter Merode und Gronsfeld geschlagen wurden. Später schlug er die kaiserlichen Obersten Osterhold und Ermitt, besetzte einen großen Theil von Westfalen, stand dann mit 42 Compagnien unter Weilburg bis Mengerskirchen, bis er von Oxenstierna die Auffoderung erhielt, an den Main vorzurücken.

Ueber den Generalmajor Jakob von Ramsay, der, Schotte von Geburt, 1630 in schwedische Dienste getreten war, nach der Eroberung der Festung Hanau in Gefangenschaft gerieth und in Dillenburg als Kriegsgefangener starb, war der Verfasser nach sorgfältiger Untersuchung der Archivalacten im Stande, mildere Ansichten aufzustellen, als bisher galten, und er tritt in dieser Hinsicht namentlich den Schriften von Wachs, Barthold und Wolfgang Menzel entgegen.

Ramsay befehligte seit der Schlacht bei Nördlingen in der Festung Hanau und war geraume Zeit eine Geißel der dortigen Umgegend. Seine List fügte Kurmainz und Trier viel Schaden zu und das von ihm geplünderte Aschaffenburg weiß davon zu sagen. Endlich gelang es Johann von Werth, Hanau mit bairischen Truppen einzuschließen; doch da sich der Kurfürst von Mainz auf Unterhandlungen mit Ramsay einließ, wurde die Belagerung wieder aufgehoben. Herzog Bernhard von Weimar misbilligte diese Unterhandlungen, ohne jedoch Hanau Hülfe schicken zu können, und Ramsay erlangte höchst günstige Bedingungen. Er erhielt das Versprechen, daß er in den Besitz der ihm vom König von Schweden in Mecklenburg geschenkten Güter gelangen solle; sei es unthunlich, so werde er andere im Reiche gelegene Güter bekommen. Außerdem sollten ihm 50,000 Thlr. als Entschädigung für die in Hanau persönlich geleisteten Auslagen an jedem Orte und an jede Person, die er bezeichne, ausgezahlt und dafür, daß er selbst unangefochten in das schwedische Lager gelange, katholischerseits Geißeln gestellt werden. Der Vertrag wurde, da es den Gegnern mislang, falsche Urkunden unterzuschieben, rechtsgültig vollzogen und vom Kaiser bestätigt; allein Kurmainz hatte nicht vor, die Versprechen zu erfüllen. Der Graf von Hanau kehrte ohne weiteres in seine Stadt zurück, um alle Regierungsrechte zu beanspruchen, und Ramsay nahm ihn deshalb gefangen. Man beeilte sich darauf in Mainz, den General wissen zu lassen, die ihm zugesprochenen 50,000 Thlr. lägen in Amsterdam für ihn bereit; allein er lehnte dies Anerbieten ab, weil es im Vertrage hieß, daß er Ort und Person zu bestimmen habe, an welche ausgezahlt werden solle. Inzwischen rüstete sich Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, kaiserlicher Generalwachtmeister, Hanau mit Gewalt zu nehmen; er gelangte in die Stadt und es kam dort zu einem erbitterten Kampfe, in welchem Ramsay verwundet und sich zu ergeben genöthigt wurde. Graf Ludwig Heinrich, Oberst Metternich und andere Offiziere erschienen am Bett des tapfern Generals, um ihm ihre Hochachtung zu bezeugen; aber als er genesen, wurde er als Kriegsgefangener nach Dillenburg gebracht. Er wurde dort in anständiger Haft gehalten, und sein Aufenthalt auf dem dortigen Schlosse ist durch manchen Zug damaliger Sitte charakterisirt. Ueber seine Freilassung wurde vielfach unterhandelt, aber der zur Unthätigkeit verurtheilte Krieger zehrte sich auf und erlag dem Gram der Gefangenschaft. **Adolf Bock.**

Poesie des Glaubens.

Bilder aus dem innern Leben. Gesammeltes und Neues in Erzählungen von C. G. Barth. Heidelberg, K. Winter. 1853. 8. 24 Ngr.

Das besondere Gebiet der Novellistik, dem sich der Verfasser des vorliegenden Werks zuwendet, ist unter uns so wenig angebaut, daß es füglich für eine fast neue Entdeckung gelten kann. Die deutsche Novellistik hat die sogenannten historischen Stoffe reichlich ausgebeutet, die Charakternovelle (Tieck) zu hoher Ehre gebracht, die Kunstnovelle hat eine zeitlang reiche Blüten getragen, die pantastische Erzählung im Geiste Hoffmann's und Weißflog's, zwischen der Wirklichkeit und der Märchenwelt in der Schwebe erhalten, und die Tromlitz, van der Velde, Blumenhagen, Brentano, Eichendorff, Spindler, Arnim, Hoffmann, Tieck und Fouqué haben ihre Ehrentage gehabt, an denen sie so ziemlich alle Gestaltungen des Novellenstoffs, welche zwischen jenen Hauptrichtungen noch liegen möchten, versucht und mit Glück bearbeitet haben. Nur eine Materie hat sich ihnen allen entzogen, wol eben nur deshalb, weil ihre Zeit an diesem Stoff nicht gerade fruchtbar war: wir meinen das innere Glaubensleben in der Brust der Zeitgenossen. Diesen Stoff nun hat der Verfasser zum Gegenstand seiner Darstellungen gewählt.

Bevor wir jedoch auf eine nähere Beleuchtung dieser eigenthümlichen Leistungen eingehen können, haben wir uns mit dem Leser über einige Präliminarien zu einigen, ohne deren vorgängige Erörterung wir einander unverständlich bleiben würden. Der Glaube gehört allerdings als ein untrennbares Glied in die himmlische Trias Glaube, Liebe, Hoffnung, die er gewissermaßen erst erzeugt, mindestens aber vermittelt. Allein wir nehmen einen zweifachen Glauben an, einen Kindesglauben, der da glaubt, weil er glauben will, und einen Mannesglauben, der da glaubt, weil er muß, oder besser, weil er weiß. Der letztere ist für uns der höhere, weil er unabhängig von der Empfindung, also von der Sinnenwelt ist; dem Verfasser aber scheint der erstere, der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprossene, also blos sinnlich vermittelte Glaube höher zu stehen. An und für sich ist diese Differenz der Auffassung ohne objective Wichtigkeit: die subjective Bedeutung und Wirkung des Glaubens ist in beiden Fällen, in beiden Formen dieselbe. In der concreten Anwendung jedoch, bei unserm Urtheil über die einzelne Situation des Individuums, über seine Bestimmungsgründe, über den Werth seiner geistigen That, wird sich der große Unterschied herausstellen, daß wir tadeln, wo der Verfasser zu loben scheint, und umgekehrt, daß wir unsere Zustimmung aussprechen, wo er sie zurückhalten muß. Alles Dies spricht aber an sich weder gegen sein System, noch gegen seine Kunst, noch endlich gegen seine Situation, sondern es gibt nur einen andern Gesichtspunkt her für die Auffassung seiner „Bilder aus dem innern Leben".

Worin beruht nun die ästhetische Aufgabe dieser Bilder? Was macht ihre Eigenthümlichkeit aus? Und worin sind sie neu? Das dem Verfasser angehörige Neue dieser Novellenbilder besteht zunächst darin, daß er den Grundstoff der Novellen, die Begebenheit, obwol er auch diese meistens mit Geschick und glücklich behandelt, doch nur als eine Nebensache hinstellt, die Wirkung auf den Seelenzustand der handelnden Personen aber als die Hauptsache und zwar eben im Besondern die Wirkung auf ihre lebendige, gesunde oder kranke Glaubensfähigkeit. Das innere Drama also, die Thaten der Seele gleichsam sind recht eigentlich sein novellistischer Stoff, und darin ist er neu: die äußere Begebenheit ist nur ihre Umhüllung. Dies nun vorausgeschickt, können wir unsern Lesern sowol den Verfasser selbst als unser Urtheil über seine Erzählungen verständlich zu machen hoffen, ohne der Hochachtung zunahezutreten, die wir auch da für ihn nicht verleugnen, wo wir ihn für etwas allzu asketisch oder für übergläubig halten möchten. Es ist eben eine neue Bahn, die er uns eröffnet: die ganze unübersehbar reiche deutsche Novellistik hat kaum etwas dem Wesen dieser Erzählungen Verwandtes aufzuweisen, und auf neuen Wegen ist es leicht, zu irren. Aber er hat, wie dem auch sei, den ernstgestimmten Seelen, den leidenden und trauernden Gemüthern, den gebrochenen Herzen ein Buch des Trostes und der Erhebung in die Hand gegeben, den Ringenden und Irrenden einen Weg des Siegs und der Wahrheit gezeigt, den Wankenden eine Stütze geboten, die ihnen allen nicht genug empfohlen werden kann. Indem er die zartesten Saiten unsers Gemüthslebens anschlägt und die arbeitenden Kräfte des Geistes zur Ruhe bringt oder ihnen doch den Hafen zeigt, sänftigt und beschwichtigt er die schiffbrüchige Seele und bringt harmonische Bewegung in die Wogen der arbeitenden Gemüthskräfte. Sein Ziel liegt hoch, ja so hoch, als dies in der Literatur überhaupt liegen kann, aber er verfehlt es nicht leicht; der Totaleindruck fast aller seiner Bilder ist vielmehr der Art, daß er uns in eine sanfte Träumerei versenkt, in der wir den Faden seiner Geschichte fortspinnen und ihn zu einem mindestens befriedigenden Abschluß bringen, indem er uns läutert und über uns selbst erhöht. Daß wir es hiernach mit ganz eigenthümlichen Leistungen zu thun haben, wird der Leser schon aus dem Vorstehenden erkennen: es fragt sich nun, wie das ästhetische und das Kunstinteresse bei diesem an sich gewiß sehr achtbaren Bestreben das Verfassers zu stehen kommt.

Wir übergehen die beiden ersten Erzählungen des Bandes: „Der Pfarrer von Irongray" und „Dienst und Gegendienst", nicht deshalb, weil sie der nähern Erwähnung unwerth, sondern deshalb, weil sie dem Verfasser nicht geldfach angehören, vielmehr aus englischen oder amerikanischen Quellen entlehnt zu sein scheinen. Beide Erzählungen zeigen einfach, wie verirrte oder verwilderte Seelen durch die Wege der Vorsehung — Schicksale — zur Frömmigkeit geführt werden, und haben, obgleich anziehend vorgetragen, hierin doch nichts Neues oder Hervorstechendes. In der Erzählung „Hinauf und Herab" aus der Zeit Ludwig's XIV. läßt der Verfasser schon einen großen Fortschritt wahrnehmen. Die äußern Ereignisse sind ungemein spannend und wirkungsvoll vorgetragen, und die innere Gestaltung, das psychologische Drama, das sie umhüllen, gewinnt von Blatt zu Blatt ein höheres Interesse. Es ist schwer, dies reiche Doppelgemälde in einem Auszug zusammenzufassen; denn das „Hinauf und Herab" bezieht sich ebenso wol auf den Wechsel wunderbarer Geschicke, die zwischen Hoch und Tief, Glück und Leid auf- und abwogen, als auf den Glaubenszustand der Seelen, welche Beides erfahren. Hiervon nur so viel, daß uns die seltsamen Schicksale Remy Millet's und Annettens mit allem Reiz einer wirklichen und in allen Details thatsächlichen Begebenheit ansprechen, ohne den poetischen Blütenstaub jemals von sich abzustreifen, und daß eben diese Begebenheit uns in hohem Grade spannt und unterhält, während sie über die höchsten Interessen unsers unsterblichen Theils Aufschluß und Lehren gibt, die kein denkender Geist geringschätzen kann. Von den beiden Hauptpersonen der Geschichte heißt es dann am Schluß: „Sein Glaube ward der der Freigeister; sein Wandel, obgleich vor Menschen untadelhaft, geführt in dem stolzen Geiste, der nichts nach Gott fragt, wiewol er insgeheim noch manchmal vor ihm zittert. Während es mit Annette immer höher hinaufging zu dem Ziele der Lichtreinheit und Seligkeit, sank Remy immer tiefer hinab in die Wege des natürlichen Menschen, der ohne Gott fertig zu werden meint. Was ferner aus ihm geworden, weiß ich nicht, wol aber, wohin der Weg führen muß, den er damals ging. Es gibt kein wahres Unglück als die Sonnenferne und kein wahres Glück als die Sonnennähe. Der Weg ins Perihelium ist der Weg hinauf, zur Seligkeit; der Weg ins Aphelium ist der Weg hinab, ins Verderben. Wohl Denen, die der Herr nicht läßt, die ihn nicht lassen können." Dieser Schluß hat einen etwas grellen Klang, der Leser wird aber mit wirklichem Vergnügen sehen, wie die ganze reiche Ausstattung der Erzählung ihn sanft vermittelt und ihn nothwendig macht, indem sie zugleich die ungebührlichen Foderungen des strengen Katholicismus leidenschaftslos und mild, aber mit sicherer Hand zurückweist. Wir haben hierbei zu bemerken, daß überhaupt kein einzelner dogmatischer Standpunkt den Gesichtskreis des Verfassers ausfüllt und daß vielmehr das Gemeinsame aller Kirchen und aller Lehren, die Glaubenskraft überhaupt, sein Thema, und zu zeigen, welche Wirkungen von ihr ausgehen, seine Aufgabe ist.

Die Erzählung „Die Reise in den Krebs" trägt eine Jean Paul'sche Farbe und schildert uns zwei Gottesgelehrte, von welchen der eine immer höher in gläubiger Kraft emporsteigt, weil er diese Kraft in dem Gesetz der Selbstbeschränkung bindet, während der zweite, welcher anfangs als der Erleuchtetere erscheint, im Reiche des Glaubens den Krebsgang geht gerade durch die Anstrengungen, welche er macht, den Rationalismus und Kriticismus gründlich zu überwinden. Auf diesem Wege, der uns an Schiller's Julius in den „Philosophischen Briefen" erinnert, verstrickt er sich endlich in so vollendeter Skepsis, daß er bei eintretender Seegefahr in treulosester Feigheit seinen geistlichen Stand verleugnet, seine Berufspflichten, zu welchen er aufgerufen wird, von einem glaubensvollen Laien erfüllen läßt und somit in die äußerste Verachtung seiner selbst versinkt, während der Andere, der das Glaubenwollen allein auf sich wirken läßt, zu der seligen Ruhe gelangt, welche das Bewußtsein des Besitzes der Wahrheit gibt, soweit ein solcher Besitz schon hier möglich ist. Eine zweite

abenteuerliche Begebenheit ist dieser ersten Erzählung eingewebt, wir übergehen sie aber, da diese Erfindung eben keine glückliche ist. Die folgende Erzählung „Die Feuertaufe" ist bestimmt, die Frage von der Nothwendigkeit der Taufe der Kinder ins Licht zu stellen. Die Lehre lautet bekanntlich: „Wer da glaubet und getauft wird u. s. w.", und hiermit scheint die Taufe der Kinder so gut wie ausgeschlossen. Die Deutung des Verfassers stellt die Frage jedoch etwas anders und wir lassen uns seinen Satz, daß die Taufe der Kinder mehr um der Aeltern willen, der Bildner des Kindesgeistes, denen sie zum Segen gereicht, erfoderlich sei, gern gefallen. Die ausgeführteste und die gelungenste unter allen ist die Schlußerzählung „Ein Stück Leben aus den christlichen Kreisen unserer Zeit". Die Begebenheit selbst ist durchaus prägnant und wirkungsvoll vorgetragen: sie stellt in sich selbst eine reiche Galerie von Seelenbildern auf, von der seligsten Sicherheit und Ruhe im Glauben bis zum verzweiflungsvollsten Seelenkrampf, und läßt fast keine der mittlern Temperaturen, Zweifelsucht, Pietismus, Ringen nach höherer Zuversicht, Quietismus, fatalistische und providentielle Richtung, unerörtert. Diese Gegensätze sind trefflich ins Spiel gesetzt und erwecken durch sich selbst lebhaftes Interesse. Dem Pietismus mit seiner halb fatalistischen Sicherheit scheint der Verfasser im Ganzen keineswegs hold zu sein, obgleich sein Ideal, glaubensvolle Hingebung, feststeht; dagegen spricht er in entschiedener Weise seine Ueberzeugung aus, daß der Goethe'sche Satz umgekehrt zu fassen sei, und daß die Bäume, welche Gott gepflanzt hat, allerdings in den Himmel wachsen sollen, ja daß sie gar nicht anders können, als in den Himmel wachsen. Die Gräfin Allwine z. B. in dieser Erzählung gehört zu den Wesen, die, nachdem sie einmal die Macht des Glaubens an einer gefährlichen Stelle ihrer Lebensbahn erprobt haben, ihr durch nichts in der Welt mehr entzogen werden können, wenn auch rauhe Schicksale sie auf Augenblicke der Gewalt, der sie einmal geweiht sind, zu entreißen drohen möchten. Sie fallen ihr immer wieder zu, sowie der äußere Druck nur nachläßt. Andererseits aber finden solche Seelen eben in der Festigkeit ihres Glaubens Schutz und Sicherheit gegen jede fanatische Inflammation, die nichts Anderes ist als Atonie und geistige Abspannung. An dem Glaubensideal Allwinens aber mißt der Verfasser den Werth aller übrigen Personen in den verschiedensten Abschattungen der Glaubensfähigkeit und weist ihnen hiernach ihre Stelle richtig an.

Man kann diese Erzählung nicht, ohne eine große Hochachtung vor dem Streben des Verfassers zu empfinden, durchlesen: er erscheint hier als ein voll ausgebildeter, fertiger Geist, als ein trefflicher Führer im Glaubensgebiete. Die Fremden, vor allen die Engländer, haben uns Norddeutschen oft den Vorwurf gemacht, daß der Kriticismus in Glaubenssachen bei uns zu der Höhe gediehen sei, daß wir ein vollständiges Bewußtsein davon hätten, was sich gegen jeden dogmatischen Standpunkt, gegen jede Glaubensform sagen lasse, ohne jedoch im Stande zu sein, irgend einen Standpunkt für uns selbst zu wählen oder ihn zu behaupten. Dieser Vorwurf trifft wenigstens den Verfasser nicht, der einen ganz bestimmten, höchst positiven und sehr berechtigten Standpunkt im Glaubensgebiet einnimmt, festhält und mit aller Kraft einer hohen geistigen Begabung vertheidigt. Ueberzeugt er nicht alle seine Leser, so überzeugt er doch einige und versucht oder befestigt viele, und das ist ihm genug! „Eine vollständige Lebensgeschichte", sagt er, „vermag Niemand zu geben: bei Allen reicht die zweite integrirende Hälfte des Lebens hinter den Vorhang der unsichtbaren Welt hinüber, und allen Biographien, die ein Mensch schreiben kann, fehlt der zweite Band, der nicht geschrieben, nur gelebt wird. Um so wichtiger muß uns Das sein, was wir im Allgemeinen von dem Inhalt seiner Capitel wissen können. Wer etwas mehr davon weiß als andere Leute, der soll es sagen." Indem der Verfasser seinen Beruf so auffaßt, gibt er zugleich eine Probe seiner Bescheidenheit, und in der That begegnen wir nirgends in seinem Buch zelotischem Eifer oder Dünkel, und alle Fragen, die er aufwirft und seiner Erörterung unterzieht, werden als offene Fragen von ihm behandelt, wenn auch präcis abgeschlossen. In dieser Weise versucht er auf dem Gebiete der Novelle Dasselbe, was Uechtritz mit seinem großen Werke „Albrecht Holm" auf dem weitern Gebiete des Romans versucht hat, mit dem Unterschied jedoch, daß hier das innere Drama des Kampfes zwischen den Kräften des prüfenden Geistes und des unmittelbaren Glaubens noch viel mehr das Wesentliche der erzählten Begebenheit ist wie dort, wo die Begebenheit an sich ihre besondern Ansprüche geltend macht. Die gleichzeitige Erscheinung beider verwandter und doch verschiedener Arbeiten deutet doch darauf hin, daß nach soviel Schaum und Dunst, wie ihn die deutsche Novellistik aufwirft und versprüht, wieder einmal ein etwas ernsteres und würdigeres Ziel von ihr ins Auge gefaßt werden möchte.

Der Stil unsers Autors ist nicht frei von Mängeln und namentlich leidet er an gehäuften Bildern und Gleichnissen, die nicht immer zutreffen. Allein er ist auch reich an erhabenen und schönen Stellen, an begeisterten und poetischen Wendungen, die uns ungesucht entgegentreten. Wir glauben das Werk mit der Gewißheit empfehlen zu können, eine der besten Gaben der jüngsten Zeit für Gemüth und Geist in die Hand der Leser gegeben zu haben. Möge der Verfasser, wie er denn in der That von dem Abschlusse seiner Gedankenreihe noch ziemlich weit entfernt zu sein scheint, diesem ersten Bande seiner Erzählungen recht bald einen zweiten folgen lassen. *) 2.

Schottische Lieder von einem Schotten verdeutscht.

Aus Schottland wurde uns vom Verfasser folgendes, mit englischer Gediegenheit gedrucktes und ausgestattetes Buch zugeschickt: „Ten Scottish songs rendered into German. By *W. B. Macdonald* of Rammerscales. Scottish and German" (Edinburgh 1854), und mit dem gegenübergedruckten deutschen Titel: „Zehn schottische Lieder verdeutscht von W. B. Macdonald von Rammerscales." Dieses kleine interessante Buch liefert einen neuen, recht schlagenden Beweis dafür, wie die Theilnahme unserer sprachverwandten englischen und schottischen Vettern für das centralgermanische Idiom, dem das ihrige sein Bestes und Schönstes verdankt, noch immer im Wachsen ist, und welches eindringliche Studium die schottischen Germanisten der gemeinsamen Ursprache widmen. Die Schotten mit ihrem gemüthvollen, innerlichen, ruhigen, für poetische Eindrücke empfänglichen Wesen, das sich noch ursprünglicher und reiner germanisch gehalten hat als das englische oder doch weniger als dieses in einseitiger Gewerbsthätigkeit und pecuniärer Gewinnsucht aufgegangen ist, eignen sich für den Anschluß an deutsche Literatur ganz besonders, und schottische Autoren und Dichter, Walter Scott und Carlyle voran, waren es auch zumeist, welche den Engländern und ihren nähern Landsleuten die Tiefen der zu neuem echt germanischen Leben erwachten deutschen Literatur aufschlossen. Die „Edinburgh review", die jetzt freilich nicht mehr den regen Geist besitzt wie früher, hat sich namentlich in dieser Hinsicht große und anerkennenswerthe Verdienste erworben. Der so gepflanzte Geist hat Früchte getragen, und Macdonald's Buch ist eine derselben. Ist es nicht wunderbar, daß ein Schotte in Schottland selbst Lieder aus seiner Muttersprache ins Deutsche übersetzt, und zwar in einer so gewandten, verständigen Weise, wie schwerlich ein Deutscher

*) Der Wunsch unsers Berichterstatters hat bereits seine Erfüllung gefunden. Der zweite Band ist erschienen und enthält: „Biographisches", darunter: „Züge aus dem Leben der seligen Marya Isabella Legge in Hongkong"; „Ein Besuch bei Oberlin im Jahre 1824"; „Aus dem Leben des Grafen Galeazzo Caraccioli, Marquis von Vico"; „Züge aus dem Leben der Lady Johanna Grey; „Die Knechte Christi auf den Nikobarischen Inseln" u. A. m. Die meisten dieser biographischen Mittheilungen sind früher schon in Knapp's „Christoterpe" mitgetheilt worden. D. Red.

im Stande sein würde, Lieder seiner Muttersprache ins Englische oder Schottische zu übersetzen? Auch verdient bemerkt zu werden, daß die dem schottischen Originaltext gegenübergestellte deutsche Uebersetzung in Edinburgh mit deutschen Typen gedruckt ist. Was die Uebersetzung betrifft, so gibt sie im Ganzen sehr gut den Geist, die Rhythmik und die Eigenthümlichkeit der Originale wieder, und selbst einzelne Scotticismen und Naivetäten verleihen ihr einen ganz eigenen Reiz. Die zehn von Macdonald verdeutschten schottischen Lieder sind von Burns, Hogg, M'Neil, Mrs. Grant und Mrs. Adam, außerdem ein altschottisches Lied. Hinzugefügt sind noch Heber's „Christmas hymn" (englisch) und das seltsame Gedicht „The raven" („Der Rabe") von dem Amerikaner Poe. Hier einige Proben. Die erste Strophe des altschottischen Liedes „Our gudeman came home at e'en" übersetzt Macdonald:

Nach Hause spät kam der Gutmann
Und kehrt' im Stalle ein,
Und da fand er ein Reitpferd,
Wo sollte keines sein.
Und was gibt's nun, Gutweib?
Was fällt ins Auge mir?
Und wie kam denn mir unbewußt
Das Pferd gesattelt hier?
Ein Pferd dünkt's dich?
Ja, ein Pferd dünkt's mich.
Du alter, blinder, dummer Kerl
(You auld, blind, donner'd carle),
Es fehlt das Auge dir,
Es ist die schöne Milchkuh,
Die Mutter schenkt' sie mir.
Eine Kuh, fürwahr!
Ja, offenbar!
Nun, weit und breit bin ich gereist
Zu Fuße und zu Pferd',
Doch eine Kuh gesattelt sah
Ich noch nicht auf der Erd'.

Der „gudeman" findet darauf einen Ueberrock, einen Krämpenhut, ein Schwert, ein paar Stiefel, eine Perücke, eine silberne Uhr, endlich einen Cavalier im Hause. Die Frau gibt den Ueberrock für ein Deckbett, den Krämpenhut für einen Suppentopf, das Schwert für einen Bratspieß, die Stiefel für ein paar Milcheimer, die Perücke für eine Henne, die Uhr für ein Nadelkissen, den schnurrbärtigen Cavalier für ein junges Mädchen aus. Der Schluß lautet:

Nun leise, leise guter Mann,
Ach zürne nicht so sehr,
Es ist nur Vetter Macintosh
Aus dem Hochlande her.
Macintosh dünkt's dich?
Ja. Macintosh dünkt's mich!
Du sagst, ich bin ein blinder Mann,
Doch hab' ich klar entdeckt,
Du hast den Fürsten Karl im Haus
Mir unbewußt versteckt.

Es gibt ein deutsches Volkslied, offenbar aus dem vorigen Jahrhundert, welches auch in Simrock's „Deutschen Volksliedern" (S. 375) abgedruckt ist, mit dem Anfange:

Ich ging in meinen Stall, da sah ich, ei, ei!
An Krippen standen Pferde, eins, zwei, drei;
Herzliebes Weibchen, rief ich; was will mein Schatz? sprach sie;
Wo kommen diese Pferde her? ich weiß nicht wie.
„Potz Gimpel und kein Ende, wer sieht denn Pferde hier?
Milchkühe sind es, die Mutter schickt sie mir."
Milchkühe? mit Sätteln? Wind über Wind!
Ich bin ein Mann, Gott besser's, wie and're Männer sind u. s. w.

Dieses deutsche Volkslied ist wol ohne Zweifel dem schottischen Gesange nachgeahmt und ein echtes Schelmenlied in der Weise deutschen Volkssangs, der sich gern ein kleines Zötchen erlaubt. Im deutschen Volksliede erhält das buhlerische Weib, das mehre Reitersleute zugleich eingelassen hat, zuletzt von ihrem erboßten Ehemanne eine Tracht Prügel.

Die erste Strophe von dem Liede „I canna, mauna marry yet" lautet in Macdonald's Verdeutschung:

So lieb du bist mir, Hans, mein Herz,
Die Heirath hat nicht Eile noch,
Die alte Mutter hat viel Schmerz,
D'rum warten wir 'ne Weile noch.
Nie schlummert sie in Ruhe ein,
Die Nacht ist eine Nacht voll Pein
(Nicht's just a lang lang nicht o' pain),
Kann nicht sie lassen ganz allein —
Heirathen darf und kann ich nicht.

Poe's wundersames Gedicht mit seinen eigenthümlichen Reimverschlingungen wiederzugeben war keine leichte Aufgabe; zur Probe, wie Macdonald sie gelöst hat, setzen wir die erste Strophe englisch und deutsch hierher:

Once upon a midnight dreary, while I pondered, weak and weary,
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore.
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a tapping,
As of some one gently rapping, rapping at my chamber door.
„Tis some visitor", I muttered, „tapping at my chamber door —
Only this and nothing more."

Einst um Mitternacht so trübe, brütet' ich, recht matt und müde,
Ueber manchem Bande seltsam, voll der lang vergess'nen Lehr'.
Schläfrig nickt' ich mit dem Kopfe; plötzlich hört' ich ein Geklopfe,
Als käm' Jemand nach dem Knopfe meiner Thüre tappend her.
„Kommt ein Freund wol", murrt' ich, „klopfend an die Stubenthüre her —
Das allein ist's und nichts mehr."

Im Vorworte bemerkt der Verfasser, daß einige dieser Lieder, nachdem sie in verschiedenen Zeitschriften erschienen, unter seinen Freunden circulirt hätten und von diesen gesungen worden seien. Diesen Freunden (unter denen sich vielleicht auch Deutsche befunden haben mögen) verdanke er manche richtige Kritik und gütige Verbesserungen. Er habe diese „Kleinigkeiten" hauptsächlich herausgegeben, um die nahe Verwandtschaft in Klang, Rhythmus und Musik zwischen der schottischen und deutschen Sprache zu beweisen, und er wage zu hoffen, daß diese Versuche für den Philologen nicht ohne Interesse sein würden. Datirt ist das Vorwort: „Rammerscales, Lockerby, Juli 1854." **H. M.**

Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Briten haben mit ihrem praktischen Blicke zuerst begriffen (oder wenigstens sind sie zuerst mit der Realisirung dieses Gedankens hervorgetreten), daß die Eisenbahnen und Dampfschiffe, die in so erstaunlichem Grade zur Förderung und Beschleunigung des Personen- und Güterkehrs beitragen, auch ein neues vorzügliches Communicationsmittel für Ausbreitung und Förderung geistiger und literarischer Bildung abgeben könnten. War das Bedürfniß schon vorhanden oder wurde es erst durch sie hervorgerufen — kurz, die wohlfeilen „Traveller's libraries" and „Railway libraries", zunächst durch den Scharfblick eines Mannes wie Macaulay angeregt, fanden sehr bald ein zahlreiches und dankbares Publicum und in Belgien wie Frankreich Nachahmung. In der That scheint auch zur Handhabe, die Kenntniß gewisser wissenschaftlicher Fächer, der Völker- und Länderkunde, der Statistik und Nationalökonomie, der Naturwissenschaften, der Geschichtskunde, namentlich der vaterländischen, der Culturgeschichte, des Auswanderungswesens und gleichzeitig auch die Neigung zu geschmackvoller novellistischer und überhaupt unterhaltender Lectüre in weitesten Kreisen zu verbreiten, nichts so sehr geeignet als diese wahrhafte Völker-

wanderung, welche unablässig und ununterbrochen sich auf den Linien bewegt, die ihr durch Eisenbahnen und Dampfschiffe gezeichnet und vorgezeichnet sind.

Die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus hat soeben ein ähnliches, aber speciell für deutsche Verhältnisse und die Bedürfnisse des deutschen Publicums berechnetes Unternehmen vorbereitet und in Angriff genommen, über dessen Tendenz und Einrichtung wir durch einen uns vorliegenden Prospect unterrichtet werden. Die Verlagshandlung macht sich darauf gefaßt, daß sie dem Einwurfe begegnen werde, ein Unternehmen ins Leben rufen zu wollen, für das eigentlich in Deutschland gar kein Bedürfniß vorhanden sei. Allerdings, heißt es im Prospect, lasse sich die Thatsache nicht in Abrede stellen, daß man in Deutschland nur selten Reisende finde, die selbst in wenig anregender Gesellschaft oder interesseloser Gegend sich die Zeit durch Lectüre zu vertreiben suchen; der Grund davon liege jedoch sicher nur in zufälligen äußern Umständen. Nachdem diese Umstände namhaft gemacht worden, wird dann im Prospect weiter nachgewiesen, daß das Erwachen des Lesebedürfnisses auf Reisen sich auch in England, Frankreich und Belgien erst in neuester Zeit gezeigt habe, infolge der veränderten Art des Reisens und der gegen früher in kaum geahnter Weise vermehrten Anzahl der Reisenden. So sei denn in England Longman's „Traveller's library", von der bereits 73 Theile erschienen, und Murray's (bis 1854 26 Werke umfassende) „Railway reading" entstanden, in Frankreich L. Hachette's „Bibliothèque des chemins de fer", die auf 500 Bände berechnet sei und es bereits auf 150 gebracht habe, und in Belgien das gleichnamige Unternehmen von Vanderauwera in Brüssel. Mit Recht wird weiter im Prospect gefragt, ob man nicht voraussetzen dürfe, daß bei dem reisenden Publicum in Deutschland das Bedürniß nach geeigneter Reiselectüre jetzt mindestens in demselben Grade vorhanden sein müsse als bei dem Publicum jener Länder? daß das deutsche Publicum, das sich mit Recht vorzugsweise seiner literarischen Bildung, seines unablässigen Strebens nach Bereicherung seiner Kenntnisse rühme, ein derartiges für Deutschland berechnetes und von den besten deutschen Schriftstellern unterstütztes Unternehmen mit lebhafter Theilnahme begrüßen und fördern werde? Die Verlagshandlung erklärt dieser Ueberzeugung zu sein und verwahrt sich sodann gegen die mögliche Beschuldigung des Nachahmungstriebes und der Nachbildung einer fremden Idee. Vielmehr habe sie sich mit dieser Idee schon längst beschäftigt, ja schon bald nach Erfindung der Eisenbahnen und noch bevor ähnliche literarische Unternehmungen im Auslande begannen, habe sie daran gedacht. Nur sei sie damals vor andern wichtigen Unternehmungen nicht zur Ausführung ihres Plans gekommen, und es liege nur in der Natur äußerer Verhältnisse, daß diese Idee in Deutschland später als in andern Ländern, deren Verkehrsverhältnisse sich rascher steigerten, realisirt werde.

Die Brockhaus'sche „Reise-Bibliothek" wird in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, nämlich in solche topographisch-ethnographische Schriften, welche, ohne je in eine bloße trockene Aneinanderreihung von Notizen zu verfallen, dem Publicum während der Reise gleichzeitig den Dienst von Reisehandbüchern leisten können, dabei aber auch für dasselbe noch später als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte ihren Werth behalten werden; sodann in Schriften allgemein belehrenden und unterhaltenden, theils populär-wissenschaftlichen, theils novellistischen Charakters. Die Verlagshandlung hat die nöthigen Schritte zur Begründung dieser „Reise-Bibliothek" bereits gethan und wird schon in nächster Zeit mehre von bekannten Schriftstellern bearbeitete Bücher von jeder der beiden Hauptabtheilungen erscheinen lassen.

Wir von unserm Standpunkt heißen das Unternehmen willkommen als ein neues Beförderungsmittel der Cultur und literarischen Bildung wie als Abhülfsmittel und Präservativ gegen drohende Geistes- und Gemüthsverflachung, welche bei der jetzigen Art zu reisen leicht um sich greifen könnte, wenn ihr nicht bei Zeiten — und gerade diese Wirkung versprechen wir uns von diesem Unternehmen — Kanäle geöffnet werden, um sie auf ernstere Gegenstände abzuleiten. **H. M.**

Notiz.

Die Industrie als weltherrschende Macht.

Die „Revue des deux mondes" brachte in einem ihrer letzten Hefte einen von E. Montégut verfaßten Artikel unter der Ueberschrift: „Perspectives sur le temps présent. De la toute-puissance de l'industrie." Die bevorstehende Eröffnung der großen pariser Industrieausstellung scheint den Verfasser hauptsächlich zu seiner Betrachtung angeregt zu haben; er will nicht, daß mit der Industrie Götzendienst getrieben werde und es dahin komme, daß alle Tempel, in denen bisher ein Ideal verehrt wurde, vor dem Industriepalast in Staub sinken müßten. Für uns Deutsche ist namentlich die Anknüpfung an Goethe's „Wilhelm Meister" interessant. „Es gibt ein Buch", sagt E. Montégut im Eingange, „dessen Lectüre ich gern allen intelligenten jungen Leuten unserer Zeit empfehlen möchte; dieses Buch ist Goethe's «Wilhelm Meister»." Montégut nennt dieses Werk ein „livre merveilleux", das Gegenstück des „Werther", und weist auf die darin ausgesprochene Lehre hin, daß, wenn wir gelernt haben werden, stillthätig und arbeitsam zu sein, wenn wir Vertrauen fassen zu uns selbst wie zu dem göttlichen Geiste, der das Weltall erhält, wir auch unsererseits Wunderthäter sein werden: „Des roses écloront dans nos mains, des lis jailliront sous nos pas." Goethe habe sich von der beginnenden Herrschaft der Industrie nicht schrecken lassen; er habe geglaubt, daß sich die alten Gottheiten, welche die Menschheit bis dahin verehrt, in diese Herrschaft theilen würden, aber wider sein Ahnen seien diese alten Gottheiten zu Gottheiten zweiten Rangs erniedrigt worden, und der Gott, der den modernen Olymp beherrsche, sei das Nutzbare und Nutzenbringende. Er erinnert warnend an das alte Rom, in welchem zuletzt auch Industrie und Luxus herrschend geworden, aber nicht als Werkzeuge des Fortschritts, sondern des Ruins. Montégut stellt uns die Möglichkeit eines gleichen Schicksals vor Augen, wenn wir dieser Macht die Alleinherrschaft gestatten wollten. „Wir sind", sagt er, „an der äußersten Grenze angekommen, welche dieses Fieber der Interessen ohne ernstliche Gefährde für das sittliche Leben nicht überschreiten darf." Er charakterisirt das moderne Leben wie folgt: „Die ganze moderne Gesellschaft lebt nur von einem Tag zum andern und in einer überaus precären Lage; sie erhält sich nur durch Speculationen, Pfiffe und künstliche Combinationen vielfältigster Art. In dieser Gesellschaft ist das Leben schwieriger als in irgend einer andern, denn kraft der neuen Vorurtheile, welche viel bedenklicherer Natur sind als die Formen des alten Aberglaubens, wird die Armuth allgemein als eine schändende Lebenslage betrachtet. Jeder trachtet daher danach, reich zu werden oder wenigstens zu scheinen, und Glauben und Vertrauen, ja selbst die Ehre sind um diesen Preis feil. Die Industrie hat den modernen Luxus erzeugt, über welchen alle gedankenlosen Flaneure in Bewunderung ausbrechen und der doch eine der bejammernswerthesten Erfindungen ist, die man sich vorstellen kann. Dieser Luxus hat nichts Menschliches mehr. Unsere modernen Wohnungen haben nichts Edles in ihrer Erscheinung, sind ohne Geschmack und ohne alle Kunst. Ihr ganzer Reichthum besteht in ihrem Ameublement und ihrer innern Decoration. Da sitzt der Mensch ganz vergraben in einem Wust von Draperien, Vorhängen, Tapeten und Kronleuchtern, unter denen er selbst verschwindet. Es ist eine Verschwendung von Reichthum, eine insolente Vergeudung, wodurch unserm Luxus jedes Kennzeichen des Schönen genommen wird." Montégut ruft den jetzt herrschenden mittlern Classen zu, daß sie nicht im Stande sein werden, die Gesellschaft zu retten, wenn sie nicht begreifen wollen, daß sie die Repräsentanten einer mora-

lischen Idee und nicht blos einer materiellen Thatsache sind, wenn sich der öffentliche Geist nicht dahin richtet, über diese Macht der Luxusindustrie eine strenge Controle auszuüben, damit sie nicht eine Ausdehnung erlange, welche verhängnißvoll werden könne. Was werden die „classes moyennes" thun? Sie werden als Antwort auf die Montégut'sche Frage fortfahren, soweit es ihnen möglich ist, sich mit noch mehr Luxus zu umgeben und noch tiefer in Draperien, Vorhänge und Tapeten zu vergraben. Folgt einmal eine Zeit in ihrem frivolen Egoismus einer solchen dämonischen Richtung, so helfen auch die edelsten Warnungen nichts, bis sich die Zeit erfüllt hat und aus dem Chaos der Materie, wenn auch unter Schmerzen, sich wieder die Idee des Guten, Wahren und Schönen losringt und zur Herrschaft gelangt. Als ein Zeichen der Zeit bleibt es aber immer von Interesse, wenn sich mitten aus dem Strudel des assyrisch üppigen pariser Lebens in der „Revue des deux mondes", diesem literarischen Organ der „classes moyennes", eine solche Stimme vernehmen läßt. **H. M.**

Bibliographie.

Amphitheatrow, Ueber das Verhältniß der Kirche zu den Christen. Predigten. Aus dem Russischen, nach der 2ten Ausgabe übersetzt von Janyschew. Wiesbaden, Ritter. Gr. 8. 20 Ngr.

Barnum, der Kaufmann, Journalist und Raritätenmann. Oder: So macht man Geschäfte und so wird man reich. Eine Selbstbiographie. Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Breier, E., Die beiden Grasel. Roman. Zwei Bände. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 1854. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bruch, C., Zur Physiologie der Sprache. Academische Einladungsschrift. Basel. 1854. Gr. 4. 15 Ngr.

Calmet, D. A., Ueber Geistererscheinungen. Nach dem Französischen bearbeitet. Zweite sehr vermehrte Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deschanel, E., Was man den Frauen Böses nachgesagt hat. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Gießen, G. L., Harfentöne christlicher Dichtung. Mainz, Kunze. 8. 1 Thlr.

Gutzkow's, K., Dramatische Werke. 8ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Lenz und Söhne oder die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 25 Ngr.

Hackländer's, F. W., Werke. 1ste Gesammt-Ausgabe. Mit dem Portrait des Verfassers. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 4 Ngr.

Hefele, C. J., Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Altdeutsche und altnordische Helden-Sagen. Uebersetzt durch F. H. v. d. Hagen. 2te verbesserte Auflage. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Wilkina- und Niflunga-Saga oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 2te verbesserte Auflage. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 Thlr.

Herold, W., Ueber die Stellung der bildenden Kunst in der Gegenwart. Ein Beitrag zur Kultur und Kunstgeschichte. Zwei Vorträge. Halle, Berner. 8. 12 Ngr.

Holtzmann, A., Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 8 Ngr.

Horn, Otto, Therese Krones. Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. Fünf Bände. 2te Auflage. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Ferdinand Raimund. Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. Drei Bände. Ebendaselbst. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Pfeiffer, F., Zur deutschen litteraturgeschichte. Drei untersuchungen. Stuttgart, F. Köhler. Gr. 8. 20 Ngr.

Leben und Wirken Sr. Majestät Friedrich Wilhelm des Vierten, Königes von Preußen. 1ster Theil. Leipzig, Herbig. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, E., Elisabeth. Ein erzählendes Gedicht. Einbeck, Eggeling. Gr. 16. 12½ Ngr.

Münchmeyer, A. F. O., Harfenklänge. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 12. 10 Ngr.

Schambach, G., und W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Severus, Der Eidgenossen Heldentage. Epische Bilder. Mit einer lyrischen Zugabe. St. Gallen, Huber u. Comp. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

Stier, R., Vertheidigung meiner Thesen über Veränderungen im Kirchenliede gegen Hrn. Herm. Scholz. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Waldstein, M., Gedichte. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 16. 1 Thlr.

Zunz, Die synagogale Poesie des Mittelalters. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der Königl. Hannoverschen Denkschrift überreicht in der Sitzung der Hohen Bundesversammlung am 16. Novbr. 1854 betreffend die Beschwerden einiger Ritter- und Landschaften über Entziehung ihrer Rechte. Bremen, Strack. Gr. 8. 10 Ngr.

Czerski, J., Offenes Sendschreiben an Papst Pius IX. Schneidemühl, Eichstädt. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutschlands sociale Noth und der Orient. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Orientalische Frage und die Deutsch-Babylonische Sprachverwirrung. Für Zeitungsleser, nicht für Staatsmänner. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 4 Ngr.

Hurter, F., Rom. Eine Skizze. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 9 Ngr.

Ist die katholische Kirche in Preußen durch Staatszuschüsse bevorzugt? Beleuchtet an dem Ausgabe-Etat der Provinzial-Geistlichen und Unterrichts-Verwaltung im Regierungsbezirke Münster. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Krause, H., Der rußische Krieg vom Beginn der Verwickelungen 1852 bis zum Schluß des Jahres 1854. Nebst einer chronologischen Tabelle der übrigen Ereignisse des letzten Jahres. Stade. 8. 10 Ngr.

Prolog und Epilog zum Festspiel: Die Huldigung der Künste. Am 50jährigen Erinnerungsfeste des feierlichen Einzugs Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Grossherzogin-Grossfürstin Maria Paulowna. 9. Nov. 1854. Weimar. Gr. 4. 4 Ngr.

Sausse, Die Freimaurerei und Prof. p. o. et Dr. theol. SS. Hengstenberg in Berlin. Offene Antwort auf dessen Angriffe gegen den Orden der Freimaurer. Leipzig, Deckmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Schick, G. S., Herr Rudolph Wirsing und das Leipziger Stadttheater. Ein statistisch-humoristischer Rückblick. Dessau. 8. 3 Ngr.

Der alte Schulmeister und der in der Pädagogik vorherrschende Geist. Duisburg, Ewich. Gr. 16. 5 Ngr.

Veit, M, Die Erweiterung des Schutzes gegen Nachdruck zu Gunsten der Erben verdienter Autoren. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Von Stammbüchern und Rebus. Festschrift zum 17. Februar 1855. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Zur europäischen Politik im Jahre 1854 in geschichtlichen Ueberlieferungen zusammengestellt im Januar 1855. 2te Auflage. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Preis-Novelle

für das Feuilleton des Hannoverschen Couriers,

täglich erscheinendes Journal für Politik, Kunst, Literatur und Unterhaltung.

Verlegt von **Carl Rümpler.** Redigirt von **Adolf zum Berge.**

Der Hannoversche Courier erfreut sich seit der kurzen Dauer seines Bestehens einer so außergewöhnlichen Gunst des Publicums und verdankt dieser Gunst einen so raschen Aufschwung, daß sich die gezeichnete Verlagshandlung veranlaßt sieht, dem Publicum durch erneuerte Anstrengungen Beweise der Dankbarkeit zu liefern und zu zeigen, daß sie kein Opfer scheut, um allen, auch den größten Anfoderungen desselben gerecht zu werden. Zu diesem Zweck hat dieselbe sich entschlossen, zwei Preise auszusetzen für die beiden besten, dem Feuilleton bestimmten Novellen im Betrage von

vierzig und fünfundzwanzig Dukaten,

indem sie dadurch theils den guten Ruf, den sich das Feuilleton bereits durch treffliche Originalnovellen erworben, noch mehr zu befestigen gedenkt, theils aber auch der angestrebten Beförderung **deutscher Originalproduction**, gegenüber der verderblichen Uebersetzungsliteratur, Rechnung zu tragen vermeint.

Und somit ergeht an

alle deutschen Schriftsteller,

soweit sie sich dazu veranlaßt finden möchten, die Auffoderung zur Einlieferung einer nach Format der allgemein bekannten „Gartenlaube" (Leipzig, Ernst Keil) drei bis vier Bogen starken Novelle, von der verlangt wird, daß sie ein **reines Kunstproduct**, frei von jeder in der Tagesgeschichte wurzelnden politischen oder religiösen Parteifärbung sein muß (also keine sogenannte Tendenznovelle). Der, durch Ausspruch noch näher zu bestimmender, den Koryphäen unserer Schriftsteller angehörenden Schiedsrichter, gekrönten Novelle wird der obengenannte Preis von **vierzig Dukaten**, der zweitbesten der Preis von **fünfundzwanzig Dukaten** zutheil. — Dafür beansprucht die Verlagshandlung das Recht außer den preisgekrönten auch diejenigen der eingesandten Novellen, welche die Redaction zu behalten wünscht, gegen das bisher eingehaltene Honorar von 10 Thlr. für 1000 unserer Zeilen abzudrucken und für alle zum Druck zurückbehaltenen das Eigenthumsrecht auf drei Jahre.

Die Manuscripte müssen **bis spätestens 31. Juli 1855 der Redaction des Hannoverschen Couriers frankirt** eingesandt werden und in einem beigeschlossenen, versiegelten und mit einem Motto versehenen Zettel den Namen des Verfassers enthalten.

Hannover, den 15. März 1855.

Die Verlagshandlung von Carl Rümpler.

Das, mit Ausnahme des Sonntags, **täglich** erscheinende, **vollkommen unabhängige** Journal wird ganz in der bisherigen **unparteiisch referirenden Weise** fortgeführt werden. Außer dem **politischen Theil** — der in gedrängter Kürze, aber erschöpfend alles Erwähnenswerthe der Tagesgeschichte umfaßt — dem das Neueste und Wichtigste auf **telegraphischem** Wege zugeht, und der durch eine Menge von in- und ausländischen Correspondenzen bereichert wird — enthält das Blatt ein **reiches und höchst interessantes Feuilleton**, das theils der Unterhaltung, theils der Belehrung gewidmet ist. Neben Novellen und Erzählungen (fast sämmtlich Originalien der besten deutschen Schriftsteller) werden Mittheilungen aus den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, dem nationalen Leben der Völker, Schilderungen aus der Heimat und Fremde, wobei durchweg interessante und allgemein verständliche Darstellung angestrebt wird, dasselbe füllen. Ferner gibt das Blatt **werthvolle Illustrationen**, welche theils zur Erläuterung des Feuilletons dienen, theils in Darstellungen anderer Art, in dieser Zeit vorzüglich von den Kriegsschauplätzen, bestehen.

Die Curse verschiedener Börsen, sowie Markt- und Handelsberichte haben ihren bestimmten Platz. Das **Sonntagsblatt für Gewerbe und Landwirthschaft** (das für den jährlichen Preis von 2 Thlrn. auch apart zu haben ist) wird dem Hannoverschen Courier **gratis** beigegeben.

Der ungemein billige Preis des so reichhaltigen Blattes beträgt vierteljährlich nur 1 Thlr. excl. Postaufschlag. Alle Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an; in Hannover die **Expedition, Marktstraße Nr. 62.**

Erneuerung des Abonnements sowie neue Bestellungen bitten wir bei den löbl. Postämtern, für hier in der Expedition zeitig abzugeben, da vollständige Nachlieferungen späterhin leicht unmöglich sein dürften.

Die Verlagshandlung von Carl Rümpler.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin &c., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. April beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im März 1855.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Franz Duncker** in **Berlin** erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen k. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Mit Recht darf diese Zeitung als in ihrer Art einzig dastehend bezeichnet werden. Kein anderes Blatt gibt auf so gedrängtem Raume und für so geringen Preis eine gleiche Menge von Stoff. In Leitartikeln werden vom volksthümlichen Standpunkte aus klar und scharf die Tagesfragen besprochen; die gedrängte Kürze der politischen und Kriegsnachrichten machen es dem Geschäftsmann, dem Handwerker, dem Bauer, dem Arbeiter möglich, sich täglich ohne großen Zeitverlust über den Stand der Weltbegebenheiten zu unterrichten. Außerdem versucht die Volkszeitung in unausgesetztem Streben für die Verbreitung allgemeiner Bildung täglich durch klar geschriebene naturwissenschaftliche Artikel, so wie durch literarische, historische oder anderweitig belehrende Erzählungen und Aufsätze ihre Leser nützlich zu unterhalten. Zur gegenwärtigen Zeit, wo Alles gespannt dem Gang der Weltbegebenheiten folgt, muß ein solches Blatt doppelt willkommen sein. Die Bewohner der Provinzialstädte und des flachen Landes machen wir daher ganz besonders auf diese Zeitung aufmerksam und ersuchen sie, die Artikel derselben doch lieber aus erster Hand zu lesen, statt aus zweiter, da sehr viele Provinzialblätter die Leitartikel, sowie die naturwissenschaftlichen Aufsätze der Volkszeitung meist ohne Angabe der Quelle nachdrucken.

Bestellungen auf das zweite Quartal 1855 werden schleunigst durch die löbl. Postämter erbeten.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aesthetische Wanderungen in Sicilien.

Von Dr. Ludwig Goldhann. 8. Geh. 2 Thlr.

Sicilien wird in den zahlreichen Schilderungen Italiens meist nur kurz und flüchtig behandelt, weil das übrige Italien zu reichen Stoff darbietet oder die Reisenden Sicilien nur wenig Zeit widmen konnten. Die vorliegende Schrift beschränkt sich ganz auf Sicilien und bietet dem deutschen Publicum eine umfassende Schilderung der merkwürdigen Insel in geistreicher Auffassung und lebendiger Darstellung. Die ästhetische Betrachtungsweise waltet vor, doch finden auch alle übrigen Seiten gebührende Beachtung. Die Wanderungen haben zwei Centralpunkte: Palermo und den Aetna. Von Palermo aus werden die Umgebungen der Stadt, der Monte Pellegrino, La Favorita, La Bagaria, Selinunt, Segeste, La Flora geschildert; vom Aetna aus: das innere Land und Syrakus, die Ostküste mit Catania, Taormina, Messina. Die Schrift bildet somit eine wesentliche Ergänzung der berühmtesten Werke über Italien und wird allen Freunden der Kunst und Natur dieses Landes wahrhaften Genuß gewähren.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilde (F. A.), **Lesebuch** für die Schulen Deutschlands. Zusammengestellt. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Diese zweite Auflage des anerkanntmaßen seinem Zweck vollständig entsprechenden Wilde'schen Lesebuchs kann allen Lehrern zur Einführung in Schulen angelegentlich empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 14. —— 1. April 1855.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Das antike Element in der deutschen Poesie.

Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen von Karl Leo Cholevius. Erster Theil: Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichtschreibung unserer deutschen Literatur rückt langsam vorwärts. Das große, bewunderswürdige Werk von Gervinus hatte so sehr alles vorhandene Material in ebenso gründlicher als geistvoller Weise erschöpft, daß mit ihm eine gewisse Ruhe unvermeidlich eintreten mußte. Es begann für die Abfassung der Compendien damit allerdings eine neue Epoche. Die Resultate der Gervinus'schen Forschung mußten für die verschiedensten pädagogischen Bedürfnisse handgerecht gemacht werden, und die Anzahl von Lehrbüchern der deutschen Literatur, welche sich diese Accommadation zum Zweck machten, ist im letzten Decennium zu einer mit jedem Jahr größern Menge angewachsen. Es liegt in der Natur solcher Abrisse, daß sie die Auffassung der Sache selbst wenig verändern. Dazu bedarf es eines tiefern Eingehens, einer selbständigern Erkenntniß, als ihre Tendenz erheischt, der es nur darum zu thun ist, das anerkannt Richtige in einer leichtfaßlichen Uebersicht darzubieten. Nunmehr scheint aber wieder ein größerer Fortschritt sich vorzubereiten. Wir rechnen dahin die neueste Ausgabe, die Koberstein von seinem Lehrbuch macht und die es aus dem Kreise der Compendien weit heraushebt. Wir rechnen dahin das treffliche Buch von H. Kurz, das, vollkommen selbständig in seinem gediegenen Urtheil, Geschichte und Beispielsammlung in einer musterhaften Weise verbindet. Wir rechnen dahin auch das vorliegende Buch von Cholevius, welches unsere Literatur von einem besondern Gesichtspunkt aus durchzuarbeiten begonnen hat. Es sucht einen Wunsch zu erfüllen, den Herder, F. Schlegel und Tieck lebhaft geäußert haben. Es sucht Rechenschaft zu legen von einem der merkwürdigsten Processe, denen wir in der Literaturgeschichte begegnen. Es ist dies mit so gründlicher, umfassender Gelehrsamkeit, mit einer so treffenden, anspruchslosen Darstellung, mit einem so unbestochenen, stets der Sache mächtigen Urtheil geschehen, daß dies Werk immer einen bleibenden und ehrenvollen Platz in der Literatur behaupten wird.

Wie der Verfasser dazu gekommen, sich seine Aufgabe zu stellen, hat er in seinem Vorwort selbst gerechtfertigt. Er hat eine Schuld abtragen wollen, welche die literarische Kritik noch einzufodern hatte. Die deutsche Literatur befindet sich in einer andern Lage als die anderer Nationen. Andere Literaturen sind entweder vollkommen selbständig oder für die Aufnahme des Fremden in einer Weise empfänglich, die dasselbe leichter mit dem Eigenen verschmilzt. Vollkommen selbständig ist die chinesische, die indische, die altarabische und die griechische Poesie. Die Verarbeitung fremder Elemente beginnt mit Rom, welches die oscische, etruskische und griechische Poesie in sich aufnahm, in dieser Assimilation aber durch die Analogie seines Paganismus mit der griechischen Mythologie, sowie durch die Verwandtschaft seiner Sprache mit der griechischen unterstützt ward. Die romanischen Völker, die aus der Mischung celtischer, römischer und germanischer Elemente hervorgingen, hatten an der römischen Sprache und Literatur ein natürliches Band, das sie mit dem Alterthum verknüpfte. Spanien, Gallien, Britannien waren gänzlich romanisirt. Zahllose Erinnerungen des antiken Lebens ragten in diesen Ländern aus Bauwerken, Ortsbenennun-

gen, bürgerlichen Einrichtungen, geselligen Gebräuchen auch noch in die Periode hinüber, welche durch die Einwanderung der Gothen, Sueven, Franken, Angelsachsen begründet ward. Die Gesetzbücher der Longobarden, der Sueven, Westgothen, Burgundionen und Franken wurden lateinisch abgefaßt. Anders war es mit Deutschland selbst. Auch hier hatte die römische Macht tief eingegriffen. Den Rhein und die Donau entlang hatte sie aus stationären Feldlagern allmälig Städte begründet, die römischen Markteinrichtungen eingebürgert, römisches Kriegswesen und römische Sprache verbreitet. Aber die Eigenart der deutschen Sprache erhielt die nationale Selbständigkeit, und die Reaction des Deutschthums blieb fortdauernd lebendig, wie Arminius zwar selbst die Schule römischer Kriegskunst durchmachte, aber um die Römer zu schlagen.

Betrachtet man nun die geographisch-historische Lage der Deutschen, so erkennt man in der Centralität derselben eine natürliche Vorausbestimmung zu einem universellen Verkehr mit allen übrigen europäischen Völkern. Nach Süden hin sind sie von Italien durch die Alpen abgeschieden; allein schon die Cimbern und Teutonen überschritten diese mächtige Naturgrenze, und die Römer gewöhnten sich daran, in ihr kein Hinderniß des Verkehrs zu sehen. Mit der geographischen Centralität im Herzen Europas war das Schicksal der deutschen Literatur von vornherein gegeben, sich nur durch Aneignung der nachbarlichen Literaturen selbständig erhalten zu können. Der Deutsche kann sich der Anregung nicht verschließen, die ihm von außen her zutheil wird. Er kann es nicht, weil er der unmittelbaren Berührung mit dem Fremden nicht auszuweichen vermag, aber er will es auch nicht, weil das Fremde für seine auf das Universelle angelegte Natur einen großen Reiz hat. Es lockt ihn als ein Wunder, bis er durch gänzliche Hingabe an dasselbe es sich eingelebt hat. Er unterwirft sich dem Fremden zunächst als einem gegen Das, was er selbst ist und hat, Höherm. Hat er aber dasselbe durch seine passive Entäußerung sich angeeignet, so geht er keineswegs, wie es den Anschein hatte, schlechthin darin auf, sondern dann tritt bei ihm die Enttäuschung ein. Das, was er gewonnen hat, genügt ihm nicht. Er hat noch Kraft genug übrigbehalten, nunmehr in die eigene Tiefe hinabzusteigen und eine eigenthümliche, wesentlich deutsche Production hervorzubringen.

Dieser Proceß ist der allgemeine deutsche Bildungsgang. Während desselben hat es oft das Aussehen, als würde der Deutsche sich gänzlich an das Fremde verlieren, und wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir in unserer Verausländerung nur zu oft unsere Nationalität in die äußerste Gefahr gebracht und uns zum Spott der andern Nationen herabgewürdigt haben. Allein wie Arminius, schon römischer Hauptmann, endlich doch das Schwert gegen die Römer wendete, so kommt der Deutsche aus dem italienischen, gallischen, britischen Wesen endlich doch wieder in sich zurück, wiederum nicht ohne in seiner Reaction bis zur Affectation eines für ihn unmöglich gewordenen Purismus auszuschweifen.

Nun haben wir Deutsche mit den romanischen und slawischen Völkern folgende Voraussetzungen unserer Bildung gemeinsam: 1) die hebräische, wie sie in den Schriften des Alten Testaments, 2) die christliche, wie sie in den Schriften des Neuen Testaments gegeben ist; 3) die griechische und 4) die römische, wie sie sich uns in den Bauwerken, Bild- und Schriftwerken dieser Völker erhalten hat.

Die Art und Weise, wie diese Schriften auf uns einwirken, ist eine ganz verschiedene von derjenigen, welche aus der Wechselwirkung mit einem noch lebenden Volk entspringt. Als eine fertige, in sich abgeschlossene Welt, als Vermächtniß einer in ihrer Wirklichkeit untergegangenen Cultur haben sie sofort einen idealen Charakter, der über alle Beziehungen des Egoismus hinausliegt. Die Schriften des Alten und Neuen Testaments wirken auf uns vorzüglich durch die Universalität ihres Inhalts, die der Griechen und Römer durch die Universalität ihrer Form, welche wir vorzugsweise die classische nennen. Das Verhältniß, welches die modernen Nationen dazu haben, ist im Allgemeinen dasselbe. Die absolute Wahrheit des Inhalts soll auch die absolute Schönheit der Form gewinnen. Im Besondern aber bedürfen die Deutschen der stets wiederholten Anschauung der antiken Formschönheit, weil sie durch die energische Innerlichkeit, die ihnen stammthümlich einwohnt, eine große Neigung zur Maßlosigkeit haben. Ganz instinctiv haben die Germanen in dieser Hinsicht von jeher schon dem Romanischen sich zugewendet, das formenklarer ist als das gährende Gemüth des Deutschen, welches in seiner Sehnsüchtigkeit nur zu leicht in das Gestaltlose und Unbestimmte verfällt. Noch bis diesen Augenblick, vom Mittelalter ab, imponirt daher dem Deutschen die französische Literatur durch die verständige Abgeschlossenheit ihrer Formen, sowie dies auch der Grund ist, weshalb eine Untersuchung über den Einfluß des Antiken auf das Deutsche gar nicht zu trennen ist von einer Untersuchung des Einflusses des Französischen auf das Deutsche.

Cholevius ist sich dieser allgemeinen Verhältnisse bei Abfassung seines Werks vollkommen bewußt gewesen. Er hat aber als strenger Historiker sich aller Deductionen enthalten, die ihm irgendwie das Urtheil zuziehen könnten, nach philosophischen Constructionen verfahren zu sein. Er schließt Betrachtungen allgemeiner Art nicht aus, allein er sucht sie nicht und er geht auch nicht von ihnen aus. Er läßt vor allem die Thatsachen selbst sprechen und begnügt sich, dieselben übersichtlich zu gruppiren. Gewiß wird ihm der Beifall der Historiker deshalb nicht entgehen, allein leugnen wollen wir nicht, daß wir zuweilen ein schärferes Zusammenfassen der Resultate, ein stärkeres Accentuiren der Wendepunkte gewünscht hätten. Cholevius hat nämlich eine Aufgabe zu lösen, die ihn von der Verfolgung eines als particulär erscheinenden Elements beständig in die allgemeine Geschichte hinüberführt. Es ist unendlich schwer, hierbei die nöthigen Schranken einzuhalten. In der europäischen Literatur herrscht ein so großer, so weitreichen-

der Zusammenhang, daß die Untersuchung eines einzigen Punkts den Forscher bald durch die verschiedensten Zeiten und Völker hindurchführt. Es ist unmöglich, das antike Element in der deutschen Poesie zu betrachten, ohne nicht auch auf die Literatur der übrigen Völker einen Blick zu werfen. Soll nun die besondere Hervorhebung des Antiken innerhalb des Deutschen recht interessant und lehrreich werden, so muß der Historiker uns deutlich machen, worin sich die deutsche Assimilation des Antiken von derjenigen Reproduction desselben unterscheidet, die wir bei den andern europäischen Völkern finden. Eine solche Vergleichung wird die rechte Würze solcher Untersuchungen. Nicht weniger aber muß nun innerhalb des Deutschen gezeigt werden, wie die verschiedenen Momente in der Entwickelung des antiken Elements untereinander in Verhältniß stehen. Das ist ja der unendliche Reiz des Geschichtstudiums, daß es uns da, wo wir zuerst nur zerstreute Einzelheiten erblicken, bei tieferm Eindringen das Auge schärft, den Zusammenhang zu entdecken, in welchem die Thatsachen miteinander stehen und in dem zunächst zufällig scheinenden Gange des Geschehens das Walten einer höhern Nothwendigkeit erkennen lassen. Der Proceß der Aneignung des Antiken bildet im Deutschen eine bestimmte Stufenfolge, und die Einsicht in das Verhältniß, worin die einzelnen Stufen zueinander stehen, versöhnt uns einigermaßen mit dem Widrigen, Häßlichen und Unnatürlichen der Erscheinungen, die bei uns oft damit verbunden waren. Cholevius versäumt nun keineswegs, die individuelle Modification anzudeuten, welche das antike Element bei uns empfangen hat, sowie er auch die Unterschiede der besondern Epochen sehr wohl kennt und charakteristisch zu schildern versteht. Aber man thut ihm gewiß nicht Unrecht, wenn man, bei aller Anerkennung seiner Forschung wie seiner Darstellung, den Wunsch hegt, daß jene doppelte comparative Anatomie bei ihm lebendiger und häufiger zum Vorschein kommen möchte. Im Detail ist Cholevius jedesmal vortrefflich, aber das Herausgehen zu allgemeinern Resultaten wird ihm schwieriger. Selbst wo er allgemeine Betrachtungen anstellen will, z. B. über den Unterschied der antiken und der deutschen Mythologie, des antiken und des deutschen Epos, zeichnet er mehr durch eine Fülle gleichartiger Einzelheiten, als daß er es zu einfachern, begrifflichern Bestimmungen brächte.

Dies ist es wol eigentlich, was bei Cholevius gewünscht worden ist, wenn man seine Methode getadelt und gesagt hat, daß er lieber monographisch hätte verfahren sollen. Cholevius hat sein Buch „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" genannt. Dies hat er unstreitig in dem Bewußtsein gethan, daß die Darstellung des Antiken als eines besondern Ferments sich gar nicht von der der allgemeinen Entwickelung trennen läßt. Es fragt sich aber, ob er das Problem, das er lösen wollte, nicht richtiger bezeichnet hätte, wenn von ihm gesagt wäre: „Das antike Element in der Geschichte der deutschen Poesie." Gegenwärtig tritt im Titel die deutsche Poesie zu sehr in den Vordergrund und das Antike wird in einen unbestimmten Plural aufgelöst. Es wird dieser kleine Mangel an Präcision der Wirksamkeit des vorzüglichen Buchs keinen Eintrag thun, allein eine correctere Fassung seines eigentlichen Inhalts würde es vielleicht vor mancher äußerlichen Misauffassung geschützt haben, namentlich vor der, als ob es mit Gervinus rivalisiren wolle, zu welchem es eher in dem Verhältniß eines Supplements und einer Revision steht. Daß Cholevius dem allgemeinen Gange der Geschichte folgte, kann man ihm wol nicht zum Vorwurf machen. Wie sollte er seinen Stoff monographisch behandeln? Sollte er z. B. ein Capitel schreiben von der Einwirkung des antiken Epos auf das deutsche, so konnte er dabei nicht vermeiden, alle Perioden unserer Poesie durchzugehen. Dasselbe hätte er aber bei der Lyrik, Didaktik und Dramatik thun müssen. So wäre er in unabwendbare, höchst lästige Wiederholungen verfallen. Oder man denke sich, daß er einen speciellern Punkt, z. B. die Metrik, hätte monographisch darlegen wollen, so würde sich der nämliche Uebelstand fühlbar gemacht haben. Wir glauben daher, daß von dieser Seite die Methode des Verfassers keinen Tadel verdient und daß, was mit demselben eigentlich hat ausgesprochen werden sollen, darauf zurückkommt, daß die specifische Thätigkeit des antiken Elements von Cholevius nicht genug nach ihren Resultaten und Stufen auch für die Reflexion hervorgehoben ist, denn thatsächlich ist dies von ihm auf die ausreichendste Weise geschehen. Was Cholevius für die Aufdeckung des wahren Verhältnisses unserer Fabel mit der der Alten, unserer Behandlungen der Alexander-Sage zu Kallisthenes und Curtius, der Veldeke'schen „Eneit" zur Virgilianischen „Aeneis", unserer Gedichte vom Trojanischen Kriege zu Homer, Dares, Virgil und Statius, unsers Dramas im 16. Jahrhundert zu Terenz und Plautus, unserer Erotik in der zweiten Schlesischen Schule zu den römischen Elegikern gethan hat, solche und ähnliche Untersuchungen wird jeder Literaturfreund mit dem größten Vergnügen lesen.

Cholevius hat in diesem ersten Bande das antike Element von den ersten Anfängen im Mittelalter bis zur französischen Grācität Wieland's hin in folgenden Perioden abgehandelt. Erste Periode bis 1180: „Anschluß an die römische Literatur und Dichtungen in lateinischer Sprache." Zweite Periode bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts: „Behandlung antiker Dichtungsstoffe im Geist der Romantik." Dritte Periode, das 16. Jahrhundert: „Einfluß des Alterthums auf die geistige und sittliche Bildung im Zeitalter der Humanisten." Vierte Periode, das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts: „Die antike Poesie als Muster für die Form mit der Beschränkung auf das Technische. Die stoisch-christliche Moral als Kern der Humanitätsbildung. Der frivole Anakreontismus." Fünfte Periode seit 1740: „Vollendetere Dichtungen im antiken Stil. Theoretische Forschungen bis zur Entdeckung des Kunstschönen. Der Paganismus und die Sokratische Moral."

Die Aufgabe für die in diesen Perioden enthaltene Geschichte besteht nun darin, den allgemeinen Proceß, der ganz Europa mehr oder weniger in den nämlichen Phasen durchlief, nach seiner deutschen Gestaltung aufzuzeigen. Tausend Jahre verflossen, bevor die deutsche Sprache sich des Inhalts wie der Form des Alterthums in dem Grade bemächtigt hatte, daß sie deutsche Stoffe mit griechischer Idealität und Freiheit behandeln konnte! Die Wandelungen, welche in diesem Proceß vorkommen, lassen sich kurz so ausdrücken: 1) Der unbefangene Gebrauch der noch sehr lebendigen lateinischen Sprache auch für nationale, nicht blos für kirchliche Gegenstände; 2) die Auffassung antiker epischer Stoffe in den Formen der mittelalterlichen Romantik; 3) die technisch correcte Nachbildung antiker Formen in lateinischer Sprache; 4) die Nachahmung der antiken Poesie zwar nach den Gesetzen ihrer Formen, allein in modernen Stoffen und moderner Sprache; 5) die Reproduction der antiken Formen in modernen Stoffen; 6) die Reproduction des antiken Geistes in freien Nachbildungen.

Die erste Gestalt entsprang noch aus dem unmittelbaren Uebergange der römischen Sprache und Literatur in das germanische Mittelalter. Das Lateinische war nicht nur die Sprache der römischen Kirche, sondern auch noch auf lange hin die Sprache der Bildung überhaupt, auch der diplomatischen. Als die Kirche bei den Celten und Germanen erst befestigt war, nahmen die Geistlichen mit der Volksgeschichte auch Volkssagen in ihre Schriften auf, wie Jornandes, Paul Warnefrid, Saxo Grammaticus u. A. Sie dichteten auch wol die epische Sage in lateinischer Sprache metrisch aus. Saxo Grammaticus in den ersten acht Büchern hat seiner Prosaerzählung viele Verse in sehr verschiedenen Versmaßen eingemischt. Das schönste Denkmal unserer Poesie aus dieser Zeit wird immer der Waltharius bleiben, weil er in seinen lateinischen Hexametern den Geist der alten Heldensagen am treuesten bewahrt hat. Die Analyse, die Cholevius gibt, weist auch die Eigenthümlichkeit, Unentlehntheit vieler seiner Bilder für die Kampfschilderung nach. Man könnte diese Periode die lateinisch-nationale nennen.

Im Gegensatz zu ihr dichtete die zweite Periode nicht mehr lateinisch, sondern deutsch und eignete sich in dieser Form die epischen Traditionen der Alten Welt an, indem sie dieselben jedoch zugleich ihrem eigenen Standpunkt gemäß organisirte. Ward also in der ersten Periode der einheimische Sagenstoff ziemlich harmlos lateinisch erzählt, blieb der Inhalt der Sagen dabei mehr oder weniger in seiner Integrität erhalten, so veränderte man jetzt die aus der antiken Welt aufgenommenen Stoffe nach dem romantischen Typus, um sie damit der ritterlichen Welt, in der man lebte, völlig adäquat zu machen. Die Byzantiner machen ein wichtiges, noch nicht völlig erkanntes Uebergangsglied in dieser Metamorphose aus, die für Deutschland von Frankreich ausging. Wir Deutsche haben hier den Franzosen nur nachgedichtet, was sich immer mehr herausstellt, je mehr wir die nordfranzösische Epik kennen lernen. Einer der wichtigsten und fruchtbarsten Dichter war hier Chretien de Troyes, wie uns die gründliche Monographie über denselben von Dr. Holland erst letzthin von neuem dargethan hat. Unsere deutschen Dichter, Lamprecht, Veldeke, Herbort von Fritzlar, Konrad von Würzburg, haben bei der Alexander-Sage, bei der „Aeneis“ und bei dem Trojanischen Kriege beständig, wie sie dessen auch ganz aufrichtig selbst eingeständig sind, welsche Medien vor sich gehabt. Antike Stoffe sind uns also zuerst durch französische Vermittelung zugeflößt worden, und wir können diese zweite Periode die romantisch-antike nennen. Cholevius hat ihr eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, namentlich dem Virgil und Homer und der Art und Weise, wie die antike Mythologie in unserm Mittelalter zur Erscheinung kommt. Cholevius bringt zu solchen Untersuchungen außer der unerlaßlichen Gelehrsamkeit eine phantasievolle Auffassung und gesunde Verständigkeit mit, die in der Combination des Verwandten die rechten Grenzen zu wahren weiß.

Die dritte Periode wird zwar, wie auch Cholevius hervorhebt, die humanistische geheißen, weil sich in der That an das damals entstehende philologische Studium eine größere Humanität anknüpft. Was indessen bei uns Deutschen die Einwirkung desselben auf die Poesie betrifft, so war dieselbe zunächst die einer völligen Entfremdung der Gebildeten von unserer nationalen Literatur. Man dichtete in den Formen, in der Mythologie und in der Sprache der Römer, denn das Studium des Griechischen wurde zwar nicht vernachlässigt, allein für die Dichtung darin beschränkte man sich doch auf Epigramme. Die Italiener fühlten sich damals ganz in die antike Sinnesart zurück. Ihnen gelang in ihrer dem Lateinischen zunächst stehenden Sprache der poetische Ausdruck, auch der zärtliche, am meisten. Ein Polizian und ein Pontan, ein Sannazar und G. Bruno schienen ganz aus dem Alterthum wiedergeborene Menschen zu sein. Die Deutschen blieben schwerfälliger und ließen sich in dem Schwunge der Latinität von den nachbarlichen Holländern und Polen übertreffen. Die reformatorische Polemik hinderte die poetische Erhebung, und selbst das Drama, welches man dem Terenz nachahmte, mußte, wie bei Frischlin, der Polemik gegen Rom dienen. Cholevius hätte hier vielleicht mehr auf das deutsche Element in den lateinischen Dichtungen der damaligen Deutschen eingehen können. Der Aesopischen Fabel, aber mehr nach der Seite ihres orientalischen Ursprungs als nach der Genesis der deutschen aus der griechischen und lateinischen Formation, ist eine ziemlich erschöpfende Analyse gewidmet. Die Darstellung der „Gesta Romanorum“ hat uns nicht befriedigt. Nach dem Material, welches Keller 1837 seiner Ausgabe hinzugefügt hat, konnte dieselbe anders ausfallen. Dagegen ist Das, was Cholevius über die Uebersetzungen und Nachbildungen des Plautinischen und Terentianischen Lustspiels sagt, vortrefflich. Der Fortschritt, den diese Periode machte, bestand hauptsächlich darin, daß die Nachahmung der antiken Poesie

als eine gelehrte Kunstdichtung, auch in der Sprache, von der volksthümlichen sich trennte und hierdurch einerseits ebenso wol die trübe Vermischung des Antiken mit dem Romantischen, die in der vorangehenden Periode geherrscht hatte, aufhob, als auch andererseits eine höhere Vereinigung des antiken ästhetischen Ideals mit dem modernen Geist anbahnte. Man kann diese Periode auch als die philologische bezeichnen.

Die vierte Periode enthält diejenige Formation des antiken Elements in unserer Poesie, die hauptsächlich durch die Franzosen hervorgerufen wurde und lange Zeit das gebildete Europa beherrschte. Die Franzosen wähnten die Gesetze erkannt zu haben, nach welchen die Griechen und Römer in ihren poetischen Compositionen zuwerke gingen. Sie stellten eine Theorie der dichterischen Production auf, durch deren Praxis sie sich den Meisterschöpfungen des Alterthums glaubten an die Seite stellen zu können. Die Regeln des Aristoteles und Horaz, des Longin und Quintilian wurden von ihnen als kanonische proclamirt und mit misverstehender Einseitigkeit interpretirt. Dennoch gewann ihre Literatur hierdurch eine solche Klarheit und Festigkeit der Formen, daß ihre Werke allen europäischen Nationen imponirten und von diesen als Muster nachgeahmt wurden. Doch behielten die Franzosen eine gewisse Freiheit, die Boileau geschickt zu rechtfertigen wußte. Sie konnten sich in der Metrik den Alten nicht anschließen; sie blieben stolz auf ihre eigene Sprache; sie entnahmen viele Stoffe ihrer eigenen Geschichte und ihrem eigenen Leben. Was der unseligen Zerrissenheit der Deutschen nie möglich gewesen wäre, gelang ihnen. Sie popularisirten die antiken Formen in einer ihnen gemäßen, nationalen Weise und hoben die Trennung auf, die zwischen der Volksdichtung und der antik gelehrten Kunstpoesie bestand. Wie sie im Mittelalter den Inhalt der antiken epischen Traditionen romantisirt und damit ihrem Standpunkt homogen gemacht hatten, so verfuhren sie nun auch mit der Form. Und wie die Deutschen ihnen damals nachgedichtet hatten, so geschah es auch jetzt wieder. Man glaubte in der Nachahmung der Franzosen die Alten selbst nachzuahmen. Es war das Verdienst von Opitz, vom ältern Gryphius, von Haller und von dem schon attisch gestimmten Hagedorn, selbständiger durch ein Zurückgehen auf die Quellen in das Wesen der antiken Poesie einzudringen, allein bis auf den Sturz Gottsched's durch die Schweizer herrschten die französischen Ansichten als Autorität vor. Cholevius hat Opitz und Gryphius in die volle, ihnen gebührende Beleuchtung gestellt und vieles Merkwürdige, das bisher weniger beachtet worden, hervorgehoben. Diese Periode kann man die pseudoantike nennen.

Die fünfte Periode würde vielleicht besser in zwei zerlegt sein, in eine kritische und in eine productive. Die kritische, die in Lessing culminirte, setzte die Bestrebungen von Opitz und Hagedorn fort, eine richtigere Erkenntniß des Antiken im Unterschied von der französischen Pseudoantike zu erlangen; die productive wurde einerseits durch Klopstock, andererseits durch Wieland repräsentirt. Jener hatte es mit der Form, dieser mit dem Inhalt des hellenischen Geistes zu thun. Jener, in der Form völlig antik, war im Inhalt völlig national, denn auch seine Christlichkeit hatte, als protestantische, eine nationale Physiognomie. Dieser, in der Form französisch geschwätzig, war dagegen im Inhalt antik, aber nicht mehr im Sinne der stoischen Herbheit der ersten Schlesischen Schule und auch nicht in dem frivol Anakreontischen, eigentlich Martialischen der zweiten, vielmehr im Sinn wirklicher hellenischer Grazie. Wieland ist seiner Lüsternheit und Schwatzhaftigkeit halber leicht zu verurtheilen, und manche unserer neuern Literatoren haben sich aus seiner Verdammung ein rechtes Fest gemacht. Allein er ist schwerer zu fassen. Als der Gegensatz zur Erhabenheit Klopstock'scher Verhimmelung konnte er sich oft der zweideutigen Komik der Crébillon'schen und Grécourt'schen Frivolität nicht erwehren und statt zum Cultus der uranischen Aphrodite brachte er es oft nur zur Huldigung einer geistreich-wollüstigen Hetäre. Dies zu sehen und ihn deshalb zu tadeln ist, wie gesagt, leicht, zumal heutzutage, wo wir ganz andere Maßstäbe in Händen haben. Aber man muß auch das Positive in ihm nicht verkennen wollen, wodurch er seine Zeit entzückte. Dies bestand darin, daß er gegen die Plumpheit, mit welcher das sinnliche Element im 16. Jahrhundert, gegen die Unnatur, mit welcher es im 17. Jahrhundert bei uns behandelt war, ahnen ließ, mit welcher Wahrheit und Anmuth die Griechen die Natur erfaßt hatten. Bis auf Wieland hin herrschte im Begriff des Antiken das römische Moment vor; er machte die Deutschen mit der Weichheit und Feinheit des hellenischen Geistes vertraut, wenn er auch von der sittlichen Zartheit und Hoheit desselben noch keinen Begriff hatte und die Grazie Sokratischer Ironie noch häufig mit der Kahlheit schadenfroher Skepsis verwechselte. Cholevius hat zwischen Klopstock und Wieland Lessing in die Mitte geschoben, was uns nicht zweckmäßig scheint, da Klopstock und Wieland eine wesentliche Antithese bilden. Die äußerliche Chronologie sagt uns freilich, daß Klopstock 1724, Lessing 1729, Wieland 1733 geboren worden, allein diese Abfolge kann eine andere Anordnung nicht hindern, welche den sachlichen Zusammenhang besser übersehen läßt. Oder Lessing hätte auch nach Klopstock und Wieland behandelt werden können, wenn man seine weitreichende Einwirkung auf das Theater ins Auge faßt. Von diesen Dreien hat, unserer Meinung nach, Cholevius Klopstock am besten dargestellt. Die Wärme, mit welcher er seine auf das Große gerichtete Natur anerkennt, hat hier seine Darstellung sehr vortheilhaft gehoben. Der specielle Nachweis des Zusammenhangs, in welchem Klopstock's Odendichtung mit der Horazischen steht, ist äußerst interessant. Wieland ist mit Gerechtigkeit behandelt, Lessing aber nicht tief genug gegriffen, wenn auch nichts Wesentliches übergangen und die ungeschminkte Darstellung bei unserm Autor uns viel angenehmer ist als die bombastische Phrase, mit welcher

man seit längerer Zeit schon den einfachen Lessing glaubt schildern zu müssen, um das schöne Bild, das Gervinus von ihm gezeichnet hat, scheinbar zu übertreffen.

Blicken wir nun von hier noch ein mal zurück, so hätten sich folgende Stufen ergeben: 1) die lateinisch-nationale; 2) die romantisch-antike; 3) die philologisch-humanistische; 4) die pseudoantike; 5) die antik-kritische; 6) die einerseits in der Form, andererseits im Inhalt hellenische. Für die erste war die Geistlichkeit der römischen Kirche, für die zweite die höfische Aristokratie, für die dritte der Stand der Gelehrten, für die vierte der pariser Hof, für die fünfte die in Deutschland sich entwickelnde ästhetische Kritik, für die sechste die Humanität der protestantischen Aufklärung der Mittelpunkt.

Man erkennt in diesen Stufen einen progressiven Gang des antiken Elements. Schritt für Schritt mußte die eigentliche Wahrheit seines Wesens erobert, es selbst von mannichfacher Verkennung befreit und der deutsche Geist von den Verirrungen emancipirt werden, denen er für jene Assimilation bis dahin sich nicht hatte entziehen können. Die ersten drei Perioden bilden unter sich wieder ein Ganzes. Sie fangen lateinisch an und hören lateinisch auf. Immer ist es bei ihnen ein besonderer Stand, der dem antiken Element seine Gestaltung gibt: die Geistlichkeit, der Adel, die Schulgelehrten. Die drei letzten Perioden machen unter sich abermals ein Ganzes, denn es ist immer das nationale Moment, was darin hervortritt: das französische, das deutsche, das hellenische.

In den drei ersten Perioden verhält sich die deutsche Poesie passiv, in den drei letzten activ, denn gerade an der Verarbeitung der französischen Pseudoantike wird sie, in Verbindung mit einem gründlichern Zurückgehen auf die Classiker selbst, der Erhebung zu einem nationalen Selbstgefühl mächtig und erst hiermit fähig, das Antike nicht mehr nur im römischen, sondern im ursprünglich griechischen Sinn zu verstehen. Sehr merkwürdig ist in diesem Proceß auch der Umstand, daß die Deutschen vom Antiken, solange sie es noch im römischen Sinn erfassen, immer auch in das Romanische zurückgehen. Auf den Latinismus der römischen Geistlichkeit folgen die welschen, d. i. französischen Epen. Auf die lateinische Poesie der Humanisten folgt die Nachahmung der Formen der französischen Poetik. Auf die an die Alten selbst schon sich anschließende Kritik derselben folgt die Nachahmung des französischen frivolen Romans und der Natürlichkeit des Diderot'schen Theaters, wenn auch schon wesentlich gebrochen durch eine tiefere Anschauung des hellenischen Geistes, die von Lessing und Winckelmann ausging.

Wer will nun leugnen, daß eine Untersuchung dieses Bildungsgangs unserer Poesie nicht ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen dürfte? Eine solche Untersuchung hat so viele Seiten, daß es an Mängeln im Einzelnen nicht fehlen kann. Namentlich wird man im Detail über das Zuviel oder Zuwenig streiten können. Cholevius hat in steter Rücksicht auf Gervinus gearbeitet, wie das unerlaßlich war, wenn er nicht Dasselbe wiederholen wollte. In dieser Rücksicht aber hat er da, wo Gervinus nur Andeutungen gibt oder allgemeine Voraussetzungen macht, aus den Werken selbst instructive Auszüge gegeben, theils als Ergänzung, theils, z. B. bei S. Dach, zur Berichtigung. Sein Werk ist an sich ein durchaus selbständiges. Vergleichen wir es aber mit dem von Gervinus, so ist es für das antike Element in unserer Poesie eine kritische Erweiterung desselben. In dem folgenden Bande wird Cholevius jedoch weit über den Zeitraum hinausgehen, mit welchem Gervinus seine Geschichte abschließt. Er wird zeigen, wie sehr wir des wahrhaften hellenischen Wesens zur ästhetisch-ethischen Befreiung unsers Geistes bedurften und wie es doch unserm an sich universellern Standpunkt nicht zu genügen vermochte. Mit großer Erwartung sehen wir gerade diesem Bande entgegen. **Karl Rosenkranz.**

Dramatische Bücherschau.

1. Die Portenser, dramatisches Gedicht von Albert Türke. Berlin, Wohlgemuth. 1853. 8. 24 Ngr.

Gen Pforta zieht des Herrn Eobanus Hessius, Magnificenz zu Erfurt, Schwestersohn Justus Hergott, allda als Scholar der Gelahrtheit sich zu befleißigen und eine Leuchte des jungen protestantischen Glaubens zu werden, wie einst sein Vater es war, der den Märtyrertod für des muthigen wittenberger Mönchs evangelische Lehre starb. Frisch und fröhlich, wie der himmelansteigenden Lerche, ist dem jungen Scholar ums Herz, denn ihm durchleuchtet die Sonne des verjüngten Christenthums die reine, kindliche Seele, und all seine geistigen Fibern dehnen sich gewaltig nach voller freudiger Mannesthat im Kampf des Wissens und des Lebens. Im Ränzlein trägt er als kräftigen Schild die verdeutschte Bibel und an der Hand ein gülden Ringlein, das einst Luther's Käthchen seiner Mutter schenkte und von dieser dem Sohne beim Abschiede angesteckt worden war. Auf dem Wege nach dem Tempel der Weisheit zu Pforta geräth Justus mit seinem Geleitsmann Pharetratus, des Herrn Eobanus getreuem Famulus, zu Kösen in eine gar lustige Soldatenwirthschaft: da feiern die evangelischen Kriegsleute von Kurfürst Moritz nicht eben allzu apostolisch der Pfingsten freundlichen Feiertag — aber der gestrenge Herr Wachtmeister meint, gut luthersch könne man so gut in der Kirchen als im Kruge sein, und trotz des Herrn Pharetratus bedenklichem Kopfschütteln spricht Justus ein kräftiges Ja zu dieser Soldatenmoral. Bald aber gibt's Streit: der pfortaische Herrschaftsjäger Konrad, ein eifriger Katholik und heimlicher Söldling des ehemaligen, nunmehr abgesetzten Abts von Memleben, schmäht die Kriegsleute und das neue Evangelium und würde von den erbitterten Soldaten getödtet worden sein, wenn nicht Justus die Wüthenden zurückgehalten hätte. Nun aber zieht der Herr Scholar seine Straße fürbaß gen Pforta und verabschiedet den ehrlichen Famulus. So kommt Justus in den Wald zu Pforta, und wie er so des grünen Laubdoms Herrlichkeit bewundert, fährt ihm ein Schuß hart an dem Lockenkopfe vorbei und — ins Herz, d. h. in das unsichtbare seelische Herz. Denn ein holdes Mägdlein — Cölestine, des Abts von Memleben Mündel und des katholischen Försters Hildebrand Verwandte — steht mit dem noch dampfenden Rohre, dessen Blei einem stattlichen Hirsche galt, vor dem Betroffenen, und wie sie ihn so lieblich um Verzeihung bittet und so ämsig um ihn besorgt ist, da hat der arme Junge den Pfeil Amor's so tief in der Brust, wie ihn ein frisches Blut nur immer haben kann, und es ist bei so bewandten Umständen sehr natürlich, daß er, der nun doppelt

Mittheilungsbedürftige, sich inniger denn je nach einem mitfühlenden Freunde sehnt, der ihm noch fehlt. Sein guter Engel führt den Ersehnten ihm bald entgegen: dem Fritz von Trotha ist's zu eng geworden unten zwischen den Bücherschränken und Tintenfässern; drum hat er sich hinausgemacht in den freien, fröhlichen Wald, seines Vaters gewaltiges Ritterschwert zu schwingen und abzuschütteln den Schreibstubenwust. Das ist ein Bursche nach Ritter Götzens Art, — ganz Feuer und ganz Schwert. That! nur That, und zwar die frische, lustige Reiterthat! das ist sein Dichten und Trachten. Denn — meint er — das Vaterland braucht Männer. Aber Justus fragt ihn, ob Luther und Hutten und Reuchlin nicht auch Männer seien. „Ja!" — sagt Trotha — „die fochten schreibend! das waren Männer!" Und die Bruderhand reichen sich beide Jünglinge und Eine Sehnsucht begeistert ihre Herzen: Männer zu sein im Kampf für des Glaubens Licht und des deutschen Vaterlandes Ehre.

Zu Pforta wird der Justus bald die Krone der Scholaren, die Ehre der Prima, ein Muster in Sittlichkeit und Geistesschwung, der Stolz seiner Lehrer und die Liebe seiner Mitschüler. Aber unter dem scheinbaren Frieden des traulichen Schullebens zu Pforta wühlt der Verrath und brütet die Tücke. Denn der abgesetzte Abt von Memleben weilt in der Nähe, und seine Creaturen, der Förster Hildebrand und dessen Jagdbub Konrad, der Pater Urban und der Pfortenpförtner mit seiner Magd, helfen ihm insgeheim treulichst zur Wiedererlangung alles Dessen, was er und sie verloren haben. Zu diesem Zwecke ist es dem Abt gelungen, den Pfortenscholar Detwin von Altenburg zur Rückkehr in den Schoos der katholischen Kirche zu bewegen. Detwin's Vater, der, einst ein gewaltiger Degen, alt und gichtbrüchig auf seiner Burg zu Almerich sitzt, hat des Abts Rache dadurch sich zugezogen, daß er das Weib als Gattin heimführte, das dieser leidenschaftlich liebte, und so genügt der stolze Priester diesem seinem Rachedurste, indem er den einzigen Sohn des greisen Ritters abtrünnig macht vom protestantischen Glauben, welchem dieser Letztere sein ganzes Leben geweiht hat und mit vollster Ueberzeugungsfreudigkeit angehört; zugleich wird durch den Uebertritt Detwin's der einzige Sproß und Erbe eines ebenso reichen als vornehmen und angesehenen Geschlechts — die Altenburg sind mit dem kurfürstlich sächsischen Hause verwandt — dem „alleinseligmachenden Glauben" mit all seiner Macht und seinem Einfluß gewonnen: eben kein unbedeutender Fang. Um diese seine tückischen Plane zu verwirklichen, hat der Abt durch des Pfortenpförtners schmucke und lüsterne Dirne den leicht erregbaren Detwin in das Netz der Wollust verstricken und ihm, nachdem er um den Frieden seiner Unschuld gebracht war, durch zugesteckte Schriften katholischer Beredtsamkeit den Zweifel an Luther's Lehre einimpfen und die römische Kirche als eine Macht erscheinen lassen, die allein den innerlich und äußerlich Befleckten wieder zu Ehren bringen könne. Da nun so der Boden gehörig bereitet war in dem gutmüthigen und durchaus nicht unedeln, aber schwachen und sinnlichen Gemüthe des Junkers, wird ihm ein Muttergottesbild als Gegenstand seiner Andacht zugesteckt, das die lieblichen Züge von des Abts im nahen Försterhause weilendem Mündel Cölestine trägt, und die aufgeregte Phantasie des Jünglings zu wilder Leidenschaft für das schöne Mädchen entflammt. Ihre Hand nun sagt ihm der Abt als den Erdenlohn der Rückkehr zum Glauben Roms förmlich zu, nachdem der schnöde Priester ihre hohe Abkunft bestätigt und Detwin's Tante Jutta und der gleich dieser heimlich zum Katholicismus zurückgetretene Hauskaplan der Altenburg Detwin's Gemüth vollends den Planen des rachesüchtigen und ehrgeizigen Pfaffen verkuppelt haben.

Aber Cölestine, bei einer protestantischen Muhme erzogen und der neuen Lehre im tiefsten Innern zugethan, durchschaut ihres Vormunds lichtscheue Zwecke, beschließt, Detwin — den sie zwar nicht liebt, aber aufrichtig bemitleidet — zu retten, und nimmt sich vor, Justus, der mit Trotha des Verführten Stubengenosse ist, um Hülfe bei diesem Christenwerke anzugehen. Der sitzt gerade in der Nähe des Forsthauses, mit Zeichnen beschäftigt, und Cölestine bebt freudig zusammen, als sie ihr Bild unter des jungen Scholaren gewandtem Griffel entstehen sieht. Sie trägt nun dem freundlichen Zeichner ihr Anliegen vor, und gern verspricht er, ihr treulichst zu willfahren und fortzusetzen, was er bereits kräftig, wenn auch erfolglos begonnen hat; denn auch ihm ist über Detwin längst Klarheit aufgegangen. Wie aber Justus und das Mädchen so traulich kosen, löst sich das Geheimniß ihrer Herzen, und daß sie sich lieben, sagt ein Auge dem Andern und würde eine Lippe der andern bekannt haben, wenn nicht ihr Gespräch durch den Förster und den Abt gestört worden wäre. Es kommt nun die Nacht heran, in welcher Detwin das förmliche Gelöbniß seiner Rückkehr zu Rom ablegen soll. Kurz vorher führt ihn sein guter Engel noch ein mal zu Justus, und schon dringt dessen ernstes, überzeugendes Wort tief in seine leidenschaftlich hin- und hergerissene Seele, da hört er die Pfortenuhr Zehn schlagen. Elf ist die verabredete Stunde einer heimlichen Zusammenkunft des Junkers mit dem Pater Urban in der Pfortenkapelle; zu kommen hat Detwin als Edelmann versprochen und sein Versprechen will er nicht brechen — er geht. Justus hat Gelegenheit, diese Zusammenkunft zu belauschen; er sieht, wie sich eine verborgene Thüre im Fußboden öffnet und den Pater Urban einläßt, erfährt so die Stunde, welche Detwin auf immer zum Katholiken machen soll, und entdeckt zugleich, daß diese Mönchserscheinung den alleinigen Grund zu düstern Spukgeschichten gegeben hat, mit welchen die jüngern Scholaren geängstigt wurden. Nun beredet er sich mit seinem Trotha und noch einigen wackern Genossen, mit bewaffneter Hand dem Pfaffenverrathe zu begegnen und die Ehre der Pforta zu wahren. Zu diesem Zwecke versteckt sich Trotha mit den Andern in der Kapelle, um Detwin's sich zu bemächtigen, während Justus in einer Blende des untern Kirchgangs, der zu der von Pater Urban benutzten geheimen Thüre führt, auf den Mönch lauert. Als dieser nun hereintritt, wirft sich ihm Justus mit gezogenem Schwerte entgegen; aber der Priester drückt auf ein nur ihm von alter Klosterzeit her bekanntes Werk in der Mauer: ein eisernes Gitterthor rasselt nieder und Justus ist abgeschnitten von den weitern Räumen der Kirche. Was hilft es, daß Trotha, der inzwischen Detwin's sich bemeistert hat, mit den Genossen die Treppe in den untern Gang hinabstürzt: das wohlberechnete Eisengatter trennt ihn von dem Freunde, der von dem mit seinen Helfershelfern herbeigeeilten Abte in wilder Hast als Gefangener zunächst ins Forsthaus abgeführt wird, von wo ihn die Priester gen Naumburg schleppen wollen. Aber Cölestine fliegt bei der Kunde von dem traurigen Ereignisse nach Pforta und berichtet an Trotha, wohin man den kühnen Scholar zu bringen gedenke; ihr folgt das Aufgebot von ganz Pforta, den theuern Genossen mit der Waffe in der Hand zu befreien.

Inzwischen ist Kurfürst Moritz in die Altenburg eingezogen und nicht eben gar freundlich vom Herrn der Veste, seinem Verwandten, empfangen worden; denn dem schneidet's tief ins Herz, daß der Sachsenherzog abgefallen ist von der evangelischen Sache und das schnöde Amt übernommen hat, gegen das protestantische Magdeburg die kaiserlich katholische Acht zu vollstrecken. Als jedoch Moritz dem Greise enthüllt, daß er nur zum Schein diesem Auftrage sich unterzogen habe, um, ohne Verdacht zu erregen, sein Volk an sich zu ziehen und um so sicherer nun den Feinden der evangelischen Sache auf den Leib zu rücken — da lebt der alte kranke Ritter noch ein mal zu neuer Jugend auf. Ein Reitender bringt einen Brief des Pfortenrectors Mehlhorn, worin dieser von dem Priestercomplot berichtet und Detwin's Theilnahme daran, sowie des Justus Gefangennehmung durch die Pfaffen meldet. Armer Ritter von Altenburg, das ist ein Donnerschlag aus dem heitern Himmel deiner Glaubensfreude! Und wüßtest du gar noch, daß mitten in deiner Lutherveste der römische Tiger seine Zuflucht gefunden und sein Opfer zu zerreißen im Begriff ist! Denn der Herr Abt von Memleben hat, gedrängt von den ringsum schwärmenden

Reitern des Kurfürsten, seinen Plan, gen Naumburg zu ziehen, geändert und hat sich mit dem gefangenen Justus und mit Konrad, dem Jagdbuben, geradewegs in die Altenburg zu seinem Confrater und Mitverschworenen, dem Hauskaplan dieser Veste, begeben, indem er sicher schloß, daß man hier im Neste des alten Glaubenshelden ihn und sein Gelichter am wenigsten vermuthen werde; unter dem Vorwande, altenburgische Reiter brächten einen entsprungenen Dienstmann in die Veste zurück, war denn auch das Bubenstück wohl gelungen. Auf der Burg nun in einem alten entlegenen Thurme von dem Kaplan gut geborgen, stellt der Abt Justus die Wahl, zu sterben oder römisch zu werden. Justus wählt natürlich das erstere und bereitet sich zum letzten schweren Gange für seinen Glauben und seine Ehre. Schon hebt Konrad, der Jagdbub, der für Cölestinen glüht und deshalb Justus den glücklichen Nebenbuhler haßt, auf des Abts Geheiß die Hellebarde gegen den muthigen Bekenner des Evangeliums, da bricht dieser vom alten Mauerwerke einen wuchtigen Stein los und schmettert mit verzweifeltem Wurfe den Abt todt zu Boden; wieder aber schwingt zum letzten Stoße der Jagdbub die Partisane — da fährt Trotha's Schwert dem Schurken durch den Leib und Justus ist gerettet. Der Kaplan nämlich, von Gewissensangst getrieben, hatte Jutta, der Schwester des Herrn von Altenburg, des Abts gräßlichen Plan verrathen und diese gab sofort dem Kurfürsten davon Kunde; indessen war auch Trotha mit Cölestinen und den Portensern angelangt, um des Sachsenherzogs Hülfe zu ihrem Zuge gen Naumburg, dem vermeintlichen Hafterte ihres Freundes, zu erflehen, und wurde so der Retter seines Justus. Ueber den Leichen aber der von Gottes Gericht getroffenen Bösewichter reicht Cölestine dem Geliebten die Hand der Treue, und reuig sinkt Detwin zu seines versöhnten Vaters Füßen. Moritz jedoch ruft Justus und Trotha an seine Seite, mit ihm auszukämpfen den heiligen Kampf des Glaubens und des deutschen Vaterlandes und nach gethaner Eisenarbeit auf seiner hohen Schule zu Wittenberg den Oelzweig der Wissenschaft zu pflegen:

> Der Lober grünt, der Oelbaum ist im Treiben!
> Zum Siege! Ja! — Durch jeden Wall hindurch,
> Den Fürstenwitz und Pfaffentrug geschaffen!
> Zum Siege! Ja! — Denn gar ein' feste Burg
> Ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!

Es ist keineswegs blos das Einzelschicksal einzelner Menschen, sondern das Schicksal einer ganzen Zeit und eines ganzen Volks, das in diesen so harmlos und bescheiden gebotenen „Portensern" vor unsern Blicken vorüberzieht. Wir sehen die Versuche der aus ihrem Nimbus herabgestürzten Priesterschaft des alten Dunkelthums, von neuem das verlorene Jerusalem sich zu gewinnen, und diese Versuche sind nicht kleinlich und nicht leichtsinnig angelegt, vielmehr von der schlauesten Berechnung und weitreichendsten Intention; auch werden Mittel dazu ins Werk gesetzt, vor deren Scheußlichkeit jede menschliche Regung erstarrt: natürlich, wo man im Kampfe das Vertrauen in den Adel und die Reinheit seiner Absichten verloren hat und sich, wie hier, bewußt ist, daß man nur der eigenen Selbstsucht dient — da versagt sich die Sittlichkeit jede Mitwirkung und nur die Bosheit findet ein freundliches Gehör. Aber es waltet eine ewige göttliche Macht über der Menschheit edelsten Gütern, die sich immer und immer wieder der blutenden, leidenden, ringenden Kämpfer annimmt und ihre Kräfte stählt, ihr Auge schärft. Diese Macht ist eben nichts Anderes als die reine sittliche Ueberzeugung des edeln Wollens, und ihr unterliegt endlich doch der finstere Feind des Lichts und der Wahrheit. Das ist die historische, das die sittliche Moral dieses trefflichen Schauspiels. Wem vor der Deutschheit dieses Justus Hergott, dieses Trotha, des greisen Glaubenshelden auf Altenburg, dieser gelehrten Herren von Erfurt und Pforta, des alten Kriegsmanns Wiprecht, des Wachtmeisters, der Cölestine — dieser lieblichsten Mädchengestalt — das Herz nicht aufgeht, als wenn er in die trauliche Lenzesfrische einer deutschen Landschaft blickt, der möchte wol für immer den deutschen und den poetischen Pulsschlag verlernt haben.

Daß unser Dichter in seinem Moritz, unbeschadet des deutschen Kerns, dennoch den Witz der die nationale Eigenthümlichkeit nicht eben im edeln Sinne auflösenden und verallgemeinernden Staatsweisheit des 16. und aller weitern Jahrhunderte zur Geltung bringt, in Justus und Trotha den Geist der neuern Zeit in seiner ganzen unverschatteten Sonnenpracht sich verwerthen läßt, in den meisten der gelehrten' Notabilitäten den verpedantisirten, noch immer etwas mittelalterlich verclausulirten Protestantismus, im alten Burgherrn das im Gegensatz zu Moritz', ich möchte sagen, modernem diplomatisch-politischen Staatsthume deutsch mittelalterliche Reformations-Ritterthum dramatisch verklärt, — all Das gibt dem schon durch den Gang seiner Fabel an und für sich genugsam interessanten Schauspiele nur noch kräftigere, mannichfachere und charakteristischere Lebendigkeit und Wahrheit. Der Humor, der diese tiefernsten Begebenheiten durchweht, ist keineswegs aus der Rumpelkammer längst verbrauchter Wortdrescherеien und langweiliger Narrenstreiche hervorgeholt, sondern voll frischen und gesunden Athems und durchaus in die Handlung des Stücks als integrirender, unentbehrlicher Mitarbeiter verwebt. Zwar wird man einwenden, er erinnere zu sehr an Shakspeare: mag sich der junge Poet diese Vorwürfe recht freudig gefallen lassen; denn er ist nirgends zum bloßen nachäffenden Handlanger des großen Briten geworden. Möchte allen Dichtern durch des unerreichten Heros gründliches Studium so viel Eigenartiges in ihrer Künstlerbrust geweckt werden, wie dies hier der Fall ist — sie dürften sich wahrlich nicht schämen, auf jeder Seite an Shakspeare zu erinnern.

Und überhaupt: wo sollen denn die deutschen Poeten gesunden Stoff für Volksscenen und humoristische Volkscharaktere höherer als blos possenhafter Natur hernehmen, sonderlich da sich's — wie hier — um historisch nationelle Verhältnisse handelt, wenn sie nicht aus dem Wunderborne schöpfen, aus welchem auch Goethe und Schiller schöpfen mußten und gern schöpften — aus Shakspeare? Solange bei uns jeder Keim volksthümlicher Gestaltung von Staats, Religions und Polizei wegen unterdrückt wird, solange die deutsche Wissenschaft und Kunst sich aristokratisch einpuppt, oder besser, wolle sie oder wolle sie nicht, in majorem dei gloriam einpuppen muß, solange mit einem Worte bei uns Volk und Dichter zwei Dinge sind, die sich einander gar nichts angehen, gar nichts angehen dürfen — nun, solange bleibt für den deutschen Poeten Shakspeare eben die einzige Fundgrube und das einzige Studium für Volksscenen. Darum hat der Verfasser der „Portenser" Recht gethan, sich an diese unversiegbare Schatzkammer zu wenden, und die Art, wie er von diesem Rechte Gebrauch macht, stellt sein unstreitbar sehr bedeutendes poetisches und dramatisches Talent nur in noch helleres Licht: man lese die prächtigen charakteristischen Soldatenscenen des ersten Acts, die überaus ergötzlichen Unterredungen zwischen dem Pfortencastellan und seiner Dirne, die Würfelscene der portenser Scholaren u. s. w.; will man sich aber an so recht echter deutscher Herzenspoesie erquicken, dann schlage man die lieblichen Gespräche zwischen Cölestine und Justus auf. Einzelne Charaktergestalten unter den mehr oder weniger als Nebenfiguren auftretenden Persönlichkeiten sind dem wirklichen Leben mit frappanter Treue abgelauscht. Rector Mehlhorn — dieser mit seinem „Was geht uns Deutschland an? Wir sind Weltbürger!" und mit seinen lateinischen Floskeln und Wendungen so recht deutsche Schulpedant; der grundehrliche Pharetratus, einem vergilbten Pergamente gleichend, das alt und räucherig ausschaut, aber viel köstliche Dinge in seinen Hieroglyphen birgt; der alte Knappe Wiprecht, der rechte Mustertypus so eines alten Hausguts und Erbstücks von treuem Diener, der spiritus familiaris des gesammten Hauses, der sich ohne seinen Herrn nicht denken kann und der daher, wenn er von ihm oder sich redet, nie anders als „wir" sagt; Hans Dümmling, der Wachtmeister, der Fahnenjunker, der Corporal

und endlich der greise Freiherr von Altenburg, der körperlich zwar ergraute und zusammengebrochene, aber innerlich durch die Macht seiner begeisterten Ueberzeugung jugendfrische „alte Glaubensheld", dem der dankbare Blick in Gottes lachende Natur ein Gebet gilt und „dessen treues, gottergeb'nes Herz die Lutherschlacht fortschlägt bis in den Tod": — in all diesen Gestalten ist eine überraschende Fülle sprudelnden Lebens und echter Menschenempfindung.

Verkannt aber darf hierbei nicht werden, daß die Nebenfiguren dem Helden entschieden über den Kopf wachsen und daß sonderlich die mit großer Liebe angelegte Natur Trotha's das Interesse, welches sich in Justus, der offenbar der persönliche Mittelpunkt des Stücks sein soll, mit einer gewissen Ausschließlichkeit concentriren müßte, schon deshalb lebhaft beeinträchtigt, weil Trotha's Charakter viel realer und plastischer ausgearbeitet ist als Justus, der zuweilen in eine gewisse declamatorische Monotonie verfällt. Auch Detwin entzieht dem Helden des Dramas insofern dramatischen Antheil, als er ebenfalls dessen zu viel für sich selbst in Anspruch nimmt; denn es ist — und in dem Tadel liegt allerdings zugleich ein Lob — dem Poeten die düstere, unheimliche, grauenhafte Verwilderung, die in Detwin's ursprünglich edelm Gemüthe die Leidenschaft angerichtet hat, so kräftig gelungen, daß man dem wilden Processe in des unglücklichen Junkers Brust mehr, als gut für das Interesse an Justus, nachhängt. Endlich müssen wir das noch tadeln, daß unsern Dichter, dem es offenbar darum zu thun gewesen ist, die geistigen Hauptfactoren jener Phase der Reformationszeit dramatisch zu fixiren und aufeinander wirken zu lassen, die historische Treue und eine gewisse sittlich-poetische Gerechtigkeit nicht dahin geführt hat, auch dem Katholicismus einen edeln Vertreter zu gewähren und damit in der That das Thema zu erschöpfen, soweit das in fünf Acten möglich. Wir können den Poeten, da dieser Mangel seines Werks zu sehr auf der Hand liegt, um von ihm übersehen worden zu sein, von einer gewissen Parteilichkeit nicht freisprechen und warnen ihn ernstlich vor derartigen präoccupirten Stimmungen, die der freien, unbefangenen Künstlerschaffung sofort eine Fessel anlegen und um so gefährlicher sind, weil diese Fessel nur selten rechtzeitig erkannt wird.

2. Josephe. Tragödie in fünf Acten von Rudolf Menger. Stettin, Saunier. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Das ist ein schauerliches Ritter- und Pfaffen-Nachtstück, in welchem der Dichter allen möglichen Graus und Jammer Himmels und der Erde recht absichtlich zusammengehäuft hat und alle Teufeleien vollständigst zu überteufeln sucht. Ein armes Judenmädchen wird in dem Stücke ohne jegliche Schuld ihrerseits — denn daß sie dem Einziggeliebten an die Brust sinkt, ist keine menschliche Schuld, sondern ein menschliches Recht — von aller Welt, sogar vom eigenen Bruder mit Flüchen und Grausamkeiten jeder Art förmlich zu Tode gehetzt, und beim Halali dieser Parforcejagd schließt über ihrer Leiche der bis dahin im wüthendsten Hasse gegen jeglichen Menschen rasende Bruder mit dem Geliebten des armen Opferlamms, den er noch eben in Stücke reißen wollte, einen erhabenen Freundschaftsbund. Nein, das ist nichts als krankhafte Ausartung einer überhitzten, in crassen Bildern schwelgenden Phantasie und ein Mordspectakel, wie es für die Kunizer, Reibehand und Haßkarl unserer vormaligen Bühne ein gutes Zug- und Kassenstück gewesen wäre. Und dennoch: wir hätten wahrlich dieser „Josephe" höchstens mit einem „Apage!" gedacht, wenn nicht die stellenweise hochpoetische Sprache, der nicht selten erhabene Schwung der Empfindung und einzelne ganz charakteristisch gestaltete Nebenfiguren Grund böten, dem Verfasser, wenn auch nicht gerade dramatisches, so doch lyrisches Talent entschieden zuzuerkennen. Der hoffentlich noch junge Dichter möge sich am classischen Griechenthum seine verdüsterte Phantasie abklären und nicht eher wieder den Pegasus besteigen, als bis er über die Mittel, mit welchen er wirkt, einigermaßen Herr ist und nicht mehr in Gefahr kommt, Nachtgespenster eines aufgeregten Hirns für wirkliche Menschen auszugeben. Nonum prematur in annum, lieber Autor!

3. Die Sulioten. Trauerspiel in fünf Acten von Johann N. Preyer. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 16 Ngr.

Wir freuen uns, über diese Arbeit Preyer's uns günstiger äußern zu dürfen als über sein Drama „Canova". Unstreitig ist in den „Sulioten" von der undramatischen Verinnerlichung des „Canova" zum Frommen einer kräftigen äußern Handlung Abstand genommen worden und das Bestreben, zu individualisiren, tritt unverkennbar vor, sodaß hier und da so Handlung als Charakteristik dramatisch recht brav zusammengreifen. Allein es ist das eben doch nur hier und da, und während „Canova" zu innerlich, sind die „Sulioten" zu äußerlich ausgefallen; die Hauptpersonen entwickeln zu wenig innere Bedeutsamkeit und die Handlung geht nur zu oft ins völlig Breite und Verschwommene. Auch scheint der Autor seine Charaktere nicht eben allzu gründlich durchdacht und in sich selbst motivirt zu haben; sonderlich leiden die beiden Hauptfiguren, Zavellas und Georg Botzaris, an innerer Unklarheit, die zur Phrase als zum Helfer in der Noth greift und kein rechtes Interesse an der betreffenden Persönlichkeit aufkommen läßt. Möchte Preyer, dessen poetisches Talent wir nicht leugnen, zur epischen Leier greifen; alles Zuständliche, Alles was zum Terrain gehört, gelingt ihm offenbar; doch scheint das dramatische Motiviren und scharfe Individualisiren außerhalb seiner Begabung zu liegen. Es wäre zu bedauern, wenn dieses an und für sich erfreuliche Talent sich länger auf einem Gebiete abarbeitete, wo es doch stets im Kreise sich bewegen dürfte, statt auf dem ihm angemessenern Felde der Lyrik und Epik zu gesunder Entwickelung zu gelangen. Der Dichter spricht überall aus den „Sulioten", der Dramatiker kaum hier und da, und endlich trägt die ganze Arbeit insofern einen etwas leichtfertigen Charakter an sich, als sie einen solid durchgesonnenen Plan vermissen läßt; man fühlt den künstlerischen Grundgedanken nicht kräftig heraus, und ohne diesen ist beim heutigen Stande der Cultur ein Kunstwerk nicht recht möglich.

4. Der Wettlauf. Lustspiel in einem Aufzug von Heinrich Kruse. Bremen, Heyse. 1854. Gr. 16. 6 Ngr.

Es bietet Einer drei jungen Mädchen, unter welchen ihm die Wahl schwer wird, seine Hand an, und obwol alle drei Nein sagen, merkt er doch, daß das Nein der Einen nicht eben allzu ernst gemeint, sondern nur jüngferliche Prüderie sei. Da kommt er auf den originellen Einfall, den Mädchen einen Wettlauf auf einem Gartengange anzubieten, an welchem ein Rosenstock etwas vorsteht: diejenige der Damen, die er im Laufe überwinde, müsse seine Frau werden. Die Mädchen nehmen den Vorschlag, heiter wie sind, um so lieber an, als der Vorschlagende lahm ist und also zuversichtlich der Besiegte sein wird. Zwei der Damen bleiben denn auch Siegerinnen, nur die mit dem schwachen Nein stolpert und fällt über den Rosenstrauch und muß nun des Siegers Frau werden, der ihren Fall mit ziemlicher Zuversicht vorausgesehen hatte. Der Papa des besiegten Dirnchens wittert das Richtige und fragt ganz naiv: „Sage 'mal, Klärchen, ist der Rosenstrauch zu Dir gekommen oder bist Du zum Rosenstrauch — —"

Dies der heitere Inhalt des muntern, frischen Schwanks, der ebenso seiner kecken und lebendigen Charakteristik wegen als um seiner harmlosen Fröhlichkeit willen bestens zu empfehlen ist. Nur das denn doch wol endlich in seiner verwerflichen Koketterie gebrandmarkte Reden ad spectatores streiche der Autor, wenn er sein Stückchen nicht für das Puppentheater bestimmt hat.

5. Hölty. Dramatisches Gedicht in drei Acten von einem Hammelburger. Augsburg, von Jenisch und Stage. 1854. 16. 8 Ngr.

Edler Hammelburger, entschuldigen Sie: das ist denn doch

zu arger Knaster, der sich in anständiger Gesellschaft nicht wohl rauchen läßt und den die Kritik daher ungebraucht dem hammelburger Poesie-Verschleißamte mit bestem Danke zurückerstattet.

6. Der spanische Student. Ein Schauspiel in drei Acten von Henry Wadsworth Longfellow. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Bemerkungen versehen von Karl Böttger. Dessau, Baumgarten u. Comp. 1854. 8. 15 Ngr.

Es ist gewiß viel Schönes und Poetisches, viel lyrisch Gelungenes in diesem „Spanischen Studenten", allein besondere charakteristische Persönlichkeiten in den Hauptträgern des Stücks, welche durch ihre innere Bedeutsamkeit fesseln, und eine anziehende, eigenartige Fabel sucht man vergeblich darin, vielmehr sind die Hauptfiguren nicht mehr und nicht weniger, als wie man sie eben auf der Alltagsstraße der Sentimentalität antrifft, und die Handlung gibt ein sehr gewöhnliches Räuber- und Zigeunermärchen ab, wie wir es in unserer „Preciosa" der Begebenheit nach bereits ebenso gut oder ebenso mittelmäßig haben. Einige Nebenfiguren, wie der Padre Cura, der Alcalde Crespo, Chispa der Studentendiener, sind dem Autor jedenfalls ganz brav gelungen, bekunden, daß es ihm an Individualisirungstalent gar nicht gebricht, und sind in der That ganz spanisch charakteristisch gehalten; sie beherrschen daher die Handlung, die keine einigermaßen bedeutende Fabel entwickelt. Und weil nun der Autor um jeden Preis spanisch sein will, so überladet er seine Dialoge mit spanischen Provinzialismen, die doch eben nur dem tiefern Kenner des Castilischen geläufig sind und das Stück gewaltig stören und hemmen.

7. Herodes der Große. Trauerspiel in fünf Acten von Rudolf Neumeister. Leipzig, Gebhardt und Reißland. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist auffallend, daß seit längerer Zeit unsere Poeten, und zumeist begabtere, ihre dramatischen Stoffe mit einer gewissen Absichtlichkeit in der vorchristlichen Zeit oder doch in Kreisen suchen, die dem Christenthum fremd und feindlich geblieben sind. Wir möchten darin eine theils bewußte, theils mehr unbewußte Opposition erkennen, einer Richtung gegenüber, die auch auf dem Gebiete der Poesie durch ihre zelotischen Machinationen manch hoffnungsvolles Talent zu blenden und für ihre Zwecke zu benutzen wußte. So griffen die Gegner dieser Richtung, theils um damit eine Demonstration ins Werk zu richten, theils um widerlichen Controversen auszuweichen, zu Stoffen, die schon an und für sich der christlichen Anschauung entrückt waren, und gefielen sich in einer tendenziösen Ignorirung des christlichen Princips, das ihnen durch jene pfäffische Dogmatik gleichsam verleidet worden war. An und für sich ist in dieser Taktik, die mehr oder weniger bewußt geschah, eine gesunde Reaction anzuerkennen und die Intention zu würdigen, dem poetischen Schaffen die vollkommenste Unabhängigkeit in Wahl des zu verarbeitenden Stoffs zu sichern. Allein hierbei wird vergessen, daß, wenn der dramatische Dichter seine Handlung in Zeiten, Anschauungen und Zustände verlegt, die, unsern Auffassungen völlig fremd, außer jeder innigen seelischen Beziehung zu uns stehen, sein Stück uns eben auch fremd und kalt bleiben wird. Denn um in ganz heterogenen Existenzen auch für unser Verständniß und Gefühl den menschlichen Pulsschlag recht warm und voll schlagen zu lassen, ist eine großartige Kraft, wie sie eben nur einem Genie zugebote steht, erforderlich; Talente — und wir leben in einer Zeit der Talente — thun wohl, vom Ufer ihrer Zeitanschauungen nicht allzu weit fortzuschwimmen, denn sie können sich derselben doch nicht entschlagen, und was sie uns dann von den Völkern ferner Inseln erzählen, das sind eben nicht jene Völker, sondern sie selbst mit einer Löwenhaut behangen und mit seltsamen Farben bestrichen. So manche gepriesene und nach vielen Beziehungen hin mit Recht gepriesene Dramen der Neuzeit rechtfertigen diese Behauptung und lassen uns entweder ganz kalt und kritisch oder finden nur deshalb einen Weg in unser Herz, weil es eben unsere Anschauungen und Empfindungen sind, von Menschen ausgesprochen, die der historischen Wahrheit nach doch nimmermehr so sprechen konnten.

Der Verfasser des Trauerspiels „Herodes", das uns zu diesen Reflexionen veranlaßte, scheint die Bedrängniß, in welche bei der Wahl so entlegener und isolirter Stoffe, wie der seinige ist, ein Poet, der kein Genie, offenbar gerathen muß, richtig vorausgesehen zu haben und war bei seiner Arbeit unzweifelhaft von dem ernsten Streben beseelt, ohne der Zeit, Sitte, Auffassung und Nationalität seiner Gestalten zunahezutreten, sie unserm ich möchte sagen „herzlichen" Verständnisse zu assimiliren. Zuweilen ist ihm dies sehr glücklich gelungen, im Allgemeinen aber läßt er da, wo er dem historischen Geiste treubleibt, kalt, oder er wird zu Motiven und Consequenzen hingerissen, die zwar unsern vollen menschlichen Antheil erregen, aber eben in jener Zeit und in jenen Persönlichkeiten durchaus unmöglich sind. Deshalb macht eine sehr merkbare Zerrissenheit und Zerfahrenheit in dem Stücke sich fühlbar — es fehlt die harmonische Seele und man wird weder zum Glauben an die Dichtung und ihre Gestalten noch zu einer befriedigenden ethischen Lösung der dramatischen Verwickelung geführt. Es ist eine gewisse althebräische Herbigkeit und Zähigkeit in dem Helden dieses Dramas — und diese Momente stoßen, da sie menschlich unvermittelt in historisch-nationeller Nacktheit dastehen, entschieden ab; es ist aber auch eine sentimentale Romantik in diesem Charakter, die, offenbar dazu bestimmt, ihn zu vermenschlichen und unserm Empfinden näherzurücken, seine innere Wahrheit und Möglichkeit auflöst und ihn nach Art des ganzen Dramas in zwei Hälften zerlegt, die auch nicht in Einem Punkte sich harmonisch verschmelzen. Im Anfange seines Auftretens gewinnt das chevalereske Wesen dieses Herodes und seine romantische Liebe zu Mariamne offenbar die Herzen, allein bald erkennt man, daß dieser Herodes keine in sich wahrhafte Persönlichkeit, sondern nur ein personificirtes Experiment ist, den mittelalterlichen Ritter mit dem altjüdischen Despoten zu einer einigen Individualität zu verschmelzen. Ebenso unselbständig erweist sich Mariamne. Diese schwärmende, schmelzende deutsche Mädchenhaftigkeit macht einen fast komischen Eindruck inmitten dieser Makkabäer, dieser Römer und Pharisäer; man vermeint, eine Maskerade vor sich zu sehen, wo alle Zeiten, Sitten und Völker in buntem Wirrwarr durcheinandertreiben, und da versteht es sich denn von selbst, daß all das Schöne, Liebliche und echt Menschliche, was an und für sich in unsers Dichters Mariamne sich versinnlicht findet und mit poetischem Schimmer überhaucht ist, unbeachtet bleibt und nur umsomehr dazu dient, die Unmöglichkeit dieser Gestalt auf solchem Grunde ans Licht zu stellen. Glücklicher ist unser Autor in seinen andern Persönlichkeiten gewesen; der greise Oberpriester Hyrkanus, Josephus und Costobarius, diese dienstbereiten Sklaven jeder Laune des jüdisch-römischen Despoten, die Pharisäer Pollio und Samias, sehr gelungene Vertreter des jüdischen Stoicismus, und der hebräische Platoniker Manachemus, Mariamnens Bruder Aristobul mit dem stolzen, unversöhnlichen Makkabäerherzen, Alexandra, seine Mutter, an Geschlechtsstolz ihm gleich, an ränkesüchtiger Schlauheit ihm weit überlegen, und des Herodes Schwester Salome, die falsche lauernde Schlange, die dennoch ein wenn auch nur schwacher Hauch von Geschwister- und Gattenliebe vermenschlicht: das Alles sind Persönlichkeiten, in welchen unser Autor eine reiche und sichere Gestaltungskraft und ein tüchtiges historisches Studium verwerthet hat, wie denn das Stück an trefflichen, echt dramatischen Scenen nicht eben Mangel leidet. Der Conflict des Stücks, der Kampf zwischen freier Herzensliebe und altem haßgeschwängerten Familienvorurtheil wird mit dramatischer und tragischer Kraft und Würde durchgekämpft, und dieser Vorzug läßt um so lebhafter bedauern, daß der Verfasser in unglückseliger Anwandelung weiß Gott welcher närrischen Grille seine Dichtung opern-

artig schließt und himmlische Heerscharen Choräle singen läßt, die in ihrer schwächlichen Fassung recht widerlich mit der sonst kräftigen Sprache der Dichtung contrastiren. Abgesehen indessen von diesem Schlusse und den Ausstellungen, die wir vorhin an dieser Dichtung zu machen nicht umhin konnten, spricht sie offenbar eine dramatisch-poetische Begabung aus, die bei glücklicherer Wahl des Stoffs unfehlbar Gelungenes und Erfreuliches zu schaffen in jeder Beziehung befähigt ist.

8. Bernhard von Weimar. Ein Trauerspiel von M. Grohe. Berlin, Schneider und Comp. 1853. 8. 15 Ngr.

Sehnsuchtsvoll erharren die Truppen des Herzogs Bernhard im Lager zu Hüningen den Marschbefehl ins Innere Deutschlands, denn Pest und mancherlei seltsame beunruhigende Gerüchte über des Heerführers Verhältniß zu Frankreich ängstigen die Herzen der Obersten und Soldaten. Dem offenen Bundesvertrage mit Ludwig XIII. ist mit Bernhard's Wissen ein Geheimvertrag angeschlossen worden, wonach der Letztere Elsaß und Hochburgund zum Eigenthum erhalten soll, und nun fodert Frankreich gegen neuen Beistand mit Geld und Truppen vom Herzoge den schriftlichen Verzicht auf diese Lande und die Anerkennung gallischer Oberherrschaft. Richelieu hat schlau genug operirt, denn jene Clausel, die er, scheinbar um Bernhard zu schonen, als Geheimartikel behandelt hatte, gibt den Herzog völlig in seine Hand, weil mit der Veröffentlichung dieses Punkts Bernhard als offenbarer Reichsfeind proclamirt und seiner deutschen Fürstenehre verlustig gehen würde. Man weiß in Paris sehr gut, wie sehnsüchtig der Fürst die Zeit herbeiwünscht, diese Ketten zu brechen und sich als deutscher Mann zu rechtfertigen; und nicht allein politische Gründe bewegen den Cardinal Richelieu, dem in seinem Sold befindlichen weimarischen General Erlach, welcher Bernhard's Vollvertrauen besitzt, unter verkappter Weisung die Ermordung des Herzogs aufzugeben, sondern auch persönlicher Haß gegen den deutschen Fürsten, der die Hand seiner Nichte ausgeschlagen hat und das Haupt der französischen Hugenotten, den geächteten Rohan, nebst dessen Tochter, gastfreundlich in seinem Schutze beherbergt. Schwer und qualvoll lastet auf Bernhard die Schuld, durch jenen Geheimartikel seine Ehre an Frankreich verkauft zu haben und damit ein Räuber an seinem Vaterlande geworden zu sein. Zwar beruhigt er sich mit dem Gedanken, Elsaß und Burgund ja eben nur als deutscher Reichsfürst beherrschen zu wollen; allein das Ansinnen Frankreichs, auf diese Kronen zu verzichten, wälzt ihm die volle Wucht seiner Schuld aufs Herz und wühlt in ihm zugleich den wilden Brand tief beleidigten Stolzes auf. Da erscheint der hessische Gesandte und bietet dem Herzoge zugleich mit der Hand seiner Gebieterin deren Land und die Hauptmannschaft des deutschen evangelischen Fürstenbundes. Aber Bernhard liebt Maria, die Tochter Rohan's — Rohan's, der für sein Kind den Opfertod stirbt, weil er meinte, nur seine Person sei der Grund, warum Richelieu einer Verbindung seiner Marie mit dem Weimaraner entgegen sei. Liebe und Politik kämpfen in Bernhard; aber Marie führt ihn als Sieger aus diesem Kampfe, indem sie, ihre Liebe zu ihm verbergend, in ihm den Glauben erweckt, als erwidere sie seine Gefühle nicht, und kräftig das Wort redet für seine Verbindung mit der hessischen Fürstin, eine Verbindung, die seine Ehre und das Heil der deutschen und evangelischen Sache fodere. Es gelingt ihr, den Herzog umzustimmen, und indem er vor seinen Heervölkern offen und reumüthig die Schuld bekennt, die er durch jenen unseligen Geheimartikel auf sich geladen, fühlt er sich hierdurch entsühnt, gewinnt aufs neue die begeisterte Liebe seiner Truppen und zerreißt jedes Band, das ihn etwa noch an Frankreich fesseln könnte. Aber Erlach — der Vollstrecker des tragischen Geschicks — zögert nicht: sein Gift findet den Herzog, dieser stirbt in den Armen Mariens — an der „Pest" und Richelieu triumphirt über den deutschen Helden.

Wir fragen zunächst: Ist dieser Grohe'sche Bernhard wirklich ein historischer Held, der, indem er ein großartiges Stück Geschichte in sich vertritt, das Geschick seiner Zeit und seines Volks in sich erlebt, in sich auskämpft und unter diesem Geschicke in energischem Ringen tragisch zusammenbricht? Ist dieser Herzog selbst nur ein Charakter, der als solcher unsern innigen Antheil und unser lebhaftes Mitleid aufregt? Wir müssen die Frage verneinen; denn Grohe's Bernhard ist keine dem Herzen ihrer Nation und Zeit organisch entwachsene, thatgewaltige Persönlichkeit, welche sich aus sich selbst heraus bestimmt und wirklich eine rechte bewußte Schuld aus der eigenen Machtvollkommenheit sich tragisch erzeugt. Dieser Herzog ist ursprünglich nichts weiter als ein ehrgeiziger Abenteurer, der einen gewissen Anflug von Ritterlichkeit und Romantik an sich trägt, dessen Patriotismus aber eben nur so weit reicht, als sein Ehrgeiz nicht tangirt wird. Dieser Bernhard muß es erst Schwarz auf Weiß sehen, daß seine sogenannten Bundesgenossen ein schmähliches Spiel mit ihm getrieben haben, um sich scharf bewußt zu werden, daß auch er ein solches Spiel mit diesen, mit seinem Vaterlande, seinem Glauben und sich selbst gespielt habe; er schwankt von einem Rathgeber zum andern und hat seinen Centralpunkt gänzlich an die Umstände und die äußern Zufälligkeiten verloren. Ja, so wenig Kraft trägt er in sich, so todt sind in ihm, dem vaterländisch und historisch sein sollenden Helden, alle Gefühle für Ehre, Pflicht, Glauben, für sein Volk und seinen eigenen Ruhm, daß erst ein französisches Mädchen ihm sagen muß, was seiner, des deutschen Fürsten, würdig ist. Durch diese unwürdige Lenksamkeit bringt sich der Herzog um alle ethische Reputation, und da wir zu seiner eigenen selbständigen Reactionskraft hierdurch jegliches Vertrauen verlieren, sind wir auch außer Stande, in dem offenen Bekenntnisse seiner Schuld vor allem Volke und in seinem Bruche mit Frankreich eine wahrhaftige und durchgreifende Entsühnung seiner Schuld anzuerkennen; denn es ist eben nicht seine selbständige originelle That, sondern eine Art Rausch, in welchen das begeisterte Mädchen ihn hineingeschwatzt hat; wir glauben der Ehrlichkeit und Dauerhaftigkeit seines neuen Entschlusses nicht, weil wir keine Zuversicht in das Motiv haben, das ihn dazu bewegt. Seine Declamationen beschwichtigen diese Zweifel und Befürchtungen nicht, sondern stempeln ihn nur noch mehr zum Maulhelden. So, unsers Mitleids unwürdig, stirbt er durchaus untragisch. In dem einfach schönen Prologe seines Dramas verspricht unser Dichter nicht eben Kleines, und doch ist der Held seiner Tragödie nur eine kleinliche Gestalt, die, wie die gesammte Arbeit, den Anfänger erkennen läßt. Die poetische Behandlung des Ganzen, das Geschick, welches einzelne Scenen und Nebenpersonen verrathen, und eben jene offenbare Anfängerschaft lassen uns indeß nicht ohne lebhafte Hoffnung für dieses junge Talent, dem sein Dichterberuf Ernst zu sein scheint.

9. Dramatische Schriften von Hermann Th. Schmid. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1853. 8. 3 Thlr.

Von eigentlich dramatischem Werthe sind diese Arbeiten gerade nicht, denn es fehlt ihnen die edle Sinnlichkeit, das unmittelbare Leben und die individuelle Gestaltungsfrische, ohne welche die Bühnendichtung sich in einen bald matten, bald schwülstigen Declamationston verliert. Ernst mag es der Verfasser mit seinen Arbeiten im Sinne gehabt haben, aber seine Natur ist ohne alle dramatische Ursprünglichkeit. Das Kernige fehlt seinen Farben durchaus, und wenn er einmal im Gefühle dieser Schwäche versucht, eine festere und markigere Pinselführung in Anwendung zu bringen, dann verfällt er leicht in Uebertreibung und sündigt gegen alle und jede Natur. Lyrische Empfindung gelingt ihm am ersten und ist ihm poetische Anmuth und Innigkeit, die auch der Sprache einen höhern Schwung verleiht, nicht abzusprechen; wo aber die eigentliche Arbeit des schöpferischen Gedankens und des praktischen künstlerischen Verstandes in Kraft treten soll, erinnert er an eine dramatische Manier, die vom gegenwärtigen Culturstande längst

überwunden ist und uns — die wir bisjetzt von H. Schmid nichts wußten — zunächst glauben machte, es finde hier eine Art Mystification statt, unter deren Mantel man alte Gespenster aus ihrem Grabe wieder ans Tageslicht citirt habe. Sehen wir nun die einzelnen Stücke mit raschem Blicke durch.

In dem Trauerspiel „Camoens" herrscht lyrische Empfindung und viel Declamation, aber von echter Handlung und Charakteristik sind darin nur sehr oberflächliche Spuren. Die Sprache ist zuweilen schön, meist aber schwülstig und exaltirt. Liegt der Gedanke, daß Pegasus nicht gedeihe in der seinen Giftluft des höfischen Treibens — wie wir zum Lobe des Dichters vermuthen — der Arbeit zugrunde, so hätte das tiefer gefaßt und nicht lediglich auf Grund einer gewöhnlichen diplomatischen Intrigue und einer sentimentalen Liebelei zur Anschauung gebracht werden müssen. Mit dem Namen Camoens verbindet sich für jeden gebildeten Geist sofort viel zu lebhaft der Begriff des Poeten, als daß man sich mit dem bloßen Phantasten abspeisen ließe. Wenn dieses Stück in München vor einem kunstverständigen Publicum wirklich Beifall gefunden hat, so verdienen die Darsteller das Prädicat der höchsten Meisterschaft, denn sie mußten aus Worten und Gefühlen wirkliche Menschen machen; in der Dichtung selbst sind eben keine.

„Bretislav" ist eine Schauer- und Gräueltragödie, vollgehäuft mit Romantik vom reinsten Wasser. Dieser „blutdürstige Wüthrich" Sobieslav und Wlaska, der Henkersknecht in optima forma, verleugnen ihre Blutsverwandtschaft mit Hinko dem Freiknechte seligen Andenkens in keinem Zuge. Dennoch ist dieses Stück insofern gegen das vorige ein Fortschritt, als darin wenigstens Persönlichkeiten auftreten, an deren Existenz sich glauben läßt, und als sich darin Scenen, wie das Gelage auf Horka's Burg, finden, die nicht ohne Leben und poetische Wahrheit sind. Die mislungenste Gestalt ist offenbar der Held des Stücks selbst in seiner romanhaften, unklaren Verschwommenheit, während als gelungenere Figuren die böhmischen Vladiken zu nennen sind. Die Fabel der Dichtung bietet dramatischen Conflict genug, aber der Autor hat sich seiner nicht energisch zu bemächtigen gewußt und die natürliche Tragik der historischen Fabel in ein verzerrtes Mordspectakel verdreht.

„Karl Stuart." Nein! so barbarisch mit der Geschichte umzugehen und aus dem wollüstigen, charakterlosen und launischen Karl Stuart, der freilich kein Teufel war, einen schwärmerischen Werther und einen martyrisirten Heiligen zu machen und Cromwell, der freilich kein Engel war, als ganz gemeinen, niederträchtigen Betrüger und Schuft auftreten zu lassen, das überbietet denn doch Alles, was sich jemals poetische Licenz erlaubt hat. Und auch in dieser seiner völlig unhistorischen Gestalt ist Schmid's Stuart schon an und für sich eine in sich selbst unmotivirte, nur declamatorisch angelegte Persönlichkeit, die in ihrer ewigen Passivität, in ihrer langweiligen Sucht, die lange Liste der Märtyrer zu vermehren, in ihrer völligen Unfähigkeit, sich zu einer recht kräftigen, wahrhaften Leidenschaft zusammenzufassen, weder dramatisches noch menschliches Interesse für sich zu beleben versteht. Gestalten wie die Stafford's, die aller echten Natur ins Gesicht schlagen, Tomlieson's, dessen dieses Cromwell plumpe Künste nicht sofort durchschauende Dummheit wirklich kolossal ist, sind vollends ganz geeignet, ein Stück zur Caricatur zu machen und in ihm jede freiere Bewegung zu ersticken.

„Rafael" ist nichts als ein Declamatorium, das nicht ohne lyrischen Schwung und sprachliche Schönheit ist, aber von dramatischer Handlung keine Spur aufzuweisen hat.

In „Herzog Christoph der Kämpfer" erhebt sich der Poet offenbar über die vorigen Arbeiten, und es gelingt ihm, im Anfange seines Stücks die Hoffnung zu erregen, als werde man endlich ein Drama zu lesen bekommen. Allein schon in der Mitte verliert er, vom romantischen Schwindel erfaßt, den frischen Wind und fährt gründlichst auf den Sand. Der Kampf zweier fürstlichen Brüder, von welchen der eine aus der Ferne — ein stattlicher Kämpe — heimgekehrt ist, um sein ihm vertragsmäßig zustehendes Recht an der Mitregierung des Landes vom Bruder zu fodern, und nun, da ihm dieser dies Recht theils aus Herrschsucht, theils aus anerkennungswerthen politischen Gründen verweigert, mit dem Schwerte sich es erringen will — ein solcher Kampf rechtfertigt die Erwartung, daß man hier einem kräftigen, männlichen Stile und einer sichern und festen Charakteristik begegnen werde. Aber statt dessen bemächtigt sich gar bald eine schwächliche Sentimentalität der rüstig und tüchtig begonnenen Handlung, und statt eines gesunden historischen Lebens verläuft sich das Ganze in hohles Pathos und endet geradezu trivial, so rührend vielleicht für gewisse empfindsame Seelen der gesuchte und kränkliche Schluß sein mag.

Wäre der Verfasser dem einfach-natürlichen, gesunden und humorfrischen Tone treu geblieben, den er in den ersten Scenen anzuschlagen so glücklich war, so hätte er ein recht wackeres grunddeutsches Drama liefern können; statt dessen aber hat er eine ganz gewöhnliche antediluvianische Ritterkomödie zusammenconstruirt und seinen schönen Stoff von der romantisirenden Aftermuse sich verhunzen lassen, ein Schicksal, das die Tragödie „Strasburg" zu theilen sich angelegen sein läßt. Es macht einen entschieden unangenehmen Eindruck, in einem Drama, das den Fall von Strasburg, Deutschlands westlichem Bollwerke, und die Erniedrigung des germanischen Adlers vor dem gallischen Hahne verlebendigt, in einem Drama, das demnach in jeder deutschen Brust den brennendsten Schmerz und die bitterste Scham erweckt, so viel beisächliches Nebenwerk, soviel engherzigen unbedeutenden Wust angebracht und zwar so angebracht zu sehen, daß die Haupthandlung dadurch an allen Ecken gehemmt und in das kleinliche Treiben allergewöhnlichster Trivialität gezerrt wird. War in des deutschen Dichters Brust nicht soviel deutsches Feuer, um den Fall seines Vaterlandes mit Würde zu verschaulichen und denselben an und für sich als so bedeutend zu erachten, daß ihn mit Nipptischzuthat aufzuputzen ihn entwürdigen heißt? Liegt denn nicht in jener traurigen Begebenheit Tragik genug, um für sich selbst eine Tragödie zu füllen? Es ist manches Gute im Einzelnen an dieser Arbeit, ja wir tragen kein Bedenken, eine und die andere Scene vortrefflich zu nennen; allein es fehlt der edle, sichere, würdevolle Tritt der historischen Tragik, und in Momenten, wo der Poet Miene macht, sich zu dieser Höhe aufzuschwingen, zieht ihn seine Schwäche wieder in den gewöhnlichen Komödienhandwerksbrauch hinab, den alle Sentimentalität und alle Declamationsparade aus seiner Trivialität nicht herausschwatzt. Zudem scheint eine rechte Klarheit, eine tüchtige Disposition in Behandlung seines Stoffs dem Autor nicht eben eigen zu sein; sein Drama würde sonst nicht so wüst zusammengeschichtet und nicht so locker in seinen einzelnen Persönlichkeiten und Situationen motivirt sein.

Um endlich noch von dem Lustspiele der vorliegenden Bändchen ein Wort zu reden, so ist dieser „Theuerdank", welcher Kaiser Max I. auf natürlich sehr romantische Manier — und aufs Romantische hat es der Autor in diesem Stücke ganz besonders und eingeständlich abgesehen — in einer schwarzwälder Dorfgeschichte als Troubadour und Eheprocurator auftreten läßt, zwar nicht ohne eine und die andere halbwegs ergötzliche Scene und hier und da nicht ohne poetische Anmuth, bringt es aber nicht über einige magere Körnchen Spaß und hat dem echten Humore jeglichen Eintritt in seine heiligen Hallen versagt; das wäre ja auch gar zu unromantisch! 19.

Ein Erziehungsroman.

Anfänge. Zwei Bände. Berlin, Gärtner. 1853. 8. 2 Thlr.

Die „Anfänge" sind halb Erziehungs-, halb Andachtsbuch, mehr aber letzteres, da auch die der Erziehung gewidmeten Abschnitte zumeist die religiöse Erziehung ins Auge fassen und die in denselben gegebenen Vorschriften zum größten Theil in Form erbaulicher Betrachtungen dem Leser ans Herz gelegt

werden. Der Titel „Anfänge" scheint im Hinblick auf den am Schlusse des Werks ausgesprochenen Satz gewählt zu sein, daß bei Heiligung des Herzens in echtchristlichem Sinne nie ein Abschluß gewonnen werden könne, sondern daß jeden Tag, jede Stunde von neuem angefangen werden müsse. Die Herausgeber, die, wie die Verfasserin, nicht genannt sind, erklären im Vorworte, daß das Werk von letzterer nicht zum Drucke bestimmt gewesen sei und erst Jahre lang nach deren Tode erscheine. Sie bemerken weiter: „Geschrieben ward es als geistige Zerstreuung in anhaltenden körperlichen Leiden und in dem immer regen Trieb nach eigener Bildung und innerer Verklärung; zur Mittheilung war es nur an einige jüngere geliebte Freundinnen bestimmt. Zum Vorlesen im gesellschaftlichen Kreise eignen diese «Anfänge» sich nur theilweise; besser schließen sie sich unmittelbar dem Gebete im stillen Kämmerlein an. Wie man sie aber auch betrachten möge, ob mehr als Erziehungswerk oder als Andachtsbuch, dürften sie wol in jeder Sammlung weiblicher Schriften eine würdige Stelle einnehmen. Das Manuscript ist umfangreicher, als es hier erscheint, weil die Hand sorgender und prüfender Liebe es vielleicht zu ängstlich beschnitt." Wir wollen dem Urtheile der Herausgeber über den Werth des Buchs nicht unbedingt entgegentreten, denn es hat viele Lichtseiten; dagegen können wir nicht sagen, daß die Hand sorgender und prüfender Liebe zu ängstlich beschnitten habe. Vielmehr würde das Werk bedeutend gewonnen haben, wenn die Herausgeber dieser Pflicht noch in weit größerm Maßstabe nachgekommen wären, da es nicht frei von häufigen Wiederholungen und ermüdenden Ausführungen ist, welche letztere häufig die Betrachtung an Stellen, wo das Thema bereits erschöpft und der Kern gefunden ist, noch weiter fortspinnen, den richtigen Abschluß verwischen und somit den Eindruck schwächen.

Die Form des Vortrags ist theils die der Erzählung, theils die des Dialogs oder der Reflexion in Tagebuchsniederschriften, und die Verfasserin führt uns zu diesem Zwecke in zwei Familien ein, deren Glieder nebst einigen Nebenpersonen die Träger ihrer Ideen sind. Die eine ist die eines preußischen Grafen und Gutsbesitzers, die andere die des Ortspfarrers. Der Graf ist Oberst, hat an den Befreiungskriegen theilgenommen und wird während des Verlaufs der Erzählung zu einer wichtigen militärisch-diplomatischen Mission in den russisch-griechischen Kämpfen gegen die Türken berufen, von der er ruhmgekrönt heimkehrt. Die übrigen Familienglieder sind die alte Gräfin, seine Mutter, die junge Gräfin, seine Gemahlin, die beiden Kinder, Moritz und Leonore, und die Nichte Marie, die Tochter eines bei Ligny gebliebenen Bruders und vater- und mutterlose Waise. Die Trennung der Familie vom Gatten, Sohn und Vater infolge jener Mission und später eintretende Vermögensverluste geben Gelegenheit, die hierdurch bedingten Pflichten in christlicher Auffassung zur Anschauung zu bringen und zugleich das liebenswürdige Stillleben der gräflichen Familie zu schildern, die sich auf ein kleineres Gut zurückgezogen hat, was sie selbst bewirthschaftet. Im Pfarrhause finden wir den Pfarrer und seine Gattin, Adelheid, seine Tochter, Suschen, seine Pflegetochter, und ein paar kleinere Kinder. Die Confirmation Leonorens und Mariens ist der Schlußpunkt der Erzählung. Eine Episode bildet das Auftreten der Gouvernante, Fräulein Dubois, im gräflichen Hause. Sie offenbart sich im Verlaufe der Handlung als Jesuitenemissarin, die den Auftrag hat, Leonore und Marie in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen. Sie hofft, die Mädchen, namentlich die etwas schwärmerische Leonore, durch augenblickliche Ueberraschung zu gewinnen, und bringt sie bei Gelegenheit einer katholischen Feierlichkeit, der Firmelung einer größern Anzahl von Kindern, zu ihrem Oheim, dem die feierliche Handlung vollziehenden Bischof, der in der Meinung steht, daß die Mädchen aus freiem Antriebe ihren Glauben ändern wollen, und der von seiner Nichte selbst getäuscht ist. Die Bemühungen der Gouvernante sind aber völlig erfolglos, und der Bischof dringt nicht weiter in die zu Bekehrenden, nachdem er sich von ihrer wahren Herzensmeinung überzeugt hat.

Mit Ausnahme der Dubois und Adelheid sind alle erwähnten Charaktere in christlicher und menschlich edler Gesinnung durchaus ideal gehalten und schier über das Maß idealisirt. Der Oberst ist das Muster eines Vaters und Gatten und eines für Humanität in der Verklärung des Christenthums begeisterten Mannes, Gräfin Clara und die alte Gräfin, von welchen die letztere hauptsächlich Mariens Erziehung übernommen hat und hier und da auch das weltliche Element im Erziehungswerke, unter Citirung mannichfacher Aussprüche Friedrich's des Großen, in ansprechender Weise vertritt, sind selbst vollendete Vorbilder ihrer Lehre, und der Pfarrer ist ein trefflicher Hirte seiner Gemeinde in Wort und That und zur Ausübung praktischer Liebespflichten durch das große Vermögen seiner Gattin im weitesten Umfange befähigt. Nur Adelheid, seine Tochter, die mit Leonore und Marie im gleichen Alter steht, bildet einen Contrast. Sie ist als selbstsüchtiges, lieb- und gefühlloses Kind geschildert, das seine Religion im Gedächtnisse, nicht im Herzen hat.

Die Einkleidung, in welcher die Verfasserin in der angedeuteten Weise ihre Ideen entwickelt, bietet allerdings den großen Vortheil dar, daß sie frisch und lebendig und gleichsam in körperlicher Veranschaulichung vor die Seele des Lesers treten. Sie hat aber auch manche und zwar nicht geringe Schattenseiten im Gefolge. Hierher rechnen wir zunächst eine gewisse, den Stoff gummiartig ausdehnende Breite, die namentlich in den Gesprächen, wie wir bereits oben bemerkt haben, oft auf sehr ermüdende Weise hervortritt. Wir erinnern nur an die Katechisation des Pfarrers mit sämmtlichen Schulkindern, wo alle Kinder zusammen oft Antworten eine Viertel- und eine halbe Seite lang geben, und an die Unterredung des Pfarrers mit Adelheid, wo es bei den Paraphrasen des Pfarrers zu den von Adelheid citirten Schriftstellen fast den Anschein gewinnt, als ob Beide die Rollen miteinander verwechselt hätten, und wo, nachdem das Thema: „Wie führt Gott die Menschen zum Glück?" in dem Satze: „Mache glücklich, so wirst du glücklich sein!" einen schönen Abschluß gewonnen hat, von diesem Grund- und Schlußgedanken wieder abgegangen und so die Bemerkung Adelheid's möglich gemacht wird: „Dachte ich mir es doch gleich, daß wir die Anweisung zum Glücklichsein nicht finden würden."

Ein anderer Uebelstand ist der, daß den Kindern hier und da Auseinandersetzungen und Entwickelungen von Ideen in den Mund gelegt werden, die in solcher Form und Ausdehnung über den Horizont des Kindes hinausgehen. Das schlagendste Beispiel hierfür ist die Unterredung Leonorens und Mariens mit dem katholischen Bischof, wobei Leonore hauptsächlich das Wort führt. Ein noch nicht confirmirtes Mädchen, wenn es auch als geistig sehr befähigt und als heranreifende Jungfrau dargestellt wird, ist kein passendes Organ, um einem greisen katholischen Bischof gegenüber die protestantische Confession zu vertreten, und wenn es, wie hier, in einer auf der Seite des Mädchens und des protestantischen Lehrbegriffs sehr überwiegenden Weise, zugleich aber einem Manne gegenüber geschieht, der so geschildert ist, daß man ihm die vollste Achtung nicht versagen kann, so tritt der Misgriff in der für den Zweck gewählten Form noch deutlicher hervor. Ja, als ob es die Verfasserin ganz eigen darauf angelegt hätte, diesen Mangel recht fühlbar zu machen, lesen wir unmittelbar nach Schluß jenes Abschnitts im nächst darauffolgenden als ersten Satz: „Die alte Gräfin hatte es vor, sich heute über den nun festzustellenden Religionsunterricht der Kinder mit dem Pfarrer zu besprechen."

Von wenig Takt zeugt die Art und Weise, wie die Pflichten einer Ehefrau abgehandelt werden. Nach der Trauung führt die Mutter der jungen Frau diese hinweg aus dem Kreise der Hochzeitsgäste, schickt den Pfarrer zu ihr, und nun beginnt zwischen vier Augen eine förmliche Katechisation über den

Beruf des Weibes, welche sich 19 Seiten hindurch fortspinnt!

Takt- und geschmacklos möchten wir es nennen, wenn der Geistliche der Verheiratheten schreibt: „Sie haben nicht anders sich zu betrachten, denn als die Magd ihrer Schwiegermutter, die Dienerin ihres Willens, die geschäftige Ausführerin ihrer Winke. Läßt Ihre Frau Schwiegermutter Ihnen scheinbar Macht und Gewalt im Hause, so ist das eine Gnade."

Endlich findet man Ideen, die in Gesprächen verhandelt worden waren, in Tagebuchsniederschriften und umgekehrt Reflexionen, die hier niedergelegt waren, in Gesprächen anderweit in Erörterung gezogen, ohne daß man dabei zu wesentlich neuen Gesichtspunkten oder zu schlagenderer Beleuchtung gelangte; ja, man stößt wol rücksichtlich einzelner Punkte hier und da auf verschiedene Auffassungsweisen, ohne daß schließlich eine Entscheidung über die vorzuziehende gegeben wäre.

Der störendste Mangel in der Einkleidung ist aber der, daß gerade der einzige Charakter, dessen vollständige Entwickelung für den Zweck des Buchs unerlaßliche Foderung war, nämlich der Adelheid's, völlig abgebrochen liegen gelassen worden ist, sodaß er mitten aus der Handlung heraus geradezu verschwindet. Das letzte Wesentliche, was wir von ihr hören, ist die Aeußerung des Pfarrers gegen die alte Gräfin: „Ich neide Sie um der zwei frischen Blüten willen, die das Leben Ihnen erschließt, und — Gott helfe meinem eigenen armen Kinde!" Wenn es nicht möglich wäre, unter Verhältnissen und Umgebungen, wie den hier geschilderten, das Gemüth eines Kindes, auch wenn sein Charakter noch so viele Schwierigkeiten darbietet, vollständig zu gewinnen, so wäre Erziehung und christliche Erziehung ein Wort ohne Inhalt, ein eitler, hohler Schein, und es verlohnte sich nicht der Mühe, sich damit zu befassen. Bot das Manuscript für diese Lücke keine Aushülfe dar, so war es Pflicht der Herausgeber, die ganze Adelheid und Alles, was sie betrifft, zu streichen. Allerdings ist es leichter, die Kraft christlicher Erziehung an idealisirten Kindescharakteren zu veranschaulichen, aber immerhin war es für ein Erziehungswerk besser, sich blos diese Aufgabe zu stellen, als die schwere Aufgabe, die Kunst der Erziehung an einem unliebenswürdigen Charakter zu versuchen, in Angriff zu nehmen und — diese Aufgabe völlig ungelöst zu lassen.

Den religiösen Standpunkt der Verfasserin glauben wir durch die Bemerkung, daß sie mit Vorliebe der Schriften von Therese von Jesu, Scupoli, François de Sales, Fénélon, Vinet, Kempis, Sailer, Tauler, Barter rc. gedenkt und häufig daraus citirt, am besten veranschaulichen zu können. Die Tendenz, überall „dem Sinn und dem Buchstaben nach" auf den Grund der Heiligen Schrift zu fußen, zieht sich sichtbar durch das ganze Werk hindurch. Ziel und Zweck des Evangeliums ist der Verfasserin, uns zu beseligen und zu erneuern.

Sie verlangt aber, daß das Dogma bei dem Religionsunterrichte der Kinder in den Hintergrund trete. „Das Dogma", sagt sie, „wird stets für die Jugend nichts Anderes sein als auswendiggelernte Religion, als ein Schall ohne Begriff; und nichts tödtet so unerweckbar des Spruches Geist als dies Festhalten des Buchstabens, sobald es ein unfreiwilliges, ein knechtisches Festhalten ist. Noch nehmen diese kindlichen Gemüther ihres Gottes Wort als persönlich und direct zu ihnen geredet einfach hin, noch liegen Glaubenslehre und Sittenlehre ungetrennt und unzertrennbar für sie da. Soll ich methodisch sie auseinanderreißen? dem göttlichen Glauben, der lebendig des Gottes Lippe entströmt, unter der Aufschrift «Moral» die untere Stelle anweisen und des Menschen eigenmächtiger Classification des inhaltschweren Bibelworts unter der Aufschrift «Glaube» die höhere? Soll ich des Theologen todtes Dogma, abgelöst von dem innern religiösen Leben, ihnen darreichen an der Stelle des ganzen, ungetrennten Christus, des lebendigen, wahrhaften Christus, dessen warmen Hauch des Geistes unsichtbares Wesen auf jedem Blatt der Bibel ihnen zuführt?"

Und ebenso spricht sie sich mit großer Entschiedenheit gegen allen Autoritätsglauben aus. „Wer minder der religiösen Wahrheit glaubt als dem Menschen oder der Gesellschaft, die ihm den Glauben aufbewahrt, hat keinen wahrhaftigen, keinen lebendigen Glauben: er hat den Autoritätsglauben. Solch ein Glaube vernachlässigt stets die innerlichen, die eigentlich religiösen Wahrheiten, die er aufheben soll, und hängt sich an das äußere Dogma, das ihm Lehre und Vorschrift an die Hand gibt, ihn befähigt, auszusprechen, was er gelernt hat. Bald ist die Unterwerfung unter die Autorität sein ganzer Glaube, die Nothwendigkeit der Autorität seine ganze Philosophie, die Demonstration der Autorität seine ganze Theologie; und der Mensch, unaufhörlich von der Hauptsache durch das Zufällige zerstreut, bringt sein Leben hin, ein Haus zu bauen, das er niemals bewohnen wird. Laßt uns wiederholen: das Evangelium wird erst alsdann geglaubt, wenn es für uns von der blos äußern Wahrheit zum Rang der innern übergegangen ist, wenn es uns kaum mehr möglich ist, ihre Offenbarung von des Gewissens Offenbarungen zu unterscheiden."

Wie nun dieses innerlich empfundene und in Fleisch und Blut übergangene Christenthum mit seiner Kraft alle Lebensverhältnisse, auch die kleinsten und geringsten durchdringen und unsere gesammte Thätigkeit in Beruf und Familie und im Verkehre mit dem Nächsten regeln müsse, darüber ergeht sich die Verfasserin an verschiedenen Orten in recht treffenden und praktischen Erörterungen, die sich bis auf das Detail der alltäglichen Dinge erstrecken, und die um so beherzigenswerther sind, weil wir, wie die Verfasserin richtig bemerkt, gerade in diesen kleinen Dingen oft so unchristlich handeln und „in unserm gefährlichen Wahne meinen, dennoch nicht unser Gelübde gebrochen zu haben, das wir nur mit dem großen, unbestimmten Namen Tugend, Glaube, Frömmigkeit, Heiligung bezeichnen". Der Raum gestattet es nicht, hierzu Belege anzuführen; nur aus des Pfarrers „Tagebuch" wollen wir noch eine Blumenlese geben:

„Wollt Ihr eine Grenzlinie ziehen zwischen dem Irdischen und dem Himmlischen, so habt Ihr zuvor schon Beides in seinen Grundfesten zerstört."

„Ich war ein Knabe, als ich in einer der Kirchen Berlins einen berühmten Geistlichen, den man fast heilig sprach, das Abendmahl austheilen sah am Altar. «So brach der Herr das Brot den Jüngern zu Emmaus!» rief es mir aus der Seele heraus, und ich erbebte im gewissen Gefühl des nahen Zugegenseins Gottes. Da tritt, nach dem Hinwallen der besternten Männer und der Frauen in verbrämten Gewändern, ein Weib schlichten Anzugs heran, hinter sich ein Weiberhäuflein in gleich unscheinbarer Kleidung, — und plötzlich ist des Geistlichen Art und Wesen verwandelt; sein Auge sieht Christum nicht mehr; seine Seele ist nicht länger bei der Handlung zugegen; sein friedevoll verklärter Blick ist in Gleichgültigkeit zusammengesunken; sein Geist herausgerissen aus der göttlichen Himmelsarbeit zu dem ermüdenden Erdengeschäft herab. Er eilt; er spricht eintönig und dumpf die hochheiligen Worte; er sagt es deutlich und laut: «Was seid ihr gegen die!» Ich verhüllte das Antlitz; ich rannte hinaus ins Freie; ich nahm als schauerliches Geheimniß mit, was ich gesehen, und trug schwer an der fürchterlichen Erfahrung. Ward ich doch Jahre lang noch blutroth, wenn ich meinen Vater den Mann loben hörte. O, kann es so leicht geschehen, von der Liebe zu weichen; kann es geschehen, den Herrn zu verlassen am Tische des Herrn; kann es geschehen, ihn zu verleugnen mitten im Darreichen seines Leibes und Blutes, — so laßt uns keiner trügerischen Sicherheit ferner jemals uns hingeben, so laßt uns nicht ruhen, nicht rasten, nicht essen, nicht schlafen, bis wir Alles aufgeboten haben, uns ein menschlich Bruderherz im Leibe zu schaffen, und dann laßt uns an die Brust schlagen und sprechen: Gott sei mir Sünder gnädig!"

„Gestern wollten die Leute Anstoß daran nehmen, daß ich der einsamen Leiche folgte, der außer mir Niemand das letzte Geleit gab. «Sehen Sie genauer zu, was Sie thun, Herr Pfarrer», rief der Amtmann von der Hausthür mir nach, «es

ist ein arger Mensch gewesen, und Sie thun ihm noch eine Ehre an!» Eine Ehre! Thut doch Gott mir die Ehre an, daß er, kraft meines Amts, es mir gestattet, den Leib zur Erde zu legen, dessen Seele eben vor ihn tritt, und mein armes Gebet durch das Schmettern der Gerichtsposaunen hindurch noch hörbar machen zu dürfen. O, daß ich der schwerbeladenen, der theuer erlösten Seele nicht weiter zu folgen vermag, bis an des Richters Thron! daß ich nach Geleitung der Hülle an ihren Ort nur mit dem Bangen der Sehnsucht, nicht mit dem entschlossenen Fußtritt weiter noch folgen darf und nichts mehr kann, als nur noch emporschauen und bittend ihr nachblicken! Nein, das geschehe nimmer, daß ein Gemeindeglied den letzten Gang gehe ohne mich! Wenn es mir verboten würde von Amts wegen, wenn die Leidtragenden mich nicht dulden wollten im Zuge, — ich müßte, müßte dennoch mit, müßte in der Befriedigung dieses letzten, tiefen Herzenszugs zu dem theuern Bruder hin die Besänftigung suchen für die tiefe Reue, ihm im Leben zu fern geblieben zu sein! War es ein «arger Mensch», war es ein unbußfertiger Sünder: nun, so bedurfte er ja des Gebets mehr denn der Gerechte. Wer aber jene lange Nacht über betete mit dem «argen Mann», wer in fester Zuversicht ihn rufen hörte: «Gott nimmt die Sünder an!» der weiß es, daß es kein arger Mann, daß es ein reuiger Petrus war, der hinausgeht und bitterlich weint, wenn mitten in der Verleugnung der Herr ihn nun anblickt."

„Nein, das ist nicht Unglaube, sondern Glaube, daß ich die Ewigkeit der Hölle nicht glaube! O, seid gewiß: Gott ruhet nicht, bis er auch den letzten Sünder heraus hat! — Selig sein, während auch eine Seele nur noch in Qualen ränge und verloren auf immer in der Finsterniß da läge, — das können Menschen vielleicht, Gott kann es nimmer."

„Ob ich etwa zur römischen Kirche übergetreten sei? fragte mich heute spottend der Amtsbruder, als beim Oeffnen des Bücherschranks sein Blick auf den Kempis, den Sailer und die „Trutznachtigall" fiel. Das eben, meine ich, ist Frucht und Blüte des Protestantismus, daß wir Evangelischen die Gaben des Geistes nicht theilweis, nicht bedingt und einsilbig, zerstückelt nur annehmen, wie der Katholik, sondern daß keine Erden- noch Himmelsgewalt uns verbietet, sie ganz und ungetheilt dahin zu nehmen, ein heilig unbestrittenes Erbtheil."

„Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? sprachen zu den Jüngern die Engel in glänzenden Kleidern. Was suchen wir Christum in starrer, beengender Form, während sein Geist, der lebendige, lebt und lebendig macht Jeden, der ihn faßt! Nein, bei den Lebendigen lasset uns suchen das Leben des Lichts, das Leben der Kraft, das Leben der Wahrheit!"

Dann und wann verliert sich die Verfasserin etwas zu stark in Gefühlen; auch fehlt es nicht an Uebertreibungen in Betreff zu großer Strenge in sittlichen Anfoderungen, wie z. B. das Verlangen, dem ersten besten Fremden einen Einblick in unsere geistigen Beschäftigungen zu verstatten, indem es als ein Verstoß gegen die Wahrhaftigkeit dargestellt wird, wenn man ihm den Anblick derselben entzieht; oder das Verlangen, sich auch auf ungerechte Anklage nicht zu rechtfertigen, weil, wenn man auch in dem Einen unschuldig sei, man doch in andern Dingen Schuld habe. Wir wiederholen es jedoch, daß das Werk bei allen gerügten Mängeln viel Treffliches enthält. 30.

Die Prinzessin von Ahlden.

Als Nachtrag zu dem in Nr. 2 enthaltenen Artikel „Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts"*) möge man die Anzeige folgender Schrift betrachten:

*) Diesem Artikel lagen, wie man sich erinnern wird, Palmblad's „Aurora Königsmark und ihre Verwandten" und die Schrift „Die Herzogin von Ahlden" zugrunde. D. Red.

Die Prinzessin von Ahlden, oder drei Prophezeiungen. Ein Roman der Weltgeschichte von Heinrich Freese. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, welcher in seiner Rodogüne die hannoverische Mordgeschichte in Romanform beim Publicum einführte, war der Erste, welcher den Versuch wagte, seinem Gegenstande ein künstlerisches Interesse abzugewinnen. Er hatte trotz des wegen der von der jüngern Welfenlinie vorweg genommenen Kurwürde zwischen Braunschweig und Hannover fortbestehenden gespannten Verhältnisses doch manche Rücksichten zu nehmen, die ihm in freier Bewegung sehr zustattenkamen, sodaß er weder sich selbst noch den Verwandten etwas vergab, diesen dagegen einen Spiegel vorhalten konnte, ohne sich irgend einer Verantwortung bloßzustellen. Anders stand die Sache mit ungekrönten Schriftstellern, und überdem war das Ereigniß zu neu, zu roh selbst für die im Laufe des vorigen Jahrhunderts zahlreich auftauchenden Fabrikanten von Mord- und Ritterromanen. Für die Bühne war der Stoff schon deshalb nicht zu verwenden, weil wol keine Direction ihre Existenz an die Darstellung gewagt haben würde. Ließ man doch in Hannover einmal den bekannten Schauspieldirector Großmann durch Soldaten von offener Bühne abführen, weil er in einer Rolle einige misliebige Worte improvisirte, und ein Trauerspiel, welches im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts aus der Feder eines dem Adelstande angehörenden Schriftstellers den Mord im hannoverischen Schlosse darzustellen versuchte, ist so spurlos verschwunden, daß dem Referenten weder der Titel des Stücks noch der Name des Verfassers ins Gedächtniß zurückkommen will.

Die in das Gebiet der Geschichte gehörenden Relationen verzeichnet die bereits in Nr. 2 besprochene Druckschrift: „Die Herzogin von Ahlden." Sie alle führen so wenig zu vollgenügendem Abschluß, daß der schaffenden Phantasie immer noch ein großes Feld bleibt. Palmblad hat es zuerst wieder versucht, an der Hand der Geschichte die Phantasie ein Bild herstellen zu lassen, dem das Publicum gerechte Anerkennung zollen kann, und ein vor diesem fast ganz in Vergessenheit versunkenes Ereigniß ist damit wieder zu frischem Leben erweckt.

Das hat denn auch der Verfasser der eben gedachten Schrift nicht unbenutzt vorübergehen lassen können, und die Bezeichnung derselben als „Roman der Weltgeschichte" weckt Erwartungen, die zu bedeutenden Ansprüchen berechtigen. Indessen scheinen manche Schriftsteller für die Wahl der Titel ihrer Emanationen ein eigenthümliches Talent zu besitzen, denn leider sind die Erwartungen, dem Referenten wenigstens, unerfüllt geblieben. Das Einzige, dem Anerkennung nicht versagt werden kann, ist das Geständniß am Schlusse der „Geschichtlichen Einleitung", wo es heißt: „Das Verdienst des Verfassers bei diesen Schilderungen ist weniger die Originalität und die eigene Erfindung, als das Verschmelzen vieler Bücher in ein einziges." Nun ja, das pflegt man „ein Buch machen" zu nennen, und bethätigt der Verschmelzer Einsicht und Geschick in Wahl und Mischung seines Materials, so weiß man ja, daß das Publicum, dem das Lesen nun einmal „eine süße freundliche Gewohnheit des Daseins" geworden, sich leicht und gern befriedigt findet. Sehen wir nun das Schmelzproduct einmal etwas näher an.

Die „Geschichtliche Einleitung" wollen wir, obgleich sie im Grunde nicht zur Sache gehört, doch in der Hoffnung auf sich beruhen lassen, daß Niemand sie sich einprägen werde, um als Kenner der Welfengeschichte aufzutreten. Der „Roman der Weltgeschichte" selbst wird in den beiden ersten Abtheilungen: „Das Abenteuer in Venedig"; „Die Prinzessin von Ahlden" entwickelt. Indessen zerfallen diese doch wieder in mancherlei Bruchstücke, die durch Zahlen, Striche und besondere Ueberschriften markirt sind, wie es eben aus der Feder kommen wollte; und wie diese Außendinge schon bezeugen, daß dem Buche kein einigermaßen durchdachter Plan zugrunde liegen könne, so überzeugt man beim Durchlesen selbst sich gar bald, es handle sich

bei den XXIV Seiten Einleitung und 346 Seiten Text lediglich darum, ein Buch zu machen; ohne Wahl und Prüfung Personen vorzuführen, von denen man nicht erfährt, was sie sollen und wollen; ebenso ohne Wahl und Prüfung Dies und Jenes als geschichtliches Factum aufzugreifen, was näher besehen sich als unrichtig, oberflächlich oder gar schief ausweist. So soll z. B. gleich nach S. 23 Ernst August's Vorgänger, der Herzog Johannes Friedrich, kinderlos gestorben sein. Sind etwa Prinzessinnen keine Kinder? Die jüngste Tochter war Gemahlin Kaiser Joseph's I. und starb 1741. Doch nehmen wir die beiden Hauptabtheilungen in möglichster Kürze durch.

„Das Abenteuer in Venedig" kann den Glauben erwecken, dem Buche liege doch wirklich eine durchdachte Disposition zugrunde. Kurfürst Ernst August, seine Tochter, die nachmalige Königin von Preußen, der Kurprinz und dessen junge Gemahlin Sophie Dorothea werden einem unter jesuitischem Einflusse stehenden Abenteurer zugeführt, der Jedem sein künftiges Geschick verkündet. Die „drei Prophezeiungen" werden einer Clairvoyante in den Mund gelegt. Wir wollen nicht weiter untersuchen, ob sich das so ganz unbedingt mit der Zeit vereinbaren läßt. Kurz, der große San-Gennaro, an dessen Statt der vielbewanderte Verfasser füglich einen gleichzeitigen und noch lange Jahre, auch als Adept, fortspukenden Vorläufer des Grafen St.-Germain, Namens Pietro Gualdo, benutzen konnte, prophezeit durch den Mund der Hellseherin den Kurhut und die englische Königskrone und fertigt die Kurprinzessin Sophie Dorothea mit einem Wortspiel ab, vor dem sie erschrickt: „Anmuthiges Mark englischer und deutscher Könige, hüte dich vor schwedischem Königsmark!" Referent erschrickt ebenfalls davor. Indessen sind das die drei auf dem Titel des Buchs angekündigten Prophezeiungen, die, unverrückt im Auge behalten, immer schon ein ganz leidliches Romangebäude ergeben konnten. Allein wie wir als überflüssige Beilage noch eine vierte Prophezeiung uns gefallen lassen müssen, um in Ernst August's Tochter die nachmalige Großmutter König Friedrich's II. von Preußen verehren zu können, und wie das Wortspiel in einer Note kurzweg erklärt wird, so ist die Hoffnung auf den Anblick eines solchen Gebäudes schon zum Problem abgeschwächt.

Was wir nun soeben mit einer kurzen Note abgethan hielten, nämlich das Verhältniß der Prinzessin Sophie Dorothea zu Philipp von Königsmark, wird aber doch in der zweiten Abtheilung: „Die Prinzessin von Ahlden", ab ovo vor Augen geführt, und nun macht der Verfasser sich es möglichst bequem. Warum auch nicht? Wir begegnen in dieser Abtheilung denselben Scenen, welche das Publicum längst schon durch Palmblad kennen gelernt und lieb gewonnen hat. Es ist dabei nur an pragmatischen Organismus gar nicht zu denken, und manche Scenen unterscheiden sich von denen Palmblad's lediglich dadurch, daß die dramatische Darstellung des Letztern gehörig abgeschwächt oder geradezu in dürre Relation umgewandelt ist. Und nun geht Alles bunt durcheinander. Von S. 86—173 müssen wir die Abenteuer von Königsmark's Bruder Karl Johann, die mit der Prinzessin von Ahlden gar nichts zu schaffen haben, uns gefallen lassen, und dann finden wir uns 1682 mit Königsmark wieder am celler Hofe ein, wo eine chevalereske Nebenbuhlerfreundschaft mit dem Erbprinzen August von Wolfenbüttel, der, beiläufig bemerkt, schon 1676 vor Philippsburg den Tod fand, anknüpft. Nach dem Buche scheint dieser Erbprinz noch heute wohlgemuth fortzuleben. Nach S. 86 fg. ist die Familie Königsmark einmal sehr reich gewesen; S. 189 erfahren wir aus einer Note, daß sie es noch sei. Das hilft aber dem jungen schönen Mann nichts: Ernst August schickt seine Gemahlin als Brautbewerberin nach Celle und Sophie Dorothea wird Gemahlin des Erbprinzen Georg Ludwig, der hier ebenso bronzestarr und kalt vorgeführt wird wie bei Palmblad. Die Reise nach Venedig und die Prophezeiungen haben wir schon vorweg, sonst wäre es nun eben die rechte Zeit dazu.

Bei dem Leben und Treiben am Hofe zu Hannover wollen wir uns nicht aufhalten; wir haben es uns schon von Palmblad erzählen lassen. Nur Einzelnes, wie es eben sich findet, mag kurz angemerkt werden. S. 196 wird in einer Note auf eine Beilage über das Reichskammergericht in Wetzlar Hoffnung gemacht. Der Setzer scheint sie vergessen zu haben: sie findet sich nicht, und es mag auch wol nichts daran verloren sein. Was soll auch ein Roman der Weltgeschichte sich mit dergleichen Dingen schleppen? S. 233 erfahren wir, daß die Fenster einiger Gemächer im Platen'schen Hause nach dem Schloßhofe hinausgingen. Richtig! Nur war das zufällig nicht der Hof, wo noch heute der Haupteingang ins Schloß, wo also die junge Gemahlin des Kurprinzen abgestiegen sein muß, sich befindet. Die Gräfin Platen und ihre Schwester müssen daher anderswo hinter Jalousien gelauscht und geplaudert haben. S. 239 soll eine Mondfinsterniß von der Plateforme des Schlosses aus beobachtet sein, obgleich eine solche gar nicht vorhanden war. S. 255 kehrt die Kurprinzessin von Celle über Herrnhausen zurück. Das ging ohne einen sehr bedeutenden und beschwerlichen Umweg durch Moor und Sand durchaus nicht. S. 276 soll Königsmark im Hôtel d'Hanovre an der Kalenberger Straße abgestiegen sein. Ein Hôtel dieses Namens gibt es dort erst seit 1803. Nach der in Nr. 2 d. Bl. bereits besprochenen Druckschrift „Die Herzogin von Ahlden" soll Königsmark in einem nachmaligen Hôtel de Strelitz am Neustädter Markte, also in unmittelbarer Nähe des ebengenannten Hauses gewohnt haben, und wie Referent nachzuweisen versuchte, daß in diesem Falle ein der Kurprinzessin zur Last gelegter Besuch beim Geliebten kaum einmal wahrscheinlich sei, so hört derselbe nun auch zufällig von einer Tradition, welche Königsmark's Wohnung auf die Altstadt und nach einer Straße verlegt, die auf den Markt geht, sodaß die Aussage der Knesebeck auf die richterliche Frage gar nichts Auffälliges hat.

Dergleichen Dinge wären mehre noch nachzuweisen. Es sind an sich nichtsbedeutende Kleinigkeiten in einem Roman. Wenn dieser aber überall ein historisches Ansehen zu behaupten trachtet, so verlangt man auch gehörige Bekanntschaft mit den Oertlichkeiten, vorzüglich wenn der Titel desselben ein Lesepublicum anlockt, welches dergleichen Dinge controliren kann. Uebrigens kann man, wie schon erwähnt, alle Scenen, die hier bunt durcheinander gewürfelt sind, in Palmblad's Werke wiederfinden. Nur die Hinrichtung Moltke's hat der Verfasser eingelegt, ohne daß man von ihrer Nothwendigkeit in diesem Buche irgend Verläßliches erfährt, oder sich selbst construiren kann, es müßte denn als Rechtfertigungsgrund betrachtet werden, daß die Nothwendigkeit des ganzen Buchs auf gebrechlichen Füßen steht, wo es dann auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht ankommen kann.

Königsmark, ein Schönheitswunder, von den edelsten Sitten (!), überhaupt ein glänzender Cavalier, wird schnell der Günstling des Hofs, aber seine Jugendgefühle und Schwärmereien sind längst von ihm gewichen. Und nun heißt es S. 296 wörtlich: „Indessen litt er damals an einer Krankheit, die an allen Höfen stark grassirte und von der selbst fürstliche Personen nicht frei blieben; eine Krankheit, die ihn wol in den Stand setzte, eine Dame zu compromittiren, ihn aber völlig unfähig machte, sich auf ein zärtliches Verhältniß mit einer Prinzessin einzulassen, die von ihrem Gemahl vernachlässigt und gedrückt ward. Sophie Dorothea mochte ihm immer noch theuer sein. Vielleicht auch erinnerte er sich mit Freuden, was er als Knabe einst für sie gefühlt hatte. Jetzt aber war sie ihm eine sehr nützliche Freundin, denn sie war die reichste Prinzessin in Deutschland, und er befand sich in der entsetzlichsten Geldnoth."

Referent hält Alles zurück, was zu und über diesen horribeln Passus, der alle bisherigen historischen und romantischen Consequenzen über den Haufen wirft, zu sagen ist. Möge der Leser sehen, wie er sich wenigstens mit Königsmark's „edelsten Sitten" abfinden kann. Und die Leserin? Frauen pflegen Bücher dieser Art schon nach den ersten 50 Seiten langweilig

zu finden und gelangen daher nicht bis zu dieser das ganze Buch in die Luft schleudernden Explosion.

Wenden wir uns zu der blutigen Katastrophe und damit zum Schluß dieser unerquicklichen Relation. Mit gezogenem Säbel betritt Königsmark den Rittersaal. Vier verlarvte Bewaffnete treten ihm entgegen. Er vertheidigt sich gegen drei Säbel und einen Stoßdegen. Vom Antlitz des Stoßdegenfechters fällt die Maske. Es ist der Kurprinz. Kurz, dieser ist eigentlich der Mörder und bethätigt im Stoßfechten — denn ein Prinz kann mehr als andere Leute — die absonderliche Geschicklichkeit, einen Schädel einzuschlagen, wie noch heute gesehen werden kann. Uebrigens wird der vom Kurprinzen Verwundete in ein Faß gelegt, mit Wasser erstickt und in eine Kloake geworfen. Das Alles ist wol nur so dargestellt, um doch einmal etwas Anderes zu sagen als historisch Feststehendes und von Palmblad bereits Gesagtes. Nur darin hat der Verfasser sich zu einer gewaltigen Kühnheit erhoben, daß er den Kurprinzen zu einem beabsichtigten und vorbereiteten Morde herbeizerrt. Was auch gegen den Kurprinzen zu sagen sein mag, so kann Referent sich doch der Meinung nicht entschlagen, daß der Prinz doch wol etliche Grade klüger gewesen sein dürfte, als hier den vierten Hellebardirer, denn deren waren es, abzugeben. Oder sollte seine Reise nach Italien so nutzlos gewesen sein, daß er nicht einmal gelernt hätte, wie Leute von Distinction nur insofern eine Hand zum Meuchelmorde haben, als sie Gold in die andere Hand legt? Sollte er — doch genug! Daß Königsmark's Tod nicht beabsichtigt war, vernünftigerweise nicht beabsichtigt sein konnte, ist an einer frühern Stelle dieser Relation bereits angemerkt, und jedenfalls war der Kurprinz umsichtiger als ein Schriftsteller, der weiter nichts will, als, möge es reißen oder brechen, aus andern Büchern ein Buch zusammenwerfen; und wirklich zeugt es für einen unbestimmbaren Grad von Kühnheit, auch ein Buch zu plündern, das unsern Tagen angehört und in Jedermanns Händen ist, wie Palmblad's Werk. Der einzige Entschuldigungsgrund für diese Piraterie wäre etwa, daß die Freese'sche Compilation doch sehr instructiv für Alle sei, welche sich unterrichten wollen, wie ein Buch nicht gemacht werden darf.

Friedrich Voigts.

Aus Paris.

Gérard de Nerval's tragisches Ende. Die Rachel, Legouvé und Dr. Véron. Literarische Miscellen. Die französische Ausgabe der Heine'schen Werke. Das „Athenaeum français" und die deutsche Literatur.

An einem traurigen kalten Januartage (26. Januar) wurde die literarische Welt von Paris durch die erschütternde Kunde in Bewegung gesetzt, daß ein geachteter talentvoller Schriftsteller, Gérard de Nerval, bei frühem Morgengraun in einer verlorenen Gasse an einem Fenstergitter, außerhalb des Gebäudes, erhängt gefunden worden sei. Der Unselige war nicht einmal in der Lage, sich innerhalb seiner vier Pfähle zu erhängen, denn er hatte, wie es scheint, zuletzt keine Wohnung, und sein Freund F. Mornard, der ihm in der „Illustration" einen Nachruf witmete, vergleicht ihn daher mit einem herrenlosen Hunde, der zur Nachtzeit in den Gassen umherirrt. Mornard versichert, daß Gérard zuletzt sein Nachlager meist in den schmuzigsten Spelunken und unter Individuen der gefährlichsten Sorte aufgeschlagen habe.

Ein anderer Freund Gérard's, Millot, hat in der „Indépendance" sein letztes Zusammentreffen mit dem Unglücklichen am 24. Januar geschildert in einer Skizze, die sich sehr traurig lesen läßt. Gérard war als Obdachloser von der Polizeimannschaft aufgegriffen und im Châtelet in Gewahrsam gebracht worden. Von hier schrieb er an Millot und bat ihn, ihn sofort im Châtelet zu besuchen. Millot kam, Gérard wurde unter der Verwarnung, sich nicht wieder aufgreifen zu lassen, aus dem Gefängniß freigegeben — er ging leicht gekleidet wie zur Sommerzeit, denn er hatte sich genöthigt gesehen, seinen Mantel ins Versetzamt zu tragen. Was that nun Millot? Statt die Freunde Gérard's und die Redacteure der Blätter, für die er arbeitete, von der entsetzlichen Lage Gérard's in Kenntniß zu setzen, führte er ihn in eine Restauration der Rue des Prouvaires, bewirthete ihn mit einem Frühstück und glaubte damit seiner Freundespflicht Genüge gethan zu haben. Allerdings bot ihm Millot an, mit ihm nach seiner Wohnung zu kommen und hier von ihm Geld in Empfang zu nehmen, aber es drängt sich hierbei die Frage auf, warum er nicht gleich Geld ins Châtelet mitnahm, da er voraussetzen konnte, daß Gérard gerade hieran Mangel leiden werde. Gérard schlug dies aus und bemerkte, er werde ins Théâtre français gehen und dort ohne Zweifel von Verteuil Geld erhalten. Er gestand übrigens auch, daß Houssaye (Director dieses Theaters) und Théophile Gauthier schon öfter ihm denselben Dienst geleistet und durch ihre Fürsprache ihn aus polizeilichem Gewahrsam befreit hätten, sonst würde er an einen von diesen geschrieben haben. Wie es scheint, war Millot ein entfernterer Bekannter von Gérard, und daß ihm die Sache peinlich und unangenehm war, läßt sich begreifen.

Während des Frühstücks sprach Gérard in der exaltirten Weise, die ihm schon seit einiger Zeit eigen und seinen Freunden bereits auffallend geworden war; denn sonst war Gérard mehr still und in sich gekehrt. Er plauderte namentlich und fast unausgesetzt von einer angefangenen Dichtung über Traum und Leben und bemerkte, er sei trostlos, sich in eine Idee eingelassen zu haben, in der er sich verliere. Er werde damit nie zustande kommen, denn er bedürfe oft ganzer Stunden, um sich wieder zu sammeln, und vermöge in einem Tage kaum zwanzig Zeilen zu schreiben; und als er dieses sagte, nahm sein Gesicht wie sein ganzes Wesen den Ausdruck der tiefsten Hoffnungslosigkeit an. Nach dem Frühstücke verließen sie die Restauration, Gérard begleitete seinen Freund noch eine Strecke Wegs und sagte dann, er wolle noch einen Augenblick ins Kaffeehaus eintreten und dann ins Lesecabinet gehen, um dort zu arbeiten. Er trat ins Kaffeehaus, und Millot verließ ihn.

Was nun Gérard bis zu dem Augenblicke, wo er Hand an sich selbst legte, getrieben hat, davon hat Niemand etwas erfahren. Wahrscheinlich trat infolge der Noth, der Hoffnungslosigkeit, der Verlassenheit, der Verzweiflung an seinem Talent und seiner Zukunft eine Art Geistesverwirrung ein, die ihn von Straße zu Straße und von Cabaret zu Cabaret jagte. Der Stolz der Verzweiflung mochte ihn abhalten, sich abermals einem literarischen Freunde anzuvertrauen. So legte er Hand an sich selbst, nachdem er seine letzten drei Francs, die er am Mittwoch noch besaß, ausgegeben hatte. Er entleibte sich in demselben Ballcostüm, das er sich (angeblich) vorlängst in München zu den Hoffesten angeschafft hatte, an denen er dann Arm in Arm mit deutschen Notabilitäten und mit dem französischen Gesandten, Marquis von Ferrière, gewandelt war. In der Tasche des Fracks befand sich der Entwurf zu dem zweiten Theile seiner bereits zur Hälfte im Druck erschienenen letzten Dichtung.

Das war das Ende Gérard's. So ging dieser geist- und talentvolle Mann unter mitten in der Stadt des Luxus, des Genusses, des Zusammenflusses aller bedeutenden Geister Frankreichs. Es ist nicht unsers Amts, zu untersuchen, ob und inwieweit Gérard an seiner verzweifelten Lage Schuld war. Er fühlte, daß es mit seinem Talent zu Ende ging, daß es erschöpft oder daß es nicht von der Art war, um dem Geschmack der jetzigen Generation zu genügen. Wenn dieser Zeitpunkt bei einem Schriftsteller eintritt, so tritt mit ihm auch die Verzweiflung oder die gänzliche Resignation ein. Die ganze Vergangenheit erscheint wie ein unnützes Stück Papier, nur werth, es zu zerreißen; man hat ein Grauen vor sich selbst, wie vor der Menschheit und ihrem egoistischen Treiben; man fühlt sich von ihr abgestoßen und stößt sie wieder ab. Gérard's Skizzen aus dem pariser Leben, die in der „Illustration" erschienen, fanden zwar Beifall, aber Gérard, scheint es, war von

der Einbildung besessen, ein tiefsinniger Dichter zu sein, oder er war von zwar erhabenen, aber unklaren poetischen Vorstellungen erfüllt, welche in eine geordnete Form zu bringen es ihm an Gestaltungskraft fehlte. Die Literatur blos zu seinem Subsistenzzweck zu betreiben, dazu war er nicht der Mann; hierzu arbeitete er viel zu gewissenhaft. Außerdem fehlten ihm alle jene Eigenschaften, die gerade einem pariser Schriftsteller nöthig sind, um sein Glück zu machen. Sein gerader, offener Charakter hinderte ihn daran, Hintertreppenschliche einzuschlagen; er buhlte nicht um Auszeichnung; er wußte nicht sich hervorzuthun und den großen Mann zu spielen; er war, wie seine Freunde ihn schildern, von Herzen ein sehr braver Mensch, uneigennützig, mied die tonangebenden Gesellschaftskreise und blieb stets seinen Ueberzeugungen treu. Damit macht man in Paris sein Glück nicht — und anderswo vielleicht auch nicht. Wo die Véron Erfolg haben, konnte Gérard keinen haben.

Das „Athenaeum français" widmete ihm einen Nachruf, dem wir Folgendes entnehmen: „Die Kunde von diesem Tode wurde von ganz Paris wie eine gemeinsame Trauerkunde aufgenommen, und in der That, seit Balzac's Tode hat kein härterer Schlag die Literatur treffen können. Die ernsten, hohen Eigenschaften Gérard's de Nerval, seine uneigennützige Liebe zum Schönen und Vollendeten, die ihn die Früchte seiner Erfolge einzusammeln vergessen und immer nur seinem Ideal nachstreben ließ; seine Ehrfurcht vor der Kunst, die sich in der Sorgfalt zeigte, womit er seine kleinsten Productionen ausarbeitete; sein so ausgezeichnet würdiges und bescheidenes Verhalten in einer Zeit, wo die Kunst sich selbst herauszustreichen einen so hohen Grad von Unverschämtheit erreicht hat, oder wo so Viele, um nur nicht in der Dunkelheit zu bleiben, es vorziehen, sich auf den Skandal zu werfen; endlich der Anstand, womit er über seine Lage schwieg, sodaß seine Freunde gar nicht ahnten, wie verzweifelt sie sei: alles Dies steigerte den wachsenden Ruf Gérard's zu einem Grade ganz besonderer Hochschätzung. Er starb mitten in der Arbeit und hinterließ zwei Werke unvollendet, von denen das eine in der „Revue de Paris", das andere in der „Illustration" in Fortsetzungen erschien. In Gemeinschaft mit Maquet bereitete er ein Drama für die Porte Saint-Martin vor. Man fragt vielleicht verwundert, wie ein Mann, dessen Talent und Bestrebungen seit langem mit dem Nimbus des Rufs umgeben waren, so plötzlich muthlos werden und zu gleicher Zeit seinen Freunden, seinen Hoffnungen und seinen begonnenen Arbeiten entsagen konnte. Gérard de Nerval war 47 Jahre alt. Siebenundvierzig Jahre! Das ist sonst das Lebensalter der Belohnungen und Resultate, der in Ruhe geordneten Arbeit, des Gefühls der Sicherheit beim Blick auf die Zukunft. Aber diese Resultate waren, man muß es sagen, ausgeblieben. Gérard de Nerval hatte, es ist wahr, sich um sie nicht bemüht, aber man muß es doch bedauernswerth finden, daß sie ihm trotzdem nicht zufielen. Die Leichenfeier Gérard's war die eines Mannes, der sich im Besitz der öffentlichen Hochachtung befindet. Zahlreich war die Begleitung, die von der Morgue ausging, und religiöses, gemessenes Schweigen herrschte dabei. Unter der Menge, welche seinen Resten das Geleit gab, befand sich mehr als ein unbekannter Verehrer, welcher sich freiwillig dem Zuge anschloß, um öffentlich die Achtung zu bezeugen, die dem Schriftsteller gebührt. Den von Francis Wey am Grabe gesprochenen Worten horchte man in feierlicher Stimmung. Und der Eifer, mit dem man sich um dies Grab drängte, gewährte wenigstens den trostreichen Gedanken, daß sich in Frankreich immer ein Publicum findet, welches bereit ist, reine Charaktere und edle Bestrebungen zu verherrlichen." Auch Alphonse Karr nannte ihn im „Siècle" einen Mann vom unabhängigsten Charakter und außerordentlichster Herzensgüte, der seinen Freunden unverbrüchlich treu gewesen. Unter den niedern Ständen soll er sehr beliebt gewesen sein, und nie sollen die Damen der Halle ein Fest gegeben haben, ohne ihn dazu einzuladen. Ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" versichert, Gérard habe niemals mehr als nur ein Hemd besessen. Das stimmt freilich nicht sehr zu dem münchener Ballfrack. Vielleicht ist Beides, jenes einzige Hemd und dieser hoffestliche Frack, eine Fabel. Der „Illustration" zufolge waren Gérard's Gesichtszüge von ausnehmend sanftem, offenem und intelligentem Ausdruck. Schon bei seinen Lebzeiten war unter seinen nähern Freunden, die ihn sehr lieb hatten, davon die Rede, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, um seiner Lage aufzuhelfen. Ohne Zweifel wird dieser Plan nach Gérard's Tode um so gewisser zur Ausführung kommen.

Bei uns Deutschen muß Gérard's Schicksal ein um so tieferes Bedauern und Mitgefühl erwecken, da er zu denjenigen Franzosen gehörte, welche am meisten mit deutschen Bildungselementen versetzt waren und das Meiste dazu beitrugen, den Franzosen Empfänglichkeit und Verständniß für deutsche Literatur und Poesie beizubringen. Schon in sehr jungen Jahren, noch zu Lebzeiten Goethe's, übersetzte er den „Faust" und namentlich die lyrischen Partien darin in einer im Ganzen so gelungenen Weise, daß Goethe ihm in einem eigenhändigen Schreiben seinen Dank und seine Anerkennung aussprach. Diese deutsche Grundrichtung Gérard's veranlaßte das „Pays" zu folgender Bemerkung: „Gérard ging in früher Jugend nach Deutschland und machte später wiederholte Reisen dahin, und es war dies einer der unglücklichsten Einflüsse auf die Gestaltung seines Schicksals. Man muß einen starken Kopf und ein festes Gleichgewicht haben, um ungestraft in den Born der germanischen Wissenschaft hinabzutauchen, da aus ihm berauschende und umnebelnde Dünste emporsteigen. Deutschland ist das Land der Geisteshallucinationen. Noch immer umdüstert der Schatten der alten Wälder, von denen Tacitus spricht, seinen Genius, indem er in ihm noch tiefe Spuren von Schwindel und Finsterniß zurückgelassen hat." Diese Worte rühren von Paul de St.-Victor, her, der, wie es heißt, ohne Deutsch zu verstehen, der Einladung der münchener Theaterintendanz Folge leistend, nach München ging, um über die „Gesammtgastvorstellungen" in französischen Blättern Bericht zu erstatten.

Gérard war allerdings in seiner ganzen Erscheinung mehr Deutscher als Franzose, ein speculativer Träumer, welcher sich in seinem Kopfe eine Welt aufgebaut hatte, die mit der wirklichen sehr wenig im Einklang stand. Es ist auch richtig, daß in der deutschen Speculationsweise viel Berauschendes liegt, wie denn auch wol in keinem andern Lande die Beispiele von Talenten, welche an dem Conflict ihrer innern Welt mit der äußern untergingen, so zahlreich sind als in Deutschland. Ephraim Moses Kuh, Lenz, Wezel (seine Aufschrift „Opera Dei Wezelii" auf seinen Manuscripten ist bekannt), Hölderlin, Nikolaus Lenau, welche in Wahnsinn und zum Theil in thierähnliche Stumpfheit versanken; Freiherr von Sonnenberg, Heinrich von Kleist, der Novellist Leßmann, Enk von der Burg, der Mönch, Aesthetiker und Dichter, Ferdinand Raimund, Alexander Fischer, der Dichter des „Masaniello" und der „Nausikaa", Julius Minding, talentvoller Lyriker (er vergiftete sich in Neuyork), die Günderode, Luise Brachmann, Charlotte Stieglitz, welche sämmtlich ihrem Leben freiwillig ein Ende machten; Günther, Grabbe und mehre Andere, die durch ein wüstes Leben Körper und Geist fast systematisch zugrunde richteten und ihre Tage abkürzten — stehen als warnende Beispiele vor uns und bezeugen, daß an den oben citirten Worten des Franzosen etwas Wahres ist. Dagegen haben gerade unsere größten Dichter und Denker es nicht nöthig gefunden, sich ihres für Deutschland und die Menschheit so kostbaren Lebens zu berauben. Es sind also immer nur schwächere Geister, welche sich von den Dünsten germanischer Speculation bis zur Geistesstörung berauschen und betäuben lassen. Aber es scheint fast so, als ob dann und wann solche beklagenswerthe Opfer fallen müßten, um die Uebrigen von ihrer Frivolität auf ernstere Betrachtungen abzuleiten und sie auf die dämonischen Mächte aufmerksam zu machen, welche allerdings auf dem tiefen Grunde des so vielfach zerklüfteten, unharmonischen und da-

bei so geräuschvollen modernen Lebens lauern. Wie Paris jetzt durch Gérard's That, wurde London vor nahe einem Decennium durch den Selbstmord des bejahrten Historienmalers Haydon erschreckt. Haydon, der in den höchsten aristokratischen Cirkeln verkehrte, hatte mit dem Franzosen Gérard das gemein, daß er ebenfalls einer Richtung huldigte, die in ihren höchsten Spitzen mit der Gesammtrichtung und dem Geschmacke seiner Nation nicht im Einklang stand; sie war mehr deutsch-idealistisch als englisch-realistisch.

Der „Morning post" zufolge wird Fräulein Rachel auf ihrer Durchreise nach Amerika auch in London einige Vorstellungen geben. Bisjetzt scheint sie noch in Paris durch ihren Proceß mit Ernest Legouvé zurückgehalten worden zu sein, da derselbe sie bekanntlich wegen ihrer Weigerung, in seiner auf ihre Anregung gedichteten und jetzt im Druck erschienenen Tragödie „Médée" aufzutreten, auf eine Entschädigungssumme von 40,000 Francs verklagt hatte. Der Proceß wurde von beiden Seiten mit Aufbietung aller nur immer möglichen Rechtschicanen geführt und ist erst ganz kürzlich dahin entschieden worden, daß die Rachel zwar nicht die volle eingeklagte Summe, aber eine Entschädigungssumme von 5000 Francs zu zahlen habe und außerdem in die Kosten zu verurtheilen sei. Wir wissen nicht, bezweifeln es aber, ob es in Deutschland einem dramatischen Dichter möglich sein würde, auf dem Rechtswege ein solches Resultat zu erzielen, gegenüber einer Schauspielerin, welche sich weigerte, in einem seiner Stücke aufzutreten, und möchte es tausend mal auf ihre Anregung entstanden sein. In Deutschland, wo der Schriftsteller nur sehr mäßigen Rechtsschutz genießt, kommen vielleicht täglich ganz andere Beeinträchtigungen der Autoreninteressen vor, ohne daß der betroffene Autor daran denken dürfte, den Rechtsweg einzuschlagen, wie er dies in Frankreich thun würde, wo das Gesetz, eines civilisirten Staats würdiger, sich in viel entschiedenerm Grade auf Seiten des geistigen Producenten gestellt hat.

Da wir gerade bei der Rachel stehen, so wollen wir bemerken, daß die Kritik fortfährt, ihre Leistungen mit scharfer Lauge zu begießen. Ihre Anmaßung schien zuletzt auch in der That unerträglich geworden zu sein. Die Kritik hat sich dies freilich selbst zuzuschreiben, denn sie hat früher Alles gethan, um diese Künstlerin zu verwöhnen. In ihrer Weise mag damals auch die Rachel, wenn auch nicht für die Kritik, doch für die Kritiker sehr viel gethan haben, was sie noch ferner zu thun für sehr überflüssig halten mag. Aber auch das Publicum hat allmälig eingesehen, daß die Rachel, ähnlich unsern deutschen Schauspielern, die auf Gastrollen reisen, sich ein Dutzend oder auch nur ein halb Dutzend Paraderollen eingelernt hat, in denen sie allerdings Meisterin ist, wie irgend ein Virtuose in seinem Halbdutzend einstudirten Paradecompositionen, daß ihr Talent aber nicht Productionskraft und Beweglichkeit genug besitzt, auch neuere Rollen dazu zu schaffen. Das Publicum ist daher der Monotonie und der outrirten Manier in ihren Darstellungen ziemlich überdrüssig, und es hilft ihr nichts, wenn sie eine organisirte Parterreclaque für sich hat, welche unermüdlich noch jetzt dieselben Effectstellen beklatscht, die sie schon vor 15 oder 18 Jahren beklatscht hat. Diese Claque thut ihre Dienste, wo es gilt, einen Künstler oder eine Künstlerin beliebt zu machen, aber sie in der Gunst des Publicums zu erhalten, das vermag sie nicht. Für die Rachel hat diese förmlich disciplinirte Claque vordem ihr Aeußerstes gethan, und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn ein Deutscher bei einem bekannten und einflußreichen Chef dieser Claque außer Briefen von Meyerbeer, Scribe, Dumas und Auber auch Billets von der Rachel fand, worin sie ihn entweder um seine Unterstützung bittet oder ihm aufs verbindlichste für geleistete Dienste dankt. Nur hört man in Frankreich nicht jene in Deutschland so gebräuchlichen unleidlichen Phrasen von „reiner Kunstbegeisterung", „Opfern für die Kunst" u. s. w.; man weiß recht wohl, daß die Rachel nicht in das Land der Dollars geht, um der Kunst Opfer zu bringen und den Leuten dort Begriffe von europäischer Schauspielkunst und dem französischen classischen Drama beizubringen; zu einem solchen Zweck, wenn dabei nicht noch ein anderer zu erreichen wäre, würde die Rachel nicht einen Fuß aus dem Hause setzen. Uebrigens war es Véron oder besser „Dr. Véron", der für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, zu dem Emporkommen der Rachel das Meiste beigetragen zu haben. Er erzählt in seinen Memoiren, daß die Rachel anfangs, um uns eines deutschen Kunstausdrucks zu bedienen, gar nicht recht „ziehen" wollte. Um nun die anderthalbtausend Leute, die nach Véron's Versicherung die öffentliche Meinung in Paris machen und leiten, für die Rachel zu gewinnen, fing er es so an: bevor er seinen Bekannten guten Tag bot, fragte er sie: „Habt ihr sie (die Rachel) in den «Horatiern», in der «Andromache» gesehen?" Die Meisten wußten gar nicht, wovon er sprach, dann wurde er zornig und sparte weder Vorwürfe noch selbst Beleidigungen. Die Leute mußten nun schon das Theater besuchen, um die Rachel zu sehen, die ihnen von Véron als etwas noch nie Dagewesenes geschildert worden war. Die kleinen Véron in Deutschland bedienen sich ganz derselben Manoeuvres.

Von dieses Mannes „Mémoires d'un bourgeois de Paris" sind soeben der fünfte und sechste Band erschienen und damit das Werk geschlossen. Sie reichen über das Jahr 1848 hinaus bis zur Katastrophe vom 2. December. Auf das politische Urtheil eines im Schlamm der Theaterfrivolität aufgewachsenen Mannes wie Véron wird man begreiflicherweise nicht viel geben können, aber er läßt uns hinter die Coulissen, wo ja ein großer Theil unsers sogenannten öffentlichen Lebens spielt, oft interessante Blicke thun, auch theilt er manche bisher nicht veröffentlichte Details und Briefe mit, z. B. einen Brief des Herzogs von Orléans und die Correspondenz de Morny's aus den Decembertagen. Bekanntlich hat sich Véron durch seine indiscreten Veröffentlichungen mit Thiers in eine Fehde verwickelt, die in Paris nicht geringe Aufmerksamkeit erregt. Interessante literarische Erscheinungen sind ferner Dupin's „Mémoires", wovon der erste Band erschienen ist, die drei andern demnächst folgen werden, ohne Zweifel interessant als die Bekenntnisse eines Mannes, der 25 Jahre lang an der innern Politik Frankreichs und den parlamentarischen Kämpfen lebhaften Antheil genommen; „Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Lunéville et d'Amiens, faisant suite aux Mémoires du roi Joseph"; „Sur les hommes d'état d'Angleterre au 19me siècle" und „Sur la politique de la Russie", von Alfred de la Guerronière; „Correspondance inédite de Stendhal", zwei Bände, mit Erinnerungen an Stendhal von Prosper Mérimée; „Etudes sur l'histoire du gouvernement représentatif en France, de 1789 à 1848", von Louis de Carné; „Louis David, son école et son temps, souvenirs", von E. J. Delécluze; „Histoire d'Alsace", von Boyer (erster Theil); „Mélanges historiques et littéraires", von Prosper Mérimée; „Le bien qu'on a dit des femmes", von E. Deschanel. Letztere Schrift bildet das interessante Seiten- und Gegenstück zu desselben Verfassers „Le mal qu'on a dit des femmes", welches wir bereits in Nr. 8 d. Bl. besprochen haben.

Von der französischen Ausgabe der Heine'schen Werke sind bereits zwei Bände „De l'Allemagne", worin die frühere Schrift Heine's über Deutschland gänzlich umgearbeitet und mit mehren bisher nicht gedruckten Fragmenten bereichert ist, und „Lutèce" erschienen, welche Schrift B. de Cinq-Mars in der „Revue des deux mondes" nicht besser zu empfehlen weiß, als mit den Worten: „M. Heine aime la France." „Les Reisebilder", „La France", „Les ballades et légendes" u. s. w., werden rasch folgen. In der „Bibliographie" der „Revue des deux mondes" hüllt Jacques Olivier unsern Landsmann bei dieser Gelegenheit förmlich in eine Wolke von Weihrauch ein; es heißt darin unter Anderm: man habe gesagt, Heine sei ein deutscher Voltaire, doch das sei nicht hinreichend; er habe ebenso viel von Byron als von Voltaire. Wie sich aber Voltaire und Byron in Einer Person vereinigen sollen, ist schwer zu sagen; jedenfalls ist jedoch damit constatirt, daß Heine wenig Deutsches

hat. In einem größern Artikel der „Revue des deux mondes“ von B. de Mars wird ihm zwar auch alles mögliche Lob gespendet und von ihm gesagt, er sei „le plus Français de tous les Allemands, le plus Allemand de tous les Français“, aber doch bemerkt: Heine sei nicht hinlänglich dem guten Geschmack entgegengekommen, er habe, statt die Spuren so mancher alten Zügellosigkeiten zu vertilgen, noch neue hinzugefügt. Bekanntlich ist Heine seit langem ein Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“ und von ihr protegirt. Auch das „Athenaeum français“ kommt auf diese französische Ausgabe in der Nummer vom 3. Febr. zu sprechen, thut uns dabei die Ehre an, einige Stellen aus unsern Aufsätzen über Heine's „Aveux“ und „Vermischte Schriften“ (Nr. 43 und Nr. 50 d. Bl. für 1854) in französischer Uebersetzung mitzutheilen und bemerkt dann: „Die Deutschen beklagen sich besonders über die ewigen Spöttereien, welche Heine über sein Vaterland und seine Landsleute ausgieße, und versichern, daß der deutsche Poet, aus Interesse Franzose geworden, Deutschland verspotte, um sich in Frankreich beliebt zu machen. Sie irren sich hierin. Das geistreiche und poetische Talent Heine's behagt sicherlich dem französischen Publicum, aber seine antipatriotischen Schnurren werden in Paris nicht mehr bewundert als in Berlin.“ Der Berichterstatter spricht dann von Heine's Lazzi, „dont le goût est toujours contestable, la malignité jamais“, von seinen „mauvaises plaisanteries“ und „anecdotes suspectes“ und bemerkt dann, daß in der französischen Ausgabe nicht nur die mancherlei boshaften Ausfälle gegen die Franzosen unterdrückt, sondern auch die allzu cynischen Stellen dem französischen Geschmack zuliebe gemäßigt oder weggelassen seien.

Das „Athenaeum français“ fährt übrigens in dankenswerther Weise fort, der deutschen Literatur seine Theilnahme zu schenken, und selten geht eine Nummer vorüber, worin nicht eine oder mehre neue deutsche literarische Erscheinungen in unparteiischem, verständigem Tone besprochen würden. In derselben Nummer vom 3. Febr. gedenkt das französische Blatt der Uebersetzung der Racine'schen „Phèdre“ von Adolf Böttger, „poëte original honorablement connu en Allemagne“, mit großem Lobe und rühmt namentlich Böttger's Meisterschaft in der Handhabung des Verses; in der darauffolgenden Nummer kommen Heinrich Leo's Schrift „Des deutschen Volks und Reichs Ursprung und Werden“ und Rehlen's „Geschichte der Gewerbe“ zur Besprechung; auch wird darin Max Waldau's Tod angezeigt mit dem Bemerken: „Il était l'un des principaux rédacteurs de l'excellente revue publiée à Leipsig sous le titre de Blätter für literarische Unterhaltung.“ Hervorragende Mitarbeiter von Journalen scheinen in Frankreich überhaupt in die Kategorie der Redactionsmitglieder mit eingereiht zu werden.

H. M.

Eine theologische Beweisführung.

Im Jahre 1773 kam zu Schwabach eine Schrift heraus unter dem Titel: „Versuch eines Beweises, daß der reiche Mann gegen den Lazarus nicht unbarmherzig gewesen, daß er vielmehr gegen ihn barmherzig gewesen, und daß er folglich wegen einer Unbarmherzigkeit könne nicht verdammt worden sein, mitgetheilt von Samuel Wilhelm Oetter. Gedruckt und verlegt von J. G. Mitzlev.“ Gewiß ein eigenthümlicher Gegenstand! Noch eigenthümlicher aber ist die Beweisführung des erleuchteten Verfassers; sie ist einzig in ihrer Art, und wir können uns nicht versagen, den Lesern einige Stellen aus diesem Curiosum mitzutheilen. „Wer hat aber“, sagt der Verfasser unter Anderm, „den armen Lazarus hintragen lassen? Gewiß Niemand als der reiche Mann. Dieser hat ihn aus Barmherzigkeit vor seine Thür tragen lassen. Woraus kann man dies schließen? Aus folgenden Umständen: Wie lange lag er da? Nicht einen Tag, nicht etliche Tage lag er vor der Thür des reichen Mannes. Zeitlebens lag er da. Woraus ist dies zu schließen? Aus diesen Umständen: Wovon hat Lazarus gelebt, solange er vor der Thür des Reichen lag? Er konnte weder gehen noch stehen. Er konnte also auch nicht betteln. Wovon hat er dann gelebt? Hungers ist er nicht gestorben. Davon sagt der Heiland kein Wort. Dies wäre aber wirklich geschehen, wenn ihm der reiche Mann nichts hätte geben lassen. Der Heiland würde sodann diese große Unbarmherzigkeit nicht verschwiegen haben. Und wenn auch der Lazarus hätte gehen können, so hätte er sich doch dem Tische des reichen Mannes nicht nahen dürfen. Sein Anblick hätte den Gästen Ekel erweckt. Lazarus ist also eines natürlichen Todes gestorben. Andere Menschen haben ihm nichts zugetragen. Denn hiervon sagt der Heiland auch nichts. Wäre dies geschehen, hätten ihm andere Menschen etwas zu essen gebracht, so würde es der Heiland gesagt haben.... Wovon hat denn also Lazarus gelebt? Nothwendig von den Brocken, die von dem Tische des reichen Mannes fielen. Diese hat ihm der reiche Mann nicht versagt. Ja er hat sie ihm noch dazu hintragen lassen. Der Lazarus konnte sie nicht selbst nehmen oder selbst holen. Er lag vor dem Thor und nicht unter dem Tische des reichen Mannes. Wenn sie ihm hätte der reiche Mann nicht zutragen lassen, so wäre ja Lazarus Hungers gestorben. Dies geschah aber nicht. Folglich sind ihm die Brocken nicht versagt, sondern noch dazu hingetragen worden. Es können auch keine schlechten Brocken gewesen sein. Denn auf dem Tische eines reichen Mannes und noch mehr auf dem Tische eines Königs werden keine schlechten Speisen aufgetragen. Es werden auch nicht wenige Speisen aufgetragen. Es können also auch keine kleinen Brocken gewesen sein. Folglich hat Lazarus dabei keinen Hunger leiden dürfen. Sowie nun der reiche Mann alle Tage herrlich und in Freuden gelebt hat: eben so hat sich der arme Lazarus alle Tage mit den Brocken gesättigt, welche von dem Tische fielen und ihm zugetragen wurden. Dies muß viele Tage, dies muß eine lange Zeit geschehen sein. Denn Lazarus sturb (sic!) vor den Thoren des reichen Mannes. Sonst wären die Hunde mit dem armen Lazarus nicht so bekannt geworden, wie unten wird zu vernehmen sein.“

Ferner heißt es: „Ein Mann, welcher alle Tage Gastmahle anstellt, ein Mann, welcher alle Tage soviel auf seine Gäste verwendet hat, kann ein solcher Mann unbarmherzig gewesen sein? Und noch mehr. Ein Mann, welcher so viele kostbare Speisen auftragen lassen, der kann einem Armen unmöglich Das versagt haben, was er und seine Gäste unter den Tisch fallen lassen, und was man also nicht geachtet hat..... Der reiche Mann kann unmöglich unbarmherzig gewesen sein, dies veroffenbart sich ferner aus den Brocken, welche er unter seinen Tisch fallen lassen. Was man unter den Tisch fallen läßt, das achtet man nicht. Was man nicht achtet, damit kann man unmöglich geizig umgehen, oder das kann man Niemand versagen. Man ist gleichgültig, es mag selbiges bekommen, wer da will.“

In einer Anmerkung wird auch die Frage entschieden, warum Herodes Deutsche unter seiner Garde gehabt habe: „Es geschah gewiß durch Gottes wunderbare Schickung, daß der König Herodes und auch seine Söhne deutsche Soldaten in ihrem Dienst hatten. Diese Deutschen haben den jüdischen Gottesdienst kennen lernen. Sie haben auch Alles gehört, was sich mit unserm Heilande zugetragen hat. Unfehlbar sind einige davon nach Deutschland zurückgekommen und haben ihren Landsleuten erzählt, was sie im jüdischen Lande gehört und gesehen haben. Desto ehender fand nachgehends die Lehre von Christo bei ihnen Eingang. Wienach die Deutschen in das jüdische Land gekommen, das ist leicht zu begreifen. Zu Rom konnte der Herodes genug Deutsche bekommen, denn er kam in diese Stadt.“

Ein merkwürdiger Ausspruch ist noch folgender: „Lazarus' Seele ist getragen worden von den Engeln in Abraham's Schoos. Was bedeutet dies? Was bedeutet das Liegen in Abraham's Schoos? In einigen Büchern, in welchen Abraham und Lazarus in Kupfer abgebildet worden, sitzet Abraham auf einem

Stuhl und hält den Lazarus in Lebensgröße in seinem Schoos, wie ein kleines Kind. Eine große Unbequemlichkeit für den Abraham! Eine schlechte Erquickung für den Lazarus nach dem Tode! Man muß die Sache anders verstehen."

Der Verfasser sandte auch noch zwei andere Schriften in die Welt: „Versuch eines Beweises, daß der Heiland nicht könne mit einem verklärten Leibe auferstanden sein, angestellt von Samuel Wilhelm Oetter", sowie „Fortsetzung des Beweises, daß der Heiland nicht könne mit einem verklärten Leibe auferstanden sein, in einem Schreiben an Se. Hochehrwürden Herrn M. Wilhelm Bernhard Chriestlieb, hochverdienten Superintendenten der Herrschaft Heydenheim."

F. W. Appell.

Uebersetzungen aus dem Lateinischen und ins Lateinische.

Professor F. W. Newman hat den Versuch gemacht, die „Oden" des Horaz in nicht gereimter metrischer Bearbeitung ins Englische zu übertragen. Seine Uebersetzung trägt den Titel: „The odes of Horace translated in unrhymed metres, with introductions and notes." Der Uebersetzer hat von vornherein darauf verzichtet, die Metra des Originals streng nachzubilden, sondern sich damit begnügt, gewissermaßen nur ein Echo derselben zu geben und sie durch rhythmischen Tonfall nur leise anzudeuten und anklingen zu lassen. Es ist mehr das Gefühl als das Gehör, wodurch er sich dabei leiten ließ. Ein Beispiel wird dies am besten darthun. Die Ode „Quis desiderio sit pudor aut modus" gibt er folgendermaßen wieder:

Who for one so dear would measure sorrow!
Who's asham'd to weep? Melpomene teach us
Mournful chants; oh thou, on whom the father
  Melting voice with the harp bestow'd.
So! Quintilius slumber never-ending
Crushes. Ah, shall ever truth unvarnish'd,
Noble bashfulness, and, justice sister,
  Faith unsullied, his equal find? u. s. w.

Im Allgemeinen sind ihm die Bearbeitungen der Oden im sapphischen Versmaß besser als derjenigen im choriambischen, alcäischen und andern Versmaßen gelungen. Man erkennt aber sehr bald, daß der gelehrte Herr kein Dichter ist und daß bei ihm nicht nur die metrischen Eigenthümlichkeiten des Originals, sondern, was schlimmer ist, auch dessen dichterische Vorzüge, die Grazie, die „curiosa felicitas" der Horazischen Diction verwischt und zum Theil gänzlich verloren gegangen sind. Und bei aller Freiheit, womit Newman die Horazischen Versmaße behandelt, stößt man bei ihm doch auf zahlreiche häßliche Inversionen, Härten und Verrenkungen, womit er dem englischen Idiom Gewalt anthut und ihm Mancherlei zumuthet, was es nicht leisten kann. Die oft hervortretende Kraft und Fülle des Ausdrucks kann für die mangelnde Eleganz, welche ein Hauptvorzug der Horazischen Diction ist, keinen entsprechenden Ersatz leisten. Zu bemerken ist noch, daß Professor Newman seine Methode an Stelle der namentlich durch Voß ausgebildeten deutschen Uebertragungsweise empfiehlt. Er sagt von letzterer in der Einleitung: „Deutsche Uebersetzer griechischer und lateinischer Dichtungen versichern häufig, das Metrum der Alten vollständig reproducirt zu haben, während sie doch in der That nur ein ganz neues (?) rhythmisches System erfanden, welches höchstens eine gewisse Analogie mit demjenigen hat, von dem es abgeleitet ist. Dieses Experiment mag sein Verdienst haben, aber es sollte nur nach seinen besondern Verdiensten gewürdigt und acceptirt werden; es kann nicht beanspruchen, zu sein, was das Original ist." Um die Vorzüge der deutschen Uebersetzungen vollkommen zu würdigen, fehlt es dem britischen Professor sehr wahrscheinlich an dem dazu nöthigen tiefern Verständniß der deutschen Sprache, obschon es allerdings (seit und durch Voß) in Deutschland bisher nur die epischen, namentlich die Homerischen Dichtungen in einer Weise zu übertragen gelungen ist, daß diese Nachbildungen allenfalls den Eindruck des Originals gewähren, wogegen die Verdeutschungen antiker Dramen und Oden bei allen Verdiensten noch immer viel zu wünschen übriglassen.

In dieser Ansicht kann mich auch die sonst vielfach dankens- und anerkennenswerthe Uebersetzung des Horaz von Ernst Günther (Ausgabe letzter Hand von K. F. Günther; Leipzig, Voigt und Günther, 1854, 16., 1 Thlr. 15 Ngr.) nicht wankend machen, wenigstens was denjenigen bei weitem zahlreichern Theil der Horazischen Oden betrifft, welche der Uebersetzer in deutschen Reimversen nachgebildet hat. Diese mit großer Gewandtheit und vielem Geschmack versificirten Uebertragungen lesen sich zwar glatt, geben aber doch nur einen sehr abgeschwächten Eindruck des Originals, obschon einzelne wie Ode XXV des ersten Buchs („Ständchen") verhältnißmäßig mit sehr großem Geschick nachgebildet sind. Ein gereimter Horaz kann von dem antiken immer nur ein schwaches oder falsches Abbild geben, ähnlich wie in antiken Versmaßen abgefaßte Nachbildungen von den kleinen zarten Goethe'schen Liedern geben würden. Die wenigen Oden, welche Günther im Versmaße des Originals wiedergegeben hat, machen auf den Kenner einen ganz andern Eindruck. Man vergleiche z. B. die Ode an Mäcen:

Sprößling edelen Stamms tuskischer Könige,
Du mein schützender Hort, wonniger Stolz, Mäcen!

mit der Ode an Glycera:

Der thebischen Semele Sohn,
Die grausame Mutter der Liebe,
Und üppige Fröhlichkeit droh'n
Zu wecken erstorbene Triebe.

Die Satiren und Briefe hat der Uebersetzer im Versmaße des Originals wiedergegeben, und zwar ebenso gewandt als charakteristisch, sodaß wir hier, soweit dies möglich, den vollen Eindruck des Originals haben. Auch kann man es nur billigen, daß Günther diese hexametrischen Bearbeitungen nicht mit gezwungenen Spondeen und Molossen beladen hat, welche, bei der Consonantenhäufung im Deutschen, der Leichtigkeit und dem Wohllaut in empfindlicher Weise Abbruch zu thun pflegen.

Eine dankenswerthe Arbeit ist folgende:

Des D. Junius Juvenalis sechste Satire. Mit Einleitung und Uebersetzung von Eduard Kaspar Jakob von Siebold. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. Ler.-8. 15 Ngr.

Wir haben hier im Originaltext und in deutscher Uebersetzung (im Versmaß des Originals) jene berühmte Satire Juvenal's vor uns, in welcher er die Zuchtlosigkeit der römischen Weiber zur Kaiserzeit geißelt und in aller Nacktheit schildert. Wer einen Einblick in die gräßliche Sittenverderbniß des kaiserlichen Rom gewinnen will, mag und muß diese Satire lesen, obschon wir der Ansicht Niebuhr's beistimmen müssen, wonach Jünglingen die Lectüre und das Studium dieses wirklich furchtbaren Sittengemäldes möglichst vorzuenthalten sei; denn die Lectüre ist selbst für Männer ein ziemlich starkes Stück. Wer erklärt uns aber das Räthsel, daß ein großartiges Volk, das noch kurz zuvor an großen Staatsmännern, Feldherren und Rednern, welche die Bewunderung und das Muster von Jahrtausenden sind, und edeln Frauen so reich gewesen war, das sich durch Patriotismus, moralische Kraft und Charakterstärke ausgezeichnet hatte, und zur Kaiserzeit selbst noch eine so hohe Stufe in den Künsten, in der Sculptur, im Bauwesen, in der Mechanik und in verschiedenen Zweigen der Schriftstellerei einnahm, in sittlicher Hinsicht einer so wahnsinnigen, fast bestialischen Verderbniß anheimfallen konnte? Unsere Geschichtschreiber haben uns dieses Räthsel, wie überhaupt den Untergang aller antiken Völker und Culturen noch nicht hinlänglich und im Zusammenhange erklärt, obschon Juvenal selbst uns einen Schlüssel dazu gibt, indem sich in ihm die höchste

geistige Bildung, die raffinirteste Cultur und die glühendste Bewunderung für die alte bessere Zeit mit den Elementen einer wahrhaften Barbarei und entsetzlich cynischen Schamlosigkeit mischen.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit eines dicken Buchs von 26 Duodezbogen, welches man in mancher Hinsicht als eine Art Curiosum bezeichnen könnte. Es trägt den Titel:

Varia Variorum Carmina latinis modis aptata adjectis archetypis offert Henricus Stadelmann. Ansbach, Gummi. 1854. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es sind darin, außer einigen altgriechischen und englischen Originalien, namentlich eine große Menge deutscher Gedichte in die Sprache und die Metra des Horaz übertragen und, wie wir zugeben dürfen, mit großer Gewandtheit und Feinheit des echt römischen Ausdrucks. Aber obschon wir uns recht gern gefallen lassen, wenn Goethe'sche, Hölderlin'sche und Ernst Schulze'sche Elegien, wenn Schiller'sche, Herder'sche und Platen'sche Distichen in lateinische Hexameter, wenn Klopstock'sche, Voß'sche und Hölty'sche Oden in entsprechende Horazische Odenversmaße übertragen werden, so macht es doch einen fast wunderlichen Eindruck, Goethe'sche, Schiller'sche und Uhland'sche Balladen oder gar spielende Liebeslieder von Bürger oder Rückert oder Heine, die oft nur wie hingehaucht sind, im schweren Tritt lateinischer Hexameter daherstampfen zu hören. Namentlich wunderlich nehmen sich Heine's saloppe Strophen in dieser majestätischen Gewandung aus; z. B.:

Gekommen ist der Maye,
Die Blumen und Bäume blüh'n,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken zieh'n.

Majus adest: laeto pubescunt pascua flore,
Arbor et a Zephyris jam rediviva viret.

H. M.

Notizen.

Schiller und die Jugend seiner Zeit.

Daß die Jugend zur Zeit unserer Classiker für wahrhaft poetische Eindrücke empfänglicher war als in unsern Tagen, wo die junge Welt schon vor der Zeit der nur erst beginnenden Reise infolge der ihr zugänglich gemachten ästhetischen und geselligen Genüsse und der gemischtesten Lectüre meist zerstreut, kritteInd und blasirt erscheint, dürfte wol eine ausgemachte Sache sein. Wir erinnern uns einer Schrift von dem schon vor Jahren als Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin verstorbenen Köpke (wir glauben, es war ein Schulprogramm), worin er den warmen, reinen, hingebenden Enthusiasmus schildert, womit die Jugend zur Zeit, als er jung war, jede neue Offenbarung des Genius unserer großen Dichter aufgenommen und welche schwunghafte, gehobene Stimmung überhaupt damals unter ihr geherrscht habe. Er klagt dann über das Erlöschen dieses Geistes bei der Jugend unserer Tage, die er ja vermöge seiner Stellung als Schulmann durch fortdauernden Verkehr mit ihr genau kennen mußte. In der in Nr. 11 d. Bl. angezeigten Schrift über Baumgarten-Crusius begegnen wir Mittheilungen, welche diese Wahrnehmung bestätigen und in einem Briefe enthalten sind, den Baumgarten-Crusius im November 1802 an einen schon vor ihm auf die Universität gegangenen Freund geschrieben hat. Er erinnert ihn darin an die schönen Tage, als sie einige Jahre früher auf der Fürstenschule zu Grimma die Dichtungen Schiller's und Goethe's lasen, was freilich meist heimlich geschehen mußte, da das Lesen deutscher Bücher damals auf dieser Schule so gut wie verpönt war. Diese heimliche Lectüre war, wenn man zu ihr gelangen konnte, gewissermaßen eine verbotene Frucht und schmeckte daher nur um so süßer. Schiller's „Räuber" las Baumgarten-Crusius, da ein gedrucktes Exemplar in keiner Weise zu erlangen war, in einer Abschrift, welche ein Mitschüler während eines Reiseurlaubs mit Aufopferung mancher erwünschten Erholung für sich und seine Freunde gefertigt hatte. „Noch ein Jahr lang", schreibt dann Baumgarten-Crusius, „blieb es Ton, Schiller's Gedichte, soviel wir davon erhalten konnten, abzuschreiben und zu sprechen, verstanden und nicht verstanden, ohne Unterschied der Zeit und des Orts, der Veranlassung und Verhältnisse ... wir wußten und erfuhren nicht, ob der Dichter und wo er lebe; für uns war er gestorben bis auf die Erinnerung an die mächtigen Eindrücke, die er auf uns gemacht hatte. Vor einigen Monaten bekamen wir nun Kunde von ihm, und welche Kunde. Einer unserer Mitschüler brachte den «Wallenstein» mit von der Reise in die Vaterstadt, und selbst ein Vorleser, wie sie wol selten sein mögen, mit einem Feuer, das sich leicht und glühend in eigenen Dichtungen ausströmt, mit dem einzigen Verlangen, für die Bühne oder auf der Bühne sich einst den Preis der Auszeichnung zu verdienen, versammelte er nun in allen Erholungsstunden einen erwählten Kreis von Zuhörern um sich, die an seinen Lippen hingen, wie Griechenland an den Vorträgen der Rhapsoden. Der Genuß war so schön, die Aufmerksamkeit der Hörer so dankbar und ermunternd, und aus den Vorlesungen selbst entwickelten sich so angenehme und zum Weiterforschen anregende Unterhaltungen, daß nun bald «Maria Stuart», dann die «Jungfrau von Orléans» herbeigeschafft und in gleicher Weise vorgetragen wurden. Während der ersten Begeisterung wurde alles Andere auf die Seite geschoben, und es dauerte lange, bis irgend etwas Gedichtetes und Geschriebenes galt und geduldet wurde, als was von Schiller ausgegangen war." Dieser Enthusiasmus litt an Uebertreibung, jedenfalls aber wird der „Wallenstein" für die damaligen Zöglinge der grimmaischen Fürstenschule ein reinerer und nachhaltigerer Quell der Begeisterung gewesen sein als die Liebestăndeleien des Catull, Tibull und Properz oder die „Metamorphosen" Ovid's. Jener Vorleser war übrigens kein Anderer als der jetzige Hofschauspieler Anschütz in Wien.

H. M.

Englisches Urtheil über ein zur Goethe-Literatur gehöriges Werk.

Indem das „Athenaeum" (Nr. 1404) „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" von Lehmann einer ausführlichen Besprechung unterwirft und besonders darauf hinweist, daß jene köstlichen kleinen Gedichte, „die, selbst ohne Bekanntschaft mit ihren speciellen Beziehungen, so glänzend vor unsern Augen funkeln, doppelt reizend sind, wenn wir die Veranlassung zu ihrer Entstehung wissen", äußert es sich anerkennend über die Verdienste der Männer, welchen wir Aufklärungen über die bezüglichen Privatverhältnisse Goethe's verdanken. Das „Athenaeum" sagt unter Anderm über das Werk Lehmann's, daß die Nebeneinanderstellung der verschiedenen Liebesverhältnisse des großen Dichters dem Buche in den Augen der Mehrzahl der Leser den größten Reiz verleihe, während Der, welcher mehr auf specielles Studium bedacht ist, es hauptsächlich als eine wohl commentirte Anthologie classischer Gedichte schätzen werde. Es findet, daß der Verfasser in den erklärenden Noten, welche er den Gedichten beifügt, sich als tüchtiger Sprachforscher zeigt. „Mancher fashionable Leser unter den Deutschen, der sich einbildet, Goethe's kleine Gedichte vollständig zu verstehen, dürfte in schwere Verlegenheit gerathen, wenn er aufgefodert würde, gewisse Stellen auf dem Wege der grammatischen Analyse zu erklären. Nun aber hat Lehmann nicht nur offenbar schwierige Stellen erläutert, sondern auch jene tiefer verborgenen Schwierigkeiten hervorgehoben, welche der Beobachtung des sorglosen Lesers entschlüpfen." 29.

Bibliographie.

Auer, J. E., Kaiser Julian der Abtrünnige im Kampfe mit den Kirchenvätern seiner Zeit. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Blüthen aus dem cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius: herausgegeben von J. W. J. Braun. Trier, Braun. Gr. 16. 20 Ngr.

Bockel, F., Polterabendgedichte und Stammbuchverse. Prees. 8. 6 Ngr.

Schloß Carrow. Roman vom Verfasser von Minnigrey, Dingley Manor ꝛc. Dem Englischen frei nacherzählt von G. Cleeves. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Eberty, F., Ueber Gut und Böse. Zwei Vorträge gehalten am 7. und 21. Jan. 1855. Berlin, Bahn u. Faudel. Gr. 8 7½ Ngr.

Eduard, Sechs humoristische Vorlesungen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Wengler. 16. 3¾ Ngr.

Eyel, A. v., Das Kaiser Alexander Grenadier-Regiment. Darstellung seiner Entstehung als Regiment, Entwickelung seiner Stämme, Geschichte derselben und seiner Friedens- und Kriegsthätigkeit als Regiment. Zwei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Das Evangelium der Natur. V. Das Reich der Physik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 14 Ngr.

Goehlert, J. V., Die Ergebnisse der in Oesterreich im vorigen Jahrhundert ausgeführten Volkszählungen im Vergleiche mit jenen der neuern Zeit. Wien. Lex.-8. 4 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 4te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Hammer-Purgstall, Freih., Ueber die arabischen Wörter im Spanischen. Wien. Lex.-8. 8 Ngr.

Hasert, J. J. E. R., War ich vom Satan verblendet, da ich katholisch wurde? Ein Beitrag zur Symbolik von einem ehemaligen lutherischen Geistlichen, jetzt katholischen Laien. Bunzlau. 1854. Gr. 8. 25 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Kaleidoskop. Novellen, Erzählungen und Gedichte. 1ster Band. Hannover. 8. 25 Ngr.

Heyden, F. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. 5te Auflage. Leipzig, Brandstetter. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, W., Die letzten Dinge des Menschen. Eine Reihe von Predigten und Betrachtungen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1854. Gr. 8. 25 Ngr.

Huhn, A. F., Friedensklänge aus dem Evangelio in Kriegszeit. Zwölf Predigten. Reval, Kluge. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Jamin, N., Gedanken über die Irrthümer der Zeit. Aus dem Französischen frei übersetzt von B. F. Brust. Coesfeld, Wittneven Sohn. 8. 16 Ngr.

Kapff, Erziehung und Ehe, behandelt in vier Predigten. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 4 Ngr.

Köhler, H. E., Der Weg zum Leben. Predigten. Wiesbaden, Roth. Gr. 8. 24 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 9te Auflage. Berlin, Dümmler. 16. 12 Ngr.

Lutze's, A., Gedichte. Neue Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Dichters, nach der Pariser Photographie, in Stahlstich. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 1 Thlr.

Maassen, F., Civilistische Erörterungen. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Zur Lehre von den Bedingungen. Bonn, Henry u. Cohen. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Martensen, H., Die christliche Dogmatik. Aus dem Dänischen. 3te verbesserte Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Mayer, G. K., Der Mensch nach der Glaubenslehre der allgemeinen Kirche und im spekulativen Systeme Günther's. Theologische und philosophische Studien. I. und II. Gr. 8. Bamberg, Züberlein. 1854. 8 Ngr.

Mittler, F. L., Herzog Heinrichs von Braunschweig Klagelied. Mit einem Nachworte über das Leben und die Dichtungen des Burkard Waldis. Cassel, Bertram. Br. 8. 10 Ngr.

Mönnich, Herder's Cid und die spanischen Cidromanzen. Tübingen, Fues. 1854. Gr. 4. 15 Ngr.

Mühling, E. J. J., Christliches Denkmal 25jähriger pfarramtlichen Wirksamkeit zu Handschuhsheim. Vierter homiletischer Beitrag zur weiteren Beantwortung der gegenwärtigen Zeitfragen. Heidelberg, E. Mohr. Gr. 8. 17 Ngr.

Mund, R., Gedichte. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Sartori, A., Die christlichen und mit der christlichen Kirche zusammenhängenden Secten. Lübeck, Boldemann. Folio. 2 Thlr.

Schliephake, F. W. T., Die Grundlagen des sittlichen Lebens. Ein Beitrag zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 15 Ngr.

Scholl, C., Auf dem Wege zur Wahrheit. Gedichte. Zürich, Kiesling. 12. 24 Ngr.

Schubart, J. H. C., Bruchstücke zu einer Methodologie der diplomatischen Kritik. Cassel, Bertram. Gr. 8. 20 Ngr.

Schulze, E., Sämmtliche poetische Werke. 3te Auflage. Fünf Bände. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Thlr.

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von H. Marggraff. Mit dem Bildniß E. Schulze's. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Simrock, K., Legenden. Bonn, Weber. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Ueber christliches Familienleben. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 16. 20 Ngr.

Ustrialow, N., Historische Uebersicht der Regierung Kaiser Nicolaus I. Aus dem Russischen übersetzt von A. Andrejanoff. Mitau, Reyher. Gr. 8. 20 Ngr.

Warnofrid, Das Roß des Schlosses zu Cannawurf. Historisch-romantische Erzählung. Nebst einem Anhang: Questenberg. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Coldiß. 8. 15 Ngr.

Wildenhahn, A., Evangelisches Laienbrevier. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 16. 20 Ngr.

Zöpfl, H., Grundsätze des allgemeinen und deutschen Staatsrechts, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Zeitverhältnisse. 1ster Theil. 4te durchaus umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Heidelberg und Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Geiger, J. N., Sendschreiben an Hrn. Dekan Lutz in Oberroth über die Gefahren unserer Zeit, die Wiederkunft unsers Herrn und die Ankunft des Antichrist. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Geiger, L., Terzinen bei dem Falle der Synagoge zu Frankfurt a. M. I. Frankfurt a. M., Auffarth. 1854. 8. 4 Ngr.

Köller, E., Der Sächsische Prinzenraub. 2te verbesserte und vermehrte, dem 400jährigen Andenken gewidmete Auflage. Leipzig, H. Fritzsche. 8. 5 Ngr.

Krabbe, C. F., Wem steht das Eigenthum der vormaligen Jesuiten-Güter, beziehungsweise das Recht zu, sie zu verwalten und zu den stiftungsmäßigen Zwecken zu verwenden? Münster, Theissing. Gr. 8. 10 Ngr.

Die deutsche Politik Preußens und das Berliner Central-Preßbüreau. Hildesheim, Fincke. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Gutzkow's „Lenz und Söhne".

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen.
8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Gutzkow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Es bildet zugleich die zweite Abtheilung des achten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow**. Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in **besonderer Ausgabe** zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.
Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.
Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe**:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Magdala. Dichtung von **Moritz Horn.** 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neueste Dichtung **Moritz Horn's**, der sich durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: „**Die Pilgerfahrt der Rose**" (geh. 20 Ngr., geb. 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, und „**Die Lilie vom See**" (geh. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.) beide in Miniatur-Ausgaben, bereits zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben hat.

Ein neuer Roman von Robert Prutz.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Prutz (R.), Der Musikantenthurm.
Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Robert Prutz, dem deutschen Publicum durch die vielseitigste literarische und dichterische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich bereits durch seine frühern Romane:

Das Engelchen (3 Theile, 5 Thlr.) und
Felix (2 Theile, 3 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanschriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: „**Der Musikantenthurm**", mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Verwickelungen, mit seinen an ergreifenden Contrasten reichen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niedern Stände und seiner energischen Auffassung der eigenthümlichen Conflicte, wie sie die gegenseitige Reibung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur dazu dienen, ihm die alten Freunde unter den Liebhabern gediegener Romanlectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Raumer (F. v.), Vermischte Schriften.
Drei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen dritten Bande sind die „Vermischten Schriften" Friedrich von Raumer's geschlossen. Dieselben enthalten: Reden, staatswissenschaftliche Aufsätze, Erzählungen, geschichtliche Scenen (erster Band); geschichtliche und kritische Aufsätze, darunter zwei Aufsätze über Polen, wovon der zweite im Auftrage König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen verfaßt und jetzt zum ersten male veröffentlicht (zweiter Band); Recensionen, „Theater und Musik" (Briefe, Berichte, Beurtheilungen) und die unter dem Titel „Spreu" 1848 anonym erschienenen Aphorismen (dritter Band). Nicht blos die zahlreichen Freunde und Verehrer Friedrich von Raumer's, sondern auch weitere Kreise werden aus seinen „Vermischten Schriften" mannichfache Anregung schöpfen.

In demselben Verlage erschienen folgende bekannte

Geschichtswerke von Friedrich von Raumer:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr.
Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1840—42. 12 Thlr.
Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.
Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 15. —— 12. April 1855.

Inhalt: Autobiographien und Lebenserinnerungen: 1. Christoph von Schmid; 2. Gotthilf Heinrich von Schubert; 3. Christoph Heinrich Pfaff; 4. Sebastian Brunner; 5. F. Tietz; 6. Phineas Barnum. Von **Hermann Marggraff**. — Reiseerinnerungen aus Spanien und Italien. — Zur musikalischen Literatur. — Erinnerungen eines Militärarztes. — Berliner literarische Zustände. Von **Eduard Schmidt**. — Schriften über die Liebe. — **Notizen**. — **In Angelegenheiten der „Blätter für literarische Unterhaltung“**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Autobiographien und Lebenserinnerungen.

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Christoph von Schmid. Zwei Bändchen. Augsburg, Wolff. 1853. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
2. Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich von Schubert. Erster und zweiter Band erste Abtheilung. Erlangen, Palm und Enke. 1854—55. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.
3. Lebenserinnerungen von Christoph Heinrich Pfaff. Mit Gregorii Guilielmi Nitzschii memoria Christophori Henrici Pfaffii und mit Auszügen aus Briefen von C. F. Kielmeyer, Friederike Brun, geb. Münter, dem Grafen F. Reventlow und Chr. H. Pfaff. Kiel, Schwers. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Von Sebastian Brunner. Zwei Bände. Wien, Greß. 1855. 8. 2 Thlr.
5. Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anderswoher. Zusammengesucht von F. Tietz. Berlin, Lassar. 1854. 8. 1 Thlr.
6. Barnum der Kaufmann, Journalist und Raritätenmann. Oder so macht man Geschäfte und so wird man reich. Eine Selbstbiographie. Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig, O. Wigand. 1855. 8. 20 Ngr.

Homer hat bekanntlich keine Memoiren hinterlassen. Und das ist Schade, denn da es zu seiner Zeit keine Geburts-, Trau-, Verhaltungs-, Gestellungsscheine und andere Scheine gab, ohne die heutzutage kein ehrlicher und selbst kein unehrlicher Mensch ehrlich durchs Leben kommen kann, so wußten schon die alten Griechen von seinem Leben so gut wie gar nichts, nicht ob er verheirathet und mit wem er verheirathet war, ob er Schulden gemacht hat, ob er Kinder hinterließ, ob er ein gutes Glas Wein liebte, wer seine Vettern und Muhmen waren und mit wem er Umgang pflog. Auch Aeschylus, Sophokles und Pindar, Ossian und Shakspeare haben der Nachwelt nicht erzählt, ob sie in ihrer Jugend ungerathene Buben waren und die Schule schwänzten, wie schnell oder langsam sie buchstabiren lernten, wie oft sie sich verliebten oder wie ihre ersten poetischen Versuche vom Publicum aufgenommen wurden. Daher haben sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn man von ihrem Leben nicht so viel weiß als von dem Leben Vidocq's, Barnum's oder Herrn Sebastian Brunner's, des Verfassers der berühmten Werke: „Das deutsche Reichsvieh“, „Die Prinzenschule zu Möpselglück“, „Geschichte von Wiener Neustadt“, „Die katholischen Festtage“, und anderer schönen Schriften, die in Wien und Regensburg erschienen sind und ohne Zweifel Denjenigen, welche sie nicht gelesen haben, mehr Unterhaltung oder Belehrung gewähren als Denjenigen, welche sie gelesen haben.

In unserer Zeit ist aber die Memoirenmanie oder, wie ein pariser Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“ auf Anlaß der George Sand'schen Memoiren sich ausdrückte, „die Wuth der Selbstbeschauung und Selbstbesprechung“ so gemein und epidemisch geworden, daß sie grassirt wie der Schnupfen bei naßkaltem Wetter. Diese Epidemie beruht ohne Zweifel bei den Meisten in einer krankhaften Reizung der Schleimhäute der Eitelkeit und Selbstvergötterung, viel seltener in der löblichen Absicht, den Mitmenschen dadurch nützlich zu werden und ihnen an dem eigenen Beispiel zu zeigen, wie man es anzufangen hat, um etwas zu werden und etwas zu leisten, oder was man zu vermeiden hat, um seine Lebensaufgabe nicht zu verfehlen. So sehr auch gerade jetzt — und dies wird im Laufe der Zeit immer mehr der Fall sein — der einzelne Mensch gegen die Summe der Menschheit verschwindet wie der Tropfen im Ocean, so nimmt sich doch jeder Tropfen ungemein wichtig, als ob gerade er es sei, der den Ocean erst vollmache und ohne den es einen Ocean nicht gebe. Und vorzugsweise ist dies in Deutschland der Fall, wo die ganze Erziehungs- und Lebensweise, die gesellschaftlichen Verhältnisse den Einzelnen so leicht dazu verführen, in sich hinein zu grübeln und zu brüten, sich selbst von unten

nach oben, von hinten nach vorn zu beschauen und sich darauf etwas zugute zu thun, daß er es unter seiner Vetterschaft so herrlich weit gebracht. Ausländer haben die Beobachtung gemacht und ausgesprochen, daß der Deutsche, mag er anfangs auch noch so bescheiden aussehen, doch ungemein gern von sich und seinen Leistungen, seinem Berufe, seinen Verdiensten oder seinen Familienangelegenheiten spricht, seine selbsteigene Meinung paradiren läßt und jede Wendung des Gesprächs mit Eifer ergreift, die es ihm gestattet, das Gespräch auf seine eigene Person zu lenken. Bei andern Völkern gilt dies als ein Verstoß gegen die gute Sitte. Man sitze aber in Deutschland nur zwei oder drei Stunden mit einem Schuster oder Schneider zusammen und man kann zehn gegen eins wetten, daß der Schneider sehr bald von seinen erhabenen Leistungen mit Nadel und Schere und der Schuster von Pech und Kalbleder sprechen wird, sogar noch lieber als von den Operationen der Alliirten und Russen und über die politische Weltlage überhaupt, obschon er sich auch über diese eine sehr entschiedene und unumstößliche Meinung gebildet hat. Er hat sie zwar anders woher, aber das thut nichts. Das Kalbleder, das er verarbeitet, hat er ja auch nicht gemacht, und doch ist es sein Stolz. Mutatis mutandis begegnet man solchen Erscheinungen auch unter den andern Ständen in Deutschland und nicht blos unter Schustern und Schneidern. Die Wichtigthuerei, das Renommistische und Großsprecherische gehört zu den Erbübeln des Deutschen. In einer Charakteristik der Deutschen aus der Feder eines Engländers fand ich jüngst angeführt, daß der Deutsche „boastful" (prahlhansig) sei. Er kann allerdings auch bescheiden, ja ein wahres Ideal von Bescheidenheit sein, aber man bringe ihn nur unter die richtigen Leute, denen er sich gewachsen oder überlegen zu sein glaubt, und man wird Wunderdinge an ihm erleben.

Unter den männlichsten Völkern Europas — wir nennen beispielsweise die Engländer und Spanier — sind Autobiographien sehr selten, um so häufiger unter den Franzosen (namentlich seit Rousseau's „Confessions"), den Deutschen und Dänen, welche Letztere es bekanntlich in Betreff der Eitelkeit mit allen Völkern der Erde aufnehmen. Wir verkennen auch das bedeutende Interesse und den großen Nutzen nicht, den Autobiographien haben können; wir verwerfen überhaupt keine Gattung; jede Gattung ist uns vielmehr willkommen, wenn in ihr etwas Löbliches, Gesundes und Tüchtiges geleistet wird. Wenn Goethe seine Memoiren schrieb, so wünschen wir uns dazu Glück, denn Niemand hätte sie so schreiben können. Dann gibt es auch wunderliche und lehrreiche Lebensläufe, im Zickzack von unten auf, durch Dick und Dünn, über alle nur immer denkbaren Hindernisse hinweg. Auch diese möge uns Derjenige, der sie durchgemacht hat, selbst beschreiben; denn diese Lebensläufe sind oft interessanter, immer aber lehrreicher als jeder Roman, vorausgesetzt, daß der Autobiograph wahrheitsliebend und ehrlich genug ist, nichts zu beschönigen und an sich und den Verhältnissen, in denen er lebte, nichts zu idealisiren. Mehre Autobiographien des vorigen Jahrhunderts, wo man freilich aufrichtiger gegen sich und Andere zu sein pflegte als heutzutage, können hierin als Muster gelten, z. B. die des Dichters Schubart, des Professors Moritz (Anton Reiser), des Schauspielers und Schauspieldichters Brandes u. A. Grabbe gehört zu Denjenigen, welche ihr Leben nicht beschrieben haben und welche es doch hätten beschreiben sollen, um Andern zur Warnung die abschüssigen, in dunkle Tiefen führenden Wege bloßzulegen, auf denen auch ein reichbegabtes Talent untergehen kann oder, hat es sie einmal betreten, untergehen muß. Freilich hätte er zu diesem Zwecke mehr Momente jener Ruhe, Selbstverleugnung und Gemüthssammlung haben müssen, die dazu nöthig sind, um sich selbst mit der pathologischen Strenge eines Selbstarztes zu beobachten und zu behandeln, die aber ihm, dem bis zur tiefsten Wurzel seiner Seele Verstörten und Zerrissenen, gänzlich fehlten. Auch verlangen wir nicht, ja wir halten es nicht einmal für ganz taktvoll, daß Männer, welchen es daran liegt, ihr Leben selbst zu beschreiben, damit noch bei Lebzeiten vor das Publicum treten; es erscheint viel schicklicher, wenn sie die Materialien gesammelt und geordnet ihrem literarischen Testamentsvollstrecker hinterlassen und es diesem anheimstellen, sie nach ihrem Tode zu veröffentlichen, falls der Testamentsvollstrecker der Meinung sein sollte, daß das Publicum daran Interesse nehmen werde und der Welt damit ein Dienst geschehe. Auch wenn Männer von reicher Erfahrung und eigenthümlicher Lebensstellung und Lebensanschauung wie die Verfasser von Nr. 1 und 2 im hohen Alter, also in einem Augenblick, wo sie mit ihrem Leben abschließen zu können glauben, ihre Geständnisse veröffentlichen, werden wir dies nicht geradezu misbilligen, ja unter Umständen willkommenheißen; wenn aber ein vergleichsweise noch junger Mann, wie der Verfasser der Schrift Nr. 4, der wenig zu erzählen hat, was nicht auch tausend Andere aus ihrem Leben erzählen könnten, mit seinen Memoiren sich dem Publicum aufdrängt, so erscheint uns dies als das Symptom einer maßlosen Selbstschätzung und Selbstüberhebung, die allem literarischen Anstand zuwiderläuft und die schärfste Rüge verdient.

Der Verfasser von Nr. 1, der als liebenswürdiger Jugendschriftsteller bekannte Domherr Christoph von Schmid, schrieb seine Lebenserinnerungen noch in seinen letzten Lebensjahren und zwar auf Veranlassung des Cardinals von Diepenbrock. Sie bilden den Abschluß, das letztwillige literarische Vermächtniß Schmid's, denn bald nach ihrer Abfassung erlag er einem Choleraanfall. Das erste Bändchen beschäftigt sich mit seiner Jugendzeit, das zweite ist einzig dem Andenken seines verehrten Lehrers Sailer gewidmet. Nur dem ersten Bändchen wollen wir hier einige Worte widmen. Es führt uns in das Leben einer Familie des vorigen Jahrhunderts, wo, wenigstens in entlegenern Städten, noch alte Sitte

und Zucht und christlicher Glaube dem Familienleben eine feste Form und Haltung gaben, die ihm jetzt fast überall entwichen sind. Die innere Unruhe und um so zu sagen psychische Angst der Neuern waren den Menschen der damaligen Zeit noch unbekannt; sie führten ein beschränktes, aber in sich sicheres, auf Gottvertrauen begründetes und auf gesundem Menschenverstand ruhendes, wohlgeordnetes Dasein. Und doch sind gerade aus diesen enggezogenen Verhältnissen unsere größten Geister, denen unsere Wissenschaft, Poesie und Philosophie ihr Bestes verdanken, hervorgegangen. Auf den kleinen Christoph Schmid scheint gerade der Vater und nicht, wie dies sonst häufig der Fall ist, die Mutter den größten Einfluß gehabt zu haben. Dieser Vater, Friedrich Schmid, Beamter in Dinkelsbühl, scheint auch in der That ein in seiner Art vortrefflicher Mann gewesen zu sein, und mit wahrhafter Bewunderung stehen wir namentlich an seinem Sterbebette. Als er sein Ende nahen fühlte, brachte er mit größter Seelenstärke und Gewissenhaftigkeit seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung, erklärte dann, es sei dieser Welt nun genug geschehen, und verbrachte seine letzten Tage bis zur endlichen Auflösung unter ernsten und religiösen Betrachtungen. Diesem trefflichen Manne verdankte unser Schmid jene Grundsätze christlicher Humanität und gemüthvoller Verständigkeit, die dieser später unter Sailer's Leitung weiter ausbildete, durch sein ganzes Leben bekundete und in seinen Jugendschriften ausprägte. Es wurde dem jungen Schmid von seinem Vater stets aufs nachdrücklichste eingeschärft, nichts zu verspotten und zu verlachen, vielmehr zu achten, was einem Menschen heilig und ehrwürdig sei, welcher Confession er auch angehöre. Schmid hat sich diese Lehre zunutze gemacht und immer zu den liberal und human denkenden Katholiken älterer Richtung gehört, gegen welche die jüngere fanatische, zu hierarchischen Propagandazwecken agitirende, der man aber das künstliche Echauffement sehr deutlich ansieht, einen höchst unerfreulichen Contrast bildet. Diese ganze Kindheitsgeschichte liest sich selbst wie eine lehrreiche, eng umrahmte, speciell für die Jugend geschriebene, in sich abgerundete und abgeschlossene Erzählung und ist reich an den liebenswürdigsten und gemüthvollsten Zügen, in die sich auch viele erheiternde hineinverflechten. Es gab zu der Zeit noch viele originelle, humoristische, harmlos witzige Käuze, welche den alten deutschen Schalk, aber im bessern Sinne, im Nacken hatten. Ein solcher Schalk war ein Bruder von Christoph's Mutter, welcher Blechwaaren aller Art verfertigte und seine Stärke namentlich in getriebenen Arbeiten aus Kupfer oder Messing hatte. Schmid erzählt:

Einst kam eine Nachbarin in die Werkstätte und sagte: „Ich habe da eine Ampel, welche rinnt. Ich bitte sie zu verlöthen." Der Meister untersuchte die Ampel und fand, daß sie nirgends eine Oeffnung hatte, durch die das Oel ausrinnen könne. Er bemerkte aber, daß das Röhrchen, das für den Docht bestimmt ist, auf dem Rande der Ampel aufliege, und bog, ohne daß die Bäuerin es bemerkte, das Röhrchen in die Hände. In seiner heitern Laune sagte er: „Die Ampel braucht nichts, als daß man sie ein paar mal überspringe." Er stellte die Lampe auf den Boden und sprang darüber hinüber und wieder herüber. „So", sagte er, „jetzt rinnt sie nicht mehr." Die Bäuerin wollte dieses nicht glauben. Er aber sprach: „Wenn sie noch rinnt, so bringt sie mir wieder und ich gebe Euch eine ganz neue dafür." Das Weib fragte etwas ungläubig: „Was habe ich für die Mühe zu bezahlen?" Er sagte: „Das kostet nichts", und sie ging. Nach einiger Zeit kam sie wieder mit der Ampel und sagte: „Einige Wochen hat das Hin- und Herspringen schon gut gethan; aber jetzt rinnt sie wieder. Mein Mann und ich und meine Kinder und Knechte und Mägde sind auch darüber hin- und hergesprungen; aber es half Alles nichts." Nun erklärte ihr der Vetter: das Röhrchen mit dem Dochte dürfe auf dem Ampelrande nicht aufliegen, sonst rinne das Oel am Rande herab. „So gibt es", sagte er, „noch viele kleine Vortheile, die man, wenn man aufmerksam ist, leicht entdecken und manchen Nachtheil in der Haushaltung verhüten kann."

Da haben wir einen köstlichen Hans Sachs'schen Schwank nebst der dazu gehörigen hausbackenen Moral. Aehnliche Stückchen finden sich noch viele im Buche, und da Schmid gewohnt war, auf solche Züge von Klein auf zu merken, lernte er, wie man für die Jugend und das Volk und überhaupt im Dienste des gesunden praktischen Menschenverstandes schreiben müsse. Schon früh richtete sich sein Sinn auf diese Gattung der Schriftstellerei. Er erzählt, wie er in einer ansehnlichen Familie, deren Kinder er unterrichtete, Campe's „Robinson" und mehre Stücke aus Weiße's „Kinderfreund" vorlas, woran die Mutter (welche Mutter dieses Standes thäte dies noch jetzt!) und Kinder gleichen Antheil nahmen, und fügt dann hinzu: „Ich bedauerte, daß wir Katholiken damals an zweckmäßigen Schriften für die Jugend noch Mangel hatten." Schmid hat diese Lücke ausgefüllt. Seine bescheidenen, einfachen, schlichten Bücher werden nicht in den Bücherschränken der Gelehrten und auf den Toilettentischen vornehmer Damen prunken, nicht in den Literaturgeschichten eine hervorragende Stellung angewiesen erhalten, aber sie werden fortfahren, im Stillen segensreicher zu wirken als so manche vielgepriesene Werke, in denen eine Unsumme von Geist oder unendlich viel Gelehrsamkeit, aber sehr wenig praktischer Menschenverstand und gesunder, nutzbar zu machender Lebensstoff enthalten ist.

Die Richtung des Verfassers der Schrift Nr. 2 ist bekannt und spiegelt sich auch in dem Buche getreulich wieder. Es ist Schubert's Lehrer und Vorbild Schelling gewidmet, welcher der einzige unter den akademischen Lehrern Schubert's war, der zur Zeit der Abfassung des Buchs noch lebte, seitdem aber auch heimgegangen ist. Schubert beabsichtigt die „Hauptstationen seines Lebens in ebenso vielen Bänden" dieses Buchs zu beschreiben, davon der erste die Geschichte seiner Jugend umfaßt, während die übrigen über die spätere Lebenszeit berichten sollen. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes schließt mit Schubert's Berufung nach Nürnberg als Director am dortigen Realinstitute, welche er der Fürsprache Schelling's verdankte.

In sittlicher Hinsicht und in Bezug auf didaktische Tendenz ist diese Autobiographie der Schmid'schen verwandt, aber in Bezug auf Form, innerliches Leben und Verarbeitungsweise des Materials von ihr sehr abweichend. Schmid reiht in populär-naivem Tone ganz objectiv Thatsache an Thatsache, Anekdote an Anekdote, etwa wie man ein Buch für gute, verständige Kinder schreibt; Schubert verarbeitet sein Leben philosophisch und innerlich und deutet, was ihm geschah, sogar allegorisch und symbolisch, sodaß selbst mystische Tiefblicke durchschlagen. Schmid ist gedrängt und ökonomisch, gibt nur das Nöthigste und Schlagendste, vermeidet alle und jede Spur prunkender Gelehrsamkeit und rundet sein Leben zu einem Bilde im kleinen Rahmen, das auf uns als ein Ganzes, Fertiges wirkt; Schubert verliert sich bisweilen in ziemlich weitläufige, wenn auch in geistreicher und eigenthümlicher Weise anregende und mit Kenntnissen aller Art reich beladene Excursionen, auf Nebenpfade, die vom geraden Wege abliegen, und zu Nebengruppen, und so leidet seine Biographie an dem gewöhnlichen Fehler der Autobiographien, an Breite und Weitschweifigkeit. Wer aber sein Leben beschreibt, sollte bedenken, daß dem Leser nicht Alles interessant, was für Den, der es erlebte, sein hohes Interesse haben konnte. Trotzdem kann man das anregende, inhaltsreiche und psychologisch bedeutsame Werk strebenden Jünglingen und wohlgesitteten Familienkreisen zur Lectüre mit gutem Gewissen empfehlen. Auch sind diese Selbstbekenntnisse mit jener Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit geschrieben, die wir von Autobiographien verlangen, wenn sie Gutes wirken wollen oder sollen.

Wir wollen, da uns für unsern Bericht noch soviel Stoff vorliegt, hier nicht von dem Lebensgange des Verfassers sprechen, sondern uns nur auf Mittheilungen über einige bedeutende Männer beschränken, mit denen Schubert in Berührung kam. Die hervorragendsten unter ihnen und zugleich diejenigen, denen Schubert seine innigste Verehrung bewahrt, sind Herder, Schelling und Werner der Mineralog. Schubert war Schüler am Gymnasium zu Weimar, dem Herder als Ephorus vorstand; er wurde Herder's Tischgenoß und hatte so Gelegenheit, diesen seltenen, jetzt häufig absichtlich verkannten Genius aus unmittelbarster Nähe auf seinen pietätsvollen jugendlichen Geist wirken zu lassen. Wir geben hier nur einen Theil seiner Schilderung:

> Man sagt von einzelnen Fürsten und Gewaltigen: dieser war, dieser ist zum Herrschen geboren, denn selbst im Aeußern hat ihnen die Natur das Gepräge einer Hoheit, einer Würde gegeben, das schon den jungen Cyrus unter den Hirtenknaben, die von dem Adel seiner Geburt so wenig Kunde hatten als er selbst, zum gebietenden Herrscher erhob. Ein solcher Adel des Geistes war in Herder's ganzem Wesen in einem so augenfälligen Maße ausgeprägt, wie ich es bei keinem andern Menschen gesehen. Es war nicht die gewaltthätige Naturkraft eines Herrschers, wie sie an Goethe sich aussprach, sondern es war die stille Größe und Würde eines Fürsten, der, was er ist, von Gottes Gnaden geworden. In seiner Stellung, seiner Stimme, seinen Mienen, wenn er auf der Kanzel oder als Ephorus zu uns in der Schule sprach, war eine Macht, welche Schweigen und Ehrfurcht gebot; sie war verwandt mit jener Macht, welche in dem Wesen eines andächtig betenden Menschen liegt, denn Herder's vorherrschende Stimmung und Stellung des Geistes und Gemüths war, so scheint es mir, die der Ehrfurcht vor einem Etwas, das seinem Geiste nahe, aber höher als dieser war.

Diese Worte, kurz zusammengefaßt, besagen, daß Herder eine priesterliche Natur war, und gerade solche priesterliche Naturen sind es, welche in unserer sehr weltlich gewordenen Zeit auf Würdigung kaum noch rechnen dürfen. Im Herder'schen Hause lernte der junge Schubert auch Jean Paul kennen, der um 18 Jahre jünger als Herder, wie Schubert wieder 18 Jahre jünger als Jean Paul war. Jean Paul, von der ehrfurchtsvollsten Liebe zu Herder durchdrungen, zeigte sich zunächst nur als dankbarer Hörer, verstand es aber, „durch bescheidene Fragen und durch Worte der warmen Theilnahme die Thüre zu der geistigen Schatzkammer seines reichen Wirths aufzuthun und diesen zu bewegen, daß er daraus hervorlangte, Altes und Neues". Diese Kunst zuzuhören ist jetzt leider ziemlich verloren gegangen; unsere jungen Leute sind so entsetzlich klug geworden, daß sie mit ihrer durch Debauchen vor der Zeit alt gewordenen blassen Weisheit aufs ungeschickteste und arroganteste überall dreinfahren und die alte spartanische Vorschrift, daß die Jugend unter allen Umständen vor dem Alter Ehrfurcht zu bezeigen habe, dahin abändern, daß im Gegentheil das Alter vor der Jugend den Hut ziehen und auf ihre Worte wie auf Orakelsprüche hören müsse.

Auch die Mittheilungen Schubert's über seine Universitätszeit in Leipzig und Jena bieten vieles Interessante. Dort lebte er in engerm Freundschaftsbunde mit dem wackern patriotischen F. G. Wetzel, dessen schönes Talent unter dem Druck seiner Lebensverhältnisse nicht zur vollen Entfaltung gedeihen sollte. Auch die Charakteristik des originellen Prälaten Burscher wird man mit Vergnügen lesen, ebenso die Mittheilungen über mancherlei renommistische Erscheinungen auf der jenaer Universität. Der letztern gedenkt er übrigens mit großem Lobe. Im Gegensatze zur leipziger Universität fand er hier etwas Naturwüchsiges, Ursprüngliches und Unverdorbenes. Der herrschende Ton sei ein ehrenwerth wissenschaftlicher, das Studentenleben, im Vergleich mit andern Universitäten, im Ganzen ein sittlich-keusches, nüchternes und mäßiges gewesen, und von Kleiderstaat und Zierlichkeit, wie etwa in Leipzig, habe man nicht viel wahrgenommen, eher von allerhand phantastischem Aufputze. Seine Haupterinnerung gilt seinem Lehrer und Meister Schelling, der seinen Jahren nach ein Jüngling unter den seinen Worten lauschenden Jünglingen war, der aber durch eine in seinem ganzen Wesen liegende Würde, durch den mächtigen Inhalt seiner „wie mit mathematischer Schärfe im Lapidarstil abgemessenen" Rede den Jünglingen imponirte. Schubert gesteht, es sei ihm öfters so zumuthe geworden, als ob er „Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte".

Im zweiten Bande sind namentlich interessant: aus

Schubert's eigenem Leben die Schilderungen seiner bedrängten häuslichen Lage in Altenburg, wo er Armenarzt war und seine Baarschaft bisweilen so zusammenschmolz, daß er nicht wußte, wovon er andern Tags das für seinen Haushalt nöthige Quantum Holz und Brot bezahlen sollte; aus seiner freiberger Periode die oft sehr dankenswerthen Mittheilungen über den berühmten Mineralogen Werner, A. W. von Herder, Lampadius, M. von Engelhardt und Karl von Raumer; aus seiner gesellschaftlich recht bewegten dresdener Periode die über den originellen Landschaftsmaler Friedrich, von dessen glühendem Patriotismus und Franzosenhaß hier manche interessante Züge mitgetheilt werden, über Karl Dippold, Heinrich von Kleist, die Gebrüder Schlegel, Gerhard von Kügelgen, der seinem Zwillingsbruder, ebenfalls Maler, so täuschend ähnlich sah, daß er in Petersburg, wenn er gerade in voller Arbeit vor der Staffelei saß, diesen in Uniform zu Hofe sendete, wo derselbe die Rolle seines Bruders vor dem Kaiser zur vollkommenen Befriedigung spielte.

Schubert gehört zu den jetzt immer seltener werdenden Männern älterer Zeit, die unablässig an ihrer moralischen Vervollkommnung arbeiteten und in dieser Hinsicht nicht streng genug gegen sich sein konnten. Neigungen zum Schlimmern waren auch in ihm, wie in jedem Menschen, vorhanden, aber er strebte danach, sie zu erkennen, und hatte er sie erkannt, so ging er auch mit heiligem Eifer daran, ihrer Herr zu werden. Alle frühern Bedrängnisse des Lebens konnten ihn gegen die Menschheit nicht verbittern, sondern wurden von ihm nur als Prüfungen betrachtet, die zu seiner Selbstreinigung dienen sollten. Christliche Pietät und Milde bezeichnen sein ganzes Wesen wie sein Buch, welches ein reiner Ausfluß dieses Wesens ist. Man kann vielleicht sagen, daß er wie Christoph von Schmid in dieser Richtung zu weit gehe, daß er zu ängstlich vermeide, die Schlechtigkeiten und Unvollkommenheiten der menschlichen Verhältnisse aufzudecken und zu bekämpfen; dies kann jedoch unserer persönlichen Achtung vor ihm keinen Eintrag thun, sie vielmehr nur erhöhen. Zudem darf man nicht außer Acht lassen, daß Schubert sowol als Schmid in einer Zeit jung waren, wo die Menschen einander mehr Glauben und Vertrauen schenkten und dazu auch mehr Grund hatten, als dies jetzt unter zerrissenern Verhältnissen und entwickeltern Impulsen des Egoismus der Fall ist und sein kann.

Einen schon ganz andern Eindruck macht Christoph Heinrich Pfaff's Selbstbiographie, die er in der ihm durch Erblindung auferlegten Muße dictirte und kurz vor seinem Ende vollendete, deren Veröffentlichung er aber nicht mehr erleben sollte. Die Herausgabe besorgte nach Pfaff's am 23. April 1852 erfolgten Tode H. Ratjen in Kiel.

Wenn die Entstehung irgend einer Autobiographie durch besondere Umstände motivirt war, so gewiß die Entstehung dieser von Pfaff in die Feder dictirten. Im hohen Alter und erblindet suchte der gesellig wie wissenschaftlich ungemein rührige Mann seinem immer noch thätigen Geiste dadurch Beschäftigung zu geben. Sein lebhaftes Gedächtniß kam ihm dabei zustatten, sodaß die Personen, mit denen er auf seinem langen Lebenswege zusammentraf und die er in seinen Memoiren schildert, wie recht lebendig ausgeführte Porträts uns aus dem Rahmen seines Buchs entgegentreten. Und diese Porträts bilden eine sehr ansehnliche Reihe, da Pfaff auf seinen Reisen in Deutschland, der Schweiz, Italien, Dänemark, Frankreich, den Niederlanden und England als Mann von allgemeiner und vieler jovial-geselligen, mit politischen Elementen durchwirkten Bildung wie als einer der Hauptrepräsentanten seiner speciellen Wissenschaft, der Natur- und Arzneiwissenschaft und besonders der Chemie, Gelegenheit hatte, die zahlreichsten Bekanntschaften zu machen, zumal er sie nicht einfach an sich kommen ließ, sondern sie mit großer Betriebsamkeit aufsuchte und überall das Handwerk zu begrüßen liebte. Daher sind auch Pfaff's Memoiren nach dieser Seite hin für den Höhergebildeten interessanter und stoffhaltiger als diejenigen Schmid's und selbst Schubert's, aber sie sind dafür auch professorenmäßiger und zugleich weltmännischer, sie sind nicht so naiv und einfach treuherzig wie die des Erstern und nicht so in die Tiefe dringend, psychologisch motivirend und auf allgemein menschlichen Gefühlen ruhend wie diejenigen Schubert's. Von einem gewissen Anfluge von Eitelkeit ist diese Autobiographie wol nicht frei zu sprechen; der Verfasser wiegt sich, namentlich im letzen Drittel des Buchs, mit sichtlichem Behagen in dem Genuß der mancherlei Anerkennungen, die ihm in seinen höhern Jahren für seine akademische Wirksamkeit zutheil wurden; doch wollen wir dies, sowie die auch hier nicht selten hervortretende und ermüdende, Autobiographien meist anhaftende Breite und Umständlichkeit dem hohen Alter zuguterechnen, in dem er sie verfaßte.

Auf die wirklich große hier aufgehäufte Fülle von Material, wie namentlich auf Pfaff's eigenen Entwickelungsgang, der gerade nicht viele Momente von frappant psychologischer Bedeutung bietet, können wir hier nicht ausführlicher eingehen. Die langen Mittheilungen über seine Familie von väterlicher wie mütterlicher Seite hätte Pfaff dem Publicum jedenfalls erlassen oder auf wenige Punkte beschränken sollen. Interessant war es uns wahrzunehmen, wie sich die verschiedenen Phasen, welche die sittliche und geistige Bildung des deutschen Volks während der Zeit, in der Pfaff lebte, durchgemacht hat, an den Wandelungen seiner Empfindungs- und Anschauungsweise deutlich wahrnehmen lassen, wie der noch den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eigene, vielleicht überschwängliche, aber schöne und reine Enthusiasmus sich verliert, um der verstandeskühlen Ausdrucksweise der neuern Zeit Platz zu machen. Im Jahre 1794 schrieb er an Kielmeyer in Göttingen aus Kiel:

Entfliehen Sie den steifen, ceremoniösen Cirkeln von Göttingen, um ganz die Wonne des Umgangs, in dem sich die

Seelen liebreich miteinander vermischen und die Unterredung sich nur über Gegenstände von höherm Interesse, über das Glück der Menschheit, Aufklärung und Freiheit ausbreitet, genießen zu können u. s. w.

Diese Sprache war damals allgemein; jetzt kommt sie ohne Zweifel nur noch selten vor, aber auch schwerlich die Empfindung, deren Ausdruck sie war. Auf uneigennützige Sympathien gegründete Freundschaften gab es damals ohne Zweifel in größerer Zahl als jetzt; man hätte sonst auch so Großes nicht leisten, noch hätte jener Literaturperiode ein so gemeinsamer Grundcharakter aufgedrückt sein können.

Aus Pfaff's Jugendzeit sind namentlich die Mittheilungen über die Karlsschule, über die revolutionären Kundgebungen und Sympathien, denen sich infolge der Französischen Revolution die Karlsschüler trotz oder wegen der über sie verhängten scharfen Disciplin hingaben, über des wegen dieser Sympathien bedrohten Landschaftsmalers Koch heimliche Flucht und über Pfaff's Umgang mit Cuvier von besonderm Interesse. Cuvier war damals ganz deutsch gebildet; als Pfaff ihn später, im Jahre 1829, in Paris besuchte, fand er ihn ganz zum Franzosen und Baron geworden und alles deutschen Gemüths bar und ledig. Auch an andern Franzosen seiner Bekanntschaft, die emigrirt waren, z. B. an dem ältern Portalis, hatte Pfaff Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, wie leicht der Franzose sich durch äußere Ehren, Vortheile und Decorationen bewegen läßt, aus dem Anhänger des einen Systems zu dem willigen Diener und Handlanger des ganz entgegengesetzten zu werden. Ueberhaupt möchten wir auf die Mittheilungen aus dem Auslande, aus Kopenhagen, das Pfaff 1795 und 1798 besuchte, aus Paris, wo er zwei mal, 1801 und dann wieder 1829 war, und aus London besonders aufmerksam machen. In allen diesen Hauptstädten verkehrte er mit den bedeutendsten Notabilitäten namentlich seiner speciellen Wissenschaft. Hier aus Paris nur folgende charakteristische Anekdote. Portalis, der Vater, bekam den Auftrag, das Concordat für Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes durch seine Beredtsamkeit vor dem Gesetzgebenden Körper zu vertreten. Seine Rede wurde in vielen Exemplaren gedruckt und im Lande unentgeltlich vertheilt. Eines Tags fand Portalis den Portier in der Lectüre dieser Rede begriffen und vertraulich fragte er ihn: „Qu'en dis-tu?" „Ah, monsieur!" antwortete der Portier, „ce n'est ni pour vous, ni pour moi, c'est bon pour le peuple."

Unter Pfaff's Mittheilungen über deutsche Gelehrte und Notabilitäten sind namentlich die über Baggesen, der ja mehr in deutscher als dänischer Bildung wurzelte, über Schelling und Jacobi interessant. Von Jacobi sagt er:

Die Persönlichkeit Jacobi's mußte den angenehmsten Eindruck auf Jeden machen; er stellte den Philosophen und feinen Weltmann in harmonischer Verbindung dar, ohne Pedanterie wie ohne Arroganz, in Allem, in seinem Auftreten, seinen Bewegungen, seinen Gesprächen das richtige Maß, wie durch den Eros geleitet, haltend, mir wie ein moderner Plato erscheinend, von der edelsten Physiognomie im schönsten Ebenmaß aller Theile u. s. w.

Mit Schelling, den er zuerst in Leipzig kennen lernte, dauerte sein freundschaftliches Verhältniß nicht lange; es trat ein tiefer Riß zwischen ihnen in Pfaff's Herzen ein durch Schelling's feindseligen Angriff gegen Jacobi, den Pfaff, wie er selbst sagte, „so unendlich verehrte" und für welchen Schelling früher eine gleiche Verehrung aussprach. Ueberhaupt trugen die Dichter, Kritiker und Philosophen, welche mehr oder weniger der romantischen Richtung angehörten, einen feindseligen, capriciösen und zänkischen Geist in die Literatur hinüber, der auf diese einen zersetzenden Einfluß ausübte und sie durch Mäkeln und eigenliebiges Besserwissenwollen ihres bis dahin großen Charakters beraubte. Pfaff lernte auch noch Schiller, der übrigens sein Lieblingsdichter bis zum Ende seiner Tage blieb, persönlich kennen, fand sich aber durch die Art seines Auftretens überrascht, indem sich in seinem ganzen Benehmen eine gewisse Verlegenheit kundgab und Schiller bei Pfaff's Besuche beständig die Augen senkte.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß aus dieser Autobiographie eine gewisse, wir möchten sagen etwas professorlich gefärbte Eitelkeit hervorschimmere, obschon Pfaff sich dagegen vorsorglich verwahrt, indem er selbst in den Einleitungsworten bemerkt:

Wenn Autobiographien nur zu leicht der Verlockung der Eitelkeit anheimfallen, ihren Werth, ihre Bedeutung und Anerkennung in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen — ein Vorwurf, an den man bei der Durchlesung der dahingehörigen Erinnerungen Steffens' und Oehlenschläger's nur zu sehr gemahnt wird —, so soll mich das Bewußtsein dieser Gefahr bei Niederschreibung der folgenden Blätter hoffentlich nie verlassen.

Indeß scheint ihn dieses Bewußtsein doch ein wenig verlassen zu haben, als er das Capitel über sein funfzigjähriges Doctorjubiläum, worin auch ein an ihn, „den Imponderabeln", gerichtetes Festgedicht mitgetheilt ist, und die langen Capitel über seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer und Schriftsteller und die ihm gewordenen literarischen Auszeichnungen verfaßte. Dergleichen mitzutheilen sollte man billigerweise einem Andern überlassen.

Noch einen auffallenden Schnitzer wollen wir hier citiren. Pfaff kam auf einer längern Reise im Jahre 1838 auch durch München und erzählt hier unter Anderm:

Einen zauberischen Eindruck machte auf uns die mit der Residenz in Verbindung stehende Heilige-Geist-Kapelle im byzantinischen Stile mit ihren unnachahmlichen Frescogemälden auf mattem Goldgrunde rund um den Fries der Kuppeln von Cornelius.

Unter dieser Heiligen-Geist-Kapelle ist die Allerheiligen-Hofkirche zu verstehen, deren Frescogemälde aber nicht von Cornelius, sondern, wie allbekannt, von Heinrich Heß herrühren. Nun, ein Professor kann nicht Alles wissen; aber zwei Professoren, Pfaff und sein Herausgeber, zusammen sollten doch wissen, was Jedermann weiß, auch ohne Professor zu sein, daß Heinrich Heß und nicht Meister Cornelius die Allerheiligen-Hofkirche mit Fresken geschmückt hat, zumal die Manier beider Meister voneinander sehr verschieden ist.

Das Taufbuch der wiener Pfarre zu St.-Laurenz am Schottenfeld enthält folgende wichtige Notiz: „Sebastian Brunner, ehelicher Sohn des Jakob Brunner, Hausinhabers und bürgerlichen Seidenzeugfabrikantens, und seiner Gattin Anna, geborenen Stetter. Geboren wurde derselbe am 10. December 1814 und getauft durch den Herrn Pfarrcuraten Cölestin Hauer; zu Pathe gestanden ist der Hausinhaber und Seidenzeugfabrikant Sebastian Kargl." Hierdurch beweist der Verfasser der Schrift Nr. 4, daß er nicht allein und zwar ehelich geboren, sondern sogar getauft ist. Der Verfasser steht diesem Taufzeugniß zufolge in einem Lebensalter, in welchem Schriftsteller an alles Andere eher als an die Abfassung ihrer Memoiren zu denken pflegen. Und wer ist Sebastian Brunner? Wir haben bereits in den Einleitungsworten zu dieser Betrachtung einige seiner Schriften erwähnt, unter denen namentlich die mit dem Titel „Das deutsche Reichsvieh" (zweite Auflage, Wien 1849) geschmückte sehr viel Schönes und Anmuthiges verspricht. Brunner hat aber noch viel mehr geschrieben, gegen 30 Schriften, die alle auf dem Umschlage des zweiten Bandes verzeichnet sind, darunter „Der Nebeljungen-Lied" (dritte Auflage, Regensburg 1852), eine gegen die Junghegelianer gerichtete Satire; „Blöde Ritter, Galerie deutscher Staatspfiffe"; „Des Genies Malheur und Glück"; „Schreiberknechte" (worunter er, wie es scheint, Recensenten und vorzugsweise unglückliche Theaterrecensenten versteht), außerdem sogar Predigten; auch redigirt er die „Wiener Kirchenzeitung" seit 1848. Wir erwähnen dies, damit der Leser im protestantischen Deutschland doch etwas von ihm weiß und vor seiner literarischen und polemischen Fruchtbarkeit einigen Respect bekommt; denn bei der ultramontanen Propaganda scheint er allerdings sich einiges Rufs zu erfreuen, und ihr beifälliges Kopfnicken mag ihn wol auch in die Täuschung gewiegt haben, daß er ein Mann von großem Gewicht sei, daß er es vielleicht gewesen, der den östreichischen Kaiserstaat und mit ihm die katholische Kirche beim letzten Haare aus dem Sündflutwasser von 1848 gezogen hat.

Indeß müssen wir uns den Mann doch etwas näher ansehen; als Verfasser von 30 Schriften (ungerechnet vorliegendes Buch und mehre kleinere Pamphlete, mit denen er im Jahre 1848 die Revolution in Wien bekämpfte) und als ein Mann, der bei lebendigem Leibe seine Memoiren geschrieben hat, erweckt er jedenfalls unser Interesse. Wir schlagen den ersten Band S. 226 auf und finden da einen Erguß über Goethe, worin es z. B. heißt:

> Wie großartig sind seine Dichtungen, was für ein nobler, freilich eiskalter, neuheidnischer Geist durchweht sie! Wie jämmerlich ist hingegen Goethe als Mensch; er war gemein, neidisch gegen Jeden, von dessen Talent er für seine Glorie Besorgniß hegte ... er war ekelhaft undankbar; sein Benehmen, als ihm der Tod des Großherzogs von Weimar, seines Gönners und Wohlthäters, gemeldet wurde, zeigt ihn als einen Menschen ebenso herz- als gesinnungslos, ebenso gemein als niedrig.

Aber auch Schiller ist ein verlorener Mensch; Schiller hat einmal im Jahre 1788 in sein Tagebuch die Worte geschrieben: „Ach, wenn ich beten könnte!" Dieser augenblickliche Einfall und einige andere Geständnisse, daß er niemals recht glücklich gewesen, reichen hin, auch Schiller unter die Heiden zu werfen; denn er fühlte wohl das Bedürfniß zu beten, aber er konnte nicht beten. Shelley, dessen herzloses Benehmen gegen seine (erste) Frau, welches diese ins Wasser jagte, von uns keineswegs auch nur entfernt entschuldigt werden soll, Byron, Nikolaus Lenau müssen weiter zum Beweise herhalten, daß nur Männer vom Gepräge Franz Assisi's oder Ponce's de Leon der Welt zum Heile gereichen können. Gewiß, wir wissen diese Männer ebenso gut in ihrer christlichen wie Goethe in seiner „heidnischen" Erhabenheit zu würdigen, aber Franz Assisi und Ponce de Leon waren Männer, die nicht wie Sebastian Brunner sich darauf etwas zugute gethan haben würden, dem Fürsten und der Fürstin von Metternich und andern erlauchten Personen vorgestellt zu werden und auf dem Landgute des Barons Hügel öfters zu Mittag zu speisen und, auf dem Balcon eine Cigarre schmauchend, mit einiger Verachtung auf das unten wandelnde plebejische Volk herabzuschauen. Der Verfasser erzählt, daß ein „genialer" Schriftsteller, früher Israelit und Verfasser des „trefflichen", 1848 in Wien erschienenen Buchs „Der Jude mit dem Barte", ihm gestanden habe, „daß es besonders ein wesentlicher Theil des Typus des modernen Judenthums sei, auf eine ganz wüthende Weise sich mit der Freundschaft und Bekanntschaft hoher und höchster Herrschaften ein Ansehen zu verschaffen". Nun, diese „ganz wüthende Weise", finden wir im höchsten Grade bei diesem Sebastian Brunner ausgeprägt. Er führt ein Geständniß Nikolaus Lenau's an, das dieser während seines Wahnsinns in einem lichten Augenblick ablegte: daß Gott ihn sehr barmherzig behandelt, indem er ihn durch die Natur und nicht durch das Gesetz bestrafen ließ, denn er habe gegen Beides gefehlt, er habe das Talent über das Sittengesetz gestellt, und dieses sei doch das höchste. O gewiß, wir fühlen tief das Gewicht dieser Selbstanklage, aber wir können einem Sebastian Brunner, der in seinem Buche selbst das Gesetz der Liebe und Humanität und mithin auch das Sittengesetz vielfach verletzt, keineswegs gestatten, sich dieser Selbstanklage zu seinen Beweisführungen zu bedienen, zumal sein Fanatismus und sittlicher Rigorismus uns ein etwas erkünstelter und echauffirter zu sein und hauptsächlich auf moderner Bissigkeit und Scheelsucht zu beruhen scheint. Wollt ihr uns Franz Assisi und Ponce de Leon zum Muster aufstellen, nun so scherwenzelt nicht bei vornehmen Leuten herum, so lebt selbst wie sie, handelt wie sie und schreibt, wie diese Männer in jetziger Zeit schreiben würden. Wer aber auf buchhändlerische Bestellung wie Sebastian Brunner (und er erzählt dies selbst) als „Schreiberknecht" seine literarische Laufbahn damit beginnt, gegen Honorar ein katholisches Gebetbuch zusammenzuschreiben, wer darin eine Befriedigung seiner Eitelkeit sucht, daß er seine Person am Pranger einer von Selbstüberschätzung aufgequollenen Autobiographie dem Publicum bloßstellt, der hat kein Recht, solche Ge-

stalten heraufzubeschwören und sie Goethe und Schiller gegenüber als Muster aufzustellen.

Wir können von Sebastian Brunner noch nicht loskommen; er ist uns in gewisser Hinsicht wichtiger als Schmid, Schubert und Pfaff, weil an ihm eine Menge Erscheinungen zutage kommen, welche Vielen in unsern Tagen anhaften. Er ist, um so zu sagen, ein ultramontaner Heinrich Heine. Nicht als ob er dasselbe poetische Talent, denselben graciösen Stil und denselben Witz hätte, obschon er leidlich zu schreiben weiß und auch wol alle 50 Seiten einmal einen beachtenswerthen Gedanken ausspricht; aber wir finden in ihm dasselbe liederliche Hin- und Herfahren von einem Gegenstande zum andern, denselben Hang zu Persönlichkeiten, dieselbe Lieb- und Rücksichtslosigkeit, denselben Hohn über das Misgeschick seiner Gegner. Hat doch auch Heine dem Atheismus abgesagt und in seinen letzten Schriften mehrfach vor der katholischen Kirche seinen Respect ausgesprochen, ja selbst die Jesuiten in Schutz genommen. Also auch in dieser Beziehung gibt es zwischen Beiden Berührungspunkte. Um von der Schadenfreude Brunner's einen Begriff zu bekommen, lese man nur seine Mittheilungen über Füster, über den deutschkatholischen Geistlichen Pauli, von dem er mit sichtlicher Genugthuung in gesperrten Lettern meldet, daß er „total verrückt" geworden; über das Misgeschick des jüdischen Redacteurs des radicalen „Freimüthigen", als diesem eine Abordnung conservativer wiener Bürger auf die Stube rückte und ihn mit den Worten anredete: „Elender, nichtsnutziger Schurke, verworfener Jude!" und ihm eine Ohrfeige applicirte; über Ronge, von dem er folgendes Bild entwirft: „Kleine Gestalt, ein Wald von kohlschwarzem Haar und Bart um sein Gesicht, welches eine wahre Saharawüste von geistiger Leerheit und Unbedeutendheit darstellt" u. s. w. Wenn man von der wohlthuenden Lectüre der Memoiren Schmid's, Pfaff's und Schubert's kommt, so fallen diese Gehässigkeiten nur um so peinlicher auf; man erkennt, daß doch wol so manche köstliche innere Güter verloren gegangen sind, für die alle Vortheile der modernen Welt vielleicht keinen genügenden Ersatz bieten, und daß jetzt in Vielen eine Fülle von häßlichen Stoffen vorhanden ist, die, wenn ihnen nicht Einhalt geschieht, uns einer vollständigen Gemüthsentartung in die Arme zu führen drohen.

Der erste Band, der sich mit des Verfassers Jugend- und Studienjahren beschäftigt, ist außerordentlich leer an Stoff und Inhalt. Einige gute Andeutungen enthält jedoch dieser Band über die bedenklichen Gefahren und Folgen jener bunten, ungeregelten Lectüre, welcher sich unsere Jugend hinzugeben pflegt. Ein trauriges Ergebniß dieser Lectüre war ein Dichterclub, welchen die Mitzöglinge Brunner's bildeten und dessen Mitglieder sämmtlich Genies sein und nichts lernen wollten. Solche Dichterclubs sind meist die rechten Pflanzstätten maßloser, ins Wilde schießender und mit Faulheit gepaarter Eitelkeit und Geniesucht. Ein Clubmitglied, Namens K., der später Theatersänger geworden ist, verfertigte mühsam ein dickleibiges Heldengedicht, schrieb es sauber ab und äußerte ganz ernsthaft zu Brunner: „Mit diesem Gedichte muß ich unsterblich werden!"

Der zweite Band ist interessanter. Wir rechnen dahin nicht einmal Brunner's Verkehr mit dem Fürsten Metternich, der ihm unter Anderm den General von Radowitz mit den Worten empfahl: „Ich will, Sie sollen den Mann näher kennen lernen. Sie werden an ihm große Freude haben. Er ist ein sehr gescheiter und sehr braver Mann, dabei auch Preuße und das letztere bisweilen zuerst." Auch rechnen wir dahin nicht seine sehr lakonischen Berichte über eine Reise nach Norddeutschland, worin er über Berlin nichts weiter zu sagen weiß, als daß es sehr geradlinige Straßen hat, während er Leipzig wie folgt abfertigt: „Auch ergötzte mich Leipzig, die Stadt, die ihren Papier- und Druckerschwärzegeruch über das ganze uneinige Deutschland seit einem Jahrhundert verbreitet." Dagegen enthalten die Mittheilungen über die wiener Octoberrevolution in der That recht viel Interessantes, und wir würden dem Verfasser dafür uns zum Dank verpflichtet fühlen, wenn er einen anständigern Ton beobachtet und uns nicht genöthigt hätte, so entsetzlich viel über seine eigene werthe Person mit in den Kauf nehmen zu müssen. Auch wollen wir ihm die Anerkennung für den Muth nicht versagen, womit er zur Bekämpfung der Revolution die „Wiener Kirchenzeitung" gründete, obschon diese sogenannte Kirchenzeitung in ihrer burschikosen, grob witzelnden Haltung ihren revolutionären Ursprung selbst nicht verleugnete. Ergreifend schildert Brunner einen Besuch im Allgemeinen Krankenhause, in dessen Leichenhofe er ein halb Tausend Leichname gefallener Revolutionskämpfer in Reihen liegen sah, nur nothdürftig mit Lumpen bedeckt, mit klaffenden Wunden, meist mit geöffneten Augen, oft mit geballten Fäusten oder wie zum Ringen ausgebreiteten Armen, die stehen gebliebenen Zuckungen des Todesschmerzes um den geöffneten Mund. Anderes ist ergötzlich, z. B. die Aufzählung der meist höchst burlesken Titel der zahlreichen im Jahr 1848 in Wien herausgekommenen radicalen Blätter und Blättchen. Wir nennen nur einige der schlagendsten: „Der Stadttrompeter", „Der Satan", „Schwefeläther", „Kaiser Joseph" (als Titel eines radicalen Gassenblatts!), „Der wiener Krakehler", der es jedoch, obschon spaßiger- und unverschämterweise dazu geschrieben war: „Redigirt von Pius IX.", nur bis auf zwei Nummern brachte, „Der Höllenstein", „Der Barbier von Krazendorf", „Die Dampfpfeife", „Der politische Esel", „Der wiener Flegel", „Der Wäschertonerl". Der Redacteur des „Freimüthigen" besaß die eiserne Stirn, im Programm zu seinem Blatte mit großen Lettern drucken zu lassen: „Wir müssen von gestern auf morgen leben. Was wir heute erwerben, muß morgen verpraßt werden. Hoch lebe die Lumperei!" Niemals hat sich eine städtische Bevölkerung, niemals eine so hoch entwickelte Civilisation wie die unserige ein entwürdigenderes Armuthszeugniß ausgestellt. Auf der einen Seite die Repräsentanten der radicalen

Lumperei, auf der andern Verfechter der conservativen Interessen wie dieser Brunner, Böhringer und Ebersberg! Die Conservativen waren froh, auch nur Bäuerle's „Theaterzeitung" einigermaßen zu ihren Organen rechnen zu dürfen. Wie sehr ist auf solche Zustände die Frage anzuwenden, welche Brunner zum Titel seines Buchs gewählt hat: Woher? Wohin?

Die Schrift Nr. 5 gehört nicht im eigentlichen Sinne hierher, da sie weit davon entfernt ist, eine Autobiographie zu sein, sondern nur aus einzelnen Gedenkblättern aus dem Leben des Verfassers besteht, welche ohne alles gemeinsame Band nebeneinander gestellt sind. Aber diese Lebenserinnerungen sind meist recht interessant und wenn auch etwas flüchtig, doch auch anspruchslos und dabei lebendig geschrieben. Die meisten derselben betreffen Berlin, als es noch das „lustige Berlin" war, was es jetzt nicht mehr ist, und namentlich jene Periode, als sich um Devrient in der Weinstube bei Lutter und Wegener jener muntere Kreis gebildet hatte, dem auch F. Tietz angehörte und von dem die Berliner noch zu erzählen wissen. Den Berlinern empfehlen wir daher die Schrift besonders, sie werden, wenigstens die ältere Generation, mit Vergnügen von so manchen ehemals vielgenannten Stadtfiguren lesen, von dem Oberstlieutenant von Treskow in seinen stadtkundigen gräulich-grünen Pantalons, von Billy, „der Mensch" genannt, von dem „Lindenläufer" (auch „Demoiselle Fischer" genannt), von der originellen Madame du Titre, sie werden mit dem Verfasser gern noch ein mal den alten anspruchslosen Schulgarten besuchen, der freilich neben dem unfernen Kroll'schen Palast jetzt eine heruntergekommene Größe ist, und sich gern über die Entstehung des Namens „Otto Bellmann" unterrichten lassen. Wir erfahren ferner aus diesem Buche, daß Lorenz Kindlein, der arme Poet, wirklich gelebt hat, und zwar in Berlin, wo ihn der Verfasser durch Zufall aufgefunden haben will; ob und inwieweit des Verfassers Phantasie das Begegniß ausgeschmückt hat, sind wir freilich nicht im Stande, ihm nachzuweisen. Von vorzüglichem Interesse sind die Mittheilungen über Das, was während der Schlacht bei Großbeeren in Berlin vorging, die der Verfasser seinem Vater verdankt, dann die über den Besitzer von Großbeeren, Rudolf von Beyer, den Erfinder der „Schafsköpfe", jener kurzgeschorenen Frisur, die bei den Herren in den Jahren 1841—42 unter der Bezeichnung à la brebis Mode war. Der abenteuerlich-unstäte Elegant verjubelte sein Vermögen, heirathete später in Ungarn eine reiche Erbin, betheiligte sich an der ungarischen Insurrection und starb in Brüssel als politischer Flüchtling in Armuth und Elend. Lebensskizzen, die Beyer unter dem Namen Rupertus in mehre wiener Blätter lieferte, wurden seiner Zeit gern gelesen. Eine münchener Erinnerung betrifft den unenträthselt gebliebenen Mordanfall auf den Komiker Lang, und eine russische Reiseerinnerung: „Die Nacht an der Beresina", beweist, daß der Verfasser auch auszuführen und spannend zu erzählen weiß. Sie war ursprünglich in des Verfassers „Bunten Skizzen aus Ost und West" mitgetheilt und ist hier auf eingeholte Erlaubniß des Verlegers, F. A. Brockhaus, aus dem 1838 erschienenen Buche wieder abgedruckt.

Ueber die Memoiren des Raritätenmanns Barnum haben wir bereits in Nr. 6 d. Bl. einige Mittheilungen gemacht. Damals lagen uns jedoch nur erst einige Auszüge in englischen Journalen vor, und diesem Umstande möchten wir es zuschreiben, wenn wir diese Wundergeschichte vielleicht mit einem Tone größerer Bitterkeit besprachen, als sie in der That verdient. Liest man sie im Zusammenhange, so wird man für den durchtriebenen „showman" günstiger gestimmt, da er seine pfiffigen Unternehmungen mit einem gewissen ergötzlichen Humor und der Hauptsache nach auch mit genügender Offenherzigkeit und Ehrlichkeit behandelt. Nachmachen wird es ihm so leicht Keiner, denn Barnum ist ohne Zweifel ein Genie im Fache des Humbug, das nicht wohl zu erreichen ist. Dagegen könnte sein Buch das Gute haben, das Publicum gegen Schaustellungen der Barnum'schen Art vorsichtiger zu machen, und dazu beitragen, daß es sich seiner Leichtgläubigkeit und seinem Hange zum Aberglauben fortan nicht mehr so blindlings überläßt wie bisher. Die „showmen" werden es nach Barnum schwer haben; er verdirbt ihnen das Handwerk; er deckt rücksichtslos die Kniffe und Pfiffe aller Taschenspieler, Charlatane und Raritätenmänner auf; er ist durch dieselben Kniffe und Pfiffe reich geworden; ob es noch Einer nach ihm durch sie wird, ist ihm gleichgültig, ja er warnt sogar vor ihnen. Was ihn selbst betrifft, so sucht er sich dadurch zu rechtfertigen, daß ja in der Welt so ziemlich Alles nichts als Humbug, Gaukelei und gegenseitiger Schwindel sei, daß die Welt betrogen sein wolle und daß sie froh sei, wenn sie in einer Weise betrogen werde, die ihr wenigstens Spaß mache. Er hat sich in das Studium des Schwindels so vertieft, daß er, wie er in einer Anmerkung ankündigt, mit der Abfassung eines Werks beschäftigt ist, worin er den Humbug durch das ganze Gebiet der Geschichte zu verfolgen und eine vollständige und unparteiische Darstellung dieser „allgemeinen Wissenschaft" zu geben beabsichtigt. Dieses Werk dürfte ohne Zweifel interessant werden, wenn Barnum ehrlich genug wäre, den Humbug auch bis in seine geheimsten Schlupfwinkel auf dem Gebiete der Politik und Religion, der Literatur und Kunst zu verfolgen.

Aber es ist anzunehmen und zu fürchten, daß er diese Ehrlichkeit nicht besitzt. Denn Barnum — und dies ist uns die widerliche Seite an seinem Buche — hat doch einige Gegenstände, die er mit großem, fast sittlichem Ernste behandelt, was ein Mann von seinem Handwerk und seiner Richtung nicht thun sollte. Es ist dies freilich auch eine Art Humbug, aber kein harmloser Schwindel mehr. Barnum beabsichtigt hiermit wirklich dem Publicum Sand in die Augen zu streuen. Er scheint ganz ernstlich zu wollen, daß die Welt ihn für einen Bibelgläubigen und einen echt religiösen Menschen halte, der

nicht zum Schein, sondern aus wirklichem Bedürfnisse zur Kirche geht und in der Bibel liest; er zählt mit großer Ernsthaftigkeit und mit stolzem Selbstgefühl die Wohlthaten auf, die er seinen Landsleuten „als Beförderer ihrer Ausbildung und ihres Lebensglücks" erwiesen haben will; er hört einen Mäßigkeitsvereinler eine Rede halten, die ihn so ergreift, daß er des Nachts nicht schlafen kann, daß er nächsten Morgens seinen Champagnerflaschen die Hälse abschlägt und ihren Inhalt auslaufen läßt, daß er verschwört, je noch einen Tropfen geistigen Getränks über die Lippen zu bringen, und daß er sich fortan mit größtem Eifer an dieser Propaganda betheiligt, auf seine Kosten in verschiedenen Städten Mäßigkeitsapostel Reden halten läßt u. s. w. Hiermit fällt Barnum aus seiner Rolle und schmälert die Anerkennung, die wir der Consequenz, in welchem Fache es auch sei, zu zollen uns immer gedrungen fühlen. Wir sehen nicht ein, zu welchem Zweck er diesen neuen Humbug mit sich und mit der Welt treibt. Seinen Hauptzweck, Geld zu verdienen, hat er im vollsten Maße erreicht; von seinem prächtigen Landsitze „Iranistan" kann er mit erhabenster Verachtung auf die Lächerlichkeiten dieser Welt niederblicken; in einer solchen Lage muß einem Manne wie Barnum Alles Humbug sein. Indem er den Vorurtheilen seiner Nation in Bezug auf Bibelgläubigkeit, Kirchengängerei, Mäßigkeitsvereinswesen u. s. w. schmeichelt, kurz allen jenen Convenienzen, hinter deren Vorhang der Yankeeschwindel seine Kunststückchen und Gaukeleien um so schamloser betreibt, sinkt Barnum in unsern Augen gerade ebenso tief, als er sich dadurch in unserer Achtung zu heben meint. Mit einer angeblich hunderteinundsechzigjährigen Negerin, die aber nur 80 Jahre alt ist, mit einem Knaben, dessen Alter, um ihn als echten Zwerg produciren zu können, um sechs Jahre höher angegeben wird, mit zusammengeflickten Seejungfern und dergleichen läßt sich das Publicum wol täuschen, denn es hat dafür seine paar Kreuzer ausgegeben; aber von dem Humbug erheuchelter Frömmigkeit und Uneigennützigkeit, für den es nichts bezahlt hat, an den es um seinetselbst willen glauben soll, von diesem läßt es sich nicht irre führen. Wenn uns ein „showman" wie Barnum seinen Spaß vormacht und das Becken an die Eingangsthür setzt, dann drängen wir uns in seine Bude und zahlen gern unsern Groschen, aber wenn er uns Moral predigen will und sogar den Anspruch erhebt, als Förderer der öffentlichen Moral angesehen zu werden, dann wenden wir ihm verächtlich und gelangweilt den Rücken. Von einem Manne, welcher sich selbst mit genialer Keckheit den Titel „Fürst des Humbug" beilegte, hätten wir einen solchen trivialen, für Jedermann durchsichtigen Humbug nicht erwartet. Auch der Franzose Véron hat seinen Humbug getrieben, namentlich auf dem Gebiete des Theaterwesens und der politischen Journalistik, und es ist ihm sogar gelungen, sich eine Art von politischem Nimbus anzugaukeln; aber er kokettirt in seinen Memoiren nirgends mit der Bibel, noch erklärt er den Champagnerflaschen den Krieg, und wenn er ihnen die Hälse abschlägt, so geschieht dies zu ganz andern Zwecken, als um ihren Inhalt auslaufen zu lassen.

Auf die Einzelheiten des Barnum'schen Buchs, mit dem, beiläufig gesagt, Barnum seine 75,000 Dollars verdient haben soll, wollen wir nicht ausführlicher eingehen, sondern uns nur noch auf wenige Bemerkungen beschränken. Jedermann wird das Buch, obschon es auch seine zahlreichen Breiten und Langweiligkeiten wie alle Autobiographien hat, mit großem Vergnügen lesen, namentlich da es so reich an Zügen ist, welche uns die Yankees als Masse in ihrer ganzen Charaktereigenthümlichkeit kennen lehren. In dem Dorfe Bethel, wo Barnum geboren wurde, war der bewunderte Hauptheld Der, welcher den Andern am besten und schlauesten beschwindeln oder auf gut münchhausensch anlügen konnte. Barnum's Großvater war namentlich eine echte Eulenspiegelnatur. Es will uns fast scheinen, als sei das Münchhausen-Eulenspiegel'sche niedersächsische Element, in England selbst durch besondere Umstände und durch das normannische Element zurückgehalten, in jenen Breiten wieder in seiner ganzen Humoristik aufgetaucht, weil es dort zu seiner Entfaltung Alles vorfindet, was es bedarf. In dieser Schule wuchs unser Phineas Barnum auf und gedieh zum Hauptmeister in allen Yankeekünsten, auch den journalistischen, obschon der Schulunterricht, den er genoß, gleich Null war. Nur ein mal ließ er sich hinter's Licht führen, und zwar von einem Deutschen, Namens Proler, den Barnum als einen schönen Mann von angenehmen Manieren, aber als einen Taugenichts ersten Grades schildert. Barnum entrirte mit ihm irgend ein Compagniegeschäft, aber Proler ging ihm mit einer bedeutenden Summe durch und ließ ihm als Schadloshaltung vier Recepte zur Anfertigung von Eau de Cologne, Stiefelwichse, wasserdichtem Lack und Bärenfett zurück. Zur Gemüthsergötzung der Leser theilen wir die Nachschrift zu dem letztern Recepte mit (nämlich Bärenfett ohne Bären zu machen):

> Dies ist das wirkliche, echte Bärenfett, welches einen kahlen Kopf mit schönem, glänzendem, lockigem Haar bedeckt — wenigstens ebenso rasch als irgend eine andere bisjetzt entdeckte Composition. NB. Um den Kunden die Sache noch plausibler zu machen, stelle man einen lebenden Bär vor dem Kaufladen aus und versehe den Käfig mit der Ueberschrift: „Wird nächstens geschlachtet." Folgenden Tags stellt man wieder dasselbe Thier hin. Dann und wann versehe man die Ankündigungen mit der Ueberschrift: „Gestern wieder zwei Bären geschlachtet."

Barnum erzählt uns nicht, ob er von diesem Recept jemals Gebrauch gemacht hat.

Wir wissen nicht, ob wir uns in politisch-respectabler Gesellschaft auf Karl Heinzen berufen dürfen; indeß können wir nicht umhin, folgende charakteristische Bemerkung mitzutheilen, die wir in seinem in Cincinnati erscheinenden „Pionier" vom 1. Januar gefunden haben:

> In Frankreich konnte ein Vidocq Geschäfte mit seinen Memoiren machen, aber aus einem Spitzbuben zu einem Spitzbubenfänger geworden, nützte er mit seinem Buche wenigstens durch Aufdeckung des Diebs- und Banditenlebens; in Amerika kann ein Barnum, nachdem er durch Humbug schon zum Krösus und großen Manne geworden, mit seinen Memoiren nicht blos ein besseres Geschäft machen als alle Classiker der Welt, sondern

er kann auch, aus einem Prakticus des Humbug zu einem Professor des Humbug geworden, unter dem Applaus der Nation den Betrug zur öffentlichen Moral erheben. Barnum als Präsidentschaftscandidat würde den Gipfel der hiesigen Entwickelung bezeichnen, und die Majorität der Deutschen würde für ihn stimmen, wenn er ein Demokrat wäre.

Erst unserer Zeit war das Beispiel eines Mannes vorbehalten, der durch fortgesetzten, als Gewerbe öffentlich betriebenen und offen eingestandenen Schwindel nicht nur aus den Taschen seiner Landsleute und europäischer Nationen Reichthümer zusammenscharrt, um fortan zur Belohnung seiner Gaukeleien wie ein Fürst leben zu können, sondern der auch einen von Vielen fast angestaunten, durch den Verkehr mit illustren und angesehenen Personen sanctionirten Namen und als Jounalist und Memoirenschreiber eine Art literarischen Rufs erwirbt und sich in seinen Bekenntnissen auf die Verdienste berufen darf, die er seiner Nation geleistet haben will. Gewiß ein verführerisches Beispiel für die Vielen, die sich das Leben sauer werden lassen, ohne Aussicht zu haben, für ihre arbeitsvollen oder in Sorgen durchwachten Nächte jemals durch sorgenlose Feiertage entschädigt zu werden. Vielleicht erleben unsere Nachkommen noch die Zeit, wo man auf den Betrieb des Schwindels einen Gewerbschein lösen kann und Privatdocenten und Professoren des Humbug in dieser „allgemeinen Wissenschaft" Unterricht ertheilen. **Hermann Marggraff.**

Reiseerinnerungen aus Spanien und Italien.

Die moderne Reiseliteratur ist in der Regel sehr monoton; sie folgt den Wegen der Bequemlichkeit und des Amusements, häuft sich auf diesen zur Ungebühr und bietet mit Wohlgefallen Altes im neuen Kleid, Gelesenes mit Erlebtem vermischt. Paris und London, London und Paris und höchstens zur Abwechselung einmal ein Stück Schweiz und Italien sind die beliebten Zielpunkte unserer literarischen Reisenden. Von ihnen ab verirrt sich nur ausnahmsweise Einer, am seltensten ein Solcher, der das Reisen versteht und seine Erfahrungen den Zeitgenossen wirklich nutzbar zu machen weiß. Besonders vernachlässigt ist und bleibt aber das Land der maurischen Romantik, obwol es von fern mit allen Reizen und Genüssen der Natur, der Kunst und geschichtlichen Erinnerung lockt, Spanien; und wer es zu studiren auszog, wer es schildert und malt mit all dem Licht und Schatten, in dem es ihm in eigenen Eindrücken erschienen, der sollte heute von vornherein und schon um der Ungewöhnlichkeit seines Unternehmens halber mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme bei unserm Lesepublicum finden als die Vergnügungsreisenden nach Paris, die (nicht immer dem gebildeten Literaturfreunde zum Vergnügen), gleich als müßten sie eine Pflicht erfüllen, so beiher ein Buch über die bekannten Schablonen: Boulevards, Louvre, Tuilerien, Champs élysées, Marsfeld, Damen der Halle, Grisetten, Chiffoniers u.s.w., aus dem Aermel schütteln. Wenn aber das Land der Alhambra und der Stiergefechte, des süßen Weins und der Guerrillas durch eine so überaus anziehende, an neuem Material reiche, die Kenntniß wesentlich erweiternde und dabei dem Gemüth überall wohlthuende Durchforschung und Beschreibung, wie sie in den

1. Reise-Erinnerungen aus Spanien von E. A. Roßmäßler. Mit zwei nach der Natur aufgenommenen Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1854. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

geboten ist, unserm Interesse nähergerückt wird, dann ist die seiten des Kritikers und seiten des Lesers laut kundgegebene beifällige Theilnahme eine Pflicht, bei deren Erfüllung im Grunde Diejenigen, welche sie üben, nur am meisten gewinnen können. Ich habe mich in diesen Tagen sehr anhaltend mit der Lectüre neuer Reiseschilderungen beschäftigt und bin, da ich meine Stubenwanderung im Norden mit Schottland begann, nach all den zierlichen Genüssen des englischen und französischen großstädtischen Lebens sehr matt und müde an den Pyrenäen angelangt. Aber das Roßmäßler'sche Buch verjüngt und hat mich, wie auf einem Zaubermantel ruhend, weitergetragen, sodaß ich dem Führer zu innigstem Danke verpflichtet bleibe. Es ist eine vortreffliche Arbeit, deren Reiz durch die gesunde Geradheit des Autors, durch seine tiefe Bewunderung und Begeisterung für Spaniens Natur, durch seine warme Liebe für das spanische Volksleben wesentlich erhöht wird. Was andern Reisebeschreibern groß und interessant und also der Mittheilung werth erschien, erschien Roßmäßler nach seinem eigenen Bekenntnisse oft nicht so oder er wollte nicht schon Gekanntes wiederholen. Deshalb vermied er geflissentlich, Fremdes zu entlehnen; vielmehr beschrieb er nur Das, was seine Reise an ihm bemerkenswerth erscheinenden Eindrücken in ihm zurückgelassen hat, und Manches war hier seiner Beachtung und Mittheilung werth, das Andere unerwähnt gelassen. Abbildungen von Kathedralen und Schlössern, Beschreibungen von Bibliotheken und Gemäldegalerien, Aufzählung von Heeresmacht und Handelsstatistik wollte er nicht geben, alles Dies lag dem Plane seines Buchs fern; wer aber davon etwas wissen möchte, wie es auf einem spanischen Wochenmarkte, in einer schmuzigen Venta, mit einem Worte im spanischen Alltagsleben aussieht; wer die staunenswerthen Contraste zwischen den spanischen Steppen und den Vegas kennen lernen will; wer sich überhaupt gern und recht lebhaft an die Stelle eines schlichten, mit offenem Auge und Herzen beobachtenden Reisenden versetzt sehen möchte, dem wird das Roßmäßler'sche Werk, das sich vorzugsweise mit Spaniens Natur und Volksleben beschäftigt, wie eine Wohlthat erscheinen. Die Schilderung einer Besteigung des Montserrat bildet in ihrer Einfachheit einen Glanzpunkt des ersten Bandes und entzückt namentlich durch die prunklosen Naturbilder, die in den kleinen Reisemühen und Abenteuern eine anmuthige Belebung des Vordergrundes erhalten. Was aber den Beschreibungen Roßmäßler's einen besondern Werth verleiht, ist der bedeutsame Umstand, daß der Autor nicht blos Naturenthusiast, sondern auch Naturforscher, Gelehrter ist und nicht blos Angenehmes, sondern Nützliches angenehm vorträgt. Sein Reisezweck war zunächst ein streng wissenschaftlicher; er wollte für ein seit langen Jahren vorbereitetes Werk über die europäischen Land- und Süßwasser-Mollusken in einem südlichen Lande Materialien und Beobachtungen sammeln. Man wird an diese wissenschaftliche Tendenz durch die saubern Abbildungen in Holzschnitt erinnert, welche in den Text eingedruckt sind und neben einigen lithographirten, nach der Natur von E. Wodich aufgenommenen Landschaften in Tondruck und einer Bewässerungskarte das Werk zieren.

Das gegenwärtige Reisen in Spanien anlangend, versichert der Autor, daß, wenngleich es sich nicht so bequem als in Italien reise, die Unbequemlichkeiten doch nur solche für verwöhnte Männer und für zaghafte Frauen seien. Die Gefahr, von Straßenräubern angefallen zu werden, sei kaum so groß, ja viel geringer als in Deutschland die Gefahr, auf der Eisenbahn zu verunglücken. Die Wanderung selbst hält er für Jeden lohnend, da Spanien den unnennbaren Reiz einer Paradoxie hat, den der wunderbarsten Verschmelzung hoher Verfeinerung und kunstloser, fast wilder Natürlichkeit sowol in der Natur wie im Volksleben. Deshalb empfiehlt er, um den Genuß der Reise zu erhöhen, man möge vorher Cervantes' Meisterwerk lesen; denn man komme oft in Situationen, wo man jeden Augenblick glaube, Don Quixote müsse ganz in der Nähe sein. Hauptsächlich aber wünscht er, sein Werk möge dazu beitragen, „das majestätische Spanien und sein kernhaftes

Volk", welches eines bessern Looses würdig sei, näher in das Bereich deutscher Beachtung zu ziehen, da keine europäische Nation den spanischen Sympathien näher stehe als die deutsche, und zwar ohne daß dort Deutschland gekannt sei. „Uns Deutschen fehlt Beides, Sympathie und Kenntniß, Spanien gegenüber, noch gar sehr. Beides würde sich aber lohnen."

Ich gehe auf Einzelheiten des Buchs nicht ein, da ich dem Leser die Lectüre nicht sparen, sondern ihn vielmehr zu ihr anregen möchte. Eine Bemerkung aber kann ich nicht unterlassen: die untern Classen des spanischen Volks finden bei Roßmäßler eine überraschend günstige Beurtheilung — überraschend nicht blos, weil sie mit den gewöhnlich verbreiteten Ansichten, sondern auch weil sie mit den eigenen thatsächlichen Mittheilungen des Verfassers zu contrastiren scheint. Trotzdem beharrt Letzterer bei seinem Urtheile und unterscheidet die Ausnahmen von der Regel. Eine gute Anzahl solcher Ausnahmen sind in dem Presidio correccional von Valencia versammelt, das Roßmäßler zu besuchen leider unterlassen hat. Die Lücke seines Buchs ergänzt er indeß durch Auszüge aus einer bisher in Deutschland in weitern Kreisen wol kaum bekannt gewordenen kenntnißreichen Schrift: „Sistema penitenciario del Presidio correccional de Valencia por D. Vicente Boix." Don Manuel Montesinos ist der große Reformator der spanischen Gefängnißwissenschaft und Vorstand des Gefangenenhauses in Valencia, dessen Insassen Boix selbst als einen gefährlichen Bundesgenossen, einen furchtbaren und unversöhnlichen Feind, einen Zänker in seinem Dorfe, einen ausgelernten Räuber und ein theueres Werkzeug für Den bezeichnet, der sich für ein gutes Geld seiner zu geheimer Rache an einem Feinde bedient. Befand sich ein Freund oder ein Jünger eines solchen Mörders im Anklageproceß und wurden an die betreffenden Gemeinden die obrigkeitlichen Anzeigen gesandt, so erschien derselbe im selben Augenblicke im Schatten der Nacht bei dem angegebenen Zeugen, blickte mit drohendem Auge den entsetzten Spießbürger an, zeigte ihm sein Messer, und sein Gruß war hinreichend, eine jener Drohungen auszudrücken, auf welche nichts zu antworten und an deren Wahrmachung kein Zweifel zulässig ist, und verschwand dann in der Luft der Nacht. Die Zeugen wissen dann natürlich nichts Gewisses; sie haben nichts auszusagen. Unter den Ursachen des Verfalls der Sittlichkeit ist die übergroße Anzahl der kirchlichen Festtage mit zu nennen. Es gehen mit ihnen eine Menge Arbeitstage und ein großer Theil des Arbeitserzeugnisses für die Nation verloren: „zahlreiche Festtage vermehren die Versuchungen des Volks." Eine stete Pflanzschule für kühne, zu jedem Verbrechen bereite Abenteurer ist aber vor allem das Schmugglerwesen, für das ganz Spanien Hehler zu sein scheint. Ein frappantes Curiosum ist in dieser Beziehung, daß 1845 in Barcelona ein Spengler ein fast 200 Ellen langes unterirdisches Bleirohr legte, wobei er die dicke Stadtmauer durchbrechen mußte, um — Weingeist darin in die Stadt fließen zu lassen. Gegenüber alle Dem sieht Roßmäßler gleichwol sein mildes Urtheil durch die glänzenden Erfolge des Montesinos bestätigt, dessen Verdienst um sein Volk in um so hellerm Lichte strahlt, je tiefer die Armen gefallen zu sein scheinen, die er gebessert der Gesellschaft zurückgegeben hat. Das große Gebäude des Presidio steht auf einem freien Platze der Stadt, und kein einziger Soldat, kein Ueberfluß von bewaffneten Wachen, keine schweren Riegel wehren den Eintritt in dasselbe. Im Vorhof hält sich blos ein alter grauköpfiger Sergeant und ein Aufseher, der selbst Sträfling ist, auf. Durch das Gitterthor sieht man die freundliche Halle des Innern; nichts hört der Besucher als das Geräusch von Werkzeugen und den Gesang der Vögel. Vorhanden sind: eine Zimmermannswerkstatt, eine Guitarrenfabrik, eine Holz- und Metalldreherei, Werkstätten für Stuhlmacher und Matratzengewebe, eine Schuhmacherei, eine Werkstatt für Bürsten und Fangbälle, eine andere für Wagen und Gewichte, ferner für Fächer, für Riemerwaaren, für Sattlerarbeit, für Sandalen, für Leistenschneiderei, für Koffer, für Sommerzeuge, für Lein- und Baumwollenspinnerei, für Korbmacherwaaren, eine Espartoflechterei, eine Schneiderei, eine Fabrik von Silberarbeiten, eine Waffenschmiede und Schlosserei, eine Weberei für wollene Decken, 28 große und drei kleine Spinnstühle mit zwölf Paar Wollkrämpeln, 40 Spinnstühle für Hanf, 84 Webstühle und 36 Spinnstühle, eine Buchbinderei, eine Fabrik seidener Strümpfe und Mützen, eine Posamentirerwerkstatt, 18 größere Werkstätten für Fabrikation von Velpel, Sammt, Damast, Weberbäume für die Seidenweberei, eine Hutmacherei, zwei geräumige Schmieden, eine Böttcherei und Wagenbauerei, eine Vergolderei, Werkstätten für Möbelmaler, eine Chocoladenfabrik, eine Bäckerei, eine Färberei, eine Buchdruckerei. Die kleinen Kinder der Sträflinge werden in der Anstalt erzogen und der Vater darf vor dem Schlafengehen „ihre Küsse genießen". Aus ihnen macht die Menschenliebe Montesinos' ehrenfeste Bürger, während er ihre Väter bessert. Ein großer Theil des Erlöses aus den Arbeiten wird, beim Austritt aus dem Presidio den Leuten ausgehändigt, stets ausreichen, um den Grund zu einem ehrenhaften Gewerbe zu legen. Bei seiner Aufnahme wird jeder Sträfling einzeln vor Montesinos geführt, der sich durch eine ruhige Unterredung über den Bildungsstand des Ankömmlings unterrichtet. Dann kommt er in eine saubere Barbierstube, wo er rasirt und sein Haar verschnitten wird; darauf erfolgt die Einkleidung. Man führt den Ankömmling durch die schweigende Menge von mehr als 1000 arbeitenden Genossen an sein Lager; einen Tag bleibt er so ohne Arbeit, aber ohne sprechen zu dürfen. Dann kommt er einige Zeit in die nummerlose brigada de deposito, die für die Ordnung und Reinigung der Anstalt zu sorgen hat, und trägt solange eine Kette oder Eisenstange. So erwacht in ihm das Bedürfniß, das minder unglückliche Loos der Andern zu theilen, welche ein Handwerk lernen, arbeiten und verdienen. Endlich kommt er in eine numerirte Brigade, deren Glieder bereits Reue und gute Aufführung zeigten. Es erwacht in ihm wieder die Hoffnung der ersten Nacht, aus diesem nur wenig befestigten Gefängnisse zu entfliehen. Aber sie verschwindet, Dank der unveränderlichen Disciplin der Anstalt, bald wieder; denn Niemand mag ihm beistehen, „da Niemand dem Commandanten diesen Kummer bereiten will". Die Hausordnung athmet neben unerbittlicher militärischer Strenge die sorgsamste Rücksicht für das leibliche und sittliche Wohl der Sträflinge, die von dem nach dem Abendessen stattfindenden gemeinsamen Gebete bis zum Schlafengehen miteinander sich unterhalten dürfen. Durch die unfehlbarste Beachtung auch der geringfügigsten, vom Uebertreter vielleicht selbst kaum bemerkten Uebertretung der Ordnung erreicht es Montesinos, daß die Sträflinge dann umsoweniger sich größere Uebertretungen zuschulden kommen lassen. Die Einheit und Unausgesetztheit des Regiments aber war nur dadurch zu erzielen, daß Montesinos von Morgens früh noch vor der Reveille bis nach dem Niederlegen der Sträflinge immer und überall persönlich gegenwärtig ist. Alle Befehle gehen nur von ihm selbst aus; dabei vermeidet er in der Behandlung jede Bevorzugung und — er tadelt nie öffentlich. Das Verbot, miteinander zu sprechen, läßt die Sträflinge einander gleich, d. h. eben nur als fleißige Arbeiter erscheinen. Keiner kennt die Schuld des Andern. Nur die Verworfensten werden als zu besorgender Ansteckungsstoff abgesondert und ihnen eine besondere Sorgsamkeit in der sittlichen Behandlung gewidmet; ebenso sind die Jünglinge von den ältern Verbrechern getrennt. Bemerkenswerthe Vergehen innerhalb der Anstalt kommen äußerst selten vor. Nur ein mal fand ein Diebstahl von einer Unze (22 Thlr.) im Presidio statt; nach wenigen Minuten indeß hatte der Inspector von der That und dem Namen des Thäters Kunde. Sicher, daß Niemand erfahren werde, wer der Dieb sei, lieferte derselbe alsbald selbst dem Director die Unze ab. Damit aber auch Niemand hierüber etwas erfahre, ward der Dieb zu einem kleinen Vergehen gegen die Zeitordnung verlockt und deswegen mit Einsperrung bestraft: nach vier Jahren kehrte dieser Räuber als ehrlicher Mann in den Schoos seiner Familie zurück. Die Grundpfeiler des Systems von Montesinos sind: 1) Absonderung der

Bessern und der Schlechtern voneinander; 2) unverbrüchliches Festhalten an der Disciplin; 3) ununterbrochene Beschäftigung; 4) unausgesetzte Ueberwachung; 5) Belohnungen und Strafen. Letztere bestehen in Arresttagen, Entziehung des Frühstücks auf einen Tag, Behinderung, die Seinigen zu sehen oder zu sprechen. Die höhere Belohnung besteht in der Erhebung zum Meister, der eine Blouse trägt und materielle Vortheile hat. Seit Montesinos gibt es im Presidio kaum mehr Rückfällige. Früher betrug deren Zahl 40 %, 1836 10 %, 1849 ½ %. Im Jahre 1844 war unter 1466 Eingelieferten ein Rückfälliger.

Ich habe mir nicht versagen können, bei dieser merkwürdigen und beachtenswerthen Institution ausführlich zu verweilen, und ich meine, daß mein juristisches Interesse an derselben nicht größer sein werde als das humane jeden Menschenfreundes.

Von minderm Werthe als Roßmäßler's Buch, aber elegant und fesselnd geschrieben ist ein gleichfalls einen spanischen Stoff behandelndes Heft:

2. Sevilla von Wilhelm Wackernagel. Basel, Schweighauser. 1854. 8. 27 Ngr.

Dasselbe enthält drei öffentliche Vorträge, die vom Verfasser „im Jenner und Hornung" zu Basel gehalten wurden, und trägt die Spuren dieser Veranlassung an sich. Mit Vorliebe versenkt sich Wackernagel in die Vergangenheit der stolzen spanischen Stadt und verfolgt andeutend die Reihe der wechselnden Geschicke, denen Sevilla unterlegen ist, von der Zeit an, da die Römer hier geherrscht haben, bis auf unsere Tage, und deren kenntlich ausgeprägte Spuren in den großen und öffentlichen Bauwerken. Seine Beschreibung der letztern zeigt das gründlichste Verständniß und eine auf eigenem Studium ruhende Sachkenntniß. Die Seite der Vergangenheit ist für Sevilla wie für Rom die bedeutungsvollere, für die Betrachtung ergiebigere; es gilt von Andalusiens Hauptstadt, was Schlegel von der Hauptstadt der Welt gesagt hat: „gewesen" ist Roms Wahlspruch, nennt welches Bestreben ihr wollt. Aber dies Wort gilt, wie von Rom, auch von Sevilla nur mit Einschränkung. Soviel des Alten, des Großen vorübergegangen ist, immer neue Geschlechter sind in die halbverwischten Spuren der frühern eingetreten, und bis auf heute entrollt sich auch in Sevilla ein Bild von weltgeschichtlicher Inhaltsfülle, und immer schimmert dabei durch das neue Leben der altarabische Grund. Dies zeigt Wilhelm Wackernagel, und mit einer Schilderung des Volkscharakters und der Volksvergnügungen schließt er seine mit sichtlicher Liebe gepflegte Studie.

Von Sevilla sagen die Spanier: „Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla" („Wer Sevilla nicht gesehen hat, hat keine Wunder gesehen"). Dies stolze Sprichwort erinnert an das italienische „Napoli vedere e poi morire", wie ja schon die Hauptstadt Andalusiens in ihrem Verfall und den Trümmern ihrer Größe an Rom erinnerte. Es bedarf deshalb keines Sprungs, wenn an den Italien so vielfach verwandten spanischen Stoff

3. Bilder aus Italien von Gisbert Freiherrn Vincke. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. 16. 16 Ngr.

hier noch in Kürze angeschlossen werden. Auch diese kurzcapiteligen, niedlichen Reiseerinnerungen sind anmuthig gezeichnet, aber mehr Skizze als Studie; ohne wissenschaftlichen Ausdruck, aber nicht ohne poetischen Anflug; nicht geistreich, aber munter lebendig; weniger durch scharfe Beobachtung als durch frische Schilderung interessirend; eine Sammlung von Feuilletonartikeln, die als solche auf Beifall Anspruch haben. Ein hübscher Beitrag für die Charakterisirung der italienischen Volkszustände wird bei Erwähnung des erstaunlich ausgebildeten Bettelwesens gegeben. Unser deutscher Freiherr unterscheidet zwei Hauptclassen der italienischen Bettler, von denen die Mitglieder der ersten eben nichts als betteln, während die in der andern Classe zwar etwas, aber möglichst wenig thun, um auf Grund dessen zu betteln. Die erste Classe lebt, um zu betteln, die zweite bettelt, um zu leben. Jene sind die Professionisten, diese die Künstler, jene vertreten die Prosa, diese die Poesie des Bettellebens. Voll tiefen Mitleids sah Vincke eines Morgens vor San-Agostino einen Armen, welcher auf Händen und Füßen fortkriechen mußte, weil ihm die verkrüppelten Beine nur diese Bewegung gestatteten, und verabreichte ihm einige Bajocchi. Nachmittags auf der Spanischen Stiege kam derselbe Unglückliche wieder herangekrochen, aber plötzlich, den Fremden erkennend, zog er sich bescheiden zurück mit den Worten: „Verzeihung! Excellenza waren heute in San-Agostino." Diese höfliche Wendung verfehlte nicht ihre Wirkung; später aber ward unser Autor über die Verhältnisse unsers diplomatischen Bettlers unterrichtet. Kein geborener Römer, sollte er unter dem neuen Regiment Pius' IX. wie viele Andere in seine Heimat zurückgewiesen werden. Allein dagegen ward von ihm begründeter Protest erhoben, indem er sich auswies als ansässiger Bürger, als Besitzer dreier Häuser in Rom. Zu seinem Gewerbsbetrieb hielt er sich einen Esel, welcher ihn täglich nach der Spanischen Stiege trug. Dort wartete bereits ein dienstbarer Geist, half ihm aus dem Sattel und brachte den Langohr im Stall unter, der reitende Bettler aber lag nun auf den Stufen und sonnte sich und machte namentlich bei den Engländern glänzende Geschäfte. Inmitten der Trümmer seiner großen Vergangenheit hütet Rom seine privilegirte Bettlerromantik! 22.

Zur musikalischen Literatur.

Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Von Eduard Hanslick. Leipzig, R. Weigel. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Relativität der Musik hat von jeher den Leuten viel Kopfzerbrechens gemacht; die Unfaßbarkeit des Materials einerseits und die Unfähigkeit zur begrifflichen Bestimmtheit andererseits haben in der Tonkunst einem bloßen Symbolisiren und traumdeuterischen Construiren Thür und Thor geöffnet, und die Anfoderungen an die Wirkung und Möglichkeit des durch Töne Darzustellenden sind über alle Beschreibung widersprechend und von keiner Norm gebändigt. Ein Theil der Componisten will z. B. dem Mangel an Concretion unter die Arme greifen und sagt: man muß beim Produciren immer eine bestimmte Situation vor Augen haben, die man in Tönen abschildern soll; oder anders ausgedrückt: man muß von einem außer der Tonkunst Liegenden ausgehen und die Erscheinungswelt zum Ausgang seines Schaffens machen. Andere wieder verdammen dieses Verfahren als materialistisch und grobsinnlich; sie flüchten sich in die Welt der Ahnungen und Träume, huldigen einer transscendenten und spiritualistischen Richtung und hüllen sich in einen Schleier von Gemüthsmysticismus und grauem Weltschmerz. Eine dritte Partei erhebt das blos äußerlich Gefällige und sinnlich Reizende aufs Schild und verlacht alle Bestrebungen, die nicht auf den reinen Effect hinzielen.

Das Verhältniß des Genießenden gegenüber dem musikalischen Kunstwerk gestaltet sich nun natürlich ebenso vielfältig zersplittert und zerspalten: ein Theil der Hörer hat nur Sinn für das Descriptive; er freut sich kindisch über das wohlnachgeahmte Rauschen der Meereswogen, das Flöten der Nachtigall und überhaupt über die gelungene Schilderung dieses oder jenes Naturereignisses, das ihm im Programm verheißen worden. Wieder eine Masse zermartert sich mit Hineintragungen in das Gehörte und mit geistreichen Hypothesen über Das, was wol der Componist im Allgemeinen und Besondern hat ausdrücken wollen, und so geht es fort in unendlichen Schattirungen und Begriffsverwirrungen. Das eigentliche Musikalisch-Schöne ist bei diesem geistigen und materiellen Experimentiren immer am schlechtesten weggekommen; man hat über die Verkörperungs- und Veranschaulichungsfrage der Schönheit diese letztere selbst fast immer vernachlässigt, und unsere Aesthetiken declamiren zwar viel über die Schönheit an sich, aber die musika-

lische Schönheit wird mehr oder weniger mit der Schönheit in den andern Künsten zusammengeworfen. Zwar gibt es nur eine Schönheit und unter deren Joch müssen sich alle Künste beugen; aber es gibt auch Schönheiten, die durch das Material jeder einzelnen Kunst bedingt sind und deren Zusammenfluß und Vereinigung, je nach den Gesetzen der jeder Kunst eignenden speciellen Darstellbarkeit, der Ausgangs- und Zielpunkt für den schönen Inhalt sein muß. Der Verfasser des obengenannten Werks zieht nun gegen die bisjetzt gäng und gäbe gewesene Ansicht zu Felde: daß neben dem Zweck und der Bestimmung die musikalische Kunst auch ihren Inhalt in der Darstellung „schöner Gefühle" suchen müsse. Er setzt sehr scharfsinnig auseinander, daß die ältern Schriftsteller über Musik den Unterschied zwischen Gefühl und Empfindung nicht festgehalten und beide Begriffe in einem fort verwechselt haben; dann weist er nach, daß nicht das Gefühl, sondern die Phantasie, als die Thätigkeit des reinen Schauens, das Organ sei, mit dem das Schöne aufgenommen werde. Unter Anderm sagt er in dieser Beziehung: „Aus der Phantasie des Künstlers entsteigt das Tonstück für die Phantasie des Hörers. Freilich ist die Phantasie gegenüber dem Schönen nicht blos ein Schauen, sondern ein Schauen mit Verstand, d. i. Vorstellen und Urtheilen, letzteres natürlich mit solcher Schnelligkeit, daß die einzelnen Vorgänge uns gar nicht zum Bewußtsein kommen und die Täuschung entsteht, es geschehe unmittelbar, was doch in Wahrheit von vielfach vermittelnden Geistesprocessen abhängt." Ueber die Haltlosigkeit der bloßen Gefühlsbasis bei musikalischen Kunstwerken ist wol folgende Stelle hervorzuheben: „Jede Zeit und Gesittung bringt ein verschiedenes Hören, ein verschiedenes Fühlen mit sich. Die Musik bleibt dieselbe; allein es wechselt ihre Wirkung mit dem wechselnden Standpunkt conventioneller Befangenheit."

Im zweiten Capitel leugnet der Verfasser geradezu, daß die Tonkunst Gefühle oder Affecte aus eigenstem Vermögen darstellen könne, indem „die Bestimmtheit der Gefühle von concreten Vorstellungen und Begriffen nicht getrennt werden kann, welche letztere außer dem Gestaltungsbereich der Musik liegen". „Die Musik kann von den Gefühlen nur das Dynamische darstellen. Sie vermag die Bewegung eines psychischen Vorgangs nach den Momenten: schnell, langsam, stark, schwach, steigernd, fallend nachzubilden. Bewegung ist aber nur eine Eigenschaft, ein Moment des Gefühls, nicht dieses selbst." Es ist dieses Capitel überhaupt jener in unserer Einleitung angeführten Partei von somnambülen Musikern sehr zum Studium anzuempfehlen; vielleicht lernen sie daraus, daß die subjective Verhimmelung und zugespitzteste Empfindelei beileibe nicht Endzweck der Musik sei; ebenso können die Materialisten und ewig nach Concretion Strebenden daraus ersehen, daß sie über ein bloßes Symbolisiren doch nicht hinauskommen und ewig der Relativität wieder in die Hände fallen müssen. Das bisherige negative Verfahren vertauscht nun der Verfasser im dritten Capitel mit einem positiven und stellt die Natur des Musikalisch-Schönen als ein specifisch Musikalisches hin. Er versteht darunter ein Schönes, das, „unbedürftig und unabhängig eines von außen her kommenden Inhalts, einzig in den Tönen und ihrer künstlerischen Verbindung liegt". Es ist dieses Capitel wol der Cardinalpunkt des ganzen Buchs und am meisten geeignet, darüber aufzuklären, was die musikalische Kunst eigentlich bieten soll und kann, und widerlegt am siegendsten und methodischsten die verrotteten Vorurtheile und nebulosen Ansichten, die in den musikalischen Ansichten noch ihr Wesen treiben. Hier finden Die ihre schärfste Züchtigung, die hinter jeder etwas ungewöhnlichern Accordverbindung oder Melodiewendung gleich die sublimsten Motive in der Seele des Componisten wittern, die jede Scurrilität und Unform mit geistreichen Wendungen vertheidigen und plausibel machen, und die, weil sie nicht richtig musikalisch hören können, zu allerhand außermusikalischen Hülfsmitteln greifen, um nur ihre dialektische Escamotage nicht aufgeben zu müssen.

Einige Stellen über das rein Musikalisch-Schöne mögen hier noch Platz finden. „Wenn man die Fülle von Schönheit nicht zu erkennen verstand, die im rein Musikalischen lebt, so trägt die Unterschätzung des Sinnlichen viel Schuld, welcher wir in ältern Aesthetiken zu Gunsten der Moral und des Gemüths, in Hegel zu Gunsten der «Idee» begegnen. Jede Kunst geht vom Sinnlichen aus und webt darin. Die «Gefühlstheorie» verkennt dies, sie übersieht das Hören gänzlich und geht unmittelbar ans Fühlen. Die Musik schaffe für das Herz, meinen sie, das Ohr aber sei ein triviales Ding; — ja, was sie eben Ohr nennen; — für das «Labyrinth» oder die «Eustachische Trompete» dichtet kein Beethoven. Aber die Phantasie, die auf Gehörempfindungen organisirt ist und welcher der Sinn etwas ganz Anderes bedeutet als ein bloßer Trichter an der Oberfläche der Erscheinungen, sie genießt in bewußter Sinnlichkeit die klingenden Figuren, die sich aufbauenden Töne und lebt frei unmittelbar in deren Anschauung." — „Ein bestimmter musikalischer Gedanke ist ohne weiteres durch sich geistvoll, der andere gemein. Mit voller Richtigkeit bezeichnen wir ein musikalisches Thema als großartig, graziös, innig, geistlos, trivial u. s. w; all diese Ausdrücke bezeichnen aber den musikalischen Charakter der Stelle." — „Was unterscheidet eine Beethoven'sche Symphonie von einer Verdi'schen Musik? Etwa, daß die eine höhere Gefühle oder dieselben Gefühle richtiger darstellt? Nein, sondern daß sie schönere Tonformen bildet."

Von den noch übrigen vier Capiteln wollen wir blos noch die Ueberschriften geben, da es nicht in der Absicht dieser kurzen Besprechung liegen kann, dem Verfasser in alle Abzweigungen seiner Abhandlungen Schritt für Schritt zu folgen; zudem sind diese vier letzten Capitel gleichsam nur ausgeführtere Erläuterungen der drei erstern und kommen nach verschiedenen Abschweifungen in verschiedene Gebiete doch immer wieder auf das specifisch Musikalische und auf das Verwerfen der Gefühlsästhetik zurück. Die Ueberschriften lauten also: „Analyse des subjectiven Eindrucks der Musik"; „Das ästhetische Aufnehmen der Musik, gegenüber dem pathologischen"; „Die Beziehungen der Tonkunst zur Natur"; „Die Begriffe Inhalt und Form in der Musik".

Zum Schluß können wir nicht anders, als den lebhaften Wunsch ausdrücken: das vorliegende Buch möge von Vielen, Musikern und Kunstfreunden, recht aufmerksam gelesen werden, damit doch endlich einmal die vage Begriffslosigkeit und das Umhertappen im Nebel bei der Beurtheilung musikalischer Kunstwerke aufhöre. Vom Verfasser scheiden wir mit der dankbarsten Anerkennung und Hochachtung für Das, was er ausgesprochen, und für die Art, wie er es ausgesprochen hat, und hoffen, daß er es nicht bei dem bloßen „Zutragen einiger Grundsteine" — wie er in seiner Vorrede sagt — bewenden lassen, sondern daß er bis zur Vollendung des musikalisch-ästhetischen Neubaus nicht aufhören wird, Hand und Auge dem Werke fortwährend zu schenken. 53.

Erinnerungen eines Militärarztes.

Erinnerungen aus den Feldzügen 1806—15. Aus den hinterlassenen Papieren eines Militärarztes. Karlsruhe, Müller. 1854. Gr. 8. 18 Ngr.

Das Vorwort belehrt uns, daß der Verfasser dieses in mancher Beziehung interessanten Werks der im Juni 1853 verstorbene großherzoglich badische Generalstabsarzt Dr. Wilhelm Meier gewesen ist, welcher darin die reichen, schwererkauften Erfahrungen aus sechs Napoleon'schen Feldzügen, denen er beigewohnt, niedergelegt und ausdrücklich bestimmt hat, daß sie erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten.

Noch immer strömen die Beiträge zur Geschichte jener großen Zeit von Denen, die sie als Mithandelnde oder Mitleidende durchlebt haben, reichlich zu; wir werden Gelegenheit haben, in diesen Blättern noch mehre kürzlich erschienene Werke solcher Art zu besprechen. Das vorliegende gibt seinen Theil

zu dem Feldzuge des badischen Contingents gegen Preußen (1806 und 1807), gegen Oestreich (1809), zu dem russischen Feldzuge (1812), zu dem von 1813, endlich zu denen von 1814 und 1815 gegen Frankreich und schließt mit einigen Bemerkungen zur Charakteristik Napoleon's.

Eine Bereicherung der Kriegsgeschichte wird man billigerweise in den Erinnerungen eines Militärarztes nicht suchen; die kriegerischen Ereignisse werden darin nur kurz in ihrem Verlaufe als leitender Faden für die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers fortgeführt. Aber sehr interessant und lehrreich ist die Darstellung des Sanitätswesens jener Zeit, und die daran geknüpften Bemerkungen über die im Kriege vorkommenden Krankheitserscheinungen, ihre Ursachen und ihre Behandlung verdienen gewiß alle Beachtung. Für den Laien ist nur das Verständniß zuweilen durch die allzu strenggehaltene medicinische Sprache erschwert. In allen Schilderungen aber bekundet sich nicht nur der denkende und erfahrene Arzt, sondern auch der von tiefem Gefühl für die Leidenden durchdrungene Mensch. Viele haben gesagt, das weiche Mitgefühl sei ein Unglück für den Arzt, es müsse unterdrückt werden — wir sind nicht dieser Meinung. Mag es dem Arzt seinen edeln und schweren Beruf auch erschweren, so ist es doch eine Wohlthat für den Kranken, wenn an dessen Schmerzenslager ein theilnehmender Helfer tritt und nicht blos ein kalter Receptmensch, welcher den Fall höchstens interessant für die Wissenschaft findet und vielleicht noch darüber schlechten Spaß machen kann.

Einer besondern Krankheit, welche der Verfasser namentlich im sächsischen Feldzug 1813 Gelegenheit gehabt zu beobachten und kennen zu lernen, widmet er vor andern seine Aufmerksamkeit: es ist die Bivouac- oder Feldlagerkrankheit. Thatsache sind die großen Verluste, welche die Heere neuerer Zeit außer dem Gefecht durch die Anstrengung infolge der raschern Operationen und namentlich durch die fast zur Regel gewordenen Lager unter freiem Himmel erleiden. Bivouacs sind durch die Art der neuern Kriegführung bedingt, sie haben ihre großen taktischen und strategischen Vorzüge, aber bei längerer Dauer auf den Gesundheitszustand der Truppen den übelsten Einfluß. Hören wir, was der Verfasser darüber sagt: „Sowie der Mensch durch lange Entbehrung der freien Luft die Zimmerfarbe und ein kränkliches Ansehen bekommt und bei der Einsperrung und Einzwängung vieler Menschen in engen Räumen eigenthümliche Krankheiten, die unter dem Namen der Kerker-, Schiffsfieber u. s. w. bekannt sind, — so umgekehrt durch das andere Extrem die sogenannte Bivouac- oder Feldlagerkrankheit. Die Krankheit charakterisirt sich durch ein blasses, erdfahles, schmuziges Ansehen, einen kläglichen, mitleiderregenden Blick der tief in ihren Höhlen liegenden, halb erstorbenen Augen, hohle Wangen, weit hervorstehende Jochbeine, heisere, oft unverständliche Sprache, rauhe, trockene, pergamentartige Beschaffenheit des Hautorgans, wankenden Gang mit zitternden Knien, aashaften Geruch, besonders beim Lüften der über das wandernde Gerippe herabhängenden Kleidung, colliquativen Durchfall — allgemeinen Collapsus der Kräfte und des ganzen Körpers."

So entsetzlich diese Schilderung ist, so wahr werden sie unsere ältern Leser finden, die sich noch der Jammergestalten im französischen Heere von 1813, besonders unter dessen Traineurs, erinnern. Mit dieser Krankheit, welche unter freiem Himmel durch feuchte Kälte und Nachtluft entsteht, vergleicht der Verfasser dann eine zweite, die Kriegspest, und nennt sie eine Treibhauspflanze, in engen, eingeschlossenen Räumen durch die verdorbene Luft und Ofenwärme unter gedrängt zusammenwohnenden Menschen erzeugt.

Aber der Verfasser weiß auch andere Scenen gut zu schildern, und wenn das Erschütternde allerdings vorwaltet, so bringt es sein Stoff mit sich. Für das badische Militär, dessen Leistungen das Werk natürlich folgt, wird dasselbe ein besonderes Interesse haben, aber auch andere Leser werden sich von dem warmen, edeln Gefühl, von der tüchtigen deutschen Gesinnung, welche darin waltet, und mancher gelungenen Schilderung des Augenzeugen angesprochen finden. 54.

Berliner literarische Zustände.

Die norddeutsche Hauptstadt an der Spree ist trotz der geringen Aufmunterung, Unterstützung und Hülfe, die ihnen dort geboten wird, von einer ziemlich bedeutenden Anzahl literarischer Geister bewohnt. Sie nennen sich alle Deutsche und schreiben, denken und dichten durchweg deutsch; das dürfte genügen, um die Eintracht und Einigkeit unter ihnen zu begreifen, welche ganz genau derjenigen des weiland römischen Reichs entspricht. Ueberall Coterie, Particularismus, Sonderinteresse und Sonderbündnisse, welche selbst bis in den von Saphir gegründeten Tunnelverein gedrungen sind und diesen einzigen Vereinigungsort der literarischen Geister nach und nach verpönt und verlassen gemacht haben. Es ist, als sollten deutsche Kunst und Literatur keine Eintracht finden und dadurch einen national imponirenden Charakter gewinnen; es hängt ihnen im Gegensatze zu der Wissenschaft immer etwas von Egoismus und uncollegialischem Geiste an, welchen die Literatur nicht eher abstreift als im Studirstübchen, beim Tintenfaß und beim Brennpunkt eines Capitels, wo sie Worte hervorzaubert, um die Eintracht und die Einigkeit zu — romantisiren. Man erblickt deshalb auch die meisten der berliner Schöngeister nur inmitten engbrüstiger Coterien oder gänzlich abgesondert untereinander. Nur hin und wieder nehmen jene Particularvereinigungen den Charakter eines geselligen Zusammenseins an, der indessen immer Clique und Privatgemüthlichkeit bleibt. Dieser Mangel des Bindungselements unter den Trägern der Literatur selbst findet sich indessen fast in ganz Deutschland und womöglich in noch höherm Grade als in Berlin. Es ist dies ohne Zweifel der Grund, weshalb die productive deutsche Nationalliteratur ewig nur Splitterwerk, einseitig und richtungslos bleibt; oder diese zersplitterte Nationalliteratur ist Ursache der Isolirung unter den literarischen Factoren. So fehlt uns eine Grundidee, eine Schule, eine Krystallisation der mannichfachen Kräfte in der literarischen Welt, welche dem Backwerk der leichten und mit starkem Pfeffer überzogenen Literatur des Auslandes Eingang, Vorzug und Verbreitung gewährte.

So heilsam demnach eine stabile Einigkeit unter den Schriftstellern wäre, so wenig Erfolg würde sie trotzdem im Ganzen und Großen haben, da eine Gesammtidee der heutigen Literatur fremd ist. Alles ist mannichfaltig, theils originell, theils dem alten Principe huldigend, welches Form und Regeln nach althergebrachter Weise beobachtet wissen will. In diese Kategorie der Aufrechthaltung des Princips muß man Wilibald Alexis vor Allen hinstellen. Der berühmte Romanschreiber hat, indem er volksthümlich und geschichtlich zugleich alle strengen Formen und Regeln der classischen Schule bewahrte und sichtete, eine Lücke in der literarischen Administration in einer Weise ausgefüllt, die dankbar anerkannt werden muß. Aber man sieht auch diesen Mann isolirt und wenn auch nachgeahmt, copirt und von der ganzen deutschen Lesewelt als Autorität und Celebrität anerkannt, dennoch ohne Schüler, ohne Jünger, denen er seine Kunst einhauchen könnte. Indessen scheint die Schwierigkeit dabei an dem Mangel geduldiger Kräfte zu liegen. Die Literatur ist heute kein Ackerfeld mehr, wo man säet und erntet, sie ist Speculation, eine Börse mit Baisse und Hausse, und die Speculanten haben keinen Muth, den Gewinn abzuwarten. Wilibald Alexis zeigte sich jedoch fast zuvorkommend gegen das Publicum, indem er den Volkskalender im vorigen Jahre begründete, welcher, mit so großem Beifall aufgenommen, eine Schule für junge Talente zu werden berufen ist. Die Kalender waren bei ihrem alten Publicum nach und nach in Miscredit gekommen; die Concurrenz trieb sie schon sechs Monate vorher aus der Offizin des ungeduldigen Buchhändlers, und Niemand glaubte mehr, daß die Kalender der Paradeplatz für junge Talente sein sollten. Unter der Firma

Wilibald Alexis stellte sich der Kalender diesen alten eigentlichen und edeln Zweck.

Der Roman in Berlin hat noch das elegante Salonparfum des Freiherrn A. von Sternberg aufzuweisen. Diese Eleganz und dieser Salonduft sind das Element, in welchem sich der russische Emigrant bewegt. Alles Uebrige ist Kosmopolitismus, bald Politik, bald Skandal, bald Märchen, bald Geistergeschichte; eine politische Windfahne, welche das Tintenfaß bezeichnet, aus welchem ein neuer Roman geschrieben werden soll. Isolirter als fast jeder Andere, fast menschenfeindlich, sieht man diesen großen und schönen Mann in seiner Wohnung, welche halb traulich, halb elegant und im phantastischen Künstlergeschmack sich darbietet. Der Herr derselben entspricht selbst diesem fremdartigen Eindruck, und wenn man diesen Mann in seinem halb modern-eleganten, halb orientalischen Morgencostüm gesehen hat, findet man es ganz natürlich, daß seine Romane den ihnen eigenthümlichen Charakter tragen.

Sowie Sternberg den Eindruck des Vornehmen und Ueppigen hervorruft, zeigt Scherenberg vollständig das Gegentheil davon. Der Dichter von „Waterloo" ist die Einfachheit selbst, und wenn man ihn sieht in seinem tagtäglichen Rock, so möchte man wol, ohne ihn zu kennen, ausrufen: „Das ist ein Poet!" Wahrhaftig, das deutsche Poetenleben besitzt in ihm einen aufrichtigen Repräsentanten, das heißt, mit seiner Armuth, Zurücksetzung und Bagatellbehandlung. Es ist ein Stolz, diesen Becher des deutschen Wermuths geleert und einen muntern, frischen und lebendigen Geist bewahrt zu haben. Von einer ziemlich zahlreichen Familie umgeben, fristete er ein wahres Patriarchenleben, indem er, ohne Namen, ohne Geld und ohne Brot, oft bei einem qualmenden Kienspan seine Dichtungen schrieb, welche er damals in Ballen zusammenschnürte und dem Staube einen Schleier darüber zu decken befahl. Die Welle von 1848 hob ihn endlich empor. „Waterloo", vorher ein Gedicht, ward jetzt ein Feldgeschrei, ein Triumph und ein Lohn. Seit der Zeit datirt sich auch eine Sinecure königlicher Munificenz für ihn, und fern jeder Speculation, genügt seine Arbeit jetzt, ihn vor Noth zu schützen. Seine Arbeiten sind originell, zugleich aber nicht minder gediegen. Die Verstöße gegen die Form der gebundenen Rede verschwinden bei Scherenberg fast in der reichen Fülle der Worte, die, wie die Krieger beim Sturmlauf, sich häufig gegenseitig zu überstürzen scheinen. Seine kleinern Gedichte zeigen noch mehr die Originalität seiner Auffassungsweise. Ganz so ungezwungen und gemüthlich, wie in letztern, ist er im Umgange. Tritt Jemand in seine bescheidene Wohnung, so empfängt er ihn im solidesten Négligée eines Poeten, und stört man ihn in seiner Arbeit, so bittet er seine intimsten Freunde mit der offenherzigsten Freundlichkeit, ihn in Frieden zu lassen. Niemand nimmt es ihm übel, denn diese Offenherzigkeit ist eine aufrichtige Liebenswürdigkeit; aber dieser Zug charakterisirt vollständig den Mann, welcher erst in den letzten Jahren die Anerkennung fand, die er schon längst verdient hatte.

Ich erlaube mir nach diesen halb biographischen Notizen von einem Zweige der modernen Literatur zu sprechen, welcher mehr und mehr in den letzten Jahren an Ausdehnung gewann. Es ist das Feuilleton. Die leichte Literatur, die Kritiken und Tagesbesprechungen riefen es zuerst in Paris ins Leben, um nach den langweiligen, verwirrenden und verknoteten politischen Artikeln, Nachrichten und Geheimnissen dem erschöpften Leser den Genuß einer ruhigen und abglättenden Lectüre zu verschaffen. Deutschland ergriff diesen Zweig anfangs mit Vorliebe und bezeichnete ihn als eine Pflanzschule der jungen Literatur und als einen Tummelplatz der schreiblustigen Talente. Mit der Zeit ist indessen diese schöne Absicht theilweise untergraben und vernichtet worden und hauptsächlich durch die Schuld der Zeitungen. Die Feuilletonliteratur ist weit entfernt dem Buchhandel Schaden zuzufügen; das Feuilleton soll dazu dienen, den Sinn für Lectüre und Kunst zu heben, und bei richtiger Behandlung ist dasselbe berufen, eine wichtige Stelle in der Nationalliteratur auszufüllen. Diese Stelle hat es in Deutschland indessen nicht erreicht, auch in Berlin nicht; nur hin und wieder ist es den politisch geleitartikelten Berlinern möglich, einen Lichtstrahl angenehmer und leichter Feuilletonliteratur zu erhaschen; aber der Geiz spendet ihnen eben nur so viel, daß sie nie satt davon werden. Liegt dies an zu weit getriebener Honorarökonomie, oder ist es der Glaube an den Genuß ewig polemisirender, doctrinärer und am Ende ermüdender, dreispaltenlanger Leitartikel, welchem die Redactionen dabei huldigen?

Die Zahl der Feuilletonisten ist deshalb auch nur eine sehr kleine in Berlin. Außer E. Kossak, dem Redacteur der „Berliner Morgenpost", dürfte schwerlich noch einer von Fach gefunden werden. Adolf Stahr und F. Ullrich sind an der „Nationalzeitung"; aber Beide beschränken sich leider nur auf ganz seltene Kunstberichte oder kurze Recensionen. Lestoq flattert bald hierhin, bald dorthin und theilt seine Berichte zwischen der „Berliner Feuerspritze" und „Nationalzeitung". Rellstab schreibt ewig von seinen Reisen und kann vor lauter Büchern nie zu Recensionen kommen; die Spener'sche Zeitung bringt nur kurze Notizen und die Kreuzzeitung macht Reisen. Die Zeitungen haben keine Feuilletonisten und die Feuilletonisten keine Zeitungen; die Politik erstickt und apoplexirt Alles, die Politik, welche von den Zeitungen selbst oft zum Henker gewünscht wird, die Abonnenten verwirrt macht und ihnen die gesunde Ansicht wegpolemisirt, die sie noch gehabt haben. Es ist schlimm, wenn man des Guten zu viel thut, aber ebenso schlimm ist: des Guten zu wenig. Das Feuilleton ist nicht wie in Paris eine Fundgrube, eine Goldquelle für die Autoren; und doch könnte es, wenn man es richtig anzufangen wüßte, eine Schule für die Schriftsteller, ein Kampf- und Ringplatz junger Talente werden und sowol den Autoren als den Redactionen nur von Vortheil sein.

Eduard Schmidt.

Schriften über die Liebe.

Ein Anonymus hat es unternommen, in einem Schriftchen:

Aphorismen über die Liebe. Von einem Greise. Liegnitz, Kuhlmey. 1854. 16. 6 Ngr.

den Liebenden seinen Rath zu ertheilen, wie sie und nach welchen Grundsätzen sie lieben und was sie dabei vermeiden sollen. Der „Greis" theilt seine Aphorismen in die Rubriken: „Wesen der Liebe", „Entstehung der Liebe", „Nahrung der Liebe", „Verkümmerung, Ersterben der Liebe", „Eifersucht", „Seltenheit wahrer Liebe" und „Täuschungen der Liebe". Es wird mit den von unserm gutmeinenden „Greise" ertheilten Rathschlägen Wenigen gedient sein, denn die Liebe ist gerade diejenige Angelegenheit, in welche sich die Menschen am wenigsten dreinreden lassen.

Eine andere gründlichere Schrift über die Liebe trägt den Titel:

Geschichte der Liebe, oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen. Eine Festgabe an die Schönen von Friedrich von Sontheim. Stuttgart, Hallberger. 1855. 16. 21 Ngr.

Der Verfasser knüpft seine Betrachtung an die (im höhern Sinne) erotische Literatur an, die er bis auf die neueste Zeit verfolgt. Wir vermissen darin die Bezugnahme auf mehre Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die in der Philosophie und Dialektik der Liebe eine hervorragende Stelle einnehmen; aber in Dem, was der Verfasser gibt, ist vieles richtig Gedachte und sinnig Empfundene. Sehr treffend charakterisirt er unter Anderm jene Periode, wo „jeder junge Mann von leidlichem Aeußern, von einigem formellen Talent sich zu einem geistreichen Heine, zu

einem interessanten Byron aufblähte, sich mit dem philosophischen Tiefsinn Hegel's oder mit der aristokratischen Lebenskunst Goethe's brüsten wollte". Auch die Liebe ist jetzt — Dank namentlich der Sündflut von Romanen und Theaterstücken — insofern ein demokratisches Gemeingut geworden, daß das Bürgermädchen heutzutage sich in Stand gesetzt sieht, gerade mit eben solchen subjectiven oder raffinirten Gefühlen zu lieben wie eine Baronesse oder Comtesse. Dies ahnt der Verfasser, aber er geht auf diese sehr besprechenswerthe Seite seines Themas nicht gründlich genug ein: dafür verliert er sich zum Schlusse in philosophische Redensarten, wie die, „daß der abstracte Idealismus und die raffinirte Sinnlichkeit, die bis zur Vernichtung aller Objectivität sich geltend machende Subjectivität und die jede Individualität aufhebende Gleichförmigkeit der praktischen Tendenz zu überwinden seien", und daß, wenn dies geschehen und wenn es dahin gekommen, daß alle Lebensverhältnisse ihre unentbehrliche äußerliche, materielle Grundlage erhalten und von dem ebenso nothwendigen Hauch der selbstbewußten geistigen Bildung getragen werden, „das ganze Leben unter das Gesetz der Schönheit fallen, überall das Geistig-Sinnliche realisirt sein und Liebe und Schönheit ihre höchsten Feste feiern würden". Was fangen wir mit diesem Ende seines Buchs an? Sontheim faßt Ehe und Liebe immer noch zu sehr von der blos ästhetischen Seite und als bloßes artistisches Ornament des Lebens auf. Diese Auffassung kommt aber den zahlreichsten Volksclassen nicht zugute und hält nicht Stand gegen die Nöthe und bösen Wetter des modernen Daseins. **H. M.**

Notizen.

Störtebeker

Die Bemerkungen, mit denen die Redaction in Nr. 35 d. Bl. f. 1854 die Bedeutsamkeit dieses von der Sage gefeierten Seehelden hervorhob, standen noch frisch in meinem Gedächtnisse, als ich zufällig bei Lessing (XI, 354) die Angabe fand, daß auf der hamburger Bühne im Jahre 1701 eine Oper aufgeführt sei, die sich mit Störtebeker und seinem Genossen Jödge Michaels beschäftigte. Außer der kurzen Notiz, die Lessing über das Leben der beiden Seeräuber beibringt, fand ich ähnliche Angaben bei Raabe: „Allgemeines plattdeutsches Volksbuch" (Wismar 1854), wo unter der Ueberschrift „Klaus Störtebeker un Göde Michael" ihr Leben und Ende kurz geschildert werden. Da Raabe seinem Zwecke gemäß seine Quellen nicht nennt, ist es mir auch nicht möglich, von der am Eingang stehenden plattdeutschen Strophe *), in der sich unter Anderm eine Anspielung auf die Bezeichnung Liekendeiler — ein Ausdruck, der im Verlauf der Erzählung selbst auf die gleiche Theilung der Beute gedeutet wird — findet, irgend Näheres zu berichten. Einen Bänkelsängerton verräth eine hochdeutsche ebendaselbst gegen den Schluß mitgetheilte Strophe, die mit den Worten beginnt: „Der Büttel, der hieß Rosenfeld." Vielleicht, daß Raabe seine Angaben aus der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte" (II, 43, 93, 594) schöpfte. Dort finden sich nämlich nach Koner's „Repertorium" (I, 1, 157) — das citirte Heft des verdienstvollen Werks behandelt unter den Hülfswissenschaften der Geschichte insbesondere auch die Biographie — Mittheilungen von Laurent über Klaus Störtebeker mit Zusätzen von Lappenberg.

Wenn übrigens Lessing die citirte Stelle mit den Worten beginnt: „Störtebecker und Jödge Michaels, erster und zweiter Theil. Gottsched hat diese beiden Stücke erst unter dem Jahre 1707; sie sind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden", so findet sich diese richtige Angabe auch bei Gottsched selbst. In der von ihm herausgegebenen „Deutschen Schaubühne" nämlich findet sich Band 2 (1741) auch ein Register der in Hamburg aufgeführten Opern und daselbst unter dem Jahre 1701 das Stück: „Störtebeck und Jodge Michel", zwei Theile (Nr. 88 und 89). **) Was ihn etwa bestimmt haben mag, diese Angabe in dem von Lessing angezogenen, später (1757) herausgegebenen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst" zu modificiren, wird vielleicht, aber auch nur vielleicht, aus Einsicht des betreffenden Werks erhellen, das ich selbst augenblicklich nicht habe vergleichen können. Voraussetzlich wird sich aber ein solcher Grund gar nicht finden lassen, braucht wenigstens nicht gesucht zu werden. Die verschiedene Schreibweise des Namens Störtebeker bei Lessing und Gottsched einerseits, wie bei Raabe und Koner andererseits ist jedenfalls ohne tiefere Bedeutung. 55.

*) Sie lautet vollständig, theilweise wol mit dialektischer, aus dem Zwecke des Buchs erklärlicher Umgestaltung:

Störtebek un Göd Micheel
Rowlen beid tau glike deil
Tau Water un tau Landen.
Sei rowlen so lang, dat't Gott verdröe,
Da würren sei tau Schanden.

**) Im Jahre 1852 kam eine Oper in Hamburg zur Aufführung, die ebenfalls den berühmten Flibustier zum Gegenstand hatte. Wir müssen jedoch offen gestehen, daß uns der Name des Componisten, dem wir seitdem nirgends wieder begegnet sind, entfallen ist, obschon er in Hamburg selbst ziemlich bekannt ist. D. Red.

Die Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's.

In einem von Sasonoff unterzeichneten Artikel spricht sich das „Athenaeum français" über eine jüngst erschienene deutsche Uebersetzung der Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's ***), was die Einleitung betrifft, sehr anerkennend, was aber die Uebersetzung selbst betrifft, misbilligend aus. Der Uebersetzer, sagt Sasonoff, offenbare die besten und löblichsten Absichten; er erkläre in einer sehr lesbar geschriebenen Einleitung, daß ihm die Lectüre der Denkwürdigkeiten d'Aubigné's in dieser Zeit des Mismuths und der Beklemmung vielen Trost gewährt und daß er es daher für zweckmäßig erachtet habe, eine deutsche Uebersetzung zu veranstalten und dadurch dazu beizutragen, daß das Jahrhundert sich von dem Zustande der Muthlosigkeit, in welchen es versunken sei, wieder erhebe. Der Uebersetzer, J. W. Baum, würdige nicht ohne Richtigkeit das Verdienst d'Aubigné's als Geschichtschreiber und charakterisire selbst sehr glücklich den hugenottischen Poeten und Kriegsobersten, indem er an dessen Person den deutlich erkennbaren Uebergang aus der Ritterzeit zur neuern Kriegskunst zeige. „Dies Alles", fügt der französische Kritiker hinzu, „ist sehr gut und man kann solche gute Gesinnungen und solche richtige Ideen nicht genug loben. Unglücklicherweise ist aber das Verdienst dieses Buchs mit den ersten 30 Seiten erschöpft." Was nämlich die Uebersetzung betrifft, so erklärt Sasonoff, daß dieselbe in hohem Grade ungenügend sei, den Text entstelle und häufig sogar Sinnlosigkeiten enthalte, was zum Theil daher rühre, daß Baum mit dem Französischen des 16. Jahrhunderts nicht genügend vertraut zu sein scheine. Auch die von dem Uebersetzer beliebte künstliche Eintheilung in Capitel vermag Sasonoff nicht zu billigen. „Kurz, die Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's (schließt der französische Kritiker) sind noch nicht ins Deutsche übersetzt, und das ist für die deutsche Literatur ein glücklicher Zufall; denn der künftige Uebersetzer wird den neuen Text und die Noten der soeben bei Charpentier erschienenen Ausgabe zu seiner Verfügung haben." **H. M.**

***) Denkwürdigkeiten Theodor Agrippa d'Aubigné's. Der Hugenott von altem Schrot und Korn. Deutsch mit Erläuterungen, Zusätzen und einer Einleitung über d'Aubigné als Geschichtschreiber von Johann Wilhelm Baum. Leipzig, Weidmann. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Stellung der Frauen.

Bei der an und für sich und nach einzelnen geschichtlichen Beispielen besonders einleuchtenden Wichtigkeit der Frauen für die Bildung und Entwickelung des Menschengeschlechts mag es umsomehr gestattet sein, auf den am 6. März 1854 auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke in Berlin von L. Wiese gehaltenen Vortrag: „Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und in der christlichen Zeit" (Berlin 1854), mit einigen Worten hinzuweisen. Der Verfasser läßt der Stellung der Frauen bei den Griechen und Römern die gebührende Gerechtigkeit widerfahren; aber er weist zugleich aus dem Wesen des Christenthums selbst klar und deutlich nach, daß die Stellung der christlichen Frau eine ganz andere und naturgemäßere, vornehmlich aber eine auf das Leben in der Familie und dadurch auch auf die Kreise außerhalb der Familie weit einflußreichere geworden sei, als sie im alten Griechenland und Rom war und sein konnte. Was in dieser Hinsicht und namentlich, unter Bezugnahme auf Luther's treffliche Ansichten über die Ehe und über die Frauen, von der germanischen Frau gesagt und gerühmt wird, ist vorzugsweise für unsere Zeit von tiefer Bedeutung; für unsere Zeit, die auch auf dem Gebiete des Frauenlebens und der Ehe, wie auf dem der Familie, die traurigsten Erscheinungen nicht nur grundsätzlich, sondern auch in thatsächlicher Wirklichkeit, ganz im Widerspruche mit dem christlichen Ideale, erlebt hat. Denn es bleibt wahr, was gesagt worden, und es gilt auch namentlich für unsere Gegenwart: „Deutsche Frauen werden die deutschen Männer bessern und unsere Geschichte retten müssen, nicht durch Amazonenzüge, aber durch die Macht edler Herzen und gewaltiger Weiblichkeit. In dem Leben der Familie, in der Ehe liegt unsere Hoffnung, welche Wahnsinnige zerstören möchten"; und „alle Volkskraft und alle Volkswohlfahrt wurzelt in der Familie", schon nach der deutsch-nationalen, der urdeutschen Ansicht, als Glaube und Sitte, aber das Christenthum verklärt das Nationale und bringt es erst zu voller Wirksamkeit. 5.

In Angelegenheiten der „Blätter für literarische Unterhaltung".

Die deutsche Presse gefällt sich häufig in der Aufstellung von Muthmaßungen und Verdächtigungen, die mit einer Raschheit in die Welt geschleudert werden, welche deutlich zeigt, daß man sich nicht die Mühe genommen hat oder nehmen will, die eigenthümlichen Verhältnisse, die man dabei berührt und beziehungsweise verletzt, genauer zu prüfen.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes", dessen Werth und geschickte redactionelle Anordnung wie den auf Bearbeitung des Stoffs verwendeten Fleiß wir gewiß zu schätzen wissen, läßt in Nr. 21 in einem Artikel „Palmblad's romantisirte Geschichte" die Vermuthung durchblicken, als ob die in Nr. 2 der „Blätter für literarische Unterhaltung" veröffentlichte Recension des Palmblad'schen Werks mit Rücksicht auf die Verlagshandlung geschrieben und daher nicht ganz unbefangen sei. Wir glauben dreist alle Mitarbeiter an diesen Blättern auffodern zu können, öffentlich zu erklären, ob von Seiten der Verlagshandlung jemals ihrem Urtheil irgend Zwang angethan, oder auch nur durch Andeutungen auf ihre Kritiken einzuwirken gesucht worden sei. Sämmtlich werden sie bekräftigen müssen, daß ihnen von jeher bei ihren kritischen Besprechungen vollkommene Unabhängigkeit gewährt war. In demselben Artikel wird gesagt, daß sich die „Blätter für literarische Unterhaltung" unter der gegenwärtigen Leitung verjüngten und vom Einflusse des Verlegers möglichst emancipirten. Es kann aber davon, daß der gegenwärtige Herausgeber diese von ihm geleitete Zeitschrift von dem Einfluß der Verlagshandlung möglichst emancipire, gar nicht die Rede sein, denn dieser Einfluß in dem Sinne, wie er in dem genannten Artikel verstanden zu sein scheint, ist nichts weiter als eine Fiction; eine Einwirkung auf des Herausgebers kritisches Urtheil oder auf das der Mitarbeiter besteht nicht. Zwischen dem Herausgeber und dem Verleger waltet vielmehr das Verhältniß des vollkommensten gegenseitigen Vertrauens ob. Aber allerdings hat jedes ältere Blatt (und ohne Zweifel auch das „Magazin für die Literatur des Auslandes") seine besondern, aus seiner historischen Entwickelung hervorgegangenen Verhältnisse, seine eigenthümliche, mit seiner Existenz selbst verflochtene, technische und geschäftliche Organisation, seinen mehr oder weniger festen Kreis von richtungs- und gesinnungsverwandten Mitarbeitern. Diese Bedingungen müssen respectirt werden, wenn nicht statt der Organisation die Desorganisation eintreten, das Blatt seinen Richtweg verlieren und das Publicum an dem Blatte irrewerden soll. Man vergesse doch nicht, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung" seit länger als 30 Jahren Eigenthum der Buchhandlung F. A. Brockhaus sind und sich vermittels der reichen schriftstellerischen Kräfte, mit denen sie in Verbindung steht, im Grunde fortdauernd verjüngt, aber freilich auch gewisse feste Normen angebildet haben, von denen sie nicht ablassen können, möge ihr Leiter sein wer er wolle.

Auf noch einen Vorwurf, den wir wol bisweilen hören mußten, möchten wir hier zu sprechen kommen, nämlich auf den, daß die Besprechung der Verlagswerke der Buchhandlung Brockhaus in diesen Blättern einen zu großen Raum beanspruche. Bei diesem Vorwurfe scheint man aber gänzlich außer Augen zu lassen, daß die genannte Verlagshandlung gerade in großer Zahl solche Werke verlegt, die durch Inhalt und Form ganz eigentlich in die kritische Sphäre dieser Blätter fallen. Sollen nun zum Schaden der Literatur und Literaturfreunde und zur Beeinträchtigung der betreffenden Autoren gerade diese Werke in unsern Blättern unbesprochen bleiben oder zurückgesetzt werden, weil die Verlagshandlung dieser Blätter und jener Werke zufällig eine und dieselbe ist? Die Redaction kann gewiß mit bestem Rechte von sich sagen, daß sie es sich von jeher angelegen sein ließ, eine möglichst vollständige Uebersicht aller literarischen Erscheinungen von allgemeinerer Bedeutung zu bringen, daß sie sich nicht wie die Redactionen der meisten übrigen kritischen Institute mit der Anzeige blos derjenigen Bücher und mit der Aufnahme blos derjenigen Recensionen begnügt, die ihr eingeschickt werden, und daß, wenn trotzdem ein und das andere Buch unbesprochen bleiben sollte, dies gewiß an Umständen und Zufälligkeiten liegt, die nicht von der Redaction abhängen. Den Brockhaus'schen Verlagswerken geht es ja infolge solcher von der Redaction selbst nicht verschuldeten Hindernisse oft nicht besser, wie denn z. B. die beiden frühern Romane von Robert Prutz: „Das Engelchen" und „Felix", denen man doch gewiß ein allgemeineres Interesse nicht wird absprechen wollen, bisher in unsern Blättern keine kritische Besprechung gefunden haben.

Eine andere, von der „Revue des deux mondes" erhobene Beschwerde geht eigentlich den gegenwärtigen Herausgeber direct nichts an, denn sie betrifft eine Periode unserer Blätter, wo er noch nicht in seinem jetzigen Verhältniß zu ihnen stand. Das französische Journal beklagt in seiner Nummer vom 15. Januar, daß im Jahrgange 1852 dieser Blätter einige der „Revue" entlehnten Artikel mitgetheilt wurden, ohne Angabe der Quelle und des Namens der betreffenden Verfasser, ja daß einer dieser Artikel in die „Allgemeine Zeitung" überging und hier statt des französischen Blatts die „Blätter für literarische Unterhaltung" als Quelle genannt wurden. V. de Cinq-Mars, der Verfasser der Reclamation, fügt seiner Beschwerde einige für den gegenwärtigen Herausgeber schmeichelhafte Bemerkungen hinzu und sagt dann: „Ce nom-là nous est garant que nous n'aurons plus à l'avenir de pareilles réclamations à faire." Wir danken dem französischen Kritiker und Reclamanten für seine gute Meinung, müssen aber gestehen, daß es für uns

etwas Peinliches hat, unsere Leitung in dieser besondern Hinsicht auf Kosten der frühern gelobt zu sehen. Das Verhältniß ist jetzt eben ein anderes; die Bearbeitung und Ausbeutung der ausländischen Zeitschriften liegt jetzt einzig und allein in den Händen des gegenwärtigen Herausgebers; darum können und werden solche Quellenverschweigungen, die auch dem Princip der frühern Leitung durchaus zuwiderliefen und ganz gewiß von ihr nicht beabsichtigt waren, allerdings nicht mehr vorkommen. Sollten einzelne Fälle dieser Art wirklich stattgefunden haben, so erklärt sich dies wol einfach daraus, daß die betreffenden Mitarbeiter die Anweisung erhielten, aus der „Revue des deux mondes" nicht blos einfach zu übersetzen, sondern sie in Verbindung mit andern Zeitschriften und selbst den einschlägigen Werken als Material zu selbständigen Artikeln über den betreffenden Gegenstand zu benutzen. Es kann nun wol bisweilen geschehen sein, daß die damit beauftragten Mitarbeiter die richtige Grenze zwischen selbständiger Benutzung und bloßer Reproduction nicht eingehalten haben, wofür jedoch die Redaction nicht verantwortlich zu machen ist. Es ist auch uns schon begegnet, daß französische Blätter, freilich noch häufiger deutsche, namentlich östreichische, Mittheilungen der „Blätter für literarische Unterhaltung" benutzt haben, ohne die Quelle zu nennen; aber es fiel uns nicht ein, die Redaction jener Blätter als solche dafür verantwortlich zu machen. Mit herzlicher Freude heißen wir aber die Bemerkung willkommen, womit B. de Cinq-Mars seine Reclamation schließt: „Die europäischen Literaturen haben sich mehr und mehr zu einem gemeinsamen Werke verbrüdert: es ist ihre Pflicht einander zu controliren, aufzuklären, eine der andern den Weg zu weisen. Mögen sie daher vor allem den Respect beobachten, den sie der Arbeit Anderer schuldig sind; es ist dies die erste Bedingung des Bündnisses; es ist dies das erste Gesetz der literarischen Verbrüderung." Wir hoffen — und wir glauben Beweise dafür zu haben —, daß unsere französischen Freunde erkennen und mehr und mehr erkennen werden, wie sehr gerade diese „fraternité littéraire", diese Wechselwirkungen der europäischen Literaturen aufeinander uns am Herzen liegen. Wir können sagen, daß nichts uns größere Ermunterung gewährt als die mancherlei Zeugnisse, daß unsere Bemühungen in dieser Richtung bei gleichgesinnten ausländischen Literaturgenossen Beachtung finden, nichts einen größern Trost in dieser trostbedürftigen Zeit, als die belohnende und angenehme Mühe, die wir uns geben, die Spuren jener literarischen Wechselwirkungen mit Liebe und Aufmerksamkeit zu verfolgen.

H. M.

Bibliographie.

Album der Schüler zu Kloster Roßleben von 1742 bis 1854. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 4. 20 Ngr.

Atharva Veda Sanhita, herausgegeben von R. Roth und W. D. Whitney. 1ste Abtheilung. Berlin, Dümmler. Hoch 4. 8 Thlr.

Bluntschli, J. C., Ueber den Unterschied der mittelalterlichen und der modernen Staatsidee. Ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten zu München am 5. Febr. 1855. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 8 Ngr.

Busch, G. F., Maria von Kahlenburg und Teuthold von Questenberg, oder: Das blutende Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt. Eine Schaudergeschichte aus der alten Ritterzeit nach einer vaterländischen Volkssage. Zwei Theile. Mit 2 Titelkupfern. Leipzig, Colditz. 8. 1 Thlr.

Dittmar, H., Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt. 1ster Band. 3te Auflage. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dudumi, D., Klänge aus dem Osten. Ungarische Dichtungen frei übersetzt. Pesth, Geibel. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duncker, M., Geschichte des Alterthums. 1ster Band. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Francke, H., Blüthen im Winter. Eine einfache Gabe. Querfurth, Schmid. 8. 15 Ngr.

Gebets-Winke für das Arbeitsfeld der innern Mission, insbesondere zu gesegnetem Gebrauch vor, bei und nach den Berathungen des Kirchenältesten-Collegiums. Nach älteren und neueren Quellen bearbeitet; und eingeleitet durch ein Vorwort von C. Blumhardt. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 9 Ngr.

Gedichte von einem Kurländer. Mitau, Reyher. 1854. 16. 20 Ngr.

Grimm, J., Ueber die namen des donners. Eine academische abhandlung vorgelesen am 12. mai 1853. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. Im Staatsgefängniß und in Sibirien. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Herold, T., Geschichte der von der Familie von Witzleben gestifteten Klosterschule Roßleben von 1554 bis 1854. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 4. 20 Ngr.

Hessel, J., Der Inspector Unger. Düsselthal, Rettungs-Anstalt. Br. 12. 10 Ngr.

Liefde J. de, Die Diligenze, oder: Die Reise nach der Stadt der Erbschaft. Aus dem Holländischen. Düsselthal, Rettungs-Anstalt. 1854. 8. 2½ Ngr.

Miklosich, F., Ueber die Sprache der ältesten russischen Chronisten, vorzüglich Nestor's. Wien, Braumüller. Lex.-8. 8 Ngr.

Milton's, J., Abhandlung über Lehre und Wesen der Ehescheidung mit der Zueignung an das Parlament vom J. 1644. Nach der abgekürzten Form des George Burnett deutsch von F. v. Holtzendorff. Berlin, Jonas. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Denkwürdigkeiten zur Regierungs- und Lebensgeschichte Kaiser Nikolaus I. 1stes Heft. Berlin, Gebr. Scherk. Gr. 8. 6 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Predigt bei Vollendung der 25jährigen Amtswirksamkeit an der evangelischen Hofkirche zu Dresden den 4. März 1855 am Sonntag Reminiscere gehalten. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kohlschütter, E. V., Zwei Predigten bei seiner Amts-Veränderung in Glauchau und Dresden gehalten. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Kriegsführung im Orient. Der Feldzug in der Krimm. Denkschrift, der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Napoleon III. überreicht von einem hohen Offizier. Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Schuselka, F., Preußen als Großmacht und die Nondum meridies-Politik beleuchtet. Anhang: Der Tod des Kaisers Nikolaus. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 12 Ngr.

Ueber die Kriegführung im Orient. Krim-Expedition. Denkschrift an die Regierung Sr. Majestät des Kaiser Napoleon III. Von einem General. Aus dem Französischen vom Grafen von D***. Dresden, R. Schaefer. Gr. 8. 10 Ngr.

Wickede, J. v., Die militärischen Kräfte Deutschlands und ihre Fortschritte in der neueren Zeit. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 16. —— 19. April 1855.

Der Goethe-Kestner'sche Briefwechsel.

Dritter Artikel.*)

Wenn ein Buch innerhalb weniger Monate zwei Auflagen erlebt, so ist das ein Zeichen, daß es von dem Publicum freudig aufgenommen, daß seine Erscheinung etwas Bedeutendes ist. Und so darf auch der Verfasser der gegenwärtigen Anzeige hoffen, daß ein dritter Artikel, den ersten beiden zugegeben, den Lesern d. Bl. nicht unwillkommen sein werde.

Als Goethe im Frühling 1787 in Neapel verweilte, ersuchte ihn eine Dame, von der er schon früher Begünstigung erfahren, sich Abends Punkt 5 Uhr bei ihr einzufinden. Es wolle ihn ein Engländer sprechen, der ihm über den „Werther" etwas zu sagen habe. Goethe folgte dem Ruf, kam aber bei der Länge des Wegs eine Viertelstunde zu spät und fand den Engländer, einen schönen Mann in mittlern Jahren, schon an der Schwelle, im Begriff das Haus zu verlassen. Er sagte:

> Ich konnte keinen Augenblick länger warten. Was ich Ihnen aber zu sagen habe, ist ganz kurz und kann ebenso gut hier auf der Schilfmatte geschehen. Ich will nicht wiederholen, was Sie von Tausenden gehört; auch hat das Werk nicht so heftig auf mich gewirkt als auf Andere. So oft ich aber daran denke, was dazu gehörte, um es zu schreiben, muß ich mich immer aufs neue verwundern.

Auch wir fragen, und zwar durch unser Büchlein angeregt, wie der Engländer: Was gehörte dazu?

Das Erste und Letzte freilich ist das Genie; und daß dieses sich in der Zeit, da der „Werther" empfangen und geboren ward, in vollem Maße bei Goethe offenbarte, darüber kann kein Zweifel stattfinden. Er selbst spricht sich im sechzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" so mächtig als anmuthig aus:

> Die Ausübung der Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden, aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor. Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finstern, durch das Gefühl, Das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 43 u. 48 d. Bl. f. 1854. D. Red.

Man wird nicht ohne Erbauung das Folgende lesen. Einen etwas rohen, deshalb aber kräftigen und bedeutenden Ausdruck dieser Eigenthümlichkeit haben wir in den ersten Zeilen des Fragments vom „Ewigen Juden":

Um Mitternacht wol fang' ich an,
Spring' aus dem Bette wie ein Toller.
Nie war mein Busen seelenvoller,
Zu singen den gereisten Mann.
— — — — —
Und hab' ich auch die Gabe nicht
Von wohlgeschliff'nen, leichten Reimen,
So darf ich doch mich nicht versäumen;
Denn es ist Drang; und so ist's Pflicht.
Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne —
Den ich von Herzen Bruder nenne —
Willst gern vom Fleck und bist so faul,
Nimmst wol auch einen Ludergaul;
Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
Ergreif' wol einen Besenstiel.

Dieses Gedicht fällt in die Periode des „Werther", dem „Götz von Berlichingen" schon vorausgegangen war. Und wer, wenn er in jenem die Briefe vom 10. Mai, vom 18. und 30. August 1771, vom 15. November des nächsten Jahres gelesen, wird nicht in tiefster Seele empfinden, daß hier der lebendige Quell ursprünglicher Dichtung sich ergießt, daß hier das Genie waltet?

Ein Zweites, was dazu gehörte, um ein Werk wie den „Werther" zu schaffen, war Erfahrung. Zwar erkennt Goethe eine Anticipation im Dichter an; er thut dieses bei Gelegenheit der Ueberarbeitung seines „Egmont", da es ihm auffallend ist, „daß man eben jetzt in Brüssel die Scene spiele, wie er sie vor zwölf Jahren aufgeschrieben" (Brief aus Rom vom 9. Juli 1787). Aber mit der Liebe ist es ein Anderes. Wie will ein Dichter eine Leidenschaft schildern, die er selbst nicht empfunden hat? Und von Liebe ist das Herz, die Seele des Dichters, namentlich unsers Dichters, so durchdrungen, daß er an Frau von Stein, der er das Innerste seiner Seele

eben dieselben; sind sie doch recht eigentlich das Document für seine Liebe zu dem im Roman gefeierten Mädchen. So findet Das, was wir über die allgemeinere Liebe, die in Goethe's Seele waltete, sagten, in ihnen die reichste Bestätigung.

Hier müssen wir noch besonders der Freundschaft, die ihn mit Kestner verband, gedenken, dieser aufrichtigen, neidlosen, von Argwohn und Unmuth entfernten, dieser, nach den schönen Worten des Herausgebers, „reinen und hohen Freundschaft, welche Kestner mit dem Vollgehalt seines dafür empfänglichen Herzens dem jüngern Goethe entgegentrug, von diesem in seinem großen Seelenvermögen erwidert wurde und in Beiden einen so seltenen Edelmuth entwickelte". Wir erinnern an die Stelle des im ersten Artikel mitgetheilten Briefs: „Und was thut dieser? (Goethe, da ihm Kestner's über die Veröffentlichung des «Werther» zürnender Brief zugekommen ist.) Weist er übermüthig die Vorwürfe ab und tröstet sich über dieselben in dem Gefühl über sein gelungenes Werk?" Wie viele Dichter, besonders unserer Zeit, hätten diese Probe bestanden? Wie manche hätten wol, ohne Gefühl für das Edle, was auch in diesen Vorwürfen lag, Kestner einen Philister genannt! Nicht so Goethe.

Ich muß auch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist gethan; verzeiht mir, wenn ihr könnt. Ich schweige; nur die frohe Ahnung muß ich euch hinhalten; ich mag gern wähnen, und ich hoffe, daß das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester aneinanderzuknüpfen. Wie ich in deinem letzten Briefe dich ganz erkenne, Kestner, dich ganz erkenne, Lotte, so bitt' ich, bleibt! Gott im Himmel! man sagt von dir, du kehrest Alles zum Besten."

Und nun den folgenden Brief, von dem in unserm zweiten Artikel die Rede gewesen ist. Daß die Freunde fest aneinandergeknüpft blieben, das beweisen die spätern Briefe Goethe's, die uns deshalb so lieb sind, die so durchaus zu dem Buche gehören. Das Große in dem ganzen Ereigniß ist die Selbstüberwindung, die Entsagung Goethe's; aber das Schönste das dauernde, ungetrübte, neidlose Verhältniß der betheiligten Personen. Sehr schön beschließt die Reihe der Briefe der Vers, den Goethe in ein von ihm Kestner geschenktes Exemplar des „Deserted village", dieses geliebten Gedichts, schrieb:

Wenn einst nach überstand'nen Lebensmüh' und Schmerzen
Das Glück dir Ruh' und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht Den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich und mit dir geliebt.

Was die zweite Auflage des Buchs betrifft, so bestehen die Veränderungen nur in anders geordneter Reihenfolge einiger Briefe und in Zufügung weniger Anmerkungen. Sollte eine dritte folgen — und das ist wol zu erwarten —, so würden wir vorschlagen, daß man die Briefe aus den Jahren 1768—70, die in der gegenwärtigen Redaction einen Anhang bilden, gleich auf die Einleitung folgen ließe. Sie würden dann das Folgende sehr passend und schön vorbereiten, man würde mit der Familie bekannt und vertraut werden, in der so Interessantes und Schönes sich ereignen sollte; auch scheint dies, dem in unserm ersten Artikel mitgetheilten Briefe zufolge, der ursprüngliche Plan gewesen zu sein.

Der Familie Kestner haben wir für die Veröffentlichung dieses Schatzes gedankt, mit dem schmerzlichen Bedauern freilich, daß der treffliche Redacteur der Sammlung das Erscheinen derselben nicht erleben, die Freude und den Dank des Publicums nicht genießen sollte.

Bernhard Rudolf Abeken.

Deutsche Taschenbücher für 1855.

Zweiter Artikel.*)

Da wir die unten folgende Reihe mit den sogenannten Musenalmanachen zu eröffnen gedenken, so dürfte es wol nicht überflüssig sein, diesen Rekruten „mit sehr viel Furcht und noch mehr Tadel", die aus allen Länderwinkeln zur Stellung auf dem Parnaß zusammengetrieben werden, vor Eröffnung des eigentlichen Feldzugs einige Worte als Vorpostenordonnanzen vorauszuschicken. Lieber den Sisyphusfelsen wälzen als einen Musenalmanach herausgeben! Dies ist das undankbarste Geschäft, was je ein Sterblicher unternommen hat. Das waren andere, schönere, bessere Zeiten, als der Göttinger Dichterbund mit jugendlich-kecker Zuversicht seinen Erstgeborenen auf gut Glück in die Welt hinausschickte; denn damals hatten die Musen noch nicht die Misère wiederzukäuen. Der Herausgeber eines Musenalmanachs ist eigentlich ein Marsyas, der zwar nicht von Apollo geschunden, jedoch von allen deutschen Versschmieden so lange gequält wird, ihre unpoetischen Findelkinder und misgeburtartigen Wechselbälge in seiner Versorgungsanstalt unterzubringen, bis er endlich aus Verzweiflung Ja sagt. Um sich natürlich vor dem Publicum nicht gänzlich zu blamiren, sucht er so viele Namen guten Klangs für sein Unternehmen zu gewinnen und steckt sie, wie die größten Rosinen in einem Pudding, mit so echt väterlicher Umsicht in den Vorbau, in die Mitte und an das Ende, daß sich der fertige Rosinenkloß wenigstens seiner Außenseite nach nicht vor der Welt zu schämen braucht. Der ästhetische Geschmack ist dabei Nebensache, also hier Sauce. So ehrenvoll es für die Versschmiede bleibt, sich in so guter Gesellschaft blicken lassen zu dürfen, ebenso nachtheilig wirkt ihre Umgebung auf die Namen ersten oder zweiten Rangs ein; denn um ein gutes Gedicht zu würdigen, muß man sich in einer gewissen Stimmung befinden; wenn man jedoch schon ein paar Dutzend schlechte Gedichte durchgeackert hat, daß es einem im Hirn wüst herumholpert, dann macht auch ein gutes Lied keinen Eindruck mehr, — man ist schon stumpf. Uebrigens kommt auch der Fall gerade nicht selten vor, daß die Matadore schwache Producte liefern. Adolf Böttger — also ein gefeierter Sänger — brachte es, als er das „Buch deutscher Lyrik", nur Originalgedichte enthaltend, herausgab, nur durch große Anstrengung, durch

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 6 d. Bl. D. Red.

bedeutende Zeitopfer dahin, dasselbe über das Niveau der gewöhnlichen Sammlungen zu erheben. Man begreift nicht, warum solch ein Beispiel nicht abschreckend wirkt. Die Herren scheinen zu glauben, daß Deutschland ohne Musenalmanache nicht existiren könne. Es ist wirklich schmerzlich zu sehen, welch eine Flut von mittelmäßigen Gedichten da dem Publicum für sein gutes Geld hingegeben wird. Man könnte ja doch so leicht einem derartigen Werke wenigstens eine halbwegs erträgliche Haltung geben, wenn man bei der Anordnung mit kunstgeübtem Censorblicke das Schlechteste beiseite räumte und statt 400 Druckseiten nur 200 gäbe. Dieses Verfahren wäre doch gewiß höchst einfach. Kerntruppen muß ein Musenalmanach haben, Kerntruppen des schönsten Schlags, welche die Rekruten in die Mitte nehmen müssen; dann kann der Dichterzug vor dem geistigen Auge des Lesers vorbeidefiliren; wenn jedoch Rekruten allein daherhinken, da verliert man die Geduld. Jede Halbheit ist ein Meilenzeiger, der auf den Krummpfad der Caricatur hinweist. Wenn der „Kladderadatsch" wüßte, welcher Fonds für ihn in diesen Musenalmanachen steckt, er würde sich darüber hermachen, um all diese Schätze mit den Spitzschaufeln und Fangzangen der Persiflage für sich zu gewinnen. Es hat sich, wie auf allen Gebieten des geistigen Lebens, so auch im Rundbereich der Poesie eine schale Mittelmäßigkeit breitgemacht, und diese sich gegenseitig lobhudelnde Dilettantenclique, die ohne Begeisterung dichtet, ist es, welche dem Ansehen der deutschen Literatur so empfindlichen Schaden bringt. Oder sollte sie sich — wovor uns ein günstiges Schicksal behüte — erst ganz ins Wüste verlieren müssen, damit erst dann Hoffnung vorhanden sei, daß es zum Processe der Regeneration komme, wie auch oft aus Fäulniß ein neues Leben entsteht? Der Wahnsinn des Eigendünkels hat in unsern Tagen den Culminationspunkt erreicht, der Hoffartsteufel ist in alle Gemüther gefahren; wenn sich so ein obscures Dichterlein nirgends anderswo gedruckt sehen kann, so schwänzelt es so lange um einen Musenalmanach herum, bis es sein liebes Ich in diese papierenen Pforten der Unsterblichkeit einschmuggelt — denn für unsterblich hält sich das Dichterlein dann.*) Genug! wir schreiten zum Einzelnen.

*) Die bessern Dichter, welche zu den beiden Musenalmanachen Beiträge lieferten, dürfen sich durch diese mörderische Einleitung, aus der wir noch einige der grimmigsten Kraftstellen wegzulassen uns erlaubt haben, nicht bange machen lassen, unser Berichterstatter entzieht diesen Wenigen seine Anerkennung nicht, wie man bei seiner Besprechung der einzelnen Almanache sehen wird. Das Todesurtheil, welches unser Berichterstatter im Allgemeinen über die Musenalmanache fällt, steht freilich mit der von uns im vorigen Jahre ausgesprochenen Ansicht einigermaßen im Widerspruch, indem wir in unserer Anzeige der vorjährigen Musenalmanache sie wenigstens als harmlose Rendezvousplätze der Lyriker gelten ließen und an ihnen das interessant fanden, daß sie einen Ueberblick über die vorhandenen lyrischen Kräfte und zugleich ihre geographische Vertheilung über Deutschlands Boden gewähren; es war jedoch immer Princip der Redaction d. Bl., ihre Mitarbeiter, jeden nach seinem Standpunkt, frei sich aussprechen zu lassen und ihrem Urtheil in keiner Weise Zwang anzuthun. D. Red.

1. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1855. Herausgegeben von Christian Schad. Fünfter Jahrgang. Mit dem Bildniß Leopold Schefer's und einer Musikbeilage von Andreas Zöllner. Würzburg, Stahel. 1855. 16. 28 Ngr.
2. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1855. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1855. Herausgegeben von E. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1854. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.
4. Hessisches Jahrbuch für 1855. Mit Beiträgen von Mehreren. Kassel, Bertram. 1855. Br. 8. 1 Thlr.
5. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1855. Herausgegeben von J. W. Appell. Vierzigster Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 1854. Gr. 16. 2 Thlr.
6. Libussa. Jahrbuch für 1855. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Vierzehnter Jahrgang, mit dem Porträt Alfred Meißner's und drei gestochenen Kunstblättern. Leipzig, Hübner. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nr. 1. Bekanntlich geben die Musenalmanache nie Erzählungen und Novellen, sondern nur Gedichte. Möge uns der Leser auf einer Rundschau begleiten; wenn wir auch zuweilen auf lyrische Sandbänke stoßen oder gar momentan sitzen bleiben sollten, wir werden unser Schifflein doch bald wieder flottmachen. Wir steuern auch hier zuerst deshalb an dem unermüdlichen J. N. Vogl, der Balladen aus dem Aermel schüttelt, dem immer sanglustigen J. G. Seidl und dem gewandten L. A. Frankl ganz flüchtig vorüber, da wir diesen östreichischen Dichtern in unserm ersten Artikel größere Aufmerksamkeit schenkten. Es mag daher diesmal blos bei der Erwähnung ihrer Namen bleiben. Hierauf beutet Karl Meier seine Schweizerreise poetisch aus. Einige dieser Gedichte an die berner Alpen sind nicht übel; sie verrathen einen warmen Herzschlag für Naturschönheit, doch möge sich der Verfasser vor Lächerlichkeiten hüten; denn wenn er von einem „an das Hofthor angenagelten Falken" singt:

> Die Luft, die diesen Starken trug,
> Vermißt mit Wehmuth seinen Flug —

sympathisirt der Leser mit dieser lustigen Wehmuth durchaus nicht. Das Uebertragen menschlicher Gefühle auf Elemente dürfte wol überhaupt nur zuläßig sein, wenn die letztern personificirt vom Dichter eingeführt werden. Wie Ludwig Storch einen „Nonnengürtel" zehn Seiten lang besingen kann, das einzusehen war uns nicht möglich, unserer lichtbefreundeten Zeit sind alle Nonnengürtel und Klosterjungfern der Welt höchst gleichgültig. Julius von Rodenberg winselt auch 14 Sonette, worunter „Die schöne Sünderin", „Gesang der Nonnen", „Chor der Engel" u. s. w. schon durch ihre Ueberschriften andeuten, welcher Geistesrichtung sie angehören. Solche Stoffe, und dazu die Form des Sonetts! Unter den Beiträgen Günther Nicol's zeichnet sich besonders aus „Der alte Matrose". Dieses schöne Lied voll Kraft und Frische ist eins der besten im ganzen Buche. Das „Lied" von Heinrich Pröhle ist in der Form läppisch; solche gedankenarme Wortklappereien gehen aus übertriebener Neuerungssucht hervor, erzielen nicht einmal einen Knalleffect, umsoweniger eine nachhaltige Wirkung. In dem Gedichte „Die Eisinsel" übt sich ebenfalls ein Herr A. X. Schurz in neuen Wortbildungen, z. B. „Oceandurchwaten, Jubelüberschwang, Wogenwurfgepoch" u. s. w. Unter den Gedichten, die Julius Sturm gespendet, hat uns „Das Winterfest in Husum" angesprochen; diese hübsche Anekdote wurde glücklich von ihm behandelt. Hoffmann von Fallersleben bewegt sich in Gemeinplätzen, die schon hundert mal dagewesen. Julius Krais zeigt in seinen „Vaterländischen Gedichten" echtdeutsche Kraft, biedern Sinn und, was

seinen Versbau betrifft, einen schweren, volltönigen Wertlaut. Luise Otto's „Mukensturm" ist nicht übel, der „Freihut" ist ihr minder gelungen. Ernst Minneburg gibt 18 „Sinesische Volkslieder aus dem Schi-king des Confucius", worunter sich „Das Frühlingsfest" und „Die heilige Linde" durch eine große, antike Einfachheit auszeichnen. Daran reiht Minneburg noch zwei „Altarabische Lieder", deren erstes schön zu nennen ist. Friedrich Otto hat den interessanten Stoff „Das Henkersmahl" zwar nicht durchweg künstlerisch bemeistert, doch bewegt sich seine poetische Erzählung vom treuen Knecht flott fort auf der Woge des Rhythmus. Der Erwähnung würdig ist auch Ludwig Scheyrer's Ballade „Die Heimkehr von Kreta". Jegór von Sivers spendete zwei Lieder, deren erstes uns wegen seines zu idealen Schlusses nicht recht behagen wollte, während wir das zweite „Soldatenlust" für sehr gelungen halten; es ist ein kerngesunder Erguß, als ob er wirklich aus einer muthigen Soldatenbrust, im Hui des Augenblicks gezeugt, hervorspränge. Johannes Minckwitz hat mit seinem prachtvollen Gedichte „Titus" den Preis erobert; es ist wol unbedingt das beste historische Product der ganzen Sammlung; er entwickelt darin beinahe eine hellenische Wortplastik. Da das ganze Gedicht zu lang ist, um es hier einzuschalten, so wollen wir wenigstens unsere Leser mit folgender herrlichen Strophe erfreuen:

Staubgeborener römischer Cäsar, Herr der größten Erdenmacht,
Nordhyänen sind Eroberer, Tiger nur in Menschentracht!
Was sie bau'n, stürzt jach zusammen, wie ein buntes Kartenhaus,
Ihre leichte Spur im Sande löschen Völkerthränen aus.

Von dem leider zu früh in den drückendsten Verhältnissen gestorbenen echten Poeten August Schnezler finden wir, aus seinem von Ignaz Hub mitgetheilten Nachlasse, noch mehre schöne Blüten seines sinnigen Dichtergemüths. Folgender kurzer, ihn selbst ganz charakterisirender Ausruf aus seinem tiefen Herzen klingt wie sein Sterbeseufzer:

Ich sterbe.

Ich sterbe aus Sehnsucht
Nach lebendigem Leben;
Ich sterbe am Heimweh
Nach ewiger Schönheit!

Von Ignaz Hub ist „Der Schutzgeist" ein gutes Gedicht; so gehört auch das Trinklied „Der Kreislauf" von Braun von Braunthal zu den bessern Producten der Sammlung. Wenn C. Cerri singt: „Ich küßte deiner Haare Goldgewinde", wird man unwillkürlich an Pomade erinnert; die Stirne der Geliebten darf in solchen Situationen der Dichter küssen lassen, die Haare jedoch nie. Unter den Beiträgen Leopold Schefer's dünkt uns der werthvollste zu sein: „Am Morgen und zu Nacht." Schefer ist nur deshalb nicht einer der größten Dichter unserer ganzen modernen Zeitrechnung geworden, weil er zu viel Philosoph ist und zu wenig Sinn für Formenschönheit hat. Uebrigens gehören wir zu Denen, die sein „Laienbrevier" sehr hoch stellen. Adolf Doerr gibt einige anmuthige Reisebilder aus seinem „Album aus Italien".

Nr. 2 eröffnet „Die Wettfahrt" von Achim von Arnim, mitgetheilt aus seinem handschriftlichen Nachlaß. Wir enthalten uns hier absichtlich, ein Urtheil über dieses längere Gedicht abzugeben — die Literaturgeschichte ist das Feld der Todten, in einem Journal kann man sie nicht sanft begraben. Hermann Grimm führt eine „Violinphantasie" in Versen auf — ein seltsames Vorhaben! Friedrich Otte singt ein hübsches, frisches Lied „Auf dem Zürchersee". Balthasar Reber ruft Freiligrath zu:

Doch, Freiligrath, ich schwur es, nie,
Das Lesen deiner Poesie
Bis Nachts mehr auszudehnen.

Unter den drei schönen Liedern des Livländers Jegór von Sivers verdient einer besondern Erwähnung der tiefgefühlte erotische Erguß „Seitdem". Die talentvolle Gertrude von Hohenhausen, geb. Hartung, lieferte unter Anderm ein kleines Gedichtchen, dessen Stimmung jedoch so objectiv groß ist, daß es in jedes Epos eingeschaltet werden könnte. Es ist unter den zahlreichen kürzern Spenden des Almanachs ohne Frage das beste; ein hoher reinweiblicher Adel durchweht das Ganze. Es ist ein natürlich-heiliges Gebet von seltener Schönheit. Der Leser urtheile selbst:

An die Natur.

O nimm mich an dein Herz so reich,
Erhab'ne Wellenmutter du!
Daß ich an Größe, Milde, Ruh',
An heil'ger Schöpferkraft dir gleich.
Wie nach der innern Stürme Drang
Geläutert und verschönt du stehst,
In stillem Walten vorwärts gehst:
Sei ruhig auch fortan mein Gang!

Friedrich Stromberg wird nicht müde, die Welt mit seinen Epigrammen zu beglücken; er scheint nicht zu wissen, was Selbstironie ist, denn sonst hätte er schwerlich folgendes, seine eigene Muse treffendes Epigramm veröffentlicht:

Heiseres Lied.

Wollt ihr denn Alles nur erzwingen?
Soll auch der Rabe endlich singen?

In dem Liede „Der Flüchtling" von Julius Schanz spiegelt sich Kindesliebe schön ab; mit seinen Sonetten jedoch können wir uns nicht befreunden; diese jungen Dichter treten mit Platen und Adolf Böttger in die Schranken, als ob das gar nichts wäre. Hermann Kette sollte in der Wahl seiner Titel etwas vorsichtiger sein, denn z. B. die Ueberschrift „Eine Hundegeschichte" kann doppelt gedeutet werden und den Leser gleich vornweg in eine ungünstige Stimmung versetzen. Günther Nicol's Lied „Von der treuen Lampe" gehört unstreitig zu den bessern Producten des Almanachs, dessen mittelmäßige und schlechte Waare wir größtentheils mit Stillschweigen übergehen, um unsere Leser nicht zu ermüden. Erwähnenswerth ist die lübische Sage „Der Becher" von Karl Esmarch. Unter den schönen Beiträgen Heinrich Zeise's zeichnet sich ganz besonders aus das gewaltig tönende, wogenartig rauschende Lied „Ich hörte einst von Nordlandsrecken". Es thut einem wohl, doch wenigstens manchmal auf kerngesunde Producte zu stoßen, die beweisen, daß es in unserer verweichlichten Generation noch Kraftnaturen gibt. Wunderschön ist die Schlußstrophe:

Hochherzig waren Nordlands Fechter,
Die Söhne hehren Schlachtenruhms,
Sie waren die erhab'nen Wächter
Des freien, stolzen Heldenthums.

Wilhelm Dönniges gibt in geglätteter Form „Dänische Volkslieder", deren poetische Stimmungen bekanntlich Herder glücklich in der Uebersetzung abzuspiegeln wußte; jedoch hat er „diese Lieder nicht genau, ja mit einigen Fehlern und Auslassungen wiedergegeben", wie sich Dönniges ausdrückt. Unter den historischen Gedichten von O. F. Gruppe dünkt uns „Attila's Grab" das bedeutendste zu sein, nur ist es zu lang. Wie kurz dagegen, wie plastisch abgerundet ist das einen ähnlichen Gegenstand (des Gothenführers Alarich Grab) in demselben Versmaße behandelnde Gedicht von Platen: „Das Grab im Busento".

Nr. 3. Das „Rheinische Taschenbuch" eröffnet die biographische Skizze des trefflichen Malers Ludwig Richter, dessen Porträt das Titelblatt ziert, worauf sein schönes Bild: Die Ueberfahrt nach dem Schreckenstein, sehr nett gestochen von L. Sichling, folgt. Noch ist unter den Bildern bemerkenswerth: Der junge Goethe, das Märchen „Der neue Paris" erzählend, von W. von Kaulbach, gestochen von O. Volz. Gedichte sind in diesem Almanach gar nicht enthalten, wor-

über wir nach diesem lyrischen Waldgeranke, durch das wir uns soeben mit dem Leser durcharbeiteten, herzlich froh sind. Unter den prosaischen Beiträgen steht obenan „Ein Wappenfleck", Familiengeschichte, von C. Dräxler-Manfred fließend erzählt. Daran reiht sich „Das Turnier im Spessart", Novelle von F. J. Englerth. Die schriftstellernden Damen, die 1855 bedeutend mehr in den deutschen Almanachen als in den östreichischen mit Apollo kokettiren, sind im „Rheinischen Taschenbuch" durch Cläre von Glümer und Auguste Linden vertreten. Erstere spendete die Novelle „Berufen, aber nicht auserwählt", Letztere „Belle-Grande", dem Leser in diesem stolzen Schloß der Normandie ein Stück Geschichte vor Augen aufrollend. Noch finden wir „Die Verwandelten", Novelle von Eduard Ziehen, und „Der Deutsche und der Pole", historische Erzählung von Wilhelm Müller, welche in die Zeiten des alten Fritz und der Kaiserin Maria Theresia zurückgeht. Das „Rheinische Taschenbuch" dürfte also seines überwiegend historischen Inhalts wegen allen Freundinnen der Geschichte eine willkommene Gabe sein.

Nr. 4. K. Bernhardi gibt eine culturgeschichtliche Skizze: „Kassel ums Jahr 1580", worin er nach einer interessanten Einleitung mit schriftstellerischer Gewandtheit „Kassel als Festung und als Residenz" schildert, und zwar bis ins kleinste Detail, denn „zum Beschlusse", sagt Bernhardi, „lassen wir noch für unsere verehrten Leserinnen — die Herren Leser dürfen es überschlagen — ein genaues Verzeichniß aller derjenigen Suppen, Gemüse, Beiessen, Braten, Salate und Backwerke folgen, welche vor 300 Jahren in der Hofküche zu Kassel bereits bekannt und in Uebung waren." Wir empfehlen dieses sehr ausführliche Register insbesondere allen deutschen Hausfrauen und — Gourmands. Karl Lynker setzt seine im vorigen Jahrgang dieses Taschenbuchs begonnenen historischen Skizzen aus den Zeiten des Königreichs Westfalen fort mit „Jérôme's Leben bis zu seiner Thronbesteigung (1784—1807)", worin E. M. Oettinger von Lynker einen derben Hieb bekommt wegen seines Romans „König Jérôme Napoleon und sein Capri". H. L. Bezzenberger erzählt „Konrad von Boineburg (Kurt vom Bemmelberg) der kleine Hesse", W. Falkenheimer „Sprienfängers Aennlieschen", eine Dorfgeschichte aus Niederhessen, die mit den bessern Auerbach'schen nicht in die Schranken treten kann. Dagegen spenden wir unbedingtes Lob dem ausgezeichneten Aufsatz „Blicke in die altgermanischen Zustände" von G. Landau. Der müßte kein Deutscher sein, der das in diesem Buche überblättern könnte. Unter den poetischen Beiträgen übertrifft alle andern an Werth der herrliche „Gesang des Piraten", den Otto Braun aus dem Spanischen im Versmaße der Originaldichtung des Don José de Espronceda meisterhaft übertrug. Prachtvoll ist die mit dem feinsten Sinn für Schönheit fünf mal in das längere Gedicht eingeflochtene Strophe, die auch das Ganze trefflich beschließt:

> Ja, mein Schifflein ist mir Alles —
> Freiheit schirmt's mit starker Hand, —
> Mein Gesetz sind Wind und Wellen
> Und das Meer mein Vaterland!

Von Bedeutung ist ebenfalls das armenische Volkslied „Assli und Kyarem" von Hermann Grimm; weniger wollte uns sein „Trost in Einsamkeit" behagen. Ein eigenthümliches Interesse gewährt der Vorbericht zu „Hans Hoose und der Landgraf Karl", eine schwälmer Dorfgeschichte in Versen von Karl Schmitt. Es heißt unter Anderm darin: „An der obern Schwalm, in der Umgegend der althessischen Festung Ziegenhain, siedelt ein Bauerstamm, der durch eigenthümliche Tracht und Sitte, durch ein besonderes Gepräge des Charakters vor den angrenzenden ober- und niederhessischen Bauern sich scharf auszeichnet. Dies sind die nach dem eben erwähnten Flusse genannten Schwälmer. Sie schließen in der Regel nur unter sich Ehen. Im Ganzen mag der Stamm der Schwälmer etwa 10,000 Köpfe haben", u. s. w. Wir können hier nur flüchtig darauf hinweisen. Was jedoch diese oben genannten schwälmer Gedichte anbelangt, glauben wir nicht zu irren, wenn wir dem Verfasser die Rüge vorhalten, daß er sie zu breit behandelt habe. Einzelnes Schöne erkennen wir gern darin an, z. B. das originelle Liedchen „Wo seid ihr hin, ihr Sternelein?" Uebrigens stellt der Verfasser in Aussicht, daß „er vielleicht später eine besondere Arbeit über den Stamm der Schwälmer" veröffentlichen werde, wofür ihm gewiß Jeder, der sich für Culturgeschichte und vaterländische Volksweisen interessirt, dankbar sein wird.

Nr. 5. Die „Cornelia", diesmal ihren vierzigsten Jahrgang feiernd, bewährte auch damit ihren alten wohlverdienten Ruf. Sie trifft stets eine gute Auswahl unter den Novellen und wird sich dadurch sicherlich die Gewogenheit ihres Leserkreises zu erhalten wissen, selbst dann noch, wenn die Mehrzahl der deutschen Taschenbücher, eines blassen Todes verblichen, im Strome der Zeit spurlos verschwunden sein wird. Wir finden zuerst „Ein Herz von Stahl", Novelle von Bernd von Guseck. Die erste Hälfte dieser historischen Erzählung, die auf dem Schlosse Altenreiff in Altbaiern spielt, hat der Verfasser ihrem gerade nicht reichen stofflichen Gehalt nach zu gedehnt behandelt. Der versteckte Hauptzug des Ganzen, daß Albrecht der Arge ist und nicht Max, genannt „der Schwarze", hätte mehr zur Seelenmalerei Gelegenheit geboten, als sie vom Verfasser in dieser Hinsicht ausgebeutet wurde. Wer zuletzt einem Heuchler die Maske abnimmt, muß ihn doch früher schon so hinstellen, daß der Leser etwas mehr Verdacht gegen diese Persönlichkeit schöpft, als er es hier zu thun geneigt ist. Dagegen bemüht sich der Verfasser ängstlich, alles Mögliche zu Max' Nachtheil in die Wagschale zu werfen. Ob dieses „Herz von Stahl" selbst das Aeußerste, die Beschuldigung, einen Mord verübt zu haben, ohne seine männliche Ehre mindestens mit Worten, wenn auch nicht durch die That zu retten, auf sich als schwarzen Flecken sitzen lassen darf, darüber wollen wir hier, um nicht zu weitläufig zu werden, mit dem Verfasser nicht rechten. Doch diese Gerichtsscene, wo Herzog Wilhelm voreilig das Urtheil über den Unschuldigen fällt, hat stark den Anstrich eines theatralischen Coups. Bernd von Guseck wäre freilich in Verlegenheit gekommen, ohne diesen Coup seine Geschichte so weit hinauszuspinnen. Mehre schöne Episoden verwischten uns jedoch diesen unangenehmen Eindruck. Im Allgemeinen sind dem Verfasser die Männergestalten besser gelungen als die Frauen. Uebrigens hat er als gewandter Novellist seinen Stoff bewältigt und in formeller Hinsicht künstlerisch abgerundet. Hierauf folgt „Es ist nichts so fein gesponnen", Novelle in zwei Abtheilungen, von L. Rellstab. Diese sonderbare Criminalgeschichte hat sehr viel Spannung. Die volksthümlich gehaltene Eingangsscene ist trefflich charakterisirend, so plastisch wirksam, daß wir uns nicht des Gedankens erwehren konnten, der Verfasser habe sie aus dem Leben gegriffen. Die Fortentwickelung ist ebenfalls gut, nur fiel uns dabei eine Unwahrscheinlichkeit auf, die ohne Motivirung wol Niemand hinnehmen möchte. Oberst Schulz, mit Extrapost vor einem Gasthofe anhaltend, dessen sämmtliche Räumlichkeiten zu einem Balle benutzt werden, willigt ein auf den Vorschlag des Wirths, ein paar kleine Stübchen, welche unmittelbar in der Nähe des Orchesters freiständen, zu beziehen, trotz der unangenehmen Perspective, die ganze Nacht schlaflos zubringen zu müssen. Jeder Reisende hätte da wol geantwortet: „Nein, unter diesen Umständen fahre ich bei einem andern Hôtel vor." Der Verfasser ist uns also den triftigen Grund anzugeben, warum Oberst Schulz seine Nachtruhe so bereitwillig opferte, schuldig geblieben. Dies ist jedoch der einzige schwache Punkt der Erzählung, welche die ganze Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt und durch die Ueberraschung eines versöhnenden Schlusses, den man bereits für unmöglich hält, vollkommene Befriedigung gewährt. Rellstab hat damit neuer-

dings glänzend gezeigt, wie tief er in die geheime Werkstätte der menschlichen Seele blickt. Seine Novelle ist ohne alle Frage das beste Product dieses Almanachs. Einzelne Dialoge sind meisterhaft, das Fortschreiten der Handlung bis zum Gipfelpunkt, das Zerhauen des Knotens von beinahe dramatischer Schlagkraft. Da uns die Spalten d. Bl. nicht gönnen, jede Erzählung speciell kritisch zu beleuchten, so begnügen wir uns, schließlich blos die Andeutung zu geben, daß die allen Damen warm zu empfehlende „Cornelia" für 1855 noch eine Novelle von Jeanne Marie: „Form und Geist", enthält.

Nr. 6. Eingedenk des alten Spruchs: Das Letzte ist das Beste! wiesen wir der „Libussa" diesen Ehrenplatz an; denn sie hat, wie es uns scheint, bei dem diesjährigen ästhetischen Wettlauf nicht nur unter den östreichischen, sondern auch unter sämmtlichen deutschen Almanachen den Preis gewonnen. Isidor Proschko's Erzählung ist eine sehr nette Anekdote aus den Zeiten Kaiser Joseph's II. Unter den „Nordböhmischen Volksmärchen" von J. Virgil Grohman heben wir besonders hervor „Das Laubgold" und das durch seine schlagende Kürze orginelle „Schreckaugerl". Friedrich, Fürst von Schwarzenberg, als Schriftsteller schon lange vortheilhaft bekannt unter dem Namen: der Landsknecht, macht witzige Bemerkungen über das „Rauchen" und entscheidet sich selbst nicht für die moderne Cigarre, sondern für die alte treue Husarenpfeife, die, nach Pfeffel, vom Kriegersmann getragen wird:

> . . . wie ein Heiligthum,
> Wir mögen weichen oder siegen,
> Im Stiefel mit herum!

Uffo Horn lieferte einen ausgezeichneten Beitrag zur Geschichte des deutschen Humors, betitelt „Drei Schälke". Diese sind Tyll Eulenspiegel, Eppelein und Thomas Murner, der Franciscanermönch, Doctor der Gottgelahrtheit und poeta laureatus, geb. 1475. Uffo Horn stellt diesen Murner hinsichtlich des Verdienstes, den Hauptanstoß zur Läuterung der deutschen Sprache gegeben zu haben, dem großen Reformator Luther an die Seite. Wilhelm Kandler gibt aus seinem Tagebuche ein paar lebendige Skizzen: „Eine Stunde in der Sirtina", und „Der Carneval in Rom". Karl Hugo Rößler spendete einen humoristischen Reisebericht aus dem Tagebuche eines Freundes, und macht unter Anderm bei den Falklandsinseln, nach der Bemerkung, daß alle französischen, spanischen und englischen Colonien auf diesen unwirthbaren Eilanden spurlos verschwunden seien, den guten Witz: „Auch das zahme Schwein ist dort wieder zur ursprünglichen Jean-Jacques-Rousseau'schen Glückseligkeit zurückgekehrt." Der Herausgeber Paul Aloys Klar theilt aus dem Wanderbuche eines Künstlers mit „Die Tscherkessen", eine sehr interessante Skizze, der wir zur Charakterisirung dieses merkwürdigen Bergvolks folgende Stelle entlehnen, in der sich der tiefste Schlagschatten der Gemeinheit mit dem grellsten Lichte der Moral seltsam paart: „Es ist unter den Tscherkessen der bitterste Hohn, sofern es von einem heißt, er sei nicht fähig, eine Kuh zu stehlen. Eine schöne Einrichtung, welche die Schrecknisse der Blutrache mildert, ist bei ihnen das Gesetz der Gastfreiheit; es ist genug, daß ein Fremder den Namen einer Person angebe, unter deren Schutz er sich stellt, so wird er gut behandelt; sein Beschützer nimmt den Titel Kunak an und ist bei Strafe der Ehrlosigkeit und körperlicher Züchtigung verpflichtet, denselben wie seinen eigenen Sohn zu vertheidigen." Von P. A. Labsky finden wir eine biographische Skizze: „Alfred Meißner", dessen gelungenes Porträt das Titelblatt der „Libussa" ziert. Legis-Glückselig rückte einen trefflichen Artikel ein, betreffend „Das Faustische Haus in Prag und die Quellen der Faustsage in Böhmen sammt einem nekromantischen Anhange". Es ist eine solche Fülle von größtentheils guten Prosaisten da, daß wir uns begnügen müssen, nur noch einige Namen anzugeben: Friedrich Steinbach, Ferdinand Siegmund, „Reminiscenzen an Wenzel Tanascheck" von Karl Victor Hansgirg, „Das Pfingstfest in der Tropfsteingrotte zu Adelsberg" von J. von Vogelstein und endlich Eduard Pokorny. Unter den poetischen Beiträgen dürften die besten sein, und zwar vor allen andern das herrliche Gedicht „Auf den Bergen" von Joseph Bayer, „Sonnengruß" von Wurzbach, der köstliche ausgezeichnete Schwank „Der erlöste Protokollist" von Karl Hugo Rößler, und allenfalls noch „Kreislauf" von Holzer, „In der Laube" von J. G. Seidl und „Thau" von L. A. Frankl. So wie die Libussa muß ein Almanach redigirt werden, wenn er auch denkenden Männern ein Interesse einflößen soll. Klar, der unter mehren Beiträgen auch die „Darstellung der Karolinischen Stiftungsbulle der prager Universität" geliefert, scheint ein sehr trefflicher Mann zu sein, den sich alle Herausgeber von Almanachen zum Vorbild nehmen sollten. Wir glauben unsern Bericht über die „Libussa" nicht besser schließen zu können als mit seinen eigenen Worten: „Der Ertrag ist der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen gewidmet."

Emanuel Raulf.

Naturwissenschaftliches.

1. Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Friedrich Schoedler. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr

Wir eröffnen unsere literarische Revue zunächst mit einer vortrefflichen Schrift. Sie enthält einen reichen Schatz von Wahrheiten, wofür sich jeder Denkende lebhaft interessirt. Und dabei ist Alles in eine so anmuthig schöne Form gebracht, mit so edler Freimüthigkeit und Heiterkeit durchwoben, daß man dem Buche seine ganze Zuneigung schenken muß.

Unsere Literatur hat in neuerer Zeit schon oft das Glück gehabt, mit Werken bereichert zu werden, welche so recht eigentlich dazu befähigt waren, den Sinn des gebildeten großen Publicums für das Aufblühen der Naturwissenschaften anzuregen und dauernd wach zu erhalten. Dürfen wir dies im Allgemeinen von allen Richtungen der Naturwissenschaften dankbar anerkennen, so gilt dies doch ganz besonders von der Chemie. Sie verdient es aber auch am allermeisten. Ihre zauberartig rasche Entwickelung hat jetzt die ganze Welt begeistert. Chemie ist das Losungswort für jeden denkenden Freund der Natur, in ihr reichen sich Gelehrte und Ungelehrte einander die Hand und bilden eine innig zusammenhaltende Gemeinschaft. Das ist eine schöne Einigkeit, und diese verdankt sie hauptsächlich ihrer allseitig praktischen Tendenz, wodurch sie sich Ansehen und Vertrauen erworben hat in Fabrik und Küche, in Staat und Haus, bei Gesunden und Kranken, bei Bauer, Bürger und Edelmann. Sie ist stolz darauf, im Dienste des ganzen Volks zu stehen, ohne ihrer höhern reinwissenschaftlichen Geltung etwas zu vergeben. Und sie steht jetzt nicht mehr allein auf diesem das Wohl aller Menschen im Auge behaltenden Standpunkte, sie hat den ganzen Kreis ihrer gesammten naturwissenschaftlichen Schwestern thatkräftig zur Seite. Dies Alles macht die vorliegende Schrift zum Gegenstande ihrer Betrachtung. Sie ist voll Begeisterung für die Chemie, aber mit Würde und tiefgefühlter innerer Ueberzeugung geschrieben, schmälert jedoch die wahren Verdienste der andern Wissenschaften nie, sondern stellt sie, wo es sein muß, immer in das offene Licht der Unparteilichkeit.

Das Buch ist für Alle geschrieben, welche sich mit den Naturwissenschaften befreundet haben. Und wer könnte jetzt zu den Gebildeten gehören, ohne ein Herz zu haben für den naturwissenschaftlichen Aufschwung unserer Zeit! — Das Buch gibt Stoff zum Denken. Es führt ein in die Wissenschaft, zeigt mit gewinnender Sprache ihren vielseitigen praktischen Entwickelungsgang und macht aufmerksam auf ihre Bedeutung für

alle Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft. Es ist voll feuriger Liebe für die edle große Sache und bleibt dabei doch schlicht und gerade und ehrlich. Es spannt und fesselt seine Leser, aber nicht durch Kunstgriff und Absicht, sondern blos dadurch, daß es mittheilt, wofür sich Jeder interessirt, daß es sich kurz faßt und scharf und präcis ausspricht, was zu sagen ist. Solche Bücher sind Perlen für die Wissenschaft, für das Volk. Ihre Hülfe ist viel werth. Sie befruchten und bestellen zugleich den Boden zu einer allgemein gesegneten Ernte. Sie geben Geistesfrucht für den Mann vom Fach und für den denkenden Praktiker.

Daß der Verfasser dazu berufen ist, eine populäre Darstellung der Chemie als Wissenschaft und in ihrer Beziehung zum Leben gründlich und allgemein befriedigend durchführen zu können, hat er vielfach an den Tag gelegt, ganz besonders aber durch sein „Buch der Natur", welches so sehr der Liebling des Volks geworden ist, daß es in kurzer Zeit acht Auflagen erlebt hat. Bei der vorliegenden Schrift steht der Verfasser ganz ausschließlich auf dem Boden seines eigentlichen Fachs, auch ist er ein Mann von reiferer Erfahrung geworden; das Alles wird dazu beigetragen haben, den Anfoderungen genügen zu können.

Wer es noch nicht wissen sollte, daß Schoedler ein Schüler Liebig's ist, dem bleibt es bei der vorliegenden Schrift sicher nicht verborgen. Das ganze Buch lebt und webt im Geiste und in der Verehrung des großen Meisters. Diesem ist es gewidmet, und jede Seite gibt Zeugniß von der innigen Befreundung zwischen Schüler und Lehrer. Das chemische Laboratorium zu München sowol seiner äußern schönen Ausstattung als seiner innern zweckmäßigen Einrichtung nach dient bildlich dem Buche als Schmuck.

Nach der Einleitung, welche sich über den Werth und Einfluß der heutigen Chemie im Allgemeinen ausspricht, bringt das Buch zunächst die Wissenschaft in ihren Grundzügen selbst. Darauf werden die epochemachenden Entwickelungsmomente der Geschichte der Chemie gegeben, woran sich das Hauptthema des Buchs schließt, nämlich die Beziehungen der Chemie zu den andern Wissenschaften, zur Kunst, zu den Gewerben, zum Ackerbau und zur Schule.

Wir wollen nun zur bessern Würdigung des Buchs selbst einige Mittheilungen aus demselben machen und wählen dazu den Abschnitt, welcher die Ueberschrift trägt: „Die Chemie in ihrem Einflusse auf Kunst, Gewerbe und Ackerbau." „Ich stand an der Ecke von Trafalgar-Square und wartete auf eins der vielen Fuhrwerke, die in London zur Glorienzeit des Krystallpalastes in mehr als gewöhnlicher Zahl ihre Richtung nach Hydepark nahmen." So munter und gleich tief in die Sache einführend leitet der Verfasser seinen Vortrag ein. Der erwartete Omnibus kommt, nimmt den Harrenden auf seiner Außenseite auf und fährt dann im Trabe weiter. Der Wagen ist gedrängt voll Menschen. „Verkehr mit dem Nachbar ist der Natur der Sache nach eben nicht ein Reiz jener Außenfahrten, denn jeder Fahrende achtet mit mehr oder weniger Spannung auf den Punkt, wo er den Wagen wieder zu verlassen gedenkt. Den Fremden macht die Neugierde, den Einheimischen das Geschäft stumm oder einsilbig. Zu jener Zeit war jedoch in dieser Beziehung eine Abweichung herrschend geworden, die «Ausstellung» war das Quecksilber, das die sprödesten Metalle rasch amalgamirte. Der Krystallpalast erschien als das allgemeine Menstruum, in welchem selbst die zähesten Geschäftsseelen sich auflösten und redselig wurden. Kaum hatte ich daher dem Kutscher, meinen Bestimmungsort bezeichnend, jene Zauberformel ausgesprochen, als die Zungen gelöst waren und es sogleich sich herausstellte, daß meine nächsten Nachbarn demselben Ziele zueilten. «Ist denn wol», fragte der Eine, «dieser Krystallpalast kein londoner Puff, sondern wirklich das erstaunliche Wunder der Gegenwart?» «Gewiß, das ist er», erwiderte lebhaft der Andere; «Sie werden die allgemeine Bewunderung, mit welcher ein Jeder von diesem Gebäude erfüllt wird, umsomehr theilen, je mehr Sie dasselbe zum Gegenstand wiederholter und sorgfältiger Betrachtung machen.» — «Sie kennen, wie es scheint, bereits den Glaspalast?» fragte ich. «Sehr genau», fuhr mein Nachbar fort, «und ich betrachte denselben als den triumphirenden Beweis, daß die Mechanik es ist, die eine neue culturgeschichtliche Epoche begründet und der Welt eine andere Physiognomie verleiht!» — «Und glauben Sie nicht, daß es eine Wissenschaft gibt, welche diesen Beruf zu theilen, ja der Mechanik die soeben zuerkannte Palme streitig zu machen berechtigt ist?» warf ich ein. — «Unmöglich, Herr, was wollen Sie damit sagen?» — «Nun, ich denke, daß zum Beispiel die heutige Chemie .....» «Die Chemie? Herr», unterbrach mich der Mechaniker mit einer so ironischen Betonung, daß ich eine große Versuchung verspürte, denselben mit einem Ruck auf die Straße zu befördern, — «ich bitte, was hat die Chemie mit dem Glaspalast zu thun?» — «Nicht mehr und nicht weniger, als daß ohne ihren Einfluß, ohne ihre Entwickelung die ganze Erreichung des Wunderbaus eine Unmöglichkeit geblieben wäre.» — «Ich begreife nicht.» — «Lassen Sie mich erklären. Sie werden zugeben, daß ohne Glas ....» «Der Glaspalast eine Chimäre wäre», fiel der Mechaniker in seinem frühern Tone ein; «sicherlich, das wäre er. Aber Sie halten doch wol das Glas nicht für eine Entdeckung der heutigen Chemie? Ein Material, so alt, daß man es in den Ruinen von Ninive gefunden hat, daß auf Wandgemälden des alten Theben schon Glasbläser abgebildet sich finden.» — «Und gerade in diesem Lande (England) von jeher so theuer», erwiderte ich, «daß noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts Englands reichster Fürst, der Herzog von Northumberland, die Fenster seines Schlosses zur Schonung herausnehmen ließ, so oft er verreiste; daß zu Ende des 17. Jahrhunderts nur die Hauptgebäude der königlichen Paläste mit Fensterscheiben versehen waren; daß noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts derselbe Mechaniker, der den Plan zur Aufführung eines solchen Gebäudes entworfen und zu dessen Ausführung in derselben Zeit sich verbindlich gemacht hätte, unfehlbar reif für Bedlam erklärt worden wäre. Ich wiederhole Ihnen, nur unter dem Einflusse der Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte war es möglich, dieser Aufgabe zu genügen.» — «Es scheint, Herr, Sie sind Chemiker und sprechen pro domo!» — «Wie Sie als Mechaniker Dasselbe zu thun scheinen. Aber da sind wir. Lassen Sie uns sofort einen Vergleich anstellen. Es wird mir ein Leichtes sein, überall den erstaunlichen Aufschwung nachzuweisen, welchen die Gewerbe der Chemie verdanken, überall zu zeigen, wie die Producte der Chemie an Reichthum, Glanz und Fülle hervorstrahlen!» — «Angenommen», rief mein Gegner lebhaft einschlagend, «und da Ihre Aussprache den Deutschen nicht verkennen läßt, so werde ich Sie sogleich zu der chemischen Ausstellung Ihres Landes führen.» — Sie traten nun ein in die Räume des Krystallpalastes. Der Eindruck war bewältigend groß. Der Mechaniker führt den Chemiker ohne Aufenthalt zunächst zu dem Saale, in welchem die Chemikalien aufgestellt waren. Auf flachen Tischchen steht dicht zusammengedrängt ein Chaos von Gläsern, Flaschen, Glocken, Vasen, Cylindern, Büchsen, Kästchen und Schachteln, groß und klein bunt durcheinander. Damit ließ sich nicht imponiren. Alles, was dem Chemiker von Fach in seinem Studirzimmer, in seinem Laboratorium das Herz erfreute, stand da übersehen und verschwindend klein im Vergleich der im prächtigsten Glanze strahlenden unendlichen Menge der großartigsten Maschinen, im Vergleich der bezaubernd schönen Stoffe von Lyon, der Bronzen von Paris, der Vasen von Sèvres, der Waffen von Lüttich ... Jeder Andere hätte den Streit für beendigt erklärt und dem Mechaniker ohne weiteres den Preis zuerkannt. Der Chemiker war aber zähe und hatte weit tiefer liegende Gründe, als der Glaspalast sie in oberflächlicher Beschauung seiner Schätze ahnen läßt. «Geht nur durch diese ungeheuern Räume», ruft er aus, «angefüllt mit den Schätzen der Welt, bewundert den Glanz und die Farbenpracht jener Stoffe von Seide, Wolle und Baumwolle, betrachtet diese farbigen Papiere und Tapeten, diese Malereien von Sèvres,

Berlin und Dresden, die Krystalle aus Böhmen, jene Tempel und Statuetten aus Stearin, diese Pyramiden und Krystalle von Zucker — weit ab von den Tischchen der chemischen Präparate. Erforscht sodann, was diese Gegenstände so herrlich, so brauchbar, so wohlfeil, so verbreitet und so zugänglich gemacht hat, und die Antwort wird euch zurückführen ins stille Cabinet, wo der Chemiker seine Stunden verbringt, die Oscillationen der Zunge seiner Wage mit hingebender Geduld beobachtet!»"

Nach einer solchen die Aufmerksamkeit des Lesers spannenden Einleitung schreitet nun das Werk zu einer genauern Darstellung der Beziehung der Chemie als Wissenschaft zum praktischen Leben; es zeigt dann den Einfluß der gegenwärtigen chemischen Theorie auf das Denken über die Natur, auf Vertilgung des Aberglaubens, auf Blosstellung der Betrüger und Verbrecher und auf die Fabriken und Gewerbe; es bespricht speciell die chemischen Fabriken und besonders die des Deutschen Zollvereins. Und erst nachdem dies Alles erwogen, wendet sich der Verfasser wieder an die gründliche Beantwortung der oben einstweilen verlassenen Streitfrage über den Werth der Chemie im Glaspalaste. Er führt dies auf eine sehr befriedigende Weise durch, läßt aber den nicht gut passenden Vergleich mit der Mechanik fallen, woran er sehr wohl thut, da ein solches Abwägen der Verdienste zweier ganz ungleichartigen Wissenschaften immer resultatlos bleiben muß und gar leicht heißes Blut setzen kann zwischen den betreffenden Parteien. Ohnehin ist Chemie in ihrer Anwendung auf das praktische Leben ein ohnmächtig Kleines, wenn sie der Mechanik entbehren sollte, sowie die Mechanik in ihrer praktischen Lebensbeziehung verkümmern müßte, wenn sie an der Chemie nicht eine treue, mit Rath und That zur Seite stehende Lebensgefährtin hätte. Vergessen wir nicht, daß alle Naturwissenschaften ein innig zusammengehöriges Ganzes ausmachen, welches der Mensch nur getheilt hat, weil er zu beschränkt ist, Alles in sich aufzunehmen, weil er, vom praktischen Standpunkte geleitet, nur Einzelnes brauchen kann. Den Beschluß dieses Abschnitts bildet „Die Chemie und der Ackerbau". Da ist der Verfasser als Schüler Liebig's so recht in seinem Elemente. Damit soll aber ja nicht angedeutet sein, daß hier über alle andern Ansichten und Erfahrungen der Stab gebrochen wird, im Gegentheil berücksichtigt der Verfasser in dieser Abhandlung, wie überhaupt in seinem ganzen Buche, auch fremde Leistungen mit Würde und Unparteilichkeit; nur ereifert er sich da, wo man in der Landwirthschaft gar nichts von Chemie wissen will, und da ist er im vollen Rechte.

Den Beschluß des Buchs macht ein Aufsatz, der „Die Chemie und die Schule" überschrieben ist. Unter Schule werden hier alle Lehranstalten, die Universität nicht ausgeschlossen, verstanden. Danach könnte man glauben, daß die Arbeit auch ziemlich umfangreich auftreten müßte; dies thut sie aber nicht, sie schließt nur sieben Seiten in sich und berührt blos die allernothwendigsten Punkte. Wahrscheinlich geht der Verfasser von dem ganz richtigen Gesichtspunkte aus, daß den Schulmännern, welche sich für Chemie interessiren, das ganze Buch gehört. Wer die Jugend fürs Leben bilden will, darf nichts unberücksichtigt lassen, was die Thätigkeit der Menschen beseelt, und da steht denn die Chemie obenan.

2. Chemische Bilder aus dem Alltagsleben. Von James Johnston. Aus dem Englischen. Leipzig, Lorck. 1854. 8.
Die Chemie des täglichen Lebens von James F. W. Johnston. Deutsch bearbeitet von Th. O. G. Wolff. Berlin, F. Duncker. 1854. 8.
Chemische Bilder aus dem täglichen Leben. Nach Johnston's Chemistry of common life von Wilhelm Hamm. Leipzig, Weber. 1854. 8.

Der hohe Werth des Johnston'schen Werks hat rasch hintereinander obige drei Uebersetzungen hervorgerufen, deren Preis, um ihnen eine recht weite Verbreitung im Volke zu sichern, möglichst niedrig gestellt ist. Der Inhalt der Johnston'schen Schrift ist sehr praktisch gewählt und so recht mundgerecht für das denkende große Publicum verarbeitet. Fehlt es nun auch unserer deutschen Volksliteratur nicht an ganz gleichen Werken, so läßt sich doch nicht leugnen, daß wir von den Engländern noch Vieles lernen können, so oft es sich darum handelt, unser Wissen praktisch zu machen und tief einzuführen in den großen Haufen. Das Buch bespricht „die Luft die wir athmen", „das Wasser das wir trinken", „den Boden den wir bebauen", „die Pflanzen die wir ziehen", „das Brot das wir essen", „das Fleisch das wir kochen", „die Aufgußgetränke (Thee, Kaffee, Chocolade)", „die Zuckerstoffe", „die geistigen Getränke", „die narkotischen Stoffe", „die Wohlgerüche", „die übeln Gerüche", „den Athmungsproceß", „die Verdauung", „den menschlichen Leib", „den Stoffwechsel". Schon das bloße Durchlesen des Inhaltsverzeichnisses fesselt und erweckt die Lust zu einer nähern Prüfung des Ganzen. Noch mehr wird aber das Interesse rege, sobald man angefangen hat, das Buch selbst zu lesen. Ueberall bringt es nur Das zur Sprache, wofür sich Jedermann interessirt, Alles ist kurz gefaßt und dabei doch sachverständig gründlich, Alles ist ausgeschlossen, was für das alltägliche Leben nicht unmittelbar Nutzen bringen kann.

Man wird den Geist des Buchs am besten durch einige Mittheilungen kennen lernen. Wir wählen zunächst eine Stelle des fünften Capitels, welches die Ueberschrift „Unser tägliches Brot" führt. „Frischgebackenes Brot besitzt eine eigene Weichheit und Zähigkeit, welche den meisten Menschen bekannt ist, und wird von Vielen geliebt, obgleich man es als weniger verdaulich zu betrachten pflegt. Nach zwei bis drei Tagen verliert es diese Weichheit, wird kurz und krümelig und dem Anscheine nach trockener. In dieser Zeit pflegt man es altbacken zu nennen. Man nimmt allgemein an, daß diese Veränderung daher rühre, daß das Brot durch den allmäligen Verlust von Wasser wirklich trockener werde; dem ist aber nicht so. Altbackenes Brot enthält fast genau dieselbe Wassermenge wie frisches Brot nach vollkommenem Erkalten; die Veränderung liegt nur in der innern Anordnung der Atomtheilchen des Brots. Der Beweis dafür läßt sich leicht dadurch führen, daß man einen altbackenen Brotlaib in einen festverschlossenen Blechbehälter legt, ihn eine halbe bis eine ganze Stunde lang einer Hitze aussetzt, welche die des siedenden Wassers nicht übersteigt, und ihn darauf aus der Blechform nimmt. Sobald das Brot erkaltet ist, wird man finden, daß es das Aussehen und die Eigenschaft des frischen Brots vollständig wieder erlangt hat." — Der Verfasser faßt den Begriff des täglichen Brots etwas allgemein und versteht darunter auch alle Gemüsearten, wie Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Rüben, Kohl u. s. w. Von der Zwiebel wünscht der Verfasser, daß man dieselbe mehr als dies bisjetzt der Fall gewesen ist als Nahrungsmittel benutzen möchte, sie besitze ungewöhnlich viel ernährende Kraft, fast vier mal so viel als die Kartoffel. „Die getrocknete Zwiebelwurzel", sagt der Verfasser, „enthält nach meinen Analysen 25—30 Procent Kleber und steht in dieser Beziehung mit der nahrhaften Erbse und dem Gram des Morgenlandes auf gleicher Stufe. Der wandernde Spanier verzehrt daher seine Zwiebel nicht blos als Würze zu seiner bescheidenen Brotrinde, wenn er sich zum Ausruhen an die erfrischende Quelle setzt, sondern weil eine lange Erfahrung erwiesen hat, daß sie, wie der Käse des englischen Handarbeiters, auch seine Kräfte erhalten hilft und mehr als ihr Umfang schließen lassen würde zu der Nahrungsquantität beiträgt, welche ihm seine einfache Mahlzeit liefert." — Auch auf den Kohl wird in Hinsicht seiner Nahrungsfülle ein sehr großes Gewicht gelegt. „Das getrocknete Blatt enthält, meiner Analyse nach, 30—35 Procent Kleber und ist daher in dieser Beziehung nährender als irgend eine andere Pflanzenspeise, welche in größerer Quantität von Menschen und Thieren verzehrt wird. Mir sind hiervon nur zwei Ausnahmen bekannt, — der Pilz, welcher in getrocknetem Zustande zuweilen bis 56 Procent Kleber enthält, und der getrocknete Blumenkohl, in welchem

der Klebergehalt mitunter bis auf 64 Procent steigt. Kohl ist eine von denjenigen Pflanzen, aus deren Blättern wir durch das Kochen den größten Theil des für den Geschmack Unangenehmen entfernen und die wir dadurch in eine schmackhafte Speise verwandeln können, ohne ihre Ernährungsfähigkeit merklich zu vermindern. Ich habe gefunden, daß nach dem Kochen getrockneter Kohl immer noch 33 Procent Kleber enthielt. Wenn diese Blätter jedoch häufig und in großer Menge gegessen werden, so haben sie, wie fast alle kleberreichen Nahrungsmittel, einen verdauungshemmenden Einfluß auf die menschliche Constitution und sind daher vorzugsweise geeignet, mit fetten Speisen gegessen zu werden. Kohl mit Speck ist ebenso wie Schweinefleisch mit Erbsen eine Zusammenstellung der Speisen, welche ihre Beliebtheit weder dem Herkommen noch blos dem Geschmacke des Epikuräers verdankt, — sie ist in Wirklichkeit eine Verbindung, welche die Erfahrung als für das nachfolgende Wohlbefinden des Nahrungskanals jedes gesunden Individuums passender, wie eine Art von diesen Speisen allein gegessen, vorgeschrieben hat."

Solche Bücher zu besprechen ist ein Genuß. Man rechnet ihn um so höher an, je seltener er geboten wird. Die Herren Schriftsteller sorgen aber sehr für Abwechselung. So ist das nächstfolgende Schriftchen ein Machwerk, worüber man sich herzlich betrüben kann.

3. Enthüllungen. 1. Tischrücken, Elektromagnetismus und Rotation der Himmelskörper. Neues System der physischen Astronomie, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft. Von Ribet. Dresden, Adler u. Dietze. 8 Ngr.

Auf der Rückseite des Titelblatts steht noch folgende Verwahrung als Lockfutter für die Käufer: „Der Verfasser wird demnächst diese Schrift in französischer und eine Uebersetzung derselben in englischer und italienischer Sprache in den betreffenden Ländern erscheinen lassen, behält sich daher als Autor das alleinige Recht dazu hiermit ausdrücklich vor." Wir möchten am liebsten ganz von der Sache schweigen; zur Abwehr ähnlicher Verschrobenheiten liegt uns aber die Pflicht ob, noch Einiges hinzuzufügen.

Der Autor dieser Enthüllungen, wahrscheinlich ein französischer Sprachmeister, gehört ganz in die Classe unserer deutschen Herren Schmitz und Schöpffer, welche mit dem Stande und den Resultaten unserer heutigen, durch Kopernicus, Kepler, Newton und Laplace ins Leben gerufenen Astronomie unzufrieden sind. Er hat mit ihnen denselben widerlichen Hochmuth, dieselbe Eigenliebe und höchst wahrscheinlich auch dieselbe zähe Zudringlichkeit gemein. Sie haben die Gabe zu schwatzen, finden ihren Kreis offener Ohren, denen Wortgeklingel ein Labsal ist, sobald dasselbe nur hübsch abweicht von Dem, was die vernünftige Welt für einen Geistesgenuß hält; auch brauchen sie nicht in Sorge zu sein um Verleger, Setzer und Drucker, da diese gern zugreifen, wo mit Ungewöhnlichem ungewöhnlich leicht Geld zu verdienen ist.

Nach dem Titel des Buchs sollte man glauben, es enthielte wieder eine Reihe von den Wunderlügen des Tischrückens und Tischklopfens; indeß man irrt sich, das Phänomen dieser Tischgeschichte wird wenig oder gar nicht besprochen; die Rotation der Himmelskörper bildet den Kernpunkt, von ihr wird die Ursache enthüllt und von dieser meisterhaften „Enthüllung" eine gelegentliche Anwendung auf das Tischrücken gemacht. Der Autor hat aber zwei Gründe, den Titel seiner Schrift mit jener Wunderbewegung zu schmücken. „Erstens deshalb, weil die Sonne, wie hier an den Hauptbewegungen der Erde umständlich nachgewiesen wird, auf die Himmelskörper eine Wirkung ausübt, welche mit der des Magnetismus in der Erscheinung des sogenannten Tischrückens nicht ohne Aehnlichkeit ist. Ein zweiter Grund lag darin, daß eben dieses seltsame Phänomen des Tags den Verfasser zu dem Gedanken leitete, daß alle Weltkörper sich, sowie die Atome der einzelnen Körper, je nach ihren Temperaturzuständen, vermöge besonderer Polaritätsverhältnisse nicht nur einander anziehen, sondern auch abstoßen können." — „In dem weitern Verfolg dieses Gedankens ergab sich denn auch, daß sich auf diese Art sowol diejenigen Hauptbewegungen und Erscheinungen, welche nach der Newton'schen Theorie auf künstliche Weise und nur mit Hülfe zahlreicher grundloser Hypothesen erklärt werden, als auch wichtige Phänomene, welche bisher als unauflösliche Räthsel betrachtet worden, ohne weitere Hypothesen in ihrem innigsten Zusammenhange erklären lassen."

So, das sei genug von dieser literarischen Verschrobenheit. Wer mehr davon wünscht, wird das Buch selbst lesen müssen. Wir wünschen guten Appetit dazu.

4. Skizzen aus der Mappe eines Arztes. — A. u. d. T.: Volksmedicin im nordwestlichen Deutschland. Von Goldschmidt. Bremen, Heyse. 1854. Gr. 12. 18 Ngr.

Im Laufe des Jahres 1853 hatte der Verfasser in der „Weserzeitung" eine Reihe von Aufsätzen über Volksmedicin im Herzogthume Oldenburg drucken lassen, welche so viel Beifall gefunden haben sollen, daß man von allen Seiten ihre Fortsetzung gewünscht hat. Der Verfasser war aber der Meinung, daß Das, was er noch zu geben hatte, für kein politisches Blatt passe, und er entschloß sich daher, das Ganze zu einem selbständigen Schriftchen zusammenzustellen. Er macht sich nun die Hoffnung, daß sein Büchelchen auch außer Oldenburg sich Freunde erwerben könne. Wir wünschen ihm Glück dazu, haben aber wenig Glauben zu ihrer Verwirklichung. Die Arbeit hat wenig bleibenden Werth.

Der Inhalt des Buchs ist eine Darstellung der ärztlichen Selbsthülfe des oldenburgischen Bauers, wobei aber hauptsächlich viel Gewicht gelegt wird auf den plattdeutschen Dialekt des Herzogthums. Es läßt sich nun denken, wie dadurch mancherlei komische Unterhaltung zugekommen kann. Auf dies komische Element ist aber vielleicht etwas zu viel Gewicht gelegt. Man erwartet von einem solchen Buche nicht blos Spaß, sondern vielmehr den geistigen Ernst, welchen ein ruhiges Denken über den Werth und den Nachtheil der Volksmedicin in jedem Menschenfreunde erwecken muß. Das Volk zu schildern in seinen rohen Sitten und Gebräuchen ist gut, aber bei weitem noch nicht Zweck eines Mannes, der es wahrhaft ehrlich meint mit der Veredelung seiner Mitmenschen.

„Fühlt Jemand, dessen «Hart» gesund ist", sagt der Verfasser in einem Abschnitte, der die Ueberschrift «Verhohlen Geblöd» führt, „das heißt, dessen Appetit ungestört ist, «Mögikeit in alle Knaken» (Schwere und Abgeschlagenheit in allen Gliedern) und ist er «trillhaftig» (von trillen, leicht zittern), dann ist das «Geblöd» bei ihm zu dick und «swart», oder «verhohlen», letzteres namentlich dann, wenn eine gewohnte Blutung ausgeblieben ist, wenn z. B. die «Verännerung, Geschichte, Geblöd up slaan is». Treten zu den obengenannten Krankheitserscheinungen noch Schwere des Kopfs, wird Patient «düsig, dwiilisch, triselhaft», d. i. schwindelig, dann ist «de Brägen» (wie das englische brain, Gehirn, auch Schädel) mit «Blood beloopen». Diese «Dick» und Swartblödigkeit» ist auch objectiv erkennbar an den aufgetriebenen «swarten» Adern auf dem Handrücken und «de Doorns» (Blutadern am Unterschenkel). Das Hauptmittel bei diesem Uebel ist, die schlechte Blutmasse durch Schröpfköpfe und Aderlässe zu mindern. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Aderlässe sowol als Präservativ wie als Heilmittel bei den meisten chronischen Krankheiten angewandt; doch sind sie seitdem fast ganz und gar aus der Mode gekommen. Seitdem durch das Brown'sche System am Ende des vergangenen Jahrhunderts die wissenschaftliche Medicin weniger blutgierig geworden ist, begnügt sich die Volksmedicin auch mit viel wenigerm Blute." In ähnlicher Weise ist das ganze Buch durchwoben mit plattdeutschen Ausdrücken und hochdeutschen ärztlichen Bemerkungen. Für Freunde der niederdeutschen Mundart ist es vielleicht eine willkommene Gabe.

5. P. Harting's Skizzen aus der Natur. Aus dem Holländischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit einem Vorworte von M. J. Schleiden. Nebst 18 Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Engelmann. 1854. Gr. 8. 22½ Ngr.

Von demselben Verfasser hat uns Schleiden selbst schon ein Schriftchen: „Die Macht des Kleinen", deutsch bearbeitet, welches mit sehr großem Beifall aufgenommen worden ist. Die später erschienene Reihe populärer naturwissenschaftlicher Aufsätze Harting's sollte nun auf demselben Wege beim deutschen Publicum eingeführt werden, als Herr Martin mit demselben Plane umging und denselben gegen den Professor Schleiden, den berühmten Verfasser der deutschen Musterschrift über „Die Pflanze und ihr Leben", aussprach. Dieser war froh, die Arbeit in wackern Händen zu wissen und ließ sich gern geneigt finden, dieselbe mit einem empfehlenden Vorworte einzuführen. Schleiden glaubt versichern zu können, „daß die Aufsätze allerdings durch diese Uebersetzung nichts von ihrem ursprünglichen Reize eingebüßt haben". Uebrigens benutzt er in dem Vorwort die Gelegenheit, sich darüber zu freuen, daß von allen Seiten der Sinn für die Natur und ihre Wissenschaft lebendig werde, bemerkt aber zugleich, daß noch viel daran fehle, bis unser Wissen in der Natur ebenso allgemein und gründlich sei wie in der classischen Zeit der alten Griechen. Darin hat er vollkommen Recht.

Das Buch selbst ist nun eine sehr glücklich ausgestattete literarische Erscheinung, welche alle die Eigenschaften besitzt, ein Liebling des gebildeten großen Leserkreises zu werden. Mit niederländischer Gemüthlichkeit versenkt es sich in die einzelnen Themata und theilt mit, was es über den betreffenden Gegenstand weiß und denkt; es fesselt seine Leser durch seine eigene Liebe zur Sache und durch die vortreffliche Wahl des Stoffs selbst. Die Sprache ist einfach und geräuschlos, wie ein langsam fortgleitender tiefer Wiesenbach; Alles ist klar und scharf gedacht und lieblich in Worte gefaßt. Man merkt es dem Verfasser an, daß er die Natur nicht blos genau kennt, sondern daß er sie auch von ganzem Herzen liebt, und daß ihm die Natur die Gabe verliehen hat, das Gemüth Anderer zur Mitfreude und geistigem Mitgenuß zu bewegen. Diese Wirkung macht die deutsche Bearbeitung auf den Leser, und man wird durch Nichts daran erinnert, das Original nicht selbst vor Augen zu haben.

Der Inhalt ist rasch angegeben; er besteht nur aus vier Abhandlungen. Den Anfang bildet ein Naturgemälde: „Der Pflanzenwuchs in den Tropengegenden"; darauf ein Gegenstand aus der Naturlehre: „Der Hagel"; „Das Leuchten der Thiere" und „Etwas über Fischzucht" sind die beiden letzten Beiträge des Buchs. Man sieht, die Wahl ist bunt, wie Gelegenheitsvorträge; mehr sollen sie aber auch nicht sein, der Verfasser benennt sie ja selbst Skizzen.

Um nun noch Einiges zur Unterhaltung aus dem Buche mitzutheilen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf den zweiten Aufsatz. Er enthält eine Jedem verständliche wissenschaftliche Untersuchung über Wesen und Entstehungsweise des Hagels und kommt zuletzt auf die Versuche der Anlegung von Hagelableitern. „Nach dem Vorangehenden werde ich kaum nöthig haben", sagt der Verfasser am Ausgange seiner Betrachtung, „daß mir alle diese und ähnliche Vorschläge, die sich auf die Ansicht gründen, daß der elektrische Zustand der Wolken die vorzüglichste Ursache der Hagelbildung sei, völlig zwecklos erscheinen. Das Hagelwetter, das am 6. September 1852 Utrecht traf, liefert gewiß den sprechendsten Beweis dafür. Kaum volle zehn Minuten im Südosten der Stadt war es trockenes und gutes Wetter; etwas näher nach der Stadt hin regnete es; im südlichen und südöstlichen Theile der Stadt fielen Hagelsteine von 2¼—4½ Linien im Durchmesser, aber in der Mitte und vornehmlich im nördlichen Theile und darüber hinaus fielen weit größere Hagelsteine, manche von 9 Linien im Durchmesser. Obendrein entlud sich das Wetter nicht allein über der mit zahlreichen hervorragenden Spitzen versehenen Stadt, während das benachbarte platte Land verschont blieb, sondern es war gerade in der Nähe des 100 Ellen oder 318 rheinische Fuß hohen und mit einem Blitzableiter versehenen Domthurms, wo viel große und schwere Hagelsteine fielen, sodaß ich selbst die Meinung aussprechen hörte, der Dom könne wol das Wetter angezogen haben. Dafür ist nun sicherlich ebenso wenig Grund vorhanden, als für die entgegengesetzte Ansicht, daß durch einen hohen Thurm ein Wetter sollte abgehalten und die Hagelbildung verhindert werden können. Aber aus dem angeführten Beispiele, dem man gewiß noch viele andere hinzufügen könnte, geht deutlich hervor, daß von sogenannten Hagelableitern durchaus keine Hülfe zu erwarten ist. Ich füge selbst hinzu, daß nach Allem, was wir vom Hagel wissen, zu urtheilen, gar keine Aussicht vorhanden ist, daß jemals Mittel sollten gefunden werden, um seine Bildung zu verhindern." Darin liegt nicht viel Trost für den Landwirth, aber auch durchaus kein Grund, der Wissenschaft darüber einen Vorwurf machen zu wollen, daß sie nicht helfen kann. Allerdings bleibt es hart für den Einzelnen, den das Hagelwetter trifft; „aber", fügt der Verfasser hinzu, „vergessen wir nicht, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen ist und daß er in einer Gesellschaft lebt. Versäumt er, von diesem ihm verliehenen Vorrechte Gebrauch zu machen, wer trägt dann die Schuld? Schon seit vielen Jahren ist ihm die Gelegenheit geboten, seine im Felde stehenden Früchte für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis gegen Hagelschaden zu versichern. Thut er dies, so kann der Schaden dadurch, daß er unter sehr Viele vertheilt wird, fast auf Nichts zurückgeführt werden."

Der Aufsatz über das Leuchten der Thiere bringt manches längst Bekannte, aber auch Vieles was ganz neu ist. Besonders ist die Untersuchung über die wahrscheinliche Ursache des Leuchtens interessant durch des Verfassers eigene Ansichten. Er ist geneigt, dieses merkwürdige Licht der Thiere im Meere und auf dem Lande aus einer sogenannten langsamen, oder dunkeln, oder halben Verbrennung zu erklären, wie sie bei faulendem Holze, beim Phosphor, bei stark erwärmtem Fette vorkomme, und verbindet damit eine elektrische Thätigkeit. „Stützt man sich auf derartige Thatsachen, so ist die Vermuthung nicht unbegründet, daß eine ähnliche langsame Verbrennung auch die Ursache des lichtgebenden Vermögens der Thiere sein kann, und dies umsoweniger, da schon das Athemholen, wodurch die Luft mit dem Blute in Berührung kommt, eine Art langsamer Verbrennung ist, durch welche die thierische Wärme hervorgebracht und unterhalten wird. Daß es gleichwol das Athemholen selbst nicht ist, welches das Licht verursacht, wird durch die schon oben mitgetheilte Thatsache bewiesen, daß man bei den Insekten die lichtgebenden Organe vom Körper trennen kann, ohne daß sie dieses Vermögen verlieren. Es ist daher in solchen Fällen ein besonderer durch das Thier abgeschiedener Stoff, der, wenn er mit der Luft in Berührung kommt, sich mit dem in ihr wohnenden Sauerstoff verbindet und auf diese Weise langsam verbrennt, und zwar so langsam, daß die gleichzeitig entwickelte Wärme zu gering ist, um dem Thiere zu schaden. Und daß diese Erklärung wenigstens in Hinsicht auf manche der lichtgebenden Insekten wirklich die wahre ist, haben die Versuche verschiedener Naturforscher (Spallanzoni, Humboldt, Macaire, Mattrucci) fast außer Zweifel gestellt. Besonders sind es die zuerst von mir erwähnten Lampyrisarten gewesen, die diesen Versuchen unterworfen worden sind, und dabei hat es sich im Allgemeinen gezeigt, daß das Licht im Sauerstoff stärker wird, aber in Kohlenstoffsäuregas, Wasserstoffgas, Stickstoffgas aufhört, um wieder zum Vorschein zu kommen, wenn die Thiere aus diesen Gasen in die Luft gebracht werden."

Der letzte Aufsatz über Fischzucht verdient ganz vorzugsweise Beachtung. Er enthält mehrere historische Notizen, die Jedermann interessiren, zugleich aber auch praktische Winke,

die wichtig sind für die Männer, denen die Fürsorge für das Wohl des Volks anvertraut ist. Es kann durch die neue Fischzüchterei die Wohlfahrt der Menschen um ein Bedeutendes erhöht werden, das lassen die glücklich durchgeführten Versuche in Frankreich und England mit Bestimmtheit voraussehen. Darum ist es wünschenswerth, daß von allen Seiten Hand angelegt wird, damit diese Angelegenheit wirklich eine Sache des Volks werde. „Daß selbst die Eier von Lachsen und Forellen über große Entfernungen verführt werden können, mag daraus erhellen, daß Coste am 26. Januar 1852 der französischen Akademie junge Lachse vorzeigte, die er aus Eiern erlangt hatte, welche ihm von Mühlhausen durch Berthot und Detzem zugesandt worden waren. Das Folgende aber beweist, daß es möglich ist, die Eier von Fischen noch über viel größere Entfernungen zu verführen. Berthot und Detzem hatten nämlich schon vorher künstlich befruchtete Eier von Lachsen in hölzerne Schachteln zwischen dünnen Lagen nassen Sandes gebracht. Die Schachtel wurde zwei Monate lang in einem kalten Zimmer aufbewahrt, wo es jedoch nicht gefror. Nach Verlauf dieser Zeit zeigten sich die Eierchen runzelig, und bevor man sie aus der Schachtel nahm, stellte man diese in Wasser, um die Eier durch den Sand hin langsam wieder feucht werden zu lassen. Coste, der auch dieses mittheilte, brachte dieselben in seinen oben erwähnten Apparat und sah die jungen Lachse daraus geboren werden."

6. Die Bergkrankheit oder der Einfluß des Ersteigens großer Höhen auf den thierischen Organismus. Von Conrad Meyer-Ahrens. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Eine mit sehr vielem Fleiße zusammengestellte Sammlung der Erfahrungen über einen Gegenstand, wofür sich die Naturforscher schon seit einer Reihe von Jahren lebhaft interessiren. Diesen wird sie eine sehr willkommene Erscheinung sein. Aber auch für das denkende große Publicum fehlen die Anknüpfungspunkte zur Belehrung und Unterhaltung nicht. Wer ein Freund der Natur im Allgemeinen ist, und wer könnte jetzt zu den Gebildeten gezählt werden ohne dies zu sein, der wird das Buch gern zur Hand nehmen und mit Freuden lesen. Gerade für den Kreis der Gebildeten überhaupt hat das Lesen der Bergreisen immer das anregendste Interesse gehabt. Das Besteigen großer Höhen ist Das, was Wenige selbst ausgeführt haben, was aber von den Wenigen mit dem höchsten Triumphe erzählt wird. Das Ungewöhnliche reizt am meisten zur allgemeinen Beachtung.

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Im ersten werden die Beobachtungen mitgetheilt, während der zweite Theil die Resultate gibt, zu denen die wissenschaftlichen Untersuchungen geführt haben. Dabei werden die Wirkungen auf den Menschen ganz vorzugsweise ins Auge gefaßt, indeß bleiben auch die auf die Thiere nicht unbeachtet. Das Ersteigen der Höhen bezieht sich auch nicht blos auf Berge, sondern auch auf die Luftfahrten. Auch bleiben die Erfahrungen beim Steigen in die Tiefe nicht unberücksichtigt, sodaß das Tauchen mit der Taucherglocke und das Hinabfahren in tiefe Schachten interessante Vergleichpunkte abgeben.

Sehr merkwürdig sind die krankhaften Zustände der Reisenden, welche zuerst auf den peruanischen Hochebenen ankommen und daselbst einige Zeit verweilen. Nach Pöppig fühlen sie sich von einer unerklärlichen Müdigkeit ergriffen, dann folgt eine peinliche Beschränkung des Athmens, Kopfschmerz und Congestion, lauter sichere Zeichen, daß man sich der Puna nicht mehr entziehen kann. „Versucht man auch, sich durch einen festen Entschluß gegen das zunehmende Uebelbefinden gleichgültig zu machen, so gewinnt doch bald der Körper die Obergewalt und unter seinem mächtigen Einfluß erliegt auch die stärkste Willenskraft. Wie in den heftigsten Anfällen der Seekrankheit leidet der Geist in dem Maße, daß Abstumpfung, üble Laune und hypochondrischer Kleinmuth den Rüstigen, Lebhaften und Muthigen zu einem sich selbst höchst unähnlichen Wesen umschaffen. Beim Gehen ist man genöthigt, fast bei jedem einzelnen Schritte auszuruhen, und man versucht vergeblich, durch tiefe Inspirationen und möglichste Erweiterung der Brust die Lungen mit Luft zu füllen. Man glaubt sich im leeren Raume zu befinden und das Gefühl der Angst steigert sich mit dem Mislingen aller Versuche, die Kraftlosigkeit zu bekämpfen. Kaum vermögen die Füße die Last des Körpers zu tragen; die Kniee knicken ein und jede Gelegenheit auszuruhen, selbst wenn sie sich nach wenigen Schritten zeigt, ist willkommen." In ähnlicher Weise werden nun alle die Leiden aufgezählt, welche diese Art von Bergkrankheit, die den Namen Puna führt, zur Folge hat. Merkwürdig ist die große Aehnlichkeit derselben mit der Seekrankheit. Nur kommen noch mehre andere Uebel hinzu, z. B. die ungemeine Reizbarkeit der Augen, das Aufspringen und Bluten und Entzünden der feinen Haut an den Lippen, Augen, dem Zahnfleische. Auch weiß man, daß diese Krankheit sogar den Tod zur Folge haben kann.

„Die nächste Ursache der Bergkrankheit", sagt der Verfasser", suche ich in der, infolge der absoluten Abnahme der Sauerstoffmenge und der starken Wasserverdünstung gestörten Blutumwandelung, Blutbildung und veränderten Blutmischung und einer gleichzeitigen, durch die Einwirkung des Lichts bedingten Störung der Gehirnfunction, welche ihrerseits wiederum auf den Blutbildungs- und Blutumwandelungsproceß zurückwirken kann... Man hat, gestützt auf das Weber'sche Experiment, jene merkwürdige Ermattung der Bergsteiger auf Rechnung der unmittelbaren Wirkung des verminderten Luftdrucks setzen wollen; allein abgesehen davon, daß nicht nur die großen Muskeln, welche große Knochen bewegen und in ihren Gelenken halten helfen, ermüden, sondern auch kleine Muskeln, wie diejenigen der Zunge und vielleicht auch des Kehlkopfs (Parrot und Hamel), so wäre wahrscheinlich, wie K. Vogt andeutet, das Phänomen noch allgemeiner und allgemein stärker, wenn der verminderte Luftdruck die directe Ursache davon wäre, als es wirklich der Fall ist." Uebrigens ist der Verfasser der Meinung, daß der verminderte Luftdruck recht gut eine stark mitwirkende Ursache abgeben könne.

Heinrich Birnbaum.

Aus Amerika.

Der Know-Nothingismus und die amerikanisch-deutsche Presse. Heinzen und Struve als dramatische Dichter. Ole Bull's Académie de musique. Gerhard's „Wegweiser für deutsche Einwanderer". Die Amerikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik.

Wie man auch von den Excentricitäten Karl Heinzen's denken mag, so muß man doch den Muth anerkennen, womit er den Know-Nothingismus, jene neueste Ausgeburt des Nativismus, bekämpft und die deutschen Einwanderer auffodert, am Palladium deutscher Sprache festzuhalten, sich stolz zu fühlen im Hinblick auf die großen Leistungen deutscher Literatur und Wissenschaft und sich jener aggressiven Bewegung gegenüber fest zusammenzuschließen. Dabei hat er auch den Muth, der freilich wenig Dank und Lohn einträgt, den deutschen „Philistern" die schärfsten und, wie wir fürchten, auch die verdientesten Wahrheiten zu sagen, in der ohne Zweifel richtigen Annahme, daß dieser verrufene Know-Nothingismus zu gar keinem Einfluß gelangen und nicht die geringste Gefahr befürchten lassen könnte, wenn nicht unter den in Amerika so zahlreichen Deutschen die philisterhafteste Engherzigkeit und das blos an der Scholle klebende schwung- und ehrlose Pfahl- und Spießbürgerthum so weit verbreitet wären. Sie kommen freilich meist als gedrückte, beschränkte und kleingeistige Menschen hinüber; was sollen sie auch dort anders sein? Sie sind arbeitsam und sparsam, bringen auch wol unter Umständen etwas vor sich; aber damit allein erringt man die Achtung der Angloamerikaner nicht; denn es fehlt den deutschen Einwanderern

das praktische, freie, frische, energische, rücksichtslos darauf und zufahrende Element, welches die Art des Yankee ist. Dieses bei uns, weil es sehr disciplinirbar ist, freilich beliebte zahme, zäh-duldwillige Wesen, das nicht durch kräftige That, sondern nur durch schleichenden, mühevollen Fleiß zu etwas gelangt und sich dann häufig doch wieder mit hohler, ungesunder Renommage und lächerlicher geckenhafter Prahlhansigkeit paart, gefällt einmal dem Amerikaner nicht. Man muß auch billig sein und zugeben, daß der Amerikaner im Allgemeinen an seiner Einwanderung wenig Freude hat. Denn wenn die einwandernden Deutschen mit einzelnen trefflichen Ausnahmen etwa so sind, wie wir sie oben geschildert haben, zeigen sich die Iren, die nächst oder neben den Deutschen den Hauptbestandtheil der Einwanderung bilden, faul, leichtsinnig, schmuzig, zänkisch, trunk-, händel-, zerstörungs- und emeutesüchtig und ohne allen Sinn für Gesetz, Ordnung, Disciplin und geregelte Arbeit.

Wenn wir den von Heinzen in Cincinnati herausgegebenen „Pionier" lesen und darin den deutschen „Philister" in den derbsten Zügen charakterisirt finden, so begreifen wir vollkommen, daß dieser „Philister", wenn er schon einem Deutschen widerwärtig ist, dies einem Angloamerikaner in noch viel höherm Grade sein muß; wir begreifen aber auch zu gleicher Zeit, warum Heinzen von den sogenannten deutschen Demokraten in Amerika selbst so viel angefeindet wird, mit allen Koryphäen der deutschen Einwanderung zerfallen ist und kein journalistisches Unternehmen recht in Gang bringen kann. Heinzen's antichristlicher und materialistischer Standpunkt ist es nicht, der ihnen misbehagt, denn diesen theilen sie mit ihm, er kann ihnen also kein Stein des Anstoßes sein; aber was sie verdrießt, ist der Umstand, daß er ihnen selbst die Wahrheit sagt und in ihnen die Philister richtig erkennt die sie sind. Der „Philister", um bei Heinzen's Bezeichnung stehen zu bleiben, ist eben ein ganz eigenes Geschöpf; es ist ihm nichts recht, denn er ist außerordentlich gescheit; er räsonnirt über Alles, er weiß Alles besser; aber gerade daraus folgt, daß, wenn ihn Jemand in diesem Bewußtsein stört, er im höchsten Grade borstig wird. Die Monarchen, sagt man, könnten keine Wahrheit vertragen, aber der deutsche Philister (diesen immer im Heinzen'schen Sinne aufgefaßt) kann dies noch viel weniger, und Niemand will so wie er seinen Vorurtheilen geschmeichelt sehen. Nun sagt aber Heinzen selbst: „Zwischen hier und drüben besteht unter Anderm der bemerkenswerthe Unterschied, daß es dort doch ein Publicum neben den Philistern gibt, hier aber die Philister zum Publicum emancipirt sind. Hier bilden die Philister nicht blos die Majorität, sondern auch die herrschende Classe und die öffentliche Meinung. Man kann sie ebenso wenig umgehen wie verdrängen." Er schreibt also für ein Publicum, welches aus lauter „Philistern" besteht, und er macht sie doch unausgesetzt schlecht. Kein Wunder, wenn die „Philister" ein Blatt nicht halten oder sobald als möglich aufkündigen, in welchem sie täglich ein so unfeines Lob über sich lesen müssen. Die Aristokratie läßt sich noch viel eher die Wahrheit sagen als der „Philister", denn sie steht auf einem höhern, unbefangenern Standpunkte. Nur muß man es recht anzufangen wissen, man muß dabei elegante Toilette machen und die Wahrheit pomadisiren und parfümiren, wie dies z. B. der Freiherr von Sternberg zu thun weiß; wollte jedoch Jemand ein blos für Aristokraten bestimmtes Blatt schreiben, aber jeder Nummer ein nacktes Sünden- und Verbrechenregister der Aristokratie vorausschicken und ihr rund und nett erklären: sie sammt und sonders tauge nichts, so möchte das Blatt in aristokratischen Kreisen sehr wenig und bald gar nicht gelesen werden und seines Zwecks verfehlen. Auch der „Philister" ist der Wahrheit nicht ganz unzugänglich, wenn sie nur in die rechte Form gekleidet wird; aber hierzu ist Heinzen nicht der Mann.

Der „Pionier" bemerkt weniger neu als richtig: „Die Schmeichelei ist das Universalgift, von dem die Völker leben wie die Fürsten. Diesen wird es gereicht von den Höflingen und jenen von den Demagogen", obschon es für uns eine Ueberraschung ist, aus der Feder Karl Heinzen's, welcher in Europa aus der Demagogie ein Geschäft machte, einem solchen Ausspruch zu begegnen. Er ist also jetzt selbst „Demagogenriecher" geworden und betrachtet Jeden, der an seiner Autorität zweifelt und den „Pionier" nicht liest und hält, als einen Demagogen. So sehr liegt dergleichen im deutschen Blute. Es ist in Heinzen's Ansichten sehr häufig eine einseitige Wahrheit, z. B. wenn er in einem „Die deutsche Sprache im Auslande" überschriebenen und eine schöne Betrachtung von Philarète Chasles über die Herrlichkeit der deutschen Sprache zugrunde legenden Artikel sagt: „Jetzt, wo das patriotische Vandalenthum der Know-Nothings Miene macht, in selbstmörderischer Blindheit alle die Schätze mit Füßen zu treten, welche die Einwanderung Amerika zugebracht hat, um dessen rohe, einseitig materielle Entwickelung zu veredeln, wäre vielleicht eine günstige Zeit, die gebildetern und humaner denkenden Amerikaner umsomehr für die geistige Bereicherung zu interessiren, welche sie namentlich aus einer würdigen Schätzung der deutschen Sprache und des deutschen Geistes schöpfen könnten." Aber man muß auch billig sein. Neben einer Masse tüchtiger und gediegener Arbeitskräfte werden auch sehr viele verdorbene nichtsnutzige Elemente fortdauernd aus Europa an der amerikanischen Küste ausgeladen, welche den Amerikanern zur Last fallen und namentlich in den großen betriebsamen Städten des Ostens verderblichen Corruptionsstoff anhäufen. Wenn schon in Europa selbst Land gegen Land, ja Gemeinde gegen Gemeinde sich mehr als billig absperren und der Freizügigkeit und Ansässigmachung Hindernisse auf Hindernisse in den Weg zu legen suchen, wer kann es da den Amerikanern im Grunde so ganz verdenken, wenn sie endlich anfangen, über diese unausgesetzte Einschleppung von Corruption, Unglauben und Massenelend bedenklich zu werden? *) Es heißt im „Pionier": „Ein Vaterland haben wir nicht, Ansehen haben wir nicht, Macht haben wir nicht, Reichthümer haben wir nicht, aber wir haben die Wahrheit. Geben wir auch sie preis, so sind wir nichts mehr als der Fußwisch der Nationen." Es ist allerdings richtig, daß es in Amerika sehr vielen Humbug und sehr viele Lüge gibt, aber die Amerikaner betreiben diesen Humbug und diese Lüge wenigstens mit einer Art Genialität und Humor, während jene „Wahrheit", soweit sie von dem größten Theil der deutschen Presse in Amerika repräsentirt wird, in abschreckend nackter, widerwärtiger Gestalt auftritt. Man gewinnt die Amerikaner nicht, man stößt sie ab, wenn man ihnen zuruft: „Wenn sie (die Amerikaner) bedenken, daß ihr Protestantismus kein Nativ-Amerikaner, sondern ein deutscher Emigrant ist, werden sie es für weniger schrecklich halten, daß ihm auch sein Sohn, der deutsche Unglaube oder Radicalismus, nachwandert, und sie werden ihm vielleicht dankbar sein, daß er ihnen die Mühe spart, ihn selbst zu holen. Wenn ihr Luther acceptirt, dürft ihr Feuerbach nicht zurückweisen." Kein Wunder, wenn bei solchen Ansichten sich der Redacteur des „Pionier" gestehen muß, daß er sich nie in Amerika heimisch gefühlt habe. Für Leute mit solchen Ansichten gibt es auf der ganzen weiten Erde keinen Punkt, auf dem sie sich jemals heimisch fühlen könnten. Und welch ein erbauliches Beispiel geben die Vertreter der deutschen Presse den Amerikanern durch ihre journalistischen Klopffechtereien! Die Fehde zwischen dem „Hochwächter" und dem „Pionier" zu Anfang dieses Jahres bietet ein schauerliches Muster von dieser barbarischen Art zu polemisiren. Dabei beruft man sich aber nichtsdestoweniger den Amerikanern gegenüber auf die Schätze deutscher Literatur, Wissenschaft und Sprache.

Ein rechtes Curiosum ist das im Feuilleton des „Pionier"

*) Auch die „Times" erkennt im Know-Nothingismus eine Art Nothwehr und in den Ausschreitungen des nichtsnutzigen irischen Journalismus, in der papistischen Agitation und in den Extravaganzen der Kossuth-Reden die zunächst liegenden Ursachen dieser Bewegung.

abgedruckte fünfactige Lustspiel von Karl Heinzen: „Der deutsche Professor und das Leben.“ Es treten darin unter andern folgende Figuren auf: Dr. Gift, Philologe, „klein und bucklig, lange, geröthete Nase“; Polizeidiener Nasenloch; Gertrud Winterkohl, „die biedere Haushälterin des Professors, früher Viehmagd gewesen“ u. s. w. Heinzen glaubt ganz ernsthaft an die Aufführbarkeit des Lustspiels, denn er fodert in einer Anmerkung solche Theaterdirectionen, welche das Stück zur Aufführung für geeignet halten, auf, mit ihm in Verbindung zu treten, und erbietet sich zu Aenderungen, falls diese für nöthig erachtet werden sollten. Die Manie, Theaterstücke zu schreiben, scheint überhaupt unter den deutschen Flüchtlingen einzureißen; auch Gustav Struve hat in Compagnie mit seiner Frau Amalie ein Stück verfaßt: „Abälard und Heloise“, welches auf einem deutschen Theater in Neuyork zur Aufführung gekommen ist. Man lobt die Sprache des Stücks, tadelt aber, daß es zu wenig Handlung enthalte. Es kann wol nichts Wunderlicheres gedacht werden, als einen so sanftmüthigen Stoff von dem ehemaligen Freischarenführer Struve und der Amazone Amalie behandelt zu sehen. Struve's Ehrgeiz scheint somit sehr herabgestimmt zu sein. Man gebe ihm ein Engagement als Theaterdichter an einer deutschen Bühne, und Deutschland wird ein glückliches und friedliches Ehepaar mehr haben.

Ole Bull hat es in seiner von ihm gegründeten norwegischen Colonie Oleana nicht lange aushalten können und sich ebenfalls dem Theater zugewendet; er hat sich mit dem böhmischen Kapellmeister Maretzeck verbunden, um in Neuyork unter dem Namen „Académie de musique“ ein Opernunternehmen zu begründen, auch hat er einen Preis von 1000 Dollars für die beste, ein streng amerikanisches Sujet behandelnde Originaloper von einem amerikanischen Componisten ausgesetzt. Die Concurrenzopern müssen bis zum 1. August d. J. eingereicht sein. Wir meinen, daß eine oder die andere Episode aus Barnum's Leben hierzu ein sehr passendes Sujet sein würde.

Ein in seiner Art eigenthümliches, aber empfehlenswerthes Unternehmen ist Friedrich Gerhard's in Neuyork gedruckter „Unentgeltlicher Wegweiser, Adreßanzeiger und Geschäftsempfehler für deutsche Einwanderer in die Vereinigten Staaten“, wovon uns die erste Nummer vorliegt. Dieses Blatt wird jährlich in 150,000 Exemplaren gedruckt und unentgeltlich ausgetheilt; die Basis seiner Existenz ist einzig und allein der Gewinn an den Inseraten. Es hat den Zweck, die Einwanderer, die bisher meist ohne alle Kenntniß des amerikanischen Wesens und der amerikanischen Verhältnisse hinüberkamen, in populärer Weise darüber zu unterrichten, was sie in Amerika zu erwarten, zu vermeiden und zu thun haben. Der Unternehmer war selbst vor einiger Zeit wieder in Europa und stellte in denjenigen europäischen Häfen, welche direct oder über England deutsche Auswanderer nach Amerika senden, nämlich in Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen und Havre, Agenten an, welche von ihm einen festen Gehalt beziehen und verpflichtet sind, den „Wegweiser“, den er von Neuyork immer mit den Steamern hinübersendet, vor der Abreise persönlich und unentgeltlich zu behändigen.

Die erst vor wenigen Jahren gegründete Amerikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik hat für dieses Jahr den durch seinen Eifer für die geographischen Wissenschaften rühmlich bekannten Geistlichen Hawks zu ihrem Präsidenten gewählt, nachdem Bancroft auf die Ehre der Wiederwahl Verzicht geleistet hatte. Der neue Präsident eröffnete die erste Jahressitzung (am 4. Januar) mit einem Vortrage, worin er sich über die Fortschritte der geographischen Wissenschaft im vorigen Jahre verbreitete. Interessant waren darin namentlich die Angaben über die auf Kosten der Regierung veranstaltete Expedition des Lieutenant Gilliss und des Herrn Mac Rae nach Chile. Für die Kosten waren ursprünglich nur 18,000 Dollars ausgesetzt, die jedoch allmälig bis auf 200,000 Dollars erhöht wurden. Dafür sind aber auch die Resultate, die in mehren starken Quartbänden veröffentlicht werden, sehr bedeutend. Edmond Rouel Smith, welcher der Expedition beigegeben war, hat später auf eigene Kosten das bis dahin wenig bekannte Gebiet der Araukaner durchforscht. Schröter, der Kartograph der Gesellschaft, hat zwei Karten in Arbeit, von denen die eine aufs genaueste alle neuern Entdeckungen in den arktischen Regionen, die andere die bisher aufgestellten drei Projecte zur Verbindung beider Oceane mitten durch die Rocky-Mountains hindurch verdeutlichen wird. Von Wichtigkeit ist auch der auf Veranstaltung und auf Kosten der Regierung veröffentlichte Bericht des Capitäns Stansbury über seine Erforschung des Thals und des großen Sees Salé d'Utah. Der Reisende hatte auf seinen Wanderungen durch unermeßliche Einöden, die vielleicht noch nie ein menschlicher Fuß vor ihm betreten hatte, viele und große Gefahren zu bestehen. In der Hauptstadt der Mormonen brachte er einen ganzen Winter zu und lernte hier die Sitten und Gebräuche dieser merkwürdigen Sekte gründlich kennen. Die beigegebenen Karten sind von bewundernswerther Ausführung. **H. M.**

Notiz.

Robert Giseke's „Pfarr-Röschen“ englisch.

Bei Parry und M'Millan in Philadelphia erschien eine englische Uebersetzung von Robert Giseke's „Pfarr-Röschen“ unter dem Titel: „The rose of the parsonage: an idyll of our own times. Translated from the German of *Robert Giseke*, author of the romance «Moderne Titanen»“. Der Uebersetzer (oder die Uebersetzerin) spricht sich in der Vorrede über deutsche Novellistik und Romanliteratur im Allgemeinen aus und bemerkt: die deutschen Schriftsteller zeichneten sich entweder vermöge einer besondern geistigen Eigenthümlichkeit oder vermöge des großen Reichthums ihrer Sprache gemeinhin als Wortmaler aus und besäßen in seltenem Grade die Fähigkeit, in einigen kurzen Sentenzen eine Scene darzustellen, deren kleinste Details durch die in den Worten selbst liegenden Grundelemente ausgemalt würden. Der bewundernde Leser finde oft in einem einzigen dieser dehnbaren Worte, welche zugleich der Reiz und der Reichthum der deutschen Sprache seien, Ideen verkörpert, deren Fülle im Englischen durch weitschweifige, verwickelte Phrasen kaum auch nur annähernd wiedergegeben werden könne. Die Vortheile, welche die Romandichtung von dieser Eigenthümlichkeit deutscher Sprache und deutschen Geistes habe, seien so bedeutend, daß die deutschen Autoren ebenso sehr auf diesem Gebiete wie im Gebiete der Wissenschaften in erster Reihe stehen würden, wenn diese Vortheile nicht an gewissen dem deutschen Geiste ebenso tief anhaftenden Mängeln ihr Gegengewicht hätten. Der Deutsche habe aber einen zu überwiegenden Hang zur kleinlichen und peinlichen Motivirung, eine krankhafte Neigung zur Sentimentalität, einen ungeläuterten Geschmack und eine fast ehrfurchtslose Kühnheit in der Aufdeckung solcher heiligen Geheimnisse, welche das Herz in seinem unentweihtern Zustande in sein Innerstes zu verschließen und vor jeder unsaubern Berührung zu schützen liebe. Daher könnten deutsche Romanschriftsteller nicht darauf rechnen, die Gunst amerikanischer Leser zu erwerben. Nur zwei nimmt der Uebersetzer hiervon aus: Tschocke (Zschokke) und de la Motte Fouqué, die beide, namentlich aber der letztere (wegen der „Undine“?), bei dem amerikanischen Publicum beliebt seien. Zu Denen, welche auf diese Popularität in Amerika Anspruch haben, scheint der Uebersetzer nun auch Robert Giseke zu rechnen, dessen Name, obschon selbst in Deutschland erst seit kurzem bekannt, „occupies already a distinguished position“. In „Pfarr-Röschen“ fänden sich, bemerkt der Uebersetzer weiter, die der deutschen Feder eigenthümlichen Reize und Liebenswürdigkeiten in reicher Fülle, freilich auch manche ihrer Deformitäten, obschon doch gerade nicht viele. Die Scenerie, die Charaktere, die Landeseigenthümlichkeiten seien gleich einfach und der Natur getreu; die Begebenheiten seien weniger

künstlich, als dies sonst in deutschen Romanen der Fall zu sein pflege, und hätten eine dramatische Kraft und Lebendigkeit, wie man sie bei einem solchen dem gewöhnlichen Leben entnommenen Stoffe nicht erwarten sollte. Die umgestaltende Wirkung, welche eine große Leidenschaft auf verschiedene Charaktertypen ausübe, sei bewundernswerth dargelegt. Kurz, der Roman enthalte nicht wenige Züge, welche einen Künstler vom ersten Range, einen Mann bekundeten, dessen Stimme zum Herzen sprechen müsse, da sie frisch vom Herzen komme („a man, whose voice must reach the heart, since it comes freshly from it").

H. M.

Bibliographie.

Abel, O., Theodat, König der Ostgothen. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 4 Ngr.

Andersen, H. C., Gesammelte Märchen. Vollständige vom Verfasser besorgte Ausgabe. 6te Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers nach Prof. Grahl. Leipzig, Lorck. 1854. 8. 1 Thlr.

Arndt, E. M., Geistliche Lieder. Berlin, Weidmann. 12. 12 Ngr.

Augier, E., Gift! Lustspiel in zwei Acten und in Versen, bearbeitet von A. Echard. Leipzig, Wagner. 8. 16 Ngr.

Bäuerle, A., Wien vor zwanzig Jahren, oder: Baron Rothschild und die Tischlerstochter. Roman. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Baumgarten, M., Ein Denkmal für Claus Harms. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Bleibtreu, K., Lebensbilder aus der Geschichte der christlichen Kirche vor und nach der Reformation. Duisburg, Ewich. Gr. 16. 8 Ngr.

Cappe, H. P., Die Münzen der Stadt und des Bisthums Hildesheim, nach der Zeitfolge geordnet und beschrieben. Mit 20 Kupfertafeln. Dresden. Gr. 8. 4 Thlr.

Charpentier, J. P., Studien über die Kirchenväter. Aus dem Französischen frei übersetzt und herausgegeben von Bittner. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Conscience, H., Die Dorf-Plage. Aus dem Flämischen von A. Scheler. Mit 4 Original-Illustrationen von J. Bertou. Autorisirte Ausgabe. Brüssel, A. Schnee. Br. 8. 16 Ngr.

Cornelius, C. S., Die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus. Versuch einer theoretischen Ableitung der gesammten magnetischen und elektrischen Erscheinungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Sieben Bücher französischer Geschichte. Nach gedruckten handschriftlichen, theilweise unbenutzten Quellen. 1ster Band. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, W., Die christliche Litteratur als Werkzeug der Mission unter den Heiden. I. Die Bibelübersetzung. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 12. Febr. 1855. Berlin, W. Schultze. Gr 8. 5 Ngr.

Die Kinderherberge. Eine wahre Dorfgeschichte aus dem schlesischen Volksleben. Breslau, Dülfer. 16. 5 Ngr.

Künstler, W., Dorfgeheimnisse aus dem nord-östlichen Thüringen. Zerbst, Wallerstein. 8. 24 Ngr.

la Guéronnière, Graf A. de, England's Staatsmänner des 19. Jahrhunderts. Sir Robert Peel, Lord Aberdeen, Benjamin D'Israeli, Lord Palmerston, Sir James Graham, Lord John Russel, William Gladstone. Mit einem Seitenblick auf Rußland und seine Politik. Nach dem Französischen von F. Freih. von Biedenfeld. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Lilienfeld, A., Eine Reise um die Welt. Marburg, Koch. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Mitgabe auf die Lebensreise. Blüthen christlicher Dichtung aus allen Zeiten der Kirche. In einem Gedicht auf jeden Tag des Jahres. 3te umgearbeitete Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 15 Ngr.

Monod, A., Könnt ihr ruhig sterben? Frankfurt a. M., Brönner. 24. 4 Ngr.

Musenalmanach der Ostseeprovinzen Rußlands. 2ter Jahrgang. Für das Jahr 1855. Herausgegeben von R. Graf Rehbinder. Mitau, Reyher. 16. 18 Ngr.

Normann, F., Eldorado oder das Goldland. Schauspiel in 4 Aufzügen. Hamburg, O. Meißner. 8. 28 Ngr.

Otto, B., Die Sprache der Verstorbenen oder das Geisterklopfen. Stimmen aus dem Jenseits und enthüllte Geheimnisse des Grabes. Ein unumstößlicher Beweis für die Fortdauer der Seele nach dem Tode und deren Wiedervereinigung mit ihren Lieben. Nach gesammelten authentischen Thatsachen dargestellt. Leipzig, C. G. Schmidt. 8. 18 Ngr.

Frische Quellen. Schönwissenschaftliche Jahrbücher. Unter Mitwirkung vieler Literaturkräfte herausgegeben von K. Beck. 1ster Jahrgang 1855. Zehn Lieferungen. Pest, Edelmann. Hoch 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Scherenberg, C. F., Abukir die Schlacht am Nil. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. Ler.-8. 20 Ngr.

Steinthal, H., Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniss zu einander. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wartburg-Bibliothek herausgegeben von L. Bechstein. I. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 20 Ngr.

Weber, A., Ueber den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen. Eine kritische Abhandlung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Wickede, J. v., Die französische Armee im Jahre 1854—55. Ergänzung der Schrift „Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen." Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Wohlmuth, L., Der Kaiserdom zu Speier. Ein deutsches Lied. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 16. 10 Ngr.

Zugschwerdt, J. B., Das Bankwesen und die privilegirte österreichische Nationalbank. Wien, Braumüller. Ler.-8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Blick auf Schlesiens Wassersnoth. Zwei Familienbriefe aus Schlesien. Zum Besten der unglücklichen Armen Schlesiens herausgegeben. Leipzig, Dürr. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Politische Briefe. Nr. 1. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Ler.-8. 6 Ngr.

Dittrich, J. A. W., Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! Drei Predigten vom christlichen Hausstande, gehalten, und christlichen Häusern dargeboten in einer Zeit, wo es Noth thut. Breslau, Dülfer. 8. 3¾ Ngr.

Eberlin, Die Integrität der Pfarrpfründen und des Pfarrpfründe-Genusses vom kanonischen und ökonomischen Standpuncte beleuchtet. Manheim, Bensheimer. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Schrift und Bekenntniß oder die Grundbedingung der Kirchenvereinigung in Baden und ihrer Befestigung. Der Generalsynode von 1855 zur Berücksichtigung und Jedermann zur Prüfung vorgelegt. Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Hesekiel, G., Wie die von Witzleben'sche Klosterschule zu Roßleben das 300jährige Jubelfest feierte. Im Auftrage der am 5. und 6. Juli zu Kloster Roßleben versammelt gewesenen Commilitonen herausgegeben. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 8. 20 Ngr.

Heßlein, B., Kaiser Nikolaus I. Dreißig Jahre aus der Geschichte Rußlands. Berlin, Sacco. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Niederlassung des Lehrer Wander in Löwenberg. Ein Beitrag zur Kenntniß der preußischen konstitutionellen Rechtszustände. Hamburg. Gr. 12. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Erster bis achter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Leipzig, im April 1855.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie

depuis 1804 jusqu'à 1850. Par le Docteur **Barthélemy-Sylvestre Cunibert.** 2 volumes. In-8. Broché. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten **Milosch Obrenowitsch** war, gibt eine lichtvolle Darstellung der politischen Zustände Serbiens unter der Regierung dieses Fürsten, und hellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei der wichtigen Stellung, die Serbien in den gegenwärtigen Verwickelungen im Oriente einnimmt, wird das Werk nicht verfehlen, überall Aufsehen zu erregen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brugsch (H.), Reiseberichte aus Aegypten.

Geschrieben während einer auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser — den das „Ausland" in einer höchst anerkennenden Besprechung (1855, Nr. 11) „einen der grössten Aegyptologen diesseit und jenseit des Rheins" nennt — bietet in vorliegender Schrift dem grössern deutschen Publicum die Frucht seiner unter Humboldt's Auspicien begonnenen und von den werthvollsten wissenschaftlichen Erfolgen gekrönten Reise nach Aegypten. Das Ziel seiner Wanderungen war nicht das jetzige Aegypten, sondern das alte monumentale Nilthal, und er gibt in dieser Schrift dem Nichtgelehrten eine getreue und allgemein verständliche Schilderung des alten Aegypten.

Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon soeben bereits eine **vierte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stein und sein Zeitalter.

Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. Von **Dr. S. Stern.** 8. Geh. 2 Thlr.

Eine populär gehaltene Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Ministers Freiherrn vom Stein und seiner für Deutschland so verhängnißvollen Zeit; ein **Volksbuch**, das die weiteste Verbreitung im deutschen Volke beansprucht und gewiß auch in vollem Maße verdient.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 17. —— 26. April 1855.

Bunsen's „Hippolytus und seine Zeit".

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Von Christian Karl Josias Bunsen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852—53. Gr. 8. 7 Thlr.

Zweiter Artikel.*)

(Zweiter Band: Die Herstellung.)

Es ist eine geraume Zeit verflossen, seit wir in einem ersten Artikel das Buch Bunsen's über den Hippolyt besprachen. Wenn wir so spät noch ein mal darauf zurückkommen, so mag das seine Rechtfertigung darin finden, daß das genannte Buch wahrlich nicht blos ein vorübergehendes, temporäres, ebenso wenig wie ein blos kritisch-gelehrtes oder literarhistorisches Interesse in Anspruch nimmt, sondern weit über seinen Titel hinaus ein lebendiges kirchengeschichtliches Bild als ein bleibendes Ganzes aufstellt und zugleich in die tiefsten und wichtigsten Fragen nicht nur der Gegenwart, sondern der ganzen Entwickelung der Kirche vielfach anregend eingreift. Blos kritische Untersuchungen — wenngleich sie von zu Vielen in Deutschland als der letzte Zweck behandelt werden — dürfen in Wahrheit immer nur Mittel sein und darum, wenn sie zu einem Resultate geführt haben, als abgethan gelten, sodaß sie höchstens für den Fachgelehrten nur noch als eine Stufe, die er auch überschritten haben muß, gelten können — gelten sollten, während eine in sich abgeschlossene und vollendete Darstellung von auch nur einem Stück Leben aus der Welt- oder Kirchengeschichte zu einer bleibenden Bedeutung und Geltung berechtigt ist. Leider pflegt es in Deutschlands geistiger Welt und Literatur nicht immer so gehalten zu werden. Jeder neue Autor, der über irgend einen Gegenstand schreibt, glaubt immer ganz von vorn wieder anfangen zu müssen; seine Vorgänger sind, selbst wenn er schließlich zu demselben Resultat wie sie kommt, nur zum Widerlegen für ihn da; ihr ganzes Gewebe, ja jeder einzelne Faden muß bis in alle seine Fasern aufgedröselt und zerlegt werden, oft nur um zuletzt dasselbe Gewebe mit einer ein klein wenig nach einer andern Seite hin schillernden Farbe wieder zusammenzusetzen.*) Wir möchten dies eine Caricatur von Lessing's tiefem und wahrem Wort vom Wege zur Wahrheit und der Wahrheit selbst nennen.

Ein solches unerquickliches Schauspiel bieten, wir müssen es leider gestehen, die bisherigen Untersuchungen über den Verfasser des neu aufgefundenen Buchs der „Philosophumena" dar. Bunsen war der Erste, der die Frage — nach vorläufigen kürzern Untersuchungen Anderer in wissenschaftlichen Zeitschriften — zum Gegenstande einer umfassenden und gründlichen Behandlung machte. Wir glaubten in unserm ersten Artikel das Resultat seiner Untersuchungen, soweit es den Hippolytus als Verfasser der Schrift betrifft, im Wesentlichen als feststehend und gesichert ansehen zu dürfen. Wir haben uns, was die gelehrten Theologen angeht, geirrt. Seitdem schon ist eine ganze Anzahl neuer Bearbeitungen erschienen, welche die Sache immer ganz von vorn anfangen und Alles wieder in Frage stellen. Zwar daß Diejenigen, welche von vornherein anderer Ansicht waren, ihre Meinung nicht änderten, begreift sich; daß z. B. Baur seine Hypothese vom Presbyter Cajus als dem Verfasser nicht aufgibt, sondern seinen ganzen, wirklich bewundernswerthen Scharfsinn und sein gründliches Wissen zu ihrer Befestigung, obwol fruchtlos, aufbietet, ist natürlich, umsomehr als es ihm wirklich an Argumenten nicht fehlt. Aber eines kleinen Lächelns kann man sich nicht erwehren, wenn man andere Gelehrte mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit un Scharfsinn Bunsen in eigenen Werken bestreiten sieht, um schließlich zu demselben Resultat über den Verfasser zu gelangen, wie Bunsen! Nur ja nicht aus denselben

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 34 d. Bl. f. 1853. D. Red.

*) Eine so richtige, zutreffende, die deutsche Manie des Mäkelns blos um des Mäkelns willen so scharf kennzeichnende Bemerkung, daß wir nicht umhinkönnen, sie unsererseits auch den Kritikern auf anderm als blos gelehrt-theologischem Gebiete ans Herz zu legen. D. Red.

Gründen, umsomehr als Bunsen kein theologischer Fachgelehrter ist! Hat er auch das Rechte gefunden, so darf er es doch nicht auf dem rechten Weg gefunden haben; das wäre ja der Ehre der Fachgelehrten zunahegetreten, bei denen der Apparat wichtiger ist als Das, was durch den Apparat erzielt werden soll!

Diese Betrachtungen wurden uns hauptsächlich durch zwei seither erschienene Bücher erweckt: Döllinger's in München „Hippolytus und Kallistus, oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts" (Regensburg 1853) und Volkmar's in Zürich „Hippolytus und die römischen Zeitgenossen" (Zürich 1855).

Döllinger zwar hat noch ein anderes Interesse als das der Gelehrsamkeit und ein auf seinem Standpunkt allerdings höheres und berechtigteres: das Interesse der katholischen Kirche, welche es allerdings nicht gleichgültig mitansehen konnte, einen ihrer heiligen Päpste von einem andern Heiligen so schmählich blosgestellt und die tiefen und frühen Schäden im Centrum der katholischen Christenheit so scharf und offen dargelegt zu finden. Unsere Leser wollen sich freundlich (nach so langer Zeit vielleicht eine etwas starke Zumuthung) des kurzen Ueberblicks erinnern, den wir in unserm ersten Artikel über das Verhältniß von Hippolytus und Kallistus gegeben haben. Für den katholischen Theologen lag hier die schwere Aufgabe vor, den einen zu rechtfertigen, ohne den andern zu verurtheilen. Sein kritisches Gewissen — und das ist höchlich anzuerkennen — macht es Döllinger unmöglich, die unbequeme antipäpstliche Schrift dem Hippolytus abzusprechen; es bleibt ihm also nur übrig, den Verfasser selbst zu einer Art von Gegenpapst zu machen, natürlich jedoch so, daß derselbe erstlich in dem damals noch unentwickelten Zustande des Dogmas und der Disciplin einige Entschuldigung finde und sich dann auch mit der Kirche versöhne, die in seinem Märtyrerthum die hinreichende Buße und Sühne finden konnte. Döllinger nämlich nimmt an, daß damals in Rom Differenzen über die Trinitätslehre, welche bekanntlich von der Kirche noch nicht festgestellt war und in der sich daher eigenthümliche und auseinandergehende Ansichten, sofern sie nicht die Grundlage selbst betrafen, noch ohne Häresie nebeneinander bewegen konnten — und über strengere oder laxere kirchliche Disciplin, namentlich in Betreff der Wiederaufnahme der nach der Taufe Gefallenen — welcher Punkt ebenfalls erst durch Sitte und Gewohnheit der einzelnen Gemeinden, noch nicht durch kirchliche Autorität entschieden war — stattgefunden hätten. Hippolyt vertrat in beiden Punkten die strengere Auffassung und klagte den Kallistus als Sabellianer und Zerrütter der kirchlichen Disciplin an; Beide waren von ihren Anhängern zum Bischof gewählt, und so entstand eine förmliche Spaltung, welche auch gegen des Kallistus Nachfolger, Urban I. und Pontianus, fortdauerte. Letzterer wurde, nach Döllinger, zugleich mit Hippolyt 235 nach Sardinien verbannt; dort wurde die Versöhnung durch Abdankung Beider und hierauf durch die Wahl des Anteros in Rom bewirkt. Pontian und Hippolyt starben Beide in Sardinien; um die Versöhnung zu besiegeln, wurden die Leichname Beider zusammen nach Rom gebracht und dort am selben Tage, wenn auch an verschiedenen Orten beigesetzt und ihr Gedächtniß am selben Tage (13. August) gefeiert. So die Darstellung Döllinger's; und es ist in der That unterhaltend — wenngleich wir unsere nichttheologischen Leser damit verschonen müssen — wie er diese ganze Reihe von Hypothesen scharfsinnig zu begründen und immer eine durch die andere wahrscheinlich zu machen versucht. Denn bis auf das Factum, daß in der ältesten römischen liturgischen Sammlung im Natale Sanctorum Hippolyt und Pontian auf denselben Tag verzeichnet ist, ist eben Alles Hypothese; geistreiche und scharfsinnig durchgeführte Hypothese, aber „man merkt die Absicht und man ist verstimmt".

Daß Döllinger seinem Gegner einige Fehler nachgewiesen hat, wollen wir gern zugeben. Wir rechnen aber nicht dazu Bunsen's Ansicht von den Suburban-Bischöfen als Presbytern der römischen Kirche; diese Ansicht ist in der allgemeinen und richtigen Auffassung von dem Verhältniß des Episkopats und Presbyterats und der ganzen Verfassung der alten Kirche so wohl begründet und durch manche einzelne Notizen, die Bunsen aus seiner genauen Kenntniß der ältern römischen Verhältnisse, deren Spuren sich noch jetzt in dem Collegium der Cardinäle finden, geschöpft, so gut gestützt, daß wir sie für ganz unzweifelhaft halten. In das spätere hierarchische System, welches Döllinger nothwendig in die älteste Zeit hineintragen muß, paßt sie freilich nicht.

Anerkennen aber müssen wir, daß in dem Buche Döllinger's sich eine gründliche Gelehrsamkeit (namentlich eine nur bei einem katholischen Theologen mögliche und nur einem solchen hinreichenden Lohn darbietende Belesenheit in dem Wust von Martyrologien und Legendarien, in dem doch manches Goldkörnchen steckt), eine oft höchst unbefangene und vorurtheilsfreie Auffassung, die man von Rom aus schwerlich billigen, nur ignoriren kann, und eine ganze Reihe von werthvollen Untersuchungen und Erläuterungen aus der ältern Kirchen- und Dogmengeschichte findet. Wir sprechen gern unsere große Achtung vor dem Verfasser aus und können der katholischen Kirche nur viele solcher Theologen wünschen! Wenn wir oben der deutschen Fachgelehrsamkeit manches Böse nachsagen mochten, so wollen wir hier gern den Werth deutscher Wissenschaft auch auf dem Gebiete der römischen Kirche anerkennen.

Weniger von allgemeinem Interesse ist das zweite der oben angeführten Bücher von Volkmar. An Gelehrsamkeit und Scharfsinn fehlt es dem Verfasser auch nicht, welcher wesentlich auf dem Standpunkt der tübinger Schule in Betreff des Urchristenthums steht, aber eine unbefangene und unparteische Forschung zeigt, die sich nur zum großen Theil in kritischen Minutien bewegt und sich selten zu einer allgemeinen Anschauung und zu einem geschichtlichen Bilde erhebt, sodaß es oft schwer ist, seine eigentliche Meinung von der Wirklichkeit der Dinge zu entdecken. Was die Stellung des

Hippolytus betrifft, so scheint er Döllinger's Ansicht über sein schismatisches Bisthum von Rom anzunehmen; es ist ihm hauptsächlich nur um die Frage von dem Verfasser der „Philosophumena" zu thun und um dessen Verhältniß zu andern Schriftstellern jener Zeit, namentlich dem vielbesprochenen und wenig aufgeklärten Presbyter Cajus, der fast zu einer mythischen Person geworden war, dem man Alles aufbürdete, und über den Volkmar nüchterne und verständige Untersuchungen gibt, die sehr dankenswerth sind, sowie die Untersuchungen über Theodoret's Schrift gegen die Häretiker und ihr Verhältniß zu den „Philosophumena". Wir können ihm hier natürlich nicht in diese philologisch-historischen Irrgänge folgen, die nur für den gelehrten Theologen von Werth sind, und bemerken nur, daß, nachdem er Bunsen's und Döllinger's Gründe zerstört hat, er doch schließlich auch den Hippolytus für den Verfasser erklärt — aus einem einzigen Grunde, der aber von Kennern der leider zu sehr vernachlässigten Archäologie christlicher Kunst schwerlich anerkannt werden wird. Er hält nämlich das Zeugniß der Statue des Hippolyt in Rom, auf deren Sessel das Buch verzeichnet ist, für durchschlagend, ein Zeugniß, auf welches allerdings auch Bunsen und Döllinger Gewicht legen, ohne sich jedoch allein darauf zu stützen. Leider aber ist diese Statue fast ganz Restauration und nur der Sockel alt; es läßt sich also gar kein Urtheil über ihr Alter und ihre Herkunft fällen, somit auch nicht über den Werth des an ihrem Sessel angeschriebenen Zeugnisses. Wir können auch Bunsen nicht von dem Vorwurf freisprechen, dies übersehen zu haben; bei ihm ist aber die Statue nur ein einzelnes Moment in der Reihe der vielen andern, wie das überhaupt Bunsen's Vorzug ist, daß er von einer lebendigen Gesammtanschauung ausgeht, in welcher einzelne Fehler vorkommen, einzelne Stützen dem Bau entzogen werden mögen, ohne daß das Ganze darum zusammenfällt.

Mögen unsere Leser uns diese Rückblicke auf den ersten kritischen Theil verzeihen und uns freundlich zu dem zweiten Band des Bunsen'schen Werks folgen, welcher das allgemeine Interesse in erhöhtem Grade in Anspruch nimmt, da er aus den Untersuchungen des ersten Bandes nur die Resultate zieht, um ein anschauliches Bild der christlichen Kirche selbst in jenen ersten Jahrhunderten zu geben.

Der vorliegende deutsche Band umfaßt Band 3 und 4 des englischen Werks, hier zu Abtheilung 3 und 4 geworden.

Die dritte Abtheilung macht es sich zur Aufgabe, ein urkundliches Bild des gemeindlichen Lebens der Hippolytischen Zeit, also der zweiten Hälfte des 2. und der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts darzustellen, durch Vorlegung eines zusammengedrängten volksmäßigen Textes der Denkmäler des Urchristenthums, in welchen sich das Gesammtbewußtsein und das gemeindliche Leben jener Zeit abspiegelt, in Schule und Gemeinde, im Gottesdienst und in den geselligen Verhältnissen des Lebens. Diese Bilder selbst machen den ersten Abschnitt aus; die Auslegung und Anwendung derselben versucht der zweite Abschnitt zu geben. Er führt zu dem Zwecke zuerst jedes der vier aufgestellten Bilder erklärend vor Augen, läßt dann die anderthalbtausendjährige Geschichte sich darin spiegeln, welche uns von jener Urzeit trennt, und beleuchtet hierauf unsere Gegenwart mit dem ausgesprochenen Zwecke, aus jenem Bilde eine praktische Anwendung für die Verbesserung unserer Zustände zu geben.

In dem ersten Abschnitt bietet uns der Verfasser zwei Texte dar, die er als urkundlich zu bezeichnen sich berechtigt hält: „Das Kirchen- und Hausbuch der alten Christen" und das „Gesetzbuch der vornicänischen Kirche". Die Untersuchungen des ersten Bandes hatten hierfür den festen Boden gewonnen. Er hatte in dem verworrenen Wust der apostolischen Constitutionen und Kanones als Grundlage die Sammlung der Gewohnheitsrechte der ältesten Kirche erkannt, wie sie in jeder einzelnen Gemeinde, zurückgeführt auf apostolische Anordnungen und Ueberlieferungen, aber nach localem Bedürfniß in Einem Geiste ausgebildet und individualisirt, daher in allem Wesentlichen überall gleich und vielleicht nur hier und da ein wenig abweichend, aufgezeichnet, aufbewahrt und zuletzt als eine heilige Urkunde geehrt waren. Spätere absichtliche Ueberarbeitung hatte sie entstellt und mit hierarchischem Putz überkleidet. Von diesen Zuthaten sie zu befreien, das Echte, Ursprüngliche herauszusondern, war des Verfassers kritisches Bemühen, wobei ihm für die Kanones besonders die koptische Sammlung zu Hülfe gekommen war. Er hatte sich bei dem kritischen Ergebniß aber nicht begnügt, sondern sucht nur die echte Ursammlung, wie sie eben in allen Gemeinden wesentlich dieselbe sein mußte, als ein Ganzes vor Augen zu führen, und das ist es eben, was sein Buch auch für den Laien so interessant macht. Denn, sagt er mit Recht,

> welcher klar und redlich forschende Geist, dem das Christenthum ein Leben und die Wiederbelebung desselben die Bedingung aller Hoffnungen für die Zukunft der europäischen Menschheit ist, fühlte in unsern schweren und fast apokalyptischen Zeiten nicht das Bedürfniß, sich wo möglich in Lebensgemeinschaft zu setzen mit dem Geiste jenes Urchristenthums? Wer wäre so an die kanonischen Formen seiner Kirche gebannt, daß er nicht deren angebliches Vorbild in seiner Wirklichkeit anschauen möchte?

Er ist dabei weit davon entfernt, den Buchstaben dieser alten und ehrwürdigen Ordnungen zu knechtischer Dienstbarkeit als ein allein maßgebendes Vorbild aufzustellen; im Gegentheil besteht für ihn gerade darin hauptsächlich ihre große Bedeutung, daß sie neben dem positiv evangelischen Geist in seiner ersten Anwendung auf das Leben zugleich auch das Princip der evangelischen Freiheit in seiner ersten Anwendung entfalten; sie sind ihm wichtig durch Das, was sie enthalten als apostolische Anschauung, und nicht weniger wichtig durch Das, was sie nicht enthalten, sondern im Glauben an die Wirkung des Geistes in der Gemeinde der evangelischen Freiheit überlassen. Er will also keine Uebertragung jener Formen und Ordnungen auf unsere Zeit.

> Denn kein noch so ursprüngliches Zeitalter, nicht einmal das der Apostel selbst (das 1. Jahrhundert oder die beiden ersten Geschlechter), ist in seiner Erscheinung, in seinen Einrich-

tungen und Formen vollkommen und maßgebend für alle Zeiten. Erstlich deswegen, weil es mit zu dem Guten und Musterhaften desselben gehört, Ausdruck der Bedürfnisse jener Zeit zu sein; zweitens, weil kein Zeitalter ohne seine Schwächen und Gebrechen ist.

Wir müssen nun freilich unsern Lesern überlassen, sich aus dem Buche selbst mit diesem anziehenden Bilde der Sitten und Gewohnheiten der ältesten Kirche vertraut zu machen, und können hier nur eine kurze Andeutung des Inhalts geben, gleichsam die Capitelüberschriften, aus denen doch hinreichend ersichtlich werden wird, wie reich und umfassend dieses Bild ist. Das können wir ihnen versprechen, daß sie aus diesem Büchlein eine lebendigere und wirklichere Anschauung des urchristlichen Lebens gewinnen werden, als aus vielen frommen und weitläufigen Kirchengeschichten.

Dies „Kirchen- und Hausbuch der alten Christen" nun zerfällt in vier Bücher. Das erste betrifft die Schule und enthält Verordnungen über Aufnahme, Unterweisung, Gelübde und Zulassung der Katechumenen, nebst der Tauforduung der alten Kirche. Wir finden in diesen Verordnungen viel einfältige christlich-pädagogische Weisheit und in schlichter Sprache unter andern einen „Moralischen Katechismus", den man, sowie das „Alte Gebet der Kirche zu Antiochien für die Katechumenen" nicht ohne Erbauung lesen wird. Wir weisen dabei sogleich auf die „Nutzanwendung für die Kirche der Zukunft" hin, bei welcher der Verfasser von der historisch gewordenen und berechtigten kirchlichen Entwickelung der Kindertaufe ausgeht, wonach die Taufe jetzt der Schule vorangehen muß, zugleich aber eine Umgestaltung fodert, wodurch die Beibehaltung der Kindertaufe mit dem Bedürfniß der Heranbildung der Jugend zu bewußten, bekennenden Christen und der Auferbauung der Kirche aus dieser letztern ausgeglichen werde. Er legt dabei das Hauptgewicht auf die Confirmation, welche ausgebildet zu haben das besondere Verdienst der deutschen evangelischen Kirchen ist. Wir können seine sehr beherzigungswerthen und nicht unpraktischen Vorschläge hier nicht im Einzelnen verfolgen; unsers Bedünkens geht er etwas zu weit, wenn er „die Taufhandlung als ein Ganzes auffassen will, dessen Anfang die Besprengung und Namengebung des Kindes, dessen Ende das durch den Segen besiegelte Gelöbniß der erwachsenen und unterwiesenen jungen Christen ausmacht". Die Taufhandlung, als ein Act der Kirche und des Heiligen Geistes, ist auch ohne dieses Gelöbniß ein Ganzes; und wie wichtig jenes Gelöbniß oder der Segen der Confirmation auch sein mag, als Ende oder Ergänzung der Taufe können sie nicht aufgefaßt werden, ohne der Würde und Bedeutung derselben Eintrag zu thun.

Das zweite Buch enthält die Verfassung der alten Kirche, zunächst die der Kirche in Aegypten und den mit ihm zusammenhängenden Ländern, denn es hat hier die koptische und äthiopische Sammlung zugrunde gelegt werden müssen, aus welchen die Verordnungen über die Gemeindeämter, Bischöfe, Presbyter, Diakonen, Vorleser und auch Jungfrauen und Witwen, sowie mit Heilkraft Begabten entnommen sind. Der Verfasser bemerkt dazu mit Recht:

> Die christliche Kirchenverfassung ist, wie die politische der germanischen Stämme, ausgegangen von der Gemeinde; aber das Grundbewußtsein dieser Gemeinde ist, daß sie sich unter einer göttlich-sittlichen Ordnung weiß und eben deshalb sich frei und zur Freiheit berufen fühlt.

Die Thätigkeit der Gemeinde aber, obwol sie ihren Bischof noch selbst wählt und nur die Bischöfe der benachbarten Orte einladet, ihn zu weihen, d. h. mit Gebet und Handauflegung einzuführen in sein Amt, ist schon bedeutend zurückgetreten; es hat sich schon entschieden ein geistlicher Stand gebildet. Auch haben sich schon um die Mittelpunkte der Provinzen Sammelgemeinden gebildet. Mit Recht behauptet der Verfasser, daß die hier vorliegenden Data sowol die Hypothese, der Bischof sei nur als primus inter pares aus den Presbytern hervorgegangen, als die ganz den modernen Zuständen entlehnte Ansicht ausschließen, daß die Geistlichkeit ursprünglich der Lehrstand der alten Kirche gewesen sei. Daß die Geistlichen verheirathet sind, bedarf kaum der Erwähnung, doch hatte man schon aus dem Brief an Timotheus (III, 2) den Widerspruch gegen eine zweite Ehe des Bischofs und Presbyters, ja schon den Gedanken abgeleitet, daß, wer einmal ledig in den geistlichen Stand getreten, in demselben nicht heirathen dürfe, welchen Hippolytus im Widerspruch gegen den römischen Bischof Kallistus als Kirchengesetz geltend machen wollte. In der Nutzanwendung des Verfassers können wir es nur billigen, daß derselbe in unserer viel zu sehr nach Formen der Verfassung strebenden Zeit nur die großen Principien des Bisthums (nicht im hierarchischen Sinne einer mystischen Weihe, sondern im evangelischen Sinne persönlich lebendiger Regierung) und des Gemeinderechts festhält und die einzelnen Formen freier Entwickelung überläßt.

Das dritte Buch, die Liturgie oder die allgemeine Ordnung des Gottesdienstes enthaltend, gibt, wie sich erwarten läßt, nur das wesentliche Schema desselben, mit den feststehenden Formeln und der Ordnung der Handlung, welche durch die freien Gebete des Bischofs oder Presbyters noch eine reiche Ausfüllung erhielt. Wir werden darauf bei Besprechung der vierten Abtheilung noch zurückkommen müssen und erwähnen hier nur, daß gerade in dieser Uebersicht der Charakter des alten Gottesdienstes als wesentliche Handlung der Gemeinde, That der Anbetung, besonders deutlich und klar hervortritt. Von besonders großem Interesse ist hier die „Spiegelung" oder die Vergleichung der verschiedenen im Laufe der Zeit historisch entwickelten Gottesdienstordnungen mit diesem uralten Bilde, worin sich ein reiches und sorgfältig zusammengestelltes, sowie einsichtig gewürdigtes Material, namentlich auch über die unter den protestantischen Kirchen am reichsten ausgebildete englische Liturgie findet. Für die Nutzanwendung stellt Bunsen „die alte Kirche als apostolisches Vorbild und Muster hin durch zwei

Ideen: die eine ist, daß das geistige Opfer des Christen der Gipfel- und Zielpunkt der christlichen Anbetung und die leitende Idee der Liturgie sei, die andere, daß der christliche Gottesdienst nicht eine Lehre oder Betrachtung, sondern eine Handlung sei, und zwar eine gemeinsame des Geistlichen und der Gemeinde". Daß Bunsen diese Principien in eigenen liturgischen Entwürfen bereits angewandt hat, dürfen wir als bekannt voraussetzen und können nur den Wunsch aussprechen, daß dieselben (wie sie namentlich in dem im Rauhen Hause erschienenen Gesang- und Gebetbuch zusammengestellt sind) immer mehr Beachtung und Beherzigung finden mögen bei Geistlichen und bei Laien, und daß namentlich die letztern immer mehr zu dem Bewußtsein kommen mögen, daß sie im evangelischen Gottesdienst selbst etwas zu thun haben, daß der rechte Gottesdienst nicht für sie, sondern durch sie geschehen müsse!

Im vierten Buche würde man sich etwas getäuscht finden, wenn man nach dem Titel: „Allgemeine Verhaltungsregeln für alle Glieder der Gemeinde, oder das Haus-, Gemeinde- und Gesellschaftsleben der alten Christen", darin irgendwie bemerkenswerthe Anfänge einer christlichen Ethik erwarten wollte. Diese sind eher in dem schon oben erwähnten „Moralischen Katechismus oder Lehre von den zwei Wegen" des ersten Buchs zu suchen, in freilich sehr unentwickelter Gestalt, aber reiner, tiefer Gesinnung und schönem, einfachem Ausdruck. Die Verhaltungsregeln des vierten Buchs beziehen sich mehr auf das gemeindliche Leben und sind zum Theil äußerlicher und formaler Art; es zeigt sich darin sehr das dringende Bedürfniß, die Gemeinde als eine der Welt entgegengesetzte zusammenzuhalten, sowol durch positive Uebungen als eine strenge Negation des Fremdartigen. Der Verfasser sagt mit Recht:

> Das Gemeindeleben bildete für jene Christen nicht sowol die Vermittelung des häuslichen und öffentlichen Lebens, sondern es war recht eigentlich das erweiterte häusliche und das einzige dem Christen werthe oder zugängliche öffentliche Leben.

So finden wir Regeln über die Sonntagsfeier, die Fasten, die Theilnahme am Gottesdienst, über die häusliche Andacht in ihrer Verbindung mit der öffentlichen, über die Liebesmahle, über die dem Andenken der Todten zu widmenden Feiern und nur wenige Andeutungen über die ehelichen Verhältnisse und das ganze häusliche Familienleben. Die ehelichen Verhältnisse werden sehr streng aufgefaßt, in bedeutsamem Gegensatz gegen die heidnische und jüdische Sittenlosigkeit jener Zeit; der oft anerkannte Segen des Christenthums, daß es selbst erst die Frau zu der Ehre gebracht, die ihr gebührt „als Miterbin des Himmelreichs, als gleiche Verantwortlichkeit wie gleiche Hoffnung in sich tragend", bestätigt sich auch hier in diesen Andeutungen. Im Allgemeinen aber findet sich in der Sitte, wie dies Buch sie darstellt, eine noch unklare Mischung von reiner, sittlicher Tiefe und von Resten einer alten, ja auch von Anfängen einer neuen, hierarchischen Gesetzlichkeit, die zum Theil selbst „den Charakter der alten, von Dämonenfurcht besessenen Welt trägt, welche in Angst vor dem Zauber auch nach äußerlichen Bewahrungsmitteln vor dem Bösen suchte und dem Gebete äußere Zeichen und Geberden beifügte". Diese Elemente sind im Laufe der Zeiten nebeneinander fortgegangen, und weder in der alten noch in der mittelalterlichen Kirche ganz zur Scheidung gekommen; vollzogen hat diese Scheidung auch die Reformation noch nicht ganz, sondern sie der Entwickelung der evangelisch-protestantischen Kirchen vorbehalten. Den Grund aber zu dieser Entwickelung hat die Reformation gelegt, indem sie den Menschen wieder in Dasjenige zurückführt, was der Verfasser mit Recht bezeichnet als „den innersten Mittelpunkt der geistigen Kraft des Christenthums, das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit, der geistigen Selbständigkeit aller seiner Mitglieder, Armer und Reicher, Gebildeter und Ungebildeter, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen".

Von demselben Gesichtspunkte aus ist das sich unmittelbar an das vierte Buch des „Kirchen- und Hausbuch der alten Christen" anschließende „Gesetzbuch der vornicänischen Kirche" oder die kirchenrechtlichen Kanones der Apostel zu betrachten. Was dieser letztere Name bedeutet, hat der Verfasser bereits im ersten Bande festgestellt: geistliche und ethische Rechtsbestimmungen, welche ihrem wesentlichen Inhalt, wenn auch nicht ihrer Form und Entwickelung im Einzelnen nach auf die Apostel zurückgeführt werden konnten. Er unterscheidet zwei Sammlungen, von denen die älteste etwa dreißig solcher Bestimmungen enthielt, welche von einem Kundigen im 2. Jahrhundert zusammengestellt wurden, als Zusammenfassung Dessen, was im Bewußtsein und der Erfahrung der Christen als leitende Norm sich herausgestellt hatte. Die zweite Sammlung, welche von der römischen Kirche nicht anerkannt, aber für die kirchliche Entwickelung des Orients besonders wichtig geworden ist, trägt schon mehr entschieden den Charakter eines Rechtsbuchs für die innere Zucht der Geistlichkeit, mit Strafbestimmungen; in ihr finden sich denn auch schon die Anfänge einer hierarchischen Entwickelung der Priesterkirche — eines eigentlich kanonischen Rechts.

Wir haben bei Darlegung des Inhalts des ersten Abschnitts dieser dritten Abtheilung des ganzen Werks schon immer auf die Gegenwart und Zukunft beleuchtenden Andeutungen des zweiten Abschnitts Rücksicht genommen. Was die specielle theologische Gelehrsamkeit berührt, so den präsumtiven griechischen Urtext der erwähnten Kanones, die Formulare des Glaubensbekenntnisses, die Originale einzelner liturgischer Formeln u. s. w., hat der Verfasser mit Recht in die Anmerkungen verwiesen. Wichtig wie diese sind, nehmen sie in dieser Abtheilung doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil ein. Wir wünschen unsern Lesern durch unsere kurze Darstellung die Ueberzeugung gegeben zu haben, welchen reichen, weit über jedes speciell theologische Interesse hinausgehenden Inhalt das Buch für jeden wahrhaft gebildeten und nach kirchlicher und christlicher Bildung strebenden Laien darbietet, und hoffen gern, daß gerade unter

diesem Kreise, der sich nicht mit Unrecht vor theologischen Discussionen fürchtet, Bunsen's Werk eine weite Verbreitung finden möge. Dasselbe gilt in ebenso hohem Maße von der vierten Abtheilung (dem vierten Bande der englischen Ausgabe), welche zwei Abschnitte enthält, von denen der letzte das Interesse einer gründlichen und gelehrten Forschung und für den Forscher ein reiches Material darbietet, der erste dagegen ganz vorzugsweise ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt.

Mögen unsere Leser zunächst einen flüchtigen Blick auf den letzten Abschnitt werfen, der doch keineswegs nur gelehrt ist, sondern von tiefeingreifender Wichtigkeit und Bedeutung für das lebendigste Leben der Kirche. Die Kritik, die sich vorzugsweise mit des Verfassers Ansicht über Hippolyt beschäftigt hat, scheint sich unsers Wissens an diesen inhaltreichen Theil noch nicht herangewagt zu haben. Er behandelt die echten Liturgien der alten Kirche, und zwar nach des Verfassers schaffender und constructiver Weise nicht nur mit der negirenden Kritik, welche von protestantischer Seite zu sehr gegen diese ehrwürdigen Denkmäler des christlichen Alterthums geübt worden, sondern mit der Ueberzeugung, daß aus dem uns vorliegenden Material sich noch ein treues und wahrhaftiges Bild des Gottesdienstes der Kirche des 3., selbst des 2. Jahrhunderts herstellen und in demselben nicht nur manches köstliche Goldkorn christlichen Lebens, sondern auch die rechten Anknüpfungs- und Haltpunkte für eine liebevolle und besonnene Reformation und Restauration unsers evangelischen Gottesdienstes finden lassen, deren Bedürfniß von so vielen Seiten so lebhaft empfunden wird.

Die Sichtung und Kritik des reichlich genug vorliegenden Materials war allerdings die erste Aufgabe des Herstellens. Sie wird von Grundsätzen der historischen Kritik geleitet, welche, wir dürfen es wol sagen, bisher schon fast auf allen Gebieten der Historie, dem der Kirchengeschichte leider ausgenommen, sich Anerkennung und feste Geltung gewonnen haben. Der Verfasser hatte sie schon vor 35 Jahren einem Codex liturgicus ecclesiae universae zugrunde gelegt, an dessen Vervollständigung und Verbesserung er seit jener Zeit unablässig gearbeitet hat, während die Grundsätze sich im Lauf der Jahre ihm durchgängig bestätigt haben. Diesen Codex bietet er nun hier unter dem Titel „Reliquiae liturgicae" dar; er enthält fünf Capitel, von denen das erste die Liturgie der alexandrinischen, das zweite die der antiochenischen, das dritte die der konstantinopolitanischen Kirche enthält, das vierte die Liturgien der afrikanischen, mailändischen, gallischen und spanischen Kirche, das fünfte endlich die der römischen Kirche, welche in ihrer spätern Entwickelung als römische Messe alle übrigen abendländischen Liturgien verdrängt oder verschlungen hat. Der Text dieser Liturgien darf in der vom Verfasser gereinigten Gestalt wol unbedenklich als das 4. und 5. Jahrhundert repräsentirend angesehen werden, während die Ordnung und die Grundzüge desselben ganz unzweifelhaft viel weiter hinaufreichen, ja auch bestimmte Formulare, z. B. die Fürbittegebete der alexandrinischen Kirche, fast mit Sicherheit für das 3., vielleicht für das 2. Jahrhundert in Anspruch genommen werden können. Wenn die hier gegebenen griechischen und lateinischen Texte zunächst für den gelehrten Theologen bestimmt sind und eine Analyse derselben dem Zweck d. Bl. schon an und für sich ferner liegen würde, so können wir es uns nur schwer versagen, näher auf die geschichtlichen und principiellen Einleitungen des Verfassers zu diesem Abschnitt einzugehen. Da uns dies aber der Raum verbietet, so müssen wir umsomehr gerade unsere Leser dringend bitten, diesen Theil des Werks selbst nachzulesen. Sie werden in demselben namentlich auch eine Uebersetzung des wichtigsten und ältesten Stücks finden, nämlich die „Abendmahlsordnung der Kirche von Alexandrien oder die Liturgie des heiligen Marcus", welche Bunsen, wie wir glauben, mit voller Berechtigung als „eine urkundliche Probe der Abendmahlsordnung in der alexandrinischen Kirche im Zeitalter des Polykarp um die Mitte des 2. Jahrhunderts" bezeichnet. Die apostolische Schönheit und Einfachheit der alten ursprünglichen Form spricht am besten für sich selbst, und wir glauben, daß Niemand diesen Ausdruck uralter gemeinsamer Frömmigkeit der Christen ohne tiefe Rührung und Erbauung aus der Hand legen wird, Niemand vielleicht ohne einige Sehnsucht, aus dem Kanzelunwesen unserer Zeit zu dieser einfachen That der Anbetung der Gemeinde zurückzukehren.

Soviel uns bekannt ist, gebührt Bunsen das Verdienst, zuerst wieder auf die rechte Bedeutung des christlichen Gottesdienstes als einer gemeinsamen That der Anbetung hingewiesen und dieselbe nicht nur historisch und ideell begründet, sondern auch in seinen eigenen liturgischen Entwürfen durchgeführt zu haben. An dem Verlust dieser Idee, welche sich in unsern Bekenntnißschriften doch noch deutlich genug vorfindet, ist der Gottesdienst der protestantischen Kirchen erkrankt; vergebens hat man sie durch die Beredtsamkeit der Kanzel (welche wir übrigens in ihrem wahren Werth der Belehrung und Erbauung keineswegs anzufechten gemeint sind und gegen deren Alles verschlingenden Misbrauch wir nur protestiren müssen) und in neuerer Zeit durch ästhetische Zuthaten und musikalische Kunstgenüsse zu ersetzen gesucht. Die letztern namentlich haben vielfach die sogenannten liturgischen Andachten auf gefährliche Abwege geführt und sie geistlichen Concerten nahegebracht. Eine wahrhafte Restauration des evangelischen Gottesdienstes kann nur dadurch herbeigeführt werden, daß man auf dem von Bunsen vielfach angedeuteten Wege die Idee der Anbetung oder des Opfers, wie Bunsen sie mit einem freilich vielfach gemisdeuteten, aber an sich ganz richtigen Namen bezeichnet, der Kirche wieder zu lebendigem Bewußtsein bringt und sie jeglicher Gottesdienstordnung zugrundelegt. Dann wird das Uebermaß des Redens, in welchem sich die Persönlichkeit vieler Prediger so sehr gefällt, ebenso bald verschwinden wie die unnützen Spielereien der Aesthetik und wie jede Gefahr, mit der katholischen Kirche bald in eine (von den Jesui-

ten besonders ausgebildete) Wirkung auf die Sinne, bald in den todten Aberglauben eines ex opere operato mechanisch für die blos Assistirenden wirkenden Meßopfers zu verfallen. Ernst und Würde, Erbauung und Erhebung, Vollständigkeit und Befriedigung sind nur auf diesem Wege zu finden, und die Kirchen werden sich von selbst dann füllen, wenn die Gemeinde erst wieder erkennt, daß der Gottesdienst ihre eigene That, die höchste That ihres gemeinsamen Lebens ist.

Wir haben uns durch das Interesse an dieser Sache, die billig jedem Gliede der christlichen Gemeinde am Herzen liegen sollte, weiter führen lassen, als wir gewollt, und müssen unsere Leser nun noch in den ersten Abschnitt dieser zweiten Abtheilung führen und sie einladen, in einen „Kreis von Freunden zu treten, versammelt in London an den Iden des August 1851“, um „eine Vertheidigungsrede des Hippolyt, gerichtet an das englische Volk“, aber auch vom deutschen Volke wohl zu beherzigen, anzuhören. Die hier gewählte Form der Darstellung mag wol Manchen auf den ersten Blick stutzig machen. Um sie zu begreifen, müssen wir uns suchen in den Gedankengang des Verfassers hineinzuversetzen, in welchem sich ihm seine Aufgabe darstellte. Wir haben hier eine Dichtung vor uns, bestimmt, anschaulich zu machen, welches Bild unsere eigene Zeit in dem persönlichen Bewußtsein des Hippolytus abwerfen würde, wenn man ihn ihr gegenüberstellt. In dem Spiegel, welchen uns in der dritten Abtheilung das Kirchen- und Hausbuch der apostolischen Zeit vorhielt, sahen wir die christliche Schule und die christliche Gemeinde, die christliche Anbetung und das christliche Leben: vier kindlich einfache Bilder, welche doch nichts Geringeres darstellten als das Vorbild fast alles Großen, Edeln und Heilsamen, welches aus dem Grabe der Alten Welt neu verjüngt und veredelt hervorgeblüht ist und das Angesicht der Erde erneut hat. Es fehlten in diesem Bilde nur noch die christliche Wissenschaft und Weltanschauung der alten Kirche. Denn neben dem vom tiefsten Grunde der gesellschaftlichen Verhältnisse heraus die neue Welt vorbildenden und vorbereitenden häuslichen und Gemeindeleben geht durch die alte Kirche eine tiefe Gedankenentwickelung her, ohne deren Darstellung das Bild jener Zeit nicht allein unvollständig, sondern in seinem tiefsten Grunde unverständlich bleiben würde; und den innern Zusammenhang der christlichen Anschauungen und der theologischen Gedanken der alten Kirche in dem Gegensatz zu unserer Zeit und zu unsern Zuständen hervortreten zu lassen, ist die Aufgabe dieser Dichtung, welche die vierte Abtheilung eröffnet.

Der Zweck des Verfassers ist dadurch klar genug bezeichnet; er ist, wie in seinem ganzen Werk, ein doppelter: einmal, das vollständige Bild jener alten Zeit in sich abgerundet und unserm Bewußtsein verständlich darzustellen; sodann, zugleich den Reflex davon auf unsere Zeit fallen zu lassen und unser Bewußtsein in dem Bewußtsein der alten Kirche zu messen, nicht in sklavischer Verehrung und Uebertragung des letztern, sondern um das Gemeinsame des christlichen Geistes in beiden und in diesem Geiste die Begründung wie das Regulativ der christlichen Freiheit in der Gestaltung des jeder besondern Zeit Angemessenen und Eigenthümlichen zu finden.

Er wünscht zwei Fragen zu beantworten: „Was würden wir zu diesem christlichen Zeitalter sagen, wenn wir es mit unsern Augen sähen? Und was würde Hippolyt von unserer Zeit sagen, wenn sie ihm vorgeführt würde?“ (Band 1, Vorrede zur englischen Ausgabe, S. XLVII). Auf solche Fragen könne man ohne einen gewissen Grad von Erdichtung keine Antwort geben; denn wer wirklich redete und schrieb, sprach und schrieb für sein Zeitalter; und es muß sich ein Act der dichterischen Anschauung mit dem combinirenden Denken verbinden, um zu ahnen, was Hippolyt für unser Zeitalter gesagt haben würde.

Lassen wir den Verfasser zur Vertheidigung seiner Vertheidigungsrede des Hippolyt selbst reden:

Sie beruht auf der Annahme, daß Hippolyt nach England gekommen wäre, um sich zu beklagen, daß man ihm die Verfasserschaft des jüngst entdeckten Buchs entzogen, und daß er fodere anerkannt zu werden, als was er in Wahrheit war, Bischof der Hafenstadt von Rom und Mitglied des Presbyteriums der Hauptstadt, vor allem aber als ein denkender Christ und rechtgläubiger Theolog in einer Zeit, die noch unverfälschte Ueberlieferungen hatte und deren Helden und zahllose Blutzeugen für das Christenthum lebten und starben. Ich nehme an, daß Hippolyt diese Selbstvertheidigung vor einer ausgewählten englischen Versammlung nach einigen Monaten der Bekanntschaft und Erörterung mit gelehrten Theologen halte. In der Durchführung dieser Dichtung habe ich versucht, mich so eng wie möglich der Form der platonischen Vertheidigungsrede des Sokrates anzuschließen und in aller Bescheidenheit jene Mischung der Ironie und des sittlichen Ernstes nachzuahmen, die vom Namen des Sokrates unzertrennlich ist. Ich fühle wohl, daß Hippolyt kein Sokrates war, und noch weniger mache ich den Anspruch, ein Plato zu sein. Doch habe ich versucht, etwas von seinem Charakter als Denker und Schriftsteller zur Anschauung zu bringen.

Daneben verwahrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf, als habe er versuchen wollen, seinen religiösen Ueberzeugungen und philosophischen Meinungen unter der Maske des Hippolyt Eingang zu verschaffen, und erklärt sich nur dafür verantwortlich, „daß er den Hippolyt, was seine Zeit betrifft, nach seinen bekannten Meinungen und Grundsätzen reden lasse, über die unserige in seinem Geiste, wiewol mit dichterischer Freiheit“.

Wieweit ihm das gelungen sei, müssen wir dem Leser selbst überlassen zu beurtheilen. Wir glauben genug gesagt zu haben, um sein Interesse für diese eigenthümliche Form der Darstellung rege zu machen. Einen Auszug läßt die Vertheidigungsrede nicht wohl zu; wir bemerken nur, daß in derselben in der That die wichtigsten Fragen der Gegenwart besprochen werden, von dem Standpunkte einer Zeit und eines Geistes aus, welcher, in lebendiger Gemeinschaft mit dem apostolischen Geiste, noch unberührt ist von den mannichfachen conventionellen und conventionell nöthigen Formeln und Gewändern, welche die einfache Wahrheit im Laufe der Zeit angezo-

gen hat, und sich darum im Stande fühlt, das Conventionelle und Formale, welches uns zu oft beherrscht, auf seinen wahren Werth zurückzuführen.

Daß die Apologie dadurch hier und da zu einer Polemik wird, ist unter diesen Umständen natürlich. Diese Polemik ist zum Theil gegen englische starre Auffassungsweise gerichtet, welcher gegenüber der alte Kirchenvater in seiner hellenischen Gedankenbildung oft auf dem Standpunkt des tiefern deutschen Geistes zu stehen und diesen gegen die englische Beschränktheit zu vertreten scheint. Aber wir dürfen dem Verfasser zugestehen, daß er dabei nicht aus der Rolle fällt, sondern daß diese Erscheinung in einer realen Geistesverwandtschaft begründet ist. Wir machen unter Anderm nur auf die schöne Erörterung über Inspiration, inspirirte Männer und inspirirte Bücher aufmerksam. Für den deutschen Leser, namentlich für den einigermaßen mit englischen Zuständen bekannten, dürfte die Apologie des Hippolyt durch dies Wesen des deutschen Geistes ein besonderes Interesse und einen besondern Reiz bekommen.

Dies Wesen des deutschen Geistes zeigt sich, wie in dem ganzen Buche in dem edeln Streben nach lebendiger Geistesfreiheit und dem Kampf gegen jeden äußerlichen und innerlichen Gewissenszwang eines todten Formelglaubens, so besonders in dem prophetischen Aufblick am Schluß der Apologie, wo der Verfasser in begeisterter Rede gegen die scheinbar so mächtige Reaction in Kirche und Staat protestirt und das Heil der Zukunft in treuem Festhalten an Wahrheit und Freiheit erkennt. Wir können uns nicht versagen, einige Worte daraus anzuführen, die als Probe dazu dienen mögen, den Leser zum aufmerksamen Studium des Ganzen einzuladen:

So bleibet denn würdig eurer Väter und euch selbst treu und fürchtet nicht den Ausgang des großen religiösen und gesellschaftlichen Kampfes, der da herannaht. Die Feinde der Gewissensfreiheit, die eure so theuer erkauften bürgerlichen Freiheiten benutzen wollen, um priesterliche Anmaßung und Tyrannei einzuführen, sind ohnmächtig, wenn ihr sie mit den Waffen des Lichts und des Geistes bekämpft.... Ihre Niederlage und Gericht ist mit blutiger Schrift in der Geschichte bis auf den heutigen Tag geschrieben.... Sie säeten die Gegenreformation vor 300 Jahren, und sie haben Revolutionen geerntet, wo nur immer der Same Wurzel faßte.... Sie unterdrückten oder verdarben die erste Reformation, die sich in der Nothwendigkeit befand, sie mit dem spärlichen Lichte zu bekämpfen, das sie geschaffen, und mit den verkümmerten Hülfsmitteln, die sie dem Menschengeist gelassen hatten. So blieb die erste Reformation selbst verkümmert und krüppelhaft, bei euch wie überall.... Aber die Zeiten haben sich geändert. Die Apostel der Finsterniß können der zweiten Reformation nicht Stand halten, die da naht in der Rüstung des göttlichen Lichts und mit den Waffen der ewigen, ihrer selbst bewußten Vernunft; die sich verstärkt hat mit Wissenschaft, Philosophie und zuverlässiger Geschichte, und deren Nahen vorempfunden und jauchzend begrüßt wird von der allgemeinen Sehnsucht der Völker, die da nach Christus und evangelischer Wahrheit und Freiheit schmachten.... Ihr aber, Kinder des Lichts, schreitet furchtlos voran! Von einer Rückkehr der Menschheit zu träumen in den Kinderzustand, in welchem Ueberlieferung und Offenbarung als dem Menschen äußerliche Dinge angenommen werden, heißt Christus in der Wüste suchen, der bei euch und in euch ist. Solch eine Rückkehr ist weder wünschenswerth noch möglich. Ihr habt nicht zu wählen zwischen Glauben und Vernunft, noch zwischen Aberglauben und Unglauben, sondern ihr habt die Wahl zu treffen zwischen Licht und Finsterniß. Auf der einen Seite ist Gleichgültigkeit, Zweifelsucht und Knechtschaft, auf der andern sittliche Würde, treue Forschung, Freiheit und alle sie begleitenden Geister des Lichts.

Ein Seitenstück zu dieser Vertheidigungsrede des Hippolyt bildet das den ersten Band eröffnende „Vorwort des Verfassers zur deutschen Ausgabe", welches in dem englischen Werk natürlich fehlt und als eine höchst wichtige Zugabe für die deutsche Uebersetzung zu betrachten ist. Es kann in der That als eine Rede des Verfassers an die Gebildeten deutscher Nation bezeichnet werden, in welcher derselbe sein Herz ausschüttet und mit all der Wärme eines glühenden Patriotismus und eines gläubigen Gemüths seine Hoffnungen und seine Wünsche, seinen Schmerz und seine Befürchtungen, sein Vertrauen und seine Zuversicht ausspricht. Wenn er in den Worten selbst wesentlich als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber auftritt, so spricht er hier als Deutscher und als evangelischer Christ, als Staatsmann und als praktischer Philosoph, mit tiefem Ernst, mit dem offensten Freimuth, mit jener Liebe, die auch die bittere Wahrheit nicht scheut und nie das Vertrauen zu seinem Volke verliert. Wir können nur flüchtig seine Gedanken andeuten und müssen diesem Theile des Buchs vor allem wünschen, daß er in den weitesten und höchsten Kreisen gelesen und beherzigt werde.

Bunsen, den vollständige Unkenntniß seines Charakters und seiner Bestrebungen in früherer Zeit wol der Förderung hierarchischer Tendenzen beschuldigt hatte (!), tritt hier auf als unermüdlicher Kämpe für geistige Freiheit, in welcher allein er das Heil der jetzigen und der kommenden Geschlechter erblickt und deren Verwirklichung er als den eigentlichen Beruf des deutschen Volks erkennt, welches er um dieses Berufs willen „das Bundesvolk der Neuzeit" nennt. In drei großen Lebensäußerungen hat dieser deutsche Geist in der Vergangenheit die Welt umgestaltet. Diese sind der Umsturz des römischen Weltreichs und die Verjüngung Europas im Mittelalter; die Abschüttelung des priesterlichen Jochs Roms und die kirchliche Reformation im 16. Jahrhundert; endlich die Herstellung einer lebendigen Poesie, einer freien Philosophie des Geistes und einer aufbauenden Forschung in den letzten 80 Jahren. Diese letzte Bewegung, wie Großes sie schon erreicht, glaubt der Verfasser noch in lebendigem Fortschreiten begriffen zu sehen, und für innig verbunden erachtet er mit ihr das Streben nach nationaler und politischer Freiheit, welche er als unzertrennlich von der geistigen Freiheit ansieht. Niemand kann schärfer als er die Frevel der revolutionären Umstürzung jenes Jahres, das alle schönen Hoffnungen so schmählich getäuscht hat, verdammen; aber er gehört nicht zu den Verzagten und Kleinmüthigen, die im Schreck darüber den Glauben an die politische Zukunft des Volks verloren haben, das sich im Anfang dieses Jahrhunderts im Kampf gegen fremde Gewalt, soldatische Usurpation und imperialistische Willkürherrschaft so groß und stark

bewährt hat. Er ist fest überzeugt, „daß von der Nation, und namentlich in Preußen, kein romantischer Luftbau von oben, kein selbstsüchtiges Spiel streitender Persönlichkeiten angestrebt wird, sondern eine naturgemäß von unten durch Selbstregierung in den städtischen und landschaftlichen Sphären begründete germanische Monarchie, welche die einzige redliche Abfindung mit der Republik ist". Diese Erkenntniß, in welcher ihn, den Protestanten, die reife Erfahrung eines langen und bewegten Lebens auf dem politischen Gebiet mit dem edeln Katholiken Radowitz zusammengeführt, aber freilich von manchen frühern Freunden getrennt hat, bezeichnet seinen politischen Standpunkt. Dies Zusammentreffen des protestantischen und katholischen Staatsmannes in den nationalen und politischen Bestrebungen und Hoffnungen ist ein glückliches Charakterzeichen des deutschen Wesens; wir dürfen darin eine Bürgschaft dafür sehen, daß die deutsche Nation bei aller confessionellen Trennung dennoch im innersten Mittelpunkt ihres nationalen Lebens sich immer wieder zusammenfinden wird. Und auch den Katholiken Radowitz dürfen wir unter die Kämpfer für geistige Freiheit zählen; sein Katholicismus war nicht Priesterthum und Hierarchie, sondern innerliches Leben; und wenn wir mit Bunsen fest überzeugt sind, daß der innerste Kern und der Beruf der deutschen Nation auf dem Gebiet der evangelisch-protestantischen Kirche liegen, so ist es eben ein schönes Vorrecht dieser freien, sichtbarunsichtbaren Kirche, daß sie Alles, was auch auf dem Gebiet ihrer Gegner der Wahrheit und Freiheit dient, sich selbst zurechnen und annehmen darf.

Man verzeihe uns diese doch nicht ganz seitab liegende Erwähnung eines edeln Todten, über den so viele verschiedenartige Stimmen laut geworden sind und bei dessen unwillkürlich sich aufdrängendem Gedächtniß wir uns nicht versagen konnten, unsere Bewunderung und Verehrung für einen der besten und reinsten Männer deutscher Nation, dem nur der treuste Glaube das zu früh gebrochene Herz heilen konnte, auszusprechen.

Den rechten Mittelpunkt aller nationalen Lebensäußerungen in Deutschland hält Bunsen im höchsten Sinne nicht für einen blos politischen; er findet ihn vielmehr in dem sittlichen Bedürfniß, die Wirklichkeit mit der Idee der aufrichtig geglaubten sittlichen Weltordnung zu versöhnen. Er erkennt an, daß die Wissenschaft sich zeitweilig dieser Aufgabe entfremdet habe, und kann den Vorwurf, der unserm Volk so oft gemacht wird, nicht als ganz unbegründet abweisen: „daß wir Deutschen über dem Denken so oft das Leben vergessen, über Theorien das Handeln, über Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft, daß wir träumend der Wissenschaft das Leben opfern, der Menschheit die Gemeinde." Aber er ist weit entfernt davon, nun, gleich Andern, die durch diesen Vorwurf erschreckt sind, der Forschung, der Wissenschaft, der Kunst den Abschied geben zu wollen. Er will im Gegentheil der Wissenschaft wie der Kunst die freieste, selbständigste Entfaltung gesichert wissen, nur will er ihr die nothwendige Ergänzung des Lebens zur Seite stellen; er ist überzeugt, daß die innigste Verbindung des Gedankens und der Forschung mit der religiös-kirchlichen Verwirklichung als einem Theile des öffentlichen Lebens uns jetzt mehr als je nothwendig sei.

Wie mangelhaft es mit dieser Verwirklichung noch stehe auf allen Lebensgebieten, das weist er nach in einer nur kurzen, aber scharf einschneidenden Betrachtung unserer Zustände auf dem Gebiete der Kirche, der Kunst, der Schule und der Wissenschaft selbst. Mit edelm Freimuth sagt er Regierenden und Regierten bittere Wahrheiten, nicht ohne das Heilmittel anzudeuten, welches er überall in der wahren geistigen Freiheit findet.

Wir hören hier harte Worte, wie wenn er von der Kirche sagt: „Polizei und Cäsaropapismus sind die Grundelemente des bisherigen Kirchenregiments und Polizeidruck und Verfolgung seine unvermeidlichen Folgen"; oder von den jetzigen Poeten das geistreiche Wort Goethe's: „Oberleder bringen sie, aber keine Sohlen", gebraucht; von unserm vielgerühmten und von uns selbst mit Stolz, von Fremden mit Neid bewunderten nationalen Unterrichts- und Erziehungswesen „mit Schmerz, aber wohl überlegt" behauptet, „wir seien darin augenblicklich entschieden im Rückschritt". Wir können unserm Autor nicht in die einzelne Schilderung der Mängel und Gebrechen auf diesen verschiedenen Gebieten folgen; seine kurze und gedrängte, aber beredte und von dem Unwillen der Liebe durchwärmte Darstellung läßt keinen Auszug zu. In manchem Einzelnen mag er vielleicht etwas zu stark auftragen, im Unmuthe, der große Geister bei den Gebrechen des geliebten Vaterlandes am meisten beschleicht; aber können wir ihm Unrecht geben, wenn er zusammenfassend sagt:

> Wir haben mehr ausgezeichnete philologische Schulmänner als das übrige Europa zusammengenommen, aber eine ins Leben dringende classische Erziehung, die bei den gebildeten Engländern so allgemein ist und den englischen Staatsmann vor allen andern auszeichnet, empfängt bei uns nur der Philolog von Fach; dieser aber nicht wie jener zum Leben, sondern um sich damit in seinen Büchern und Forschungen zu vergraben. Unsere ersten Gymnasien sind eingerichtet, als wären öffentliche Erziehungsanstalten nur da, um Schulmänner zu bilden, und classische Bildung nur, um sie im Augenblicke zu vergessen, wo die Universität bezogen wird. Die Begeisterung für das Alterthum macht mehr und mehr einer tödtenden Gleichgültigkeit, ja einem Widerwillen Platz. Die Junker hassen und die reichen Bürgerlichen verachten die classischen Studien. Die Universitäten entsprechen so wenig dem Bedürfniß und dem Verlangen der Zeit als die gelehrten Schulen, und so ist es nicht zu verwundern, daß die Nation sich hinsichtlich des Lesens mehr und mehr den Literaten zuwendet statt den Professoren und hinsichtlich der Erziehung den Realschulen statt den classischen. Darin liegt aber eine entschiedene Gefahr der Barbarei und also der Sklaverei und des Untergangs.

Möchten Schulmänner und Leiter des Schulwesens, Gelehrte und Staatsmänner diese ernsten Worte beherzigen! Wer etwa fürchten möchte, der Verfasser überschätze hier die nur angedeutete englische Erziehung und unterschätze die unserige, den verweisen wir auf Wiese's „Deutsche Briefe über englische Erziehung" (von wel-

chem trefflichen Buche die längst ersehnte zweite Ausgabe, wie wir hören, nun endlich zu erwarten steht); er wird darin, mit Milde und Unparteilichkeit zusammengestellt und in echt deutschem Geiste aufgefaßt, die Mittel finden, sich ein eigenes Urtheil zu bilden.

Wir haben unsern Lesern hier die Klagen und den Tadel unsers Autors vorgeführt; seine Hoffnungen und deren Begründung müssen wir sie bitten bei ihm selbst nachzulesen. Denn daß er durch das trübe Bild, welches er furchtlos sich und uns vor Augen stellt, sich nicht entmuthigen läßt, das brauchen wir wol kaum erst auszusprechen. Unerschüttert steht seine Hoffnung auf das deutsche Volk, in dessen Herzen er den geistigen Altar des Tempels Gottes in der Menschheit aufgerichtet sieht und von dessen treuem Dienst in diesem Tempel er die Versöhnung aller Gegensätze, die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben, die Verwirklichung der Idee und damit die höchste Blüte des Christenthums erwartet.

Die bürgerliche Freiheit christlich zu weihen, das Christenthum volksthümlich und menschheitlich, also staatlich auszubilden und zu vervollständigen, das ist die Aufgabe der Gegenwart und vorzugsweise der Beruf der germanischen Völker. Für dieses Werk haben die Deutschen wiederum den ersten Beruf und die tüchtigste Vorbereitung.

Wir schließen hiermit unsere Anzeige des merkwürdigen und inhaltreichen Buchs, deren Zweck erreicht ist, wenn sie unsern Lesern Lust macht, sich selbst näher mit demselben vertraut und bekannt zu machen. Zur Charakteristik desselben wollen wir noch kurz die Namen bezeichnen, denen Bunsen die einzelnen Theile seines Werks gewidmet hat: Julius Hare, an den die kritischen Briefe des ersten Theils gerichtet sind, der englische Uebersetzer Niebuhr's und vielleicht der geistig freieste Theolog Englands; Richard Rothe, der philosophische deutsche Theolog, der Begründer christlicher Ethik, einst auf dem Capitol Bunsen's erster Genosse in dessen liturgischen Arbeiten; Thomas Arnold *), der größte englische Schulmann, der mehr als irgend ein Anderer jene Vereinigung der Wissenschaft und des Lebens in sich darstellte und der wie kaum irgend ein anderer Name in England von der Verehrung aller Parteien und aller Stände mit einem Nimbus der Verklärung umgeben ist; Christian August Brandis, der bonner Philosoph und früheste römische Freund Bunsen's; endlich „der große Name Niebuhr's", der keines Beinamens noch weitern Worts bedarf. 56.

*) Wir ergreifen gern diese Gelegenheit, um auf das ebenso interessante als lehrreiche „Leben Th. Arnold's" von seinem Schüler Arthur Stanley, in der deutschen Bearbeitung von Heintz, hinzuweisen.

„Der neue Rath" des Smil von Pardubitz.

Skizze aus der böhmischen Literatur des 14. Jahrhunderts.

Wie furchtbar auch die Zeit und der Mensch in der alten böhmischen Literatur gewaltet, es sind noch genug Ueberreste des merkwürdigen Gebäudes vorhanden, um Zeugniß zu geben von dem Geiste und der Kraft der Erbauer, und so mancher glückliche neue Fund hilft die Lücken ausfüllen, das Fehlende hier und da ergänzen. Das Interesse wächst, wenn das Bauwerk mit ähnlichen Bauwerken anderer Länder und Völker in Vergleich gebracht wird; auch wird es nur durch solche fortgesetzte Forschungen und Vergleichungen möglich sein, die europäische Literaturgeschichte zu vervollkommnen, die, sowie die Geschichte überhaupt, noch gar manchen leeren Raum und noch Vieles enthält, was nicht an seinem rechten Platze steht. Ich begnüge mich vor der Hand, bevor meine wenn auch schon ziemlich ausgebreiteten Arbeiten in diesem Fache nicht noch weiter gediehen sind, eine böhmische Dichtung aus dem 14. Jahrhundert: „Der neue Rath" des Smil von Pardubitz, für sich allein, ohne weitere Beziehungen hinzustellen, indem ich den deutschen Lesern hiermit keinen unangenehmen Dienst zu erweisen hoffe, da ihnen von der alten böhmischen poetischen Literatur kaum mehr als die Königinhofer Handschrift bekannt sein dürfte.

Smil von Pardubitz, mit dem Beinamen Flaška, dem böhmischen Herrenstande angehörig, ein Neffe des berühmten prager Erzbischofs Arnošt, Freundes Karl's IV., wird in der Geschichte von Böhmen (vgl. „Vybor z literatury české", I, 839, und Palacky's „Geschichte von Böhmen", III, 1) schon 1384 als gereister Mann erwähnt. Im Jahre 1395 trat er dem Herrenbunde gegen König Wenzel bei und wurde später zum Oberstlandesschreiber ernannt, welches hohe Amt er, obwol nicht ohne Unterbrechung, bis zu seinem Tode versah. In den stürmischen Kämpfen der damaligen Zeit war er auf der Seite Sigmund's, wodurch er in häufige Fehden mit den böhmischen Städten gerieth. In einer solchen Fehde, und zwar mit den Bürgern von Kuttenberg, die König Wenzel auch während seiner Gefangenschaft zu Wien ergeben blieben, fand er 1403 sein Ende zwischen Kuttenberg und Caslau. Seine Bildung verbürgt nebst dem hohen Amte, das er bekleidete, auch der Titel eines Baccalaureus, den er an der prager Hochschule sich erworben hatte. Es haben sich mehre Werke von ihm erhalten, von denen ich hier eins besprechen will.

„Der neue Rath" ist eine Dichtung, in welcher nebst dem Löwen 44 Thiere redend auftreten. Sie sollte wahrscheinlich ein Rath sein für den jungen König Wenzel, als er, mit natürlichen Fähigkeiten reichlich ausgestattet, sodaß sich damals noch, trotz seiner schon bemerkbaren Fehler, Bedeutendes von ihm hoffen ließ, nach dem Tode seines Vaters, Karl's IV. (1378), die Regierung antrat. Andeutungen von Wenzel's Charakter, sowie Anspielungen auf Karl IV. und dessen Vorgänger Johann von Luxemburg sind in der Dichtung unverkennbar. Warum aber die Dichtung gerade den Titel „Der neue Rath" führe, ob in Bezug auf eine andere Arbeit desselben Verfassers, welche „Der Rath des Vaters für den Sohn" überschrieben ist, oder in Bezug auf eine ähnliche Arbeit eines andern Verfassers, läßt sich, sowie die nähern Umstände der Dichtung überhaupt, wol nicht mehr ermitteln.

Um zuerst den Kunstwerth dieses literarischen Products aus dem 14. Jahrhundert zu bestimmen, will ich den Stoff in treuer Erzählung wiedergeben und, da ich das Ganze nach dem im „Vybor z literatury české" (Th. I) vorliegenden böhmischen Originale deutsch bearbeitet habe, der größern Klarheit wegen einige Stellen meiner deutschen Bearbeitung einflechten.

Der junge Löwe, als er nach dem Hinscheiden seines Vaters zur Regierung gelangt, findet es angemessen, die Großwürdenträger seines weiten Reichs zu berufen, um mit ihnen Rath zu pflegen, wie er nach dem Beispiele seines erlauchten Vorfahren glorreich und ersprießlich herrschen könne. Auf sein Wort versammeln sich Thiere, Vierfüßler und Vögel, in Haufen aus allen Enden der Welt. Der Löwe zeichnet am meisten den edeln Aar aus, zu dem er in einem besondern Freundschaftsverhältnisse steht, und fodert ihn zuerst zum Sprechen auf. Doch dieser, mehr ein Bewohner der himmlischen luftigen

Höhen als der festen Erde unten, zögert, indem er vorgibt, zu wenig Welterfahrung zu besitzen, bis er, von neuem gedrängt, kühn und unbefangen beginnt:

Der Adler.

Mein Herr und König! Weil du's begehrst
Und gnädig meine Worte hörst,
So sei darauf vor allem bedacht
Und sorgsam nimm es stets in Acht,
Es sei im Glück, in Trübsals Schmerzen:
Daß du bewahrest Gott im Herzen.
Denn er vor so Vielen in der Welt
Hat dich auf solche Höh' gestellt
Und Güter dir und Ehren geschenkt,
Weil seine Macht das Ganze lenkt;
Denn er kann geben und nehmen wieder,
Lebendig machen und tödten die Glieder.
Dich führen zu Himmels Seligkeit
Und auch verderben für alle Zeit.
D'rum fürcht' und ehr' ihn mit frommem Sinn,
Furcht Gottes ist der Weisheit Beginn.
Doch fürcht' ihn nicht nach Art der Thoren,
Der Knechte, die feig den Muth verloren,
Der Sünder gar: — nein, thu's in Liebe!
So liegt's ja in des Menschen Triebe,
Daß, ob er Greis sei oder Kind,
Wo einen holden Freund er gewinnt,
Er ohne Falsch aufrichtig ihn liebt,
Für Gutes Dank zurück ihm gibt;
Und welch' Geschöpf hätt' aus Gottes Händen
Erhalten nicht die reichsten Spenden!
Wie bist du selbst durch ihn beglückt!
Doch weil er mit Gaben dich so geschmückt,
So sei nicht karg mit Dem, was du hast,
Und hüt's nicht ängstlich als todte Last:
Von Dem, was dir zufällt, gib auch Andern,
Laß deine Fülle die Länder durchwandern;
Denn Geiz nicht stehet dem Herrscher an,
Besser, freigebig wohlgethan!
Und hast du Ehre vor Gottes Thron,
Ist ja der größte Reichthum dein Lohn.
Dies, König, wollt' ich kurz dir sagen.
Verzeih' mir solches kühne Wagen!
Und was ich in schlichter Einfalt rieth,
Führ' es in Gnaden dir zu Gemüth!

Der Löwe ist von dem Rathe des Adlers sehr erbaut, ja er bietet ihm den Sitz neben sich und wendet sich nun zu dem ihm gleichfalls hochwerthen Leoparden, dem treuen Schützer seines Gutes und Lebens, wie er ihn nennt.

Der Leopard.

Mein König, ich lobe vom Herzensgrund,
Was du gehört aus des Adlers Mund.
An deinem Beispiel Alles liegt,
Das jedes and're überwiegt,
Und darum mußt an Gott du halten,
Um aller Tugenden Flor zu entfalten.
Doch dir's zu erleichtern, sei's dein Streben,
Nicht mit schlimmen Räthen dich zu umgeben;
Sie bringen dich in Verruf bei den Leuten,
Die dir's dann und nicht ihnen deuten!
Die bösen Rather, halt' sie fern,
Nach seinem Diener nimmt man den Herrn.
Auch wähle der Rather dir nicht viele,
Laß Fremde und Pagen aus dem Spiele;
Wo viele Köpfe, da gibt's viel Streit,
Ist keine rechte Einigkeit,
Und Unheil wächst früh oder spat:
Ein weites Reich, 'nen engen Rath!

Doch nach der Berathung, dann magst im Saale
Du sitzen beim königlichen Mahle,
Wo edle Gäste sich um dich reih'n;
Lad' auch der Kirche Prälaten ein;
Und verlangt dann Jemand bei dir Gehör,
Sei freundlich, daß sich die Welt nicht beschwer',
Und nie sei, was du einmal versprochen,
Nach Kaufmannsart von dir gebrochen:
Ueber jedes Wort sei Königswort,
Im Schwanken der Ding' ein fester Hort!
Dies mein' ich, o König, zum Heil dir und Frommen;
Doch sind viel' And're auch gekommen
Und harren, bisjetzt noch unvernommen.

Da hat der flinke, muthige, hoch- und weitstrebende Falke keine Ruhe.

Der Falke.

Es meldete sich der Falk sogleich:
Ja, König, sei hold und gnadenreich
Und laß die Deinen nicht bedrücken;
Doch mußt d'rum über die Grenze blicken.
Wenn die Bedrückung von dorther droht,
Gewalt sie üben mit Feuer und Tod,
Wenn sie durch Hochm'uth es verschulden,
Dann darfst du's bei deiner Ehr' nicht dulden.
Fall' über sie her in deiner Macht
Und bezwinge sie, noch eh' sie's gedacht;
Doch wenn sie dir willfährig sich beugen,
Mögst wieder hold dich ihnen bezeigen.
So greif' stets weiter in Zorn und Gnad'
Rundum bis zu des Meers Gestad'!

Es meldet sich auch in sehr charakteristischer Art und Weise der Bär.

Der Bär.

Aus jedem sein eigen Wesen spricht,
Es trifft die Andern mein Tadel nicht.
Ich, König! kann dir den Rath nur geben,
Nach deinem Gefallen stets zu leben.
Süß getrunken und süß gegessen dazu,
Auch fleißig gepflegt der süßen Ruh',
Und wem's von den Deinen nicht recht sein mag,
Versetz' ihm einen derben Schlag,
Daß er schweige oder zerschell' zu Splittern;
Vor deinem Willen sollen sie zittern,
Und was du thust, das sei gelobt:
Dadurch sich ein tüchtiger König erprobt.

Hiermit hat der Dichter eine Verschiedenheit der Parteien in der berathenden Versammlung angedeutet und führt nun das Gemälde immer weiter aus. Vorerst läßt er den weisen Kranich mit seiner Stimme einfallen:

Der Kranich.

Mein Rath ist: Sei mehr zum Hören bereit,
Als zum Sprechen in Voreiligkeit!
Das Sprechen hat schon viel Schaden gemacht,
Das Schweigen selten noch Reu' gebracht.
Wer die Kunst zu reden lernen will,
Der übe sich früher zu schweigen still.
Zwei Ohren hat Jeder, nur einen Mund;
Er höre mehr, als er spricht! — ist der Grund.
Laß And're lärmen, wie's ihnen gefällt,
Du schweig' und merk', was die Red' enthält.
Kitzlich Ding vom König gesproch'nes Wort,
Es klingt noch nach Jahrhunderten fort,
Es wandert bis in das zehnte Land,
Bleibt selbst in Rom nicht unbekannt.
Sprich wenig, aber handle viel!
Das fördert dich zu deinem Ziel.

Sieh' nach, wie's an deinem Hof hergeht,
Bei den Aemtern dort in Ordnung steht;
Denn nah' betrifft das deine Ehre,
Mußt sorgen, daß dein Ruhm sich mehre,
Und seh'n sie, du sehest fleißig nach,
Trägt's gute Früchte mannichfach.
Mögst weiter forschen und nicht leiden,
Daß ungerecht die Richter entscheiden,
Damit nicht die Witwen und Waisen und Armen
Gekränket aufschrei'n um Erbarmen,
Und die Schuld mit ihrer Schwere sich
Nicht wälze, mein junger König, auf dich;
Denn zumeist durch deiner Gerichte Walten
Uebst du die Macht, die von Gott du erhalten.

Allein trotzdem daß der Löwe den Kranich außerordentlich belobt und dadurch deutlich zu erkennen gibt, wie sehr er sich zur guten Seite hinneige, wagen der Wolf und der Geier dennoch den Versuch, ihn für ihre Ansichten zu gewinnen.

Der Wolf.

Wer Tüchtiges möcht' in der Welt vollbringen,
Leid' Hunger nicht vor allen Dingen;
Kann's aus der eig'nen Erfahrung sagen,
Der Muth, die Kraft kommt von dem Magen.
Und was, o König, hindert dich?
Kein größerer Herr ist sicherlich,
Kannst überall nehmen, was dir beliebt.
D'rum wink' nur, wo's zu thun was gibt,
In Höfe brech' ich, in Kammern ein
Und bringe dir Bissen, die dich freu'n.
Komm' dann, wer mag, um Klage zu führen,
Du weis' ihn weg von deinen Thüren;
Wer den Schaden hat, trägt die Schuld,
Verschwend' an ihn nicht deine Geduld.
Auch sind wir Wölf' im ärgsten Falle
Zum off'nen Kampf gerüstet alle,
Und wen wir umschweifen, den faßt Graus,
Seh'n furchtbar in unsern Kapuzen aus.

Der Geier.

So lob' ich mir's! Auch forsch' umher
Nach Todten in die Läng' und Quer',
In welchem Hause wer verstorben,
Der groß Besitzthum sich erworben.
Dazu taug' ich und thu' es gern,
Witt're die Leich' schon aus der Fern'
Und zeig' es an mit grellem Pfeifen:
Da gilt's bei der Erbschaft zuzugreifen.
In der Landtafel ohnehin
Verwirrung herrscht, uns zum Gewinn,
Wenn vieles Gut wird hinterlassen:
Wir können erraffen und verprassen.

Doch der junge Löwe ist zu edel, um auf solche frevelhafte, erbärmliche Vorschläge einzugehen, er hat genug vernommen, und erzürnt wehrt er dem Geier weiter zu sprechen. Da bekommen auch die sanftern, furchtsamern Thiere Muth, ihre Stimme zu erheben. Es räth der Hirsch zur Friedfertigkeit und erinnert den König, wie herrlich so manche von dessen Ahnen gerade durch Werke des Friedens geworden. Der Hase benutzt gleichfalls die Gelegenheit sich geltend zu machen, durch seine Bemerkung die reiche Ader von Witz und Laune verrathend, die in des Dichters Werken überhaupt fließt.

Der Hase.

Wo nicht Gefecht und Balgerei,
Da bin auch ich recht gern dabei,
Und König merk': der kluge Held
Sich auch den Rückzug offen hält,
Und wer am Ende nicht siegen kann,
Bei dem kommt's doch aufs Laufen an.

Der geschmeidige Papagai widerräth den Eigensinn. Auch der Esel, ungeachtet seiner langen Ohren, getraut sich zu sprechen.

Das Eselein.

Wo hohe Herren zu tagen beschlossen,
Bin ich mit Vettern und Genossen
Zu solcher Ehre selten erkoren,
Man spottet uns'rer langen Ohren.
Nun, meine Last, wenn sie auch nicht klein,
Zu tragen, muß gefaßt ich sein.
Auch, König, du hast auf deinen Rücken
Eine Last genommen, schwer zum Erdrücken;
So trage sie geduldig auch
Nach meiner Sitt' und meinem Brauch.
Die große Würden auf sich nehmen,
Müssen sich alle dazu bequemen;
Nur daß sie's manchmal bequem sich machen,
Des Leibes pflegen vor andern Sachen
Und nicht d'rauf achten, wo Jemand schon
Gestolpert unter Feindeshohn,
Sodaß sie Schaden dadurch erfahren.
Davor, gleich mir, mögst du dich wahren!

Die Taube warnt vor Jähzorn, das Lamm vor Hochmuth. Der schlaue durchtriebene Fuchs ist nicht weit von ihnen. Ihm sagen weder die letzten Rathschläge noch die frühern zu; er hat sich ein eigenes Plänchen ersonnen, mit dem er zu seinem und seines Anhangs Vortheil die Plane der ganzen übrigen Versammlung zu durchkreuzen hofft. Wie vortrefflich schildert ihn der Dichter!

Der Fuchs.

Mein theurer König, in Ruhmes Prangen
Aus Königsblut hervorgegangen,
Bist schön, bist jung, hast im Ueberfluß,
Was nur das Herz begehrt zum Genuß;
Bist auch so klug, so gelehrt und weise,
Wozu da die vielen Rather im Kreise?
Die großen Herren, die du berufen
Vor deines erhabenen Thrones Stufen,
Sie wollen ja nur ohnehin,
Du sollest handeln nach ihrem Sinn,
Und belügen dich noch obendrein.
Wozu soll diese Fessel sein?
Entlaß sie und handle, wie dir's beliebt!
Und brauchst du just wen, der Rath dir gibt,
So hast du uns Kleine. Wir wollen späh'n
Und genau dir berichten, was gescheh'n;
Und vertraust du uns was, wir wollen's bewahren,
Es keiner Seele offenbaren,
Und spähen von neuem willig nach,
Und vertrau'n dir's wieder im stillen Gemach.
Da gab dem Fuchse das Mardergeschlecht
Und die Otter und mancher And're noch Recht.

Allein die Partei des Kriegs und der Gewalt hat ihren Muth noch nicht verloren. Sie sucht den Löwen nach der Rede des Fuchses, dessen Hinterlist ihr nicht entgangen sein mag, abermals, nur durch andere Motive, für sich zu gewinnen. Die Weihe fodert ihn, solange er noch Jugendkraft besitze, zum ritterlichen Heldenthume auf; der Pfau räth ihm äußerliche Pracht an, damit er durch sie dem Volke gehörig imponire; das Roß ergießt sich in das Lob glanzreicher Turniere; auch macht ihn der Igel in Kürze aufmerksam, daß er seine Burgen und Vesten mit dem Nöthigen verproviantiren möge, und der kluge Luchs ertheilt ihm eine Anweisung, wie er seinen Angriff auf den Feind einzurichten habe. Nach Kriegsstrapazen ist Erquickung nöthig; daher ladet ihn der Biber zu Bädern ein und räth ihm, zu diesem Behufe seine Schlösser lieber im Thal, am Wasser zu bauen, und zwar aus Holz, da sie dann, wenn beschädigt, leicht wiederhergestellt werden könn-

ten, wogegen jedoch die Schwalbe bemerkt, mit Mörtel und Stein zu bauen sei besser. Hiermit aber erhält die Sache eine andere Wendung. Die friedlichen, gemüthlichen Thiere beginnen sich wieder zu regen. So zuerst die behagliche Gans:

Die Gans.

Ich rathe dir, dich umzuschau'n
In den Gärten und auf den Au'n.
Es ist ergötzlich, so zu spazieren,
Nur darfst du dich nicht zu weit verlieren;
Eine Meil' aufs höchste dich entfern',
Dann kehre wieder nach Hause gern,
Und daß auf dem Weg kein Durst dich plage,
Ein Fläschchen Wein stets bei dir trage.

Aber wie schön lassen sich die Lerche und die Nachtigal vernehmen, um dem Könige in dem betäubenden Gewirr von Rathschlägen Trost und Muth in die Seele zu flößen!

Die Lerche.

Sei heiter und bleibe bei frischem Muth,
Ergeht es dir auch nicht immer gut;
Es kann auf der Erde nicht anders sein,
Da wechselt Regen mit Sonnenschein.
Tief unter uns die Hölle klafft,
Wo das Elend waltet grausenhaft;
Hoch über uns breitet der Himmel sich,
Wo die Freude wohnt gar wonniglich,
Und zwischen die Höllen- und Himmelswelt
Ist uns're Erd' in die Mitte gestellt.
Es ist auf ihr nicht so wonnig und schön
Wie dort in des Himmels gold'nen Höh'n;
Doch ist's auf ihr auch so traurig nicht
Wie dort in der Hölle ohne Licht.
Sei heiter d'rum und nimm vorlieb,
Und nicht über's Kleinste dich gleich betrüb';
Und wird dir zu bang' im Weltgetümmel,
So blick' empor zum blauen Himmel!

Die Nachtigal.

Hab' immer gern um dich Gesang
Und süßer Instrumente Klang,
Wo sich zum Ganzen bunter Art
Einig ein Ton mit dem andern paart;
Besonders wenn die Frühlingszeit
Den Strauch belebt, den Menschen erfreut,
Und wenn mit Blumen allerlei
Das ganze Land verklärt der Mai;
Wenn der Wind in sanftem Fluge zieht
Und hold erschallt der Vögel Lied,
Des Tags, bei Nacht, im Morgengrau,
In Wald und Hain, auf Feld und Au.
Das spricht gewiß auch zu deinem Herzen
Und lindert deine Sorgen und Schmerzen.
Und wenn dein Herz erleichtert schlägt
Und froher sich dein Blut bewegt,
Vergiß nicht, Dem auch Dank zu bringen,
Der dich erquickt mit dem Blühen und Klingen! —
Die Nachtigal hatte kaum geendet,
Ward vom Stieglitz und Zeisig Lob ihr gespendet,
Und lustig schmetternd stimmten die Reih'n
Der sämmtlichen kleinen Vögelein
In das Lob und den Preis der Nachtigal ein.

Allein noch ist eine höchst gefährliche Partei vorhanden, die, um zu ihrem Ziele zu gelangen, auf den von der Gans angeregten Gedanken der Behaglichkeit eingeht und den jungen unerfahrenen König zu schnödem Sinnenvergnügen zu reizen trachtet. Diese Partei wird durch den einsamen, verbuhlten Auerhahn, durch die des Nachts schwärmende Eule, durch das unfläthige Schwein repräsentirt, bei dessen Rede jedoch der bei aller Lebenslust und Fröhlichkeit tugendfeste Dichter, in eigener Person hervortretend, verschämt abkürzt, gleichwie der edle Königsjüngling früher dem Geier das Wort genommen. Da erheben das fleckenreine Einhorn und das nette Turteltäubchen ihre Stimme und ermahnen den König zu Zucht und Keuschheit. Es sagt der muntere Hahn:

Der Hahn.

Ich rathe dir, König, schlaf' nicht lang,
Und fröhne nicht des Leibes Hang;
Im langen Schlaf ist Teufels Fint',
Er führt dich im Traum von Sünd' zu Sünd'!
Früh auf, früh auf und ans Geschäfte,
Daß dich die Trägheit nicht entkräfte;
Und all' die Schläfer, weck' sie auf
Und bringe sie in Gang und Lauf,
Mit Wort und That, durch gute Zucht:
Das trägt dem ganzen Reiche Frucht.

Der gesellige, sprechlustige Staar räth ihm, nicht zu viel für sich allein zu bleiben, sondern sich lieber unter die Menschen zu mischen, um mit ihnen recht bekannt zu werden; auch möge er in der Gesellschaft lernen, seine Worte gehörig zu stellen. Das auf Wintervorrath denkende Eichhorn ermahnt ihn, dauerhafte, bleibende Schätze zu sammeln, bis sich der vorwitzige Affe mit seinem Rathe herandrängt.

Der Affe.

Mußt dich umtreiben in allen Sachen,
Auch lernen zaubern und Gold machen
Und allerlei Sprachen, die unbekannt,
Das Wappen von jedem fremden Land;
Mußt dich in alle Ding' einlassen,
Mit jedem Handwerk dich befassen;
Und sagen sie, du verstündest's nicht, —
Dich kümm're nicht, was ein And'rer spricht.
Auch Kleider von neuem Stoff und Schnitt,
Gleich schaff' sie dir an und putz' dich damit.

Noch ein mal erhebt sich im goldhütenden Greif das böse Princip und stachelt den Löwen zur Habsucht; allein das gute Princip scheint immer mehr und mehr die Oberhand zu erlangen. Die genügsame Meise widerlegt den Greif und preist den als den Glücklichsten, der am wenigsten begehrt. Es läßt sich auch das getreue Hausthier, der Ochs, vernehmen.

Das Ochslein.

Erwäge zuvor gewissenhaft,
Dann aber setz' es durch mit Kraft,
Und keiner Macht soll es gelingen,
Von solchem Beschluß dich abzubringen.
Nur gute Absicht stets dich leit',
Sei laut're Wahrheit und Redlichkeit!
Doch dem Lobe Aller mußt entsagen,
Kannst Guten und Schlechten nicht gleich behagen.

Die im Lande überwinternde Krähe, welcher der Rabe, die Elster, der Spatz und die Ammer beistimmen, ermahnt den Löwen, wohl auf die Zukunft Bedacht zu nehmen, doch zuerst das Nächste ins Auge zu fassen und seine Angelegenheiten daheim gehörig zu besorgen; der Hund empfiehlt ihm, sich überall mit treuen Wächtern zu umgeben, auch beim Schmause, wo der Rathgeber natürlich selbst Manches zu erhaschen hofft, sowie der Jagd als eines herrlichen Vergnügens zu pflegen; die Katze fodert ihn auf, den besonders gern bei Nacht umherschleichenden Uebelthätern nachzuspüren, indem der gravitätische Storch auf die Wichtigkeit hinweist, daß das Strafrichteramt nur tüchtigen Männern von gediegenem Charakter anvertraut werde.

Der Storch.

Doch sorge, daß des Gesetzes Rächer
Selbst ärger nicht als die Verbrecher;

Daß sie, statt nach des Gutes Dieben,
Nicht nach dem Gut zu haschen belieben,
Und statt den Schuldigen zu stäupen,
Aufs Blut nicht den Unschuld'gen kneipen.
Wähl' Leute aus zu solchem Amt,
Die ehrlich und wacker insgesammt,
Daß sie die Räuber auf den Wegen,
Brandstifter und Mörder tilgen zum Segen
Und ahnden jeglicher Bosheit Wüthen;
Gib Wölfen nicht die Schafe zu hüten!

Noch legt dem Löwen das geduldige Kameel Mitleid und Mäßigung, der gegen seine Jungen zärtliche Elefant die Sorge für dessen Kinder ans Herz, damit diese gottesfürchtig aufwachsen, worauf der Dichter in seiner Laune nicht umhinkann, im Gegensatze zu dem riesigen Elefanten auch das kleine Wiesel ein paar passende Worte sprechen zu lassen.

Das Wiesel.

Mögst nur noch Eines nicht vergessen
Und nicht nach der Elle Alles messen.
Es ist so mancher kleine Mann,
Der auch was versteht, der auch was kann
Und, fehlt es ihm an Leibesgröße,
Durch seine Gewandtheit deckt die Blöße.
D'rum sei der Kleine auch geehrt,
Besitzt er irgend einen Werth.

Zum Schlusse singt der Schwan sein inhaltschweres Schwanenlied:

Der Schwan.

O König, o König, sieh' vorwärts hin
Mit prüfendem Geist, mit ernstem Sinn:
Wohin dein Leben, wohin es fliest,
Wie's plötzlich vielleicht ins Grab sich ergiest,
Und wie jenseit des Grabs ein zweites Leben,
Wo du vom ersten mußt Rechenschaft geben:
O König, o König, sieh' rückwärts hin
Mit prüfendem Geist, mit ernstem Sinn:
Ob du die unersetzliche Zeit
Auch immer dem wahren Guten geweiht;
Und hast du's nicht, so wein', so wein'
Und beginn' ein and'res Wesen zu sein;
Wein' später noch oft, bis du's begonnen:
Wer in Thränen sä't, wird ernten in Wonnen.

Dies in gedrängter Uebersicht die ganze Dichtung. Ich setze ihren Kunstwerth, der, wie der aufmerksame Leser blos nach dem hier Gebotenen wol selbst zugeben wird, nicht gering anzuschlagen ist, nicht sowol in die Erfindung als vielmehr in die Zusammenstellung, Behandlung und Ausführung. Was die Erfindung betrifft, so mochte diese dem Dichter durch die Fabel, welche, wie aus der vom Fuchs und dem Kruge (vgl. „Vybor z literatury české", I, 227) zu schließen, schon im 13. Jahrhunderte gepflegt wurde, und durch die weitverbreitete Thiersage dargeboten sein. Aber wie schön ist die Arbeit angelegt! Wie interessant entfaltet sich allmälig das Ganze und schürzen und lösen sich die einzelnen Knoten! Welch lebendiger Kampf der Parteien von wahrhaft dramatischer Wirkung! Wie mannichfaltig sind die Rollen, wie zweckmäßig zur Durchführung der Idee vertheilt, wie psychologisch wahr die Charaktere, oft nur mit einigen Strichen, und wie fest und sicher gezeichnet! Wie weiß der Dichter die verschiedensten Töne des Scherzes und Ernstes, vom spielend leichten bis zum tragisch gewichtigen, zu beherrschen! Wie sinnig und gemüthlich ist er, und wie witzig und satirisch dabei! Wie fügsam und willig gehorcht ihm die Sprache, von der Ausmalung bis zur sprichwörtlichen Kürze! Und nirgends etwas Gesuchtes, Gezwungenes, Geschraubtes; überall, im Zarten wie im Derben, unverdorbene, kerngesunde Natur.

Nebst ihrem Kunstwerthe besitzt aber die Dichtung auch historische Bedeutung. Ich meine nicht jene historische Bedeutung, die oft auch unerheblichen Schriften zukommt, inwiefern sie ohne alles Zuthun des Verfassers, da sich kein Schriftsteller den Einflüssen seiner Zeit ganz entziehen kann, ein gewisses Zeitgepräge an sich tragen, sondern jene historische Bedeutung, die der Verfasser mit Bewußtsein und Absicht in sein Werk legt. Dazu war unserm Smil von Pardubitz auf seinem hohen Posten allerdings die Möglichkeit geboten. Er hatte da hinlängliche Gelegenheit, seine Mitwelt genau kennen zu lernen, mit ihr in die mannichfaltigsten Berührungen zu kommen, sich eine vollkommene Ein- und Uebersicht zu verschaffen. Für seine Zeitgenossen mußte in dieser Hinsicht sein literarisches Product natürlich noch größeres Interesse haben als für uns; denn wie unter dem Löwen der junge König Wenzel vorgestellt wird, so stecken vermuthlich unter den übrigen Thieren andere damals lebende Personen verborgen, und Smil's Zeitgenossen mögen so manche Beziehungen bekannt gewesen sein, die uns gegenwärtig nicht mehr klar sind. Allein dessenungeachtet besitzt „Der neue Rath" auch für uns des historischen Interesses noch genug: wir sehen Böhmen in seiner ganzen damaligen Verfassung, in seinen äußern und innern Beziehungen, seine Aemter und Stände, seine Sitten und Gebräuche, die Vorzüge und Mängel des Zeitalters; das Werk liefert ein sprechendes, in allen seinen Zügen, Linien und Punkten bedeutsames Geschichtsbild.

Womit aber der Dichter seinem Werke die Krone aufsetzte, das ist dessen sittliche Tüchtigkeit, die sich mit reifer Lebensklugheit paart; denn welchen selbständigen Werth auch ein Kunstwerk für sich als schöngeistiges Product besitze, das unterliegt doch keinem Zweifel, daß jedes Menschenwerk, je mehr Vorzüge es in sich vereint, um desto vollkommener ist, und daß sittliche Bedeutung der höchste Vorzug ist, den es mit seinen übrigen Vorzügen vereinen kann. Das Horazische Sprüchlein: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci", bleibt unwiderlegbar, wenn es gehörig aufgefaßt wird. Doch ist die Sittlichkeit, die sich in dem Gedichte ausprägt, keine metaphysisch-ideale, sondern mehr eine verständig-praktische, die sich daher auch gern in kernigen Sprichwörtern äußert, aber gleichwol eine voll tiefer Wahrheit, aus des Herzens Grunde geschöpft nach bestandener Feuerprobe der Erfahrung. Es sind in dem Gedichte Grundsätze und Ansichten zu einer Perlenschnur aneinandergereiht, Grundsätze und Ansichten, die von Regenten und Jedermann sonst alle Beherzigung verdienen.

Wie weit nun mußte die böhmische Literatur im 14. Jahrhundert schon gediehen sein, um ein solches Werk hervorbringen zu können, da es beim Werden überhaupt keine Sprünge gibt, da stufenweise Entwickelung in der Literatur wol ebenso nothwendig bedingt erscheint als z. B. bei der Erdbildung!

Joseph Wenzig.

Ein literarhistorischer Roman.

Der Parnaß zu Braunschweig. Historischer Roman in drei Büchern von Klencke. Köthen, Schettler. 1854. 8. 4 Thlr.

Es ist bekannt, daß der Verfasser seit einigen Jahren Personen, welche in der Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts eine bemerkbare Stelle einnehmen, als Material zu mehrbändigen Romanen benutzt. Eine wesentliche Unterstützung bei dieser Arbeit gewähren ihm ältere und neuere Biographien, aus denen dann nach Erfoderniß ganze Seiten in den Roman übergehen, wie ihm z. B. in seinem „Lessing" Danzel sehr zustatten kam. Anekdoten, wie deren meistens von bedeutenden oder sonst auffälligen Persönlichkeiten umzugehen pflegen, werden eingeschoben, und da diese leicht ein Moment bieten, woran episodisches Beiwerk zu knüpfen ist, so steht im Umsehen ein Buch da, welches als historischer Roman Geltung haben will. Nach einem dem

dritten Buche des vorliegenden Romans beigefügten Anzeigeblatte soll es mit dieser Geltung sogar so weit gekommen sein, daß dergleichen Bücher in Gymnasialbibliotheken eingeführt sind und in Prima empfohlen werden. Die Vorsteher solcher Gymnasien werden wissen, was sie zu thun haben; wenden wir uns daher dem „Parnaß" zu.

Jedes der drei Bücher führt noch einen besondern Titel an der Stirn, nämlich: 1) „Die Arkadier an der Oker"; 2) „Die Titanen"; 3) „Der Abzug der Götter". Selbst Derjenige, welcher mit der Geschichte deutscher Literatur einigermaßen vertraut ist, wird bei Betrachtung dieser Titel einen Augenblick lang stutzen und nach Momenten in Braunschweig umhersuchen, die so bedeutenden Titeln das Wort reden könnten. Es wird ihm vielleicht gar Tieck's „Die verkehrte Welt" mit ihrer Parnaßbierbrauerei von einem neckischen Dämon vor die Augen geschoben. Er denkt auch wol an die Zeiten des poetischen Herzogs Anton Ulrich, welcher gar wunderbare Stücke in Salzdahlum der Noblesse vorstellen ließ; Salzdahlum selbst war ja eine parnaßartige Anlage, mit französischer Schere zugeschnitten. Wir haben jedoch nicht nöthig, uns so weit zu versteigen. Schon in der zweiten Zeile des ersten Capitels im ersten Buche ist klar und deutlich „Collegium Carolinum" und etliche Zeilen weiterhin das Jahr 1771 zu lesen. Wir finden uns also in einer Zeit, die der Verfasser überhaupt als ergiebige Fundgrube für seine Feder auserkoren hat. Da tauchen denn auch richtig allerlei literarische Namen auf, wie Jerusalem, Gärtner, Ebert, Leisewitz, Feddersen, Zachariä, Eschenburg u. A., und vom nahen Wolfenbüttel muß nothwendig auch Lessing dann und wann herbeigeholt werden, um, als eine bekannte Tarokfigur kommend und verschwindend, sich zu manifestiren.

Fragen wir nun, was das Buch eigentlich will oder soll, so versetzt uns das in einige Verlegenheit. Wir müssen zugeben, daß mit den genannten und den übrigen Personen im Buche immer schon etwas anzufangen war. Ihre literarische Thätigkeit, ihr Einfluß auf den Flor des obengenannten Instituts, ihr freundliches Verhältniß zum herzoglichen Hofe, ihr Einfluß auf die Gesellschaft bieten Stoff genug für eine ansprechende, befriedigende Darstellung. Allein von Demjenigen, was diese Personen auf dem Felde der Literatur und damit auf die Bildungsentwickelung der Gesellschaft gewirkt, erfährt der Leser so blutwenig, daß er an die stolze Behauptung, von Braunschweig sei das Licht über Deutschland ausgegangen, nicht recht glauben kann, wenn er auch zugeben muß, daß die Herzogin Amalia von Weimar eine braunschweigische Prinzessin und Gönnerin von Wieland, Goethe, Herder u. A. war. Dagegen sehen wir Ebert, den Uebersetzer von Young's „Nachtgedanken", überall und bis zum Ueberdruß als Feinschmecker und Galanthomme umherzüngeln und -schwänzeln; wir sehen Gärtner als trockenen lateinischen Folianten, und Jerusalem thut nie den Mund auf, ohne daß nicht eigens vorgemerkt wäre, er thue das mit feinem Takt. Ob Eschenburg zuerst den Shakspeare übersetzte oder nicht, kommt nicht weiter in Frage. So geht es mit allen Uebrigen. Beireis, den der Verfasser bekanntlich als Adepten von Helmstedt auch durch einen Roman hindurchgezerrt hat, muß expreß nach Braunschweig herüberkommen, um an der herzoglichen Tafel Hocuspocus zu machen und dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Nebenher sei angemerkt, daß nirgends im Buche getafelt wird, wo nicht ein Brief gebracht würde. Wie das Historische aussieht, mag ein Beispiel zeigen. Als die Nachricht von Wetzlar nach Braunschweig kommt, daß der junge Jerusalem sich erschossen, wußte man auch sogleich, die Liebe zu Charlotte Buff sei Schuld daran. Es kommt also nun endlich an den Tag, woher Goethe dieses Verhältniß erfahren, und was der kürzlich veröffentlichte Kestner'sche Briefwechsel darlegt, kann nur rein aus der Luft gegriffen sein. Ehe noch, außer etwa Goethe, irgend Jemand in Deutschland eine Ahnung von den Leiden des jungen Werther haben konnte, hat die Hypersentimentalität in Braunschweig schon mächtig Wurzel geschlagen, und ein junger Edelmannssohn schießt sich aus purer nachahmungssüchtiger Liebesverzweiflung geradezu todt. Es ist daher Verleumdung, daß Goethe's „Werther" so manche Blutschuld auf sich geladen habe. Die englischen Nachtgedanken und empfindsamen Reisen und Lorenzodosen hatten allerdings bereits die sentimentale Richtung in Deutschland hervorgelockt, die durch Miller's Romane bedeutend gefördert wurde; davon aber sagt der Verfasser kein Wort.

Aber — wo bleibt der Parnaß? Gut, daß daran erinnert wird! Im Jahre 1745 hatte Herzog Karl das Collegium Carolinum als eine Art Zwischenglied zwischen die Universität Helmstedt und die Gymnasien eingeschoben, um zunächst jungen Edelmannssöhnen Gelegenheit zu verschaffen, sich standesmäßig auszubilden; doch waren Nichtadelige nicht ausgeschlossen. Das Institut war lobwürdig und wirkte bald in weitern Kreisen wohlthätig ein. Unter den Edelleuten jener Zeit war Dasjenige, was wir heutzutage Bildung nennen, noch ziemlich selten. Die Mehrzahl derselben residenzte auf den Landgütern, oder war dem Portepée verfallen, und wenn ihre Jugend einen Informator gesehen, so war dieser in den Augen der Väter und Mütter kaum mehr als ein Livreebedienter. Man kann darüber in Rabener's „Satiren" weitere Auskunft finden und darf nicht glauben, daß hier die Farben zu dick aufgetragen seien. Die Informatoren selbst traten aus einem Dunstkreise hervor, wie Zachariä's „Renommist" ihn schildert, und mochten sie wirklich auch etwas gelernt, mochten sie sich sittlich reiner erhalten haben als viele ihrer Commilitonen, so hatten sie doch in jenem Dunstkreise drei Jahre lang athmen müssen, und das blieb nicht ohne Folgen. Laukhard's Leben weiß viel davon zu erzählen. Jenes Collegium diente nun dem Zwecke, Jünglinge mit Kenntnissen auszustatten, welche ihnen eine angemessene Stellung im Leben, in der Gesellschaft erwerben und sichern konnten. Sollten oder wollten sie sodann noch irgend einer besondern Fachwissenschaft sich widmen, so waren sie dazu mit reichen Mitteln versehen und mochten dann auf der Universität den Cursus leichter und rascher durchmachen. Das war im Allgemeinen die Grundidee, welche das Carolinum ins Leben rief, und da man für den Ausbau derselben geachtete Lehrer zu gewinnen wußte, so konnte es nicht fehlen, daß das Institut ehrenvoll bekannt und für die strebsame Jugend benutzt wurde.

Da konnte es denn aber auch nicht fehlen, daß diese Jugend sich höher hielt als die gewöhnlichen Gymnasiasten, daß sie sogar den helmstedter Studenten sich gleichstellte; und da diese zur Anerkennung einer solchen Gleichheit nicht geneigt waren, so entwickelte sich eine Rivalität, die sich nicht anders Luft zu verschaffen wußte als durch gelegentliche Paukereien. Mit einer solchen glaubte denn auch der Verfasser seinen Roman eröffnen zu müssen. Der hier zugemessene Raum, sowie Werth und Haltung des Buchs selbst verstatten keine pragmatische Darlegung seines Gangs und Verlaufs. Nur im Allgemeinen sei angemerkt, daß wir von Scene zu Scene, meistens in langweilender dialogischer Form, fortgezogen werden, ohne die Nothwendigkeit derselben zu klarer Ueberzeugung aufleuchten zu sehen; und wenn auch manche Einzelheit ein ganz gutes Lebensbild abgibt, so steht sie doch immer nur als Einzelnes da, etwa wie in einer Musterkarte tausend grobe und feine, helle und dunkle, einfarbige und bunte Fetzen aneinandergereiht sind. Bei einem Roman jedoch, der doch immer als ein Kunstwerk gegeben wird, jedenfalls als ein solches betrachtet werden muß, führt ein so buntscheckiges Durcheinander nur zu dem Resultate, daß man sich für nichts interessiren kann. Man will eine Einheit, zu welcher alle Einzelheiten zurückführen; man will damit zugleich einen Standpunkt, von welchem aus man das ganze Lebensgemälde ruhig und klar übersehen kann. An dem Allen gebricht es hier. Nur mühsam construiren wir uns die Zeit von 1771 bis zum Ende des Jahrhunderts zusammen, und wer mit dieser Zeit nicht sonst schon einigermaßen bekannt ist, tappt von einem Räthsel zum andern. Hat er noch dazu Einiges von den Richtungen der Philosophie, von den Kämpfen auf

dem Gebiete der Theologie unserer Tage erfahren und begegnet nun im Buche denselben Gedanken, Worten und Figuren, so muß er nothwendig nicht wissen, wo in der Welt er eigentlich ist. Aehnliches finden wir freilich damals bei Mauvillon, Lessing u. A.; allein Aehnliches ist nicht das Gleiche, und jene Männer wollten auch etwas Anderes als die Kämpfer unserer Tage. Daß es übrigens dem Verfasser auf Anachronismen und dergleichen nicht ankommt, ist oben schon nachgewiesen, und da es ihm, wie seine sogenannten historischen Romane klar genug darthun, hauptsächlich nur darauf ankommt, unter allen Umständen ein Buch in mehren Bänden herzustellen, so ist über dergleichen Dinge kein Wort weiter zu verlieren.

Wie endlich das Buch von Druckfehlern strotzt, so begegnen wir neben denselben auch jener nachlässigen Schreibart wieder, wie man sie aus den frühern Werken des Verfassers schon kennt. Gleich Seite 9 im ersten Bande sehen wir einen „mächtigen Knochenbau bleicher Gesichtszüge und eines fahlen Bartes", und wie lange auch schon ein Sopha in Deutschland neutrius generis gewesen sein mag, so steht es in diesem Buche doch als ehrenfestes masculinum. Dergleichen Sachen könnten zu Dutzenden aufgewiesen werden. Ueberhaupt, sollte auch dieses Buch in eine Gymnasialbibliothek gerathen und Primanern empfohlen werden, so könnte das etwa nur in der löblichen Absicht geschehen, um ein Muster, wie man nicht deutsch schreiben soll, zur Hand zu haben. 50.

Aus London.

Der „Royal literary fund" und andere literarische Unterstützungsvereine. Irving's neueste Skizzensammlung. Der apokryphe Walter Scott'sche Roman „Moredun". Uebersetzungen aus dem Deutschen und deutsches Theater. Shakspeare's Dramen nicht von Shakspeare.

Am 14. März hielt der von David Williams gestiftete, unter dem Namen „Royal literary fund" bekannte Verein seine jährliche Generalversammlung, welcher diesmal eine so große Zahl literarischer Celebritäten beiwohnte wie niemals früher. Anwesend waren unter Andern E. Bulwer-Lytton, Charles Dickens, Sir J. Forbes, Sir H. Ellis, der Dechant der Paulskirche, Dr. Arnott, dann eine Anzahl der angesehensten Buchhändler, unter denen wir nur Murray, Longman, Chapman, Bentley, Colbourn und Bohn nennen. Die Ueberzeugung, daß die Verwaltung und die Verfassung dieses Unterstützungsvereins dringender Reformen benöthigt sei, hatte sich schon längst fühlbar gemacht, und die längere Zeit vorher zu diesem Zwecke in den öffentlichen Blättern betriebene Agitation drang an diesem Tage in den Schoos der Gesellschaft selbst. Namentlich scheint diese Agitation durch Bulwer und Dickens, die Stifter eines andern literarischen Unterstützungsvereins, der „Guild of literature and art", und die Männer ihrer Färbung betrieben und geleitet worden zu sein. Zuvörderst wurde der Versammlung Rechnung über die Finanzen abgelegt, und man erfuhr, daß die Einkünfte der Gesellschaft, die hauptsächlich in den Zinsen eines Capitals von 45,000 Pf. St. bestehen, im vergangenen Jahre etwas über 2119 Pf. St. betrugen, wozu noch der Ueberschuß von 1853 mit etwas mehr als 452 Pf. St. kam. Die Ausgaben an Unterstützungen für hülfsbedürftige Autoren und Gelehrte beliefen sich im vergangenen Jahre auf 1470 Pf. St. und an Verwaltungs- und andern Ausgaben auf nicht weniger als 643 Pf. St. Die Opposition galt namentlich dieser kostspieligen Verwaltung, die außerdem in unliterarischen Händen ist, sodaß die davon verschlungene Summe, ganz dem Zwecke der Stiftung entgegen, verdienten Schriftstellern und Gelehrten entzogen wird und Männern zugute kommt, welche nichts für die Literatur gethan haben.

Dilke stellte den ersten Antrag: „Die Versammlung wolle erklären, daß die Verwaltungskosten des «Literary fund» ungerechtfertigt und übermäßig groß seien und daß in der Verwaltung große Aenderungen getroffen werden müßten." Er wies darauf hin, daß im Jahre 1802 fast alle Beamte des Vereins ihre Dienste umsonst geleistet hätten, daß dann später ein „clerk" mit 40 Pf. St. Gehalt dabei angestellt, daß aber aus diesem „clerk" jetzt ein Secretär geworden sei, welcher ein Jahrgehalt von 200 Pf. St. erhalte, während dasselbe Amt bei dem „Artist's general benevolent fund" jahrelang für 50 Pf. St. verwaltet worden sei. Im Laufe der zehn Jahre 1844—53 hätten aus diesem Fonds 429 Individuen Unterstützungen erhalten, wofür die Kosten (ungerechnet die Kosten für Annoncen und für das jährliche Festmahl) nicht weniger als 5094 Pf. St., die Kosten des „Artist's general benevolent fund" dagegen, aus welchem 559 Individuen Unterstützungen erhalten hätten, in denselben Jahren nur 904 Pf. St. betrügen (wobei wir bemerken, daß, wie es scheint, beide Stiftungen miteinander im Zusammenhange stehen). Dilke's Antrag, welchen Edward Bulwer unterstützte, wurde zwar verworfen, aber nur mit der geringen Mehrheit von vier (32 gegen 28) Stimmen. Auch ein weiterer Antrag, daß man einen Mann schriftstellerischen Charakters zum Präsidenten wählen müsse, wozu von Seiten der Opposition Hallam vorgeschlagen wurde, ging nicht durch, nachdem der Dechant der Paulskirche bemerkt hatte, er glaube nicht, daß die Verwaltung des Vereins ausschließlich Solchen anzuvertrauen sei, welche Bücher geschrieben hätten.

Hierauf ergriff Dickens das Wort und beantragte: es möge ein Ausschuß ernannt werden, welcher den Auftrag haben solle, eine neue Verfassung für den Verein zu berathen, zu entwerfen und einer zu diesem Zwecke auszuschreibenden allgemeinen Versammlung vorzulegen. Unter den von ihm als Mitglieder dieses Ausschusses Vorgeschlagenen befindet sich Dickens selbst, dann Bulwer, Thackeray, Bell, Gleig, Ellis u. A. Dieser Antrag wurde nach kurzer Discussion einstimmig angenommen und somit der eigentliche Zweck der Bulwer-Dickens'schen Opposition, eine durchgreifende Verwaltungsreform des Vereins herbeizuführen, im Wesentlichen durchgesetzt. Was uns bei diesen Verhandlungen namentlich wohlthuend war, ist das einmüthige Hand in Hand Gehen der Verleger mit den Schriftstellern, die Ruhe und Mäßigung, womit die Debatten geführt wurden, und die durchaus praktische Weise, womit sich die Redner aller unnützen und hohlen Redensarten enthielten und sich allein an die Sache hielten.

Erwägen wir überhaupt die zahlreichen Vereine, welche in England zur Unterstützung von Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern bestehen, wie die Pensionen, welche jährlich von Parlaments und Staats wegen an verdiente Männer und ihre Hinterlassenen vergeben werden, so müssen wir mit Beschämung gestehen, daß wir auch in diesem Punkte hinter England weit, sehr weit zurückstehen. Im vorigen Jahre wurden vom Parlament an solchen Pensionen 1200 Pf. St. bewilligt, z. B. 50 Pf. St. an Mrs. Glen, Witwe des Dr. Glen, der das Alte Testament ins Englische übersetzt hat; 100 Pf. St. an Mrs. Moir, Witwe des Chirurgen Moir, in Anbetracht seiner Verdienste um die Chirurgie, seiner poetischen Talente und der unglücklichen Lage seiner Witwe mit acht Kindern; 50 Pf. St. an Mrs. Hogg, Witwe des bekannten Ettrick-Schäfers; 40 Pf. St. an die Tochter des verstorbenen James Kenney, in Anbetracht seines literarischen Talents u. s. w. Auch die „Royal society of literature" und fast alle Vereine „for the advancement of science", wie der in Liverpool, verbinden mit ihrer sonstigen Aufgabe ebenfalls Unterstützungszwecke. Die „Artist's benevolent fund society" nahm bei ihrem letzten Festessen an freiwilligen Beiträgen 332 Pf. St. ein, und ihr Präsident, Lord Yarborough, theilte mit, daß im vergangenen Jahre 769 Pf. St. an Witwen und 162 Pf. St. an Waisen in der Form von Dividenden vertheilt worden seien. Hierzu kommt die in jüngster Zeit bekanntlich von Bulwer, Dickens und Jerrold ins Leben gerufene „Guild of literature and art", welche jetzt Corporationsrecht erlangt hat und für die mit jenem schönen Gemeinsinn, welcher die Briten auszeichnet, sich namentlich auch viele Verleger interessiren. Unter

Andern haben sich folgende Buchhändler bereit erklärt, Subscriptionen in Empfang zu nehmen: Murray und Sohn in Glasgow, G. Simms in Manchester, Webb und Hunt in Liverpool, Evans und Arrowsmith in Bristol, M'Glarhan in Dublin, dann mehre Buchhändler in Newcastle, Sheffield und Edinburg. Man hat eben in England andere Begriffe von Gemeinsinn, Nationalehrgefühl und Nationaldankbarkeit als anderwärts. Und doch hat man auch in Deutschland einen schwachen aber erfreulichen Anfang mit dem leipziger Unterstützungsfonds gemacht, der im Stillen nach Maßgabe seiner Kräfte manches Gute gewirkt hat, und noch kürzlich schlug Dingelstedt die Stiftung eines Fonds vor zur Unterstützung der Nachgelassenen dramatischer Autoren; aber meist bleibt dergleichen in Deutschland bei bloßen Anläufen, Anfängen und selbst nur Vorschlägen, die in der Nation selbst keinen genügenden Wiederhall finden, nicht einmal in ihrem gebildetern Theile. „Kalt wie ihr Himmel" nannte der Franzose Escudier die Deutschen, indem er sie an das peinvolle Leben erinnerte, welches sie Beethoven führen ließen. O ja, man fühlt zuweilen etwas von dieser Kälte. Indeß haben uns die Franzosen nicht viel vorzuwerfen. Man muß auch bei ihnen den Salon-, Literatur- und Staatsschwindel verstehen, um etwas vor sich zu bringen, und talentvolle Männer wie Gérard de Nerval, welche Nichts aus sich zu machen wissen, verkommen bei ihnen auch. Eigentlichen Gemeingeist im Sinne des englischen gibt es unter den Franzosen vielleicht in noch geringerm Grade als unter den Deutschen. Der wäre verloren, der ihn bei den Repräsentanten der pariser Presse suchen wollte!

Bei der gegenwärtigen Dürre auf dem Gebiete der Novellistik ist es kein Wunder, wenn des greisen Washington Irving letzte Skizzensammlung „Chronicles of Wolfert's Roost and other papers" von der englischen Kritik mit herzlicher Freude begrüßt wird. „Man kann diese amerikanische Skizzensammlung kaum genug loben," meint das „Athenaeum". Und in der That bilden Washington Irving und Fenimore Cooper mit einigen Lyrikern, wie Longfellow, die eigentliche classische Literatur der Nordamerikaner. Die Beecher-Stowe, die pseudonyme Wetherell und wie sie alle heißen mögen diese geschwätzigen Muhmen der nordamerikanischen Neuromantik, haben von dieser Classicität kaum noch eine Spur. Den Irving'schen Skizzen ist in der That ein fast unbeschreiblicher Reiz eigen. Ihr Inhalt läuft oft fast auf nichts hinaus, aber die Kunst der holländischen humoristischen Genremalerie bis ins Kleinste, mit dem sorgfältigsten Pinsel und im classischsten Sprachcolorit ausgeführt, besitzt auf literarischem Gebiete wol Keiner in solchem Grade als Washington Irving. *)

Mit derselben und mit noch größerer Freude würde man den von Cabany angekündigten angeblichen Walter Scott'schen Roman „Moredun" begrüßen, wenn man sich irgend der Ueberzeugung hingeben könnte, daß es sich dabei um mehr als um einen literarischen Puff handle. Wir haben die wunderliche Weise, wie Cabany in den Besitz des Manuscripts gelangt sein will, bereits in Nr. 4 d. Bl. erzählt. Personen, die noch mit Scott in vertrautem Verhältniß standen, fahren in englischen Blättern fort, die Authenticität des Manuscripts und die Möglichkeit, daß es auf diese Weise in Cabany's Hände gelangt sein könne, aufs entschiedenste zu bestreiten. James Skene in Oxford, der mit Walter Scott sehr intim bekannt war, versichert, daß Walter Scott durchaus nicht in der Lage gewesen, ein Manuscript zu verschenken. Er erzählt bei dieser Gelegenheit, wie ihn eines Tages Walter Scott nach Constable's Bankrott zu sich habe rufen lassen und ihn dann angeredet habe: „Skene, ich bin an den Bettelstab gebracht." „Wie und durch wen?" habe Skene gefragt und Walter Scott geantwortet: „Durch Drucker und Buchhändler und Bankrottirer, die uns arme Autoren opfern." Dann habe er auf Stöße von Manuscripten hingewiesen, die auf dem Tische lagen, und gesagt: vermittels dieser hoffe er sich seiner Verpflichtungen zu erledigen. Dies sei ihm denn auch gelungen, und schon im Laufe des ersten Jahres habe er 20,000 Pf. St. einzahlen können. Unter diesen Umständen sei ihm aber jedes Manuscript zu kostbar gewesen, um es in so lächerlicher Weise zu verschenken. James Skene citirt in seiner Erklärung ein Schreiben der noch lebenden Nichte Walter Scott's vom 17. Februar 1855, worin diese versichert, mit Walter Scott's Tochter Anna unmittelbar vor deren Reise nach Paris in Abbotsford zusammengewesen zu sein und genau zu wissen, daß sie ein solches Manuscript nicht besessen habe. Niemals, versichert Skene ferner, habe sich Walter Scott in der Unterschrift seiner Briefe der bloßen Initialen W. S. bedient, wie in dem angeblichen Walter Scott'schen Schreiben, worauf sich Cabany beruft. Immer habe er seinen Namen ausgeschrieben. Wie dem auch sei, so dürfen wir doch auf das Erscheinen des Romans gespannt sein, wäre es auch nur, um zu sehen, wie es dem Verfasser gelungen sein wird, die Romanmanier Walter Scott's nachzuahmen, und ob sein Fabrikat in dieser Hinsicht mit „Walladmor" in die Schranken treten kann.

Großes Glück scheint in England Gregorovius' Buch über Corsica zu machen. Es ist unter dem Titel „Wanderings in Corsica; its history and its heroes" von Alexander Muir übersetzt worden, und die Journale bringen aus dieser englischen Bearbeitung lange Auszüge und ertheilen dem Buche ein so gutes Zeugniß, wie sie es selten einem deutschen Buche dieser Art ausstellen. Mit ähnlichem und wo möglich noch größerm Beifall begrüßt man „Hellas, or the home, history, literature and art of the Greeks. Translated from the German of *Friedrich Jacobs*, by *John Oxenford*." Der Uebersetzer ist einer der gründlichsten Kenner des Deutschen in England, und seine Uebertragung wird als ausgezeichnet gerühmt. Hackländer's „Der geheime Agent" ist in einer Nachbildung unter dem Titel „The secret agent" auf dem Haymarkettheater aufgeführt worden; doch scheint der Bearbeiter nicht das Stück selbst vor sich gehabt, sondern nur die Inhaltsangabe, wie sie „Blackwood's magazine" von Hackländer's Lustspiel enthielt, zugrunde gelegt zu haben. Die englische Bearbeitung soll scenisch sehr geschickt arrangirt, aber auch fast ohne allen Witz, ohne alle Poesie und tiefern Gedankeninhalt sein. Wir haben schon früher erwähnt, daß man seit dem Erfolge des „Fechter von Ravenna" in England der deutschen Bühne wieder größere Aufmerksamkeit schenkt als früher. Das „Athenaeum" erwähnt die Aufführung des neuen Geibel'schen Lustspiels und beginnt seinen kurzen Bericht mit den Worten: „Another star at the dramatic horizon of Germany!" meint aber doch, das Stück habe nur einen succès d'estime gehabt und könne die jüngst von ihm, dem „Athenaeum", über den Zustand der deutschen Bühne ausgesprochene Meinung nicht umstoßen. In seiner Nummer vom 17. Februar hatte das englische Blatt nämlich bemerkt, es sei eine merkwürdige Erscheinung, daß seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs von Preußen (welchen Zusammenhang hat aber jene „merkwürdige Erscheinung" mit dieser Begebenheit?) fast alle jüngern deutschen Dichter sich dem Drama gewidmet hätten, in der lobenswürdigen Absicht (blos in dieser?), diesen lange Zeit vernachlässigten Zweig der Literatur wieder zu Ehren zu bringen und in ihrem Vaterlande eine wahrhaft nationale Bühne zu gründen. „Doch", fährt das englische Blatt fort, „wie wenig ist im Verhältniß zu der vergeudeten Zeit und dem vergeudeten Talent durch all diese wohlgemeinten Bestrebungen erreicht worden! Diese Tragödien und Komödien kommen und verschwinden wie die Sternschnuppen;

*) Demnächst erscheint bei F. A. Brockhaus eine neue Uebersetzung der ausgewähltesten Irving'schen Erzählungen aus dem „Sketch book", „Bracebridge-Hall" u. s. w. mit Illustrationen von Henry Ritter, aus dem Nachlaß dieses in Canada geborenen düsseldorfer Genremalers, und von W. Camphausen.

mit vollen Backen ausposaunt, sind sie ebenso schnell vergessen als gesehen, und «der Stuhl, den Schiller leer gelassen» («the chair which Schiller left vacant»), wartet noch immer auf Den, der ihn besetzen soll. Und doch ist erst ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Schiller todt ist!" Die Mühe, den Deutschen eine Nationalbühne zu schaffen, werde (meint das „Athenaeum") vergeblich sein, solange die Deutschen keine große Nation seien.

Wir schließen unsern heutigen Bericht mit einem literarischen Curiosum. Eine amerikanische Dame, Miß Bacon, hat die Behauptung aufgestellt, daß ein Mann von Shakspeare's Geburt und Erziehung die Stücke, die seinen Namen tragen, unmöglich geschrieben haben könne; die meisten derselben rühren ihrer Behauptung zufolge von Lord Francis Bacon (die Verfasserin führt denselben Namen!) und Sir Walter Raleigh her. Uebrigens soll es ihr gelungen sein, ihre Behauptung in recht finnreicher Weise mit den allbekannten Lebensmomenten beider Männer in Zusammenhang zu bringen und ihr dadurch einen Schein von Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit zu geben. **H. M.**

Notizen.

Hamburg sonst und jetzt.

Wir erhielten in diesen Tagen eine Correspondenz aus Hamburg, die wir jedoch aus mehrfachen Gründen nicht zum Abdruck bringen können. Die Tendenz dieser Correspondenz, in welcher unter Anderm auch der hamburger Journalistik ein nicht sehr schmeichelhafter Spiegel vorgehalten wird, läuft darauf hinaus, daß sich Hamburg vorzüglich eigne, um kaufmännische Geschäfte zu machen, gut zu essen und zu trinken, kurz in Hamburg zu leben, wie Gott selbst in Frankreich nicht lebt, daß aber der geistig strebende Mensch dort sehr, sehr einsam stehe und nothwendig verkümmern oder, falls er die nöthigen pecuniären Mittel dazu besitze, sehr dickbäuchig werden müsse, was ja auch vom Uebel ist. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit diese Charakteristik zutreffend ist, so viel ist aber richtig, daß Hamburg die Stelle innerhalb der geistigen Entwickelung Deutschlands gegenwärtig nicht einnimmt, welche es im vorigen Jahrhundert behauptete. Auf diese Thatsache hat schon der „Hamburger Correspondent" im Jahre 1853 aufmerksam gemacht. Barthold H. Brockes, Friedrich von Hagedorn, vor Allen Klopstock, der in Hamburg dreißig Jahre lang lebte und wirkte und hier den französischen Bürgerbrief empfing, sind ohne Zweifel Namen, die sich in der Geschichte der deutschen Literatur ganz stattlich ausnehmen. Die Hamburger begruben auch ihren Klopstock unter Feierlichkeiten, wie sie sonst nur einem gekrönten Haupte widerfahren. Es wurde mit allen Glocken geläutet, alle Geschäfte standen still und Alles, was in Hamburg Bildung besaß oder darauf Anspruch machte, nahm an dem Leichenzuge theil. Einem der jetzt in Hamburg lebenden Dichter würde eine solche Ehre schwerlich geschehen; wir wissen freilich auch nicht, ob sich ein Klopstock unter ihnen befindet. Auch Matthias Claudius, der in dem nahen Wandsbeck seinen berühmten „Wandsbecker Boten" schrieb, und Gerstenberg, der Verfasser des „Ugolino", der lange Zeit in dem angrenzenden Altona lebte und dichtete, kann man wohl zu den Hamburgern rechnen. Eine ebenso bedeutende Stellung nahm Hamburg im Gebiete der Musik, Dramaturgie und Schauspielkunst ein. Die hamburger Oper, welcher der große Händel fünf Jahre lang vorstand, zeichnete sich seiner Zeit durch eine in Deutschland unerhörte Pracht aus, während die große reiche Stadt nur mit Mühe ihr Theater aufrechterhalten kann. Auch Mattheson, der die Theorie der Musik umgestaltete, war ein Hamburger. In Hamburg schrieb Lessing seine „Dramaturgie", und durch die Ackermann, Eckhof, Borchers und Schröder wurde Hamburg die Hauptpflanzstätte der deutschen Schauspielkunst. Diese Traditionen, namentlich von dem frühern Theaterdirector Schmidt fortgepflanzt, sind noch jetzt so mächtig, daß von Hamburg die bedeutendsten Hoftheater sich zu rekrutiren pflegen und daß viele der namhaftesten deutschen Schauspieler selbst der neuesten Zeit in Hamburg ihre Schule machten; wir nennen nur, weil sie uns gerade einfallen, Emil Devrient, die beiden Dahn, Jost, Dawison, Fräulein Seebach. Friedrich Voigts theilte vor einigen Jahren im Prutz'schen „Deutschen Museum" einige Briefe Hölty's mit, in deren einem an seinen Vater geschriebenen es unter Anderm heißt: „Ich halte Hamburg für den bequemsten Ort, mich daselbst so lange aufzuhalten, bis sich eine Gelegenheit zur Beförderung bietet. Der Gelehrte wird daselbst sehr geehrt und findet Zutritt zu angenehmen Gesellschaften, wo er Menschenkenntniß einsammeln kann." Gegenwärtig zeichnet sich Hamburg hauptsächlich nur durch seine berühmten Reisenden aus, unter denen vor allen Barth und Overweg, dann Gerstäcker zu nennen sind. Es ist eigenthümlich, wie die Herrschaft in Ton, Geschmack, Bildung und Literatur in Deutschland niemals an einem Orte haftet, sondern in raschem Wechsel von einem zum andern überspringt, von Nürnberg nach Leipzig oder Hamburg, von hier nach Weimar und dann wieder nach Dresden oder Berlin; bald wählt sie eine große, bald eine sehr kleine Stadt, bald eine im Mittelpunkte, bald eine am entferntesten Rande gelegene. In theologischer Hinsicht bot einmal selbst das unansehnliche Wittenberg dem mächtigen Rom Trotz und sah Gesandtschaften mächtiger ferner Reiche in seinen Mauern.

Die turiner Presse.

Die in Mailand erscheinende Wochenschrift „Il Crepuscolo" enthält über die in Turin erscheinenden Revüen und Journale folgende interessante Angaben. In der Hauptstadt von Piemont erscheinen vier politische und literarische Revüen: 1) „La Rivista contemporanea." Dieses Journal wird von Chiala redigirt und hat mehre der bedeutendsten Schriftsteller Italiens zu Mitarbeitern, unter Andern Rosmini, Tommaseo und Rovere, der darin unter der Ueberschrift „Proccaccio di Torino" und mit der Unterschrift Cecco d'Ascoli geistreiche Monatsübersichten veröffentlicht. Das Blatt beschäftigt sich auch viel mit auswärtiger, namentlich französischer Literatur und soll gegen 2000 Abonnenten zählen. 2) „La Rivista enciclopedica italiana", von Predari geleitet, doch bisjetzt ohne sonderlichen Erfolg, obschon Männer bekannten politischen Namens, wie die Sicilier Amari und La Farina und die Toscaner Montanelli und Mazzoni Beiträge liefern.*) 3) „Il Cimento", geleitet von Cesari und eine Tummelstätte junger, gut vaterländisch gesinnter, nach Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens in Italien trachtender Gelehrten. Hauptmitarbeiter sind Bertrando Spaventa, ein junger, in Hegel's Schule gebildeter Philosoph, der ein größeres Werk über Giordano Bruno zum Druck vorbereitet; Antonio Gallenga, Mitglied der Deputirtenkammer, der lange Zeit in England gelebt hat; Constantino Negro, beachtenswerther Dichter, welcher mit einer Sammlung piemontesischer Volkslieder beschäftigt ist. 4) „La Ragione", vor erst kurzer Zeit von Ausonio Franchi, einem frühern Mitarbeiter des „Cimento", gegründet und, wie man aus dem beredt geschriebenen Programm erfährt, ausschließlich für Fragen der philosophischen Wissenschaften bestimmt. Viel zahlreicher als die Revüen sind die eigentlichen Journale, und zwar: 1) „Il Piemonte", ministerielles Journal, welches seit Anfang des Jahres den „Parlamento" ersetzt hat, mit nahe 2000 Abonnenten; 2) „L'Opinione", gemäßigtes Journal, mit 800 Abonnenten; 3) „La

*) Die erste Jahresnummer dieser Revue, die gegenwärtig einen erhöhten Aufschwung nimmt, liegt uns vor, und wir bemerken vorläufig als für uns Deutsche besonders interessant, daß in der Rubrik „Bibliografia straniera" auch mehre deutsche Schriften, z. B. Mommsen's „Römische Geschichte", Schmitz' „Die Religion und die Naturforschung", Diez' „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprache" und Neigebaur's „Die Insel Sardinien" kurz aber empfehlend besprochen sind.

Gazetta del popolo", Volkszeitung, mit 7000 Abonnenten; 4) „L'Armonia", klerikal; 5) „L'Unione", Organ Bianchi Giovini's; 6) „La Voce della libertà", von La Cecilia und Brofferio redigirt, mit etwa 500 Abonnenten; 7) „Goffredo Mameli", mit 300 Abonnenten; 8) „L'Espero" mit 500 Abonnenten; 9) „Il Diritto", von jungen unabhängigen Schriftstellern geleitet, mit fast 500 Abonnenten; 10) „Il Fischietto", der piemontesische „Kladderadatsch", mit 850 Abonnenten; 11) „Il Campanone", eine Art klerikaler „Kladderadatsch", mit 2800 Abonnenten, wie wenigstens die richtungsverwandte „Armonia" behauptet.

H. M.

Bibliographie.

Aktenstücke zur orientalischen Frage. Nebst chronologischer Uebersicht zusammengestellt von J. von Jasmund. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Biberhofer, E., Der Unbekannte. Große Oper in drei Aufzügen, mit Zugrundlegung eines Dramas, nach dem Französischen. Musik von J. J. Bott. Cassel, Hotop. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Elben, O., Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Erdmann, Ernste Spiele. Vorträge, theils neu theils längst vergessen. Berlin, Hertz. 16. 1 Thlr.

Jane Eyre, die Waise von Lowood. Nach dem Englischen der Currer Bell. Zwei Bände. 2te Auflage. Altona, Heilbutt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Flourens, P., Das menschliche Leben in seiner Dauer von mehr als hundert Jahren. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 9 Ngr.

Forbes, J. D., Norwegen und seine Gletscher. Nebst Reisen in den Hochalpen der Dauphiné, von Bern und Savoyen. Aus dem Englischen von E. A. Zuchold. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten, 2 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Abel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Neuester Fremden-Führer in Paris. Mit Plan von Paris. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 36ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Uebersetzt von K. Simrock. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hamberger, J., Die Cardinalpunkte der Franz Baader'schen Philosophie. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 6te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 15 Ngr.

Kompert, L., Am Pflug. Eine Geschichte. Zwei Bände. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Landgrebe, G., Naturgeschichte der Vulcane und der damit in Verbindung stehenden Erscheinungen. Zwei Bände. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Lau, T., Lucius Cornelius Sulla. Eine Biografie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Lewell-Weiden. Von dem Verfasser von „Sir Frederick Derwent", „Fabians Thurm" rc. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Lobstein, F., Die Geheimnisse des Herzens. Fünfzehn Betrachtungen über biblische Texte. Bern und Paris. Gr. 12. 20 Ngr.

Molière, Die Plagegeister. Lustspiel mit Ballet in drei Acten nach dessen Facheux. Oldenburg, Schulze. Gr. 16. 12 Ngr.

Norton, Caroline, Die Frauen in England unter dem Gesetze unseres Jahrhunderts. Aus dem Englischen. Berlin, Besser. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ranke, W., Die Verirrungen der christlichen Kunst. Breslau, Geiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Riffel, C., Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Eine Beleuchtung der alten und neuen Anklagen wider denselben. 3te vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 26 Ngr.

Schultheß, J. H., Reise in's Morgenland, unternommen im Jahre 1847. Schaffhausen, Schalch. 1854. 8. 24 Ngr.

Storm, T., Immensee. 3te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. 4te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 15 Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Thierry, A., Erzählungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Veilchen. Taschenbuch für das Jahr 1855. Mit Beiträgen von G. F. Daumer, C. Ebersberger, C. Weiß und C. v. Westerhagen. Herausgegeben von M. Reck. Nürnberg, Stein. Gr. 16. 18 Ngr.

Viehoff, H., Schiller's Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese. 1ster Theil. Neue, größtentheils umgearbeitete Auflage in drei Bänden. Stuttgart, Becher. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Auswanderung nach Hoch-Texas. 1ster und 2ter Theil. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 9 Ngr.

Beust, F. C. Freih. v., Der sächsische Metallbergbau in seiner Beziehung zu den Staatsfinanzen. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Bodemer, H., Die Abhilfe des Nothstandes im Erzgebirge. Ein Beitrag. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Bruns, K., Der Festungskrieg. Mit Bezug auf die gegenwärtige Belagerung von Sebastopol. Allgemein faßlich dargestellt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Guhl, E., Der Krystallpalast zu Sydenham und dessen Kunstsammlungen in geschichtlicher Uebersicht. Ein Vortrag, gehalten am 24. März 1855 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Guttentag. 8. 6 Ngr.

Härter, F., Gesetz und Evangelium. Eine Betrachtung über Matth. 22, 34—46. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Hase, K., Die Entwicklung des Protestantismus. Eine akademische Rede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 Ngr.

Mahr, C. C., Denkschrift zur Jubelfeier des funfzigjährigen Doctorats des Königlich Dänischen Staatsraths und Herzoglich Oldenburgischen Leibarztes Franz Hermann Hegewisch, Honorar-Professor rc. Begleitet von einigen Erinnerungsworten an den schwarzen Tod in den Herzogthümern Schleswig und Holstein vor nunmehr 500 Jahren. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 12 Ngr.

Roeder, A., Die Theuerung, ihre Ursachen und Abhilfen, land- und staatswirthschaftlich beleuchtet. Wriezen, Roeder. Lex.-8. 10 Ngr.

Steffann, E., Des Herrn Gaben für die Großen durch die Kleinen. Predigt über Ev. Matth. 18, 2—6. Berlin, W. Schultze. 1854. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Thut Buße! Predigt über Jak. 1, 13—16. Auf Veranlassung eines vierfachen Kindermordes zu Berlin gehalten. Ebendaselbst. 1854. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Biographie des Dichters der „Bezauberten Rose".

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraff.** Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Biographie **Ernst Schulze's**, der ein Lieblingsdichter des deutschen Volks geworden ist. Dem Verfasser stand ein reichhaltiges Material zugebote: das eigene Tagebuch des Dichters, aus dem bisher noch nie etwas veröffentlicht wurde, sowie zahlreiche Briefe desselben und werthvolle Mittheilungen seiner Freunde. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hierdurch ganz neue Aufschlüsse über den Dichter, namentlich auch über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid.

Diese Biographie Ernst Schulze's bildet zugleich den fünften Theil der eben erschienenen **dritten Auflage** seiner **„Sämmtlichen poetischen Werke"** (5 Theile, geheftet 6 Thlr., gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.).

Von einzelnen Dichtungen **Ernst Schulze's** erschienen in demselben Verlage folgende **elegante Ausgaben:**

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht.
Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.
Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

Graeser (Charles), **The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

Ahn (F.), **A new, practical and easy method of learning the German language.**
First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.
Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen.

Von **Carl Leo Cholevius.**

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Gervinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er dasselbe in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von **Cholevius** (auf zwei Theile berechnet) wird eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausfüllen, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe — noch nie behandelt worden ist, obgleich oft auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. Ueber viele wichtige Punkte gibt der Verfasser ebenso neue als gründliche Aufschlüsse, wie es ihm z. B. gelungen ist, die Quellen von einem großen Epos des Mittelalters zu entdecken, denen bisjetzt Niemand auf die Spur gekommen. **Rosenkranz**, der das Manuscript des (in Königsberg lebenden) Verfassers gelesen, erklärt das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publicum fesseln werde.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tristan und Isolde.

Von **Gottfried von Straßburg.**

Uebersetzt von Karl Simrock.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

„Tristan und Isolde", das berühmte Liebesepos **Gottfried's von Straßburg**, eine der reichsten und lebensvollsten dichterischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in einer für die weitesten Kreise des deutschen Publicums bestimmten (elegant ausgestatteten) Uebersetzung von **Karl Simrock**, dem unübertroffenen Uebersetzer und Wiederhersteller älterer deutscher Dichtungen. Bisjetzt war dieses Meisterwerk der ersten Blütenzeit unserer Poesie der heutigen Sprache noch in keiner Uebersetzung wieder angeeignet, die darauf Anspruch machen dürfte, den natürlichen leichten Fluß des Originals zu erreichen. Mit Recht sagt Simrock in einem Schlußwort zu dem Werke: „Gottfried hat zuerst von der Minne mit jener Inbrunst des seelenvollsten Gefühls und in der naivsten Sprache auch mit dem hohen Schwunge gesprochen, welche des Tiefsinns der Liebessage würdig sind und für die ihm der Kranz gebührt, den ihm seine Zeit gereicht hat und den ihm auch die Nachwelt nicht versagen wird."

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 18. —— 3. Mai 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Erster Artikel.

Ernst Schulze.

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen, sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraff. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. — Auch als fünfter Band der „Sämmtlichen poetischen Werke" von Ernst Schulze. Dritte Auflage. Fünf Theile. 6 Thlr.

In Deutschland und auch wol anderwärts kommt nicht selten die merkwürdige Erscheinung vor, daß das Publicum oder wenigstens ein sehr beträchtlicher Theil desselben gerade solche Dichter und Autoren zu seinen Lieblingen macht, welche bei der Kritik in Ungnade stehen oder von ihr ignorirt werden. Romane, welche die Kritik vernichtet und todtgeschlagen hat oder todtgeschlagen zu haben glaubt, führen hinter dem Rücken der Kritik das flotteste Leben in den Leihbibliotheken; und Kotzebue, Iffland, Müllner, Raupach und die Birch-Pfeiffer übten über die Bühne gerade dann am unbestrittensten ihre Herrschaft aus, wenn sie aus den Lauf- und Schanzgräben der Kritik am heftigsten und von allen Seiten mit Brandraketen, Granaten, Voll- und Hohlkugeln überschüttet wurden.

Ich bin nicht gemeint, Ernst Schulze mit der Birch-Pfeiffer und sein Publicum mit dem Birch-Pfeiffer'schen Publicum auf eine und dieselbe Linie zu stellen; denn es ist ein ganz anderer Geist, der uns aus seinen Dichtungen anweht, und es ist ein ganz anderes Publicum, welches von seinen beliebtesten Dichtungen immer neue Auflagen und jetzt von seinen sämmtlichen Poesien die dritte Auflage nöthig gemacht hat. Das Publicum, dessen Liebling Ernst Schulze bis auf den heutigen Tag geblieben ist, fragt und hascht am wenigsten nach Birch-Pfeiffer'schen Theatereffecten und Coulissenmalereien. Es ist im Gegentheil ein Publicum, welches von leidenschaftlichen Emotionen und drastischen Nerven- und Muskelerschütterungen nichts wissen, sondern nur seine zartern Gemüthsaffecte leise angeregt und zugleich gestillt und beschwichtigt wissen will. Aber das Loos theilt Ernst Schulze mit den oben Genannten und nicht Genannten, daß die moderne Kritik ihn entweder vornehm von oben herab oder sogar feindselig behandelt und ihm selbst einen schädlichen Einfluß auf den Geschmack des Publicums und die Literatur beigemessen hat.

Aber Dichter, welche eine verderbliche und mit dem Geist und dem Charakter ihrer Nation im vollkommenen Widerspruch stehende Richtung einschlugen, haben sehr selten oder nie über eine sehr beschränkte Zeitfrist und über ihren Tod hinaus Bestand gehabt. Befriedigten sie nur einen gewissen Zeitgeschmack, so vergaß man sie in der Regel sehr bald und warf sie zu den Todten. Hier aber haben wir die Thatsache, die wie jede Thatsache nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die sämmtlichen Werke eines Dichters beinahe vierzig Jahre nach seinem Tode in dritter Auflage vor das Publicum treten, und zwar zum ersten mal in Begleitung einer ausführlichen Biographie, die nur in der Voraussetzung geschrieben werden konnte, daß für den Dichter ein hinreichendes Interesse vorhanden sei, um dieser Biographie beim Publicum Eingang zu verschaffen. In dieser einfachen Thatsache scheint mir der Beweis zu liegen, daß dieser Dichter eine Seite seiner Nation aufgefaßt und angebaut hat, die zu ihrem innersten Wesen gehört und eine Seite ihres Charakters und ihres geistigen Lebens selbst bildet. Wäre diese Seite eine vergängliche, eine der Nation blos durch den Tagesgeschmack angeflogene, so würden auch diese Dichtungen, welche sie widerspiegeln, schon längst vergangen und vergessen sein. In Schulze's Dichtungen drückt sich aber jene weiche, zarte, die Naturobjecte selbst vergeistigende, auch wol träumerische und phantastische lyrische Grundstimmung aus, die den Deut-

schen eigen ist und neben den kräftigern Aeußerungen ihres Nationalcharakters zu Recht besteht. Von den Minnesängern bis Flemming, von Flemming bis Hölty, von Hölty bis Goethe, von Goethe bis Matthisson oder Ernst Schulze und von Matthisson oder Ernst Schulze bis Geibel, ganz abgesehen von manchen wehmüthig-zartern Liebesliedern, die im Munde des Volks leben, können wir diese weiche lyrische Grundstimmung genau verfolgen. Oder man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß Schulze im deutschen Volke erst die Stimmung hervorgerufen habe, die zum Genusse seiner Dichtungen nöthig ist? Wollte man dies behaupten, dann freilich legte man ihm einen Einfluß und eine Bedeutung bei, wie man sie selbst Dichtern vom ersten Rang zuzuerkennen kaum wird wagen dürfen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß diese weiche lyrische Stimmung bei Schulze des Gegengewichts einer gesunden Sinnlichkeit und eines plastischen Realismus zu sehr entbehrt, daß das Gefühl zu sehr in Einem Tone, statt in wechselnden vollen Accorden fortklingt, daß er in seinen Dichtungen fast ebenso häufig die Schaumünze verschwimmender Empfindung, als die vollgültige Goldmünze des Gedankens ausprägte, und daß er, wo er Gestalten schaffen wollte — und das wußte er selbst am besten —, nicht selten bloße Nebelgebilde, denen nicht der Umriß der Gestalt, aber wol der greifbare Körper fehlte, zutageförderte. Indeß sind dies Gebrechen, aber kein Verbrechen am Heiligen Geist der Poesie, als welche man sie wol bisweilen ausgegeben hat. Es sind doch ästhetisch zarte Formen, es ist doch eine edle gehobene Sprache, es sind doch reine lautere Stimmungen, denen wir bei ihm fast in ununterbrochener Folge begegnen. Wie diese verderblich wirken können, sehe ich nicht wohl ein. Denn verderblich wirken kann doch nur eine gemeine Gesinnung, eine unlautere Lüsternheit, ein rohes Haschen nach Effecten blos des Effects wegen, ein wildes Sturmlaufen gegen Takt und Geschmack, ein diabolisches Gelüst, das Reinste und Edelste im Menschen zu verspotten. Diesen Elementen begegnen wir aber in Schulze's Dichtungen nicht; es ist in ihnen nichts Boshaftes, nichts Neidisches, nichts Hämisches; er dichtete nicht aus Speculation auf den Beifall des Publicums im gewöhnlichen Sinne, es fiel ihm sogar fast schwer, etwas drucken zu lassen, er dichtete, wie es ihm ums Herz war.

Durch die Frage, ob Schulze zu den Dichtern zweiten oder gar nur dritten Rangs zu zählen ist, will ich mir die Freude, welche mir diese Lauterkeit seiner Motive gewährt, nicht verkümmern lassen. Ueberhaupt will mir diese jetzt so beliebte, aber im Grunde zu nichts führende Rangeintheilung der Dichter in Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3 u. s. w. nicht recht gefallen. Dieses Numeriren hat immer etwas Schwankendes, richtet sich gar sehr nach Zeit und Nationalität und hat manche Unbilligkeiten im Gefolge. Ein Dichter zweiten oder selbst dritten Rangs kann vor einem Dichter ersten Rangs oft Vortrefflichkeiten voraushaben, die deshalb nicht minder schätzenswerth sind, weil ein Dichter geringerer Ordnung sie besitzt. Die Partien in unsern Mittelgebirgen, in der Sächsischen oder Fränkischen Schweiz, im Thüringerwalde, im Taunus, im Harz, können sich mit den Alpenlandschaften an Erhabenheit und Majestät entfernt nicht vergleichen, und doch besitzen sie Reize und Schönheiten, welche diesen fehlen, und sind manchen Stimmungen viel zusagender; ja, wenn man längere Zeit in einem noch so großartigen, aber eng umschlossenen Alpenthal geweilt hat, thut sogar der Anblick der Ebene, etwa einer holländischen Flachlandschaft, wohl und spricht eigenthümlich zu unserm Gemüth. Seiner Zeit war Opitz Nummer Eins in Deutschland; der jetzige Zeitgeschmack zieht ihm als Lyriker Flemming bei weitem vor. Im vorigen Jahrhundert galt, bis zum Auftreten Goethe's, Klopstock als der erste und genialste Dichter Deutschlands, und er wurde in einer Weise gefeiert, verehrt und bewundert, wie später kaum Goethe oder Schiller. Die beiden Letztern nennt man jetzt nebeneinander, vielleicht zum Theil nur aus Convenienz; denn es gibt gewiß nur Wenige, welche Beide in gleicher Weise bewunderten und nicht entweder den Einen oder den Andern von Beiden für Nummer Eins hielten. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber doch immer möglich, daß im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einfluß besonders günstiger Zeitverhältnisse ein deutscher Dichter auftauchen wird, gegen welchen nach dem Geschmack der dann lebenden Deutschen beide Dichter in den Schatten treten und mehr oder weniger veraltet erscheinen werden. Die Opitz-Verehrer hätten seiner Zeit auch nicht geglaubt, daß dieser Dichter jemals in Deutschland übertroffen werden könne. Die Anhänger der classischen Richtung in Frankreich halten Corneille und Racine auch jetzt noch für unübertrefflich und unübertroffen, während der echte katholische Spanier seinen Calderon Allen voranstellen und der Perser seinen Hafis für den ersten Dichter halten, Shakspeare und Schiller aber höchst ungenießbar finden wird.*)

Ich kann mir übrigens vorstellen, daß wenn Ernst Schulze, der mit den schwäbischen Romantikern ja manche Verwandtschaft zeigt, statt in Celle etwa in Tübingen oder Plochingen oder Geißlingen geboren worden wäre, die Kritik ihm mehr den Hof gemacht haben würde. Denn der norddeutsche Dichter hat schon als solcher den norddeutschen Kritikern gegenüber einen schweren Standpunkt und den süddeutschen gegenüber eigentlich gar keinen. Auch die kritischen Angriffe gegen Matthisson gingen trotz

*) Gesprächsweise äußerte einmal Chamisso zu A. Rebenstein (vgl. das jüngst in Berlin erschienene Buch: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen", Bd. I): „Da war der Goeth, das ist Nummer Eins; nun kamen die Schlegel, und was haben die gelärmt! und es kam doch kein Nummer Eins bis auf den Uhlang (Uhland). Und was war der Uhlang? Ein unbekannter junger Mann, aber ein Dichter Nummer Eins.... Und nun kommt der Schwab und der Kerner, und Alle, worunter ich auch, Alle kein Nummer Eins, und das ging so fort. Da kam der Heen (Heine). Ja, der Heen, der Heen, es ist ein Dichter, ein Dichter." Man sieht schon aus dieser Stelle, wie schlimm es mit dem Numeriren der Dichter aussieht; denn Nummer Eins, Primus omnium, kann doch immer nur Einer sein, und wenn Goethe es ist, so kann es nicht neben und mit ihm Uhland oder Heine sein.

des ihm von Schiller, also einem Schwaben, gespendeten Lobes hauptsächlich von dem Sitze der schwäbischen Dichterschule aus. Nun will ich Matthisson's oft kränkliche oder schwächliche Sentimentalität durchaus nicht rechtfertigen, aber als gefälliger sauberer Landschaftsmaler hat er ohne Zweifel seine eigenthümlichen Verdienste, die ihm eine Stellung in der Literatur sichern müssen. In einem ehemals berühmten schwäbischen Literaturblatte nannte man ihn „ein Schwein, welches sich mit einem Battisttuch die Thränen trocknet". Gewiß hat Matthisson durch seine Sentimentalität der deutschen Poesie weniger geschadet, als Kritiker, welche sich einen solchen Ton zuschulden kommen ließen, der Kritik und dadurch dem poetischen Empfindungsvermögen überhaupt geschadet haben.

Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich allein schon vor den Dimensionen eines Epos in zwanzig Gesängen wie „Cäcilie" einige Ehrfurcht habe. Man muß wissen oder doch sich einigermaßen vorstellen können, welche Energie, welcher Fleiß, welche Liebe zur Sache, welche Zähigkeit dazu gehören, um zwanzig Gesänge eines Epos zu schreiben, die von Anfang bis Ende mit gleicher Sorgfalt und in gleicher liebevoller Stimmung ausgeführt sind. Ich habe umsomehr Achtung davor, weil Schulze dieses Epos nicht unmittelbar für die Veröffentlichung durch den Druck, für Honorar oder mit Rücksicht auf andere Vortheile schrieb, sondern um einem Herzensbedürfnisse zu genügen und das Manuscript als Liebesdenkmal in die Hände der Tychsen'schen Familie niederzulegen. Schon in dieser Entstehungsweise des Gedichts glaube ich ein echtpoetisches Motiv zu erkennen, das unter allen Umständen Achtung verdient. Nun ist aber dieses Epos, was man gegen dasselbe als Ganzes auch einwenden möge, sehr reich an einzelnen Schönheiten, und es hat Episoden von solcher Rundung, solcher Kraft der Schilderung und des Colorits aufzuweisen, daß wenigstens die spätere romantische Epik ihnen nichts an die Seite zu stellen hat. Das Ganze mag etwas verschwommen im Nebel liegen, aber diese einzelnen poetischen Gebilde treten doch mächtig hervor und bezeugen die Hand des Künstlers und Poeten, der zu Größerm und Großem berufen war, wenn es ihm gelungen wäre, endlich einmal aus den beschränkten Gesellschaftskreisen von Celle und Göttingen fortzukommen und dadurch seinen Gesichtskreis zu erweitern. In der „Cäcilie" behandelte er übrigens den Sieg des Christenthums über das Heidenthum (und beziehentlich des Deutschthums über das Dänenthum) als Factum, wie es ja in der Geschichte feststeht, nicht aber zu Tendenz- und Agitationszwecken; er trug den christlichen Sinn, der seine geliebte Cäcilie Tychsen beseelte, gewissermaßen als ihr Mandatar auf seine Dichtung über. Was seine „Bezauberte Rose" betrifft, so muß ich, obschon Ernst Schulze's Biograph, doch offen gestehen, daß sie mir im Laufe der Jahre allmälig fernergerückt ist, wiewol ich nicht verkenne, daß der lebhafte und bestechende Glanz ihres Colorits und die Musik ihres Verses für Alle, welche noch nicht durch das Fegefeuer der Kritik gegangen sind, also für alle empfänglichen Leserinnen und für jugendliche Leser etwas Berauschendes haben. Dabei vergesse man nicht, daß Schulze diese Dichtung bei hinsiechendem Körper und zunehmenden Leiden schrieb; in einem Zustande, aus dessen Druck sich in das freie Reich der Poesie schaffend zu erheben bei Dem, der dieses vermag, ein nicht geringes Maß Seelenstärke und einen nicht gewöhnlichen Schaffensdrang voraussetzen läßt. Daß diese Dichtung eine eigenthümliche Stellung in der deutschen Poesie einnimmt und ein eigenartiges Werk ist, beweisen die vielen Nachahmungen, die sie hervorgerufen hat und fortdauernd noch hervorruft, beweist der Umstand, daß sie ins Englische und vielleicht auch in andere Sprachen übersetzt und als Sujet einer Operncomposition benutzt wurde.

Die stärkste Seite an Schulze's Talent war und blieb allerdings die reinlyrische; wie denn auch Robert Prutz, der in Nr. 15 des „Deutschen Museum" ein strenges Urtheil über die epischen Gedichte Schulze's fällt, willig anerkennt, daß seine lyrischen Gedichte, wiewol im Publicum weniger bekannt und beliebt, ungleich reicher an Poesie und lebensvollern und kräftigern Charakters seien, daß man sie kennen müsse, um den Dichter wahrhaft lieb zu gewinnen. In der That haben seine Lieder, in denen er Liebe und Natur feiert und den einfachsten Stimmungen des Herzens Worte leiht, so viel innere wie äußere Melodie, so viel Zartheit in Gefühl und Ausdruck, so viel ungezierte Naivetät und einen so natürlichen leichten Gang, sie sind mit einem Worte so wenig gemacht, daß sie sich dem Schönsten und Besten, was auf lyrischem Gebiete in Deutschland geleistet worden ist — und die deutsche Poesie ist gerade in dieser Gattung sehr reich — getrost zur Seite stellen dürfen. Den Preis möchte ich aber seinen in vollen, runden und wohllautenden Distichen geformten und anmuthig und zart empfundenen Elegien ertheilen. Für den Ausdruck männlicher und kräftiger Gedanken eignete sich seine Art und Weise weniger. Was Schulze im kriegerischen Geiste der Zeit dichtete, reicht nicht an den muthigen und feurigen martialischen Geist der Kriegsmuse Körner's und Arndt's oder an die patriotische Tiefe Max von Schenkendorf's. Schulze war kein kriegerischer Geist, obschon ihm im schildernden Genre manche Schlachtgemälde in der „Cäcilie" ganz vortrefflich gelungen sind; er war der Dichter der Keuschheit, Lieblichkeit und Anmuth. Seine Gedichte sind frei von allen gehässigen polemischen Anklängen, von aller koketten Zerrissenheit, von aller cynischen Roheit, von allem das Schöne und Edle begeifernden und ironisirenden Hohn, von aller geschmacklosen Verzerrung und Uebertreibung, die dadurch, daß sie die Linie des einfach und natürlich Schönen unter convulsivischer Anspannung aller Kräfte überschreitet, für genial gelten will.

Ich begnüge mich mit diesen kurzen Andeutungen und wende mich nun zu dem Leben des Dichters, das man kennen muß, um seine poetischen Productionen ganz zu verstehen und in richtigem Sinne aufzufassen. Denn es ist mir — um mich meiner eigenen Worte aus der Vor-

rede zu der von mir verfaßten Biographie zu bedienen — „kaum ein Dichter neuerer Zeit bekannt (Goethe selbst nicht ausgenommen), dessen Dichtungen so sehr aus Gelegenheitsursachen hervorgegangen sind und dessen dichterische Entwickelung so innig mit seinen Lebensschicksalen und innern und äußern Erfahrungen zusammenhängt, als Ernst Schulze". Dies gilt nicht nur fast ohne Ausnahme von allen seinen kleinern lyrischen Gedichten, sondern selbst von seinen größern Epen. Seine „Cäcilie" ging ursprünglich einzig und allein aus dem Wunsche und der Absicht hervor, Cäcilie Tychsen ein Denkmal zu setzen und ihre Erscheinung, wie sie im Leben wandelte, wie das Bild ihrer Schwester Adelheid, im Gedichte festzuhalten und zu feiern, und selbst die „Bezauberte Rose" war, wie Freiherr von Schleinitz in einer handschriftlichen Mittheilung bemerkt, „ein letzter Versuch, in sein Verhältniß zum Tychsen'schen Hause Klarheit zu bringen".

Zur Abfassung der Biographie war mir ein sehr reichhaltiges Material zur Verfügung gestellt: zuvörderst die „biographische Vorrede" Bouterwek's, die allen bisherigen Ausgaben der Schulze'schen Werke vorangestellt und auch durch Einfügung an den betreffenden Stellen in meine Biographie fast vollständig übergegangen ist, die aber, so Dankenswerthes sie enthält, doch nur eine bloße biographische Skizze genannt werden muß, welche nur das Nothwendigste und selbst dieses oft nur in bloßen Andeutungen gibt; sodann ein kurzer Lebensabriß des Dichters, eine handschriftliche Hinterlassenschaft seines ältern als Obersteuerrath in Hannover verstorbenen Bruders August; briefliche Mittheilungen von Schulze's Schwester, der Frau Superintendentin Hornbostel, geborene Schulze, im Kloster Wienhausen; Briefe seines Vaters auf Anlaß der „Bezauberten Rose", an den Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus gerichtet; ein Convolut von Briefen des Dichters an Karoline Gräfin von Egloffstein und den Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay, damaligen Oberstlieutenant; namentlich aber, außer fragmentarischen Mittheilungen seines Freundes, des jetzigen Obermedicinalraths Bergmann in Hildesheim, ein reicher Vorrath von Briefen an diesen, welche für die frühere Dichterperiode Schulze's von besonderm Interesse sind; und als Hauptquelle das voluminöse Tagebuch des Dichters, aus dem bis dahin noch nichts mitgetheilt wurde und in welchem auch die Briefe an Cäciliens Schwester Adelheid aufbewahrt sind. Ich kann also durchaus nicht sagen, daß ich durch die Kärglichkeit und Lückenhaftigkeit des mir zugebotegestellten Materials, eher durch seinen Reichthum und seine Fülle in Verlegenheit gesetzt worden bin — nämlich in die für einen Biographen freilich nur angenehme Verlegenheit, bei der Auswahl nichts Wesentliches und Charakteristisches auszulassen, und doch auch nicht zu ausführlich und dadurch ermüdend zu sein.

Bei den folgenden Mittheilungen halte ich es für zweckmäßig, mich vornehmlich auf solche Momente seines Lebens zu beschränken, die Bouterwek entweder gar nicht berührt oder nur in einer Weise angedeutet hat, die dem Leser zu rathen gibt und zwar ein Streiflicht auf die Stimmungen wirft, welche durch dieses oder jenes Lebensverhältniß in dem Dichter hervorgerufen wurden, dieses Verhältniß selbst aber im Dunkeln läßt. Bei der Auswahl der aus seinen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen mitzutheilenden Auszüge werde ich namentlich solche im Auge behalten, welche geeignet sind, den Dichter in einem neuen und oft unerwarteten Lichte erscheinen zu lassen, oder von seiner vorzüglichen Art zu stilisiren und zu schildern einen Begriff zu geben, oder seine Ansichten über Leben, Gesellschaft und sich selbst zu enthüllen, oder zur Kenntniß der damaligen allgemeinern Zustände beizutragen.

Ueber seine früheste Knaben- und Jugendzeit enthalten seine Briefe an Adelheid, Cäciliens Schwester, eine Reihe von Mittheilungen, denen ich hier Folgendes entnehme:

Ungefähr bis in mein vierzehntes Jahr wurde ich zu Hause für ein ganz gutmüthiges, aber höchst unnützes und zu allen Dingen unbrauchbares Geschöpf gehalten, weil meine Kleider immer in den ersten Tagen zerrissen, meine Bücher, sobald ich sie erhalten hatte, verloren waren, weil ich alle Aufträge verkehrt besorgte, nie etwas Neues wußte, das Rechnen nicht lernen konnte und über keine Sache im gewöhnlichen Leben vernünftig zu reden verstand, ausgenommen über die Kochkunst, deren großer Verehrer ich von jeher war. ... Da ich allgemein für so ganz unbedeutend gehalten wurde, glaubte ich am Ende selbst, die Leute müßten doch wol Recht haben, und betrachtete mich immer als einen Menschen, aus dem nie etwas werden würde. Diese Idee gab mir eine gewisse Scheu und ein linkisches Wesen, das mich nie verließ, solange ich nicht bei meinen Spießgesellen, sondern in der Gesellschaft meiner Hausgenossen war.

Von meiner Gutmüthigkeit hatte man deswegen einen großen Begriff erhalten, weil ich die jüngere Schwester meiner jetzigen Mutter, ein sehr geistreiches, gebildetes, aber durchaus unpoetisches Mädchen, die mich ewig zur Zielscheibe ihres sehr pikanten Witzes machte, dennoch aufs zärtlichste liebte und ihr jeden Gefallen erzeigte, wenn es auch auf eine halsbrechende Art geschehen mußte. Unter meinen Bekannten genoß ich aber im Gegentheil ein großes Ansehen, theils weil ich die meisten an geistiger Bildung, die ich zu Hause verbarg, übertraf, theils weil ich immer der Erste auf dem Eise war, wenn es nur mit Mühe hielt, der Höchste auf den Bäumen und Dächern, und der Letzte, der fortlief, wenn wir Fenster einwarfen oder den Jungfern und Bedienten der alten Damen, die von einem Thee zu Hause kamen, die Laternen ausbliesen. Ueberhaupt reizte mich Alles, womit ich Gefahr verbunden sah, und viele alte Matronen schalten mich oft einen heillosen Buben und tollkühnen Waghals, während man in meiner Aeltern Hause nichts davon ahnte. Dort saß ich gewöhnlich ganz ruhig und las entweder Romane und Gedichte oder träumte von Dem, was ich gelesen hatte. Man glaubte, ich sei höchstens zum Pastor gut, der auf dem Lande die Hände in den Schoos legen und im erbaulichen Müßiggang die schöne Natur betrachten könne.

Indessen erwachte zwischen meinem funfzehnten und sechszehnten Jahre eine mir ganz neue poetische Welt in mir, über deren ordnungslose Gebilde ich nicht Herr werden konnte und mich deshalb mehr als je in die Einsamkeit zurückzog. Ich brachte oft ganze Monate auf einem abgelegenen Landgute, einige Meilen von Celle, zu. Das Herrenhaus, worauf ich ganz allein wohnte, lag weit von dem Wirthschaftsgebäude entfernt in einem verwilderten Park, den ein Fluß durchschnitt, der mehre kleine Teiche und Inselchen bildete. Das Haus selbst war groß, öde und fast ganz verfallen und wurde seit 30 Jahren nicht bewohnt. So oft der Pachter mir auch ein Zimmer in seinem Hause anbot, ließ ich mir doch nie meinen großen Saal mit dem hohen Kamin, den kleinen Scheiben und den vielen Ritterbildern in Lebensgröße nehmen, obgleich man fast bei jedem heftigen Schritt den vermoderten Fußboden durchtrat und kaum

einen Tisch finden konnte, der nicht längst zu den Invaliden gehört hätte. Wenn ich in dem großen Himmelbette von rothem Tuch mit gelber Stickerei lag, oder an einem stürmischen Abend mitten im Zimmer an dem wackeligen Tische mit Drachenbeinen und dem getäfelten Schachbret auf der Platte bei einem Buche oder in Gedanken saß, dann war es mir ein so schauerlich angenehmes Gefühl, ganz allein zu sein in der Nacht und der Furcht zu trotzen, die mich oft grausig genug beschlich. Selbst während des Winters war ich dort einmal 14 Tage und fror lieber am Kamin, als daß ich mich an den warmen Ofen in der Pachterwohnung gesetzt hätte. Am Tage war ich gewöhnlich in der kleinen französischen Bibliothek, die sich dort befand, oder ich streifte durch Moor und Haide und lag unter den Tannen, an den wüstesten Oertern. Seit jener Zeit sind mir solche nach der gewöhnlichen Ansicht trostlose Gegenden unbeschreiblich theuer geblieben, und ich kann nie ohne Wehmuth und Sehnsucht an ein wildes, mit Fichten bewachsenes Moor, oder an eine weite Haide, worauf die Luft so schauerlich säuselt, zurückdenken. Ich schrieb damals nie etwas nieder, aber ich lebte ganz in meinen Phantasien und war auf dem Wege, ein ganz unheilbarer Schwärmer zu werden.

Für die Zeit seiner frischesten naiven Jugendkraft ist namentlich der mit seinem Freunde Bergmann geführte Briefwechsel interessant, der im Jahre 1810, als der Dichter im einundzwanzigsten Lebensjahre stand, am lebhaftesten war, aber schon im Jahre 1811 spärlicher fließt und endlich ganz aufhört. Diese Briefe haben einen durchweg muntern frischen Ton, und sind oft mit einem Anfluge von Humor geschrieben, von dem seine Dichtungen selbst nicht die geringste Spur verrathen. Der Stil, in welchem diese Briefe geschrieben sind, ist fließend und ungezwungen, die Schilderung lebhaft, und ein Vorrath gelehrter Anspielungen, die jedoch ohne alle Pedanterie auftreten, gibt Zeugniß, daß es ihm auf der Universität nicht an Fleiß und diesem Fleiß nicht an Früchten fehlte. Doch betrieb er die philologischen Studien ohne Wärme und Liebe zu ihnen und nur, weil es so sein mußte; er erklärt mehrmals, daß es nichts Trockeneres und Unfruchtbareres geben könne als diese grammatikalischen Subtilitäten; er sei durch sie kalt geworden wie gefrorenes Quecksilber, und werde, wenn dies so fortgehe, „einen höhern Grad von Stupidität erreichen als ein Lexikograph". Auch als er bereits Docent war und vor den Studenten, ohne jedoch gerade viel Beifall und Zuspruch zu finden, griechische Dichter interpretirte, war er nicht ganz bei der Sache. Er beneidet z. B. in einer am 24. Juli 1812 niedergeschriebenen Tagebuchbemerkung J. und N., die sich mit T. im G.... Holze amüsirten, während er auf dem Katheder stehe und seinen Zuhörern den „Prometheus" und die Metrik vielleicht ebenso langweilig mache, als sie ihm sei. Doch galt diese Abneigung eben nur den eigentlichen philologischen Spitzfindigkeiten; denn die griechischen Dichter konnten keinen größern Verehrer haben als Ernst Schulze. Die „Iliade" trug er während des kurzen Feldzugs, den er mitmachte, in der Tasche, in Stunden des Kummers und Unglücks suchte er Trost bei dem Stoiker Seneca, und seine Briefe an Bergmann sind vielfach mit Citaten aus Horaz und Virgil durchwebt.

Seine Lebensweise scheint jedoch damals nicht ganz die geregeltste gewesen zu sein, indem er bald nach der einen, bald nach der andern Seite zu viel that, oft wochenlang keinen Fuß aus dem Hause setzte und über den Büchern brütete, während die Woche darauf wieder, wie er schreibt, „lustig gezecht und gezehrt ward". Als er im Jahre 1811 ein Verhältniß mit einer verheiratheten adeligen Dame anknüpfte und dieses Verhältniß, obschon es die Grenzen einer bloßen Tändelei nicht überschritt, ihn zu ängstigen anfing, suchte er seine Unruhe durch häufigen und starken Genuß von Punsch und Champagner zu betäuben. Später, nachdem er Cäcilie kennen gelernt hatte, scheint er sich dieser Debauchen gänzlich enthalten zu haben. Seine Lebens- und Arbeitsweise und seine literarischen Projecte im Jahre 1810 lernt man am besten aus einem Briefe kennen, den er am 22. Januar desselben Jahres an Bergmann schrieb.

Sollte es dich vielleicht interessiren, etwas Näheres von mir zu erfahren, so melde ich dir, daß ich mich bei ganz gutem Geistes- und Körperzustande befinde, nach meiner Weise faul und fleißig bin, alle Sonntage tanze, alle Wochen zwei mal in verschiedene Thees gehe, die griechische Grammatik mit vielem Widerwillen und vieler Gründlichkeit studire, alle Abende eine französische Komödie statt des Schnupftabacks zur Aufheiterung der Geisteskräfte lese und an der lateinischen Literaturgeschichte, an dem romantischen Heldengedicht, an einem orientalischen Heldengedicht (welche Stoffe beiden Gedichten zugrundelagen, erfährt man nicht), an einer poetischen Reise nach dem Brocken, an einer Comédie larmoyante von zwei Personen und einer Sammlung von Elegien an die W. arbeite.

Er meint dann, so heterogen auch alle diese Beschäftigungen seien, gingen sie doch recht gut nebeneinander.

Wie man aus den Briefen von Bergmann erkennt, war Ernst Schulze durchaus nicht sehr eingenommen für die abenteuerlichen Uebertreibungen der romantischen Dichterschule; denn er empfiehlt seinem Freunde angelegentlich, Baggesen's „Klingklingel-Almanach" zu lesen. Er schreibt:

Hier findest du Alles, was mystischer Unsinn und romantische Raserei in ihrem äußersten Paroxismus hervorgebracht haben, übertroffen. Es ist wahrlich ein Meisterstück der Parodie.... Wenn dieses Helleborum nicht hilft, so sind die Kranken ohne Rettung verloren.

Uebrigens kommt Ernst Schulze in seinen so zahlreichen Briefen äußerst selten auf mitzeitige literarische Erscheinungen und Fragen zu sprechen, obschon es ihm keineswegs an einer kritischen Ader und scharfem Urtheil fehlte. Dies beweist unter Anderm eine interessante Kritik der Goethe'schen „Wahlverwandtschaften", die in einem Briefe an Bergmann vom 19. März 1810 enthalten ist und in der es z. B. heißt:

Ich glaube, daß nur Goethe so etwas schreiben konnte, daß aber Goethe auch etwas Besseres hätte schreiben können. Der Stil ist noch reiner als in irgend einem Werke von Goethe, viele Reflexionen vortrefflich, die psychologische Tiefe der Bemerkungen göttlich, viele Charaktere höchst anziehend, aber der Eindruck des Ganzen für mich wenigstens schwach, unbefriedigend und gar zurückstoßend.

Dieses Urtheil motivirt er dann in längerer Ausführung.

Was man am wenigsten bei Ernst Schulze anzutreffen meinen wird, indem es in seinen Dichtungen nirgends anzutreffen ist, ist eine gewisse sarkastische Laune,

mit der er gegen die Flachheit der göttinger Gesellschaften, denen er sich zu entziehen doch wieder nicht Kraft genug hatte, zufeldezieht. Wie dieser Sarkasmus sich gerade bei solchen sonst zart empfindenden und bescheidenen Naturen wie Ernst Schulze ausbilden kann, ist nicht eben schwer zu sagen. Man gilt vielleicht als Mann von Geist, Kenntnissen und Talent; aber in den Gesellschaften, wie sie einmal in der Regel sind (denn auch hier gibt es Ausnahmen wie überall), wird von wissenschaftlichen Fragen, von höhern Menschheitszwecken, von Philosophie, Geschichte und Kunst, sobald diese über Theater und Concert hinausgeht, nicht oder in meist höchst flacher conventioneller Weise gesprochen. Oberflächliches Geschwätz über die gewöhnlichsten Dinge waltet vor. Ein Mann von Geist und Kenntnissen kann sich hierzu nicht hergeben; schweigt er aber, so spielt er eine sehr traurige Rolle, und die Mitgliederinnen der Theeassemblée sehen einander schnippisch an und fragen: dieser simple Mensch soll nun ein Mann von Geist sein und wagt kaum den Mund aufzuthun; er hat ja nicht einmal soviel Geist als wir. Man legt sich also, um nicht eine stumme verachtete Rolle zu spielen, auf die Sottise, auf maliciöse und sarkastische Bemerkungen über Dies und Jenes, und plötzlich ist man ein Mann von Geist, gefürchtet und bewundert. Die zarten sanftäugigen Theeschlürferinnen merken dabei gar nicht, wie dies eigentlich nur Nothwehr gegen ihre Flachheit und Seichtigkeit ist und welche boshafte, schadenfrohe und auf Verachtung gegründete Rache darin liegt. Ernst Schulze schreibt an Bergmann:

Man nennt mich überall in Göttingen den Dichter aus Caprice, und ich ertheile den Schönen wieder den Namen der Pfahlbürgerinnen auf der Maskerade. Wenn sie mich kennten, wie ich eigentlich bin, so würde ich ein höchst langweiliges Leben führen. Jede würde mit mir von Kunst, von Gefühl, von Poesie u. s. w. reden wollen, und bei Gott, so gern ich mich über solche Sachen mit Menschen von Geschmack und Empfindung unterhalte, so unausstehlich ist es mir, wenn mir Jemand einen Katalog von Nachdrücken und eine Probekarte von soi-disant englischen Zeuchen vorlegen will. Meine Fertigkeit in sarkastischen Ausfällen, die, wie ich glaube, mir nicht natürlich sondern erworben ist, kommt mir hier vortrefflich zustatten, und wenn man mich auch nicht liebt, so habe ich doch den Vortheil, gefürchtet zu werden.

Und ein andermal:

Wenn einmal die Abneigung vor dem Guten, Großen und Schönen zur Wasserscheu geworden ist, da kann man wol schwerlich mehr auf Besserung denken, und es bleibt nichts übrig, als dem Heraklit oder dem Demokrit nachzuahmen. Die letztere Partie ist doch amüsanter, und da in den hiesigen Gesellschaften ein Jeder einen stehenden Charakter haben muß, um etwas zu gelten, so habe ich den des zügellosen Spötters angenommen, der alles Heilige unter die Füße tritt, um nur seine Laune zu befriedigen und sich lieber die Daumenschrauben anlegen lassen als eine boshafte Bemerkung verschweigen will.

Solche Worte wird von dem Dichter der „Cäcilie" Niemand erwartet haben, und doch ist diese Erscheinung psychologisch motivirt. Der moderne Gesellschaftscharakter bei all seinem Scheinflitter von Tournüre und conventionellem Anstand treibt diesen schadenfrohen Hohn, diesen beißenden, zuweilen fast giftigen Spott, der wie Rost zuletzt auch den Stahl des edelsten Charakters befleckt und zerfrißt, aus seinem Schoose heraus, und Mephistopheles, der den Idealismus Faust's in den Schlamm herabzieht, ist sowol eine Lieblingsfigur als ein Erzeugniß neuerer Zeit, und zwar ein deutsches. Schulze kannte die Gefahren dieser Richtung sehr genau und lernte sie später noch besser kennen. Am 23. September 1813 schreibt er an Cäciliens Schwester:

Ich habe diese ganze erbärmliche Schule durchgemacht und wenigstens Das dadurch gewonnen, daß ich mich nicht leicht in einer solchen Beurtheilung (von Gesellschaftscharakteren) täusche. Manches scheint eine Thorheit und hat doch schlimmere Folgen auf das Herz als ein Verbrechen.

Keine Bemerkung kann wahrer, treffender und beherzigenswerther sein.

Zwar kehrte er in diese Gesellschaftskreise, die er so sehr geringschätzte, immer wieder zurück, aber von Zeit zu Zeit machte er doch kleine Ausflüge in den Harz, in die Wesergegenden oder in die ihm liebgewordenen Einöden der Lüneburger Haide, deren poetischen Reiz er verstand und öfters in seinen spätern Briefen schildert und in denen er namentlich gern zur Nachtzeit umherstreifte. Auf einer seiner Harztouren lernte er ein junges reizendes Geschöpf kennen, das in seiner Biographie als „Brockenmädchen" auftritt und von ihm nach seiner Art in Liedern und Elegien gefeiert wurde. Tochter eines vornehmen adeligen Herrn und Sprößling einer Seitenliebschaft wurde sie hier in prächtiger Bergwildniß im Hause eines Försters erzogen. Die anmuthige Erscheinung verfehlte auf den Erregbaren nicht ihres Eindrucks, und nur um ihn nicht zu mächtig werden und sich fesseln zu lassen, scheint er den Aufenthalt in dem einsamen Hause früher abgebrochen zu haben, als er wol anfangs beabsichtigte. Doch gesteht er in einem Briefe an Bergmann vom 26. Juli 1810, durch dieses romantische Verhältniß besser geworden zu sein. Die Schilderung dieser Begegnung bildet in seinem Briefwechsel mit Bergmann eine sehr reizende Episode, eine wahre Harzidylle. Wir können uns daher nicht versagen, einige Stellen hier mitzutheilen. Ernst Schulze schreibt aus dem Harz an Bergmann (7. Juli 1810):

Wir saßen so traulich um den runden Tisch; ich zwischen dem Alten und seiner Frau, Adelheid mir gegenüber. Der Alte erzählte von Holzschäden und Wilddieben und Rehböcken und Tannenraupen und der Himmel weiß es wovon noch. Er hatte gewiß nie einen ruhigern, aber auch gewiß nie einen unaufmerksamern Zuhörer gehabt. Ich antwortete wechselweise So! und Ja! und hatte meine Blicke unverwandt auf die schönen Augen gerichtet, die mir gegenüber funkelten.

Nach Tische zündeten wir unsere Pfeifen an und gingen noch etwas hinaus, weil der Mond so herrlich schien. Von einem wunderbaren Zauber umflossen lag die wilde Einöde vor uns da. Gigantisch hoben sich die Felsen gleich den Geistern alter Helden, die Berge lagen halb dunkel halb erhellt wie grausige Sagen der Vorzeit um uns her; schaurig rauschten die Tannen, schaurig säuselte der West, der ungewisse Schimmer machte die ganze Gegend zum wüsten Chaos, dem der belebende Athem des Schöpfers noch kein Leben eingehaucht, dem seine Hand noch keine Form gegeben hatte; es schien mir als

sei ich so ganz allein in diese gestaltlose Oede geworfen, und ich hätte zittern können, wäre das holde Mädchen nicht an meiner Seite gewesen.

Am 9. Juli 1810.

Hu, wie der Sturm braust und der Regen niederprasselt. Draußen ist es fürchterlich und kalt, aber drinnen warm und freundlich und heimlich. Es ist doch hier eine phantastische Wohnung; hoch im Walde zwischen Felsen und Bergen, fern von der Stimme, von der Hülfe der Menschen. Ich komme mir wie Robinson in seiner Hütte vor, oder wie ein Räuber in seiner Berghöhle. Sturm und Regen sind rechte Beförderer der Geselligkeit. Wir saßen nach Tisch um den warmen Ofen und erzählten Märchen. Der Alte erzählte von dem Kaiser Friedrich Rothbart, ich erzählte von den vier Haimonskindern und Adelheid von der Melusine. Als sie an die Stelle kam, wo Melusine von dem Grafen Abschied nahm mit den Worten: „Ach, nun soll ich dich nicht wiedersehen, mein lieber Gemahl, und meine kleinen Kindlein nicht und deinen Mund nicht mehr küssen und nicht mehr an deiner Seite ruhen!" ach, da fuhr es mir so süß und so schaurig durchs Herz.

Am bekanntesten ist aus des Dichters Leben sein Verhältniß zu Cäcilie Tychsen geworden, über dessen Anknüpfung und Fortgang man aus diesem Buche Neues und Ausführlicheres erfahren wird, da der Darstellung dieses Verhältnisses des Dichters eigenhändige Mittheilungen zugrundegelegt sind. Cäcilie war dem Dichter bei der ersten flüchtigen Begegnung in einem Theecirkel zwar als ein sehr reizendes Wesen erschienen, aber er glaubte damals Grund zu der Annahme zu haben, daß die Mehrzahl der Frauen kokett, flüchtig und selbstsüchtig sei, und er meinte, auch Cäcilie nicht unter die Ausnahmen rechnen zu dürfen; ja er begegnete ihr bei seinem ersten Zusammentreffen mit verletzender Bitterkeit. Bei näherer Bekanntschaft hatte er sehr bald Grund, sein Benehmen und sein anfangs über sie ausgesprochenes Urtheil bitter zu bereuen. Eine tiefe Neigung nahm in seinem Herzen Platz. „Cäcilie ist ein himmlisches Mädchen", schreibt er am 22. August 1812, „o warum mußte ich sie erst spät so ganz kennen lernen!" Und ein andermal gesteht er: sein Gefühl habe sich in dieser Liebe erschöpft, alle seine frühern Verbindungen hätten nur auf Sinnenreiz und Eitelkeit beruht. Cäcilie scheint allerdings ein edles, hochbegabtes Geschöpf gewesen zu sein. Sie las Französisch, Englisch und Italienisch und hatte das Spanische angefangen, als ihre Krankheit sie überfiel. Sie spielte mit Fertigkeit und Ausdruck Klavier und Harfe, verstand sogar vollkommen die Theorie der Musik und besaß auch Talent für die Malerei. Dabei ging ihre Richtung nach dem Hohen und Ernsten. Sie malte Heiligenbilder und verehrte unter den Dichtern am meisten Klopstock und unter den Componisten den tieffrommen Bach. Sie war eine schwärmerische Patriotin und haßte die Franzosen aufs glühendste. Schulze, in der kosmopolitischen Schule der Bouterwek'schen Aesthetik herangebildet, scheint sich bis dahin den Druck, unter welchem Deutschland damals schmachtete, nicht sehr zu Herzen genommen zu haben und hatte deshalb mit Cäcilie mancherlei Kämpfe zu bestehen, indem sie ihm wiederholt seinen Geschmack für das Ausländische vorwarf und seine Ansicht, daß die Idee des Schönen an keine Zeit und kein Land gebunden sei, von ihrem patriotischen Standpunkt aufs lebhafteste bestritt. Ernst Schulze lernte erst jetzt wahrhaft deutsch fühlen und sich vor diesem edeln Wesen seines Indifferentismus schämen; sein ganzes Wesen vertiefte sich, sein poetisches Talent nahm eine ernstere Richtung und trachtete nach erhabenern Gegenständen.

Es möge gleich hier bemerkt sein, daß es zweifelhaft ist, ob Das, was Cäcilie für den Dichter empfand, wirklich das Gefühl der Liebe war, oder nur das der Achtung, die sie seinem Talent, seinem Geist und seinen Kenntnissen zollte, oder das der Dankbarkeit, welches sie ihm für die zarte Sorgfalt schuldig zu sein glaubte, mit der er die letzten Lebenstage der mehr und mehr Hinsiechenden durch Lectüre und anregendes Gespräch zu erheitern und ihr Gemüth aufzurichten suchte. Zu einer Erklärung zwischen Beiden ist es nicht gekommen. Vielleicht trat der Tod dazwischen, der die Dulderin am 3. December 1812 von ihren langen Leiden erlöste. Der Dichter stand wie vernichtet an der entseelten Hülle und sah mit Schaudern, „wie die ewige Einsamkeit des finstern Grabes schon jetzt ihre Züge härter gemacht hatte". Drei Monate lang war er unfähig, an seinem Tagebuche etwas zu schreiben, nur in einzelnen Briefen an Freunde und in einem durch seine Einfachheit rührenden, hier zum ersten mal aus seinem Tagebuche abgedruckten Gedichte ergoß er seinen Schmerz. „Das Schöne ist nur ein Traum, ein muthwilliger Spott des Zufalls", ruft er in einem acht Tage nach Cäciliens Tode geschriebenen Briefe aus.

Nur an dem Gedanken, ein Werk zu dichten, in dem er seine Geliebte auf dieselbe Weise feiern will, „wie Dante seine Beatrice oder Petrarca seine Laura", richtete sich sein Geist wieder auf, und an einer neuen Liebe, der Liebe zu Cäciliens Schwester Adelheid. Schulze hatte ein zu liebebedürftiges Herz, als daß er hätte leben können ohne zu lieben, ohne einen körperlichen Gegenstand für seine Liebessehnsucht. Drei Jahre hindurch bestürmte er Adelheid in zahlreichen, in seinem Tagebuche aufbewahrten und zum Theil gar nicht übergebenen Briefen, von denen in unserer Biographie nur die charakteristischsten mitgetheilt sind, mit den glühendsten Bitten, ihm ihre Neigung und Gunst zu schenken, und obschon wiederholt abgewiesen, erneuerte er sie immer wieder, indem er sich an jedes kleine Hoffnungszeichen mit wahrhaft verzweifelter Hast klammerte. Ich will offen gestehen, daß diese Briefe — die übrigens sehr vieles Anziehende und namentlich auch manche herrliche Naturschilderungen, manche treffende Bemerkungen und Beobachtungen enthalten — für mich zum Theil etwas Peinliches hatten, und ich verdenke es dem Leser nicht, wenn sie auch für ihn hier und da etwas Peinliches haben sollten. Sie sind indeß psychologisch interessant und bilden ein wichtiges Moment im Leben des Dichters; auch darf ihr aufgeregter Ton wol mit der krankhaften Reizbarkeit entschuldigt werden, welcher der Dichter bei seiner schon längst untergrabenen Gesundheit immer mehr verfiel.

Andererseits sind wir auch dieser Liebe großen Dank schuldig; denn solange er noch glaubte hoffen zu dürfen, verlieh sie seinem Wesen höhern Schwung und richtete ihn aus seinem dumpfen verzweiflungsvollen Zustande wieder auf. Nur unter dem Einfluß dieser Liebe und der durch sie anfangs angeregten Hoffnungen konnte sein großes Heldengedicht mit dieser Raschheit fortschreiten, denn er dichtete es zum Theil mit Hinblick auf Adelheid, die er neben Cäcilie darin feiert, ja die manchmal ihrer schwesterlichen Rivalin den Platz scheint streitig machen zu wollen.

Mit größerer Befriedigung wenden wir uns von dieser Episode zu der seines freilich nur kurzen Kriegsdienstes. Schulze war kein sehr kriegerischer Geist, und der Entschluß, dem Vaterlande statt mit der Leier auch mit dem Schwerte zu dienen, scheint ihm manche Kämpfe gekostet zu haben. Der vaterländische Sinn war zwar in ihm durch Cäciliens Einfluß erweckt und der allgemeine Kriegseifer riß auch ihn hin, als er bei der siegreichen Annäherung der Alliirten mit eigenen Augen wahrnehmen konnte, wie nach und nach Jedermann von ihm ergriffen wurde; aber zu seinem Entschluß scheint ihn doch auch die sich ihm immer mehr aufdrängende Hoffnungslosigkeit seiner Liebe getrieben zu haben, vielleicht auch der Wahn, sich dadurch die Dame seines Herzens geneigter zu stimmen und mit ihrer Achtung auch ihre Liebe zu gewinnen. Doch hören wir den Dichter selbst. Er schrieb aus Celle nach dessen Besetzung durch die Alliirten an Adelheid:

Es muß ein schönes Gefühl sein, für sein Vaterland zu fechten; ich würde außerdem noch für Cäciliens Wünsche und für Ihren Beifall gefochten haben. Sie wundern sich vielleicht, daß ich jetzt so lebhaft an den politischen Angelegenheiten theilnehme, da ich mich vorher nie darum zu bekümmern schien. Aber ich verdiente ja nicht ein Mensch zu sein, wenn mir das Schicksal der ganzen Menschheit gleichgültig gewesen wäre. Nie würde ich mich geweigert haben, meine ganze Existenz zum Opfer zu bringen, wenn ich der gerechten Sache dadurch hätte nützen können; aber es schien mir der Wichtigkeit des Gegenstandes zu wenig angemessen, mich zu den gewöhnlichen Politikern zu gesellen, die, nach Art der Puppenspieler, Kaiser und Könige auf einem sehr unsichern Theater aus Zeitungspapier gegeneinander auftreten lassen, und sich bemühen, das dunkele allgewaltige Schicksal an dem zerbrechlichen Zwirnsfaden ihrer kurzsichtigen Meinungen zu lenken. Auch hatte ich noch einen andern Grund, alle solche Unterhaltungen zu vermeiden. Es gibt zwei Dinge auf der Welt, die ich für die schrecklichsten und empörendsten halte: Unrecht dulden und Unrecht sehen. Warum sollte ich diese vernichtenden Gefühle täglich mit Vorsatz und doch zwecklos in mir zu erregen suchen? In einem Zeitalter, wo die Menschheit auf eine immer tiefere Stufe der Verächtlichkeit und Erniedrigung herabsinkt, wo es Mode wird, fremden Uebermuth geduldig oder sogar lächelnd zu ertragen, wo man sich die Sklaverei gern gefallen läßt, wenn sie mehr zu verdienen gibt als die Freiheit, wo die schändlichsten Beispiele der Tyrannei, die zerreißendsten des Elends nur zur größern Furcht, nicht zum kräftigen Widerstande reizen — ist es für jeden Einzelnen eine heilige Pflicht, das wenige Schöne, das sich aus der allgemeinen Zerstörung noch erretten läßt, sorgfältig in seinem Innern zu bewahren und den Samen für künftige bessere Tage nicht ausgehen zu lassen. Nichts aber macht den Geist so feig und so schlaff, nichts untergräbt mehr die Wurzel aller heiligen und großen Gefühle, als die Erbitterung gegen die Welt und der Hader mit dem Schicksale. Das weiß ich zu gut aus eigener Erfahrung.

Von Schulze's Talent für frische und lebendige Schilderung, ja selbst für humoristische Auffassung bewegter Volksscenen mag folgender noch vor der Einnahme Celles durch die Alliirten geschriebener Brief eine Probe sein (Celle, am 24. September 1813):

Es ist ein recht lustiges und betäubendes Leben hier. Am Montag, als gerade Jahrmarkt gehalten wurde, überfielen die Westfalen einen Trupp Alliirter, die sich etwas zu gütlich gethan hatten und an allen Ecken umher schliefen. Das Gefecht in den Straßen dauerte einige Stunden mit gegenseitigem Verlust, bis endlich die Alliirten aus der Stadt gejagt wurden. Am andern Tage zogen die Westfalen ab, und die englischen Truppen kommen jetzt täglich in kleinen Haufen von zehn bis zwölf Mann in die Stadt, um verdächtige Personen aufzuheben oder auch blos um ihre Bekannten und Verwandten zu besuchen; denn sehr viele sind aus Celle selbst. Dann streift wieder ein feindlicher Zug vorbei und man ist oft am Morgen Französisch, am Abend Englisch. Dieser Wechsel erstreckt sich sogar auf den Schattenspielmann, der vom Markte hier noch zurückgeblieben ist. Bald zeigt er mit vielem Pathos in der Erklärung den Eintritt der Königin von Preußen ins Elysium, wie sie von ihren Ahnen und den großen Feldherren ihrer Nation empfangen wird und ihnen den wiederauflebenden Ruhm des preußischen Volks und den Sturz Frankreichs prophezeit; bald läßt er mit ebenso vieler Beredtsamkeit den König von Preußen wegen seiner Bundbrüchigkeit zur Hölle fahren und auf eine sehr appetitliche Weise in einem großen Schmortopf von den Küchenteufeln zur Mahlzeit Satans appretirt werden. Bald liegt der Adler in der Gosse, bald wird das R mit Füßen getreten. Indeß hofft man in diesen Tagen auf eine Entscheidung, weil einige Tausend Mann verbündeter Truppen hier erwartet werden. Uebrigens machen alle diese Umstände in dem hiesigen Leben wenigstens keine unangenehme Veränderung. Man geht nach wie vor in die Thees und besucht die Belustigungsörter vor der Stadt, als wenn ein allgemeiner Frieden im Lande wäre. Doch ist es dann ein sehr lustiger Anblick, wenn sich eine plötzliche Nachricht von der Erscheinung feindlicher oder freundlicher Truppen verbreitet, oder wenn man gar in der Nähe einige Schüsse vernimmt. Dann sieht man große Heerden von Damen und Herren gleich den Kranichen mit langgestreckten Beinen und wehenden Kleidern über die große Allerbrücke ins Thor ziehen und überall schnarrt einem das unharmonische Gekrächz der durcheinander Fragenden und Rufenden ins Ohr. An allen Ecken wird politisirt, aus allen Wirthshäusern schallt das Geschrei betrunkener Patrioten, die sich ihrem König zu Ehren unter den Tischen und Bänken umherwälzen; die geschäftigen Müßiggänger rennen von Thor zu Thor, von Straße zu Straße, und die gaffenden Tagediebe finden am Markte auf der Rathhaustreppe ihr pays de Cocagne. Besonders ist unser Haus ein wahrer Taubenschlag, wo fast die ganze Bürgerschaft täglich aus- und einzieht, um Rath und Befehle zu holen oder Nachrichten zu bringen und Anerbietungen zu thun. Einige können sich dann in ihrer Freude bei einer guten Nachricht nicht enthalten, meinem Vater um den Hals zu fallen und ihn mit patriotischen Küssen und Händedrücken aus einer Ecke in die andere zu treiben. Andere, die nichts zu berichten wissen und gierig nach Neuigkeiten schnappen, schleichen mit langem Halse und lauernden Blicken ums Haus herum und fahren auf Jeden, der heraustritt, wie der Tiger auf seine Beute zu. Auch hat hier das Zeitalter der Poesie und Beredtsamkeit nie so sehr geblüht als jetzt. Jeder Einzelne wird zum Dichter und sucht die uninteressante Wahrheit durch ein idealisches Gewand zu verschönern. Freilich schütteln einige alte Freunde

der ungeschminkten Natur bei solchen poetischen Ausschmückungen bedenklich den Kopf und sagen: Alles Dichten und Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf; aber die Mehrzahl ruft, wenn von funfzig Mann die Rede ist, indem sie sich gleichfalls auf die Bibel bezieht: Setze dich flugs und schreibe fünftausend! Nicht so allgemein, aber mit größerm Kraftaufwande des Genies und der Lunge, wird die Beredtsamkeit getrieben. In jeder Schenke wird Der zum Volksredner, der sich durch seine Posaunenstimme und besonders vermöge seiner kräftigen Fäuste das Recht zu unwiderleglichen Demonstrationen erworben hat. Häufig eignen sich aber auch die Wirthe selbst dieses Amt zu, weil es ausgemacht ist, daß der Redner die Herzen der Zuhörer lenken kann, wie er will, und sich oft eine Gelegenheit darbietet, in der Beschreibung kriegerischer Scenen einen feinen Uebergang zu einem allgemeinen Ehrentrunk auf das Wohl des Vaterlandes zu machen. Ich hatte gestern das Vergnügen, einer solchen Versammlung von ferne beizuwohnen. Der Redner, ein vierschrötiger, dickbäuchiger und rothnasiger Branntweindrenner, hatte sich den Tisch zur Tribüne erwählt. In der einen Hand hielt er das Glas, in der andern ein Zeitungsblatt und einen Privatbrief, der die neuesten Nachrichten von der Elbe enthielt. Um ihn her saß eine Menge halbbetrunkenen Gesindels, das mit einem unaufhörlichen wüsten Gelärm Stille gebot. Als aber der Demosthenes auf dem Tische mit einer wahren Löwenstimme anfing: „Hört, meine Herren! Etwas Extraneues!" da schwieg Alles wie bei einem plötzlich daherrollenden Donner. Jetzt las er die Neuigkeiten vor, begleitete jede wichtige Stelle mit weitläufigen Digressionen über den Stand der Armeen, mit politischen und historischen Bemerkungen und mit Kernsprüchen aus der Bibel, und unterbrach seine Rede alle Augenblicke mit dem Ausrufe: „Jetzt ein Glas für unsern allergnädigsten König! Jetzt eins für unsere braven Landsleute! Jetzt eins für unsern Herrn Maire!" Dann klopfte er an die große Flasche, die neben ihm auf dem Tische stand, und fuhr nicht eher fort, bis alles Volk mit einem lauten Vivat die Mützen in die Höhe warf und dem Vaterlande und seinem Kellervorrathe den geziemenden Tribut bezahlte. Endlich schloß er seine Rede mit den Worten: „Darum haltet einträchtig zusammen, so wird euch der Teufel nichts anhaben"; gerieth aber gleich darauf mit einem seiner Zuhörer wegen eines unbezahlten Groschens in einen so handgreiflichen Hader, daß ich mich in der größten Eile entfernte.

Es war Schulze vergönnt, an einigen Gefechten, welche bei der Cernirung Hamburgs stattfanden, theilzunehmen, bis die Einnahme von Paris dem nur in Scharmützeln bestehenden kurzen Feldzug ein Ende machte. Der Dichter kehrte nun nach Göttingen zurück und wurde hier Mitglied eines schönen, aus den besten jugendlichen Kräften gebildeten Cirkels, dem Lachmann, Lücke, Reck, Bunsen, Brandis, Jacobs, Klenze und Ullrich angehörten. Schulze erzählt in seinem Tagebuche, wie an einem fröhlichen, bei Wein und Gesang verbrachten Abend Alle auf seine Anregung geschworen hätten, etwas Großes in ihrem Leben zu vollbringen, und fährt dann fort:

Unser Kreis wurde in der Mitte des März durch das achttägige Hiersein des liebenswürdigen und genialischen Hey verschönert. Eine allgemeine Offenherzigkeit belebte jene herrliche Zeit, die tiefsten Geheimnisse des Herzens traten verschämt entschleiert hervor und erschienen in Gedichten und traulichen Mittheilungen als die Grazien der heitern Feste. Es war ein herrlicher Cirkel, worin ein zerdrücktes Herz wol wieder ein wenig aufathmen konnte: Bunsen mit dem königlichen, herrschenden Geiste, der alle Zweige des Lebens und der Erkenntniß nur als Mittel ansah, um zu einem einzigen großen Ziele zu gelangen, der, für jeden Eindruck zu jeder Zeit empfänglich, mit unbeschreiblicher Kraft auch das Widersprechendste sich zuzueignen wußte, der mit der höchsten, zuweilen schauderhaften Klarheit das tiefste Gemüth verband und bei unaufhörlicher, getheilter Regsamkeit dennoch nie seinen Zweck aus den Augen verlor; Brandis, dem das treue, fröhliche Herz aus dem Gesichte blickte, und der bei soviel Scharfsinn und Wissen doch einen so schönen Sinn für behagliche Gefälligkeit bewahrt hatte; Lachmann, fein, kritisch, spöttisch und witzig, und doch bei dem unbestimmten und sehnsüchtigen Schwanken seines erwachenden Herzens äußerst zart und beinahe fieberhaft gestimmt; Lücke, in der Glorie der glücklichen Liebe und der religiösen Begeisterung, gerade, fest nach einem großen Ziel des Wirkens strebend, aber auch finnig und beinahe mystisch; endlich der treue Reck, der ewig für seine Freunde sorgte, ewig guten Rath gab, eine sehr klare, verständige, aber immer politische Ansicht vom Leben hatte und seinen Mangel an Empfänglichkeit für manche Art des Schönen und seine Entfernung von der Grazie des Lebens durch vielen Eifer und durch die treueste Anhänglichkeit ersetzte. Der Bund unter uns Allen ward in dieser Zeit auch für immer geschlossen, und ich hoffe, daß unser Vaterland die Verbindung empfinden wird.

Auf Lachmann kommt der Dichter später noch ein mal zu sprechen und erzählt, wie derselbe Göttingen verlassen habe, um als preußischer Volontär den Krieg von 1815 mitzumachen, nachdem er eine zeitlang in eine träumerische Schlaffheit versunken gewesen, in ein Schmachten und Schwanken, in eine krankhafte Reizbarkeit, die ihn zu jedem Geschäft untauglich gemacht habe. Wir erwähnen diesen Charakterzug, weil wol nur Wenige, welche Lachmann später kennen lernten, ihn dieser träumerischen Weichheit für fähig gehalten haben mögen.

Im Herbst desselben Jahres nahm Schulze einen Aufenthalt in der ihm liebgewordenen Lüneburger Haide und machte dann einen Ausflug nach Hamburg, von wo er am 20. October folgenden kurzen aber charakteristischen Brief schrieb:

In Hamburg ist ein recht regsames Leben und Treiben. Man drängt und stößt sich auf allen Gassen, um zu gewinnen und zu schaffen, und die Gedanken gehen freilich wol weit genug durch Land und Meer umher, aber nicht höher darüber als ein belasteter Fruchtwagen oder der volle Raum eines Schiffs. Unsereiner, dessen Geist wenigstens über den sieben Stockwerk hohen Häusern der engen Straßen sich zu ergehen gewohnt ist, läuft daher oft Gefahr, auf der Erde über den Haufen geworfen zu werden, während er in der Luft keinen Stein des Anstoßes zu finden fürchtet. Aber beide Arten des Lebens sind nothwendig, wenn das große Leben recht zusammengehalten werden soll; deshalb tröstet man sich über solche Stöße ebenso gern, als über die Erschütterung, wenn einem ein Apfel von einem recht reichen Fruchtbaume auf den Kopf fällt, während man unten im Schatten träumt und dichtet. Heute war ich zum Frühstück auf ein Schiff eingeladen, welches morgen nach Amerika absegelt. Wir wurden nach der gewöhnlichen Sitte anfangs mit Schiffszwieback und Branntwein, nachher aber mit einer sehr köstlichen Mahlzeit beschenkt. Jeder war so geschäftig, so lebendig, so hoffnungsvoll, daß auch mich die fröhliche Lust des Reisens und Wagens ergriff. Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgegangen über das Meer und in ferne Länder; aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn wiedergekommen sein würde, denn der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenclasse bleiben, und es gehört auch Shakspeare's Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden.

Um nicht zu ausführlich zu werden, übergehe ich den Rest: seine Abschiedsbriefe an Adelheid Tychsen und

sein Zerwürfniß mit dem Tychsen'schen Hause, worüber uns hier seine eigenen Geständnisse und Klagen vorliegen; seine ergreifende Schilderung eines Todesfalls, durch den ein ihm neuerdings liebgewordenes Mädchen, Thekla S., den Ihren aufs plötzlichste und unter sehr merkwürdigen Umständen entrissen, in ihm aber manche düstere Ahnung hervorgerufen wurde; seine Reise in die Rhein- und Maingegenden im Herbst 1816, die vielleicht, da er seiner Gesundheit dabei wenig Acht hatte, seine Todeskrankheit beschleunigte; sein italienisches Reiseproject; seine letzte Krankheit, in die noch die Kunde, daß seine „Bezauberte Rose" unter den Concurrenzgedichten für Brockhaus' „Urania" den Preis erhalten habe, als letzter Lichtstrahl fiel; und seinen Heimgang am 29. Juni 1817. Ueber alle diese Momente wird man hier neue Aufschlüsse erhalten, die sich theils auf Schulze's eigene Geständnisse, theils auf Mittheilungen seiner Freunde gründen, welche, wie Bergmann und Freiherr von Schleinitz, ihm in gesunden und kranken Tagen treulich zur Seite standen.

In diesem Bericht so wenig wie im Buche selbst habe ich geglaubt, die Schwächen, mit denen Schulze eben auch wie jeder Sterbliche behaftet war, verschweigen zu dürfen. Doch werden sie von seinen liebenswürdigen Seiten bei weitem überwogen. Auch haben wir die Zeugnisse seiner Freunde, die ihn als einen durchaus treuen, freigesinnten, Lüge und Heuchelei hassenden, im höchsten Grade uneigennützigen, edeln Menschen schildern. Sein Lebenslauf macht einen so ganz andern Eindruck als die Lebensläufe fast aller andern deutschen Poeten, die mir vor Augen gekommen sind. Er lebte nur nach innen, nicht nach außen; er verschmähte gänzlich die gewöhnlichen Mittel, sich bekannt und seinen Namen genannt zu machen; er bewarb sich nicht um den Beifall der Literaturblätter; er hielt sich — unerhört in Deutschland! — außer allem Verkehr mit literarischen Vettern, er ging weder um, noch correspondirte er mit den mitlebenden Dichtern und Autoren, die zu seiner Zeit an der Tagesordnung waren; er hielt sich fern von Neid, Gehässigkeit und literarischer Intrigue. Ein literarisches Gewerbe aus der Dichterei zu machen, fiel ihm nicht ein; er sprach sich gegen Freiherrn von Schleinitz dahin aus, daß nichts gefährlicher sei als dieses. Es erzeuge sich dann eine äußere, und, was noch schlimmer, eine innere Unwahrheit, und wie alles Unwahre nicht dauern könne, sondern den Keim des Untergangs in sich trage, so entstehe bald zwischen Leben und Dichtung ein Zwiespalt, für den keine Versöhnung zu finden sei, der immer schneidender werde und das Individuum in einen Kampf mit sich selbst verwickele, in welchem es untergehe oder doch den innern Frieden für immer oder auf längere Zeit einbüße. Wir werden schon im nächsten Artikel Gelegenheit haben, den schauerlichen Lebensgang eines mit den ursprünglich genialsten Anlagen begabten Dichters zu verfolgen, welcher an diesem Zwiespalt zugrundeging, weil dieser Zwiespalt bei ihm nicht bei unschädlichen gelegentlichen Sarkasmen stehen blieb, sondern sich gegen die sittlichen Bedingungen und Grundlagen alles Seins und Lebens überhaupt richtete — ein fortdauernder Zerstörungsproceß, der, weil er gegen die Welt nicht gewonnen werden konnte, sich in den Menschen selbst verlegte und ihn von innen heraus auftrieb und vernichtete.

Die Behandlung, welche dieser neuesten Biographie Ernst Schulze's von Seiten der meisten deutschen Blätter zutheil werden wird, ist unschwer vorauszusehen. Die wenigsten werden sich die Mühe geben, ihre Leser davon zu unterrichten, was in ihr wirklich steht, sie auf die mancherlei interessanten psychologischen Momente, an denen Schulze's Leben ohne Zweifel sehr reich war, aufmerksam zu machen und seine geistige und dichterische Entwickelung auf ihre tiefern Motive und auf die Gesellschaftsbildung der Zeit, in welcher Schulze lebte, zurückzuführen. Die meisten werden sich damit begnügen, ihre auswendig gelernte Lection über Ernst Schulze aufzusagen und an ihm wie an einem Popanz ihr Müthchen zu kühlen; denn einen Popanz müssen die Menschen ebenso wie auf dem Gebiete der Religion und Politik auch auf dem der Literatur und Poesie immer und unter allen Umständen haben, um die unselbständigen Kinder dieser Welt mit ihm schrecken und ihm die Sünden Anderer bequem aufladen zu können. *)

Hermann Marggraff.

---

*) Einen Vorschmack gibt uns ein flüchtig hingeworfener Bericht im Feuilleton der „Mainzer Zeitung", deren Urtheilen freilich wol Niemand eine kritische Autorität wird beilegen wollen. Nachdem darin zuerst gesagt worden, daß ein Dichter wie Ernst Schulze, „mehr eine dichterische Persönlichkeit als ein Dichter", neben Lessing, Jean Paul, Goethe und Nikolaus Lenau, eine Biographie im Grunde gar nicht verdiene, wird dann doch wieder gesagt, daß eine Schilderung seines Lebens allerdings „nothwendig" gewesen, um zu erklären, „wie seine Dichtungen wenigstens eine zeitlang ein solches Renommée in der Lesewelt genießen konnten". Daß sie es aber noch genießen, geht wol aufs unzweideutigste aus der Thatsache hervor, daß es möglich und nöthig geworden ist, eine dritte Auflage von ihnen zu veranstalten, und daß Schulze's einzelne Dichtungen fortdauernd neue Auflagen erleben. Freilich muß der Lessing der „Mainzer Zeitung" doch wieder zugeben, daß Schulze's Lesepublicum noch immer ein „ziemlich zahlreiches" sei, selbst heute, „wo ein Heine, ein Lenau, Kerner, Geibel die Seele mit ihren tiefpoetischen, ursprünglichen Poesien entzückt und für wahre Empfindungen empfänglich gemacht haben". Sollten hierunter jene, bei Ernst Schulze allerdings nicht anzutreffenden „wahren" Empfindungen gemeint sein, wie sie in Heine's „Wintermärchen", „Romanzero" und noch in seinen jüngsten, in den „Vermischten Schriften" enthaltenen Gedichten so zahlreich angetroffen werden und der Art sind, daß Heine sie in der französischen Ausgabe zu unterdrücken für nöthig findet, weil er wußte, daß man einem gebildeten französischen Publicum nicht wie dem deutschen solche Cynismen und Nuditäten zumuthen darf? Wenn ferner Ernst Schulze mit Redwitz zusammengestellt wird, so vergißt man ganz, daß Redwitz ein Tendenzdichter im katholisirenden Genre ist, während Schulze von nichts so fern war als von Tendenzen. Was die von mir verfaßte Biographie betrifft, so möchte ich nur bemerken, daß es anfangs allerdings nur auf eine ausführlichere biographische Einleitung, nicht auf ein Buch abgesehen war, daß mir inzwischen das so reichhaltige Tagebuch Schulze's, welches nicht ohne Mühe zu erlangen war, zur Benutzung übergeben wurde, und daß ich es nun für das Zweckmäßigste hielt, selbst nur soviel hinzuzuthun als nöthig war, um durch den fortlaufenden biographi-

Die hussitische Bewegung und die europäische Revolution.

Huß und Hieronymus. Studie von Joseph Alexander Helfer. Prag, Calve. 1853. Lex.-8. 2 Thlr.

Der historische Grund und Boden, auf welchem sich das Buch des Verfassers bewegt, ist in der neuesten Zeit vorzüglich biographisch angebaut worden. Indem wir die größern Werke von Aschbach und Palacky als allgemein bekannt und ihrem Werthe nach als richtig gewürdigt voraussetzen, glauben wir hier im Interesse unserer Leser folgende Schriften verzeichnen zu müssen: „Johann Huß auf dem Concil zu Kostnitz, nebst einem Anhange enthaltend Hussens denkwürdigste Briefe geschrieben während seiner Gefangenschaft. Herausgegeben von Zürn" (Leipzig 1836); „Hieronymus von Prag. Dargestellt von Heller" (Lübeck 1835), eine Schrift, die aus Quellen geschöpft ist; „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" (Innsbruck 1850), ein Werk, das namentlich eine lesenswerthe Charakteristik des Treibens und Thuns in Kostnitz enthält; „Johann Huß. Dargestellt von G. A. Lüders" (Küstrin 1854); „Die deutsche Politik Friedrich's I., Kurfürsten von Brandenburg. Aus den Quellen dargestellt von Otto Franklin. Eine gekrönte Preisschrift" (Berlin 1851). Friedrich spielte in Kostnitz eine hervorragende Rolle; er stimmte gegen die Hinrichtung von Huß. Daran knüpfen wir die auf eine aufmerksame Beobachtung unserer neuesten Geschichtsliteratur sich stützende Bemerkung, daß man katholischerseits — wir erinnern an Höfele, Hefeler, Hurter, Gfrörer; Barthold als Protestant steht vereinsamt da — vielfache Anstrengungen gemacht hat, protestantische Urtheile über Thatsachen und hervorragende Männer entweder zu reformiren oder auch gänzlich zu beseitigen. Und an diese Anstrengungen reiht sich der Verfasser mit seiner „Studie" an; die kirchlichen Reformationsbestrebungen fallen auch ihm unter das Revolutionsprincip und Johann Huß starb als „Märtyrer für Lüge und Ungehorsam". Dessenungeachtet aber würden wir dem Verfasser Unrecht thun, wenn wir ihn unbedingt in die Reihe der vorhergenannten katholischen Historiker stellen wollten; er hat das audiatur et altera pars vom katholischen Standpunkte aus mit ungleich größerer Mäßigung und Besonnenheit zur Geltung zu bringen gesucht; seine Urtheile sind nicht Ausflüsse einer kirchlich-religiösen Parteileidenschaft, sondern Ergebnisse der individuellen Interpretation und Auffassung geschichtlicher Quellen und der Zeit, der jene böhmischen Reformatoren angehörten; er ist nicht blind gegen die Tugenden dieser Männer und findet ihre Verbrechen nicht sowol in Dem was sie wollten, als vielmehr in der Ueberschreitung des richtigen Maßes und in dem Mangel an Berechtigung zu einer Stellung, die sie der Kirche, gegenüber einnehmen zu dürfen glaubten; daher der Verfasser ebenso wie Aschbach den Kaiser gegen die Schuld der Wortbrüchigkeit auch von diesem Gesichtspunkte aus vertheidigt; er verschweigt endlich nicht die Gebrechen der Kirche, und zwar ebenso wenig als die Fehler, die man kirchlicher- und weltlicherseits beging. Sehr gut hat der Verfasser die Rolle hervorgehoben und gezeichnet, welche die czechische Antipathie und Reaction gegen das Deutschthum in dem ganzen Kampfe spielte; er bespricht zu diesem Zwecke in ebenso interessanter als aufklärender Weise Männer und Thatsachen, die als Vorläufer des hussitischen Dramas betrachtet werden müssen. Daß Huß' Verhältniß zu Wicliffe mehrfach und ausführlicher bei dieser Gelegenheit zur Sprache gebracht wird, versteht sich von selbst; der Verfasser stellt übrigens dieses Verhältniß als ein ursprünglicheres und einflußreicheres dar, wie wir wenigstens in Bezug auf Huß selbst in der deutschen Geschichtschreibung nicht anzunehmen gewohnt sind. Die Vertheilung des historischen Stoffs in 42 Abschnitte erleichtert den Ueberblick über das Ganze in erwünschter Weise; die sprachliche Darstellung ist sehr gut. Mit einem Worte: der Verfasser hat der Geschichtswissenschaft ein höchst nützliches Buch geliefert, und trotz seiner im Wesentlichen doch gegen den Protestantismus polemisirenden Tendenz wird der ruhigprüfende protestantische Historiker es mit größerer Anerkennung und Befriedigung lesen als diejenigen Katholiken, welche der Fahne Hurter's und Genossen entweder blindlings zu folgen gewohnt sind oder sich dazu aus Ueberzeugung für verpflichtet ansehen. Heben wir jetzt einige Stellen hervor, die theils unser ausgesprochenes Urtheil zu begründen, theils unsere Leser zu interessiren und zu belehren vermögen.

Bekanntlich waren die Angriffe der frühern Reformatoren anfangs weniger gegen das kirchliche Dogma als gegen die sittliche Verderbniß der Kirche und ihrer Diener gerichtet. Darum hatte auch „die religiöse Bewegung in Böhmen eine reine Quelle. Sie nahm ihren Anfang mit jenem Rufe nach Verbesserung der sittlichen und nach Reform der kirchlichen Zustände, welcher in dieser Zeit von den frömmsten und gelehrtesten Männern, von den treuesten und gehorsamsten Söhnen der Kirche erhoben wurde. Der Oestreicher Konrad Waldhauser und der aus Mähren gebürtige Milicz von Kremsier ließen in diesem Geiste von den Kanzeln Prags herab ihre gewaltigen und eindringlichen Reden erschallen. Der kräftige und feurige Konrad zog gegen den Hochmuth, gegen die Eitelkeit und Verschwendung, gegen den Leichtsinn und die Genußsucht der Prager los. Je heftiger er eiferte und donnerte, je unnachgiebiger er tadelte und strafte, desto mehr strömte ihm das Volk zu, desto höher stieg er in der allgemeinen Achtung und Verehrung, desto zahlreicher und erstaunlicher werden die Zeichen von Besserung und Buße, die seine Feuerreden zuwege brachten. Wie einst der heidnische Pythagoras durch Lehren und Beispiel die verweichlichten Einwohner von Kroton zur Einfachheit und Sittenstrenge zurückführte, sodaß selbst die Weiber allen Schmuck ablegten und der Göttin Juno zum Opfer darbrachten, so bewirkten die Sittenpredigten des christlichen Konrad, daß die Frauen Prags ihre kostbaren Schleier, ihre reichgezierten Kleider, ihr Geschmeide an Gold und Perlen ablegten und in einfachen Gewändern einhergingen. Dagegen wendete der gefühlvolle und schwärmerische Milicz dem Verfalle der öffentlichen Sittlichkeit seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu und erzielte hier nicht geringere Erfolge. Der verrufenste Winkel in Prag, das sogenannte Venedig, verödete infolge seiner eifrigen Sittenpredigten ganz und gar, und wo früher die feile Schamlosigkeit der sündhaften Magdalena ihren Tempel aufgeschlagen hatte, da erhob sich jetzt ein Haus frommer Büßerinnen mit einer Kapelle der heiligen Magdalena; der berüchtigte Name «Venedig» verschwand und wurde in den biblischen Namen «Jerusalem» umgeschaffen." Wie aber diese Sittenprediger auf die große Menge zu wirken suchten, so bestrebten sich Matthias von Janov und der Ritter Thomas von Stitny durch wissenschaftliche Schriften auf den kleinern Kreis der Höhergebildeten in reformatorischem Sinne zu wirken und über die bedenkliche Lage der Dinge Aufklärung zu verbreiten; man kann sie die kirchlichen Publicisten des 15. Jahrhunderts nennen.

In dem hussitischen Kampfe drängte sich unverkennbar sehr bald das beleidigte und nach und nach selbst mit Ingrimm er-

---

schen Faden die einzelnen Theile in Verbindung zu setzen, während ich den für die Kenntniß seines Charakters wie seiner Zeit und Umgebungen so interessanten eigenen Mittheilungen und Geständnissen des Dichters den Vortritt ließ. Der erste Biograph eines Dichters — und als solcher darf ich mich in Betreff Schulze's trotz der frühern Bouterwek'schen Mittheilungen wol ansehen — scheint mir überhaupt mehr die Aufgabe zu haben, auf gewissenhafte Mittheilung und klare Anordnung eines reichhaltigen Materials, als auf Anfertigung eines „Kunstwerks" Bedacht zu nehmen, wenn auch nicht die Erfahrung lehrte, daß Das, was man heutzutage „Kunstwerk" nennt, nur zu häufig mit der Kunst sehr wenig oder nichts gemein hat. Diezmann's biographische Arbeit über Schiller besteht aus nichts weiter als aus eigenen Bekenntnissen Schiller's, und doch fühlte sich ein französisches Blatt, das „Athenaeum français", veranlaßt davon zu sagen: „C'est la première biographie vraie de Schiller."

fühlte Nationalgefühl der Czechen in den Vordergrund; dieser Ingrimm bedeckte Böhmen mit Trümmern des lateinisch-italienischen Wesens und des Deutschthums und brachte Verheerung und Jammer aus Rache selbst über die benachbarten Länder unsers Vaterlandes; die letzten Könige des nationalen Königshauses hatten nicht minder als nachher die deutschen Luxemburger das Fremdenthum befördert und endlich zu einer Herrschaft gebracht, die in alle Verhältnisse eingriff. „Denn wenngleich der glorreiche Karl IV. der böhmischen Nation aufrichtig zugethan war, so waren doch einerseits die römische Kaiserkrone, deren Glanz Prag zur zeitweiligen Hauptstadt des deutschen Reichs machte, andererseits die zu Prag neugestiftete Hochschule (1347), welche als die erste Mitteleuropas über alle umliegenden Länder ihre Anziehungskraft wirken ließ, nichts weniger als geeignet, die Verbreitung der fremdländischen Elemente in Böhmen zu hemmen. So ward um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Zustand herbeigeführt, der, was das öffentliche Leben betraf, den Zuständen nach der Josephinischen Zeit wenig nachgab, und wenn ihm durch die folgenden Ereignisse nicht eine Schranke gesetzt worden wäre, das nationale Element sicher auch im Privatleben durch alle Schichten der Gesellschaft mehr und mehr verdrängt hätte. In allen Städten des Landes waltete mit Uebermacht das Deutschthum vor; das prager Stadtbuch war in deutscher Sprache abgefaßt, die städtischen Urkunden wurden in deutscher Sprache aufgesetzt, die städtischen Einrichtungen ließen fast nur Deutsche zu dem Amte der Schöppen und in den Ausschuß der Gemeinde gelangen. Die Verhandlungen vor Gericht und in den Aemtern wurden nach deutscher Weise gepflogen, deutsche Prediger ließen sich von den Kanzeln der Stadtkirchen herab vernehmen, deutsche Sitten und Formen, deutsche Namen und Wahlsprüche beherrschten die bessere städtische Gesellschaft. Und wie in den Städten überhaupt, so hatten an der Universität zu Prag die deutschen Elemente entschieden die Oberhand gewonnen. Die drei fremden Nationen, die sächsische, bairische und polnische, machten beinahe fünf Sechstel, die einheimische böhmische wenig mehr als ein Sechstel von der Zahl der Studenten, Baccalaure und Magister aus; und da jede der vier Nationen eine Stimme hatte, befanden sich die Eingeborenen des Landes mit einer gegen drei Stimmen beständig im Nachtheil. Die Folge davon war selbst in materieller Beziehung empfindlich, da die fremden Nationen nicht nur die Universitätswürden fast ausschließlich an ihre Glieder vergaben, sondern auch Pfründen und Stiftungsplätze, deren Vergebung der gelehrten Schule zustand, mit rücksichtsloser Verkürzung der Landessöhne einander zutheilten."

Wir bemerkten oben, daß dem Verfasser die reformatorischen Bestrebungen und Bewegungen unter das Princip der Revolution fielen. In dem zweiundvierzigsten Abschnitte, der überschrieben ist: „Welche Stellung nimmt die hussitische Bewegung in der Geschichte des neuern Europa ein", hat der Verfasser, wir dürfen uns dieses Ausdrucks wol bedienen, seinem Herzen gleichsam Luft gemacht, doch keineswegs ohne die Mäßigung, die durch sein ganzes Buch hindurchgeht. Es ist nicht ohne Interesse ihn zu hören. So heißt es S. 260: „Die Zeit der hussitischen Unruhen steht nicht blos chronologisch als das erste der furchtbaren und in ihrer Furchtbarkeit bedeutungsvollen Revolutionsschauspiele da: der innere Zusammenhang, in welchem die Erschütterungen der spätern Jahrhunderte sich aneinander anreihen und auf ihre Vorläufer zurückweisen, stellt sie vielmehr als den eigentlichen Ursprung und Anfang derselben hin. Das Auftreten Luther's in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bietet in äußerlichen Momenten so viel Anknüpfungspunkte und Aehnlichkeiten mit dem Auftreten Huß' zu Anfang des 15. Jahrhunderts dar, daß man dem Letztern in späterer Zeit die vorherverkündenden Worte in den Mund legte: «Jetzt verbrennt ihr eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet vernichten können.» Während sich in Böhmen der Faden der in noch fortdauernder Gährung befindlichen Ereignisse fortspinnt und wiederholte Katastrophen herbeiführt, werden Deutschland und die angrenzenden Länder durch die Reformation in einen Zustand der Aufregung und Parteiung, des Kampfs und Bürgerkriegs hineingetrieben. Zu gleicher Zeit finden die Ideen, die vor anderthalb Jahrhunderten aus England nach Böhmen getragen worden waren, ihren Weg von da über Deutschland zurück nach England, und ein lüsterner und eigenmächtiger Herrscher gibt in kurzsichtiger Verblendung durch einen Machtspruch selbst den Anstoß zur kirchlichen Revolution." Genug, der Kreislauf der Revolutionsgeschichte des neuern Europa, meint der Verfasser, führt uns, wenn wir von der gewaltigen Erschütterung des Jahres 1848 nach Ursachen und Analogien forschend rückwärtsgehen, durch eine Reihe von Umwälzungen bis hinauf zu jener Revolution, deren Urheber Huß und seine Gesinnungsgenossen waren.

Während wir noch beiläufig bemerken, daß der Verfasser seinem Buche 22 urkundliche Mittheilungen beigegeben hat, die theils noch nicht bekannt waren, theils wenigstens nicht in deutscher Sprache eine Veröffentlichung erfahren haben, müssen wir schließlich noch über einen Punkt mit dem Verfasser in kurzen Worten rechten. Er beklagt sich nämlich darüber, daß Palacky's bekanntes Werk über die böhmische Geschichte in Deutschland weder allgemein genug bekannt sei, noch diejenige Würdigung und Benutzung erfahren habe, die es verdiene, und aus seinem Munde müsse diese Klage wol um so parteiloser und begründeter erscheinen, da er nicht auf gleichem kirchlichen Standpunkte mit Palacky stehe. Die vom Verfasser beklagte Erscheinung erklärt sich ziemlich leicht aus des böhmischen Geschichtschreibers Schroffheit, mit der er besonders für König Ottokar gegen Rudolf von Habsburg in die Schranken tritt; und der Schweizer Kopp in seiner „Geschichte der eidgenössischen Bünde" (1845, Bd. 1) hat denn doch nachgewiesen, daß der böhmische Historiker nicht ohne Parteilichkeit gegen die Deutschen zuwerkegegangen sei; die ziemlich empfindliche Vertheidigung, die Palacky gegen diese Anschuldigung in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1846, Beil. Nr. 123) erscheinen ließ, ist nicht im Stande gewesen, ein gewisses Mistrauen der deutschen Historiker gegen den czechischen Geschichtschreiber völlig zu bewältigen, obschon es keinem Deutschen, welcher der Geschichtskunst mächtig ist, einfällt, Palacky's Tüchtigkeit und Verdienste in Zweifel zu ziehen. **Karl Zimmer.**

Empfindsame Reisende in Paris.

„Aus dem heutigen Paris" hat eine begabte deutsche Schriftstellerin ein ziemlich enggedrucktes Zwanzig-Bogen-Buch in die Welt gesandt, das den Glauben an ihre Begabung ziemlich hart auf die Probe stellt und kaum das Loos erfahren wird, von einem Landsmann „durchgelesen" zu werden — ich meine Blatt um Blatt und mit dem vollen Bewußtsein eines Wachenden. Ob es plauderhafte, neugierige Landsmänninnen gibt, die der Verfasserin des abenteuerlich zusammengesetzten Feuilletonwerks

Aus dem heutigen Paris von Emma Niendorf. Stuttgart, Mäcken. 1854. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

durch dick und dünn und über die unzähligen Hemmnisse eines dem guten Geschmack Schrauben ansetzenden Tagebuchstils zu folgen vermögen, will ich dahingestellt sein lassen; gewiß aber weiß ich, daß Emma Niendorf diejenigen ihrer Freunde zu den treuesten wird zählen dürfen, die ihre pariser Selbstbekenntnisse nicht näher kennen gelernt haben. Ein Kritiker muß offen sein, und so verhehle ich es nicht: ich habe aus purer Gewissenhaftigkeit nicht unternommen, was ich andern Leuten nicht zutrauen und zumuthen würde, nämlich das ganze Buch nach Zeilen zu lesen. An Geduld hätte es mir nicht fehlen sollen, wol aber an ruhigem Blute. Es gibt trübselige Thauwetter-Nachmittage, an denen man eine amüsante Plauderei selbst dann mit Wohlgefallen hinnimmt, wenn das einzig verbotene Genre des Langweiligen breitspurig durch dieselbe sich hindurchzieht. Das Eine aber bleibt dann Bedingung: die

erträgliche Unterhaltung; das kleine Verdienst muß sich einfach und schlicht, ohne Prätension, ohne die hölzernen Stelzenbeine anscheinender Genialität geben. Emma Niendorf würde ein höchst liebenswürdiges Buch geschrieben haben, wenn sie das rohe Material des jetzigen Druckwerks mit Geschmack gesichtet, die Haufen Spreu resignirend in den Kamin gelegt und den Rest aus dem Stile nachlässig hingeworfener Reisenotizen in den Rahmen einer gebildeten Buchsprache gefaßt hätte. Ein kleines Heft von vier bis fünf Bogen hätte dann die beifälligste Aufnahme verdient, und wenn dasselbe durchaus im Sommer erscheinen sollte, konnte das Beseitigte ja nöthigenfalls seinen Weg zum Kamin aufhältlicherweise durch die Hände einiger theetrinkenden Freundinnen nehmen, denen dann wenigstens der Genuß zutheilgeworden wäre, im Stillen zu erfahren, wie weise die Verfasserin Selbsterkenntniß zu üben verstehe. Es ist indeß anders gekommen, und das Lesepublicum, das sich für die gemüth- und talentvolle Schriftstellerin interessirt, befindet sich in der Lage, selbiger eine literarische Uebereilung vergeben zu müssen, die indeß Manchem doch noch eine interessante Seite, ein charakteristisches Bild lebhaften, halb dem Sentimentalen halb dem Uebermuth zugeneigten, rasch urtheilenden und ohne Auswahl jedes Vorkommniß als Erlebniß aufnehmenden weiblichen Temperaments bieten wird. Je geneigter ich bin, das Talent und die literarische Thätigkeit der Emma Niendorf mit verdienter Anerkennung zu betrachten, umsomehr befürworte ich jene Vergebung und lösche aus meinem Schuldregister die Bekümmerniß, welche die aufmerksame Lectüre von nahe zwei Drittheilen ihres pariser Buchs mir verursacht hat.

Ein Beispiel, wie Emma Niendorf reist, auffaßt, beschreibt! Sie ist auf dem Wege nach Paris: „Die kleinen Häuser von Meaux glichen in der Dämmerung hölzernen aus der Spielwaarenschachtel. Seltsame Bäume, Wolken, Aurora. Auch der Himmel, möchte man sagen, großartiger ausgespannt über der einen Nationalität. Jetzt Gold und Rosenflocken: die Sonne von Paris! Ein Horizont von Häusern. Ein Gewitter von Häusern." So steht es im Buch zu lesen. Hat Emma Niendorf in dem modernen Babylon ihre Muttersprache verlernt? Den kleinen Unvorsichtigkeiten der im Reisen unpraktischen Poetin werden unendlich viele Worte gewidmet, aus deren Labyrinth sich der Leser mit Sehnsucht in das Atelier der Gräfin d'Agoult flüchtet. Wir empfangen von dieser unter dem Namen Daniel Stern schriftstellernden Dame ein Bild in superlativ Lamartine'schen Farben: „Im blaßgrünen Kleide; kräftige Gestalt, strenger Stil, freie und gemäßigte Bewegungen; immer gewissermaßen schön, wenn auch matronenhaft, mit silbernem, schlichtem Haar, auf welchem Edelsteine einen Schleier befestigten. Uebergewicht in der Erscheinung, doch nicht erdrückend. Man fühlt, daß sie gekämpft, geblutet, aber auch überwunden hat; indeß zu der ganz männlichen Tüchtigkeit, wie wir sie auch aus einigen ihrer Werke kennen, nun noch sänftigend «das ewig Weibliche» tritt."

Als das Eigenthümlichste und Merkwürdigste von Paris erschienen der deutschen Dichterin die Straßen und ihr Treiben. Ein Wahrzeichen dieser Straßen sind die Schuhmagazine; „jeder Schuh ein Meisterstück. Ein solcher unbeschreiblich leichter, graziöser Schuh ist eigentlich schon Paris, die ganze Pariserin. Man sieht ihren Fuß, ihren unnachahmlichen Gang. Noch mehr, dieser Schuh gibt den Rhythmus der französischen Beweglichkeit und ist historische Studie. Die kleinsten Dinge erläutern uns oft die großen. Feenschuhe bis zu den Atlaspuppenschühlein herab, die in einer Nußschale Raum haben. Daß man jetzt vorzugsweise wieder Schuhe trägt, charakterisirt die Epoche im Gegensatze zu der des Stiefelchens." Ein anderes Wahrzeichen von Paris sind die Puppen. „Jede ein Modejournal, wie jede Dame eine Puppe. Puppen in der Straße, Puppen hinter den Spiegelscheiben der Magazine. Kinder in ihrem weißen Ruchehäubchen wie Puppen." ... „Wie lustig überhaupt die Laden voll Kinderspielzeug! Auch charakteristisch. Alles hier nach etwas weiterm Zuschnitte wie bei uns, nicht so kleinlich, liebevoll; aber mehr Stil, launiger, mehr Luxus. Lebensgroße Papagaien aus farbiger Wolle. Geschmackvolle Bilderbogen, gleich spanischen Wänden oder gothischen Altarbildern. Komische Scenen ebenfalls in einer Art buntem Relief. Caricaturen fast. Kurz, Alles ungemüthlicher, aber mit einer gewissen Vollendung." Und Beschreibungen dieses Genres 315 Seiten lang!?

Emma Niendorf verleugnet natürlich nicht überall die liebenswürdige deutsche Frau. Nach dem Louvre lenkt sie „zu ersehnter Heimat" die Schritte und erzählt aus den Museen manches Anmuthige, Fesselnde. Der Stoff beherrscht sie hier vielleicht noch mehr, als umgekehrt sie ihn. Aber sie ist eine geschmackvolle Interpretin und denkt im Plaudern, regt im Plaudern Gedanken an. Auch die historischen Erinnerungen sind ihr ein günstiges Terrain; ein Terrain, das freilich nicht zu verderben ist, wie es in Theaterstücken Rollen gibt, die auch der mittelmäßige Schauspieler effectvoll und mit Glück spielen muß. In Paris reden die Steine eine stumme Sprache, die für eine phantasievolle Deutsche, der die erfoderlichen historischen Notizen zur Hand sind, wohl verständlich und leicht zu paraphrasiren ist. Aber auch hier bleiben die Anschauungen, wo sie auf eine Charakteristik der Gegenwart überspringen, bedenklich subjectiv: „Paris ist ein Ball, tanzt, jagt vorüber. Die Leute sind hungerig neugierig. Sie werfen ihre Augen ordentlich an einen hin. Und jede Spur von Rücksicht, ja man möchte sagen Menschlichkeit verschwindet. Das rohste Puffen. Neid, zumal bei Männern, selbst bei Knaben, die sich in Schuluniformen brüsten. Ein verächtliches Volk; historische Hefe, und selbst als Sauerteig jetzt schlecht."

Mit den Berühmtheiten von Paris hatte Emma Niendorf wenig Glück. Aber sie hat die George Sand gesehen und Heine die Hand gedrückt; das lohnt der Erinnerung. Da sie die pariser Celebritäten „außer der Saison" zu besuchen versuchte, hatte sie sich theilweise mit einer Sammlung von verschlossenen Thüren und von Portierlogen zu begnügen. So lernte sie den Concierge von Alfred de Vigny kennen, der ihr erzählte, der Graf bewohne sein Schloß Maine-Giraud und werde seit drei Jahren vergebens in Paris erwartet. Bei Béranger fand sie gleichfalls nur dessen Concierge: der Dichter war in Valence und ward erst in ein paar Monaten zurückerwartet. „Glück genug, wenn man den Concierge von Notabilitäten nur noch findet; wie viele haben keinen mehr in Paris, nicht Fuß breit Absteigequartier." Auch Lamartine war fern und hatte in seiner ehemaligen Wohnung einen Concierge hinterlassen, der, während er von Lamartine redete, Thränen vergoß und auf seine Klage: „Cet homme est tout ce qu'il y a de bon et de grand, mais on n'a pas su l'apprécier", von unserer deutschen Dichterin mit der Bemerkung getröstet ward, l'Europe würdige ihn, wenn auch la France sich ihm entfremde. „Dem Menschen sprach die Treue aus dem Gesicht. Eine Wehmuth faßte mich. Nicht blos, daß ich Lamartine nicht erblicken soll, auch über die Geschicke. Wehmuth um das Ideal, das auf der Erde keine bleibende Stätte haben darf. Lamartine war sein Repräsentant, nicht blos des Genies, auch des Charakters im Genie. Der wackere alte Mann aus dem Volke, mit dem ich mich unterhielt, aus der bonne bourgeoisie, däuchte mir fast wie eine symbolische Figur — Allegorie von Frankreich, der Menschheit. Schade, daß ich kein Album für Portiers angelegt habe .... Lamartine und George Sand, Beide hausen bei ihren Bauern, Wiesen, Wäldern, finden nur da Treue, Wahrheit, Poesie. Es bleibt nichts übrig, als auf die Alpen unter die Kühe zu gehen." Cousin traf sie mit der guten alten Höflichkeit, für Deutschland lebhaft interessirt und in diesem Interesse unangenehm naiv. Er fragte einmal: „Madame, de quoi s'occupe l'Allemagne à présent?" Unsere Dichterin aber saß verblüfft und erzählt uns nichts von ihrer Antwort, indem sie entschuldigend ihrem Leser nur bemerkt, die Frage lasse sich nicht so rund für Deutschland beantworten, als etwa für Frankreich, das heißt für Paris; denn wir haben keine solchen centralen und absorbirenden Interessen.

George Sand fand Emma Niendorf viel kleiner als sie gedacht, doch nicht sehr stark, die kurze untersetzte Gestalt älterer Französinnen. „Alle Bilder von ihr sind zu kolossal, zu pathetisch. Sie sieht weiblicher aus. Dunkele große Augen, aber bleich, trauernd. Ernst und Ruhe im Wesen, vollkommen schlicht und natürlich. Ganz bekannt, als hätte ich sie schon hundert mal gesehen. Das geschieht uns immer mit dem Genius. Vor lauter Heimatlichkeit erscheint er uns fast alltäglich." Auf den glattgescheitelten Haaren trug sie ein schwarzes Schleiertüchlein; den graugrünen Damast des Gewandes mit etwas groteskem Rococodessin verzierte schwarzer Sammet. Sie war verdrießlich, abgehetzt von häuslichen Geschäften, „maussade", und als ihre deutsche Besucherin ihr von unsern Thälern erzählte und sich selbst eine paysanne de la Forêt noire genannt hatte, legte sie das Gesicht in die Hand, strich darüber, als wollte sie etwas verwischen und sprach wie eine recht müde Frau: „Il y a longtemps que je ne m'amuse plus." Heinrich Heine sah Emma Niendorf nur einen Augenblick. „Ich kann nicht sprechen vor Schmerzen", sagte er, aber im ruhigsten, gleichgültigsten Tone, wie wenn ein Anderer von ihm redete oder vom Wetter; „ich bin außer Stande, mich zu unterhalten, etwas zu hören; besuchen Sie mich ein andermal." Zu dieser Scene commentirt Emma Niendorf: „Auch er ein Blutzeuge der Wahrheit, wie Lenau. Auf seinem Golgatha hat Heine beten gelernt. Der jetzige Heine ist größer als der frühere. Wie in einer Gruft von Stein liegt er..... Es gehört mit in das heißblutende Weh dieser Epoche, jener Herbst- und Scheidetage, den Melodienzauberer so zu erblicken, und doch ist es etwas Erhabenes, der Geistessieg."

Ich habe hier von der Art des Niendorf'schen Buchs, von Dem, was es Amüsantes und Unerquickliches enthält, ein kleines Abbild geben wollen. Als die Verfasserin dasselbe abschloß, scheint ihr ein kritischer Strahl, ein flüchtiges Leuchten der Selbsterkenntniß durch die Seele gedrungen zu sein. Sie sagt entschuldigend: „Ich wollte nur Denen, die nicht Zeit haben, nach Paris zu reisen, ein Kleines von der Mühe abnehmen." Sei es drum. In Jahr und Tag wird von dem Buche Niemand mehr etwas wissen, und um doch mit einem höflichen und guten Wort darüber zu schließen, hebe ich hervor, daß die Beschreibungen auch da, wo sie frauenhaft breit sind, ein Colorit der Frische, des unmittelbaren Eindrucks an sich tragen, welches selbst bessere und werthvollere Darstellungen als die der Emma Niendorf vermissen lassen.

Aus den hier gegebenen Citaten wird sich entnehmen lassen, daß Emma Niendorf eine „empfindsame" Reisende ist. Es bedarf deshalb keines Sprungs, wenn ich noch mit einigen Worten eines weniger voluminösen, im Stoff begrenzten, aber interessanten Schriftchens gedenke, das den Titel führt:

Ein empfindsamer Besuch im Invalidenhôtel zu Paris. Nebst historischen Notizen über dessen Entstehung, Fortgang und gegenwärtigen Zustand. Vom Verfasser von „Frankreich unter dem Neffen seines Onkels", „Frankreich immer das Alte" u. s. w. Berlin, A. Duncker. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit der Empfindsamkeit ist es hier allerdings nicht weit her; sie ist kokett und umsoweniger am Mann einnehmend. Der gewandte, pikant schreibende anonyme Verfasser hat mit einer anonymen Marquise, deren Pächterin in Richemont ihren Sohn, einen in Afrika schwerblessirten jungen Soldaten, im Invalidenhôtel liegen hatte, diesem Hause einen Besuch abgestattet, der durch ein für den Leser sehr gleichgültiges Wagen-Tête-à-Tête mit der schönen Freundin eingeleitet ward. Bemerkenswerth ist, daß ein Veteran, der mit dem General Bonaparte in Aegypten gewesen war, in dem bonapartistischen Frankreich ohne Gêne gegen die Besucher zu äußern wagte: „Freilich liebte der Kaiser den Soldaten, aber blos solange es gut ging; fragen Sie nur Die, welche ihn bei der débâcle in Rußland gesehen haben, ob er damals den Soldaten liebte? Ich weiß sehr gut, daß man heute, wo er nicht mehr die Zähne zeigen kann, Vive l'empereur laut ausruft; aber bei Lebzeiten schimpfte man oft genug auf ihn, an der Spitze wir vieux de la vieille. Wir schimpften am heftigsten, und meiner Treu, er verdiente es; denn ich wiederhole es, er liebte nur solange den Soldaten, als es gut ging, und mit allen seinen Siegen hat er uns doch am Ende die Kosacken nach Paris gebracht." Die Hauptsache bei dieser Schrift sind die historischen Notizen, die in der That dankenswerth erscheinen. Ludwig XIV. war es, der die definitive Stiftung des Invalidenhauses 1674 feststellte, und nach den gemachten Berechnungen sind für dasselbe bis 1715 aus dem Fonds des Kriegsministeriums 60 Millionen Livres verwendet worden, welche Summe jedoch noch nicht hinreichte. Für den Bau interessirte sich der König aufs lebhafteste. Als er einst denselben in strengem Incognito besichtigte, redete Mansard den König mit dem Titel Majestät an. „Die Gewohnheit der Ehrerbietung ist so mächtig", entschuldigte der Künstler sein Versehen, „aber da Sie es wollen, so gibt es hier fernerhin keine Majestät." „Que dites-vous", rief da Ludwig, „au contraire, mes yeux sont frappés de la Majesté du génie qui a conçu et qui exécute ce Dome à jamais majestueux." Der Uebersiedelung der kleinen Militärcolonie aus dem Hause der Croix rouge nach dem neuen Hôtel wohnte Ludwig bei; unter den Invaliden befanden sich damals zwei beinahe hundertjährige Greise, die fast noch als Kinder den Treffen beigewohnt hatten, in welchen Heinrich IV. sein eigenes Königreich sich eroberte. Das Hôtel der Invaliden war die erste Merkwürdigkeit, die Peter der Große bei seiner Anwesenheit in Paris 1717 aufsuchte und nach allen Richtungen in Augenschein nahm. Inmitten der alten Krieger ergriff er das in den Speisesälen übliche Trinkgefäß und leerte auf ihre Gesundheit ein halbes Quart Wein in einem Zuge. In der Revolution dachte man an Auflösung der Stiftung, aber der Abbé Maury besiegte am 27. Mai 1791 den Auflösungsantrag und sicherte die Erhaltung der Institution des großen Königs. Napoleon besuchte jedesmal nach Beendigung eines Feldzugs das Invalidenhaus und bestimmte gern dessen Kirche für die Abhaltung hoher Feierlichkeiten. Einer der interessantesten Bewohner des Hôtels ist gegenwärtig die Witwe Brulon, die kürzlich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt ward. Geboren 1771 und mit 21 Jahren in das vierzigste Infanterieregiment eingetreten, in welchem ihr Mann stand und auch ihr Vater noch diente, zeichnete sie sich durch ihr ehrenvolles Betragen als Frau wie als Militär so aus, daß sie trotz ihres Geschlechts ermächtigt wurde, im Dienst zu bleiben. Sie hat sieben Jahre als Füselier, Corporal, Fouriercorporal und Sergeantmajor gedient und sieben Feldzüge unter dem Kriegsnamen Liberté mitgemacht. Bei mehren Gelegenheiten bewies sie eine wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit. Bei der Vertheidigung einer Bastion ward sie durch das Stück einer Bombe am linken Bein schwer verwundet und am 24. Prairial des Jahres VII in das Hôtel der Invaliden aufgenommen. Im Jahre 1822 erhielt sie den Charakter eines Unterlieutenants. Unser ebenso neugieriger als empfindsamer Anonymus fand die Witwe Brulon, über 80 Jahre alt, mit ihrer zweiundsechszigjährigen Tochter. „Alles, was ich that", sagte sie zu ihm, „that ich rasch. Mit 17 Jahren heirathete ich; mit 18 bekam ich ein Kind. Kaum war mein armer Mann geblieben, so trat ich sofort statt seiner ein, und zwar nicht aus Patriotismus oder Heldenmuth, sondern weil ich ihn rächen wollte. Mit 28 Jahren hatte ich meine ganze militärische Laufbahn vollendet und mir durch meine Blessuren eine Stelle in dem Invalidenhause erworben, wo ich seit 52 Jahren geblieben bin, aber Gott sei Dank nicht unthätig." Unter Anderm erzählte der weibliche Chevalier Brulon, daß er, oder vielmehr daß sie dem Gouverneur des Invalidenhauses, Jérôme Napoleon, in Corsica als siebenjährigem Knaben Unterricht im Lesen ertheilt habe. Da er sich aber seiner jungen damaligen Lehrerin jetzt nicht mehr zu erinnern geschienen, so habe sie es schicklich gefunden, darüber zu schweigen. Eine interessante Erinnerung an ihr Geschlecht bildeten die neben ihr liegenden Kinderstrümpfchen, die sie für ihre

Urenkel strickte. Diese Beschäftigung und die zarten und liebevollen Ausdrücke, in denen sie von ihren Anverwandten sprach, zeigten auf eine sehr wohlthuende Weise, daß sie sich in ihrer männlichen Kleidung, umgeben von allen Spuren einer militärischen Laufbahn, ein schönes weibliches Gemüth zu erhalten gewußt hatte.

Wenn der Anonymus seine Besuche historisch denkwürdiger Gebäude in Paris fortsetzen wollte, würden wir ihm im voraus unsere Aufmerksamkeit zusagen. 22.

Ein Tourist des 17. Jahrhunderts.

Ein durch alterthümliche Naivetät recht anziehendes, interessant zu lesendes Buch liegt uns vor unter dem Titel:

Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach einer von ihm selbst hinterlassenen Handschrift bearbeitet und mit Anmerkungen nebst einem Anhange versehen von Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner. 1854. 8. 1 Thlr.

In einer Ansprache an die Leser sagt der Herausgeber, ein Abkömmling des Chronisten: „Einhundertundfunfzig Jahre sind vorübergegangen, und diese Aufzeichnungen kamen nur einigen Wenigen zur Kenntniß. Im bescheidenen Kreise der Familie vererbte sich die Handschrift fünf mal vom Vater auf den Sohn." Der Schreiber des Tagebuchs gehörte, wie der Herausgeber bemerkt, seiner Zeit zu den bedeutendern Gelehrten des Vaterlandes und hat sich zumal als Statistiker, Genealog, Theolog und Chronist durch eine Reihe geschätzter, zum Theil noch jetzt bekannter Werke einen Namen gemacht. Er hat auch im Jahre 1691 mit Leibniz in einem lateinisch geführten Briefwechsel gestanden, veranlaßt durch das Project Lucä's, eine deutsche Kirchengeschichte zu schreiben. Lucä war Theologe, scheint aber ein etwas unruhiges Blut gewesen zu sein, wie seine vielen Reisen in jüngern Jahren und der häufige Stellenwechsel in spätern darzuthun scheinen. Er war erst zweiter Hofprediger zu Brieg, dann erster Hofprediger in Liegnitz, sodann Oberpfarrer und Metropolitan in der Neustadt Kassel, behagte sich hier jedoch nicht, scheint auch die Gunst des Landesherrn verloren zu haben, ging als Geistlicher nach Siegen, dann als Metropolitan nach Spangenberg, endlich als Oberpfarrer nach Rotenburg, wo er 1708 im vierundsechzigsten Jahre seines Lebens starb. Er war zu Brieg geboren, studirte in Heidelberg, dann in Nimwegen, Utrecht und Leyden, machte von hier einen Ausflug über Amsterdam nach Hamburg und setzte sodann seine Universitätsstudien in Frankfurt an der Oder fort. Was er auf diesen für die damalige Zeit bedeutenden Reisen, wie auf seinen spätern Ausflügen von Liegnitz nach Lissa und ins Riesengebirge und auf seiner Reise von Liegnitz über Leipzig nach Kassel sah und erlebte, hat er mit der derben Naivetät seiner Zeit und mit einem gesunden Blick für städtische Merkwürdigkeiten und Volkseigenthümlichkeiten in seinem Tagebuch geschildert. So sagt er von Hamburg: „Die Stadt ist über die Maßen volkreich, präsentirt die köstlichsten Kramladen und hat wegen der großen Zufuhren zu Wasser und Land großen Ueberfluß an Allem. Doch ist es in den Wirthshäusern zu Amsterdam wohlfeiler leben als hier, wie denn die Hamburger in vielen Dingen mehr auf den unbilligen Gewinn beflissen sind als die Holländer, sintemal ihr Pracht, Stolz und Ueppigkeit gar viel erfordert. Bei manchem Prahl hingegen, den man hier siehet, heißet es freilich: sachte! denn da man hier Alles für Geld lehnen kann, so präsentiret Mancher dem Fremden gegenüber einen reichen Mann oder vornehme Dame und ist andern Tags ein Bettler. Von der Hamburger Sonntagsfeier machen sie selbst kein sonderlich Werk. Das öffentliche Arbeiten unter der Predigt in Läden und Werkstätten ist gar gemein. Auch wird in den Wirthshäusern des Herrn Tag schändlich profaniret, sintemalen die vielen Bierbrauereien dazu leicht auffodern. Das Bier derselben ist übrigens sehr fett, und da die meisten an den Kanälen stehen, da die Cloaken hineinfließen und daraus ihr Wasser nehmen, so kann dies einem ekelhaften Zärtling leicht den Appetit benehmen." Ueber Leipzig, über welches ihn als jungen Mann der Weg nach der Universität Heidelberg führte, faßt er sich sehr kurz: „In Leipzig gefiel es uns schon besser (als in Strehlen nämlich); nur daß wir bei dem dort herrschenden Pennalismus, weil wir keine Tractamente geben wollten, auf der Straße Manches durch Schimpfreden der Herren Pennäler zu dulden hatten. Unter andern Merkwürdigkeiten besuchten wir daselbst der Curiosität wegen auch den Auerbacher Rathskeller." In Betreff Berlins heißt es in diesem Tagebuche: „Die Bürgerschaft Berlins bekennt sich zum Lutherthum, und sind die Meisten mit ihren Predigern ziemlich grob und ungesalzen" u. s. w. Der Herausgeber erbietet sich, Allen, welche etwa an der Authenticität des Manuscripts zweifeln möchten, Einsicht in das Original zu gewähren, auch könne er sich auf das Zeugniß der Bibliothek zu Kassel berufen, welche eine wörtliche alte Abschrift des Originals besitze. Unsertwegen darf der Herausgeber unbesorgt sein; wir werden weder zu ihm nach Frankfurt noch nach Kassel reisen, um die Echtheit der Handschrift zu prüfen; wir glauben ihm aufs Wort, denn so etwas macht sich nicht so leicht wie eine fingirte Handschrift rein novellistischen Charakters, wovon wir ja in Deutschland mehre Beispiele gehabt haben. Wie viel der Herausgeber an dem Manuscript geändert, ausgelassen oder vielleicht selbst zugesetzt hat, können wir freilich nicht wissen. Er selbst versichert, mit seinen Neuerungen so sparsam als möglich gewesen zu sein, aber doch bei der Bearbeitung des Manuscripts dem Standpunkte der heutigen Bildung „einige Rechnung" getragen zu haben. **H. M.**

Bibliographie.

Freitag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.

Friedhoff, F., Katholische Dogmatik. 1ster Band. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Herausgegeben vom Schiller-Verein in Leipzig am 9. Mai 1855. 1ste Lieferung. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 6 Ngr.

Loewe, J. H., Das speculative System des René Descartes, seine Vorzüge und Mängel. Wien. Lex.-8. 10 Ngr.

Mühlbach, L., Historisches Bilderbuch. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Vinet, A., Ueber die Aufgabe der weiblichen Bildung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von R. Koenig. Oldenburg, Stalling. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Beckers, H., Frdr. Wilh. Joseph von Schelling. Denkrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feier ihres 96. Stiftungstages am 28. März 1855. München. Gr. 4. 17 Ngr.

Begräbnißfeier des theuren Gottesmannes Dr. Claus Harms Oberconsistorialrath Probsten und Pastors emer. an der Nicolaikirche zu Kiel, R. v. D. und D. M. geboren den 27. Mai 1778, gestorben den 1. Februar 1855. Kiel, Schwers. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Corps der Zuaven im französischen Heere. Seine Entstehung, Ausbildung und Kriegsthaten. Eine Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux Mondes. Berlin, Springer. 8. 7½ Ngr.

Scheele, C., Die Apocryphen und die Wupperthaler Bibelgesellschaft. Barmen, Langewiesche. Gr. 12. 2 Ngr.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 19. —— 10. Mai 1855.

Anselm Feuerbach's Nachlaß.

Nachgelassene Schriften von Anselm Feuerbach. Vier Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1853. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Wenn jene Bücher die längste Lebensdauer hoffen dürfen, welche den gleichen Eindruck tüchtiger harmonischer Durchbildung zurücklassen, mag man in einem Anlaufe sie durchlesen oder mit bedächtigem Sinne bei den Einzelheiten verweilen, so werden Anselm Feuerbach's „Nachgelassene Schriften", durch deren Herausgabe H. Hettner sich die deutschen Kunstfreunde in hohem Maße verpflichtet, kein geringes Alter erreichen. Ich hatte dieselben gleich nach ihrer Veröffentlichung zur Hand genommen und eifrig gelesen. Unter dem mächtigen Eindrucke, welchen die Schilderung der Lebensgeschicke Feuerbach's auf mich übte, verlor sich die Lust zur kritischen Zergliederung seiner Schriften. Damals konnte die Theilnahme für den Verfasser den Beifall für seine Werke gefangennehmen und das Urtheil über die letztern trüben; doch nachdem Monate verflossen sind und der psychologische Reiz viel von seiner frischen Kraft verloren hat, nehme ich, an ein längst gegebenes Versprechen gemahnt, die Bände wieder vor, prüfe und grüble, und finde, daß viele Ostermessen vorübergehen werden, ehe Feuerbach's Schriften an neuere Erscheinungen ihre Anziehungskraft abgeben. Mit dieser Ansicht scheint das geringe Geräusch, welches ihre Veröffentlichung machte, das gleichgültige Verhalten des größten Theils der Presse in Widerspruch zu stehen. Nach diesem Stillschweigen zu schließen, besäßen Feuerbach's Werke nur den Werth des einfachen Grabsteins. Für Freunde reicht ein bloßes Zeichen hin, die Erinnerung an den Verstorbenen zu wecken; der humane Fremde aber geht mit achtungsvollem Schweigen an dem Denkmale der Pietät vorüber. Wer unsere kunstliterarischen Zustände näher kennt, wird an diesem Schicksale Feuerbach's nichts Befremdendes gewahren. Wir haben die goldene Regel: „Ueber die Kunst mit Kunst zu schreiben", längst vergessen und seit Jahren die Fähigkeit, das Schöne mit den Augen der Phantasie zu betrachten, verloren; wir sind grimmige Geschichtsgelehrte, aber jämmerliche ästhetische Stümper geworden. Einer überdies nur halbbegründeten gelehrten Grille zuliebe möchten wir die griechischen Tempel am liebsten von der Sima bis zum Stylobate herab mit schreienden Farben übertünchen, und weil wir gründlichere Kenntnisse über die Kunstbestrebungen des tiefern Mittelalters besitzen, glauben wir uns berechtigt, Alles, was diesseit der Trecentisten liegt, Rafael und Michel Angelo mit eingeschlossen, zu verachten. Solchen Bestrebungen gegenüber konnte Feuerbach's gediegen-einfache und ästhetisch-reine Anschauungsweise nur mühsam Eingang gewinnen. Er hat keine neue Hypothese über die Zusammenstellung des amykläischen Throns in Bereitschaft; er kennt nicht den pomphaften Namen des „Responsionsschema" für die einfache Thatsache, daß wenn drei Figuren nebeneinander gestellt werden, die eine die Mitte einnimmt, die andern ihr zur Seite bleiben; er zieht gegen die Mysterienmarotte zahlreicher Archäologen scharf zufelde, und spottet der Ansicht, welche aus jedem Topfmaler einen tiefsinnigen Religionsphilosophen macht; ihm ist die Schönheit der Antike „das Organ seines poetischen Gefühls, welches durch Natur und äußere Verhältnisse nach innen gedrängt, nicht als ausschließendes Kunsttalent durch wirkliche Dichterwerke an das Licht treten konnte": lauter Dinge, die heutzutage ungewöhnlich, in einzelnen Kreisen sogar unwissenschaftlich erscheinen.

Die in den letzten Zeilen angeführten Worte, so vortrefflich Feuerbach's Sinnesweise bezeichnend, entlehnte ich der kurzen biographischen Abhandlung, welche dem ersten Bande der „Nachgelassenen Schriften" vorgedruckt ist. Ihr Verfasser ist die Witwe Feuerbach's. Der Liebe scharfes Auge, des Schmerzes Tiefsinn machten sie zur Lösung der Aufgabe trefflich befähigt; mit feiner Beobachtungsgabe werden des Verstorbenen seltsam verschlungene Seelenzustände zergliedert, mit Verständniß ist seine wissenschaftliche Wirksamkeit geschildert, mit ergreifender Wehmuth der herbe Ausgang des Lebens uns vorgeführt. Wo jeder Andere zur unmuthigen Zornesklage gegen die Zeitverhältnisse, gegen die empörende Unterdrückung der

besten Talente sich hätte hinreißen lassen, da wird mit edler Zartheit ein mildernder Schleier vorgezogen; wo Jedermann die volle Berechtigung, derbe Geißelhiebe zu führen, zugegeben hätte, da wird nur die geläuterte Resignation laut. Bewunderungswürdiger als die formengewandte Behandlung der Sprache erscheint die klare harmonische Stimmung der Seele, die hier zum Ausdrucke kommt und sich mit Kraft alles Pathologischen in den Gedanken wie im Stile erwehrt. Von einem so sinnig und poetisch organisirten Wesen geschrieben, verliert die Lebensgeschichte Anselm Feuerbach's alles Bittere; sie bleibt tragisch auch in dem einen Merkmale, daß sie schließlich einen ruhigen, versöhnenden Eindruck zurückläßt. Es konnte ja diese gewaltsam verkümmerte Lebenskraft doch nicht aller Früchte beraubt werden; des Verstorbenen wissenschaftliche Thätigkeit strahlt um so glänzender, je mehr die Widerwärtigkeiten im persönlichen Leben sich häufen, je geringere Anregungen das letztere bot.

Feuerbach's Biographie ist eine ununterbrochene Leidensgeschichte, ein stetiger Kampf gegen ungünstige äußere Verhältnisse. Daß dieselben an einer eigenthümlichen Seelenverfassung unsers Helden den besten Bundesgenossen fanden, steigert nur unser Mitleiden.

Zwei Jahre vor dem Beginn unsers Jahrhunderts geboren, als Kind und Knabe vielfach wandernd, vom Ufer der Nordsee plötzlich auf die flache münchener Ebene geworfen, entwickelte Anselm Feuerbach zwar frühzeitig den wissenschaftlichen Sinn und die künstlerische Anlage, gewann aber nicht die kindliche Harmlosigkeit, die ungetrübte Sicherheit der Anschauungen, welche nur dort von der Kinderseele Besitz nehmen kann, wo ein festbegründetes Haus, ein altehrwürdiger Herd für das Kinderauge von seiner Stelle unverrückbar vorhanden ist. Schon in den Kinderjahren zeigten sich die Spuren einer krankhaft erhitzten Einbildungskraft, einer seltsamen Mischung von Trotz und Weichheit. Sie wurden durch die Studien des Jünglings leider nicht beseitigt. Er bezog 1817 die Universität Erlangen; des bekannten Professors Kanne, der sich persönlicher Erscheinungen des Heilandes rühmte, „Giftmischereien" zerstörten Anselm's geistige Gesundheit und legten den Keim zu spätern trüben Stimmungen. Er nennt sich, indem er dem Vater seinen Entschluß, Theologie zu studiren, verkündigt, den „Wiedergefundenen, dessen Herz vor unendlicher Liebe glüht", verliert sich aber in Wahrheit so weit, daß er „die Nächte in wahnsinnigen Gebeten durchwacht", einer Offenbarung entgegenharrend, und die Selbstquälerei zur höchsten Spitze treibt. Seine Tagebuchblätter aus dem Jahre 1819 lassen ihn als einen gänzlich Verirrten, schwer Kranken erscheinen und beleuchten schauerlich den Abgrund, in welchen reizbare Jünglinge durch verbrecherischen Kathederunverstand herabgezogen werden. Eine schwere Krankheit, die ihn Erlangen zu verlassen zwang, die darauf folgende Reise nach Dresden, wo er im Kreise Elisa's von der Recke lebte, sowie die wiederaufgenommene Pflege der archäologischen und ästhetischen Studien führten ihn langsam vom Rande des Verderbens ab; aber noch in Heidelberg regten sich zeitweilig die Spuren des alten Uebels und zeigten sich leise Rückfälle. Der Eintritt in große Verhältnisse allein hätte den Selbstmarterer retten können; wo sind aber die großen Verhältnisse, die einem deutschen Gelehrten zugänglich wären? Ein „Schulfuchsservicariat" am ansbacher Lyceum bezeichnet Feuerbach's Eintritt in das praktische Leben. Kein Wunder, daß auch die Liebe ihre Wunderkraft hier scheitern sah, gerade der Liebende an der krankhaften Reizbarkeit des Gemüths heftig litt. Von Frankfurt aus, wohin er sich, den innern bösen Geist fliehend, plötzlich geflüchtet hatte, schildert er in einem von der Witwe mitgetheilten Briefe dem Vater die durchlebte Vergangenheit, die verkehrte Behandlung, die ihm zutheil wurde, die Selbstmordgedanken, mit welchen er umging, aber er läßt die Hoffnung zu gesunden am Schlusse noch durchblicken. Gleichzeitig gab er der Geliebten das bindende Wort und faßte den Plan, den Apollo vom Belvedere zum Mittelpunkte einer literarischen Arbeit zu machen. Die Liebe und die Wissenschaft wurden seine Heilmittel. Armer Feuerbach! Das Schicksal hatte es mit der Wirkung dieser Arzneien anders bestimmt. Kaum vier Jahre vermählt, im Himmel des häuslichen Glücks sich wiegend, sieht er seine Gefährtin sterben, alle Träume einer seligen Zukunft grausam vernichtet. Der Altar aber, an welchem er der Wissenschaft opfern sollte, waren die untern Classen am speierer Gymnasium.

Warum das? Warum es nicht wagen, an einer Universität die Laufbahn beginnen, für die Natur und Geist ihn bestimmt hatten? Er mußte versorgt werden. Dies die traurige Antwort, welche die Grabschrift so manches jugendlich frischen Geistes geworden ist.

Nothwendig verzögerte sich die Vollendung des „Vaticanischen Apollo"; daß Feuerbach überhaupt den Plan durchführte und trotz aller äußern Hemmnisse und innerer Trübung nicht allein eine wissenschaftlich tüchtige Arbeit, sondern ein reines Kunstwerk, auf die Anregung der Phantasie des Lesers kaum weniger berechnet als auf verständige Belehrung, schuf, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Er bewies so durch die That, daß der Trostspruch des Vaters an den Hartgetroffenen: „Dignum deorum spectaculum vir fortis mala cum fortuna", auf den rechten Mann angewendet war.

Mehr als 20 Jahre sind seit der Veröffentlichung des „Vaticanischen Apollo" verflossen. Zahllose Werke haben seit dieser Zeit den kunsthistorischen Bücherkatalog gefüllt, andere und neue Größen in den Vordergrund sich gestellt. Wir sind gewohnt, auf die frühern Jahrzehnde mit Mitleid herabzublicken und sie als das Kindesalter der überhaupt noch jungen kunstgeschichtlichen Erkenntniß zu betrachten; die Grundidee des Feuerbach'schen Werks selbst, die Auffassung der Statue, als des Helden der Aeschyleischen „Eumeniden", gilt gegenwärtig und nicht mit Unrecht als veraltet. Und dennoch lebt Feuerbach's Buch noch immer als ein Fundamentalwerk unserer Wissenschaft. Die gewaltigen Fortschritte, welche die Kunstgeschichte in der letzten Zeit gemacht, wegleugnen zu wollen, wäre lächer-

liche Thorheit. Man braucht nur O. Jahn's Katalog der münchener Vasensammlung oder Schnaase's jüngsten Band über die romanische Architektur zur Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen, daß unsere Erkenntniß nicht blos in die Breite, sondern auch nach der Tiefe unglaublich gewachsen ist. Die Darstellung der Kunstgeschichte vom weltgeschichtlichen Standpunkt ist überhaupt erst das Resultat jüngster Forschungen. Doch fehlt es auch nicht an Dämpfern, unsern Stolz vor Uebermuth zu bewahren. Eine Zeit, deren Kunstindustrie dem Rococo ihre Formen abbettelt, wo Kunstschreiner, Metallarbeiter u. s. w. zum Stile Ludwig's XIV. wie zu einem classischen Ideale emporblicken und wahrlich alle Ursache haben, die Vergleichung zu scheuen, wo in der gelehrtesten Körperschaft desjenigen Landes, welches die Wissenschaftlichkeit zu seinen höchsten Nationalgütern zählt, dem gothischen Stile die Façade abgesprochen werden kann, ohne daß ein energischer Widerspruch dagegen erhoben wird, eine solche Zeit kann in der That von ihrer Kunstbildung wenig Rühmliches sagen. Ja selbst gegen die herrschende Weise, das vergangene Kunstleben wissenschaftlich zu begreifen, ließen sich manche gegründete Bedenken vorbringen. Man spottet der Symboliker, die z. B. in Correggio's Heiliger Nacht den geblendeten Hirten die Bedeutung der alten ungläubigen Zeit zuschreiben, welche das Licht der Welt nicht schauen wollten, und verlacht die frühern Kunstfreunde, die dem Kunstwerke gegenüber vor lauter Empfindungen zu keinem Urtheile gelangten. Ganz gut. Führte aber die Methode, bei jeder Gestalt eines antiken Bildes an berechnende Reflexion und strenge Absichtlichkeit zu denken und das berechtigte Walten des freien Phantasiespiels abzuleugnen — ich erinnere an die Schale des Kodrus —, oder neben dem Inhalte, der Vorstellung eines Kunstwerks die Form in den Hintergrund zu stellen, als ob der erstere nicht erst durch die formelle Vollendung Werth und Gültigkeit erzielte, führte diese Methode rascher zum Ziele? Der feine ästhetische Sinn, der sich durch Feuerbach's „Vaticanischen Apollo" hindurchzieht, das energische Festhalten an dem künstlerischen Standpunkte im Gegensatze zum materiellen archäologischen können auch gegenwärtig nicht hoch genug angepriesen werden.

Dem Verfasser bereitete das Werk keineswegs eine ungetrübte Freude. Zwar konnte er sich des ehrenden Beifalls seiner Fachgenossen rühmen, neben Lessing und Winckelmann wurde Feuerbach's Name genannt, aber die zahllosen sinnentstellenden Druckfehler machten ihn förmlich krank, verdarben ihm den Genuß des Buchs, der Vater starb nach kurzer Krankheit unerwartet, die äußern drückenden Verhältnisse, die Schulknechtung änderten sich nicht. Erst im Jahre 1836 erhielt er einen Ruf an die kleine freiburger Universität. Sein Biograph sagt:

> Leider war Feuerbach's beste Kraft schon gebrochen, als er Speier verließ, und der traurige Ort am Rhein, die große historische Grabstätte, bleibt auch das Grab seiner schönsten Geistesblüte wie seines schönsten Glücks.

Wenn nicht zu spät, doch sehr spät kam die Erfüllung seines Lieblingswunsches, Italien zu sehen. Zehn Monate (1839—1840) verlebte er im Kreise seiner Helden, im reinen Genuß seiner Berufsstudien. Die italienischen Reisebriefe finden wir gleichfalls im Nachlasse veröffentlicht. Sie sind nicht reich an Zahl, auch nicht bedeutend durch die Fülle der daselbst niedergelegten wissenschaftlichen Entdeckungen. Anspruchslose, einfache Ergüsse augenblicklicher Stimmungen, wollen sie durchaus nicht den gemachten Reisebildern angereiht sein. Sie geben scharfgefaßte Localfarben, aber verschmähen Lasuren und Firniß. Doch spricht aus jeder Zeile der feinsinnige, künstlerisch angeregte Denker. Mit Parallelen zwischen dem Geschauten und der modernen Kunst plagt er sich nicht. Zwei Zeilen genügen, dem modernen Parnaß, der „mit wenigen Ausnahmen von lauter Handwerksburschengesichtern bevölkert ist", seine Stelle anzuweisen und die neueste Kunst zu charakterisiren, welche „aus dem Paradiese vertrieben, im Schweiße ihres Angesichts sich abquält, durch eitele Frivolität oder kränkliche Ascetik auch noch den letzten Rest der Heimat, ich meine die Sehnsucht danach, zu verlieren". Ungestört, unverwandten Blicks genießt Feuerbach die Schöpfungen der alten Zeit, mit ungeschwächtem Behagen athmet er die neue Luft. Am meisten spannte Feuerbach die Begegnung mit dem Helden des Werks, dem er seinen Ruhm, seine ganze wissenschaftliche Stellung verdankte. Als er den „Vaticanischen Apollo" schrieb, hatte er natürlich nur den Gypsabguß vor sich; mit diesem kargen Ersatze mußte er sich begnügen, trotzdem daß das feine Kunstgefühl Niemand besser als ihn über den mächtigen Unterschied des lebenswarmen Marmor und des schwatzhaften giftigen Gypses belehrt hatte. Wie mußte ihm das Herz pochen, als er zum ersten mal das vaticanische Belvedere betrat und sich der gefeierten Statue gegenübersah.

> Um 1/3 Uhr stand ich plötzlich vor dem Apollo. Es ist schön, daß er ein eigenes Gemach hat, eine Art Kapelle. Wie längst vorbereitet war ich — und doch überrascht; denn dieser Marmor hat Leben und Wärme und eine Leichtigkeit der Bewegung, von welcher der Gyps nicht die leiseste Ahnung gibt. Der Kopf ist überirdisch schön, von Geist strömend. So stand ich vor dem Bilde, das mir die besten Jahre meines Lebens gekostet hat. Es freute mich, das Zimmer stets gefüllt zu sehen; und Alle verweilten lange, ruhten auf einer der Bänke und Niemand wagte laut zu sprechen!

Geistig erfrischt, das Gemüth neu belebt, schied Feuerbach von Italien. Er schreibt an die Lebensgefährtin, die ihm ein guter Stern nach dem Tode der ersten Gattin zugeführt:

> Der Kreis meiner Anschauungen hat sich abermals erweitert, der Sinn für das Alterthum geschärft, und an so manchem reizenden erhabenen Bilde wirst du dich, so Gott will, bald mit mir erquicken.

Die Heimatluft verdarb nur allzu bald die guten Wirkungen der Reise. So wenig als Feuerbach's Project, die Resultate derselben in einer Reihe von Abhandlungen unter dem Titel „Archäologische Spaziergänge" zu verarbeiten, zur Reise gedieh, so wenig wurden auch Frieden und Gesundheit in seinem Organismus heimisch. Die Art und Weise, wie sich die sehnlich gewünschte und sicher erwartete Berufung nach Heidelberg schließlich zerschlug,

trug viel dazu bei, die ohnehin nur schlummernden bösen Geister wieder zu wecken. Schweres Nervenleiden, theilweise Lähmungen begannen seit 1847 auch seine geistige Lebendigkeit zu untergraben. Es linderten zwar verständige Heilmittel und liebevolle Pflege auf kurze Zeit das arge Siechthum, doch nur schlimmer kehrte die Krankheit zurück. Sie brach den Hartgeprüften am 7. September 1851.

Einmal, als Feuerbach während seiner Krankheit von Trost- und Hoffnungslosigkeit übermannt wurde, gab er seiner Stimmung in folgenden Worten Raum:

Als ich ein Knabe war, da legte ich meine Zeichnungen einem Maler vor; der sprach: das wird ein großer Künstler. Als Jüngling las ich meine Gedichte vor; er wird ein großer Dichter, sagte man. Als ich den „Apollo" geschrieben hatte, hieß es: er ist ein großer Gelehrter. Was bin ich nun? ein elender kranker Mensch!

Diese Worte werden hier nicht angeführt, weil wir mit dem trübsinnigen Mann, der sie aussprach, den Glauben an sein verlorenes Leben theilen. In einer andern Weise bilden sie den Schlüssel zum Verständnisse Feuerbach's. Jene Freunde, welche seine künstlerische Anlage bewunderten, trafen ebenso sehr das Rechte, wie die andern, welche seine wissenschaftliche Bedeutung priesen. Selten findet sich in der Gegenwart tüchtige Gelehrsamkeit mit einem feinen Künstlersinne so innig gepaart wie bei Feuerbach. Welchen Werth gerade durch diese Vereinigung Feuerbach's kunsthistorische Arbeiten gewinnen, wurde bereits früher erwähnt. Auch die „Geschichte der griechischen Plastik", welche, von Hettner besorgt, den zweiten und dritten Band der „Nachgelassenen Schriften" bildet (der vierte Band wird durch mehre kleine Abhandlungen über einzelne Marmorwerke und Vasen ausgefüllt), erscheint namentlich durch die durchgebildete künstlerische Fassung verdienstlich. Von strenghistorischem Standpunkte beleuchtet, macht das Werk nur auf den Titel einer Skizze Anspruch. Es fehlt Vieles zur Vollständigkeit, die man bei einer die Forschungen vorläufig abschließenden Geschichte der griechischen Plastik voraussetzen darf (so sind z. B. die wichtigen lycischen Monumente vom Verfasser unerwähnt geblieben), und auch sonst werden nicht wenige Fragen der historischen Kritik nur nebenbei berührt. Desto gründlicher und sorgfältiger sind die ästhetischen Partien, jedenfalls mit die anziehendsten des Buchs, gearbeitet. Gleich die ersten Capitel, dem allgemeinen Wesen der griechischen Plastik gewidmet, gehören zu dem Besten, was über die Kunstanschauung der Alten geschrieben wurde, und orientiren vortrefflich in dem Kreise der antiken Phantasie. Man erkennt, wie der Verfasser feinsinnig auseinandersetzt, ihre Richtung auf das rein Plastische aus der Art und Weise, wie bei den untergeordneten mythischen Gestalten Menschliches und Thierisches vereinigt wird, aus dem Festhalten am bekannten griechischen Profil, das allerdings nicht erst von Künstlerhand erfunden zu werden brauchte, aber durch sein kanonisches Ansehen über den ästhetischen Sinn der Hellenen wichtige Aufklärungen gibt, und schließlich aus der üblichen Form der Bekleidung.

Nichts oder sehr wenig ist vom ehrsamen Schneiderhandwerk zu erblicken. Dem Stoff ist blos der einfachste, gleichsam natürlich architektonische Umriß gegeben oder vielmehr gelassen, das Viereck, die Kreislinie. Er ist nicht erst zu vielfachen Fetzen zerrissen, zerschnitten und dann erst wieder zu conventioneller Form zusammengeflickt, gespannt, gebauscht, durchlöchert, geknöpft; er wird nicht eine Art technisches Kunstproduct oder in der Zunftsprache eine Art Meisterstück für sich, sondern er wird erst etwas in dem Momente, für den er bestimmt ist, er wird erst durch den Gebrauch, die Anwendung.

Bei der griechischen Gewandung kann der bloße einfache Act des Ankleidens und Auskleidens, welcher durchaus freie anmuthige Bewegungen des Körpers zuläßt, nicht selten sie begünstigt, der Gegenstand eines gefälligen, sinnlich und gemüthlich befriedigenden Bildes werden. Wie lieblich ist die kleine Statue einer Nymphe in Neapel, welche den Fuß mit der Sandale bekleidet, wie reizend die Bewegung der Arme an jener Tänzerin ebendaselbst, welche eben den Chiton über der Schulter zusammenheftet u. s. w. Bei unserer modernen Gewandung kann Aehnliches nur vorkommen, wo ihre Theile mehr oder weniger an Antikes erinnern, beim Umwurfe des männlichen Mantels oder des weiblichen Shawls. Dagegen stelle man sich die Vollziehung der Schnurrbartfolter, das Ziehen und Glätten eines Strumpfs in Marmor gemeißelt vor, oder einen Helden, der mit gestreckten Beinen in die hohlen Hosenständer fährt, stöhnend und fluchend die Stiefel an den Ohren, den Stulpen emporzieht, und Abends den treuen Stiefelknecht nicht zu vergessen! Man sage nicht, dergleichen hat mit der Kunst nichts zu thun, es hat keine Bedeutung, keinen Sinn. Spricht sich nicht aus der Mühe und Noth des bloßen lumpigen Sichkleidens und Entkleidens vollständig das Gekünstelte, mühselig Gemachte, Beengende unserer Zustände aus, und dort die freie natürliche Behaglichkeit des antiken Lebens.

Diese Stellen mögen hinreichen, das Beziehungsvolle, Frische und Anregende in Feuerbach's Schreibweise zu charakterisiren. Einem kleinen Kreise ist allerdings das Gesagte selbstverständlich; Andern jedoch, und ihre Zahl ist leider nicht gering, können ähnliche Bemerkungen nicht oft, nicht eindringlich genug wiederholt werden. Auch Jene thun wohl daran, sich die Verschiedenheit des modernen und antiken Lebens zu Gemüthe zu führen, welche nicht aufhören, uns die Antike als das absolute, unbedingt nachzuahmende Vorbild in allen Gattungen der bildenden Kunst vorzuhalten. Bei aller Anerkennung derselben muß man sich fragen: was sollen die Künstler mit einem Ideale, welches dem wirklichen Leben gegenüber todt und vollkommen fremd erscheint, welches sie daher vielleicht mit glücklichem Erfolge äußerlich nachahmen, niemals aber mit unbefangener Freiheit nachschaffen können? Man kann über das Unkünstlerische in der modernen Bildung klagen, man soll aber nicht einen Weg des Heils empfehlen, welcher den Hauptmangel der modernen Kunst, das Beziehungslose zum wirklichen Leben, nur verewigt.

Am Schlusse des allgemeinen Theils berührt Feuerbach ein Thema, welches nach einzelnen Anzeichen eine praktische Bedeutung zu gewinnen droht: die Polychromie der Plastik. Bekanntlich hat der englische Bildhauer Gibson zu Rom zu wiederholten malen die Wiederbelebung derselben versucht und seine Marmorstatuen mit farbigem Schmucke versehen. Ob dies Beispiel bisjetzt eine weitere Nachahmung gefunden, ist mir nicht bekannt, steht aber bei dem Umstande, daß in der modernen

Kunst ein viel kürzerer Weg zum Irrthum als zur einfachen Wahrheit führt, immerhin zu fürchten.

Von jener seltsamen Anschauungsweise, welche die plastischen Kunstwerke nur für den Tastsinn geschaffen sein ließ, kann natürlich bei Feuerbach nicht die Rede sein; ebenso streng hält er sich von einer neuern Ansicht entfernt, welche eine ziemlich ausführliche Bemalung der antiken Statuen annimmt. Immerhin hätte die Summe alter Zeugnisse und untrüglicher Monumentenreste, welche für die Anwendung der Polychromie in der alten Kunst sprechen, bedeutend vermehrt werden können. Außer den bekannten Akrolithen und Chrysoelephantinen verdienen namentlich die selinuntischen Bildwerke einer besondern Erwähnung. Die nackten Theile der Frauen an denselben sind aus Marmor, die Frauengewänder dagegen, wie die männlichen nackten Körper aus gröberm Steine gearbeitet.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie sehr die antike Kunst auf die Individualisirung des Stofflichen, sei es organischer oder unorganischer Natur, auch bei der Wahl des Materials Bedacht nahm und kann den weitern Schluß auf die Bestimmung der Farbe an Sculpturen mühelos ziehen. Eigentlich malerische Wirkungen, eine eingehende Naturnachahmung im Sinne der mittelalterlichen Holzschnitzerei wurde nicht beabsichtigt; wo nicht die Farbe als Schmuck, wie bei den Waffen, auftrat, oder durch die Natur des dargestellten Gegenstandes, wie bei Armspangen, Agraffen, bedingt war, da dient sie zur bestimmtern Sonderung der Formen, ohne das Maß des Plastischen zu überschreiten. Wer das in der antiken Malerei befolgte Farbensystem, so gänzlich verschieden von den modernen Anfoderungen an das Colorit, kennt, kann keinen Zweifel über die gänzliche Unterordnung des Malerischen unter die reine Formschönheit hegen. Wäre ihm aber auch in der antiken Kunst eine ausgedehntere Wirksamkeit gegönnt, darin hat Feuerbach vollkommen Recht, wenn er der modernen Bildnerei die Farblosigkeit als ihr eigenstes Lebenselement zuspricht. Gerade die unaufhörliche Gefahr, von der uns ungleich befreundetern und verständlichern Malerei auf ihrem eigenen Gebiete bedrängt und überflügelt zu werden, zwingt die Plastik, sich schärfer abzuschließen und ihre Wirkungsmittel vorsichtig zu gebrauchen. Bei den mannichfachen malerischen Motiven, welche unwillkürlich in die neuern Sculpturwerke sich einschleichen, wäre das Hinzufügen von Farbe nur vom Uebel, eine Steigerung des ohnehin schon allzu mächtigen malerischen Effects, während die festbegrenzte griechische Kunst dieselbe ohne Schaden für die Rechte des Plastischen benutzen konnte.

Den Uebergang zur Geschichte der Plastik bilden Betrachtungen über die Composition, zunächst über die Verschiedenheit der Composition bei einer einzelnen Statue, Gruppe, einem Reliefbilde, dann über das allgemeine ästhetische Gesetz, welches den schöpferischen Sinn der Griechen lenkte: die durchgängige Klarheit und Anschaulichkeit. Auch hier dienen Beispiele der modernen Plastik (Thorwaldsen's Grabmonument für den Herzog von Leuchtenberg) dazu, durch den Gegensatz zu antiken Werken die Eigenthümlichkeit der letztern in ein scharfes Licht zu stellen.

In den formlosen symbolischen Zeichen, an welche der fromme Glaube der Vorzeit die Gegenwart der Götter knüpfte, liegt der erste, allerdings ärmliche, kaum bewußte Anfang der künstlerischen Thätigkeit der Griechen gegeben. Wie aber ist die weitere Stufenfolge zu denken bis zur Enthüllung der reinen Menschengestalt aus den mannichfachen symbolischen Schleiern? So etwa, daß man an den rohen Pfeiler einen Kopf ansetzte (Herme), mit Stumpfen zur Seite, um daran Kränze anzuhängen, die Stumpfe später in Arme verwandelte und schließlich das untere Pfeilerstück in Beine theilte, anfangs festgeschlossen, später fortschreitend? Feuerbach ist anderer Meinung.

Die Kunstgeschichte überhaupt schreitet nicht vor nach den Regeln einer Zeichnenschule, wo man auch erst Nasen und Augen, dann Köpfe, dann Füße und Hände und endlich ganze Figuren machen lernt. Die Kindheit der Kunst ist eben Kindheit; in ihrer Unbefangenheit kennt sie keine Schwierigkeiten, die nicht nur in der Führung der Hand und der Instrumente liegen. Hier waltet noch der richtige Glaube, Alles zu können, und die kindische Lust, Alles zu wollen. Das Kind fängt mit ganzen Figuren an und hat Götter gebildet, wenn es auch nur Fratzen zustandebringt. Jene Hermen ferner sind bloße Abstractionen; alles Abstracte aber ist später als das Concrete. Ihre Symbolik ist endlich eine bloße Abbreviatur; aber man fängt nicht mit Abbreviaturen zu schreiben an. Die Kürze eines Tacitus ist das späteste Product.

Offenbar hat der Eifer gegen die Systemsucht in der Geschichte den Verfasser zu weit geführt und den Hermen eine Stellung angewiesen, gegen welche sich ähnliche Einwendungen vorbringen lassen, wie gegen die denselben bisjetzt zugeeignete am Anfange der Kunstbildung, zumal als die Abstraction auch den einfachen symbolischen Pfeilern, den 30 Pfeilern zu Pharä, den durch Querhölzer verbundenen Balken zu Sparta, welche die Dioskuren bedeuten, vorgeworfen werden kann. Dennoch hält auch Feuerbach dieselben für echte untrügliche Kunstanfänge. Mit Recht, denn abstract sind sie nur vom Standpunkte einer spätern, ausgebildeten ästhetischen Anschauung, welche sich nicht mehr in die Möglichkeit, lebendige Gedanken mit formlosen Gestalten zu verknüpfen, hineindenken kann. Gerade so könnten wir auch die uralte symbolische Kunst aus dem Anfange in das Ende der Kunstentwickelung versetzen, weil für uns alle Symbolik in eine nüchterne berechnete Allegorie sich aufgelöst hat, die Allegorie aber regelmäßig nur in der Verfallzeit der Kunst herrscht. Deshalb soll aber durchaus nicht das Irrige der Annahme bestritten werden, die Hermen seien eine allgemeine, unbedingt nothwendige Durchgangsform der griechischen Kunst, welche die symbolischen Steinpfeiler vor sich, die Holzpuppen als nächste Entwickelungsstufe hinter sich hat. Namentlich die letztern fallen zweifellos noch in den Kreis primitiver Kunstbildung und erfüllen den Kreis der streng kirchlichen Kunst. Auf ihre Erscheinung, wie überhaupt auf die altgriechische Kunst, nimmt Feuerbach den ägyptischen Einfluß maßgebend an. Daß alle Streitlust, welche die Archäologen in sich bergen, in der Behandlung der

Frage nach dem heimischen oder fremdländischen Ursprunge der griechischen Kunst zur höchsten Steigerung aufflammt, und die Sache trotz endlosen Untersuchungen noch immer nicht eine allgemein befriedigende Entscheidung gefunden hat, ist bekannt genug. Röth's Schülerkreis, des Worts mächtiger als des Gedankens und in der Aufstellung neuer Hypothesen vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend, hat allerdings das Ziel überschossen und nur dazu beigetragen, daß die Gegner mit doppelter Hartnäckigkeit an der entgegengesetzten Meinung festhalten. Auf der andern Seite ist es aber wahrhaft kindisch zu nennen, wenn die Anhänger der Aboriginercultur jede Hinweisung auf orientalische Einflüsse für eine frevelnde Beleidigung der griechischen Größe nehmen und an uns die Zumuthung stellen, die Hellenen als erhaben über die gewöhnlichen Entwickelungsgesetze der Geschichte, als ein Kunstvolk von Gottes Gnaden zu verehren. Die ägyptische oder im Allgemeinen die orientalische Frage ist für die antike Kunst derselbe Quälgeist, den die byzantinische Frage für die mittelalterliche Kunst abgab. Nur hat sich die letztere, trotzdem daß sie angeblich meist nur von Dilettanten durchforscht wird, rascher von ihm zu befreien verstanden als die classische Archäologie. Auch dort galt lange Zeit alles Frühmittelalterliche, Alles, was sich sonst nicht unterbringen und einordnen ließ, als Ausfluß der byzantinischen Kunst. So sprach man von einer byzantinischen Architektur im Norden, welche erst von der gothischen Baukunst abgelöst wurde; so entdeckte man einen byzantinisch-niederrheinischen Stil in der deutschen Malerei (und wenn ich nicht irre, hat derselbe noch immer die Ehre, in dem Kataloge der münchener Pinakothek als eine historische Thatsache zu leben); so fand man, daß Italien Jahrhunderte lang seinen Kunstbedarf von Byzanz bezog. Auf dem Wege des allgemeinen Raisonnements ließ sich die Sache nicht zur Entscheidung bringen. Man traf aber sogleich das Richtige, als man die Untersuchung auf specielle Gebiete verlegte, nicht alle Kuppelkirchen und dunkelgebräunten Bilder als byzantinisch zusammenwarf, sondern Kuppel gegen Kuppel abwog, die Unterschiede in der technischen Ausführung studirte, die Composition der Gemälde, die Zeichnung, den Farbenauftrag sorgfältig auseinanderlegte. Gegenwärtig gehört die byzantinische Frage zu den am wenigsten räthselhaften Erscheinungen in der Kunst des Mittelalters. Eine so rasche Lösung hat aber die Frage nach dem orientalischen Elemente in der griechischen Kunst nicht zu hoffen, solange man sich mit der abstracten Erörterung begnügt, ob die Werke des Dädalus ein griechisches oder ein ägyptisches Aussehen hatten, und die undeutlichen, oft widersprechenden Zeugnisse alter Schriftsteller, die im Geiste ihrer Zeit über die vergangene Kunstbildung dachten, nicht durch eine eingehende Kritik der Monumente ergänzt. Jedes Volk construirt sich nachträglich auf die ihm zusagendste Weise die Entwickelungsgeschichte seiner Bildung; eine besonders strenge objective Auffassung darf man von dieser Unternehmung nicht erwarten, muß vielmehr neben zahlreichen, den historischen Kern treffenden Sagen auch mannichfache Anekdoten, die die Bildung der Zeit, in welcher sie erzählt worden, richtiger charakterisiren als jene, auf welche sie sich beziehen, mit in den Kauf nehmen. Daß in dieser Hinsicht die literarischen Quellen der alten Kunstgeschichte häufig noch einer allzu unbedingten Autorität genießen, haben einzelne neuere Werke sattsam dargethan.

Es ist hier nicht der Ort, schrittweise die Schilderung der Schicksale der griechischen Bildnerei, wie sie Feuerbach in gedrängten Zügen gibt, zu verfolgen. An Gelegenheit würde es nicht fehlen, Bemerkungen und Gegenbemerkungen anzubringen, versuchte Emendationen streitiger Lesearten, z. B. die berühmte Stelle im Plinius über Myron, nach welcher derselbe allen übrigen Zeugnissen zum Trotze im Ebenmaße noch über Polyklet gesetzt wird, zu erwägen; chronologische Bedenken zu äußern, z. B. über Phidias' Berühmtheit bereits zur Zeit der marathonischen Schlacht; Einzelheiten zu berichtigen, z. B. die Angabe, daß die sitzende Minervastatue des Dädaliden Endöus aus einem Oelbaume geschnitzt war, welchen Feuerbach übrigens in eine viel zu frühe Zeit versetzt, falls es mit der Bemerkung Rangabe's seine Richtigkeit hat, daß die Buchstabenform einer erhaltenen Inschrift von einem Werke Endöus' in die siebzigste Olympiade falle; schließlich auch Druckfehler zu verbessern, wie z. B. nicht die spitze Form des Kinns, sondern des Knies ein charakteristisches Merkmal des äginetischen Stils bildet u. s. w.

Es wurde aber bereits früher erwähnt, daß Feuerbach's Buch keineswegs mit dem Anspruche auftritt, die Geschichte der griechischen Plastik in einer fertig abgeschlossenen Gestalt zu liefern, daß es sich bescheidet, die Entwickelung der antiken Kunst in großen Zügen zu zeichnen und die ästhetische Bedeutung der hervorragendsten Werke zu erörtern. Beides ist ihm in vortrefflicher Weise gelungen. Werden wir auch nicht durch sachliche Ueberschriften über den verschiedenen Kunstcharakter der einzelnen Zeitalter orientirt, so lesen wir doch denselben aus den Schilderungen selbst ganz deutlich heraus und werden mit wünschenswerther Klarheit über den natürlichen Gang der Kunstentwickelung von dem strengen typischen Tempelstil bis zur virtuosen Handhabung der Formen und zum mächtig wirkenden Naturalismus in der letzten Periode der griechischen Kunst belehrt. Gerade daran müssen wir aber festhalten, daß auch in der griechischen Kunst im Allgemeinen und Ganzen jene Gesetze sichtbar werden, welche das kunstgeschichtliche Leben jedes andern Weltalters bestimmen. Bei den mannichfachen Gesichtspunkten, unter welchen die antike Kunst stets mit dem gleichen Genusse betrachtet wurde, war es begreiflich, daß sie eine verhältnißmäßig isolirte Stellung einnahm und ihre Einordnung in die allgemeine Kunstgeschichte einem gewissen zähen Widerstreben begegnete. Seitdem auch das Studium der mittelalterlichen Kunst, zu mächtiger Ausdehnung emporgewachsen, die gesammte Kraft des einzelnen Forschers in Anspruch nimmt und ihn in ihrem Kreise fast ausschließlich festbannt, ist die Absonderung nur noch größer, der gleichmäßige Ueberblick des ganzen Kunstgebiets schwieriger

und seltener geworden. Uns über diese Zustände zu beklagen, liegt kein Grund vor, da dieselben durch den Gang der wissenschaftlichen Entwickelung bedingt werden. Nur durch eine einseitige Beschränkung konnte die tiefe Durchdringung der einzelnen Gebiete erzielt werden. Doch darf das letzte Ziel darüber nicht vergessen bleiben, der Weg, der die verschiedenen Disciplinen zu einer Wissenschaft wieder vereinigt, nicht versperrt werden. Es wird noch lange währen, daß man an unsern höhern Lehranstalten die Kunstgeschichte nur als ein pikantes hors d'oeuvre duldet; im Kreise der allgemeinen Bildungsfächer jedoch nimmt dieselbe von Tag zu Tag eine hervorragendere Stellung ein. Gerade hier aber gilt es, den Wald nicht vor lauter Bäumen zu verbergen und die tiefere gesetzmäßige Einheit aller Kunstformen in den Vordergrund zu stellen.

Wenn ein Wunsch während der Lesung des Feuerbach'schen Werks laut wurde, so war es der, den Anmerkungen des geistvollen Herausgebers unter dem Texte, namentlich mit Bezugnahme auf die neuesten Entdeckungen, häufiger zu begegnen. Jedenfalls ist Feuerbach's „Geschichte der griechischen Plastik" zur Einführung in das Studium der Kunstgeschichte und zur Belebung des ästhetischen Sinns im höchsten Grade empfehlenswerth.

Anton Springer.

Jordan's „Demiurgos".

Demiurgos. Ein Mysterium von Wilhelm Jordan. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 6 Thlr.

Die Franzosen haben Mysterien von Paris; unsere deutschen Mysterien sind himmlische Hof- und Staatsactionen. Die vorliegende Dichtung in drei Theilen, deren erster bereits in Nr. 19 d. Bl. f. 1853 in eingehender Weise besprochen wurde, ist ein echtdeutsches Mysterium, welches sich nicht, wie die französischen, mit den Sackgassen verlorener Stadtviertel beschäftigt, sondern mit der absoluten Sackgasse des Bösen in dieser Welt, und mit der Frage, wie diese Sackgasse in den architektonischen Grundriß des himmlischen Jerusalem paßt. Wir haben es also mit einem metaphysischen Problem zu thun, das seit uralten Zeiten denkende Priester und priesterliche Denker beschäftigt hat und das hier, zu einer umfangreichen Dichtung ausgesponnen, Farbe und Gestalt zu gewinnen sucht. Auch ist die Tendenz des Gedichts keineswegs eine künstlerische; der Dichter sagt selbst im „Vorgesang":

Fürwahr, es scheint ein kühnes Unterfangen
In solcher Zeit, so durch und durch verstimmt,
Gehör für eine Dichtung zu verlangen,
Die sich zum Ziel das schwerste Räthsel nimmt,
Nach dessen Lösung jemals Menschen rangen,
Die selten mit dem Strom der Meinung schwimmt
Und frei bekennt, es bildet ihre Sendung
Zu fördern eine große Geisterwendung!

Der Poet tritt also mit der Reformatorenmiene vor uns hin; er will einen Umsturz der Denkweise des Jahrhunderts hervorbringen; er will dies Problem nicht blos dichterisch verklären, er will es in einer befriedigenden Weise auch als Denker lösen; kurz, wir haben nach der eigenen Ankündigung des Autors, eine metaphysische Tendenzdichtung vor uns, eine optimistische Theodicee, deren äußerlicher Umfang schon über das triviale Maß der Alltagspoesie hinauswächst, deren Inhalt aber bedeutend und commentarbedürftig genug ist, um zunächst ein ausführliches Eingehen auf den Zusammenhang der Dichtung zu rechtfertigen, ohne welches jede Kritik derselben unverständlich bleiben müßte. Schon der Ernst dieses großen poetischen Unternehmens und das philosophische Piedestal, auf das sich der Dichter stellt und von dem er auf die Liliputer der Duodezbände als ein Brognobuker des Gedankens vornehm herabsieht und sich als jüngster Dichter einer Divina commedia an die Prometheus-, Hiob- und Faustpoeten, an alle die geistigen Granden der Menschheit mit möglichster Ebenbürtigkeit anzuschließen sucht, machen, abgesehen von der hervorragenden Befähigung und Originalität des Dichters, eine genauer eingehende Analyse seines Werks wünschenswerth.

Mit Freuden liest man zunächst die Zueignung an den ritterlichen und edeldenkenden Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, der nach der ruhmvollen That von Eckernförde bei seiner Begegnung mit dem Dichter den schlummernden Gedanken dieser großen Dichtung in ihm weckte und durch den rechten Blick und die rechte Frage zur vollen Form und ins Leben hervorlockte. So knüpft das Poem an eine bestimmte historische Begebenheit an; Färbung und Stimmung jener Zeit sind treu wiedergegeben, und die Bedeutung jener fürstlichen Erscheinung tritt in das schönste Licht:

Die schwarzrothgold'ne Flagge wehte
Hoch über mir so hoffnungsreich!
Mein Fühlen wurde zum Gebete:
Erneue, Herr, das deutsche Reich!
So fühlend trieb es mich zu dir
Nach Altenhof ins Hauptquartier.

Doch was ich dort in dir geschaut,
Als dich mein erster Blick getroffen,
Das mach' ich nie in Worten laut;
Es war, es bleibt ein schönes Hoffen.

Ein Lichtblick war dein schöner Sieg,
Der einzige in tiefer Nacht.
Schon hoch vom Horizonte stieg
Das Wetter auf, durch dessen Macht,
Was damals unser Herz erweitert
Verheißungsvoll, so rasch gescheitert.

Gemeinsam suchten wir den Trost,
Den kein Orkan daniedertost,
Gemeinsam wollten wir „errathen
Aus den zertret'nen Hoffnungssaaten
Den Gottesschritt im Weltgeschick",
Den ew'gen Werth im Augenblick.
Da thatest du die rechte Frage,
Da warst du mir der rechte Mann;
Da war es mir mit einem Schlage
Entschleiert, was ich soll und kann.
Ich wünschte damals dir vor Allen
Durch klare Worte zu gefallen;
Dein Auge wurde mir zum Sporn —
Und sprudelnd floß der Dichtung Born.

Schon lange spann' ich zwar die Fäden —
Sie schienen hoffnungslos verwirrt:
Nach jener Stunde Wechselreden
Verwob ich Alles unbeirrt.

Was ist aus jener Zeit geblieben?
Mir wenig mehr als jener Span *)
Und was ich hier von ihr geschrieben:
Nimm, was du wecktest, freundlich an!

Dir blieb, o Herr, was du gethan.
Im Volke lebt es unvergessen,
Daß du mit seinem Herzen zogst,
Weil du mit deinem Herzen wogst,
Statt kalt zu rechnen und bemessen.
D'rum weiß der Dichter sich entschuldigt,
Indem er nicht für sich allein
Dir, edler Herzog, dankbar huldigt;
Denn Millionen stimmen ein!

Nach der schönen und kräftigen Widmung folgt der gleich kräftige „Vorgesang", der ebenfalls an jene Zeit und ihre schönen Hoffnungen anknüpft:

Wir sah'n uns schon zur altureig'nen Sitte,
Zur alten Form, vom neuen Geist verklärt,
Zum alten Ruhm als Herrschervolk der Mitte
Nach langem Zwischenreich zurückgekehrt,
Der halben Welt zum Trotz mit ew'gem Kitte
Geeinigt durch ein mächtig Kaiserschwert
Und meergewaltig wie die edeln Ahnen
Im Hansabund auf allen Oceanen.

Die optimistische Tendenz des ganzen „Demiurgos" spricht der Dichter mit vollkommener Klarheit in den beiden stolztönenden Schlußstrophen aus:

So geh' denn hin, du Schöpfung sel'ger Nächte,
In denen ich das reinste Glück empfand,
Als alles Böse, alles Ungerechte
Im Weltenplan vor meinem Blick verschwand,
Und eben Das am sterblichen Geschlechte
Als höchsten Gnadenquell mein Geist erkannt,
Was man verwünscht als Keim von allen Qualen
Und blind vertauschen will mit Idealen.

Geh' hin und hilf den Widerspruch verklären:
Der Lauf der Welt geht stets die beste Bahn,
Und jeder Wunsch, den wir dagegen nähren,
Erwiese sich, erfüllt, gewiß als Wahn;
Doch wenn wir thätlich dieses Glaubens wären,
Dann wär's um unser Menschenthum gethan:
Es muß die Menschheit ringen nach dem Ziele,
An welchem angelangt die Welt zerfiele.

Nach dieser klaren Angabe des Inhalts rauscht der Vorhang des Mysteriums in die Höhe, und es beginnt der Prolog im Himmel oder vielmehr der Prolog auf der neuentstandenen Erde. Der Geist des Guten und der Geist des Bösen, Agathodämon und Lucifer, fahren auf einem Stern mit langen Strahlenruthen zum Erdenrund. Lucifer, der Geist der Verneinung, der Beschränkung, des Maßes, der dem „Ocean von Gnade", den Agathodämon ausströmt, Grund, Becken und Gestade gibt, wettet mit Agathodämon, daß er weit eher noch eine in sich zusammenhaltende Welt zustandebringen würde als jener, und wünscht mit dieser Erde eine Probe seiner Schöpfungskunst zu machen, nur müsse Agathodämon von diesem Stern sich selbst und seine Liebe fern halten:

Denn was davon ich brauchen kann,
Enthält er schon von Anfang an.

Nach dem ersten Acte der Schöpfung soll dann Agathodämon entscheiden, wer die Wette gewonnen hat, und der Verlierer soll dem Andern ein Götterjahr als Vasall dienen. Agathodämon geht darauf ein, und ist nur höchst begierig, „wie die Vernichtung schaffen sollte?" Lucifer aber erscheint als ein Riesengeier, der mit seinen gewaltigen Flügeln über dem Weltenei brütet, und hier geschieht:

Das uns in alle Ewigkeit Geheime,
Der Werdensanstoß für des Lebens Keime.

Er erscheint als der Demiurgos.

Nachdem die Zeit um ist, sitzen Beide auf dem höchsten Grate einer Alp und beschauen die Erde, das Werk des Demiurgos, die in außerordentlich schönen Strophen geschildert wird. Lucifer rühmt sich fein lächelnd seiner Arbeit. Agathodämon sagt zwar:

Dein Werk, das muß ich eingesteh'n,
Ist schön und herrlich anzuseh'n.
Doch schau'n wir hinter die Coulissen!
Da gibt's gewiß zerbroch'ne Töpfe.
Mir kommt dies Wimmeln der Geschöpfe
Von vornherein verdächtig vor.
Wie anmuthsvoll für Aug' und Ohr
Das Alles auch erscheint und klingt,
Ich weiß doch, es ist deine Brut
Und fürcht', ich finde minder gut,
Was sie zu ihrem Treiben zwingt.
Auch scheint mir Manches ganz verkehrt
Und klein des Bessermachens Mühe.
Wozu zum Beispiel wird das Gras verheert
Durch jene ungeschlachten Kühe?

Lucifer theilt ihm mit, er werde noch ganz andere Dinge sehen. Nun beginnt eine kräftige Schilderung der zerstörenden Naturgewalten. Agathodämon fährt in hellem Zorn auf, und erklärt, gegenüber dieser sich selbst verschlingenden Welt, diesem Machwerke von Lucifer's List, seine Wette für gewonnen. Lucifer protestirt dagegen; er will ihm vom Leben der Menschen den Schleier heben, ihn mit treuer Auswahl durch Glück und Unglück führen, und erst nach dieser Erdenfahrt will er als Vasall dem Agathodämon dienen, wenn er dann noch im Stande ist, diesem Sterne zu fluchen. Damit er aber selbst fühle, „wie dies Dasein schmeckt", will er bald ein passendes Subject als irdisches Kleid für den Geist Agathodämon's ermitteln, in welchem dieser seine Erdenwallfahrt antreten könne. Schön und erhaben ist die Schilderung von Lucifer's Fahrt:

Er sprach's und gab der Wolke einen Wink,
Die dunkel über einem Gletscher hing.

*) Diese Worte beziehen sich auf folgende vorhergehende Verse:
Dann war es mir ein freud'ger Schreck,
Der Gefion zerschoss'ne Bohlen
Nunmehr als deutsches Kriegsverdeck
Zu fühlen unter meinen Sohlen.
Ich träumte schön, ich träumte stolz
Von meines Vaterlandes Ruhm
Und barg ein Stück von ihrem Holz
Auf meiner Brust a's Heiligthum.

Sie hüllt ihn ein; ihr blitzeschwang'rer Schoos
Reißt sich vom Alpenhaupte los.
Und wie sie die schwarzen Fittiche regt,
Knarren und seufzen die Tannen,
Mit wachsender Sturmeseile fegt
Sie über die Lande vondannen.
Wälder liegen wie Halme gemäht,
Wo die Windsbraut gegangen,
Umzuckt in flammender Majestät
Von den brüllenden (?) Himmelsschlangen.
Doch rieselt und rauscht es hinterdrein
Erquickend, segnend, beglückend,
Und juwelisch durchfunkelt vom Sonnenschein
Den Bogen des Friedens brückend.

Wir werden nun mitten ins Menschenleben hineingeführt, in ein gräfliches Schloß, in welchem der junge Graf Heinrich im Sterben liegt. Heinrich ist ein verzogenes Muttersöhnchen, das nur lernt und betet. Lucifer tritt auf als Doctor Lucas aus der Residenz, vertreibt durch einige Sarkasmen den Arzt, der den Kranken behandelt, und beschwört Agathodämon herbei, der bisher auf eigene Faust die Erde durchschweift und dies fluchbeladene Werk kennen gelernt hat. Die Schilderung des Verderbens, das auf ihr waltet, ist wieder meisterhaft; ebenso schwunghaft werden die in der Menschenbrust lebendigen Ahnungen des Guten dargestellt, welche den Agathodämon bestimmen, die Erde von den Fesseln des Bösen zu erlösen und selbst zum Erdengenossen zu werden. Doch als Agathodämon gleich das Regiment verlangt, sträubt sich Lucifer dagegen, indem er bisjetzt noch im klaren Vortheil sei.

Nein, Bruderherz, das geht mitnichten!
Auch willst du ja den Stern erst dann,
Wenn er durch nichts genesen kann,
Aus Mitleid schnell zugrunde richten.
Doch eben das geschähe gleich,
Ich will's mit jedem Eid beschwören,
Versuchtest du auf einen Streich
Das Böse völlig zu zerstören.
Die Wurzeln sind so weit verwebt,
Daß, wenn man sie mit einem Ruck enthebt,
Ein kolossaler Erdenklos
An ihnen mitgerissen klebt;
Und gar in diesem unserm Fall
Weiß ich, er wäre ganz genau so groß
Wie der gesammte Erdenball.
Es frommte nie, dem ersten Eifer
Zu übertragen volle Macht.
Du schenkst gewiß die Frucht des Glückes reifer,
Hast du zuvor das Leiden durchgemacht.

Agathodämon entschließt sich dazu und fährt in die Larve des sterbenden Grafen Heinrich, mit dessen Wesen er ganz und gar in Eins verwächst. Der gute sanfterzogene Heinrich, von dem eine zarte mütterliche Hand alles Gefährliche und Bedenkliche, alles nicht anmuthig Streifende ferngehalten hat, ist allerdings ganz geeignet, als leibliches Gefäß für Agathodämon's Menschwerdung zu dienen. Vortrefflich sind die pädagogischen Ermahnungen Lucifer's, welcher der verzärtelnden Erziehung der Mutter Schuld an der gefährlichen Krankheit des Sohnes gibt:

Ihr selber habt ihn siech gemacht
Und ihn im Treibhaus schlaff emporgetrieben,
Und was ihn dicht ans Grab gebracht,
War nichts als euer maßlos Lieben.

Hierauf folgt eine Art „Spaziergang" und dann ein moderner Faust-Monolog. Während im Goethe'schen Spaziergang das tendenzlose Behagen der harmlosen Sonntagswaller ausgesprochen ist, gähren hier im Bürger- und Bauernstand die modernen socialen Tendenzen. Der alte Bauer spricht die engherzig conservative Gesinnung dieses Standes mit einem derbtüchtigen Humor aus. Heinrich tritt auf, von Universitäten heimgekehrt, als der vollendete Idealist, der in der Welt vergebens das Vollkommene sucht, überall Heuchelei und grelle Misgestalt erblickt, sobald man dem Schein der Anmuth näherrückt. Alle schönen Träume der Phantasie erbleichen in der Wirklichkeit. Er hat die Welt sich angesehen: auf den Universitäten herrscht ein rohes oder ganz seelenloses Leben; die Kunst geht nach Brot; aus allen Ständen ist die Freude am Dasein verschwunden; Glaube und Lebenskraft sind von der Wissenschaft verschmäht worden. Aber Heinrich fühlt mit aller Klarheit, daß er nur ein Faust-Epigone ist und seine Qual mit den Leiden jenes Riesengeistes nicht vergleichen könne. Kein unerhörter Geist, keine Magie, keine Zauberzeichen gibt es mehr; überall nur „müssende Atome", vom Einmaleins regiert, nach Pfund und Pferdekraft begriffen. Der fessellose Menschengeist hat die Glaubensform aufgelöst; dafür herrscht in der räthsellosen Welt nur eine prosaisch-platte Entdeckungs- und Erfindungswuth. In Heinrich's Brust ist nun das heiße Verlangen „nach Dem, was nirgends wirklich ist", lebendig, der leere Idealismus. Doch dies Verlangen muß irgend eine tiefere Begründung haben; vielleicht offenbart sich ihm doch die Vollendung im Jenseits. So versucht er sich das Leben zu nehmen, woran er indeß von Lucifer verhindert wird. Dieser deutet ihm zunächst an, daß das „grellgeschminkte" Ideal von der Wirklichkeit lernen könne und daß gerade die Sehnsucht nach den Idealen die mächtige Triebfeder der menschlichen Entwickelung sei, während in der Thierwelt die rasch zugreifende, stets sorglose Kraft jede Entwickelung ausschließt. Das weibliche Ideal, das in Heinrich lebt, weil es ihm Lucifer selbst während des Genesungsschlummers vor Augen geführt, existirt indeß auch in der Wirklichkeit; Lucifer verspricht, den lebensmüden Blasirten zu diesem Ideal von Fleisch und Blut zu führen.

Helene, die Tochter eines Fürsten, der dies Kind in kunstgeschaffenen Zaubergärten auferzogen, ist eine naive Blüte der hellenischen Cultur und ihrer harmonischen Gestaltung; das weltfremde Wesen des Idealismus versteht sie nicht; ihre Gedanken schweifen nicht über das Vorhandene hinaus, die Thätigkeit und Regsamkeit im häuslichen Alltagsleben, das rührige Schaffen und Pflegen nimmt ihr ganzes Interesse in Anspruch. Heinrich erblickt sie zuerst im Bade wie eine Marmorgöttin, von allem Zauber der schönen Sinnlichkeit umgeben. Seine Sinne, seine Seele werden gefangen und gefesselt; bald schlägt ihm

ein Herz voll Liebe entgegen; aber mitten in ihren Freuden quälen ihn idealistische Lebensfragen, auf welche die harmlose Geliebte keine Antwort weiß. Die olympische Heiterkeit des unbefangenen Daseins wird durch eine schwunghafte und schöne Dichterdithyrambe gefeiert, die wie eine Parabase den Rausch der feurigen Liebe austönt. Denn nur zu bald erblaßt das Ideal der Geliebten in Heinrich's Seele; sie genügt nicht seinem idealen Streben; sie kommt ihm prosaisch und nüchtern vor und versteht nicht den Schwung seiner Seele. Sie findet Gefallen am Tanz, „am dargestellten Sinnenbrand", und an „den hausbackensten Erbärmlichkeiten"; ja ihre menschliche Natur und irdische Bedürftigkeit tritt ihr selbst in derbcynischen Consequenzen entgegen, die der Dichter nach dem Muster der Walpurgisnacht nur durch Punkte anzudeuten wagt. Lucifer entführt ihn daher aus diesem unbefriedigenden Liebesleben, in welchem er nur versauern könnte.

Nach einer etwas mystisch-dunkeltönenden Allegorie, in welcher die Versöhnung der irdischen und göttlichen Liebe, der Venus und Madonna, in speculativen Orgeltönen anklingt, führt Lucifer nun Heinrich in die sociale Welt, in das von den Tendenzen der Weltverbesserung aufgeregte Leben. Zuerst sehen wir ein kleinbürgerliches tragisches Genrebild, die Familie des Tischlers Hobelmann, zerrüttet durch das Streben nach materiellem Genuß, welches von dem Meister mit der principiellen Begeisterung der modernen Socialisten erfaßt wird. Durch das andächtige Versenken in dies Evangelium, das allabendlich in den Bierschenken gepredigt wird, hat der Meister sein Geschäft versäumt und verträumt und sich in Schulden gestürzt. Das Elend der Familie, die Wechselschulden, Execution, Arrest, die Aufopferung der Tochter, die den Vater zu retten sucht, indem sie sich einem einflußreichen Mann hingibt — das sind Alles mit Rembrandt'schen Farben aufgetragene Familienbilder. Heinrich hat diese Scenen des socialen Elends belauscht; es erglüht in ihm ein revolutionäres Feuer:

Fort, laß uns geh'n in die Spelunken,
Das Elend suchen grausig nackt,
Und schüren jeden Zornesfunken,
Damit das Feuer endlich packt!

Lucifer führt ihn in die Kreise Derer, welche bereits beschäftigt sind, den Funken zu schüren, in die Kreise der modernen Atheisten, Egoisten, Socialisten und Radicalen. Die geistigen Richtungen der vorrevolutionären Epoche, der modernen deutschen Encyklopädisten, werden aufs schärfste in allen ihren Nüancen enthüllt; auf keine dieser geistigen Champagner- und Liqueurflaschen wird ein verkehrtes Etikette aufgeklebt. Der Kosmopolit Arnold (Ruge) verspottet das Deutschthum und die engherzigen Nationalitätsschranken; die heilige Familie, das Trifolium der drei Gebrüder (Bauer), die charlottenburger Kritik kramt ihre absolute Weisheit in derbcynischen Ausdrücken aus; der „Einzige" (Max Stirner), der seine Sache auf nichts, oder vielmehr auf sich selbst gestellt hat, kokettirt mit seiner Systemlosigkeit und mit der erhabenen Gleichgültigkeit gegen „den Spuk und den Sparren":

Denn wie wir eine Cigarre schmauchen,
So müssen wir uns selbst verbrauchen.
Zum Stehlen bin ich nur zu schlau,
Sonst nähm' ich's damit nicht so genau,
Das Morden macht mir keinen Spaß,
Sonst würd' ich mir's gewähren.
Betrachte Alles als einen Fraß,
Wovon ich gedenke zu zehren
Soviel ich irgend bewältigen kann
An Speise, Plaisir und Leuten,
Und bin ich satt — nun, ein todter Mann
Hört nicht sein Grabesläuten.

Darauf tritt Floskelreich auf, ein radicaler Volksredner, „mit ungeheuerm Beifall", da er gewaltige Stichwörter wie Granitblöcke herniederdonnern läßt. Lucifer verhöhnt dies schale Zeug!

Das Schwurgericht, die freie Presse,
Die Bürgerwehr, ein Unterhaus!
Das ist die ganze Freiheitsmesse,
Die pred'gen sie tagein, tagaus.

Dann tritt der Europamüde mit der Sehnsucht nach Amerikas unentweihten Urwäldern auf; der Enttäuschte, der auch dort in der Republik nur schnöde Geldgier und Pöbelwillkür entdeckt hat und daher nur im Untergange der Erde ein radicales Heilmittel sucht; der Frater Icarius, der die undämonisirten Theorien des Bruderbundes, des allgemeinen Menschheitfriedens, die Organisation der Arbeit predigt. Heinrich fühlt sich von diesen Lehren am meisten angezogen. Ein Volksauflauf stört die weltverbessernden Betrachtungen. Die Tochter des Tischlers Hobelmann hat sich einem hohen Herrn hingegeben, um durch sein Geld und seinen Einfluß den Vater zu erretten; der Bräutigam überrascht sie und wird dafür von dem hohen Herrn erstochen. Dies zündet auch in Heinrich's Gemüth:

Hinaus zum Kampf, das Volk wird frei,
Ein Schuft, wer nicht zum Schwerte greift!

Am Schlusse erscheinen die Gendarmen.

Wir haben jetzt den ersten Theil, die Hölle der neuen Divina commedia hinter uns, treten nun in den zweiten Theil, das Purgatorium, während der dritte, als das Paradies, in der Ferne steht. Zuerst wehrt sich der Dichter gegen die Misverständnisse der Kritik und wahrt die Rechte der Gedankenpoesie, tritt den Alltagsbeurtheilern mit dem gelehrten Aplomb einer aus der Gnose stammenden Mysterienweisheit gegenüber, obgleich seine Vertheidigung gegen die Anklage der Commentarbedürftigkeit offenbar mangelhaft ist. Denn eine Dichtung mag noch so viele gelehrte Voraussetzungen haben, es wird immer ein großer Fehler bleiben, wenn sie diese nicht selbst ohne Commentar klar zu machen versteht. Mit der Berufung auf den zweiten Theil von Goethe's „Faust" ist wenig ausgerichtet; denn der grübelnden Weisheit der Exegese und dem Bombast der Apotheose zum Trotz hat der gesunde Geschmack der Nation ihn mit vollem Rechte verworfen. Am Schluß der einleitenden Parabase bekennt der Dichter seine eigene Läuterung aus

„einem Jünger der Titanenschule" zu einem Anhänger des Wunderwaltens im Laufe dieser Welt; er belächelt, daß man seinen Lebenswandel excentrisch schilt und meint, je größer die Sonnenferne, desto größer die Sonnennähe, wenn der Trieb der Umkehr erwacht ist.

Nachdem der Dichter durch diesen Fegefeuerprolog sich mit dem Publicum vom hohen Pferde der Gnose herab auseinandergesetzt und einige biographische Aufhellungen über das Aphelium und Perihelium seiner kometarischen Geistesbahn gegeben, fühlt er das Bedürfniß, auch die Biographie seines Helden, des Demiurgos, etwas zu erläutern. Dieser beklagt in einer Elegie seine verlorene Seligkeit. Daß es dieselbe dramatic person ist, die sich im ersten Theile als Lucifer einführte, wird uns aus der Angabe des Dichters klar. Doch paßt der weinerliche Ton und der den Nachtwächter nach der Zeit fragende Erlösungsjammer wenig zur Gestalt „des Fürsten dieser Welt". Heinrich hat indeß im Kerker eine mythologische Vision, welche ihm die Göttergestalten aller Zeiten vorführt, die altägyptischen und altdeutschen Götter und den heiligen Gral der Templeisen. „Ein ganz unsaglich schönes Paar", das aus unerreichter Höhe herabsteigt, gibt dem Gefangenen die Ahnung, daß er genesen wird, wenn er das himmlische Wesen dieser Dioskuren zur Führung seines Lebens wählt.

> Ich weiß es, euer Bild bezwänge
> Die Neue Welt, wenn's mir gelänge,
> Es Andern deutlich vorzumalen
> Im vollen Zauber dieser Strahlen.

Der Revolutionär Heinrich also fühlt auf ein mal nach dieser visionären Beglückung den Trieb in sich, Religionsstifter zu werden. Auch die Heidin Helene, abgesperrt durch ihren Vater in ein hellenisches Reich des Sinnengenusses, wird, nach der Zerstörung des Schlosses durch anarchische Volksmassen, durch die Heidenpforte über die Grenzen ihres Gebiets hinausgeführt, beim Anblick einer Kathedrale wunderbar ergriffen, ein Eindruck, der sich bei dem Eintreten in den Dom durch die priesterliche Feier und den Kirchengesang noch mächtig steigert. Wir verlassen also das schöne Heidenkind in den ersten Buß- und Gnadedämmerungen des Christenthums.

Das folgende Buch führt uns nach Frankfurt in der Epoche des Parlaments. Heinrich, ein Radicaler und Kaiserlicher, wird durch den Fürsten Felix (Lichnowsky), seinen Freund, für das conservative Interesse gewonnen. Der Dichter entrollt uns nun Lebensbilder aus jener Zeit; Gesellen, Dienstmädchen, Schreiber, Soldaten beginnen den Reigen; dann werden uns Brustbilder aus der Paulskirche vorgeführt, deren Unterschriften in etwas grobem Stile abgefaßt sind. Der Ausgang des frankfurter Parlaments, die Ermordung seines Freundes Felix haben unsern Idealisten wieder um eine schöne Hoffnung, um die Wiedergeburt des Deutschen Reichs betrogen. Müde von diesem babylonischen Thurmbau, angeekelt von dem Einerlei der Existenz, will er sich wieder das Leben nehmen. Lucifer erinnert ihn an seine Vision im Kerker, an das „unsaglich schöne Paar". Heinrich hatte ganz darauf vergessen; jetzt geht ihm wieder die lichtvolle Ahnung auf:

> Halt ein! Ich will noch einmal ringen;
> Ja nur ein Gottesbild kann unser Volk verjüngen.

Jetzt gilt es indeß zuvor einen geistigen Kampf mit den „Titanen des Gedankens", die ihre Waffen aus dem Arsenal der Wissenschaft entnommen. Ein berühmter Gelehrter, Alexander, theilt dem Fürsten, Helenens Vater, der nach dem Zaum des Bösen, nach dem Damm für die losgebundenen Volksgeister fragt, seine naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen mit, in denen der Fürst zu wenig ethische Elemente und allgemeingültige Volksmoral findet. Die Rede Alexander's ist außerordentlich schön und gedankenreich, die poetische Paraphrase eines Aufsatzes, den Jordan einmal für die „Epigonen" schrieb, und in welchem er die Auflösung der Philosophie in die Naturwissenschaften proclamirte. Das Disputatorium nimmt indeß seinen Fortgang, Heinrich und Lucifer betheiligen sich daran; Heinrich findet die kosmische Harmonie langweilig, und geräth auf einmal in eine so verzweiflungsvolle Stimmung, daß er diesen Stern und seinen Schöpfer verflucht. Donner rollen, Heinrich sinkt betäubt in eine Wolke, aus der Agathodämon hervortritt und sein Spiel für gewonnen erklärt. Lucifer läßt indeß einen wilden Pöbelhaufen in das Zimmer des Gelehrten stürmen, um ihn zu morden. Da ertönt Agathodämon's Machtwort; er entfesselt den Geist des Guten und lähmt die bösen Kräfte. Jetzt will er zwar noch in Heinrich's Gestalt, aber als Herrscher auf Erden weilen. Der Versuch dieser Herrschaft des Reinen und Guten wird in Nirgendheim gemacht, eine humoristische Parodie aller Utopien, die zu den anmuthigsten, dem Grundgedanken am meisten entsprechenden Partien des Werks gehört. Agathodämon wird des selbstgeschaffenen Glücks rasch müde:

> Es hungert ihn nach einer Lebenslast.

Heinrich-Agathodämon sehnt sich nach dem holden lieben Bilde seiner Helene; da tritt sie ihm bleich, arm, mit einem Kinde entgegen:

> Hinweg zu ihr — fahr' hin, o Welt!

Zu dem erscheinenden Lucifer sagt er:

> Die Welt ist dein,
> Du siegtest; laß mich schnell von dannen.

Und Lucifer entgegnet:

> Ich will, daß du als reiner Geist
> Am Ziele mir begegnest,
> Und frei von Leidenschaften seist,
> Wenn du die Erde segnest!
> Du sollst mich kennen, hochbejahrt,
> Wenn dir die Augen brechen,
> Im Rückblick auf die Pilgerfahrt
> Und frei dein Urtheil sprechen.
> Empfange nochmals nun die Schenkung,
> Die deine Ungeduld zerriß;
> Daß du unendlich bist, vergiß,
> Und freue dich der menschlichen Beschränkung.

So soll denn Heinrich-Agathodämon, nachdem er in Schlaf gefallen, zum Glück durch Sorg' und Noth

und auf Helenens Spur erwachen. Lucifer stiftet indeß etwas Ordnung bei den Nirgendheimern, die in Platen'schen Anapästen über ihr langweiliges Paradies jammern, aber doch Einiges davon gern behalten möchten:

Wir sehnen uns freilich nicht durchaus in der alten Weise zu schwitzen,
Nur möchten wir lieber auf dem Gaul und rittlings im Sattel sitzen,
Nachdem wir, erhöret im Uebermaß, statt hinauf, hinübergekegelt,
Und manches Geschenk behielten wir gern, nur ein bischen gemäßigt, geregelt.

Lucifer verlangt, daß sie mit Stimmeneinheit beschließen sollen, was sie zu behalten wünschen. Als sich darauf ein ungeheueres allgemeines Geschrei erhebt, eint sie Lucifer rasch ohne große Kunst, indem er eine Feuersbrunst entstehen läßt.

Einer aus der Menge.

Ein Haus am Markte steht in Flammen.

Ein Anderer.

Ihr Bürger, helfet, rettet schnell!

Ein Dritter.

Der Pöbel rafft das Geld und Gut zusammen.

Ein Vierter.

Schon bläst man Bürgerwehrappell.

(Alle strömen hinaus.)

Lucifer.

Sie sind bekehrt. Doch wird es lange dauern?
Ob sich wol je so hoch die Menschheit schwingt,
Nicht mehr als Fluch die Quelle zu betrauern,
Aus der das Leben selbst entspringt?

Der dritte Theil des „Demiurgos" beginnt mit arkadischen Klängen, welche sich in ihm öfters wiederholen und dem Ganzen eine paradiesische versöhnende Färbung geben. Wir verlieren immer mehr den festen Boden unter unsern Füßen und bewegen uns in einer phantasmagorischen Traumwelt, welche große Gedankendramen in kunstvoller Neudichtung vor uns enthüllt. Heinrich liegt träumend in einer von idyllischem Zauber überflogenen Gegend; das Bild der Geliebten erfüllt ihn ganz:

Hinweg, hinweg aus meinem Geiste,
Verführerischer Irrwischglanz!
Ich folgte dir, mein Herz vereiste,
Du fliehst — es fühlt sich warm und ganz.

Hinweg mit euch, ihr Bilder alle,
An denen ich das Leben maß,
Daß mir durchaus die Welt gefalle,
Sobald ich ganz von euch genaß.

Hinweg, du Traum vom Vaterlande,
Hinweg, du Freiheitsgötzenbild,
Das unter strahlendem Gewande
Mit Blut den Molochshunger stillt.

Mein Glück, mein Lieben sind die Pole,
Um die fortan mein Leben schwingt,
Nun jene lockenden Idole
Ersehnte Finsterniß verschlingt.

Nun will ich lieben und genießen
An ihrer Brust, an ihrer Hand,
Und bis ich sterbe fest verschließen
Die Aussicht in das Geisterland.

Er will allem idealistischen Streben entsagen und sich nur einem beschränkten selbstgenügsamen Glücke weihen. Eine Vision belehrt ihn indeß eines Bessern. Das weibliche Ideal, das er in Helene gefunden zu haben glaubte, sieht er durch einen Schwarm scheußlicher Dämonen in den Abgrund hinuntergezerrt: ein Schauspiel, auf das ihn mahnend die Gestalten der großen Offenbarer und Gotteslehrer hinweisen. Es ruft ihm zu:

Kannst du mich lassen? Wie willst du leben?
Wie willst du leben ohne zu streben?

Er aber ruft:

Himmlische, hab' Erbarmen,
Du ja nur bist meine Seligkeit!
Willst du mich denn auf ewig verdammen?
Bin ich denn unwiederbringlich verflucht,
Weil ich, berauscht von irdischen Flammen,
Dich in der sterblichen Hülle gesucht?
O neige dich wieder
Erdenwärts,
Steig' hernieder
Ins reinere Herz!
Leihe mir lebenslang
Weihe zum Strebensdrang,
Daß ich dich echter
Und echter gewinne,
Daß die Geschlechter,
Die meiner Minne
Künftig entspringen,
Höher und reiner
Immer nach deiner
Vollendung ringen.

Da fliehen die Dämonen und seine Heilige ruht als fernes unerreichtes Ideal im Kreise der Edeln, ähnlich der Madonna. Nach dem Verschwinden dieser Vision erscheint Lucifer in einer Luftgondel und schwebt mit ihm, um ihn vom Herüber- und Hinüberschwanken in die Extreme zu heilen, zu einer elysischen Gedankenbühne, von der Heinrich die rechte Art lernen soll.

Nun wird uns in drei Abtheilungen die Divina commedia vorgeführt. Die Muse spricht den Prolog, voll Begeisterung für Homer und Hesiod, Dante und Milton, und mit einem achselzuckenden Seitenblick auf „den großen Briten", der dies ganze Streben nach Handgreiflichkeit, nach dem getreuen Konterfei der Alltagswelt verursacht. Die Muse ist, da sie mit den „großen Unsterblichen" spricht, des Beifalls sicher, den ihr ein gleichgestimmtes Publicum spendet. Die große Gedanken- und Glaubenspoesie nenne man heutzutage ein Schattenspiel, ein Nebelbild, doch kein Gedicht:

Ihr lächelt, ihr Unsterblichen, daß euern Ruhm,
Der leuchtend schon Jahrtausende durchdauert hat,
Ein blöder Sinn mit solchem Qualm verdunkeln will;
Daß Einer, der naturgetreu Loretten malt,
Die Achseln zuckt bei Rafael's Madonnenbild;
Daß Einer, der 'ne Misgeburt in Wachs poussirt,
Sich aufgeblasen reiben mag an Pheidias,
Der seinem Zeus ein hundertgrätig Stirnbein gab.

Ja, lächeln dürft ihr wohlgemuth. Ihr wißt ja, wer
Als Götterbildner vorbestimmt der Menschheit Bahn,
Durch Nebelbild und Schattenspiel in diesem Sinn.

Doch lasset nun vor Einem, der Verlangen trägt,
Einhalt zu thun dem Bildersturm der Gegenwart
Vorübergeh'n, was dienen mag, das letzte Grau
Des Staares, der sein Auge trübt, herauszuglüh'n.

Nun intonirt der Chor der Unsterblichkeit ein Lied von der ewigen Einheit des Glaubens in Vergangenheit und Zukunft. Die Ahnungslichter vom Gottessohn spielen schon in den Sang des Aeschylos hinein und in die Theodicee des Mannes von Uz, während Goethe als Doctor Marianus die Verklärung der Zukunft preist. Es geht durch den Prometheus, der zum Theil in antiker Form dramatisch neugedichtet uns vorgeführt wird, und durch das Buch Hiob, dessen poetische Paraphrase dem Gange des Originals genau folgt, dies Sehnen nach Erlösung, dies Ringen mit Schmerz und Qual, mit der Macht des Negativen, das rastlose ideale Streben, das, nach den Offenbarungen Faust's des Jüngern, im Christenthum seinen ewigen, den Fortschritt der Menschheit verbürgenden Ausdruck gefunden hat. Alle diese Blüten des Gedankens vereinigt die neue Divina commedia zum Kranze und der Chor der Unsterblichen beschließt sie mit einer Apotheose des Christenthums:

Wenn dereinst mit allem Fleische dieser Erdenstern verglüht
Und in ries'gem Flammengleische den metall'nen Kern versprüht,
Möge durch die Himmelsweiten zu des Welteneilands Grenzen
Meldend siegbelohntes Streiten hell das Kreuz des Heilands glänzen.

Die folgenden Bücher sind nicht viel mehr als das idyllische Austönen der ganzen Dichtung. Heinrich, mit Helene vereint, lebt glücklich und Gutes wirkend im Kreise seiner Familie. Märchen und Visionen umschlingen das arkadische Gemälde mit ihren Arabeskenranken. Heinrich stirbt versöhnt, nachdem ihm die künftige Herrlichkeit des Deutschen Reichs noch ein mal in einem Traumbilde vor Augen getreten und segnet die Erde:

Von allen Millionen Sonnen
Beleuchtet keine solchen Stern.
Das Spiel ist aus, du hast gewonnen,
Du stehst gerecht vor Gott dem Herrn!

Agathodämon entpuppt sich aus der irdischen Chrysalide und will sich dem Herrscher Lucifer beugen; doch dieser begrüßt ihn als sein Zwillingswesen; Beide strahlen nun in gleicher Verklärung. Sie waren früher eins; doch als Lucifer fiel, wurde auch Agathodämon wunderbarerweise mitbestraft:

Auf Gottes Spruch
Geschah der Bruch,
Der uns in Zwei geschieden,
Aeonenlang
Verschied'nen Gang
Und fern vom alten Frieden
Durchs All zu zieh'n,
Zu meiden ihn
Und uns zu flieh'n
Ward uns zur Pön beschieden.

Doch die Entzweiung soll aufhören, sobald

Eines Kraft
Den Stern erschafft,
In dessen Creaturen
Der Widerpart
Nach kurzer Fahrt
Von seiner Art
Erkennen muß die Spuren.

Mit dieser Versöhnung schließt das Mysterium und unsere getreue Inhaltsangabe. Wir müssen aber zur Dichtung und zum Dichter zurückkehren, nicht um einen Commentar zu liefern, sondern um eine Dichtung, deren unleugbare Bedeutung noch von den Prätensionen, mit denen sie auftritt, überwogen wird, einer eingehenden Kritik zu unterwerfen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Rudolf Gottschall.

Kober's Romanbibliothek.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. Herausgegeben von J. L. Kober. Prag, Gerzabek. 1854—55. 16. Jeder Band 20 Ngr.

Für die Mühen des Recensenten gibt es einen schönen Ersatz, der in der Verfolgung und Beobachtung einzelner sich mehr und mehr entwickelnder Talente liegt. Nichts ist erhebender und erfreulicher, als eine geistige Potenz, eine Größe, sich aus kleinen Anfängen wie aus einem unscheinbaren Keim entwickeln, eine Seele ihre Schwingen allgemach entfalten, ihre Kräfte prüfen und wachsen zu sehen. Es ist dies derselbe Reiz, der die Erziehung des Kindes oder die Naturforschung begleitet. Diese Freude wird dem Recensenten durch die Verfasserin der ersten in der vorliegenden Reihe von Erzählungen *)

*) Die vorstehende Recension bezieht sich nur auf den ersten bis fünften Band des neunten Jahrgangs des „Album". Der neunte Jahrgang ist seitdem mit dem vierundzwanzigsten Bande geschlossen und von dem zehnten Jahrgang sind bereits sieben Bände erschienen. Diese weitern Bände enthalten unter Anderm: „Die Freunde", von J. Rank, eine der besten und einfachst stilisirten Erzählungen dieses durch Keuschheit und Reinheit der Empfindung sich vortheilhaft auszeichnenden Schriftstellers; die spannende Handlung spielt zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Wiedererhebung Deutschlands, und der Verfasser hat dadurch Gelegenheit, seiner echtdeutschen Gesinnung Ausdruck zu geben. Ferner nennen wir noch „Nemesis", Roman von Johannes Scherr, mit offenbarem Talent, namentlich in den Naturschilderungen, geschrieben, auch voll interessanter Reflexionen über Zeit- und Literaturfragen, die nur mit den etwas materialistischen Effecten der wilddüstern und dabei nicht gerade sehr wahrscheinlichen Haupthandlung wenig im Einklang stehen; „Familienbilder", von Levin Schücking und Luise von Gall; „Der Held der Zukunft", Roman von Levin Schücking; „Ein Mord in Riga", Erzählung von Karl von Holtei, zugleich ein interessanter Beitrag zur Charakteristik russischer Sittenzustände; „Das Forsthaus", von Amely Bölte; „Aus der See", drei Erzählungen von Friedrich Gerstäcker; „Vorleben eines Künstlers", nach dessen Erinnerungen herausgegeben von Siegfried Kapper u. s. w. Unter den letzterschienenen Bänden erwähnen wir noch besonders: „Ein französisches Landschloß", Novelle von Theodor Mundt, die mit der Sicherheit eines noch in einer literarischen Schule aufgewachsenen Autors erzählt ist und gewissermaßen die schauerliche Ansicht einer der Hauptpersonen der Novelle, „daß es in der Welt und Gesellschaft nichts gebe, was nicht in seiner innersten Faser mit dem Verbrechen zusammenhinge, daß die heutige gesellschaftliche Bildung keinen gesunden Ausweg mehr kenne und nur noch im Laster ihre Thatkraft zu beweisen vermöge, daß unsere Verbrecher zugrundegegangene oder in ihrem Keim verdorbene Helden seien und unsere Helden zu Verbrechern würden, weil sie jetzt nur noch durch eine Empörung gegen das bestehende Gesetz zur That und zum Handeln gelangen könnten", an dem dunkeln Lebensschicksale eines Verbrechers und seiner in sein

geboten, welche durch glückliche Auswahl, Originalität und andere Vorzüge sich ihren Platz auf dem deutschen Büchermarkte erobert haben. „Ein Arzt in einer kleinen Stadt", Roman von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt), welcher den ersten und zweiten Band dieser Reihe erfüllt, ist eine neue Probe von dem nach allen Seiten hin sich entwickelnden und immer freiere Gestaltungen annehmenden Talent der Verfasserin, welche die psychologische Aufgabe des Novellisten dermalen unter allen ihren Mitschwestern wol am besten löst. Bisher kannten wir sie als eine ausgezeichnete, tiefe und kunstgerechte Darstellerin stiller, in den engen Familienkreis eingeschränkter Verhältnisse, voll wahren Gemüths, voll echter Religiosität. Diese sinnige, milde, tiefe und echtmenschliche Auffassung kleiner aber poetischer Familienverhältnisse hat neben großer Kunst der Darstellung ihrem „Leben eines Glücklichen" einen Werth und einen Reiz gegeben, wie ihn wenige Frauenromane ansprechen können, die englischen nicht ausgenommen. Hier nun geht die Verfasserin aus ihrem engern Kreise heraus; in „Ein Arzt in einer kleinen Stadt" versucht sie sich in der phantasievollen, außerordentliche Verhältnisse umspannenden Erzählung, freilich immer mit dem Grundton an der psychologischen Aufgabe festhaltend. Eine zweite kleine Erzählung: „Der Weg in den Himmel", gehört aber ganz dem Gebiete des Phantastischen an. Dieser neue Versuch der Dichterin ist gelungen, obwol wir nicht behaupten möchten, daß sie wohl daran thun würde, ihr früheres Gebiet für ein geringeres zu achten oder gar es ganz aufzugeben. Sie ergreift und fesselt auch hier durch schöne und kräftige Darstellung an sich bedeutender Verhältnisse; allein die natürliche ruhige Klarheit ihrer Seele scheint sich doch nur unwillig und mit Zwang gewissen dunkeln Beziehungen zu fügen und dem Walten dämonischer Charaktere, wie sie hier vorkommen, nicht mit voller Freiheit zu folgen. Es ist dies kein Vorwurf, vielmehr gereicht es einer Seele, wie die unserer Erzählerin ist, nur zur Ehre, daß sie nicht alle Abgründe und Finsternisse des Verbrechens durchblickt; allein es folgt hieraus, daß sie eine solche Schilderung nicht zu ihrer Aufgabe machen sollte. Das Bedeutende und das Rührende ringen auch in dieser Erzählung wieder um den Vorrang. Die Verfasserin verlegt in den engen, stillen und anfangs so einfach erscheinenden Kreis eines kleinen Bürgerhauses in einer kleinen Provinzialstadt einen so mächtigen, anziehenden, ergreifenden Kampf von Charakteren und Leidenschaften; sie weiß diesen mit so neuen und gewaltigen Zügen zu bekleiden, Tiefes und Bedeutendes so einfach und naturwahr zu berichten, daß uns ihre Kunst von neuem lauten Beifall abgewinnt. Ergreifend tritt uns von vornherein die wahrhaft poetische Gestalt der unglücklichen Jakobine, der Schwester des Bürgers Franke, entgegen, bei dem der Arzt seine Wohnung nimmt. Die Arme gilt der ganzen Stadt, ja ihrem eigenen Bruder, trotz ihrer Freisprechung nach langer Kerkerhaft, für eine Giftmischerin an ihren Stiefältern, während, wie der Verlauf der Erzählung uns eben entwickelt, sie nur die Schuld eines geliebten Bruders zu offenbaren nicht über sich gewinnen kann. Wir geben zu, daß das Ereigniß selbst an einiger Unwahrscheinlichkeit leidet und anders herbeigeführt werden konnte; allein, den Gang der Begebenheit einmal zugegeben, ist die Zeichnung Jakobinens in jedem ihrer Züge originell und ein Meisterstück feiner Charakteristik. Diese stille, meist lautlos dahinschleichende, herrnhutische Jungfraumatrone hat im Orte nur eine Freundin, Maria, die Gattin eines Beamten, die Mitwisserin ihres Geheimnisses, in allem Uebrigen ihr Gegentheil. Maria, schön, fein, geistig belebt, scheint glücklich als Gattin und Mutter und ist doch namenlos elend. Auf das Herz des jungen Arztes macht sie einen tiefen Eindruck; im Kampf für ihre schwere Pflicht entwickelt sich vor uns die reinste Seele, nie wankend, das Laster ihres Gemahls bis zum letzten Augenblick der Welt zu verbergen. Als dieser endlich erliegt, wahrt sie die Witwenpflicht und verweist den Liebenden an ihre Tochter. So schließt sich diese Erzählung, da auch Jakobinens Unschuld glänzend an den Tag tritt, in ihrem psychologischen Theile vollkommen befriedigend und unter immer wachsendem Reize ab. In dem andern Theile der Erzählung dagegen, in der dämonischen Verirrung ihres Bruders und ihrer mütterlichen Familie geht es für die Kräfte der Verfasserin zu wild und maßlos zu, um ein vollkommenes Bild künstlerischer Gestaltung und Beherrschung darzubieten. Auch das Phantastische hat seine Regel; hier aber stoßen wir auf Unglaubliches, wenn auch nicht Unmögliches. Auf Schönheit hat dieser ganze Theil der Erfindung keinen Anspruch, und ein so weicher und feiner Pinsel wie der der Verfasserin wird wol schwerlich jemals mit einem Gemälde im Stil Salvator Rosa's gut zustandekommen. Wie dem aber auch sei, die im Ganzen treffliche Erzählung dient dazu, das Kunstgebiet der Verfasserin zu erweitern und dem Beifall, den ihre Begabung schnell gewonnen hat, ein neues Motiv hinzuzufügen. So humoristische Gestalten, wie die des Registrator und Astronomen Semmler und seiner Schwester Sabine, bildet nicht leicht eine andere Frauenhand.

Die kleine und ganz phantastische Erzählung: „Der Weg in den Himmel", ist eine zweite Probe von dem wachsenden Talent unserer Verfasserin. Da, wo die Sonne über dem Meeresspiegel zwischen beiden Horizonten in Gold und Purpur verschwindet, da denkt sich das verwaiste lithauische Lootsenkind den Eingang zum Himmelspalaste, da will es eintreten zu seinem verstorbenen Vater, um seine Sehnsucht nach ihm zu stillen, dahin endlich schifft es in ruderlosem Kahn! Ist das nicht eine poetische Vorstellung von seltener Schönheit? Und diese Vorstellung versinnlicht jene kleine phantastische Erzählung. Es fehlt ihr blos, daß sie nicht in Versen ist, so reizend ist dies poetische Lebensbild, von dem wir uns, zu Andern gedrängt, mit Mühe losreißen. Wir vermuthen hiermit das Beste zu verlassen, was die fünf Bände des „Album" uns darbieten können. Die Gestalten der Dichterin hoffen nicht und fürchten nicht den Tod; denn sie kennen den „Weg in den Himmel!"

Eine Sammlung wie die vorliegende fodert unwillkürlich zu Vergleichungen auf. Kommt eine der nachfolgenden Arbeiten den vorangegangenen an Kunstwerth gleich? Wir glauben nicht — womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß die Arbeiten J. Rank's, L. Schücking's und Luise von Gall's, welche die folgenden Bände einnehmen, auf den Beifall des Lesers keinen Anspruch hätten. Der Novellist hat vor allem die Aufgabe, uns in das Leben der Erscheinung einzuführen und Rank's „Sage von Lauffen" erfüllt diese Aufgabe. Nur soll das Leben ein wahres, die Bilder sollen schön oder doch bedeutend sein. Mit beiden Foderungen nimmt Rank es nicht so genau, wie wir oft wünschen möchten; er sucht uns zu oft für das Unbedeutende zu fesseln und zu gewinnen. Hiernächst ist von vornherein viel gegen eine Darstellung zu sagen, welche Bauern, Kärrner, Wilddiebe, Köhler zu Trägern von Gedanken und Gesinnungen macht, die den denkenden, lesenden Schichten der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten sollen. Der Versuch ist gewagt, die Grenzlinie fein, das Misglücken leicht; nichtsdestoweniger haben fast alle Arbeiten Rank's männliche Kraft der Erfindung und viel Plastik der Bilder als entschiedene Vorzüge aufzuweisen. Mit der Motivirung seiner Charaktere steht es schwächer, und gewöhnlich muß irgend ein Eigensinn, eine Caprice oder auch eine nicht weiter erklärte Naturanlage als Charakter seiner Helden gelten. So denn auch hier in der

---

Schicksal mitverwickelten, indeß schuldlosen Tochter geistreich commentirt, während doch versöhnende Sonnenblicke genug durch das düstere Gewebe fallen und das Problem auch in ein anderes Licht rücken. Man begegnet, wie man sieht, in diesem „Album" einer Reihe ganz geachteter Namen und interessanter Arbeiten, die jedoch in der Mehrzahl mehr die Physiognomie der Novelle und der Erzählung als des Romans an sich tragen.

D. Red.

„Sage von Lauffen", wo der Hauptcharakter, der alte Welff, als auf einem bloßen Eigensinn basirt erscheint, während es so leicht gewesen wäre, ihm eine tiefere Begründung dadurch zu geben, daß der alte Mann etwa sein Klärchen dem armen Anton, seinem Pflegling, zugedacht hätte. Oder soll der Leser dies vermuthen? Wie dem auch sei, die Geschichte ist unterhaltend und wie gewöhnlich bei Rank trefflich erzählt, wennschon wir das etwas gewaltsame Bild in der Einleitung von dem „laufenden Städtchen" nicht loben können. Ein gewisser Ernst und tüchtige Lebensstudien fehlen in keiner Arbeit dieses Erzählers, und so gibt er auch hier unter Spiel und Neckerei zu vielfacher ernster Betrachtung Stoff und Rahmen. Gegenüber dem Bilde, wie Neid und Laune uns um viel Lebensfreude bringen können, stellt er in der Skizze „Behäbige Menschen" dar, wie das übergroße Streben nach Ruhe und die Scheu vor einer kleinen Mühe, geringer Anstrengung und kurzem Kampf Unheil und Trostlosigkeit über ein ganzes Leben bringen können; eine Lehre, ganz in dem praktischen Geiste dieses Novellisten, der uns besonders dadurch anzieht, daß er stets mit selbsterfundenem Stil seinen selbstgewählten Weg geht, auf dem er wie im Spiele Gedanken ausstreut!

Es ist eben nicht ganz leicht, mit und neben Erzählern, wie die hier genannten, gleichen Schritt zu halten; inzwischen eine Sammlung wie die vorliegende ist gerade eine Art geistigen Turnierplatzes, in dem jedem verdienstvollen Streiter sein Preis, größer oder geringer, gebührt. Um solchen Preis ringen denn auch die nachfolgenden Arbeiten L. Schücking's und Luise van Gall's nicht ohne Erfolg. Als kräftigen, erfindungsreichen und in dem Zauber spannender Situationen ungemein erfahrenen Erzähler zeigt sich der Erstere in der reizenden Novelle: „Die Wilddiebin", die zugleich ein treffliches Zeitbild liefert. Zwar misbehagt uns in der ersten Hälfte die seltsame Bereitwilligkeit, mit der sich alle Handelnden ohne Ausnahme zu einer großen und wunderlichen Lüge vereinigen, um den verkommenen Erben der Barone Windschrot glauben zu machen, er sei noch im Besitz seiner Baronie; indeß ist die Lösung der Verwickelung doch gelungen und das ganze spannende Ereigniß hinterläßt einen befriedigenden Eindruck, den die charaktervollen Porträts der flüchtigen französischen Prinzen verstärken und bedeutend machen. Nicht minder schätzbar ist „Die Ahnfrau" von Luise von Gall im vierten Bande. Doch sagt die Verfasserin einmal: „Die Männer begreifen nicht, daß eine Frau alle Gefühle errathen kann; weil sie Alles durchleben, mit Händen greifen müssen, dünkt es ihnen unmöglich, daß ein begabtes weibliches Gemüth durch Divination reich an Erfahrung sein kann, ohne selbst in das Meer des Lebens untergetaucht zu sein. Die Frauen sind wie die Dichter: sie wissen auch von Dem, was sie nie geschaut haben." Nun wohl, das heißt denn doch sich einer gründlichen Selbsttäuschung hingeben! Die Sache ist die, daß die Frauen mitunter zu wissen, zu begreifen glauben, was sie nicht wissen und nicht begreifen. Doch diese Einbildungen und dies Aristokratenthum in Patchouliwolken abgerechnet, ist auch Luise von Gall eine angenehme Erzählerin. Zwar zieht sich durch alle Arbeiten dieser Schriftstellerin eine überaus bittere Stimmung gegen das Geschlecht der Männer hin und ihr Hauptthema ist recht eigentlich, die geistige Ueberlegenheit der Frauen über das erste Geschlecht zu verkünden und darzuthun. Ja, sie bringt in dieser Beziehung wirklich sehr seltsame und merkwürdige Sachen dar, von denen wir nur noch eine erwähnen wollen. Der Uebermuth der Männer und ihre Selbstüberhebung geht so weit, meint sie, daß sie annehmen, keine Frau könne sie beleidigen. Da sie uns nur als Geschöpfe zweiten Rangs betrachten, so glauben sie von uns gar nicht beleidigt werden zu können; sie lächeln nur zu unserm Zorn. Das ist empörend! meint Candida in der „Künstlerlaufbahn". Nun fragen wir den Leser oder die Leserin, ob das nicht ein seltsames Axiom sei? Wenn ein Mann einen Mann beleidigt hat, so weiß der Beleidigte, wie und von wem er seine Satisfaction zu begehren hat. Allein wir bitten die verehrte Verfasserin *), uns doch belehren zu wollen, wie ein von einer Frau beleidigter Mann zu seiner Genugthuung gelangen soll, falls er die Beleidigung wirklich als solche empfände? Soll er sich schießen oder schlagen und mit wem? Mit der Beleidigerin, ihrem Ehemann, ihrem Liebhaber? Oder, was soll er sonst thun, die Beleidigung zu sühnen? Nein, eben weil die von einer Frau ausgehende Beleidigung keiner Sühne fähig ist, darum bringt die Natur der Dinge es mit sich, daß wir annehmen müssen, von einer Frau nicht beleidigt werden zu können. Ihre „Künstlerlaufbahn" hat uns wegen ihrer Gespreiztheit nur wenig gefallen, abgleich sie Proben eines denkenden Geistes und Stil enthält.

Eine kleine Perle wirkungsvoller und spannender Novellistik endlich ist im fünften Bande L. Schücking's Erzählung: „Die Kegelbahn", der ein tiefer Gedanke poetischer Gerechtigkeit zugrundeliegt. Die Erfindung ist im hohen Grade reizvoll und die Charakteristik der Hauptperson, Gräfin Juliane, überaus tief, sicher und maßvoll; kurz, die kleine Arbeit erscheint als eine der gelungensten dieses glücklichen Erzählers, dem Ernst und Tiefe vor vielen Nebenbuhlern den Vorrang sichern.

Die Verlagshandlung des „Album" hat das Verdienst, zu einem sehr mäßigen Preise uns eine Reihe bedeutender und anziehender Originalien deutscher Novellistik zu bieten; möge es ihr gelingen, immer oder doch recht aft auf so werthvolle Arbeiten zu treffen, wie „Die Wilddiebin", „Ein Arzt in einer kleinen Stadt" oder Schücking's gespenstige „Kegelbahn" sind, dann wird ihre Unternehmung des dauernden Beifalls der Lesewelt sicher nicht entbehren. 2.

Aus Paris.

Dupin's und Villemain's Memoiren. Erbliche Schriftstellerei in der Guizot'schen Familie. Die Jury für die Kunstausstellung. „Le demi-monde". Das Czechenthum. George Sand.

Im Mai.

Zwei Erscheinungen, beide von Männern ausgehend, die sowol in der Politik als in der Literatur einen Namen haben, sind das Ereigniß der letzten 14 Tage: „Les cent jours" von Villemain und der Anfang der „Mémoires" von Dupin.

Niemand ist den großen Persönlichkeiten der französischen Magistratur des 17. Jahrhunderts, einem de Thou, L'Hôpital, Pasquier, Loisel ähnlicher als Dupin. Unter ernsten Studien aufgewachsen, von unermüdlicher Thätigkeit, alle Arten wissenschaftlicher Thätigkeit vereinigend, mit gründlicher Gesetzkenntniß ausgestattet, Schriftsteller, Magistrat, Advocat, Politiker, hat er wie jene großen Männer eine überaus thätige und glänzende Laufbahn hinter sich. Nachdem er sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, erweist er dem Publicum einen großen Dienst, indem er dieser Arbeit seine Zeit widmet. Dupin schickt dem ersten Bande seiner Arbeit „De vita sua" die Bemerkung voraus, daß er nicht beabsichtige, historische Memoiren zu schreiben, sondern daß er nur seine Erinnerungen aufzeichne. Das ist bescheiden — aber unmöglich. In allen Phasen seines vielseitigen Wirkens hat der Verfasser in das politische Leben eingegriffen, und auf jedem Schritt werden seine Werke zu historischen Documenten. Er stellt sich zuerst als Advocat dar, und erinnert an die zahlreichen Processe, denen er soviel Ansehen verdankt. Die Mehrzahl derselben sind politische, z. B. der des Marschall Ney, de Pradt's, Béranger's und Montlosier's.

*) Die Verfasserin ist inzwischen bekanntlich ihrem Gatten, Levin Schücking, und der Literatur durch einen zu frühen Tod entrissen worden. Die Bitte kommt mithin zu spät, wie auch mancherlei Rathschläge, die unser Mitarbeiter im Laufe seiner Kritik der Verfasserin zu ertheilen für gut befand, und die wir deshalb weggelassen haben, weil Diejenige, an die sie speciell gerichtet waren, leider nicht mehr in der Lage ist, sie befolgen zu können.

D. Red.

Auch wo er von den Privatgeschäften des Hauses Orléans spricht, tritt in dem Rechtsgelehrten zugleich der Staatsmann hervor, und er zeigt sich bis zum letzten Augenblick seinen königlichen Freunden treu ergeben.*) Nach dem Advocaten werden wir nun den Deputirten, den Präsidenten berathender Versammlungen erscheinen sehen, der nach seinem eigenen Ausdruck „portait sa robe d'avocat sous celle de magistrat", und der in der Republik wie in der Monarchie eine bedeutende Theilnahme der berathenden Versammlungen an der Gesetzgebung verlangte. Durch einen sonderbaren Zufall trifft es sich, daß die beiden Kammern, in denen die parlamentarische Laufbahn Dupin's begonnen und geendet, gewaltsamen Todes gestorben sind. Seine Muße hat der Verfasser seitdem wohl angewendet, die „Mémoires" beweisen es.

Villemain's „Les cent jours" sind eine Fortsetzung, hoffentlich nicht der Schluß der „Souvenirs", deren erster Theil, vor nicht eben langer Zeit veröffentlicht, den Leser bis zum Fall des ersten Kaiserreichs führt. Hier verlassen wir die Literaturgeschichte gänzlich; der elegante und geistreiche „discoureur" macht hier dem ebenso eleganten Erzähler Platz, der uns mit Ruhe und Leichtigkeit die bewegteste Epoche der Geschichte des 19. Jahrhunderts schildert. Die Darstellung oder vielmehr das Bild dieser kurzen Periode füllt den ganzen Band und beginnt mit dem 20. März; im Salon der Witwe des großen Lavoisier, die jetzt Madame de Rumfort geworden, sind durch einen Zufall, der eben nur Männern wie Villemain begegnet, alle ersten Größen der damaligen Gesellschaft versammelt: Lafayette, Benjamin Constant, Sismondi, Lemercier, Cuvier, der Philosoph Maine de Biron, W. Ramond, Madame de Staël u. s. w. Die letzte Scene spielt am Bord des Northumberland, der den hohen Gefangenen von Europa fort nach seiner einsamen Insel führt. Vom Tage nach jenem 20. März, vom Verfasser „une révolution prétorienne" genannt, geht die Handlung schnell und mächtig vorwärts. Zuerst öffnet uns der Verfasser einen Blick in den Wiener Congreß und zeigt uns den Sturm, der von außen her das neue Kaiserreich bedroht, indem er so den Anfang und den Schluß geschickt nebeneinanderstellt. Nach der Rückkehr von Waterloo, während jener acht Tage, die der Todeskampf der zweiten Kaiserherrschaft sind, ist die belehrende und sittliche Wirkung am vollkommensten. Wir bedauern nur, daß der beredte Erzähler selbst sowenig von seinem Stoffe ergriffen zu sein scheint. Was den Stil betrifft, so ist es wie immer jene herrliche Sprache des 18. Jahrhunderts, deren Traditionen Villemain treu geblieben, sowie Cousin die des 17. Jahrhunderts wieder aufgefunden hat. Einige Phrasen des Villemain'schen Buchs jedoch tragen ein wenig den Stempel der Effecthascherei und des Gesuchten.

Es gibt Familien, in denen Wissenschaft und Talent erblich zu sein scheinen. Zu diesen gehört die Familie Guizot. Obgleich noch sehr jung tritt Guillaume Guizot bereits in die Fußstapfen seines Vaters. Und ihnen hat sich soeben Cornelis de Witt, Schwiegersohn Guizot's, angeschlossen, der durch eigenes literarisches Talent den historischen, von seinen Ahnen ererbten Glanz noch erhöhen will. Aus diesem Kreise sind seit kurzem mehre Erscheinungen ausgegangen, die, obgleich verschiedener Natur, jede einzeln auf Beachtung Anspruch haben.

Zuerst Guizot der ältere. Er bietet uns eine neue Ausgabe seiner „Étude historique sur Washington" als Einleitung zur „Histoire de Washington" seines Schwiegersohns Cornelis de Witt. Der Werth dieser zu rechter Zeit wieder erscheinenden Arbeit ist bereits im Jahre 1840 allgemein gewürdigt worden, als sie der Briefsammlung Washington's beigegeben ward, zu deren Veröffentlichung der Congreß selbst Guizot aufgefodert hatte. Das Werk de Witt's ist in größerm Stil ausgeführt als die Guizot'sche Arbeit, die man ein Medaillonportrait nennen möchte, und beruht auf der fleißigsten und gewissenhaftesten Quellenbenutzung. Die Darstellung des Verfassers ist durchgehends von größtem Interesse. Die Begebenheiten sind in einfacher und natürlicher Weise entwickelt und der Stil paßt zu dem Helden: mehr Klarheit als Wärme, mehr Hoheit als dramatische Bewegung, mehr Scharfsinn als Gemüth. Wo de Witt die Kämpfe zwischen England und Amerika erzählt, ergreift er zwar entschlossen für das Recht und gegen die Usurpation Partei; aber in der Darstellung der Parteikämpfe zeigt er eine gewisse Vorliebe für die eine Seite. Hamilton, der Aristokrat und fast Royalist genannt werden darf, erscheint bei ihm immer in einem günstigen Lichte, während Jefferson, der Führer der demokratischen Partei, oft mit übermäßiger Strenge behandelt wird. Trotzdem ist das Buch de Witt's die beste französische Arbeit über den Gegenstand.

Guillaume Guizot, Schwager des letztgenannten Verfassers und Sohn des berühmten Staatsmanns, hat seine Studien einem ganz andern Gegenstande zugewandt. Im Jahre 1852 setzte die Académie française einen Preis aus für die beste Arbeit über die Komödien des Menander. Guizot der Sohn sandte eine Arbeit ein, die zugleich mit der Renoit's, Decan der philosophischen Facultät in Nancy, den Preis erhielt. Der junge Schriftsteller hat mit seltenem Glücke allen Anfoderungen des Programms entsprochen.

Inzwischen überläßt der Vater dem Sohn nicht allein das Feld. Der Minister Ludwig Philipp's beschäftigt sich namentlich mit seinen Memoiren. (Wir sind wieder bei der Memoirenzeit angelangt! Wir sprachen bereits von den Memoiren Dupin's und Villemain's. Auch der Graf Ségur hat seine Memoiren beendet und es sollen dieselben nächstens erscheinen.)

Während Guizot, wie bemerkt, an seinen Memoiren arbeitet, hat er einen Roman herausgegeben — der Verfasser der „Histoire de la civilisation" einen Roman! Wer sollte es glauben? Warum nicht; wenn der Roman auch ein Geschichtswerk ist? Der Verfasser sagt: „Man will Romane; warum betrachtet man die Geschichte der Menschen nicht genauer? Dort auch findet man das menschliche Leben in seiner Innigkeit, die mannichfachsten und ergreifendsten Begebenheiten, das menschliche Herz mit seinen gewaltsamen Leidenschaften und mit seinen feinsten Empfindungen, und alles dies beseelt von dem unendlichen Reiz der Wirklichkeit." Die Geschichte, die Guizot in „L'amour dans le mariage" erzählt, ist die einer berühmten Frau, Lady Russell, deren Gatte (der Ahnherr des Ministers Lord John Russell) im Jahre 1683 unter Karl II. enthauptet ward. Indem er mit innigem Antheil, das der Leser theilt, jene Frau darstellt, „die, so rein in ihrer Leidenschaft, mit gleichem Eifer ihren Empfindungen und ihren Pflichten ergeben war", ist es Guizot gelungen, eine anziehende und moralische Erzählung zu liefern.

Die Rede, mit der Prinz Jérôme Napoleon die Sitzungen der Jury für die Kunstausstellung eröffnete, hat die Künstler mit Schrecken erfüllt. Er sagte, man würde streng sein. Man ist dem Versprechen treugeblieben. Wenn auch die Conferenzen so geheim sein sollten als die des neuen Wiener Congresses, so sind sie doch wie das Geheimniß in der Komödie, das Niemand ausplaudert und das alle Welt kennt. Ich kann sagen, daß die Geschworenen selbst gegen renommirte Künstler äußerst streng gewesen sind, und daß nur wenige Maler alle die von ihnen eingesendeten Bilder aufgenommen sehen werden. Die Bilder, die von den ausländischen Commissionen zugelassen wurden, sind keiner neuen Prüfung unterworfen worden. Man hat nur über die Zusendungen der Länder berathen, in denen keine Commissionen ernannt worden sind. Die Thätigkeit der Jury hat sogar damit begonnen. Es sind sehr viele verworfen worden.

Die französische Administration wird die Zusendungen fremder Länder nur in Gegenwart eigener, von diesen dazu ernann-

*) So zeigt sich auch Véron in seinen „Mémoires d'un bourgeois de Paris", und es ist dies eine liebens- und lobenswürdige Seite seines bändereichen Buchs, die mit dem vielen leichten und eiteln Geplauder und Theatergeschwätz Véron's einigermaßen versöhnt.
D. Red

ter Commissare in Empfang nehmen. Die Kisten werden in dessen Gegenwart geöffnet, und die Gegenstände in einem dem selben zur Disposition gestellten Saale niedergelegt. Eine Anzahl Arbeiter, die nur von den fremden Commissaren Weisungen zu empfangen haben, werden ihnen bei der Aufstellung der Gegenstände behülflich sein. 57.

Die obige Correspondenz, die wir fortan öfter direct aus Paris zu erhalten gedenken, beschäftigt sich, wie man aus dieser Probe erkennen wird, namentlich mit Erscheinungen der ernstern Literatur. Es bleibt uns jedoch noch eine kleine Nachlese übrig, die wir auf dem Felde der Journalistik halten und die zum Theil Erscheinungen betrifft, welche für das sittliche Leben von Bedeutung sind.

Seit langem hat kein Theaterstück ein so großes Aufsehen erregt als die Komödie „Le demi-monde" von Dumas dem Sohn, die auf dem Théâtre Gymnase zur Aufführung kam. Ist dies Stück ein unsittliches, wie deutsche Blätter es genannt haben? Wir wagen dies nicht geradezu zu behaupten, theils weil uns nur die dürftige Inhaltsangabe, wie sie französische Blätter geben, vorliegt und der unmittelbare Eindruck der Aufführung uns fehlt, theils weil man sich erst über die Frage verständigen müßte, wie weit der Lustspieldichter als Sittenschilderer in der Auffassung gegebener Zustände gehen darf. Das Stück ist ein Griff in das pariser Leben. Der Verfasser schildert eine Anzahl jener Existenzen, deren moralische Basis mehr als zweifelhaft und deren Eldorado die Hauptstadt an der Seine ist; aber es mag richtig sein, daß der Verfasser den Kern der Frage in eine frivole Schale, den an sich häßlichen Körper in ein mehr verführerisches als abschreckendes Gewand gekleidet hat und daß es somit die Moral in seinem Stücke ebenfalls nur zu derselben zweideutigen Existenz bringt, an der die Hauptpersonen des Stücks leiden. Indeß man hat an der Seine andere Begriffe von Moral als an der Elbe; die vornehme Welt, die freilich nicht immer sehr vornehmen Impulsen folgt, hat sich prächtig an dieser Zweideutigkeit unterhalten; Prinz Napoleon hat dem Verfasser zum Zeichen seiner Anerkennung einen kostbaren Diamantschmuck zugesendet, und es hätte nicht viel gefehlt, so würde der Verfasser mit dem Orden der Ehrenlegion beschenkt worden sein. Wenn dies nicht eine Ermuthigung für die Dichter Frankreichs ist, auf dem von Dumas dem Sohn eingeschlagenen Wege fortzufahren, so gibt es keine! Auch die Kritik, selbst in so ernsten Blättern wie die „Revue contemporaine" und „Athenaeum français", drückt dem Verfasser die Hand. In dem erstern heißt es: „«Le demi-monde» bezeichnet einen neuen Wende- und Ausgangspunkt in des Verfassers Talent; er hat damit das paradoxe Genre verlassen und sich frank und frei der Wahrheit zugewendet. Es ist dies eine Komödie der Epoche selbst; der Verfasser legt unsere Finger in die Wunde, welche die moderne Gesellschaft zerfrißt, und wenn er auch nicht das Mittel angibt, sie zu heilen, so untersagt er doch dem Moralisten nicht, es zu finden." Im „Athenaeum français" heißt es: „Das Publicum hat dem Stücke einen enthusiastischen Beifall zutheil werden lassen; der Verfasser, wie die Interpreten seiner Intentionen auf die Scene gerufen, mußte mit diesen erscheinen. Es bekundet sich in seinem Werke eine mächtige Lebensfülle, ein bedeutendes Bühnenverständniß und eine vollkommene Beherrschung aller dramatischen Hülfsmittel. Es ist eine nach dem Leben gemachte Sittenstudie, von einer überraschenden Genauigkeit der Beobachtung; sie daguerreotypirt das Leben. Der lebhafte, geistreiche, aus dem Leben geschöpfte Dialog ist nichtsdestoweniger nüchtern, verliert sich nirgends in unnütze Weitschweifigkeiten, und wenn er auch hier und da über den Bildungsstand der Personen hinausreicht, so ist er doch immer der Situation entsprechend, ja er selbst ist die Situation." Jedoch vermißt der Kritiker an dem Dumas'schen Stücke Herz und Gefühl: es sei glänzend, aber kalt, geistreich, aber erbarmungslos. Zugleich meint der Kritiker, daß ein Weib, mit dem man nur einige Worte der Liebe gewechselt, dem Manne für immer heilig sein müsse u. s. w. Anders und mehr vom Standpunkt germanischen Moralitätsbegriffs spricht sich die englische Kritik aus. Der pariser Correspondent des londoner „Athenaeum" nennt das Stück eine „Tragi-comedy of corrupt manners", eine „exhibition of ill fame struggling to arrive at a social position", lobt zwar den Dialog und das geschickte Arrangement, bemerkt aber weiter: „Der Eindruck, den das Stück auf uns selbst hervorbrachte, war mehr widerwärtiger und melancholischer als ansprechender Art, und wir kamen aus dem Stück mit dem Gefühl, als hätten wir einen Abend in jener schlechtesten aller Gesellschaften zugebracht, in welcher Roheit und Grausamkeit des Herzens und Barbarei mit dem Firniß nobeln Scheins übertüncht werden."

Die „Revue des deux mondes"*) enthält in der Nummer vom 15. April einen interessanten Aufsatz von Saint-René Taillandier unter der Ueberschrift: „L'histoire et l'historien de la Bohème", dem die Schriften des „Historien de la Bohème", Franz Palacky, zugrundegelegt sind. Wir können hier auf diesen Artikel nicht ausführlich eingehen, weil wir uns damit in ein Labyrinth verfänglicher politischer Fragen verwickeln würden, aus denen wir uns selbst an Taillandier's Hand nicht wieder ans Tageslicht hinauszufinden wüßten. Wir erwähnen nur, daß der Franzose Oestreich beschwört, den nationalen Ansprüchen der Böhmen gerecht zu werden (etwa ein czechisches Nationalparlament zu constituiren?), weil sonst der Tag nicht ausbleiben werde, wo den Czechen „Rußland als eine befreiende Macht erscheinen wird", und wenn dieser Tag gekommen, „dann würde weder die Autorität der östreichischen Regierung noch würden die Ermahnungen Palacky's im Stande sein, dem Strom der öffentlichen Meinung einen Damm entgegenzusetzen; das Oberhaupt des russischen Volks würde dann bald genug der Suzerän Böhmens sein". Das sind ungefähr dieselben Ansichten, wie sie in einer Denkschrift ausgesprochen wurden, welche in dem im Jahre 1849 zu Paris erschienenen Werke „Politique et moyens d'action de la Russie, par *P. de B.*" veröffentlicht wurde. Sie war von einem Beamten im russischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verfaßt und nach der Februarrevolution dem Kaiser überreicht worden. Sagte doch Hanka schon im Jahre 1841: „Böhmen wird nicht eher im Besitz seiner selbst sein, bis Rußland wieder in den Besitz Galiziens getreten ist." Schmeicheln sich etwa die Wortführer des Czechenthums damit, von Rußland ein nationalböhmisches Parlament als Morgengabe zu erhalten?

Außer den von unserm pariser Correspondenten oben aufgeführten literarischen Arbeiten Guizot's hat dieser jedenfalls merkwürdige, wenn auch verunglückte Staatsmann eine interessante Beichte in einem Artikel abgelegt, welcher unter dem Titel „Nos mécomptes et nos espérances" in der „Revue contemporaine" veröffentlicht ist. Guizot stellt sich an, als ob kein Grund vorhanden sei, den Hoffnungen auf einen politischen und moralischen Fortschritt in Europa entsagen zu müssen, und er findet Spuren davon selbst in Rußland, dessen verstorbener Herrscher sich zur Lebensaufgabe gemacht habe, den socialen Zustand im Innern seines Reichs zu entwickeln und zu verbessern, die stufenweise Emancipation der Leibeigenen zu bewirken u. s. w. Den Irrthum der Männer der Julirегierung findet Guizot darin, daß sie den ewigen, von Gott ausgegangenen Gesetzen nicht hinlänglich Rechnung getragen und sich eingebildet hätten, ihre eigenen Gesetze an deren Stelle zu setzen, daß sie die Menschheit für besser und auf dem Wege der Civilisation und der wahren Freiheit für fortgeschrittener gehalten hätten als dies der Fall sei, und daß sie blind gewesen seien gegen die „ignorance générale" und die Anarchie, welche an die Pforten klopfte. Es würde ein interessantes Schauspiel sein, Guizot wieder als ersten Minister Frankreichs zu erblicken und

*) Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß der Redacteur dieses Blattes der Vicomte de Mars ist (nicht V. de Cinq-Mars, wie wir ihn einmal früher infolge eines Gedächtnißfehlers nannten).

zu beobachten, in welcher Weise er seine jetzigen Grundsätze mit seinen noch immer zur Schau getragenen constitutionellen Principien verbinden würde. Die Aufgabe ist verwickelter, als sie ihm in diesem Augenblicke unfreiwilliger Muße erscheinen mag.

George Sand scheint die Süßigkeiten buchhändlerischen Honorars sehr gut zu würdigen; ihre Memoiren haben schon ein halb Dutzend Bände und mehr erreicht, und doch ist darin nur erst von ihren Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern die Rede. Jetzt ist sie im Begriff, eine „Histoire des amants illustres" in 30 Bänden zu schreiben, wofür sie bereits im voraus von einem Verleger 80,000 Francs erhalten hat.

H. M.

Die dresdener Schillerstiftung.

In Dresden ist in den letzten Tagen auf Anregung des rühmlich bekannten Dichters Julius Hammer und im Hinblick auf den funfzigjährigen Todestag Schiller's (9. Mai) eine Schillerstiftung gegründet worden, die wie die Guild of literature and art und der Royal literary fund in England den Zweck hat, den verlassenen darbenden Angehörigen eines würdigen Dichters und diesem selbst in Fällen unverschuldeter Noth Unterstützung und Zuflucht zu gewähren. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" hat in Nr. 102 und 103 über die Vorverhandlungen, an denen sich namentlich die Herren von Langenn, Carus, Major Serre, Redacteur Siegel, Hofrath Winkler, Gutzkow, Hammer, Auerbach betheiligten, längere Berichte gebracht. Wir freuen uns umsomehr von unsern dresdener Collegen in so energischer Weise die Initiative zu einer solchen wohlthätigen Stiftung ergriffen zu sehen, da auf unsern (damals von Ernst Willkomm unterstützten) Antrag vor mehr als einem Decennium der leipziger Hülfsfonds zustande kam und wir seitdem wiederholt — namentlich in ziemlich zahlreichen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Artikeln — für die Stiftung eines literarischen Unterstützungsfonds auf breiterer Basis das Wort geführt haben. Mit Betrübniß glaubten wir wahrzunehmen, daß wir mit unsern Ansichten und Vorschlägen ziemlich vereinzelt ständen, denn sie schienen in der Presse wenig Anklang zu finden und wurden sogar hier und da bitter bemäkelt und bekämpft. Hauptsächlich wurde dagegen eingewendet, daß es der schriftstellerischen Ehre zuwider sei, diese Frage vor dem Forum der öffentlichen Meinung zu besprechen und an die große Glocke zu hängen. Als ob wir deutsche Autoren uns einer Discussion schämen müßten, deren sich zu schämen einem Bulwer, einem Dickens, einem Douglas Jerrold nicht in den Sinn kommt! Als ob diese Nachtseite des literarischen Lebens nicht hinlänglich bekannt sei und als ob nicht die Achtung vor dem schriftstellerischen Stande einen wesentlichen Zuwachs erhalten muß, wenn man weiß, daß er in seinem eigenen Kreise die Mittel findet, würdige Schriftsteller und Dichter wie ihre Hinterlassenen wenigstens vor dem Aergsten sicher zu stellen. Oder könnte es wol dem Ansehen eines Cornelius, eines Kaulbach, eines Schnorr oder Schadow Eintrag thun, wenn sie sich an einem Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Collegen und deren Hinterlassenen betheiligten? Wir freuen uns, daß wir, wie wir jetzt erkennen, mit unsern Bestrebungen nicht vereinzelt standen; wir freuen uns aufrichtig, daß unsern Worten die That gefolgt ist; wir freuen uns über die dresdener Stiftung, selbst wenn man uns jetzt sagen sollte, daß unsere unablässige Discussion der Frage keinerlei Einfluß darauf gehabt hätte, obschon wir glauben, daß eine beharrliche Discussion stets vorangehen muß, um für solche Stiftungen die Gemüther offen und empfänglich zu machen.

Nur einige Bemerkungen wollen wir uns noch gestatten. Wir von unserm Standpunkte wünschen, daß der Bereich der Schillerstiftung nicht auf Poeten beschränkt bleibe, sondern überhaupt auf verdiente Schriftsteller ausgedehnt werde, und wir geben zu bedenken, ob man nicht einen Anschluß an den leipziger Unterstützungsfonds erstreben, andererseits aber auch mit Dingelstedt sich in Verbindung setzen sollte, der vor einiger Zeit die Gründung eines Unterstützungsfonds für die Angehörigen hülfsbedürftiger dramatischer Autoren in Vorschlag brachte und als Theaterintendant in der Lage ist, diesen Zweck wesentlich zu fördern. Auch in der schriftstellerischen Welt Oestreichs würde man, wie wir aus Privatbriefen wissen, Anknüpfungspunkte finden. Freilich kann es andererseits auch sehr bedeutende, wahrscheinlich sogar überwiegende Vortheile bieten und ist vielleicht überhaupt dem parcellirten Zustande Deutschlands angemessener, wenn mehre Vereine dieser oder ähnlicher Art nebeneinander bestehen und wirken.

H. M.

Bibliographie.

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, nebst einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Schreiben von Goethe's Collegen, Geh. Rath v. Voigt. Zum 50sten Jahrestage des Todes Schillers herausgegeben von A. Diezmann. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 15 Ngr.

Blanqui, A., Grundzüge der politischen Oekonomie. Aus dem Französischen. Luzern, J. u. A. Stocker. 8. 20 Ngr.

Bodemeyer, H., Die Zahlen des römischen Rechts. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Castrén's, M. A., Wörterverzeichnisse aus den Samojedischen Sprachen. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften bearbeitet von A. Schiefner. Petersburg. Lex.-8. 2 Thlr.

Considerant, V., Ueber die Erlösung der Menschheit in ihrem wahren Sinn. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 12 Ngr.

Edner, J. P., Lied und Leben. Vermischte Gedichte. Halle, Schmidt. 16. 7½ Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Robert und Guiscard. Leipzig, Voigt und Günther. 16. 15 Ngr.

Gruppe, O. F., Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Helmholtz, H., Ueber das Sehen des Menschen; ein populär wissenschaftlicher Vortrag gehalten zu Königsberg in Preussen am 27. Febr. 1855. Leipzig, Voss. Gr. 8. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Gräfin Louise Danner, geb. Rasmussen, Dänemarks Genius. (Februar 1855.) Aus dem Dänischen. Hamburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Kriegführung im Orient. Der Feldzug in der Krimm. Denkschrift, der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Napoleon III. überreicht von einem hohen Offizier. 2te, durchgesehene Auflage, vermehrt mit der Erwiderung der Französischen Regierung im Moniteur. Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Lamont, Denkrede auf die Akademiker Dr. Thaddäus Siber und Dr. Georg Simon Ohm. Im Auszuge vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 96. Stiftungstages am 28. März 1855. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Oppermann, H. A., Zur Geschichte des hannöverschen Verfassungsgesetzes vom 5. Septbr. 1848 namentlich in Beziehung auf die Anträge des Reclamationsausschusses vom 15. März betreffend die §. 33 und 36 dieses Gesetzes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Unmaßgeblicher Vorschlag, wie die Staatsschulden, ein Grundübel unserer Zeit, sicher und ohne besondere Lasten der Völker getilgt werden können. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1855. 4.

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin &c., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

Bestellungen werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgegeben von **Hermann Marggraff.** Jahrgang 1855. 4.

Die Redaction dieser bekannten Zeitschrift hat seit 1854 **Hermann Marggraff**, ein langjähriger Mitarbeiter derselben, übernommen. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben damit in Inhalt, Richtung und Erscheinungsweise keine wesentliche Aenderung erlitten; sie bestreben sich vielmehr, die Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Diese Wochenschrift erscheint in Lieferungen von 2—3 Bogen und werden von allen Buchhandlungen und Postämtern Bestellungen darauf angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

3. **Deutsches Museum.** Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von **Robert Prutz.** Jahrgang 1855. 8.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf **einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften** erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern **die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.**

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln &c. kann das „Deutsche Museum" als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Das „Deutsche Museum" wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Bestellungen auf dasselbe werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

4. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Wöchentlich 1 Bogen. 8. Vierteljährlich 16 Ngr.

In einer großen Auflage erscheinend, ist **diese vierteljährlich nur 16 Ngr. kostende** Unterhaltungsschrift ihrem Ziele, **ein deutsches Haus- und Familienbuch** zu werden, immer nähergerückt. Zwei Jahrgänge liegen vollendet vor. Es sind Sammelwerke der gediegensten und geistreichsten Lectüre. Ausgezeichnete Namen, wie **Auerbach, Cotta, Förster, Fortlage, Frankl, Frenzel, Hebbel, Hettner, Klemm, Kohl, Masius, Müller, Orges, Schoedler, Steub, Strauß** und viele Andere, besonders auch jüngere Kräfte fördern durch den lebhaftesten Beistand das Unternehmen **Gutzkow's**, der als Herausgeber auch für den **neuen dritten Jahrgang** denselben regen Eifer gezeigt hat, welcher die beiden ersten Jahrgänge bereits zu einer Lieblingslectüre aller Gebildeten machte. Jeder der bisher erschienenen beiden Bände (von dem ersten Band ist bereits eine unveränderte **zweite Auflage** nöthig geworden) kostet geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer, es findet aber auch eine **Ausgabe in Monatsheften** statt. Inserate werden nicht aufgenommen. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

5. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Dritte Folge. Dritter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser von **M. J. E. Volbeding** redigirten Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der I.—V. Band des **Pfennig-Magazin** (1833—37) kosten im **ermäßigten Preise** 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der XVI.—XX. Band (Neue Folge VI.—X. Band, 1848—52) 4 Thlr.; der I.—XX. Band **zusammengenommen** 13 Thlr. 10 Ngr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Dritten Folge erster und zweiter Jahrgang (1853 und 1854) kosten jeder 2 Thlr.

---

6. **Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** 8. Geh.

First course. 7th edition. 1855. 10 Ngr.
Second course. 6th edition. 1855. 12 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. 8vo. Geh.
First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. In-8. Geh.
Premier cours. 7me édition. 1854. 8 Ngr.
Second cours. 4me édition. 1854. 10 Ngr.
Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français. In-8. Geh.
Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.

7. **Benfey (T.), Kurze Sanskrit-Grammatik** zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh. 3 Thlr.

Dem Verfasser ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, eine **kürzere Bearbeitung** seiner „Vollständigen Grammatik der Sanskritsprache“ für **Anfänger** zu veranstalten. Er hat dies in dem vorliegendem Werke gethan, das sich in Allem an seine größere Grammatik genau anschließt.

Letztere bildet einen Theil des nachstehenden in demselben Verlage erschienenen Werks:

Handbuch der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von **Theodor Benfey.** Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 14 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besondern Titeln:

Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil: Text, Anmerkungen, Metra. 1853. 4 Thlr. Zweiter Theil: Glossar. 1854. 5 Thlr.

Ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen der **Sanskritsprache** von dem berühmten Orientalisten. Die **Grammatik** wird in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen. Die **Chrestomathie**, nebst **Glossar**, lehrt alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmäßig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet somit für den Lernenden wie für den Kenner gleichmäßig einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der Sanskritsprache.

8. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch **in Briefen**, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Siebenter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der **Bremer**'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von **J. H. Kaltschmidt.** Dritte Auflage. 8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in sechs Heften zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke von **Ch. F. Meyer.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

(Auch in fünf Heften zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Beide Wörterbücher zeichnen sich durch **Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung, gute Ausstattung** und **billigen Preis** vor ähnlichen Werken aus.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Leipzig.**

Soeben erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Des Kindes Wartung und Pflege
und
die Erziehung der Töchter
in Haus und Schule.

Ein Handbuch für Mütter und Erzieher
von
Julie Burow.
(Frau Pfannenschmidt.)
Kl. 8. Brosch. 27 Ngr.

Allen **gebildeten Aeltern**, insbesondere allen **Müttern, Erzieherinnen** und **Lehrern** können wir vorstehendes Werk auf das wärmste empfehlen!

Die **gefeierte Verfasserin** hat in demselben den reichen Schatz ihrer **Erfahrungen** als **Gattin, Mutter** und **Erzieherin** niedergelegt und es ist darum durchaus praktisch. Das Werk zerfällt in vier Bücher: Erstes Buch: Die Wartung und Pflege des Kindes und seine früheste häusliche Zucht. Zweites Buch: Schule und Haus. Drittes Buch: Das Familienleben und sein Einfluß auf die Töchter. Viertes Buch: Stellung des weiblichen Geschlechts in der bürgerlichen Gesellschaft. Schluß: An die Mütter.

Soeben erschien:

Aus dem Tagebuche eines Jägers
von
Iwan Turghenew.
Zweiter Band.

Deutsch von **August Boltz.** Kl. 8. Geh. 1 Thlr.

Turghenew's classisches Buch, welches bereits durch die Uebersetzung in vier Sprachen in ebenso viele Literaturen eingebürgert ist, hat schon beim Erscheinen des ersten Bandes in seltenem Grade die Theilnahme auch der deutschen Lesewelt erregt, indem es mehr als je ein Werk vor ihm für die Kenntniß der gesellschaftlichen und politischen Zustände Rußlands gewirkt hat. Mit diesem zweiten Bande bekommt der Leser das anziehende Buch vollständig in Händen.

Berlin, im Mai 1855. **Heinrich Schindler.**

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kapper (Siegfried), Christen und Türken.

Ein Skizzenbuch von der Save bis zum Eisernen Thor. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der durch seine „Südslawischen Wanderungen“ und andere Schriften bekannte Verfasser, mit den Zuständen der untern Donaugegenden durch eigene Anschauung und längern Aufenthalt innig vertraut, bietet in diesem Werke eine Reihe lebhaft gehaltener, getreuer Schilderungen des Lebens und der Zustände jener Länder, die gegenwärtig die Aufmerksamkeit Europa und besonders Deutschlands in so hohem Grade auf sich ziehen. Sein „Skizzenbuch“ wird deshalb gewiß große Theilnahme erwecken.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Die Gesänge der Serben. Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Dieses Werk bietet zum ersten mal kritisch und nach den einzelnen Helden geordnet in Anknüpfung an „Die Volkslieder der Serben“ von Talvj (neue umgearbeitete und vermehrte Auflage, 2 Theile, 1853, geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 4 Thlr.) den reichen **Liederschatz des serbischen Volks**, vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf die serbische Revolution, in trefflicher deutscher Uebersetzung und bildet somit einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Südslawenthums und insbesondere der serbischen Literatur, wie es zugleich allen Freunden echter Volkspoesie hohen Genuß gewährt.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 20. —— 17. Mai 1855.

Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege.

Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Von Heinrich Beitzke. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Seit den letzterschienenen, die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche im Ganzen behandelnden Werken sind eine Menge von neuen Materialien zugeflossen, welche bisher unbekannte Aufschlüsse, Bereicherungen und Berichtigungen der Thatsachen geben: es kann daher eine neue Bearbeitung des großen nationalen Stoffs nur willkommen genannt werden.

Merkwürdig ist es und leider wahr, was der Verfasser in der Vorrede sagt, daß der gewaltige Kampf, der die Befreiung unsers Vaterlandes herbeiführte, dem Volke auffallend wenig bekannt ist. Vom großen Fritz und dem Siebenjährigen Krieg weiß dasselbe im Ganzen noch weit mehr. Ich kann dazu aus eigener, sich oft wiederholender Erfahrung hinzufügen, daß die meisten jungen Leute, welche die Gymnasien aus Secunda verlassen, von der vaterländischen Geschichte überhaupt fast gar nichts wissen, eine Folge der stiefmütterlichen und unbegreiflich zerstückelten Behandlung, welche die Geschichte dort zu erdulden hat. Alte Geschichte und immer wieder alte Geschichte — da sind Docenten und Schüler auf ihrem Terrain, da können besonders erstere aus dem Vollen schöpfen, ohne erst Studien zu machen. So wird einer der wirksamsten Hebel zur Erweckung eines vaterländischen Sinns, eines Nationalgefühls und echten Patriotismus in der Jugend ganz vernachlässigt. Wir begrüßen daher auch in dieser Beziehung mit Freuden ein Werk, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, die herrliche Zeit deutschen Aufschwungs und glorreichen Kampfs gegen Fremdherrschaft in einer allgemein faßlichen und ansprechenden Darstellung zu schildern. Unserer Zeit der Zersplitterung, der eigensüchtigsten und engherzigsten Interessen thut es noth, daß ihr zur Beschämung wie zur Erstarkung ein Spiegel vorgehalten werde, in welchem sie sehen kann, wie es einst anders war und wie es auch jetzt anders sein könnte! Vollste Anerkennung verdient des Verfassers warmes Gefühl für Deutschlands Macht und Wohl; leider ist es hier und da so weit gekommen, daß ein solches für des allgemeinen Vaterlandes Ehre und Einigkeit wie ein halb revolutionärer Makel betrachtet wird, ohne zu bedenken, daß es sich mit dem glühendsten „specifischen" Patriotismus nicht allein verträgt, sondern diesem auch eine Granitbasis gibt, die nur politische Blindheit verkennen und verdächtigen kann.

Um das vorliegende Werk richtig zu würdigen, muß man das Vorwort lesen, in welchem der Verfasser den Zweck angibt, den er verfolgt hat. Er wünscht durch seine Darstellung Das für seine Zeit zu werden, was Archenholz durch die seinige für die des Siebenjährigen Kriegs war; er ist sich bewußt, keine Mühe gescheut zu haben, um sich selbst erst durch ein Studium bis zu den ersten Quellen hinab gründlich zu belehren, und will keine Kriegsgeschichte, sondern eine Geschichte vom deutschnationalen Standpunkte geben. Die Kriegsactionen mußten darin freilich einen beträchtlichen Raum einnehmen, weil er einen gewaltigen Krieg beschreibt, aber die Darstellung enthält nur den Geist derselben mit den geltenden Momenten, nicht ohne begleitende Kritik der Kriegskundigen, zugleich, wo es nöthig ist, mit Charakteristik der Feldherren und hervorragenden Führer, der Truppen, der Nationalitäten. Dabei durften auch die historischen Zustände, die politischen und diplomatischen nicht vernachlässigt werden. Der Verfasser schließt sein Vorwort:

> Soviel an mir lag, habe ich mich bemüht, jedem Theil gerecht zu werden und „Wahrheit" ist überall mein Leitstern gewesen. Die Zeit liegt 40 Jahre hinter uns, die Periode ist vorüber, wo bornirter Patriotismus galt, wo nothwendig wir allein Recht und der Feind allein Unrecht hatte.

Betrachten wir denn das Werk nicht als eine Kriegsgeschichte von 1813 und 1814, sondern als eine Geschichte der deutschen Freiheitskriege vom deutschnationalen Standpunkte aus. Der erste Band umfaßt in vier Büchern die Zeit bis zum Schlusse des Waffenstillstandes. Ein Motto, wie es glücklicher nicht hätte gewählt werden können, gibt schon den Geist der Bearbeitung an: „Nichtswürdig ist die

Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!" Es ist nur, beiläufig gesagt, falsch abgesetzt, wodurch das schöne Versmaß verdorben ist. Die vier Bücher enthalten: die Darlegung der allgemeinen historischen Zustände bis zum Zuge Napoleon's gegen Rußland; die Erhebung Preußens und dessen Vereinigung mit Rußland; den Kampf bis zum Waffenstillstande und die Zeit des Waffenstillstandes. Das erste Buch beginnt mit der geographischen Lage Deutschlands; gewiß höchst zweckmäßig, denn die geographischen Verhältnisse bedingen die Entwickelung der nationalen, socialen und politischen. Der Verfasser hat die Erdkunde bereits früher zu seinem besondern Studium gemacht und gibt uns davon überzeugende Belege. Er stellt Deutschland als geographisch vortheilhaft ausgestattet dar und erklärt durch kurze Andeutungen, wie es dessenungeachtet zu keiner einheitlichen Macht erstarkte, sondern durch die Gewalt historischer Zustände in viele Einzelherrschaften aufgelöst und schließlich von Napoleon so unterworfen wurde, daß es überhaupt kein Deutschland mehr gab.

Deutschland war Frankreich und in Vorbereitung, allmälig in dem französischen Kaiserreiche aufzugehen. Man konnte sagen, Frankreich grenze im Osten an Rußland und die Türkei.

Sehr interessant ist der Abschnitt, welcher die Stimmung der Völker zu dieser Zeit behandelt; interessant aber traurig zu lesen, was unsere Nation betrifft, in welcher die Idee eines gemeinsamen großen Vaterlandes längst untergegangen war. Nur der Druck, welchen die französische Herrschaft übte, konnte allmälig den Unwillen über die Erniedrigung bei der Masse rege machen, auf welche bisher die Bestrebungen der Edeln im Volke ohne Einfluß geblieben waren. Jener Druck lastete am schwersten auf Preußen. Sind auch die meisten Thatsachen, welche der Verfasser anführt, schon bekannt, so war doch ihre Zusammenstellung nöthig, um das Elend und die Noth zu schildern, in welche Preußen nach dem Frieden von Tilsit gesunken war. Um so glorreicher die Erhebung! Stein's und Hardenberg's Reformen, Scharnhorst's Verdienste um das preußische Kriegswesen werden ausführlich dargestellt; die biographischen Notizen und die Charakteristik dieser ausgezeichneten Männer sind dem Leser eine willkommene Zugabe. Das erste Buch trägt das Motto von Schiller: „Und das Band der Länder wird gehoben, und die alten Formen stürzen ein"; für das zweite, welches die Erhebung Preußens und seine Vereinigung mit Rußland behandelt, ist das Körner'sche: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" gewählt. Es beginnt damit, die Hoffnungen und Befürchtungen zu schildern, welche sich in Europa an Napoleon's Kriegszug nach Rußland knüpften und den Eindruck, den die Vernichtung seiner großen Armee machte. Dann kommt der Verfasser noch ein mal auf Preußens ungünstige Verhältnisse zurück und bespricht dieselben, wie sie zu Anfang 1813 waren. Auf 2780 Quadratmeilen mit $4^1/_2$ Mill. Einwohner herabgekommen, seine Hauptfestungen von den Franzosen besetzt, an der Westgrenze von Rheinbundsfestungen bedroht, nur berechtigt, ein Heer von 42,000 Mann zu halten, während sieben Etappenstraßen für fremde Truppen das Land durchschnitten, ausgesogen bis auf das Mark durch die Kriegssteuer an Frankreich und die Erpressungen der feindlichen Befehlshaber, von der Schmach seiner Niederlage bedrückt — das war der Zustand, aus welchem sich „das kleine zertretene Preußen zu einer Kraft und Glorie erhob, wie es kaum ein Beispiel in der Geschichte gibt". Ist Scharnhorst der deutschen Freiheit Waffenschmied genannt worden, indem er das stumpfgewordene Schwert schliff, so ist York der Erste gewesen, der den Schild gegen Frankreich erhob. Droysen's treffliche Biographie hat uns den Helden, „scharf wie gezacktes Eisen", und die Bedeutung seines Schritts, den er auf Gefahr seines Kopfs that und der den Geschicken unsers Erdtheils die entscheidende Wendung gab, so vorzüglich dargestellt, daß der Verfasser nichts Besseres thun konnte als sich ihr anzuschließen; interessant ist, was derselbe über York's Herkunft und Familie aus eigener Erkundigung hinzufügt. York's Wirken in Königsberg, wo er seine frühere Stellung als Generalgouverneur von Preußen selbstverständlich noch vor der königlichen Entscheidung wieder einnahm, die Erhebung dieser Provinz, welche, die erste von allen, eine Landwehr errichtete, die ursprüngliche Organisation dieses Instituts, das später der Nerv der preußischen Wehrkraft werden sollte, werden ausführlich dargestellt, zum Theil nach Friccius, der seine „Geschichte von 1813" seitdem noch durch neuere Arbeiten, die ostpreußische Landwehr betreffend, ergänzt hat („Belagerung von Küstrin und Danzig", auch in d. Bl. besprochen). Hierauf betrachtet der Verfasser die Maßregeln Preußens, deren Schwankungen er freimüthig darlegt: sie erklären sich aus den waltenden Verhältnissen sowol zu Frankreich, dessen Truppen noch einen großen Theil des Landes besetzt hielten, als auch zu Rußland, gegen dessen Aufrichtigkeit ein gewisses Mistrauen nach frühern Vorgängen, wie nach dem neuesten Gebahren seiner Befehlshaber in Ostpreußen gerechtfertigt war. Der Vertrag von Kalisch, ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Rußland, machte der Ungewißheit ein Ende.

Ein besonderer Abschnitt ist den Rüstungen Preußens gewidmet, welche so übersichtlich und klar zusammengestellt sind, daß auch der militärische Leser dadurch im hohen Grade befriedigt wird. Die Ergänzung der stehenden Truppen auf Kriegsstärke und die Errichtung von 52 Reservebataillonen war durch Scharnhorst's großartige Maßregel, seit 1808 durch stetes Ausbilden, Entlassen und Wiedereinziehen von Mannschaften, unbemerkt von den französischen Bevollmächtigten, weil der Etat nicht überschritten wurde, im Volke eine Masse waffengeübter Leute zu haben, leicht möglich geworden. Die Staatskassen konnten dazu die Mittel nicht mehr liefern, daher wurde dem Lande die Verpflichtung auferlegt, sämmtliche neu zu errichtende Truppen zu bekleiden, mit Ausnahme der Waffen auch auszurüsten und sämmtliche Remontepferde unentgeldlich zu stellen. Die Errichtung der freiwilligen Jäger zu Fuß und zu Pferd (10,000 Mann), dreier National-Cavalerieregimenter, der Landwehr (149 Ba-

taillone und 124 Escadrons) brachte das Heer, das nach den Verlusten im russischen Feldzuge vielleicht nur 33,000 Mann betrug, auf eine Stärke von 253,350 Mann; eine Rüstung, von welcher der Verfasser mit Recht sagt, daß ihre Energie in der ganzen Geschichte ohne Beispiel sei. Und nun der hohe Aufschwung im Volke, die Begeisterung, mit welcher alle Stände Blut und Leben, Hab' und Gut, die Frauen ihren Schmuck bis auf den Trauring der heiligen Sache des Vaterlandes zum Opfer brachten: wahrlich, der Verfasser verdient den wärmsten Dank, das Alles unserer heutigen Generation in so eindringlicher, von der Gewalt des Stoffs getragener Darstellung wieder vor Augen zu bringen; Alles durch Zahlen und Thatsachen belegt! Dann folgen die weitern militärischen Maßregeln, wobei die großen Verdienste des Generals von Bülow um die Organisation neuer Streitkräfte hervorgehoben werden, von denen bereits in d. Bl. bei Besprechung von Varnhagen's Biographie des Feldherrn die Rede gewesen ist.

Die Russen waren unterdessen mit ihren leichten Truppen schon bis gegen Berlin vorgerückt; welche Demoralisation unter den früher unbezwinglichen Scharen der Großen Armee eingerissen, beweist, daß 1500 Mann mit sechs Geschützen vor 42 Kosacken, welche die Tollkühnheit, man könnte sagen Frechheit hatten, sich auf sie zu stürzen, im panischen Schrecken auseinanderstoben, daß einige Haufen Kosacken es wagen konnten, durch Berlin, wo eine Garnison von 6000 Mann mit 40 Geschützen größtentheils schlagfertig bivouakirte, zu sprengen! Ueber dies Ereigniß hätte noch manche interessante Einzelheit, die sich hier in frischem Gedächtniß erhalten hat, angeführt werden können. Wittgenstein's Einzug, nachdem die Franzosen Berlin geräumt hatten, ist sehr lebendig geschildert, mit größerm Antheil noch der des York'schen Corps. „Es war eine Zeit, wo jedes menschliche Herz auf den Grund erregt war und Thränen der Rührung und Freude in Aller Augen glänzten." Welche Schritte nun geschahen, um Oestreich zu gewinnen, um das deutsche Volk für die große gemeinsame Sache zu begeistern, der Eindruck, welchen der „Aufruf" machte, besonders der an die Sachsen, ist im folgenden Abschnitt erzählt. Hier aber läßt der Verfasser dem König Friedrich August, der durch viel edlere Beweggründe als „durch lange Gewohnheit" die Liebe seines Volks in seltenem Maße besaß, nicht die Gerechtigkeit widerfahren, welche wir sonst in seinem Werke überall finden. Er würdigt die Verhältnisse, welche die Lage Sachsens und seines ehrwürdigen Monarchen zu einer der schwierigsten machten, nicht unparteiisch genug; namentlich schlägt er die Motive, welche sich äußerer Constatirung entziehen, nicht hoch genug an, sondern läßt sich durch das unglückliche Resultat zu einer Bitterkeit verleiten, welche weder der Fürst noch sein Volk verdient haben. Das warme deutsche Gefühl, das hier mit Schmerz berichten muß, wie sich weder das deutsche Volk noch seine Fürsten nach Preußens Vorbild erhoben, mag diese Bitterkeit erklären; es spricht sich erfreulicher in dem nächsten Thema aus: dem Schriftenthume der Zeit, welchem Elemente, als von wichtigem Einfluß, eine besondere Betrachtung gewidmet wird. Hier treten uns gefeierte Namen, wie Arndt, Schenkendorf, Rückert, Körner, entgegen; auch populäre Kriegslieder, deren Verfasser minder und gar nicht bekannt, werden uns in das Gedächtniß gerufen. Die Maßregeln Napoleon's, um den Kampf von neuem aufzunehmen, in ihrer grandiosen Ausdehnung und dem bewundernswürdigen Resultate beschließen das zweite Buch.

Das dritte Buch ist den kriegerischen Begebenheiten von Tettenborn's Zuge nach Hamburg bis zum Waffenstillstande geweiht. Wir können uns darüber um so kürzer fassen, als der Autor selbst, seinem Plane getreu, die eigentlichen Kriegshandlungen nur kurz in ihrem Zusammenhange und ihren Folgen, ihrem Geiste nach schildert und mehr die allgemeinen Zustände, besonders die Kriegsleitung, zum Kerne seiner Darstellung macht. Dabei wird ihm aber jeder Leser vom Fach die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, wenn er auch absichtlich keine Kriegsgeschichte im eigentlichen Sinne gegeben hat, seine Behandlung der kriegerischen Ereignisse auch vor strenger militärischer Kritik vollkommen bestehen kann; daher wir keinen Anstand nehmen dürfen, das Werk ebenso zur Militärliteratur zu rechnen, als es durch seine Bedeutung Ansprüche hat, allerdings noch mehr der allgemeinen Literatur eingereiht zu werden. Wo es irgend charakteristisch für die Anschauung des großen Kampfs und der gegenseitigen Verhältnisse der Organisation der Truppen, ihres moralischen Elements, ihrer Kampfweise u. s. w. erschien, hat der Verfasser nicht verschmäht, selbst einzelne Gefechtsacte im taktischen Detail zu schildern, und hier bekundet sich vorzugsweise sein richtiger militärischer Blick und Takt, überhaupt der gediente Militär. Daß er die besten, auch die neuesten Quellen für das dritte Buch benutzte, versichert er selbst in der Vorrede, und wenn er nur einzelne anführt und Angaben besonders der letztern nicht immer benutzt zu haben scheint, so mag er seine Gründe dafür haben. Wir vermissen aber das treffliche, an Zuverlässigkeit von keinem andern übertroffene Werk des Obersten Schulz: „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792", das nicht einmal als gelegentlich zurathegezogen angeführt wird; allerdings ist gerade dieser Abschnitt darin kürzer behandelt als die folgenden, und der Verfasser vergleicht vielleicht später dessen auf die gründlichste Kritik basirte Angaben mit andern. In der Darstellung der Schlachten und Gefechte wird immer eine Terrainbeschreibung vorangestellt, ohne welche die Waffenhandlung nicht gut verstanden werden kann. Die localen Verhältnisse sind darin stets mit großer Klarheit anschaulich gemacht, sodaß sie in ihrem Einflusse auch von dem militärischen Leser zu würdigen sind, was als ein besonderes Verdienst des Werks anzuerkennen ist. Bülow's Feldzug unterwirft der Verfasser einem Tadel, den wir in dieser Ausdehnung nicht für begründet halten können, selbst dem Gefechte von Luckau widerfährt nicht die Gerechtigkeit, die es verdient; die Kritik hat sich hier wol durch einseitige Quellen bestimmen lassen. Wie sehr

aber sonst auch der Feind eine gerechte Würdigung erfährt, beweist das Bild, das uns von dem gefürchteten und gehaßten Davoust entworfen wird bei Gelegenheit seines Waltens in dem unglücklichen Hamburg; wir erblicken hier doch manchen Zug, der ein milderes Licht auf diesen stahlharten Charakter wirft. Einen besondern Abschnitt erhält zum Schlusse die Lützower Freischar; es wird gezeigt, wie dies Corps, „die schwarze Schar, die Schar der Rache", nach der ursprünglichen Idee, daß ganz Deutschland gegen die Franzosen in Brand kommen werde, einen Kern bilden sollte, an den sich alle vaterlandsglühenden, franzosenhassenden jungen Deutschen anschließen könnten; man glaubte, daß dies Corps bald zu einem ganzen Heere anschwellen werde. Das geschah aber nicht, die Freischar wuchs zu groß für Parteigängerzwecke und war doch zu klein für ein selbständiges Corps; Thaten blieben aus vielen Ursachen aus, welche der Verfasser einsichtig auseinandersetzt; nach dem Waffenstillstande wurde die Reiterei, gewiß nicht ohne Schuld des Führers, vernichtet, und das ganze Freicorps, dem Wallmoden'schen Corps zugetheilt, nahm an dem großen Kriege der Hauptarmeen nicht einmal Antheil. Traurig, wie so herrliche Elemente unbenutzt blieben und in Nichtachtung geriethen!

Das vierte Buch, das letzte im ersten Bande, schildert die Zeit des Waffenstillstandes, beschäftigt sich also vorzugsweise mit den diplomatischen Verhandlungen, welche den Anschluß Oestreichs an die Verbündeten bewirkten. Der Verfasser ist hier von einer gewissen Animosität gegen diesen letztern Staat nicht frei zu sprechen, er hat sich wol allzu sehr von Hormayr's „Lebensbildern" leiten lassen. Welche Stellung aber Hormayr zuletzt gegen sein engeres Vaterland einnahm, ist bekannt; seine Schriften sind von dem Hasse und der Leidenschaft inspirirt, wovon außer den „Lebensbildern" vorzüglich auch seine „Anemonen" Kunde geben. Mit dem Ausspruche, daß der Krieg seit dem Hinzutritt des „erzabsolutischen, aristokratischen, völkerfeindlichen, in alten Formen erstarrten Oestreich" nur ein Cabinetskrieg geworden, kann man unmöglich einverstanden sein. Auch ist die Charakteristik der östreichischen Kriegführung seit 1792 ungerecht: der glänzenden Erfolge von 1795 wird mit keiner Silbe, der Siege des Erzherzogs Karl nur mit schwacher Concession gedacht. Rühmen wir an dem Verfasser die Freimüthigkeit, mit welcher er die schwankende Heeresleitung der Verbündeten tadelt, die volle Anerkennung, die er auch dem Gegner widerfahren läßt, vor allem dem Genius Napoleon's, so wünschen wir auch, daß er nach allen Seiten gerecht werde. Eine Charakteristik der hervorragenden Diplomaten am Prager Congreß und der bedeutendsten Heerführer, endlich eine Darstellung der gegenseitigen Streitkräfte nach ihrer Organisation und Formation beim Ablauf des Waffenstillstandes beschließt den ersten Band dieses Werks, wovon soeben auch der zweite erschien. Wir versparen uns ein Gesammturtheil, empfehlen das Werk aber vorläufig zur allgemeinen Beachtung, deren es in weitesten Kreisen würdig ist.

Karl Gustav von Berneck.

Jordan's „Demiurgos".

(Beschluß aus Nr. 19.)

Wilhelm Jordan, der Sänger des „Demiurgos", der modernen Faust-Messiade, ist ein geborener Ostpreuße, der auf der Universität Königsberg das Studium der Theologie mit dem der Hegel'schen Philosophie vertauschte, ein Schüler von Karl Rosenkranz. Er debutirte mit einem Gedichte: „Glocke und Kanone", in welchem die Gelbgießerei mit einer sehr revolutionären und kirchenfeindlichen Symbolik auftrat, während er in einer andern Dichtung in kräftigem Tone die deutsche Gesinnung Ostpreußens aussprach und verherrlichte. Später dichtete er „Irdische Phantasien" in etwas herber Form, doch nicht ohne Gedankenschwung; Träumereien von der selbständigen Macht des Menschengeistes und der Herrlichkeit des Diesseits. In Leipzig, wohin er übergesiedelt und wo er wegen eines atheistischen Toastes, dessen crasse Form die Anklage der Blasphemie nicht ganz ungerechtfertigt ließ, zur Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, gab er die Dichtungen seiner Sturm- und Drangperiode unter dem Titel „Schaum" gesammelt heraus; ein Titel, der allerdings den echten Champagner des Geistes erst erwarten ließ. Inzwischen schäumte die Sucht, Bedeutendes zu leisten, in mehren Aufsätzen der Wigand'schen „Epigonen" aus, die ihn mit dem sächsischen Preßgesetze in Conflicte brachten. Obgleich er sich in Lindenau bei Leipzig angekauft, wurde er aus Sachsen verwiesen und siedelte nach Bremen über, bis ihn die Märzrevolution nach Berlin rief, wo er alsbald als Volksredner in dem demokratischen und constitutionellen Club auftrat und sich in der Mitte der revolutionären Kreise bewegte. Nach Frankfurt von constitutioneller Seite gewählt, saß er dort auf der äußersten Linken, was eine befremdete Adresse von Seiten seiner Wähler zur Folge hatte. Mannichfache Einwirkungen bestimmten ihn, sich von seiner Partei zu sondern, und Differenzen in Betreff der Polenfrage, über die er eine scharf einschneidende Rede hielt, machten den Bruch vollkommen. Die Ermordung des ihm befreundeten Fürsten Felix Lichnowsky, an dessen Grab er als Leichenredner auftrat, trieben ihn immer weiter auf die rechte Seite hinüber, bis er als Reichsmarinerath eine schwarzrothgoldene Anstellung fand, welche sogar längere Zeit den Untergang des deutschen Parlaments und der deutschen Flotte überlebte. Diese biographischen Andeutungen sind für das Verständniß einer Dichtung unentbehrlich, in welche der Dichter soviel aus seinem eigenen Leben hineingeheimnißt hat und welche alle geistigen und politischen Entwickelungsphasen umfaßt, deren Cursus der bildungsfähige Poet mit einer seltenen Kunst der politischen und gedanklichen Häutung durchgemacht. Alle diese abgelegten Schlangenhäute der Entwickelung sind im „Demiurgos" poetisch ausgestopft und ausgestellt, und diese Sammlung geistiger Merkwürdigkeiten gibt dem Werke fast ein größeres Interesse, als seine künstlerisch gewölbte Kuppel und seine gothischen Glaubensthürme.

Ueber den Begriff und historischen Entstehungsgrund der „Mysterien", über die metaphysischen Dramen, welche Vorgänger des „Demiurgos" sind, über den Demiurgos selbst und seine Bedeutung nach der Auffassung der Gnostiker hat sich der Recensent des ersten Theils (in Nr. 19 d. Bl. f. 1853) bereits erschöpfend ausgesprochen, und können wir hier nur auf jene Beurtheilung zurückverweisen.

Der Dichter ergeht sich selbst mehrfach in schwunghafter Rhetorik über die hohe Bedeutung einer metaphysischen Poesie gegenüber der Alltagspoesie und ihren Gestalten von Fleisch und Blut; ja er hat nicht übel Lust, ihr für alle Zeiten eine götterzeugende, religionsschöpferische Kraft einzuräumen. Auch der „Demiurgos" soll eine große Geisterwendung hervorrufen; das ist wenigstens die Absicht des Dichters. Unleugbar hat jede von Gedanken getragene Poesie eine höhere Berechtigung als gedankenloses lyrisches Getändel oder märchenhafte Arabesken- und Nipptischbilder. Das haben nicht blos Hiob, Aeschylos, Dante, Milton und Goethe gezeigt, das zeigen auch Shakspeare und Schiller, deren Poesie sich freilich nicht in überirdischen metaphysischen Collegien bewegt, aber dagegen mit festen Umrissen und in energischen Gestalten die lebendige Philosophie der Geschichte mit ihren Triebrädern vor unsern Augen entrollt. Eine Poesie kann indeß nur in naiven Zeiten dem Volke seine Götter schaffen; für eine Zeit der allgemeinen Bildung ist auch der poetische Bildercultus antiquirt; uns interessirt nicht mehr das Bild, sondern nur die Auslegung, und die Phantasie des Dichters, die in solchen Zeiten nicht wie die Volksphantasie ureigene Gestalten heraufbeschwören kann, sondern nur aus den mythologischen Garderobeladen aller Zeiten ihre Masken zusammenborgt, täuscht sich über ihre Fähigkeit, wenn sie eine neue Religion aus dem Aermel schütteln will. Die Phantasie ist nur götterzeugend, wenn sie selbst an ihre Götter glaubt; diese modern-reflectirende Phantasie, die sich ihre Göttergestalten am Schreibtische aus allen möglichen gedruckten Glaubensurkunden zusammensucht, ist trotz aller Koketterie glaubensleer und hat das volle Bewußtsein, zu allegorisiren und den Gedanken absichtlich zu maskiren. Das Symbol, das Glaubenszeichen einer naiven Zeit, ist die dumpfe Einheit von Bild und Bedeutung; die Allegorie ist die bewußte raffinirte Rückkehr zur Symbolik, welche diese Einheit kunstvoll erzeugt. Ihre Berechtigung bleibt auch für die moderne Gedankenpoesie problematisch, und sie mit Hiob und Aeschylos auf eine Stufe setzen zu wollen, heißt sich gegen den Geist der Geschichte versündigen. Wir fragen immer erst mit Recht, warum der klare Gedanke in das unklare Bild zurückgezaubert wird; denn die Zweideutigkeit eines phantastischen Farbenspiels, so bunt es schillert, gibt im Element des Gedankens keinen Ersatz für die einfach-verständliche Wahrheit. Ebenso wenig dürfte das Zusammenrühren aller Religionen in einen religiösen Urbrei eine dem Gedanken und dem bestimmten Glauben genehme Versöhnung anbahnen.

Der Gedankeninhalt des „Demiurgos" ist schon deshalb zur Stiftung einer neuen Religion wenig geeignet, weil er sich blos um eine einzelne, bestimmte, metaphysische Frage dreht, um die Idee des Bösen und Guten. Auch liefert die Behandlung derselben keine neuen und überraschenden Resultate, indem sie im Ganzen mit der optimistischen Richtung der Philosophie seit Leibniz übereinstimmt. Wenn der Verfasser daher von einer großen Geisterwendung spricht, die er durch seine Dichtung hervorrufen will, so kann er dies nur im Allgemeinen darauf beziehen, daß er eine in den Materialismus versunkene Zeit zu einer idealistischen Weltanschauung zurückzurufen oder vielmehr den falschen Idealismus zu widerlegen sucht. Denn in der That ist es mit der materialistischen Gesinnung unserer Zeit nicht so arg; gerade das letzte Decennium, das auch Jordan uns in seinen berliner und frankfurter Guckkastenbildern vorführt, zeigte, welche Elemente eines gedankenvollen Strebens, des Aufschwungs und der Begeisterung für die verschiedensten Ideale in der deutschen Nation lebendig sind, und wenn der Materialismus Geltung gewonnen, so ist er ganz woanders zu suchen als in jenen Kräften und Trieben der Bewegung. Auch ist Jordan selbst nicht so einseitig, die großartige Blüte der Cultur, des Handels und der Industrie, die gewaltigen Fortschritte der Civilisation in unserer Zeit für einen Abfall vom idealistischen und christlichen Princip zu halten, im Gegentheil, der jüngere Faust findet darin eine Erfüllung der in der christlichen Gottesdichtung vorgezeichneten Wunder. So spricht er vom Gottessohn:

Ein Bild der Allmacht und Allwissenheit,
In dem die Jugend vorgeahnt
Die künftige Menschenherrlichkeit,
Ein Bild, das uns den Weg zu sich gebahnt,
Das wie ein Kompaß festhielt uns're Richtung,
Ein Bild vom Riesenbaum, geträumt vom Samen:
So steht er da im Arabeskenrahmen
Bedeutungsvoller Wunderdichtung.

So lernten wir mit Allmacht uns bewehren,
Die Kräfte der Natur in Muskeln zu verwandeln,
Die riesenstark nach unserm Willen handeln,
Und unsern Erdenball zum Menschheitsleib verklären.

Wie, wenn sich wie auf ein Gebot
Millionen Arme hastig regen
Und eine weite Hungersnoth,
Der sonst sie scharenweis erlegen,
Bekämpfen mit vereinter Macht,
Und nun auf hunderttausend Wegen
Zusammenströmt die Segensfracht,
Bis von der Erde fernsten Enden:
Wer spürte da nicht in den Menschenhänden
Das Wirken von dem Heilandsgeiste,
Der die Fünftausend speiste?

Der Dichter ist also keineswegs ein Gegner des neuen lebenskräftigen und lebenschaffenden Materialismus; er sucht sogar ihn durch das Christenthum und das Christenthum durch ihn zu verklären. Die Gedankenwendung, welche im Cultus des „Demiurgos" liegt, hat daher noch einen Sinn. Die Geister sollen nicht verzagen, wenn ihre Ideale scheitern; sie sollen die Nothwendigkeit der Schranken, die sich ih-

nen entgegenthürmen, begreifen; denn gerade das Ringen nach dem Ideal ist die schönste lebenzeugende Mitgift der Menschheit; die erreichten Ideale sind der Menschheit Todtenmale, das Erreichen des idealen Ziels wäre der Weltuntergang. Darin liegt die Berechtigung des Negativen, des Maßes, der Schranke, des Leidens, deren Repräsentant eben der Werkmeister des Schöpfers, der Demiurgos ist, jene ältere und edlere Gestalt, welche durch das mittelalterliche Teufelsbild entstellt worden. Diese negative Kraft, die wir das Böse nennen, ist also ein nothwendiges Moment der göttlichen Heilsordnung; für das Weltganze gibt es kein Böses; die Welt, wie sie ist, ist die bestmögliche Welt. Dennoch, trotz dieser Erkenntniß, ist der Trieb in den Menschen gelegt, der über das Bestehende in die Zukunft hinausweist: das Streben, Ideale zu verwirklichen und die Welt neu zu gestalten. Der wesentliche Inhalt unsers Mysteriums ist nun die Versöhnung dieser besten Welt, dieser vernünftigen Wirklichkeit mit ihrem scheinbaren Widerspruche, mit der Nothwendigkeit des idealistischen Weiterstrebens, der unaufhörlichen Fortentwickelung der Menschheit. Diese Ueberzeugung ist freilich nicht neu, wenn auch ihre poetische Gestaltung bisjetzt noch nirgends in so eingehender und umfangreicher Weise durchgeführt worden ist. Abgesehen von den Ansichten der Neuplatoniker, der geistvollern Kirchenväter, z. B. eines Origenes, und der Scholastiker, hat in neuerer Zeit der Optimismus in Leibniz einen begeisterten Apostel gefunden, während im Hegel'schen System die beiden Seiten des Jordan'schen Mysteriums und ihre Versöhnung aufs vollkommenste und ausgiebigste enthalten sind. Von den Neuplatonikern hat Proklus das Wesen des Bösen am tiefsinnigsten erklärt, indem er behauptete, daß im Bösen, da dasselbe nichts Selbständiges sei und nur aus der Schranke der Kraft entspringe, noch Gutes sei.

Leibniz behauptete, daß Gott das Böse nicht wolle; es liege in der Beschränkung der Natur, es fließe indirect aus dem Begriff der Welt und werde von Gott zugelassen, damit ein größeres Gutes erreicht werde. Shaftesbury, Rousseau u. A. vertheidigen diesen Optimismus, daß Alles für das Ganze gut ist, obgleich sie im einzelnen Falle in ihrer Beweisführung in Lächerlichkeiten verfielen, welche Voltaire mit scharfem Witz in seinem „Candide" aufgedeckt. Hegel dagegen feiert in der Rechtsphilosophie sowol die Vernünftigkeit des Wirklichen, als er auch in seiner „Philosophie der Geschichte" den Fortschritt des menschlichen Geistes zum Bewußtsein der Freiheit anerkannte und die List der Vernunft pries, welche sich der Leidenschaften der Menschen zur Erreichung ihrer Zwecke bediene. Die ganze Philosophie Hegel's ist eine große Theodicee, welche den Sieg des Guten und die Allgegenwart des Vernünftigen preist, freilich nicht in starren Organisationen und fixen Begriffen, sondern im beständigen Flusse der Entwickelung. Im Hegel'schen System, nicht im Aeschylos und Hiob, am wenigsten in den Ueberlieferungen des christlichen Glaubens liegen die Gedankenhebel des Jordan'schen „Demiurgos". In letzter Instanz ist aber der Beweis des Optimismus doch nur für die Gläubigen vorhanden; das quod erat demonstrandum leuchtet nur Denjenigen ein, welche von Hause aus dieselbe Anschauung theilen. Einem pessimistischen Philosophen wie Arthur Schopenhauer gegenüber wird diese ganze Beweisführung ohnmächtig bleiben. Wer den Optimismus eine ruchlose Gesinnung nennt, wer das Ding an sich, das Absolute, in dem blindwaltenden Willen findet, der sich die Intelligenz nur als eine Fackel für seine Pfade zur Beleuchtung der höhern complicirten Organismen ansteckt, den zu bekehren wird alle christlich-philosophische Beredtsamkeit des „Demiurgos" nicht hinreichen, der aber wol in den Kreis seiner geistigen Richtungen diesen principiellen Pessimismus, welcher seiner Tendenz am schroffsten gegenübersteht, mit hätte aufnehmen sollen. Wir haben es in der That in der ganzen Dichtung mit lauter Optimisten zu thun; der schroffste Geist der Verneinung, der das Princip leugnet, fehlt gänzlich.

Erweist sich der Optimismus mithin als eine Glaubenssache, so geht Jordan noch einen Schritt weiter, indem er auch die Form des Glaubens für ihn in Anspruch nimmt. Er deutet mehrfach an, daß nur ein neues Glaubensbild unser Volk verjüngen könne; er will im Vereine mit seiner elysischen Muse dem Bildersturme der Gegenwart wehren; die Vision des „unsaglich schönen Paars" im Kerker scheint das neue Gottesbild anzudeuten. Wir bekennen aufrichtig, aus dieser Partie des Werks, aus dem mystischen Geschwebel des dritten Theils nicht recht klug geworden zu sein, und müssen die künftigen Commentare des Werks abwarten, um zu erfahren, ob Jordan die praktische Tendenz hat, einen religiösen Cultus des Demiurgos zu begründen und den Doppelstern des Guten und Bösen zur Verehrung für die Gläubigen an das Firmament der neuen Religion zu versetzen.

Wir haben schon aus der Darlegung des Inhalts unserer Dichtung gesehen, wie Jordan die Grundidee zu gestalten sucht. Lucifer, der Demiurgos, gestaltet die neuentstandene formlose Erde; von Agathodämon sagt er etwas mystisch:

> Du hältst fortan von diesem Stern
> Dich selbst und deine Liebe fern,
> Denn was davon ich brauchen kann,
> Enthält er schon von Anfang an.

Agathodämon überläßt Lucifer diese gestaltende Thätigkeit, obgleich er nicht begreift, wie der Geist der Verneinung schaffen kann. Er will, wenn er selbst Lucifer's Werk gelungen preisen muß, ihm ein Götterjahr dienen; im entgegengesetzten Falle soll Lucifer ihm gehorchen. Die Dichtung schildert nun Agathodämon's Menschwerdung und des guten Geistes Erdenwallen. Er findet natürlich überall die Schranken des bösen Lucifer, nirgends Harmonie und Vollendung. So in der Natur, in der Liebe, im Kampfe für die Freiheit und das Menschenthum, im großen nationalen Streben. Im geistigen

Hervorkehren dieser Schranken triumphirt nicht nur Lucifer, sondern auch Wilhelm Jordan, der die Schale eines souveränen Hohns über alle Bestrebungen der Zeit ausgießt, und aus der Vogelperspective der Aeonen herab auf das idealistische Gewimmel und Getümmel des 19. Jahrhunderts einen mitleidigen Blick wirft. In der That entrollen diese Partien des Werks ein mit grellen Farben und Schatten ausgemaltes Zeitpanorama, das durch die meisterhafte Handhabung der sarkastischen Form und die poetisch-schlagende Bezeichnung der einzelnen Richtungen und Standpunkte auch für die Zukunft Werth und Interesse haben wird. Heinrich-Agathodämon, überall von irdischen Schranken zurückgestoßen, will sich mehrmals das Leben nehmen. Einmal aber fährt er im souveränen Zorn über Lucifer, der sich plötzlich in seinen Vasallen zu verwandeln scheint, im wahren Sinne des Worts aus der Haut, nimmt die Herrschaft auf Erden in Anspruch und schafft nun ein schattenloses Utopien, das Nirgendheim, in welchem es die Bewohner vor lauter Glück nicht aushalten können. Das ist vortrefflich; ebenso die paradiesische Strebenslosigkeit, in welche Heinrich dann versinkt und die ihm bald als unhaltbar erscheinen muß.

Soweit ist die Composition des Ganzen geistvoll und dem Grundgedanken angemessen. Mit der „Göttlichen Komödie", so reich sie an poetischen Schönheiten ist und so meisterhaft Jordan die Form handhabt und meißelt, wissen wir wenigstens in Bezug auf Agathodämon nichts anzufangen. Es soll ihm die rechte Art, das rechte Maß gelehrt werden. Uns werden große Weltdichtungen vorgeführt, welche sich mit der Frage über das Verhältniß des Bösen und Guten beschäftigen: der „Prometheus", der „Hiob", der „Faust". Das Christenthum selbst wird mit einer stark orthodoxen Wendung ausgeschlossen.

Heinrich.

Ihr zeigt mir nicht, was gottgeschah
Auf Golgatha?

Chor der Unsterblichen.

Wer Das versucht, allein und ganz,
Erzeugt nur gold'ne Kälber.
Man malt die Welt im Sonnenglanz,
Doch nie die Sonne selber.

So wenig das „Paradies" des Dante seiner „Hölle" an Werth gleichkommt, indem dort Alles in Glanz und Klang und Glorie verschwebt, so wenig erreicht der dritte Theil des „Demiurgos" die beiden frühern, indem gerade Lucifer, der verneinende und gestaltende Geist („Omnis determinatio est negatio", sagt Spinoza) hier nur die Rolle eines Zeichendeuters übernimmt, und die Versöhnung mit der Erde und dem Leben in visionären und märchenhaften Accorden ausklingt. Offenbar beeinträchtigt hier an vielen Stellen der Theolog den gestaltenden Dichter, und da wir es hier mit keinem naiven, sondern mit einem außerordentlich kunstvoll zurechtgemachten Glauben zu thun haben, so wird die theologische Wendung oft zur leeren Phrase und das Glaubensbild verschwimmt in höchst phantastischen Umrissen. Ueberhaupt macht an einzelnen Stellen der überschwängliche Mysticismus einen komischen Eindruck; denn man merkt die Absichtlichkeit, mit welcher der jüngere Goethe, der Faustinpoet, seinen Commentatoren einige taube Nüsse zum Aufknacken vorwirft.

Was nun die gestaltende Kraft des Dichters betrifft, so wehrt seine erhabene Muse selbst den Einwand ab, als wolle sie alltägliche Gestalten schaffen. Sie beruft sich auf die Gedankenpoesie aller Zeiten, sie will nur die „reine Form der Urgestalt" liefern und nicht die schlechte Handgreiflichkeit der modernen Tagespoeten. Wir wollen gern der Form eines „Mysteriums" Rechnung tragen, welche alle gesonderten Dichtungsgattungen in die mystische Einheit der Urpoesie versenkt, Lyrisches, Episches und Dramatisches in eine allerhöchste Welt- und Gottpoesie auflöst; aber deshalb dürfen wir weder auf dichterische Gestaltung noch auf dichterische Erfindung verzichten. Jordan's „Demiurgos" ist nun Metaphysik mit lebenden Bildern; seine Muse bewegt sich nur in Reflexionen und Schilderungen, deren Ausdehnung durch drei Theile bei größter Vorzüglichkeit im Einzelnen ermüden muß. Dies ist keineswegs durch den Stoff bedingt. Die dichterische Urkraft muß in Himmel und Erde gestalten, und ihren Gestalten nicht nur den Lebensodem, sondern auch die vollkommene Consequenz und individuelle Sicherheit verleihen, ohne welche wir kein dauerndes Interesse an ihnen nehmen können. Es sind und bleiben dramatis personae, von denen wir vollkommene Klarheit der Erscheinung und Bestimmtheit der von ihnen verfolgten Zwecke verlangen. Das mag bei metaphysischen Gestalten schwieriger sein, ist aber deshalb nicht minder nothwendig. Je klarer, greifbarer, consequenter sie auftreten, mit einem Worte, je weniger allegorisch, desto größer ist die Meisterschaft des Poeten. Hierin läßt Jordan viel vermissen. Die Doppelmasken taugen nichts. Lucifer, der sich auf einmal in den elegisch-klagenden gefallenen Engel mit seiner seufzenden unausgegohrenen Lyrik verwandelt, fällt ganz aus dem Stil heraus, in welchem wir den Geist der Verneinung als dramatische Person zu vernehmen gewohnt sind. Die Doppelmaske des Agathodämon-Heinrich wird ebenfalls am Schlusse unklar. Das Verhältniß Lucifer's und Agathodämon's ist keineswegs durch die Schlußdithyrambe aufgehellt; denn wozu in aller Welt wurde Agathodämon mitbestraft? Ebenso wenig ist das Verhältniß beider Geister zu Gott, zu Christus u. s. w. durch die einzelnen Andeutungen in volles Licht gesetzt, sondern absichtlich mystisch verschleiert. Auch über die Beziehungen des dienstbaren Geistes Mephistopheles zu Lucifer waltet keine zweifellos bezeichnende Klarheit. Wir sehen, das überirdische Personal der Dichtung ist in seinen meistens vom Dichter selbstgeschaffenen Beziehungen nicht mit hinreichender Gestaltungskraft in sichern Umrissen dargestellt. Aber auch den Erdenbewohnern fehlt es vollkommen an individueller Klarheit, auch bei ihnen löst sich die Gestalt oft in einen allegorischen Fischschwanz auf. Diese hellenische Helene, die am Anfang wenig-

stens in bestimmten Zügen vor uns hintritt, wenngleich sie von Haus aus das Griechenthum symbolisirt, wird nach ihrer Bekehrungsgeschichte als bestimmte Gestalt völlig unklar, explodirt mehrmals als visionäres Gas, und muß mit großer Mühe der Phantasie, welcher vom Dichter überhaupt viel zu viel zugemuthet wird, wieder in die menschliche Form zurückgerufen werden. Ebenso wenig kann man über den hellenischen Fürsten ins Klare kommen, der später nach einem Präservativmittel gegen revolutionären Drang sucht, und sich gegen einen „Glauben ohne Sünden" erklärt. Alle diese Gestalten haben gar keine menschlichen Handhaben der Charakteristik, sie flößen auch nicht auf einen Augenblick ein menschlich-warmes Interesse ein; es sind nur Organe des Dichters, Repräsentanten irgend einer Gedankenrichtung, tendenziöse oder metaphysische Trompeten. Die genrebildlichen Figuren, der Bauer und sein Sohn, und die am meisten dramatisch geschlossene Gruppe des Werks, der Tischlermeister Hobelmann und seine Familie, scheinen auf den ersten Blick mit realistisch-derben Zügen ausgeführt zu sein; dennoch ist auch bei ihnen das individuelle Gepräge nur schwach; es sind Stände und Zustände, die unter gewissen modernen Gedankenreflexen erscheinen, es sind Charaktertypen, keine Charaktere. Mit einem Worte, die Charakteristik und Gestaltung ist in diesem Mysterium nur metaphysisch; alle Gestalten im Himmel und auf Erden sind nur, was sie bedeuten; alle Erscheinung, alle Begebenheit, alle Handlung hat nur eine über sich selbst hinausweisende Bedeutung und artet oft in eine verschwommene Allegorik aus. Man kann den „Demiurgos" nur mit dem zweiten Theile von Goethe's „Faust" vergleichen, denn zum bestimmten dramatischen und tragischen Interesse des ersten bringt er es nirgends.

Ob aber ein solches „Mysterium" sich nothwendig in ein reinspeculatives Drama verwandeln muß, in welchem die ganze Welt nur Coulisse und Decoration ist; ob sich die Dialektik der Ideen nur in strengdialektischer Weise, in der Form eines himmlischen Disputatoriums, das einzelne Menschen- und Lebensbilder nur wie Beweisstücke aufgreift, vorzeigt und wieder fallen läßt, ausspinnen muß; ob diese ganze dreibändige theologische Doctorpromotion des Lucifer, dem nur hin und wieder aus der Corona der Menschenwelt opponirt wird, durchaus nur Grau in Grau malen und die Einförmigkeit der Reflexion nur durch einige prachtvolle visionäre Schaustücke und die bengalische Beleuchtung glänzender Naturbilder unterbrechen muß: das möchten wir umsomehr bezweifeln, als das „Mysterium", selbst nach Jordan's Anlage, zu einer ganz andern Behandlung Gelegenheit bot, indem die vollkommene Menschwerdung Agathodämon's ihn in dramatische Verwickelungen führen konnte, aus denen in objectiver Thatsächlichkeit der Beweis von der Herrlichkeit und lebenzeugenden Macht des Negativen hervorgeleuchtet hätte. Wir müssen vom Dichter, auch wenn er die höchsten Gedanken behandelt, immer die concrete Gestaltung der Idee verlangen, und von der dramatischen Form, wenn sie sich über das Dialogische erheben soll, mindestens einen Mittelpunkt des Interesses. Jordan hat es vorgezogen, den Helden selbst mehr zum Zuschauer kaleidoskopischer Bilder zu machen, in deren zusammengeschüttelten Figurationen die Idee ihr eigenes Bild wieder begrüßt. Aehnlich ist der Goethe'sche „Faust" des zweiten Theils ganz an die Peripherie der Handlung gedrängt. Heinrich verliebt sich zwar in Helene, er betheiligt sich an einem Auflauf, er betheiligt sich am frankfurter Parlament; aber das sind Alles nur Begebenheiten, das ist keine ineinandergreifende Handlung, die das Herz zu erwärmen, die uns zu spannen vermöchte. Die überirdische Maschinerie mit ihren visionären Tröstungen und ihren elysischen Rectificationstragödien läßt kein menschliches, überhaupt kein bestimmtes Interesse am Fortgang der Handlung aufkommen; der Dichter selbst unterbricht ihn mit fortwährenden Interpellationen; und was Gestalt gewinnend sich lossondern will, wird immer wieder in einen mystischen Urgrund versenkt. Wie klar tritt der Mephistopheles im ersten Theil des „Faust" vor uns hin; wie unklar bleibt uns der Jordan'sche Lucifer! Nach seinem ersten Auftreten als Doctor Lucas nimmt er gar keine bestimmte persönliche Erscheinung mehr an! Er ist zu schemenhaft gehalten, nur der bildlose Advocat seines Princips, zu sehr „reine Urgestalt", wie der Dichter die Gestaltlosigkeit entschuldigen will. Der Poet, der einen Bildercultus mit neuen Phantasietypen einzuführen wünscht, vergißt darüber die Menschwerdung seiner eigenen Gestalten.

Wenn wir trotz aller dieser wesentlichen Ausstellungen den Jordan'schen „Demiurgos" dennoch für eine der bedeutendsten Schöpfungen der Neuzeit erklären, so müssen seine Vorzüge nach der andern Seite hin mächtig ins Gewicht fallen. Und so verhält es sich in der That. Die strengmetaphysische Form ohne alle Plastik, die Berechtigung der Reflexion und der Schilderung einmal zugegeben, ist der „Demiurgos" in Wahrheit ein Hohes Lied des Geistes, mit einer Fülle der erhabensten Schönheiten, der tiefsten und schlagendsten Gedanken ausgestattet, die sich auf jeder Seite drängen. Die Jordan'sche Kernnatur mit ihrer lithauischen Erdschwere gibt allen seinen Gedanken eine originelle Wucht. Dennoch ist die Grazie der Form so groß, ihr Fluß so gleichmäßig, daß das schwerbefrachtete Gedankenschiff niemals umschlägt. Allerdings geht der eigenthümliche Hauch Goethe'scher Poesie, besonders die Art und Weise der mephistophelischen Sarkasmen, antönend durch das Ganze hindurch. Der Dichter sagt selbst:

Ich frage, wann gediehen
Je Formen fort, die Einer sich erdacht?
Hat Goethe selbst die seine nicht entliehen
Und seinen Faust dem Hiob nachgemacht?
Den alten Weg, den Meisterbau, zu fliehen,
Das wird mit Recht als Eigensucht verlacht,
Und heute dichtend Goethe's Weise meiden
Heißt Athemluft sich erst aus Erde scheiden.

Dies ist zwar allzu schroff und einseitig ausgesprochen; Goethe's Dichtweise ist keineswegs die Lebensluft,

in der unsere moderne Literatur athmen muß, ohne die sie nicht aufblühen könnte; sie hat in Lyrik und Drama ganz andere, und keineswegs unberechtigte Tonarten angeschlagen. Daß die Dichter neuer „Faustiaden" in Goethe'sche Anklänge und Nachklänge hineingerathen, ist freilich nicht zu verwundern; doch hat die Jordan'sche Poesie eine eigenthümliche Kraft, und was er der Schablone des „Faust" nachgearbeitet, gereicht seiner Dichtung nicht gerade zum Vortheil. So wenig Jordan die Idee in dramatischer Handlung zu gestalten vermochte, so sehr gelang es ihm, im poetischen Ausdrucke alles Abstracte zu vermeiden und ihm bei aller Schärfe der Bezeichnung wahrhaft dichterische Klarheit zu geben. Die Macht und Tiefe der Gedanken zwang den Dichter, oft dictatorisch und sprachschöpferisch in kühnen, aber stets gemäßen Neubildungen und Wortfügungen aufzutreten. Nirgends finden wir ihn in ausgetretenen sprachlichen Gleisen; alle Wendungen zeugen von einem originellen Genius. Nur hin und wieder stört eine gewisse Herbheit und Schroffheit des Denkens, die bald in Paradoxen gipfelt, bald sich in Cynismen niederschlägt. Die Zote ist die nothwendige Reaction gegen die sublime Selbstgenügsamkeit des Denkens und darf daher auch in dieser Symphonie des Gedankens nicht fehlen. Indeß scheinen uns gerade die Zoten zu sehr dem Goethe'schen Mephistopheles nachgekleckst.

Hervorzuheben ist vor allem die Pracht und Lieblichkeit der Naturschilderungen, jene Bilder des „Kosmos", die der Dichter mit einer kundigen, in allen Einzelheiten exacten Hand vor uns entrollt. So z. B. die Schilderung der vom Demiurgos gestalteten Erde:

Noch liegen tief in Schlaf versunken
Ringsum die Fluren dämmergrau,
Und hier und dort als bleicher Funken
Glimmt noch ein Stern im lichten Blau.

Des Meeres weiter Fläche gleicht
Das Land, verhüllt vom Nebelflor,
Und wie ein einsam Eiland steigt
Der Felsenkegel d'raus empor.

Der Blick des Einen scheint zu fragen:
Damit soll ich zufrieden sein?
Die Massen, die uns rings umragen,
Sind noch der alte Schlackenstein.

Doch immer glutenvoller glänzen
Die Rosen um des Tages Thor,
Die Schatten bannen sich in Grenzen,
Das Reich der Formen taucht hervor.

Nun steigt der Ball von Flammengold
Und flutet Licht ins Panorama,
Und majestätisch langsam rollt
Der Vorhang von dem Lebensdrama.

Der Nebelschleier reißt in Stücke
Und flattert, wogt und steigt und fällt,
Und vor dem überraschten Blicke
Erschließt sich eine Wunderwelt.

Wie Rauch entwälzt es sich dem Thale,
Verdampfend vor der Sonne Kuß,
Und silbern blitzt in ihrem Strahle
Am fernen Horizont der Fluß.

Im Kreise, der sich endlos ründet
Und den das Leben grün umspinnt,
Vom Zauberstab des Lichts entzündet,
Der Farben Schattenspiel beginnt.

Die Tannen an der Bergwand zittern,
Zur Daseinswollust aufgewacht,
Von Thau besät mit tausend Flittern,
Wie Diamanten auf Smaragd.

Die Gemse springt auf Schwindelpfaden
Und pfeift in frohem Lebensmuth;
Wie Jauchzen donnert der Kaskaden
In weißen Schaum zerstäubte Flut.

Die Blume dankt mit Opferdüften,
Daß wiederum die Nacht entfloh.
Der Adler wiegt in blauen Lüften
Die schlanken Flügel daseinsfroh.

Das würz'ge Gras der Alpenhänge
Vom glatten Rind geschoren wird;
Harmonisch in die Glockenklänge
Stimmt die Schalmei der junge Hirt.

Dort weitet sich der Strom verendend
Zu einem dunkelgrünen See,
Die Felsenhörner spiegeln blendend
In seiner Flut den ew'gen Schnee.

Auf seines Uferrands Terrassen
Erbaute sich der Mensch sein Haus;
Paläste bilden lange Gassen,
Und Münster streben hoch hinaus.

Die Dächer glüh'n im Morgenrothe
Hier lachend neu, dort altersgrau,
Und senkrecht wirbeln tausend Schlote
Den Rauch empor ins reine Blau.

Ein Dampfer, der die schwarze Feder
Des Qualmes stolz zur Seite trägt,
Die schaumumblitzten Flossenräder
Energisch durch die Fluten schlägt.

Sie seh'n im Thal von ihrem Sitze
Das Moosblatt auf dem Hüttendach,
Das Grillchen auf des Halmes Spitze,
Das Glitzern im Forellenbach.

Die Spitzmaus wagt ihr feines Köpfchen
Hervor aus ihrem kleinen Bau,
Und schlürft vom Wegeblatt ein Tröpfchen
Vom unvermischten Morgenthau.

Es thun sich über kleinen Schläfern
Des Blumenkelchs Gardinen auf,
Ein Schwarm von goldiggrünen Käfern
Umnascht den Staub vom Samenknauf.

Vortrefflich stimmt zur Matutine,
Die fern vom Dom zum Sabbath mahnt,
Das Blumenglockenlied der Biene,
Die nichts von Feiertagen ahnt.

Auf jedem Fußbreit Erde schüren
Die Strahlen tausend Wesen wach;
Es ist ein Regen und ein Rühren
Allüberall unendlichfach.

Der Urzeit wüste Felsenburgen,
Mit dieser Gegenwart verknüpft,
Erfreu'n den Sinn des Demiurgen,
Daß ihm das Herz vor Wonne hüpft.

Ebenso vortrefflich ist die Schilderung des Savannenbrandes und Erdbebens, die Agathodämon entwirft,

die Schilderung der badenden Helene und ihrer Umgebung, die Rede des Astronomen Alexander, in welcher Schilderung und Gedanken zu ergreifender poetischer Macht verschmelzen, die Darstellung der Idylle und Luftfahrt am Anfange des dritten Theils. Von den mehr mystischen Partien des Werks scheint uns das eingeschobene kleine Mysterium im ersten Theile:

Als Gott die Götter überwunden,
Aus ihrem Heiligthum verbannt,
In einem Tempel Aphroditens
Das Kreuz des Menschensohnes stand.

von der größten Schönheit und den hymnenartigen Ton am besten zu treffen. Die Vision im Kerker hat ebenfalls majestätische Klänge; der Prolog der Muse, die Chorgesänge der Unsterblichen auf der Wolkenbühne und die Neudichtungen des „Prometheus" und „Hiob" tragen den Stempel classischer Formgewandtheit und einschmeichelnder Vollendung. Als Proben der ernsten Gedankenpoesie können der Monolog Heinrich's und die Dithyrambe des Dichters im ersten Theile, die Dialoge zwischen Alexander und dem Fürsten und Agathodämon's Reden vor der Schöpfung des Nirgendheim und nach seiner Auflösung im zweiten Theile gelten.

Die Vorzüglichkeit der humoristischen Genrebilder, die schlagende Kraft in den Sarkasmen des Lucifer, die Meisterschaft, mit welcher der Dichter die einzelnen geistigen Richtungen und Persönlichkeiten sich selbst zeichnen läßt, haben wir schon bei der Inhaltsangabe der Dichtung gerühmt. Die Verse haben die freie Bewegung der Faustverse, erheben sich oft zu reimlosem hymnenartigem Aufschwunge oder tanzen leichtgeschürzt auf kurzen Füßen mit raschverschlungenen Reimen im Stile der Faust'schen Geisterchöre. Diese freie Bewegung des Rhythmus ist bei einer so umfangreichen Dichtung unentbehrlich.

Gegenüber dem Reimgeklingel der gedankenarmen modernen Anakreontiker, welche die ganze Poesie auf einige armselige Empfindungen beschränken möchten, verdient ein so großes und erhabenes Gedankenpoem, wie der Jordan'sche „Demiurgos", trotz aller gerechten Bedenken, die man gegen einen Theil der Composition und gegen den durchgängigen Mangel an Plastik und markiger Bestimmtheit der Charakteristik aussprechen darf, laute und bereitwillige Anerkennung. Die gesammte Tagespresse hat die Verpflichtung, solche hervorragende Erscheinungen in die Debatte zu ziehen und sie der Theilnahme des großen Publicums näherzubringen. Denn wie sollen die Dichter Muth fassen zu bedeutenden Leistungen, wenn nur die elegante Nipptischpoesie von der journalistischen Annoncenkritik empfohlen wird, während Schöpfungen von mächtiger Architektonik, allerdings nicht für flüchtigen Durchblick und phrasenhafte Besprechung geschaffen, unberücksichtigt bleiben? Mit den Spänen, die von der geistigen Hobelbank des „Demiurgos" fallen, können sich noch hundert Miniaturpoeten elegante lyrische Schifflein zurechtzimmern, auf denen sie glücklich in den Hafen kritischer Anerkennung einlaufen. Ohne die beiden Hauptfactoren, Geist und Bildung, gibt es heutzutage keine echte und bedeutende Poesie; beide finden sich, neben ursprünglichem Talente, in reichem Maße in Jordan's „Demiurgos". **Rudolf Gottschall.**

Aus der Welt des Herzens. Roman von Oswald Tiedemann. Zwei Theile. Zwickau, Gebrüder Thost. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine geschmacklosere Verirrung der dichtenden Phantasie oder vielmehr des sich als Surrogat für sie einschmuggelnden raffinirenden Verstandes als dieser Roman ist mir seit lange nicht vorgekommen. Man höre. Der Held der Geschichte ist ein Schauspieler Geldern. Er wird uns von vornherein als ein von einem höchst tiefen, unaussprechlichen und unaustilgbaren Weh durchdrungener junger Mann producirt, den jenes Weh vermocht hat, seiner Stellung an der Bühne einer großen Stadt zu entsagen und sich in das Stillleben eines kleinen Badeorts zu flüchten. Dies Weh hat seinen Grund in einem entsetzlichen Erlebniß; worin aber dies Erlebniß bestanden, hüllt er in ein tiefes Geheimniß, das er selbst seinem vertrautesten Freunde nicht aufdeckt. Nur so viel erfährt man, daß es ihm von seiner frühern Geliebten widerfahren, daß er sich deshalb von ihr getrennt und daß dieselbe jetzt als eine der gefeiertsten Künstlerinnen am berliner Theater Furore macht. Dieses schreckliche Geheimniß ist es nun, was den eigentlichen Kern-, Angel- und Zielpunkt der ganzen Geschichte ausmacht und womit der Verfasser den Leser, wenn er so geduldig ist ihm zu folgen, von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch bis in die Mitte des zweiten Theils hinein ködert; es ist also nichts natürlicher, als daß man der Lösung des Räthsels mit ganz besonderer Spannung entgegensieht, daß man sich auf etwas ganz Außerordentliches, tief Ergreifendes, einem so gewaltigen Anlauf Entsprechendes gefaßt macht und — doch was ist das Ende vom Liede? Nun, etwas ganz Außerordentliches, Unerwartetes, wobei der Verstand, wenn er es liest, auf eine Weile stillsteht, ist es in der That, was man erfährt: denn das entsetzliche Ereigniß besteht in nichts Geringerm als darin, daß die Geliebte Geldern's aus Eifersucht die Schwägerin desselben so lange gekitzelt hat, daß dieselbe — wie wenigstens Geldern glaubt — infolge dieser Thatsache gestorben ist! Ich glaube, ich brauche dieser einfachen Mittheilung nichts weiter hinzuzufügen; denn sie genügt für einen gesunden Geschmack, um sich mit Ekel oder Hohnlachen von einer so verschrobenen, outrirten, jeder Schönheit baren und ledigen Erfindung abzuwenden, obschon sie in dieser trockenen Mittheilung bei weitem noch nicht so ekelerregend wirkt als in dem vom Autor ausgemalten Bilde.

Und ganz ebenso jeden ästhetischen und ethischen Halts ermangelnd sind auch die übrigen Elemente des Romans. So abgestorben für die Welt, so sittlich entrüstet über die Unsittlichkeit der Menschen und insbesondere der Weiber der edle Geldern auch geschildert wird, so hält ihn dies doch durchaus nicht ab, sich sogleich auf seinem ersten Gange im Badeorte Hallan in eine junge Dame zu verlieben, die als ein Musterbild echter Weiblichkeit hingestellt wird. Und dieses Musterbild echter Weiblichkeit kommt ihm denn auch ihrerseits, trotzdem daß sich hinterher herausstellt, daß sie bereits verlobte Braut ist, mit einer so naiven Hingebung entgegen und ihre Schwester, eine als sehr stolz und vornehm bezeichnete Geheimeräthin, leistet ihr dabei so viel Vorschub, daß man auf wer weiß was für Gedanken kommt, um sich ein so ungewöhnliches Benehmen zu erklären gegenüber einem Schauspieler, dessen Bekanntschaft man kaum erst gemacht hat; denn die von ihm in einem Concert declamirten Gedichte, die zuerst ihr Herz erobert haben sollen, sind wahrhaftig nicht geeignet, dem Phänomen das Verwunderliche zu nehmen. Allerdings besinnt sie sich hinterher eines Bessern und will dem ihr Anverlobten ihre Treue bewahren; der edle Geldern aber, statt dies zu billigen, ist hierüber gar sehr entrüstet, bietet Alles auf, sie zu einer Fortspinnung des pflicht-

widrigen Verhältnisses zu bewegen und läßt es sie gar hart empfinden, als sie diesem Ansinnen beharrlich Widerstand leistet. Indessen ist es doch auch mit seiner Liebe nicht allzu weit her; denn als seine frühere Geliebte Lucinde in Hallan erscheint, um den wild gewordenen davongelaufenen Bären wieder zu besänftigen und an die Kette zu legen, ziert er sich zwar ein wenig, läßt es sich doch aber bald gefallen, folgt ihr, in der Absicht, sich von ihrer Unschuld zu überzeugen, nach Berlin, und hier kommt denn auch durch Entlarvung eines für einen Grafen sich ausgebenden Schufts von der erbärmlichsten Sorte, dem die Rolle des Sündenbocks zugetheilt ist, und durch Anwendung von Mitteln, bei denen man es mit der Moral wieder nicht allzu genau nehmen darf, die zärtliche Aussöhnung und Verbindung der beiden Liebenden zustande, obschon Lucinde eigentlich nicht von der entsetzlichen That, sondern nur von den Folgen derselben freigesprochen erscheint.

Wahrhaft widerwärtige, obschon auf Komik berechnete Figuren sind auch die Nebenpersonen des Romans, ein gemeiner Schauspieler Wappner und eine noch gemeinere, auf Männerjagd ausgehende Madame Dorbach, und als die einzige wenigstens erträgliche Erscheinung des Romans ist der Baron, Geldern's Freund, zu nennen. Ebenso unnatürlich, gemacht und gequält wie die Geschichte und die Charaktere der Erzählung ist mit Ausnahme weniger Stellen auch die stilistische Darstellung. Man sieht, der Verfasser will hierin etwas Besonderes leisten; er steift sich auf eine geistreich und tief sein sollende Seelenmalerei; aber Alles trägt das Gepräge der Gezwungenheit, als hätte er es mit Hebeln und Schrauben aus sich herauspressen müssen. Daß ihm unter solchen Umständen die Production wirkliche Freude macht, ist kaum zu glauben; daß er Andere damit beglücke, darf entschieden in Zweifel gezogen werden; wir glauben ihm daher keinen bessern Rath ertheilen zu können, als die Romanschreiberei Berufenern zu überlassen und sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu suchen. 17.

Kirchenfürsten des Mittelalters.

Es liegen uns folgende, die Lebensläufe berühmter Kirchenfürsten betreffende Werke vor, die jedoch zu speciellen Inhalts sind, um in diesen Blättern auf eine ausführlichere und eingehendere Besprechung Anspruch zu haben:

1. Ratherius von Verona und das 10. Jahrhundert von Albrecht Vogel. Zwei Theile. Jena, Mauke. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Wibald von Stablo und Korvei (1098—1158), Abt, Staatsmann und Gelehrter. Von J. Janssen. Münster, Coppenrath. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Der ermeländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius. Vorzüglich nach seinem kirchlichen und literarischen Wirken geschildert von A. Eichhorn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1854—55. Gr. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.

Rather, im Lüttichschen um das Jahr 890 geboren und 974 gestorben, nimmt als Staatsmann, Kirchenfürst und Gelehrter unter der Regierung Kaiser Otto's I. namentlich in den italienischen Angelegenheiten eine hervorragende Stelle ein. Sein Leben war sehr bewegt, denn die Kirchenfürsten der damaligen Zeit spielten immer auch eine politische, oft sogar eine kriegerische Rolle. Die Bevölkerung von Verona, dessen Bischof Rather war, empörte sich mehrmals gegen ihn und das eine mal nahm sie ihn sogar gefangen. Der Verfasser des über ihn handelnden Werks (Nr. 1), Privatdocent der Theologie in Jena, legt Rather eine hohe Bedeutung bei. Ein mal sei sein wechselvolles Schicksal mehrfach mit der Geschichte Deutschlands, Italiens und Lothringens verflochten gewesen und seine meist feindliche Berührung mit fast allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, besonders mit dem Klerus, führe uns tief in die Zustände seiner Zeit ein. Sodann habe sich Rather durch eine große, im 10. Jahrhundert seltene literarische Fruchtbarkeit ausgezeichnet, da man von 56 selbständigen literarischen Erzeugnissen desselben wisse. So sei denn Rather durch seine Schriften, Handlungen und Leiden bereits zu einer der Persönlichkeiten geworden, in welchen man die Signatur der Zeit zu erkennen und aufzuweisen gewohnt sei, und er verdiene einen Platz neben den leuchtendsten Erscheinungen, welche in der Kirche des 10. Jahrhunderts auftreten, neben einem Odo von Cluny, einem Ulrich von Augsburg, einem Dunstan von Canterbury, einem Bruno von Köln, einem Atto von Vercelli, vielleicht sogar neben einem Adelbert von Prag und einem Nilus. Der erste Theil enthält die Geschichte Rather's und seiner Zeit, der zweite handelt von den Quellen zur Geschichte Rather's.

Wibald, Abt von Stablo und Korvei, dessen Geschichte in der Schrift Nr. 2 behandelt ist, zeichnete sich ebenfalls als Staatsmann und durch sein reiches Leben aus, nahm an den staatsmännischen Geschäften unter mehren deutschen Kaisern Theil und war namentlich auch bei der Wahl Konrad's III. und Friedrich's I. thätig. Im Jahre 1136 war er unter Lothar III. sogar Admiral der kaiserlichen Flotte auf dem Feldzuge in Italien. Später vollführte er mehre diplomatische Sendungen, so im Jahre 1146, 1147 und 1151 an den Papst und 1155 und 1158 an den Hof des griechischen Kaisers. Im Jahre 1147 nahm er an dem Wendenkreuzzuge und 1154 im Gefolge Friedrich's I. am Feldzuge in Italien theil.

Die Schrift Nr. 3, deren Verfasser Domcapitular zu Frauenburg in Ermeland ist, behandelt das Leben des ermeländischen Bischofs und Cardinals Stanislaus Hosius, der im Jahre 1504 zu Krakau geboren wurde, jedoch von deutschen Aeltern abstammt. Er war mehrmals in Rom und als päpstlicher Legat auf dem Concil zu Trient. Er starb im Jahre 1579. Seine Schriften waren seiner Zeit sehr berühmt, erschienen noch während seines Lebens in 36 Auflagen und wurden in mehre Sprachen übersetzt. Gegen die neue Lehre Luther's zeigte er sich überaus fanatisch, nannte Luther Malefacius, im Gegensatz zum heiligen Bonifacius, Luther's Lehre den Satanismus und die Augsburgische Confession die Confusion. Ja, er billigte sogar die Todesstrafe gegen die Häretiker, weil die Häresie das größte Verbrechen sei. Sein jetziger, dem 19. Jahrhundert angehörender Biograph findet dies jedoch gar nicht befremdlich, „wenn man nur des Cardinals große Liebe zur Kirche in Betracht ziehen wolle". Obschon nun die Schriften Nr. 2 und 3, namentlich aber die letztere, gar sehr vom Standpunkte der strengkatholischen Kirchengeschichtschreibung verfaßt sind, wird man ihnen doch, wenn auch im geringern Grade als dem Vogel'schen Werke über Rather, ein großes Interesse nicht absprechen dürfen, da solche mit eingehendem gewissenhaftem Fleiße gearbeitete Specialbiographien von hervorragenden Kirchenfürsten, welcher Tendenz sie auch sein mögen, für die Kenntniß der Perioden, in die sie fallen, immer von beträchtlicher Wichtigkeit sind. Aus der Vorrede zu Nr. 3 theilen wir noch eine Notiz mit, die für Manche von Interesse sein möchte, daß nämlich ein historischer Verein im Entstehen ist, welcher sich die Aufgabe stellen will, die merkwürdigsten Ereignisse aus der Geschichte Ermelands dem Dunkel der Archive zu entreißen und von Zeit zu Zeit ans Tageslicht zu bringen. H. M.

Das goldene Grün bei Goethe und Schiller.

Wenn die Weisen und Schriftgelehrten die aufmerksame Jugend vor der Zusammenstellung unpassender Bilder in der Poesie warnen wollen, so führen sie gewöhnlich die zwei bekannten Beispiele aus Schiller und Goethe an, von der „gold'nen Zeit der jungen Liebe, die ewig grünen möge", und von dem „Grün an des Lebens gold'nem Baum", als schauerliche Mahnung, wie selbst Heroen straucheln können, wenn sie nicht hübsch aufmerksam und fleißig sind. Alle Jahre wenigstens ein oder zwei mal sieht man irgend einen der höhern Kritik beflissenen, literarhistorischen oder ästhetischen Schullehrer sich an besagten beiden Leckerbissen delectiren, und zuletzt wurden sie

richtig wieder aufgetischt in einer für dies ganze Genre charakteristischen kleinen Mahlzeit: „Aesthetische Studien", von F. Th. Bratranek. „In der That", sagt er in seinen „Betrachtungen über die lyrische Poesie", „kann der dichterischen Haldheit nichts leichter als ein solcher süßlicher Schwulst gelingen. Schon die gewöhnliche Sprechweise kann dazu verführen, nicht Zusammengehöriges in Einem Bilde zusammenzustellen; wie es denn selbst wirklichen Genien begegnet ist, daß sie (wie Schiller im «Lied von der Glocke») von einer «gold'nen Zeit», die «ewig grünen» möge, oder (wie Goethe im «Faust») von dem Grün des goldenen Lebensbaums sprechen, was freilich zu jenen Verstößen gehört, die von Horaz auch an Homer entschuldigt werden" u. s. w. Horaz hat aber hier gar nichts zu entschuldigen, und zum Schrecken aller Trivialen sei hier das noch Trivialere gethan und feierlich erklärt: jene beiden verrufenen Stellen seien nichts weniger als Verstöße, sondern ganz in der Ordnung sich befindende, ebenso ausdrucksvolle als ansprechende poetische Bilder! Ich weiß nicht, ob dies von irgend einem oder mehren Vernünftigen schon ein mal ausgesprochen worden ist; da aber die vermeintlichen Sünder immer aufs neue wieder angeklagt werden, so mag auch die Vertheidigung noch ein mal stattfinden; vielleicht trägt sie dazu bei, den zwei Unglücksstellen endlich zu ihrer Würdigung wie zu ihrer Ruhe zu verhelfen.

Allerdings hat die „gewöhnliche Sprechweise", wie Bratranek sich ausdrückt, nämlich die uralte Volkssprache der Deutschen, unsere beiden unsterdlichen Dichterlinge verleitet, grün und golden zusammenzustellen, unerhörterweise in Einem Bilde! Sie haben es gethan in Erwägung, daß wenn der wackere deutsche Sprachgeist z. B. von einem goldenen Liebchen spreche, er damit durchaus nicht ein gelbes Liebchen „andeuten" wolle, sondern ein kostbares, glänzendes, tugendsames, gediegenes, glückseligmachendes, goldwerthes Liebchen darunter verstanden wünsche; in Erwägung ferner, daß wenn dies goldene Liebchen seinen Liebhaber volksthümlicherweise einlade, sich zu nähern und an seiner grünen Seite zu sitzen, um zu kosen, damit nicht im mindesten gemeint sei, die eine Seite des guten Mädchens sei grün angestrichen, sondern ihre nahe Gegenwart sei frühlingsgrün, hoffnungsgrün, jugendfrisch, sommerlich freudig für den glücklichen Erwählten; in Erwägung schließlich, daß ein goldenes, d. h. köstliches Liebchen und seine frohe, gleichsam wie ein grüner Baum selig überschattende Nähe gar wohl etwa in Einem Vers unterzubringen oder „anzudeuten" wären, wie: „Gold'nes Lieb, an deiner grünen Seite."

Eigentlich hat nur Schiller so erwägt, indem er die Verwegenheit hatte, zwei in der deutschen Sprache seit Urzeiten fix und fertig vorhandene blühende Ausdrücke, denjenigen von einer goldenen Zeit und den vom immer grünenden, immer jungen Gegenwärtigen, kurz vom Immergrün zusammenzubinden, d. h. ein zusammengesetztes Bild zu fabriciren. Dabei kommt freilich der Uebelstand vor, daß die Farben Gold und Grün in unserer Vorstellung durcheinanderschimmern und -wirthschaften, was ordentlichen, gesetzten und bescheidenen Leuten unangenehm sein mag. Hätte Schiller noch von einer immergrünenden Rosenzeit der jungen Liebe gesprochen, so hätte man doch wenigstens an die grünen Blätter der Rosen denken können, obgleich diese selbst, als die Hauptsache, auch eine rothgefärbte Vorstellung erwecken.

Goethe aber, der immer der Unverschämtere ist, hat geradezu die Verwegenheit gehabt, auch im sinnlichsten, augenscheinlichsten und trivialsten Sinne wahr zu sein, indem er das Leben erst mit einem goldenen Baume in obigem gediegenen und schätzbaren Sinne verglich und dann erst noch das Gleichniß eines Baums dahin ausbeutete, an einen grünen, von der Sonne durchstrahlten, vergoldeten Baum zu denken. Hat man noch nie von dem grünen, vom Sonnengold durchschienenen Laubdache einer Buche gehört? von dem grünlichen Goldfeuer der Waldeswipfel? oder einen grünen Goldkäfer, eine spanische Fliege u. s. w. gesehen? Und wie steht es mit dem rothen Golde der Nibelungen? Ich glaube kaum, daß Jemand prosaisch genug wäre, dasselbe auszustreichen und überall gelbes Gold hinzusetzen.

Ueberhaupt ist in beiden Stellen vom Grün die Rede, und zwar nicht vom Schweinfurtergrün, sondern vom Grün der Vegetation, als dem Symbole des Wachsens, Werdens, Seins. Mit der Vorstellung des vegetativen Grüns ist aber unzertrennlich diejenige der Sonne verbunden, welche als Gold zu denken ziemlich gang und gäbe ist. Pflanze und Sonne, Grün und Gold leben und weben durcheinander, und dies Durcheinander ist es, was in den beiden fraglichen Stellen geradezu den sinnlichen beabsichtigten Reiz hervorbringt; denn man malt nicht nur direct, sondern auch indirect, und ist vorzüglich bei der Malerei, welche durch das Gehör gesehen werden muß, darauf angewiesen. Die Sache ist nun die, daß merkwürdigerweise dies Zusammenkoppeln von zwei Farben gerade nur in diesem Falle, wo die eine durch Gold ausgedrückt wird, möglich war, weil einerseits das Gold einen sonstigen allgemeinen Sinn hat und es andererseits seiner metallischen Natur nach geeignet ist, mit allen andern Farben, um deren erhöhten Glanz oder ein gewisses Schimmern auszudrücken, verbunden werden kann, wie man denn auch in Wirklichkeit über Vergoldungen durchscheinende Farbenlagen anbringt. Von Goethe kann man versichert sein, daß er sehr wohl wußte, was er that, als er jenen Vers schrieb, und wenn Bratranek hinzusetzt, der „Verstoß" reihe sich füglich an andere, z. B. metrische Fehler, wo Goethe einen Versfuß zu viel machte, so ist dies, fast hätte ich gesagt — eine ungeheuere Dummheit. Im Punkte der Färberei muß er Goethe nicht kommen. *) 24.

*) Soviel wir wissen, ist „goldener Baum" ein der alchemistischen Terminologie entlehnter Ausdruck, wodurch sich Goethe's Bild noch mehr rechtfertigen würde. D. Red.

Mezzofanti.

Die „Edinburgh review" brachte im ersten Jahresheft einen Artikel über den Cardinal Mezzofanti, mit Benutzung der folgenden drei Schriften: „Esquisse historique sur le cardinal Mezzofanti. Par *A. Manavit*" (Paris 1853); „On the extraordinary powers of Cardinal Mezzofanti as a linguist. By *Thomas Watts*" (London 1852); „Catalogo della libreria dell' Eminentissimo Cardinal Giuseppe Mezzofanti" (Rom 1851). Es ist bekannt, daß die englischen Reviewers sehr gründlich schreiben, und man kann annehmen, daß nicht leicht irgend ein Besucher Mezzofanti's, welcher jemals über sein Zusammentreffen mit ihm etwas in die Oeffentlichkeit gelangen ließ, in diesem Artikel der „Edinburgh review" übergangen worden ist. Was Stewart Rose, der Mezzofanti im Jahre 1817 besuchte, als dieser erst 37 Jahre alt war, in seinen „Letters from the North of Italy", was Byron, Baron von Zach in der „Correspondance astronomique" (Februar 1820), Lady Morgan, Blume in seinem „Iter Italicum", der Däne Molbech, Friedrich Jacobs in seinen „Vermischten Schriften", Fleck in seiner „Wissenschaftlichen Reise", Mrs. Paget, eine geborene Siebenbürgerin, in einem ungarisch geschriebenen Reisejournal, Guido Görres im Jahre 1846 in den münchener „Historisch-politischen Blättern", der anonyme (russische) Verfasser der Schrift „Remskiya Pisma", Miß Mitford in ihren „Recollections of a literary life" über ihn, in welcher Sprache es auch sei, mitgetheilt haben, wird von dem Reviewer mit einer Gewissenhaftigkeit citirt oder benutzt, die ihres Gleichen sucht. Wie vieler Sprachen und Dialekte Mezzofanti eigentlich mächtig war, weiß man nicht, er wußte es vielleicht selbst nicht recht; es scheinen zwischen 40—50, wenn nicht mehr gewesen zu sein. Einem Russen, welcher ihn fragte, in wieviel Sprachen er sich ausdrücken könne, sandte er den Namen Gottes, mit eigener Hand geschrieben, in 56 Sprachen zu. Manavit gibt ein Verzeichniß der von Mezzofanti gesprochenen Dialekte und Sprachen, wonach deren Zahl 58 betragen

hätte; ja in der „Civiltà cattolica" ist die Zahl dieser Sprachen auf 78 angegeben. Die vielen Sprachen des östreichischen Kaiserstaats lernte er zumeist von östreichischen Soldaten auf ihren Durchzügen durch Bologna; ja als er einmal hörte, daß sich unter einem eben angekommenen Regimente ein Zigeuner befände, ließ es ihm nicht eher Ruhe, bis er den Zigeuner entdeckt hatte, der ihn nun in der Sprache seines Landes unterrichten mußte. Baron von Zach war überrascht von der Reinheit, mit welcher Mezzofanti das Ungarische sprach, und auch das Dänische sprach er, wie Molbech bezeugt, zwar nicht so fließend wie das Deutsche und Englische, weil es ihm dazu an Uebung gefehlt hatte, aber vollkommen correct. Molbech erzählt, daß Mezzofanti für die deutsche Poesie eine große Vorliebe hatte und diese Liebe den vornehmen Damen in Bologna mitzutheilen wußte, „sodaß Goethe und Schiller, die den Römern kaum dem Namen nach bekannt sind, in Bologna im Original gelesen werden und daß ihre Werke in den Leihbibliotheken zu haben sind". Das Deutsche sprach er etwas weich und lispelnd, wie etwa gebildete Hamburger, und er hatte ein so feines Ohr für den oft wenig bemerkbaren Unterschied zwischen nahe verwandten Dialekten, daß er, ohne je über die Grenzen des Kirchenstaats hinausgekommen zu sein, im Stande war, den Hamburger von dem benachbarten Hannoveraner an der Aussprache zu unterscheiden. Das Welsche (Kymrische) lernte er in wenigen Wochen aus der Grammatik; doch scheint er, wie dies wol auch begreiflich ist, in solchen Sprachen, die er blos aus Büchern gelernt hatte, keine Conversation haben führen zu können. Der Reviewer führt als Beweis von der Schnellkraft seines Geistes und dem Vocabelreichthum, der ihm sowol im Deutschen als im Englischen zugebote stand, folgende Anekdote an, welche dem Reviewer von einem der dabei Anwesenden mitgetheilt wurde: An einem heißen Sommertage gingen zwei Engländer, von denen der eine jetzt einen ausgezeichneten, der andere einen der ersten Plätze in der englischen Literatur einnimmt, mit Mezzofanti spazieren und unterhielten sich dabei in deutscher Sprache. Einem der Engländer versagte im Laufe des Gesprächs der deutsche Ausdruck für „sweltering day", und er wandte sich an seinen Gefährten mit der Frage, wie der deutsche Ausdruck dafür sei. Ehe dieser sich besonnen hatte und ohne allen auch nur augenblicklichen Verzug fiel Mezzofanti ein: „Schwülig." (Freilich sagen wir im gebildeten Deutsch „schwül", nicht „schwülig"; doch ist dies vielleicht ein Versehen des Reviewers oder Dessen, der ihm die Anekdote erzählt hat.)

H. M.

Notizen.

Politischer Weltspiegel.

Zu Anfang des vorigen Saeculums erschien ein Büchlein des Titels: „Politischer Welt-Spiegel, oder neu vermehrter politischer Nach-Tisch, darinnen alle Reiche und Staaten der gantzen Welt curieux und gründlich in Fragen und Antworten vorgestellet werden. Nebst einem Anhange von aller Kayser, Könige, Päbste, Churfürsten, Fürsten und der vornehmsten Hertzoge in der Welt Leben und Thaten, herausgegeben und bis auf gegenwärtige Zeit continuiret x. x. Dreßden und Leipzig, bey Gottfr. Lescher 1716." Es ist dies ein in Fragen und Antworten abgetheiltes Hand- und Hülfsbuch für Zeitungsleser und eine Art Guide diplomatique für die „politische Jugend", der, wie man aus der Vorrede ersieht, schon frühere Auflagen erlebte. Indem wir das Büchlein durchblättern, finden wir manche wohlgemeinte und im Sinne der damaligen Zeit verständige Bemerkung. Manches klingt jedoch überaus naiv und ergötzlich. So z. B. S. 329, wo auf die Frage: „Welches sind doch wohl die Qualitäten der Engelländer?" folgende Charakteristik zu lesen ist:

„Es ist diese Nation gemeiniglich bey wohl disponirtem und zu den Exercitiis fähigem Leibe; gestalt sie auch fast zu allen Künsten und Verrichtungen geschickt ist. Sonst aber sind die Engelländer sehr leckerhaftig und lieben die Debauchen, ingleichen den Kleider-Pracht. Wenn sie zum Kriege gewehnt worden, geben sie gute Soldaten ab; an der Beständigkeit im Felde hat es manchmal fehlen wollen, sonderlich wenn es bey langwieriger Arbeit nicht viel zu essen giebet."

„Es ist diese Nation etwas unruhig, und wider ihren König leicht aufzubringen. Wegen der temperirten Lufft sind die Engelländer, vornehmlich das Frauenzimmer, schön von Angesicht, wohl gewachsen, und insgemein brauner Augen und Haare; vor dem Tode fürchten sie sich nicht sehr; verbergen ihr Gemüthe gerne, und vertrauen sich niemand, als ihren besten Freunden, daher sie sich nicht so bald zu vertraulicher Freundschafft bewegen lassen, welche aber hernachmahls desto beständiger ist. Die Freyheit lieben sie sehr, und haben einen sonderbaren Abscheu vor denen Frantzosen. Mit denen Ausländern gehen sie etwas verächtlich um; die Eltern sind allzu gütig gegen ihre Kinder, und die Männer zu geduldig gegen ihre Frauen, daher pflegen die Italiäner zu sagen: Wenn eine Brücke über den Canal von Engelland wäre, so würden alle Weiber in Europa hinüberlauffen. Weil nun das Weibs-Volk in grosser Freyheit lebet, und sich dahero gemeiniglich in die Wollüste vertiefet, so saget man im Sprichwort: Engelland sey der Weiber Paradieß."

Von den Russen heißt es (S. 563): „Die Moscoviten sind zur Sclaverey gebohren, und thun nichts freywillig, sondern müssen stets mit den ärgsten und grausamsten Schlägen dazu getrieben werden. Das Laster des Geitzes und der Trunkenheit ist bey ihnen sehr gemein, und versauffen etliche gar das Hemde vom Leibe, daß sie alsdenn nackend nach Hause gehen müssen...."

Das erste Capitel handelt wie billig von „Teutschland und dem Römischen Reiche" und die erste Frage lautet (S. 71): „Warum wird Teutschland allen Europäischen Ländern vorgezogen?" Worauf die Antwort gegeben wird: „Es geschiehet solches vornehmlich aus folgenden Ursachen; das Land darinnen ist vortreflich fruchtbar, und giebet nicht nur denen Teutschen sattsamen Unterhalt, sondern lässet auch vor die Ausländer ein grosses übrig...... Die Einwohner sind tapffer, künstlich, gelehrt. Es sind in Teutschland mehr Künste erfunden worden, als in andern Ländern, z. E. die Buchdruckerey, des Pulver 2c. Es ist darinne die reine Lehre durch den seeligen Lutherum wieder hervorgebracht. Es ist das mächtigste Reich, wenn es sich seiner Macht nur recht bedienete. Es hat das größte Haupt unter denen Christlichen Potentaten, nemlich den Römischen Kayser. Es hat so vornehme und mächtige Stände, als kein Land in Europa, dergleichen die Chur- und andern Fürsten sind, daher man auch zu sagen pfleget: Der König in Spanien herrsche über Pferde; der König in Franreich über Esel; der König in Engelland über Teuffel; der Römische Kayser aber über Edelleute (oder gar über Könige)."

48.

F. H. Hegewisch und der Schwarze Tod.

Auf den ersten Blick gewiß eine sonderbare Zusammenstellung, die sich aber aus dem Titel folgender Schrift erklärt: „Denkschrift zur Jubelfeier des funfzigjährigen Doctorats des königlich dänischen Staatsrath und herzoglich oldenburgischen Leibarztes Franz Hermann Hegewisch. Begleitet von einigen Erinnerungsworten an den Schwarzen Tod in den Herzogthümern Schleswig und Holstein", von C. C. Mahr (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1855). F. H. Hegewisch, Sohn des bekannten Geschichtsforschers Dietrich Hermann Hegewisch, ist unter dem Schriftstellernamen Franz Baltisch, unter welchem er z. B. im Jahre 1832 in Leipzig die Schrift „Die politische Freiheit" herausgab, dem größern Publicum fast mehr bekannt als unter seinem bürgerlichen. Bemerkenswerth ist, daß gerade die Anatomie, die er unter Sömmerring studirte, in ihm am meisten die Ueberzeugung zur Reife brachte, „daß es zwei Bestandtheile des Menschen gebe, Leib und Seele,

daß zwei Principien in ihm wohnen, daß es ein Endliches und Unendliches, Geschöpfe und einen Schöpfer gebe". Die Malthus'schen Ansichten, die in der Hauptsache auf den Satz hinauslaufen, daß die Vermehrung der Bevölkerung alle 25 Jahre in der geometrischen Progression 1, 2, 4, 8, 16, die Production der Nahrungsmittel dagegen nur in der arithmetischen Progression 1, 2, 3, 4, 5 wachse, vertheidigte er in der unter dem Namen Franz Baltisch in Kiel 1846 erschienenen Schrift: „Eigenthum und Vielkinderei." Seinen vielen philanthropischen, meist anonym in Archenholz', dann in Bran's „Minerva", in den sogenannten „Kieler Blättern" und in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Aufsätzen lag immer die Maxime zugrunde: „We live to improve, or else we live in vain." Für die Verbesserung der Stadt Kiel in sanitätischer Hinsicht hat Hegewisch viel gethan, auch hat er niemals einen Thaler Gehalt aus der Universitätskasse empfangen, noch je von den Studirenden ein Honorar verlangt oder angenommen. Dankenswerth sind die von dem Verfasser, praktischem Arzte in Altona, angehängten Notizen über den furchtbaren Schwarzen Tod, der von 1348 an mehre Jahre auch die Bevölkerung der Herzogthümer decimirte, und was gerade jetzt von Interesse sein wird zu erfahren, zuerst aus der Krim nach Sicilien und Marseille verschleppt worden sein soll. Ganze blühende Ortschaften, deren Stelle seitdem dichte Hölzung eingenommen hat, starben damals aus, und es verdient angeführt zu werden, daß sämmtliche Dörfer, welche die Herzogthümer gegenwärtig besitzen, schon vor dem Schwarzen Tod, außerdem aber noch ziemlich viele mehr vorhanden waren. Eine der Schrift beigegebene Abbildung stellt uns einen Pestarzt in seiner schauerlichen mittelalterlichen Tracht, mit seiner Wachsmaske und dem Specereien enthaltenden „Inspirationsschnabel" vor Augen.

Der Know-Nothingismus.

In Cincinnati ist leider ein blutiger Conflict zwischen den Deutschen und den eingeborenen Amerikanern entbrannt. Unter diesen Umständen sollte es uns doppelt leid thun, wenn Jemand aus unsern in Nr. 16 d. Bl. gemachten Bemerkungen über den Know-Nothingismus den Schluß ziehen wollte, daß wir uns irgendwie zum Advocaten dieser neuesten amerikanischen Bewegung aufgeworfen hätten. Der Nativismus in dieser seiner übertriebensten Form ist uns ebenso zuwider wie er jedem Freunde der Humanität und Civilisation zuwider sein muß. Doch müssen wir auch heute noch wiederholen und nachdrücklich hervorheben, daß wir den Gang, den die deutsch-amerikanische Presse genommen, schon seit langer Zeit mit größter Besorgniß verfolgt und davon, wie von dem ebenso unvernünftigen, fanatisch papistischen Gebahren der irischen Presse in Nordamerika, nur die traurigsten Folgen erwartet haben. Nicht nur, daß viele, wenn nicht die meisten deutschen Blätter den rohesten Atheismus und Communismus fortdauernd zur Schau tragen — sie haben auch den maßlosen Ausbrüchen des Know-Nothingismus mit denselben Maßlosigkeiten geantwortet, Schmach gehäuft auf Alles, was amerikanisch heißt, den Charakter und die Bildung der Nordamerikaner im Allgemeinen, ohne Ausnahmen zu gestatten, aufs empörendste verunglimpft und das Gastrecht fortdauernd aufs schnödeste verletzt. Namentlich haben die deutschen Zeitungsschreiber in Cincinnati, der alte Wühler Heinzen voran, durch die schroffste Auffassung des Know-Nothingismus die Leidenschaften geschürt und beide Parteien aneinandergehetzt, und so ist denn der Hader auch zuerst in Cincinnati zum blutigen Ausbruch gekommen. Bei solchen Conflicten ist das Unrecht meist auf beiden Seiten.

Es ist ferner die Frage, ob man selbst von einem Lande wie Nordamerika verlangen darf, daß es sich gefallen lassen müsse, der Abzugskanal für die Unreinigkeiten aller übrigen Länder zu sein. Gegen die Einwanderung fleißiger solider Leute wird man in Nordamerika natürlich nichts haben, man wird sie vielmehr willkommenheißen; aber es hat Fälle gegeben, daß deutsche Gemeinden ihre Proletarier auf Gemeindekosten zwangsweise nach Amerika geschafft haben und sie mit unerklärlicher Unmenschlichkeit nackt und hülflos, von vornherein die Beute der hinlänglich überfüllten Armenhäuser, als Bettler an der amerikanischen Küste aussetzen ließen. Wenn sich die Nordamerikaner gegen solche gewaltsame Einschleppung von Bettlern, Tagedieben und vielleicht selbst Verbrechern zu sträuben anfangen, so haben die Deutschen (und das ist auch die Ansicht der Nordamerikaner) wahrlich am wenigsten das Recht, über ihre Unduldsamkeit Klage zu führen — sie, in deren Heimat bei Uebersiedelungen von Land zu Land, ja von Stadt zu Stadt die größten Plackereien oder Umständlichkeiten gesetzlich sind, ja selbst ein blos provisorischer Umzug von der Stadt aufs Land oder vom Land in die Stadt mit Erschwernissen mancherlei Art verbunden zu sein pflegt. Wenn die Nordamerikaner das Recht der Reciprocität in Anspruch nehmen und ganze Schiffsladungen ihrer Armenhausinsassen an der deutschen Küste landen wollten, was würden die Deutschen sagen? **H. M.**

Bibliographie.

Appell, J. W., Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Beck, F., Theophanie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Berlyn, G., Gedichte. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Berthold, G. A., Der sächsische Prinzenraub. Zur Erinnerung an den 7. und 8. Juli 1455. Dresden, Breyer. 8. 6 Ngr.

Bornemann's, W., humoristische Jagdgedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von E. Bornemann. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Brugsch, H., Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. Vorlesung gehalten am 10. März im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Dümmler. 16. 6 Ngr.

Girard, H., Die norddeutsche Ebene insbesondere zwischen Elbe und Weichsel geologisch dargestellt. Nebst einer geologischen Karte der Gegend zwischen Magdeburg und Frankfurt a. d. O. und 2 Tafeln Profilen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Märcker, F. A., Demosthenes und Aeschines. Vortrag gehalten zu Berlin am 17. Febr. 1855. Mit 1 Kupfertafel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Mohl, R. v., Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt. 1ster Band. Erlangen, Enke. Lex.-8. 3 Thlr. 14 Ngr.

Putlitz, G. zu, Luana. Berlin, A. Duncker. 16. 24 Ngr.

Steinmann, K., Der Lahrer Proceß in Lahrer Mundart. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen. Nebst dem Freiheitsbriefe. Lahr, Geiger. Gr. 16. 6 Ngr.

Witte, K., Engadin. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 26. Febr. 1855. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Heusinger, C., Die Auswanderung. Ein Mahnwort für Alle die es angeht. Braunschweig, G. M. Meyer jun. 8. 10 Ngr.

Weber, T., Sehet euch vor vor den falschen Propheten! Predigt am Sonntage Quasimodogeniti 1855 in der reformirten Kirche zu Stendal gehalten. Stendal, Franzen u. Grosse. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 21. —— 24. Mai 1855.

Inhalt: Populär-naturwissenschaftliche Schriften: Müller; Klencke; Reimann; Wüstemann. Von Heinrich Birnbaum. — Emil August von Schaden. Von Alexander Jung. — Miniaturlyrik. Von Adolf zum Berge. — Aus London: Charles Boner's „Cain" und Uebersetzung der „Naturstudien" von Masius; über Heine und die münchener literarische Tafelrunde; Memoiren; Lady Blessington; Todesfälle. — Schillerfeste und Schillerliteratur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Populär-naturwissenschaftliche Schriften.

Müller; Klencke; Reimann; Wüstemann.

Die Studien- und Lesefrüchte auf dem großen Gebiete der Naturwissenschaften sind in unsern Tagen zu einer sehr beliebten belehrenden Unterhaltungslectüre geworden. Das Neueste, das Interessanteste wird gesammelt, verarbeitet, in Rahmen gefaßt und dem gebildeten großen Publicum in Form von anmuthigen Bildern vorgeführt. Wer wollte sich darüber nicht freuen! Spricht sich doch darin ein Geist der Zeit aus, der auf einem vernunftgetreuen durch und durch gesunden Bildungsbedürfniß ruht. In einem solchen Umgange mit der Natur und ihren Wissenschaften werden die Menschen selbst natürlich und praktisch, sie erkennen dadurch erst mit klarem Bewußtsein das richtige Verhältniß zu ihren Mitmenschen, zur Welt und deren Schöpfer. Man kann daher nichts sehnlicher wünschen, als daß die genialen Fachmänner der Naturkunde ihr Wissen immer noch mehr allgemein zugänglich zu machen suchen, damit dasselbe durch alle Sphären der Bildung hindurch zu einem Gemeingut des ganzen Menschengeschlechts werde. Die heutigen Zeichen der Zeit berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Alles legt Hand an, den Bau zu fördern. Selbst die Könige der Wissenschaften verschmähen es nicht, den ausbauenden Dienst der Kärrner mit zu verrichten und allseitig zu beleben. Und es stehen ihnen hierbei die rührigsten Kräfte zur Seite. Viele davon sorgen für die naturwissenschaftlichen Wohnungen aller Gewerbstände, Andere verlieren Staat und Kirche nicht aus dem Auge und noch Andere nehmen sich der Schule an. So stehen Alle in gegenseitiger Unterstützung auf ihrem Platze. Einigkeit regiert und erhält das Ganze. Möge es noch lange so bleiben!

Unsere heutige literarische Unterhaltung wird Zeugniß geben von der populären Thätigkeit auf dem überall schön bestellten Felde der Naturwissenschaften. Wir lenken die Aufmerksamkeit zuerst auf folgende Schrift:

1. Ansichten der Natur aus allen Reichen und Zonen. Eine Sammlung physisch-geographischer Specialschilderungen in ästhetischer Form und gemüthlicher Darstellung zu Lust und Lehre für Leser aller Stände, herausgegeben von Karl Müller. Mit einem Titelkupfer. Stuttgart, Müller. 1855. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser ist eine belebende rührige Natur auf dem Gebiete der geographischen Naturgeschichte. Er arbeitet etwas rasch, aber mit einer Begeisterung und Hingebung, die bewundernswürdig ist und gern übersehen läßt, was dabei Flüchtiges mitunterlaufen sollte. Das vorliegende Werk schließt sich an die bekannten Leistungen von Vogel, Grube, Gude, gibt Aehnliches und ergänzt, wo jene noch unvollständig sind. Die physische und physikalische Erdkunde interessirt in unsern Tagen einen jeden denkfähigen Gebildeten. Das benutzt der Verfasser und er theilt mit, was er bei seinem Studium allgemein Belehrendes gefunden hat. Die hierbei zugrundeliegenden Werke sind meistens englische Reisebeschreibungen. Viel Selbständigkeit besitzt also die vorliegende Arbeit nicht; das ist aber auch nicht, was man von ihr erwarten kann. Sie ist eine gute Sammlung vortrefflichen Materials für die erdkundliche Naturwissenschaft. Und dies will sie auch nur sein, nicht mehr und nicht weniger.

Was den Titel betrifft, so verwahrt sich der Verfasser gegen jeden Schein der Anmaßung; er nennt Humboldt's ebenso benanntes Meisterwerk eine unerreichbare literarische That, zu der man nur in demuthsvoller Bewunderung emporschauen könne. Dem Verfasser fiel eben kein bezeichnender Titel für Das ein, was er mit seinen Schilderungen bieten wollte, nämlich „Ansichten der Natur von einem sinnigen Gesichtspunkte aus, in abgegrenztem Rahmen und in einer überschaulichen ästhetischen Form, welche anregende Unterhaltung mit positiver Belehrung verbinden sollte". Uns will es scheinen, als wenn es einer solchen Verwahrung kaum bedurft hätte. Der Verfasser ist schon längst als solcher gekannt, dem schriftstellerische Ueberhebung nicht eigen ist. Ohne-

hin hat auch Humboldt sich des genannten Titels nicht zuerst und allein bedient; schon Georg Forster, das geniale große Vorbild unsers gefeierten Nestors der Naturwissenschaften, machte davon Gebrauch und erweckte dadurch eine literarische Mode, wie wir sie jetzt in den schriftstellerischen „Bildern" haben und wahrscheinlich bald auch wieder gehabt haben werden. Der Name thut hier wenig zur Sache. Das Werk ist gut und verdient mit Beifall aufgenommen zu werden.

Der Inhalt des Buchs zerfällt in drei Hauptabschnitte, wovon der erste sich auf die Gebirgswelt bezieht, der zweite ein Gemälde der Zonen gibt und der dritte Mittheilungen aus der Welt der Gewässer bringt. Nach dieser Eintheilung könnte man leicht zu der Vermuthung kommen, als brächte das Buch Dasselbe, was die Bilder von Vogel, Grube, Gude u. A. schon lange in anmuthige Rahmen gefaßt haben; dies ist aber nicht der Fall und man wird sich sogleich davon überzeugen, sobald man nur tiefer eindringt. Schon der erste Abschnitt bespricht die Wunderwelt der Gletscher vom Standpunkte der Naturlehre aus, und so enthalten auch die andern Abschnitte bald mehr bald weniger eine der Physik der Erde angehörende Grundlage. Dabei sind nun allerdings die ethnographischen Beziehungen nicht unberührt geblieben, indeß bilden sie doch nicht die Hauptsache.

Die Schneeberge der Erde führt der Verfasser in übersichtlicher Kürze vor die bewundernden Augen seiner Leser. Nach diesem Eingange verweilt er dann mit besonderer Vorliebe bei den Gletschern, bespricht die verschiedenen Theorien von Saussure, Charpentier und Agassiz, und weist nach, wo dieselben unhaltbar sind. Der Verfasser sagt dann:

Forbes hat eine neue Theorie aufgestellt; er betrachtete einen Gletscher nicht als eine feste Eismasse, sondern als ein Gemisch von Eis und Wasser, das je nach seiner größern oder geringern Nässe oder Weichheit mehr oder weniger nachgiebig ist und ein unvollkommenes Fluidum oder eine zähe Masse bildet, welche durch den wechselseitigen Druck ihrer Theile an Gehängen von gewisser Neigung hinabgetrieben wird. Er vergleicht den Gletscher einem dicken Mörtel, oder dem Inhalte einer Theertone, der in einen geneigten Kanal ausgegossen wird.... Forbes hat sprechende Zeichen dieser Art der Bewegung an den Gletschern wahrgenommen. Sie bestehen aus Curven und Bogenlinien, welche quer über die Oberfläche des Gletschers hinlaufen und sich von einer Seite bis zur andern erstrecken. Die Convexität dieser Curven ist dem untern Ende der Abdachung zugekehrt. Solche Bogenlinien können sich nur bilden, wenn eine unvollkommen flüssige Masse einen sanften Abhang hinabgleitet.

Dieser Ansicht wird dann noch weiter das Wort geredet; indeß bleiben auch die möglichen Zweifel nicht unberührt. Die Theorie paßt für den Sommer, aber nicht für den Winter, und es geht aus Forbes' Beobachtungen hervor, daß das Fließen der Gletscher selbst in der kältesten Jahreszeit nicht aufhört, daß dasselbe im Winter nur sehr wenig langsamer ausfällt als im Sommer.

Den Lavinen wird in dem ersten Abschnitte dann auch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie werden eingetheilt in Sturzlavinen, gleitende Lavinen, schleichende Lavinen und Gletscherlavinen. Von den letztern meint der Verfasser, daß sie mehr im Sommer als zu andern Jahreszeiten aufträten und daß sie in der Regel keine Unglücksfälle anrichteten, weil sie meistens in den obersten unbewohnten Gebirgsgegenden vorkämen. Doch wird auch ein Beispiel entgegengesetzter Art mitgetheilt. Ein furchtbares Ereigniß dieser Art kam 1819 im Visperthale im Wallis vor, wo das Dorf Randa durch eine Gletscherlavine zerstörte wurde. Dieses Dorf stand nicht weit vom Fuße einer Gebirgsmasse, die von ihrer Basis an beinahe senkrecht zu einer Höhe von mehr als 9000 Fuß emporsteigt und einen Theil des sogenannten Weißhorns bildet, einer Schneekuppe, welche überall von hohen Gletschermassen umgeben ist. Einer dieser Gletscher hatte sich bis über den Rand des Abgrunds vorgeschoben, als sich auf ein mal ein ungeheueres Stück von ihm ablöste und mit furchtbarem Krachen in das Thal stürzte, wo es einen Flächenraum von 2400 Fuß Länge und 1000 Fuß Breite bis zu einer Höhe von 150 Fuß mit Eis, Geröll und Felsstücken bedeckte. Diese Masse fiel auf eine unbewohnte Strecke, aber das in ihrer Nähe liegende ebengenannte Dorf wurde durch den Luftdruck zerstört, welcher den Sturz der ungeheuern Masse begleitete. Die Gewalt des Stoßes, den dieser Druck verursachte, war so groß, daß sie Mühlsteine vom Boden aufhob und auf eine Anhöhe trug, welche mehre Klafter über der Stelle erhaben war, auf der sie gelegen hatten. Sie schleuderte Gebälke von Häusern auf eine Viertelstunde weit in den Wald und zertrümmerte einen massiv aus Steinen erbauten Kirchthurm. Solche Beispiele der furchtbaren Verheerung durch Lavinen werden mehre mitgetheilt. Sieht man schon hieraus eine große Lebensgefahr der Bergbewohner, so erkennt man sie noch deutlicher durch die Bergstürze, womit unmittelbar darauf der Verfasser seine Leser bekannt macht.

Doch wir verlassen jetzt die Gebirgswelt, um noch Platz zur Besprechung des Zonengemäldes zu behalten. Nach einer allgemeinen Darstellung der Ebenen und Wüsten der Erdoberfläche schildert das Werk speciell die Landes, die Wüste Sahara, die Pampas, die Llanos, die Prairien, die Urwälder Brasiliens, die Waldwüste am Amazonenstrom u. s. w. Hierüber besitzen wir allerdings schon eine große Reihe Sammlungen der interessantesten Schilderungen, indeß weiß das Buch dies Bekannte in eine so ansprechende Form zu bringen, daß man es sehr gern wieder liest. Wir richten, um dies nachzuweisen, die Aufmerksamkeit auf die Bewohner der Selva am Amazonenstrome. Der Verfasser nennt diese Gegend den Garten der Schöpfung und wundert sich, daß dieselbe fortwährend noch in den Händen der rohesten Menschenfresser geblieben ist.

Die Miranhas wohnen an den Ufern des Yapura, oberhalb der Wasserfälle von Cupati. Ihnen ist der Anbau des Bodens zwar nicht fremd, aber sie legen sich nicht stark darauf und bauen meistens nur Mandioca, Bananen und Anotto; die Bestellung der Felder liegt, wie jede härtere Arbeit, den Weibern ob, die eigentlich nur Sklavinnen sind; die Männer verbringen ihre Zeit mit Faullenzen, Essen, Trinken, Tanzen und

Schlafen. Manchmal gehen sie auf die Affenjagd oder auf den Fischfang. Beabsichtigt einer von ihnen einen Angriff auf einen Nachbarstamm, so findet er leicht einige Verbündete. Ihre Kleidung besteht nur in einem Stück Borke von der Rinde eines Baums um die Hüften; beide Geschlechter bemalen sich am ganzen Leibe. Männer und Weiber durchbohren sich die Nasenflügel und stecken kurze dicke Holzpflöcke in die Löcher, wodurch sich diese Theile so ausdehnen, daß sie dieselben bis an die Ohren zurücklegen können, was für eine besondere Schönheit gilt. In ihrer Nahrung sind sie nicht sonderlich wählerisch; sie genießen aber außer Kuchen aus Kassawamehl und einigen Bananen keine Kost aus dem Pflanzenreiche. Haben sie Affenfleisch oder Fische, so verzehren sie dieses; da dieses ihnen aber wegen ihrer Faulheit und ihres Mangels an Vorsicht oft fehlt, so verzehren sie auch Alligatoren, Schlangen, Kröten, Frösche, Ameisen, Raupen, Schmetterlinge u. dgl. Ihre Hütten bestehen nur aus etlichen in den Boden gesteckten Holzstücken, die, oben und an den Seiten mit Palmblättern gedeckt, ziemlich geräumig sind und mehren Familien zum Obdach dienen. Ihre wenigen Kochgeschirre sind von der rohesten Arbeit, und ihr übriges Geräth besteht nur aus Hängematten, welche von den Frauen geflochten werden.... Sie haben gar keinen Begriff von einem Gott, sondern wähnen ihr Geschick von der Laune eines bösen Dämons abhängig, dessen Gunst man sich weder durch gute noch durch böse Thaten noch überhaupt erwerben kann. Sie leben nur für den Augenblick und kümmern sich nicht um die Zukunft.... Das Leben hat für sie keinen Werth und selbst der Tod ist ihnen gleichgültig. Die Geschlechter sind nicht durch Liebe miteinander verbunden, der Mann nimmt sich ein Weib und verstößt es nach Belieben. Das Zusammenleben Beider ist gleich dem von Raubthieren. Der Mann sorgt nicht für seine Familie, solange er selbst befriedigt ist, und sieht in seinen Kindern nur eine Last, die er abzuschütteln sucht.... Diese Stämme haben keine Häuptlinge und folgen keinem Befehle außer im Kriege, wo sie sich Demjenigen unterordnen, der den Kriegsplan entworfen oder der durch seine Stärke sich auszeichnet.

So schildert der Verfasser die rohen Sitten dieser wilden Stämme sehr speciell. Die gegenwärtigen Ansiedelungen der Europäer am Amazonenstrome haben einigen Verkehr angeknüpft. Der begehrteste Handelsartikel ist Branntwein, wofür sie die von den Weibern geflochteten Hängematten und übrigen wenigen Kunstfertigkeiten hingeben. Auf ihren Raubzügen sind sie furchtbar versteckt und hinterlistig wie Jaguars. Der Verfasser erzählt:

Wenn sie nach vieltägigem Marsch sich der Ansiedelung eines feindlichen Stammes nähern, legen sie sich in Wälder und Gebüsch in Hinterhalt und fallen erst, wenn sie sehen, daß Niemand ihre Nähe ahnt, plötzlich über die arglosen Einwohner her, erschlagen Alle, die sich ihnen widersetzen, machen die Andern zu Gefangenen und nöthigen sie, die Waffen, Geräthe, Lebensmittel und andere Beute, die sie finden, in ihre Heimat zu tragen. Sind sie in ihre Niederlassung zurückgekehrt, so schwelgen sie in Essen und Trinken, in Tanz und Festlichkeiten. Früher verzehrten sie bei solchen Gelegenheiten ihre Kriegsgefangenen; seit sie aber dieselben vortheilhafter als Sklaven in die europäischen Ansiedelungen am Amazonenstrom verkaufen können, verzehren sie nur einzelne und vertauschen die übrigen lieber gegen Branntwein und andere Lebensbedürfnisse.

Der dritte Abschnitt bespricht die Wasserwelt, wobei ganz vorzugsweise dem Golfstrome eine sehr specielle Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die ganze Auffassungsweise ist von der in den heutigen Lehrbüchern der physikalischen Geographie allgemein für richtig angenommenen nicht verschieden, sie ist aber in eine anziehende, leicht verständliche Form gebracht.

Der Verfasser ist nicht abgeneigt, diesem ersten Bande seiner „Ansichten der Natur" noch einen zweiten nachfolgen zu lassen, sobald sich nur ein ermunternder Beifall dazu an den Tag legen sollte. Dieser zweite Band soll sich auf die Welt der Atmosphäre, der Vulkane und der Pole beziehen. Unsererseits haben wir es an dem ermunternden Beifall nicht fehlen lassen.

2. Die Schöpfungstage. Ein Naturgemälde von H. Klencke. Mit vier urweltlichen Landschaftsbildern und einem Profildurchschnitt der Erdrinde. Leipzig, Weber. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Buch nimmt eine sehr imponirende Miene an. Für Alle, die sich gern imponiren lassen, wird es sicher mit lautem Beifall aufgenommen werden. Wir sind nicht gerade geneigt, zu dieser Classe von Lesern gezählt zu werden. Die Natur des Verfassers ist schon seit Jahren viel zu üppig mit den häßlichen Wucherblumen bombastischer Redensarten überwachsen, sie entspricht unserer Liebe zur Einfachheit und Wahrheit nicht. Aber auch abgesehen von dieser in unsern Tagen vielgeübten Schriftstellermanier, wobei man keck, grob, verschmitzt, unwahr — überhaupt Alles, nur um des Himmelswillen nicht bescheiden sein darf, besitzt das Buch Etwas, was die Männer von Fach sehr dagegen einnehmen wird. Nämlich ihre erhabensten wissenschaftlichen Ideen, welche sie bei ihrem Vertiefen in die Phantasie über die Urgeschichte unserer Erde mit anspruchsloser Bescheidenheit als Hypothese aufzustellen gewagt haben, werden hier mit theatralischem Prunk an die Oeffentlichkeit gezogen und mit Pauken und Posaunen für unumstößliche Wahrheiten ausgerufen. Klencke ist ein Mann, der seine Phantasie nicht bändigen kann; davon zeugen alle seine vielen literarischen Früchte. Wenn nun ein solcher Kopf, dem die Wahrheit ohne Dichtung eine reine Unmöglichkeit ist, sich auf das Hypothesenfeld der Schöpfungsgeschichte der Welten wirft, so läßt sich denken, wie schwindelnd hoch Alles aufgefaßt und wie leichtfertig kühn alle Zweifel und Bedenklichkeiten beseitigt worden sind. Doch dürfen wir dem Verfasser darüber keinen Vorwurf machen. Er bleibt seiner schon längst gekannten Natur ganz getreu. Mehr kann man nicht verlangen. Sein Publicum wird auch in der vorliegenden literarischen Leistung sehr mit ihm zufrieden sein, und dies Publicum ist in der That gar kein kleines. Wir wollen das schöne Einvernehmen nicht stören.

Das Buch besteht aus elegant stilisirten Briefen, welche an Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin von S... gerichtet sind. Nach dem brieflichen Vorworte sind diese Mittheilungen über die großen Entwickelungsperioden unsers Erdbodens zuerst privatim in die Hand der Frau Fürstin gekommen, welche dieselben mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und dann von Hand zu Hand im Umkreise ihrer hohen Bekanntschaft gehen ließ, bis allgemein gewünscht wurde, daß das ganze Werk veröffentlicht auch einem großen Leserkreise nützlich werden möchte. Die

dem Buche beigelegten Zeichnungen sind nach „Unger's Composition entworfen", sie sind, wie überhaupt die ganze Ausstattung des Buchs, so ausgezeichnet, daß das Auge nicht anders als mit dem größten Wohlgefallen darauf ruhen kann. Dies Alles wird dem Werke zur besten Empfehlung dienen. Aber auch selbst der Inhalt entspricht diesem schönen Aeußern. Er ist durchweg fesselnd, weil er immer nur Das zur Sprache bringt, wofür sich jeder Gebildete und zugleich Denkfähige am lebhaftesten interessirt. Nur darf man keine gründliche Zurückführung auf Ursachen erwarten; wo diese nothwendig wird, springt der Verfasser in seiner Darstellungsweise ab und gibt schöne Redensarten. Darauf ließe sich nun erwidern, daß in einer durchaus populären Behandlung des Gegenstandes eigentlich nirgends eine wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit erwartet werden darf, und wir wären dadurch zum Schweigen gebracht, wenn wir mit unserm Ausspruche dies gemeint haben könnten. Bei einer populären Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände darf man sich nicht blos mit Blumenpflücken und Blumenschmücken begnügen, sondern man muß auch zeigen, wie die Blumen entstanden sind, wie sie auf dem Wege der Erfahrung und mit Hülfe des Verstandes von jedem Denkenden selbst gezogen werden können. Wir haben gerade bei dem vorliegenden Werke die weltberühmten Euler'schen „Briefe an eine deutsche Prinzessin" in Gedanken. Darin herrscht ein Ton, der jedem Gebildeten genügt. Solche Briefe liest der Mann der Wissenschaft mit demselben Interesse und demselben Nutzen, wie jede gebildete Dame. Doch wir haben ja nicht zeigen wollen, was Klencke's Schrift nicht ist, sondern was sie ist, und indem wir uns jeder weitern Beurtheilung enthalten und dem Verfasser allein das Wort geben, wird er sich und seine Arbeit bald in dem günstigsten Lichte zeigen. In seinem ersten Briefe sagt der Verfasser:

Als Sie auf einer Wanderung zwischen Saarbrück und Kreuznach eine kleine Steinkohle aufhoben und überrascht eine schwarzglänzende, strahliggestreifte Muschel darin entdeckten, sahen Sie mich mit ungläubiger Verwunderung an, da Sie zweifelhaft schienen, ob ich auf Ihre Frage in Scherz oder Ernst redete. Ich nannte jene kleine niedliche Muschel eine Terebratula und legte dieselbe in Ihre Hand mit den Worten zurück: „Dieser Ueberrest früherer Zeiten ist in den Steinkohlen ein nicht seltener Fund, aber diese Muschel erscheint uns durch ihr Alter als eine heilige, ehrwürdige Reliquie, denn sie mag über hunderttausend Jahre alt sein." Hunderttausend Jahre! Wie wagt es der schwache Mensch, dies Geschöpf, das der unerbittlichen Zeit kaum 80—90 Jahre abzugewinnen vermag, über Hunderttausende zu bestimmen, die vor ihm, ja vor seinem ganzen Geschlechte waren, das doch, den Urkunden nach, etwa seit sechstausend Jahren den Erdboden bewohnt! Wie kann der Mensch das Alter der Trümmer erkennen, die einer Welt angehörten, welche vor aller menschlichen Zeitrechnung untergegangen ist? Aber noch mehr, wie darf der Sterbliche sich erkühnen, von Jahrtausenden zu reden, wo die Heilige Schrift von einer Woche berichtet.... Es ist mein Wunsch, Sie mittels dieser Briefe in jene Zeiten und Räume einzuführen, mit Hülfe der Phantasie die um uns zerstreut liegenden Trümmer und Reste der Vergangenheit wieder nach dem Plane, wie ihn die Schöpfungskraft verwirklichte und die Naturwissenschaft wieder entdeckte, aufzubauen, die Jahrtausende inmitten ihrer Scenen, Gestalten und Wandelungen zu durchleben und mit unsern geistigen Sinnen Augenzeuge der nach Jahrtausenden zählenden Schöpfungstage zu werden; denn der Mensch begreift Dasjenige am klarsten, was er entstehen sieht.

So ergreift er seine Leser und bringt sie in eine Spannung, als wenn er ihnen die Welt eines verwickelten Romans zu eröffnen hätte. Wir wollen ihm nun noch etwas weiter folgen und wählen dazu eine Stelle aus dem dritten Briefe, in der er sich zu beantworten bemüht, wie viele Jahrtausende wol dazu nöthig gewesen sein mögen, die mächtigen Lager der Steinkohlen zu bilden.

Lassen Sie mich diese Frage durch einen Vergleich beantworten. Ein französischer Naturforscher hat den Humusertrag, den zwei Hochwälder von Buchenbestand in 63 Jahren liefern, als mittlere Zahl seiner Berechnung gebraucht, und dabei das Resultat gewonnen, daß alle unsere Wälder der Gegenwart in 100 Jahren mit dem in ihnen enthaltenen Kohlenstoffe nur eine Steinkohlenschicht produciren können, welche auf jedem Raume von circa vier preußischen Meilen nur eine Dicke von sieben pariser Linien beträgt.

Damit ist der ganze Beweis geliefert, daß zur Bildung der Steinkohlenlager viele Jahrtausende gehört haben. Eine gründlichere Besprechung wird nicht für nöthig erachtet. Der Verfasser fährt fort:

Beurtheilen Sie nun, welche Zeiten die alten Steinkohlenwaldungen gedauert haben müssen, um die Masse Kohlenstoff zu liefern, welche sie zurückgelassen haben. Man hat es versucht, die Zeitdauer dieser Wälder aus ihrem Kohlengehalte zu bestimmen. Sie kennen die Steinkohlenlager bei Saarbrück, wo ja eine von Ihnen in einer Kohle gefundene Muschel, die ich als eine der ältesten Reliquien unserer Erde bezeichnete, die Veranlassung zu diesen Briefen wurde. Haben Sie wol berechnet (?), wie lange dort die Waldungen, welche einst auf jener, zwischen der Saar und Blies vorhanden gewesenen Grauwackeninsel gestanden haben müssen, dauerten und lebten? Sie erinnern sich, daß der Bergbeamte, welcher Sie führte, den Inhalt dieser Steinkohlenfläche auf 90½ Millionen Pfund anschlug, in welchem 72½ Millionen Pfund Kohlenstoff zugegen sind. Es ist ein ganz einfaches Rechenexempel, wodurch man zu der Annahme kommt, daß jene alte Insel beinahe an siebenhunderttausend Jahre lang ihren Urwald getragen haben muß.

Dies Rechenexempel soll Ihre Durchlaucht in höchst eigener Person berechnen; der Verfasser hält es wenigstens nicht der Mühe werth, sich selbst mit solchen Lappalien weiter zu befassen. Ihn treibt es, seiner Bewunderung freien Zügel zu lassen.

Welch eine unübersehbare Periode in der Schöpfungsgeschichte unserer Erde, eine Ewigkeit für unsere Vorstellung und doch nur ein Tag für den Schöpfer! Und nach den Ereignissen und Ueberresten späterer Epochen zu schließen, die gleichfalls ihre Zeit gefodert haben, muß die Zeit, die zwischen dem Untergange jener Steinkohlenwälder und heute an unserer Erde vorüberstrich, noch länger gedauert haben, als das damalige Waldleben selbst; — nach den Wahrscheinlichkeitsberechnungen mehrer Naturforscher, von denen ich nur G. Bischof anführe, trennt uns ein Zeitraum von neun Millionen Jahren von jenem Untergange der Riesenfarrn, Siegel- und Schuppenbäume. Sollte man nicht jedes Stückchen Steinkohle mit andächtiger Bewunderung betrachten?

So fliegt die Phantasie über alle Schwierigkeiten mit tänzelnder Leichtigkeit hinweg.

Am Schlusse spricht der Verfasser die beherzigens-

werthe Wahrheit aus, daß die bloße Weltbeschreibung dem denkenden Menschen nicht genügen könne, sondern die Vorstellung des Werdens und Entstehens, ein klares Verständniß zwischen dem Sein und Werden der Dinge. Wir stimmen ganz mit ihm überein, nur möchten wir den kühnen Aufbau der Phantasieschöpfung, wie sie die vorliegenden zehn Briefe zur Darstellung bringen, nicht als Beweis der Bewahrheitung dieses vortrefflichen Satzes ansehen. Wie unendlich groß ist noch die Kluft unsers Wissens zwischen Dem, was unsere Erde ist und Dem, wie sie Das geworden ist, was sie ist. Wer mit dem leichtfertigen Spiegelbilde der Phantasieluftschlösser sich begnügen will, der baut sich leicht eine Brücke über jene Kluft, für den gibt es kaum eine wissenschaftliche Verantwortung der gesagten Worte. Doch nun zu einem andern Buche.

3. Das Naturleben des Vaterlandes. Von Ernst Julius Reimann. Mit einem Vorwort von Moritz Fürbringer. Berlin, Duncker und Humblot. 1854. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Vorwort des Herrn Schulraths Fürbringer, welches derselbe auf den besondern Wunsch des Verlegers dem Werke zur Empfehlung mitgibt, ist zugleich eine sehr günstige Beurtheilung der Arbeit. Der Herr Schulrath ist gewiß, daß durch die Veröffentlichung dieser vaterländischen Naturbilder den Freunden der bessern und edlern pädagogischen Bestrebungen unserer Tage überhaupt, namentlich aber allen Denjenigen, welche den bildenden Einfluß des naturkundlichen Unterrichts in unsern Volksschulen weder durch hochmüthiges Meistern der Werke und Geschöpfe Gottes, noch durch eine trockene und unfruchtbare Systematik, noch durch eine weichliche Sentimentalität verkümmert sehen wollen, ein wesentlicher Dienst geleistet worden ist. Diese wahren Freunde der deutschen Jugend, meint der Herr Schulrath, erhalten durch das vorliegende Werk ein Lesebuch für die Naturkunde, welches unserer vaterländischen Jugend eine edlere höhere Naturanschauung aufschließt und ihrem religiösen Sinn durch die ernsten, klaren und gehaltvollen Schilderungen eine kräftige Nahrung zuführt. Dieses und noch Anderes spricht der Herr Schulrath zum Lobe des Buchs offen und frei aus. Wir sind nun weit entfernt, daran zu denken, daß diese Worte nicht aus inniger Ueberzeugung gekommen wären, auch zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, daß der Herr Schulrath ein sehr vernünftiger Pädagog ist, der genau weiß, was der Schule unserer Tage am allermeisten noththut. Daran zweifeln wir nicht. Aber dennoch haben wir eine Bedenklichkeit, nämlich die, daß der Herr Schulrath auch genug Naturkundiger sei, um von der Richtigkeit alles Dessen überzeugt sein zu können, worüber das Buch belehrend spricht. Es thut uns leid, das aussprechen zu müssen. Das Buch ist ausgezeichnet, wenn man die Art der Behandlung und den Umfang und die Auswahl des Materials ins Auge faßt. Wer dasselbe zur Hand nimmt, das Vorwort liest und dann flüchtig durchblättert, der ist ganz dafür gewonnen. Es ist nicht zu umfangreich, bespricht gerade die Gegenstände der Naturwissenschaften, worüber Jeder Belehrung wünscht und Niemand unbelehrt bleiben sollte; es redet mit ruhiger, allgemein faßlicher Sprache und zeigt auch Wärme und verständige Begeisterung, wo die Werke der Natur den Schöpfer loben. So in rascher Uebersicht gefällt das Buch sehr und es wird auch gewiß vielfach sein Glück in Schule und Haus machen. Indeß genauer geprüft, kommt doch Vieles darin vor, das offenbar unrichtig, Vieles, das Niemandem klar werden kann, weil es dem Verfasser selbst nicht klar geworden ist. Das sollte in einem Buche, welches übrigens so herrlich dazu geeignet ist, ein sehr beliebtes Volksbuch zu werden, nicht vorkommen. Doch nun zu dem Inhalte der Schrift selbst.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, wovon der erste „Die Erscheinungen im Luftkreise", der zweite „Das Leben der Pflanzen und Thiere" bespricht. Dort eröffnet ein erdkundlicher Umblick in unserm deutschen Vaterlande das Feld der Naturkunde unserer Atmosphäre, hier bildet eine Betrachtung über Erde und Wasser die Grundlage zur Beschreibung des Naturlebens in unserm Vaterlande.

Die geographische Einleitung ist ganz, wie man sie nur wünschen kann. Was nun aber die Naturlehre unserer Atmosphäre betrifft, so läßt es sich nur beklagen, daß dieselbe nicht so sachkundig ausgefallen ist, wie man es billigerweise wünschen muß. Diese hätte von einem sachverständigen Gelehrten noch ein mal revidirt werden müssen. Der übrige Werth des Buchs läßt es recht sehr beklagen, daß diese Vorsicht versäumt worden ist. Wir wollen nur Einiges mittheilen, das unsern Ausspruch rechtfertigt. Auf S. 25 bespricht der Verfasser die atmosphärische Luft im Allgemeinen und sagt dann:

> Nun denke ich, du wirst mir gern folgen, lieber Leser, wenn ich jetzt versuche, dir einige allgemeine Irrthümer über den Dampf, die du vielleicht noch theilst, zu widerlegen. Das, was man im gewöhnlichen Leben Wasserdampf nennt, ist nicht der Wasserdampf der Naturforscher. Was sichtbar wie Nebel oder Wolke aus heißem Wasser aufsteigt, nennen die Leute Dampf, weil das Unsichtbare, der wirkliche Dampf, für sie eben nicht da ist. Denken wir uns nun, es werde an einem Kessel mit siedendem Wasser das Ventil geöffnet. Das verflüchtigte Wasser strömt in die Höhe, und ein paar Zoll über dem Ventil sehen wir gar nichts, ja die Luft ist hier ungemein klar und durchsichtig; darüber aber bildet sich eine dichte Wolke, durch die man kaum die Sonne erblickt. Wo nichts ist, wo eben der Siededampf noch durchsichtig ist, da ist der Wasserdampf der Naturforscher; wo die Wolke sich bildet, da ist der Wasserdampf des gewöhnlichen Sprachgebrauchs oder der sogenannte Bläschendampf.

Wer so verworren über Dampf sprechen kann, hat es in der Erforschung der Natur der Dämpfe noch nicht weit gebracht. Auch ist es gar nicht wahr, daß die Naturforscher etwas Anderes unter Dampf verstehen als der gemeine Mann. Die Männer von Fach reden von sichtbarem und unsichtbarem Dampf, von Dampfsäulen, Dampfwolken; aber von Bläschendampf redet nur der Verfasser. „Wo nichts ist, da ist Dampf" — !? Ein wunderlicher Ausspruch; eine köstliche Aussicht auf Umformung des bekannten Sprichworts: „Wo nichts ist,

da hat der Kaiser sein Recht verloren." Auf S. 47 heißt es:

Auffallend ist die Erscheinung des sogenannten Grundeises, das sich besonders stark in den sibirischen Flüssen, aber auch in unsern bildet. Dieses Eis entsteht nicht an der Oberfläche, sondern auf dem Boden an Steinen, Holzspänen u. dgl., löst sich dann ab und kommt herauf; auch ist es nicht fest, sondern schwammig. Man hat zum Versuch einen Korb in den kalten Strom versenkt, als man ihn nach einiger Zeit heraufzog, war er mit schwammigem Eise bedeckt. Vielleicht ist diese Erscheinung dadurch zu erklären, daß das Wasser zuweilen unter dem Gefrierpunkte erkaltete, ohne fest zu werden, und dann erst bei der Berührung eines kalten Körpers erstarrte.

Das Grundeis ist ein Gebilde des Aberglaubens. Man sollte denken, daß davon kaum noch die Rede sein könnte, nachdem Arago die Sache so reiflich erwogen und gründlich widerlegt hat. Daß an den in einen kalten Strom hinabgelassenen Korb sich Eis ansetzt, spricht nicht für die Bildung des Grundeises, sondern blos dafür, daß der Korb vor dem Eintauchen schon mehre Grade unter Null abgekühlt gewesen sein muß. Hugi in Solothurn hat ähnliche Experimente gemacht, die auch nichts beweisen, was der Sache einigen Halt geben könnte. Der Verfasser scheint in diesem Theile viel ohne Selbstwissen aus allerlei Büchern gesammelt zu haben.

Haben wir nun ein paar Proben aus dem Theile des Buchs gegeben, welcher noch Manches zu wünschen übrigläßt, so ist es jetzt auch unsere Pflicht, die gute Seite des zweiten Theils sehen zu lassen, welcher sich auf eine sinnige Behandlung der Naturgeschichte unsers Vaterlandes bezieht. Hier scheint der Verfasser auf dem eigentlichen Boden seiner Heimat zu sein. Der Ton, in welchem er schreibt, erinnert oft an Wegener, Masius, Grube, Tschudi u. A.

Wie der Fuchs als ein Ausbund von List, so wird die Katze als Beispiel der Falschheit genannt. Indeß nicht ganz mit Recht. Man hat Katzen bei der Wiederkehr ihrer Herren oder solcher Personen, die sich vorzüglich um sie verdient gemacht haben, offenbare Freude an den Tag legen sehen. Man weiß auch, daß Katzen ihr Möglichstes thaten, das Eigenthum ihres Herrn ebenso zu schützen wie ein Hund. Die wichtigste Eigenschaft aber, durch welche die Katze für den Menschen Werth erhält, ist ihr Hang, lebende Thiere zu tödten. Zähmung vertilgt diesen Hang nicht, denn auch mancher wohlgenährte Mitinhaber unsers Stübchens vergißt nicht seine nächtlichen Streifzüge durch jeden Theil des Hauses zu machen, wo es etwa Mäuse gibt.... Zur Schilderung der Schlauheit, mit der die Katze ihre Beute erhascht, wird folgender kleine Zug genügen. Mit wachsamen Augen bemerkte eine Katze eine Maus, welche am Eingange ihres Lochs in Bewegung zu sein schien, sich aber nicht herauswagte, weil sie ihre Feindin erblickte. Die Katze, der die Furchtsamkeit der Maus alle Hoffnung raubte, verließ schnell ihren Posten und legte sich auf die Erde mit einer gleichgültigen Miene, den Rücken nach dem Loche der Maus hingekehrt. Durch diese anscheinende Ruhe getäuscht, wagte das Thierchen herauszusteigen und setzte sich zitternd in einige Entfernung von der Katze. Diese blieb unbeweglich. Dadurch bekam die Maus Muth, noch ein paar Schritte zu versuchen. Die Gleichgültigkeit der Katze dauerte fort. Nun war die Maus herzhaft genug, einen kleinen Lauf zu wagen. Augenblicklich sprang die Katze auf, aber nicht nach der Maus, sondern nach dem Loche, welches sie mit ihrer Pfote verstopfte, durch welche List sie sich ihrer Beute versicherte.

In ähnlicher Weise wird von allen uns nahestehenden Thieren ein charakteristisches Lebensbild entworfen. Auch den Pflanzen schenkt der Verfasser dieselbe gemüthvolle Beachtung. Die ganze lebende Natur wird hier in ihrem Frühlingserwachen, in ihrer Sommerlust, Herbstfürsorge und in ihrem Winterschlafe zur bildlichen Anschauung gebracht. Das Alles ist vortrefflich. Dazu paßt das Vorwort.

Den Beschluß des Buchs macht ein Blick in die Vorzeit. Die geschichtlichen Epochen unserer Erde bilden dabei die Hauptgrundlage, woran sich dann wieder das Thier, die Pflanze und der Mensch schließen. Der Verfasser sagt:

Die Menschen waren in der Vorzeit nicht merklich größer und kraftvoller. Die ägyptischen Mumien und Bildwerke zeigen uns, daß die Einwohner Aegyptens bei ihrer frühern Größe geblieben sind. Auch die alten Deutschen hatten keine besonders höhern Gestalten, als unsere Regimenter sie aufweisen; nur das Eine mag man zugeben, daß im noch unverfeinerten Zustande die Menschen mehr gleichmäßig, untereinander übereinstimmender sein mochten als jetzt. Es hat Völkerschaften gegeben und gibt deren noch, die sich durch Größe und schlanke Figur, oder umgekehrt durch Kürze und Stämmigkeit auszeichneten; die Germanen waren größer als die Hunnen; aber noch jetzt ist der Patagonier von höherer Gestalt als der Kosack oder Lappländer. Aus solchen Gegensätzen darf man keine voreiligen Schlüsse ziehen. Daß unsere Vorfahren bedeutend stärker gewesen seien, wird oft aus den alten Ritterrüstungen gefolgert, welche unsern Soldaten sehr beschwerlich sein würden. Aber sie waren schon damals sehr lästig, und wenn leichtes Kriegsvolk, wie dies in den Schweizerschlachten geschah, die Reihen der Ritter durchbrach, vermochten diese sich kaum zu vertheidigen. Die großen Schwerter, die man hier und da aufbewahrt, wurden oft, gleich den ungeheuern alten Humpen, mit beiden Händen geführt, oder dienten nur zum Prunk, um bei feierlichen Gelegenheiten vor dem Zuge getragen zu werden. Die wirklichen Schwerter dagegen, die man in alten Hünengräbern antrifft, zeigen uns, daß die Stärke der Menschen in vorigen Zeiten nicht größer war als in unsern Tagen. Ja, wir können getrost sagen: wir sind gesünder und werden im Allgemeinen älter als unsere Vorältern vor einigen Jahrhunderten.

Das Buch hat ganz den äußern Zuschnitt zu einem beliebten Volksbuche und erlebt gewiß bald eine neue Auflage, in der dann die mancherlei Schwächen der Naturlehre nicht mehr zu finden sein werden. Das Ausmerzen und Verbessern thut aber noth, wenn das Buch in der Hand der Jugend und des denkenden Volks nicht verkehrte Naturanschauungen und Aberglauben verbreiten soll. Der Verfasser scheint mehr in Naturgeschichte als Naturlehre sicher zu Hause zu sein; daher möchten wir ihm rathen, sich noch mit einem Sachverständigen in Verbindung zu setzen.

4. Unterhaltungen aus der Alten Welt für Garten und Blumenfreunde. Drei Vorträge, gehalten in den Versammlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus in Gotha von Ernst Friedrich Wüstemann. Gotha, Gläser. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Das ist ein vortreffliches Büchelchen. Das darf Niemand ungelesen lassen, der sich für Blumen und überhaupt für den Gartenbau interessirt. Man sieht daraus, wie genau die Alten die Schönheiten der Natur schon kannten und wie sie derselben durch sorgfältiges Be-

obachten schon Manches abgelauscht hatten, was in unsern Tagen hohe Bewunderung erregen würde, wenn wir es noch wüßten.

Der Verfasser hat das Büchelchen „seinem geliebten Freunde Eduard Jacobi" gewidmet. Die Dedication ist ein edles Bild der treuesten Freundesliebe mit liebenswürdigster Anspruchslosigkeit gepaart. Der Verfasser sagt:

Unter deinen Augen, durch dich veranlaßt, entstanden auch einige kleine Vorträge, die ich in unserm Gartenbauverein hielt. Mit großer Nachsicht sind sie in dem Kreise, für welchen sie zunächst bestimmt waren, gehört worden, ja mit einer Theilnahme, die mich über den wahren Werth derselben täuschen würde, falls ich nicht den Grund dieses Antheils in dem regen Interesse zu suchen hätte, den meine Zuhörer selbst dann für alles Wissenschaftliche hegen, wenn es auch nicht für einen Jeden von ihnen einen unmittelbaren praktischen Nutzen zu haben scheint. Nimm denn auch du diese Vorträge mit gleicher Nachsicht auf und lasse sie Zeugniß ablegen von der innigen Verbindung, die zwischen uns besteht, die für mich eine reiche Quelle der reinsten Lebensfreuden geworden ist und für welche meine Dankbarkeit gegen dich keines Zuwachses fähig ist.

Der erste Vortrag bringt Einiges über das Veredeln der Bäume bei den Alten. Nach diesem Vortrage unterliegt es keinem Zweifel, daß die Römer, auf deren Ueberlieferungen der Verfasser sich zunächst beschränkt, nicht nur das heutige Pfropfen, Copuliren und Oculiren kannten, sondern daß sie auch noch manche andere Arten der Kunst des Veredelns in Anwendung gebracht haben. Er schöpft aus der sogenannten Naturgeschichte des ältern Plinius.

Auf den Ahornbaum lassen sich nach der Versicherung der Alten alle Obstsorten veredeln und er nimmt diese Veredelung sehr leicht an; ebenso die Art Eiche, welche Robur genannt wird. Doch wird auf beiden der Geschmack der Früchte verdorben. Auch der Feigenbaum und der Granatapfelbaum lassen sich mit allen Arten von Früchten beimpfen. Manche Bäume werden sehr dadurch veredelt, daß sie mit ihren eigenen Reisern gepropft werden. So erzählt uns Plinius, daß ein römischer Ritter Corellius im neapolitanischen Felde einen Kastanienbaum mit seinem eigenen Reise gepropft und dadurch eine der besten Kastanienarten erzielt habe, die von ihm den Namen führte.

Zu Virgil's Zeiten war man nach des Verfassers Forschung schon dahin gekommen, daß man Nüsse auf den Erdbeerbaum (arbutus), Aepfel auf Ahorn und Kirschen auf Ulmen propfte. Plinius erzählt, er habe bei Tibur Tullia einen Baum gesehen, der mit allen Arten von Obst beschwert war. An einem Zweige fand man Nüsse, an einem andern Steinobst, hier sah man Trauben, dort Feigen, Granatäpfel und andere Sorten von Aepfeln; doch, setzt Plinius hinzu, der Baum wurde nicht alt.

Der zweite Vortrag bezieht sich auf die Papyrusstaude und auf die Fabrikation des Papiers bei den Alten. Das Papiergras gehört zu den Schilfpflanzen, hat einen dreieckigen Stengel von etwa Fingerdicke und besitzt ausgewachsen eine Höhe von sechs bis zehn Fuß. Aus ihm bereiteten die Alten ein höchst dauerhaftes Schreibmaterial.

Dicht unter der Rinde des Papyrusstammes liegen bastähnliche Häute bis zu 20 Lagen übereinander. Diese werden durch ein nadelartiges Instrument gelöst und abgewickelt, aber nicht in der ganzen Länge des Schaftes, sondern in kürzern Abschnitten, in Streifen von der Breite etwa eines Fingers. Die innersten Häutchen sind die feinsten und besten und gaben die Sorte Papier, welche in Aegypten wegen ihrer Verwendung zu den heiligen Schriften die hieratische genannt wurde.... Die Streifen oder Häutchen wurden, nachdem sie behutsam abgelöst waren, der Länge nach eines neben dem andern auf einer Tafel, die mit Nilwasser benetzt war, befestigt. Sodann wurden sie mit andern in die Quere durchflochten, sodaß eine Art Gewebe entstand, indem die nach der Länge gelegten Häutchen den Zetel, die andern querliegenden den Einschlag bildeten. Die so ausgebreiteten Häutchen oder Baststreifchen wurden zu wiederholten malen mit Nilwasser begossen, welches die Papierflächen, die man füglich Bogen nennen kann, wie Leimwasser fest miteinander verband und bleichte. Hierauf wurden dieselben gepreßt....

Die Zeit der Erfindung des Nilpapiers ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Soviel steht aber fest, daß Champollion guterhaltene Papierrollen entdeckt hat, welche in das 18. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung fallen. Das ist also schon ein Alter von viertehalbtausend Jahren. Schließlich bemerkt der Verfasser noch, daß der Gebrauch des ägyptischen Papiers, ungeachtet der Verbreitung des Pergaments, doch noch bis in das 9. Jahrhundert nach Christi Geburt und für officielle Urkunden sogar bis in das 11. Jahrhundert fortgedauert hat. Die ersten Spuren unsers Lumpenpapiers zeigen sich nach der Ansicht des Verfassers im 14. Jahrhundert. Auch berichtet derselbe, daß die Einrichtung der ersten Papiermühle zu Nürnberg 1390 ausgeführt wurde.

Der dritte Vortrag bespricht die Rose mit besonderer Rücksicht auf deren Cultur und Anwendung im Alterthume. Darüber haben schon sehr viele Sachverständige geforscht und mit Begeisterung geschrieben; aber unser Verfasser thut es doch Allen zuvor, wenn es darauf ankommt, sich mit ganzer Liebe in diesen Gegenstand zu vertiefen. Er scheint ein sehr warmer Rosenfreund zu sein und hält mit Goethe die Rose für die vollendetste Schönheit unserer deutschen Blumennatur. Mit behaglicher Gemüthlichkeit führt er seine Leser in seine Forschung hinein und weiß ihr Interesse ununterbrochen wach zu erhalten. Er unterbricht seinen Vortrag als guter Philologe allerdings sehr viel mit Citaten und Noten, indessen stört dies die Leser, welche wie gewöhnlich den Text vorher im Zusammenhange und nachher mit Rücksicht auf die Glossen lesen, durchaus nicht. Wir theilen nun auch von diesem Vortrage etwas mit, versteht sich ohne Noten.

Am meisten wurden die Rosen zu Kränzen verwendet. Mochten diese je nach dem verschiedenen Gebrauch oder nach der Jahreszeit aus verschiedenen Blumen zusammengesetzt sein, stets liebte man die Beigabe von Rosen; am gewöhnlichsten war die Verbindung von Veilchen, Myrten und Rosen. Nach der Meinung des Cäpio, der unter der Regierung des Kaisers Tiberius lebte, eignete sich die Centifolie, vermuthlich ihrer Größe und Schwere wegen, weniger zu Kränzen und sollte nur zum Schmuck an dem Ende derselben angebracht werden. Ein besonderes Raffinement des Luxus bei diesen Kränzen war es, daß nicht die Blumen ganz eingeflochten wurden, sondern die Blätter schuppenförmig übereinandergelegt, einen dicken Wulst

bildeten. Um den so eingereihten Blättern einen Halt zu geben, heftete man sie auf Lindenbast.

Die Römer, erzählt uns der Verfasser, hätten den Duft der Rose über Alles hochgeschätzt. Bei Gastgelagen hätten sich die Gäste nicht blos mit Rosenkränzen geschmückt, sondern auch der Fußboden des Zimmers und die Tafel sei mit Rosenblättern dick überstreut gewesen; sie hätten am Schlusse des Mahls sogar einen besondern Genuß darin gefunden die Blätter der Rosenkränze in den Wein zu thun und mit diesem zu verzehren. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Verfasser dem Plinius eine interessante Anekdote nach.

Antonius, welcher sich bekanntlich durch die Reize der Kleopatra hatte fesseln lassen, war zuletzt, da er sich zu dem entscheidenden Kampfe gegen Augustus rüstete, auch gegen die Geliebte mistrauisch geworden, und hatte es eingeführt, daß die Speisen und Getränke, die er in ihrer Gesellschaft genoß, von einem Diener vorher gekostet wurden. Von diesem Argwohn, welcher der Königin nicht verborgen bleiben konnte, wurde er auf folgende Art geheilt. Sie hatte vor einem Mahle die Blätter eines Kranzes, welchen sie auf ihr Haupt setzte, mit einem starken Gift bestreichen lassen. Als die Fröhlichkeit der Tischgenossen bei dem Genuß des Weins sich steigerte, schlug sie dem Antonius vor, daß sie auch die Kränze trinken wollten, das heißt, die Blätter in die Becher werfen und dann den Wein mit den Blättern trinken. Wer sollte da etwas Arges vermuthen. Sie warf die Rosen in die Becher, hielt aber gleich die Hand vor den Mund des Antonius, als er ihn an die Lippen brachte. „Ich bin es, lieber Antonius", rief sie, „die du so ängstlich fürchtest, daß du dir meine Speisen und meine Schalen kredenzen läßt; aber siehe, so wenig fehlt es mir an Gelegenheit, mich deiner zu entledigen, wenn ich ohne dich leben könnte." Sie ließ dann einen zum Tode verurtheilten Verbrecher herbeiführen und befahl ihm, aus dem Becher zu trinken, worauf er alsbald den Geist aufgab.

So ist der ganze Vortrag durchweg belehrend und unterhaltend.

Sollte es wahr sein, woran aber noch sehr zu zweifeln ist, daß die Humanisten der Gegenwart in den Anhängern der Naturwissenschaften ihre feindlichen Gegner erkennen und heftig bekämpfen, so hätten wir in dem vorliegenden Werke eine höchst liebenswürdige Ausnahme.

Heinrich Birnbaum.

Emil August von Schaden.

Erinnerungen an Emil August von Schaden. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Mit von Schaden's Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist schon an sich von großer Wichtigkeit, auf einen so eigenthümlich gearteten Philosophen wie August von Schaden hinzuweisen, aber noch um so wichtiger, als er noch lange nicht genug für den Weiterbau der Gesammtwissenschaft beachtet worden ist. Auch das treffliche Buch, welches ihm ein so würdiges Denkmal setzt, ist, wie es scheint, bis dahin von der deutschen Kritik übersehen worden. Deutschland ist immer noch so reich an originellen Naturen, daß man vor Reichthum manchen Einzelnen in die literarischen Jahrbücher einzutragen völlig vergißt; aber auch die Springflut des Mittelmäßigen, des Nichtsbedeutenden ist so unverschämt aufdringlich, der literarische Markt von Büchern so überschwemmt, daß auch aus dem Grunde bisweilen das Beste unerwähnt bleibt. Franzosen und Engländer sind gegenwärtig viel umsichtiger auf ihrer Warte, um sich keine der bedeutendern Erscheinungen entgehen zu lassen.

Wir wollen hier den Versuch machen, einzelne Züge, die Schaden eigen waren, zu einem kleinen Gesammtbilde zu vereinigen. Gerade die Mangelhaftigkeit dieses Bildes wird diejenigen Leser, welche sich noch Interesse für Philosophie bewahrt haben, anreizen, auf die hinterlassenen Schriften des leider so früh Dahingegangenen einzugehen, um eine vollständigere Anschauung von einem Manne zu empfangen, den man in unserer Zeit kaum noch für möglich halten sollte. August von Schaden legt wieder einmal den wohlthuenden Beweis ab, daß, wenn die einzelnen Perioden der Culturgeschichte auch einseitigen Richtungen huldigen, das Wesen der Menschheit in seiner Gesammtheit durch einzelne Erscheinungen immer auch noch vertreten wird. Dies geht so weit, daß hervorragende Gestalten der Jetztzeit an frühere uns gemahnen, die jedoch in den Jetzigen immer auch noch anders geartet wiederkehren. In Schaden's Bildungsgeschichte müssen der Dichter und der Denker lange miteinander gerungen haben. Endlich siegte der letztere. Wie Plato den Dichter aus seinem Staate verwies, so hatte Schaden den Muth, je klarer er sich wurde, aus dem Plane seiner Lebensverfassung, aus seinem eigentlichen Berufe den Dichter zu verbannen. Das dichterische Element, die Wärme der Auffassung, die Sinnigkeit der Beobachtung, die phantasievolle Darstellung verblieben ihm Zeit seines Lebens und gereichten ihm zu großem Vorzuge.

Der eben erwähnte Umstand nun hatte zur Folge, daß wir in unserer sehr materialistisch gearteten Gegenwart in Schaden einen der überlegensten Verfechter des Idealismus besitzen, ohne welchen auch kein wahrer Philosoph, ebenso wenig wie der Künstler oder Religiöse auszukommen vermögen. Dennoch drängte es unsern Denker aufs stärkste auch nach der realistischen Seite. Er wollte beiden gerecht werden. Er machte auch auf diesem Gebiete die gründlichsten Studien. Hier und dort aber begegnete ihm dieses. Wie sehr er sich die vor ihm Gewesenen mit pietätvoller Aneignung zum Vortheil gereichen ließ, wie freudig er die bereits erworbene Methode der speculativen Wissenschaft unterschrieb und in seiner Weise ausübte, überall gewahrte er noch unerschlossene Tiefen, von allen Seiten machten sich ihm neue Welträthsel geltend; die ideelle wie materielle Fülle auch nur einigermaßen zu bewältigen, mußte er sich für Geschichte und Natur nach einem ganz andern Standpunkt umsehen. Die rationellen Principien und Gesetze, die Offenbarungen des Christenthums, vor allem die Sprache, durch welche der Mensch erst zum Verständnisse aller Dinge gelangt und welche seine Einzigkeit wie seinen Beruf für das Höchste außer Zweifel setzt — alles Das sollte mit gleicher Treue verfolgt werden. Es will uns vorkommen, als wenn Schaden in dem ganz neuen

Lichte, welches ihm über das Wesen der Sprache aufging, zuerst einen Haltpunkt, eine Beruhigung gefunden habe, daß er seinen Weg auch weiter werde vollenden können, sodaß er Muth gewann, um in der Masse der ihn in Anspruch nehmenden Probleme nicht zu verzagen und sogar für die Philosophie als Gesammtwissenschaft eine ganz neue Construction zu finden. Und in der That sehen wir ihn seinen Weg zurücklegen mit einer Tiefe und Schärfe des Denkens, mit einer, wenn auch nicht überall genugsam aus dem Dunkel des Mysteriums herausgearbeiteten Objectivität, doch mit einer solchen Sinnigkeit und Kühnheit der Zusammenfassung, überall auf die bestimmte Gestalt eines letzten Gesammtresultats bedacht, daß wir ihn den größten Philosophen der neuern Zeit — zumal was Genialität der Anschauung betrifft — beigesellen müssen. Aus dem inhaltschweren Ausspruche des Alten Testaments, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, aus dem bekannten Worte der Griechen, der Mensch sei das Maß aller Dinge, endlich daraus, daß die Sprache als solche das vollständige Analogon des Geistes ist, scheint uns die merkwürdige Verfahrungsweise Schaden's, wie die ganze Eigenthümlichkeit dieses Philosophen zu erklären zu sein. Wie weit er noch über die Erde, deren Reichthum in den Disciplinen der Natur- und der Geschichtswissenschaften er aufs fleißigste cultivirte, hinausdrang: es ist der Mensch, den er außer Gott (aus Gott ihn empfangend, wie auf Gott wieder zurückführend) überall wiederfindet, sodaß selbst aus dem Bau des Himmels (man vergleiche Schaden's „Theodicee") die Gestalt des Menschen ihm entspringt. Schaden ist insofern der gerade Gegensatz zu Feuerbach, im Verhältniß des kolossalen und heiligen Ernstes zum Minutiösen oft bloßer Ironie. Dort Wiederschöpfung, hier Auflösung, dort Anbetung, hier Verachtung wenigstens aller bisherigen und wol — nämlich nach Feuerbach — auch allein möglichen sogenannten Theologie. Die Anthropologie bringt Schaden so sehr zu Ehren, daß er sie durch das Christenthum und den ganzen Weltbau erst recht bewährt und verklärt findet, wogegen Feuerbach darin den Aberglauben und die Ohnmacht aller Gotteswissenschaft nachweist. Der Anthropomorphismus, recht verstanden, ist Schaden die Zusammenziehung des Universums und aller Offenbarungen Gottes in den kleinst möglichen Ausdruck des Organismus und der Intelligenz, durch das Christenthum bis zur Vollendung verklärt; wogegen sich bei Feuerbach hinter dem Anthropomorphismus das Nichtwissen des Menschen versteckt, oder auch der Widersinn, etwas wissen zu wollen, was gar nicht existirt.

Durch keinen andern Philosophen kann Feuerbach mehr verlieren als durch Schaden. Dieser Philosoph ist stets Dessen eingedenk geblieben, daß seine Wissenschaft sich nicht abschrecken lassen dürfe, wie schwer es auch sei, ihre Idee zu verwirklichen. Es fiel ihm nie ein, sich bei dem bereits Ausgemachten zu beruhigen, oder gar bei so widersinnigen Versicherungen, die Materie sei ewig und sei auch das einzig Gewisse, stehen zu bleiben, bei jenen Redensarten von einer Substanz, die Alles gebäre und wieder verschlinge und über die nicht hinausgegangen werden könne. Es trieb Schaden unablässig, den ungeheuern Natur- und Geschichtsproceß immer wieder in Angriff zu nehmen, ihn in allen seinen materiellen wie ideellen Sphären zu verfolgen, über alle seine Gegensätze hinauszugelangen, und lieber mit Hülfe der kühnsten Hypothesen die Philosophie zu einem Universum abzurunden, Gott als das Licht zu erschauen, das alle Finsternisse durchleuchtet und jenen Proceß zum Endgewinn bringt, als im Proceß selbst einen gedankenlosen Halt und Zweck zu wähnen. Bei allem solchen Verfahren unsers Philosophen auf allen Gebieten, die er berührt, wird der Leser seiner Schriften noch dazu mit einem Reichthum neuer Gesichtspunkte, feiner Beobachtungen, interessanter Entwürfe, scharfer Unterscheidungen, großer Gedanken, erhabener Anschauungen bedacht, die, um sie zu verarbeiten und in ihren Folgen einzusehen, stets neuer Anläufe bedürfen. Der Verfasser Dieses gesteht mit allem Danke ein, daß, so oft er eine Seite in einem Schaden'schen Buche las, er noch jedes mal von dem ganz eigenthümlichen Gang der Untersuchung, von der gedankenfrischen Darstellung unendlich gefesselt wurde. Es ist ein wahrhaft Platonischer Geist, der sich in den Arbeiten Schaden's mehr oder weniger kundgibt, obwol der Berichterstatter weit davon entfernt ist, alle Behauptungen Schaden's zu unterschreiben. Endlich sei alles Weitere darin zusammengefaßt: Schaden ist ein Denker, der alle Gegenstände, alle Gesetze der Natur und Geschichte — seien es die bekannten oder die von ihm entdeckten — in einem ganz und gar andern Lichte betrachtet als dem der groben oder feinen Empirie, dem es daher auch gelingt, sie mit den Offenbarungen der Religion und der Künste in Einklang zu bringen, und der sich daher nie damit begnügt, bei Materie und Geist, Licht und Finsterniß, Gut und Bös, Schön und Häßlich, Wahr und Falsch als ewig sich bedingenden Gegensätzen stehen zu bleiben, sondern der den endlichen Sieg des Seinsollenden über das Nichtseinsollende als ein Ultimatum kommen sieht, in seiner Lehre überall verkündet und daher eine Philosophie lehrt, die es nicht blos mit der Natur und der Geschichte, sondern mit dem Gott zu thun hat, der die Macht und nicht die Ohnmacht ist, der den Weltproceß zu Ende führt, um ihn in allen Gesetzen und Verheißungen zu einer ewigen Erfüllung hinüberzuführen.

Schaden's bisher bekannt gewordene Schriften sind folgende: 1) „Ueber das natürliche Princip der Sprache" (Nürnberg 1838); 2) „System der positiven Logik" (Erlangen 1841); 3) „Ueber den Begriff der Kirche" (Erlangen 1841); 4) „Orion oder über den Bau des Himmels" (Karlsruhe 1842; „Theodicee", eine Reihe von Dialogen, erster Band); 5) „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium" (Marburg 1845; dieses Buch ist Docenten wie Studenten nicht genug zu empfehlen, es ist eine Idealität der Gesinnung, eine Hoheit der Weltbetrachtung darin ausgeprägt, die Jeden bereichern

wird); 6) „Ueber den Gegensatz des theistischen und pantheistischen Standpunktes, Sendschreiben an Hrn. Dr. Ludwig Feuerbach" (Erlangen 1848); 7) „Ueber die Hauptfrage der Psychologie für die Gegenwart" (Erlangen 1849).

Wir wenden uns dem oben in seinem Titel angegebenen Buche zu, welches uns „Erinnerungen" an August von Schaden bringt.

Es kann uns Dasjenige, was nach dem Tode eines ausgezeichneten Menschen von den Hinterbliebenen für ihn noch geschieht, im ersten Schmerze oft unerheblich dünken, und doch, wenn wir uns wieder fassen lernen, wenn das Denkmal ein würdiges ist, so werden wir das letzte nicht hoch genug anschlagen können, ja unser Schmerz wird an demselben erst wahrhaft das rechte Maß gewinnen, wir werden jetzt versöhnt mit dem Tode sein, und werden nun die volle Zuversicht erhalten, daß der Werth des Dahingegangenen auch bei der Nachwelt geborgen sei. Solches bei dem Leser zu bewirken, müssen wir dem vorliegenden Buche mit großem Danke zuerkennen. Es wird allen Freunden Schaden's und Schaden'scher Schriften eine Todtenfeier erfolgreich für das Leben vermitteln; es wird dem so früh Verstorbenen neue Freunde zuführen, die sich auch an Schaden's eigenen Schriften davon überzeugen müssen, daß oft Diejenigen in Deutschland zu den eigenthümlichsten, reichsten Naturen gehören, von denen am wenigsten Lärm geschlagen wurde.

Die ganze, mit allem Geschmack der Anordnung durchgeführte Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen: I. „Worte der Freundschaft zum Gedächtniß Schaden's"; II. „Aus Schaden's Nachlaß." Die erste Abtheilung bringt uns: a) „Schaden's Lebensgeschichte. Von dem Herausgeber"; b) „Beitrag zur Charakteristik Schaden's. Von Sigmund Bäumler"; c) „Elegie auf Schaden's Tod. Von Heinrich Puchta." Die zweite Abtheilung: a) „Briefe aus Italien 1845"; b) „Briefe aus London und Paris 1850"; c) „Drei Vorträge über Geschichte der italienischen Malerei"; d) „Ueber die Musik und ihre Entwickelung im Alterthum"; e) „Gedichte."

Das Leben des Philosophen wird uns von Heinrich Thiersch mit großer Geschicklichkeit der Behandlung mitgetheilt. Wir bekommen hier einen tiefen Einblick in den alten Jammer deutscher Zustände an Universitäten und in der Literatur, nachdem uns vorher die allmälige Entwickelung des mit glänzenden Anlagen ausgestatteten Knaben vorgeführt worden ist. Welche Misère collegialischer Verhältnisse, welches Sichsträuben todter schwerfälliger Doctrin, eine frischere Geistesnatur, im Wissen nicht minder gewiegt, aber im Schwunge, im Fluge nach dem Ideal die Philister weit hinter sich lassend, anzuerkennen! Ueber theologische Verhältnisse und Lehrmeinungen, über kirchliche Conflicte werden uns die fruchtbarsten Bemerkungen zutheil, wir werden mit dem großartigen Plane und dessen Ausführung bekannt, wie ihn sich nur je ein nach den höchsten Zielen ringender Docent entworfen haben kann. Persönlichkeiten werden genannt, die Alles nur um so lebhafter in Scene setzen. Während der Verfasser mit aller Gerechtigkeit Kritik übt, weiß er die Strenge mit der Milde in schönster Weise zu vereinen und in Allem einen feinen Takt zu beobachten. Auch in das System Schaden's, in das Weltumfassende seiner Probleme, in die Genialität seines Gedankenprocesses werden wir mit weiser Vorsicht eingeleitet, auf daß die Stärkern zu weiterm Verfolge angeregt, die Schwächern, deren Scheu vor den Ideen der Verfasser sehr genau zu kennen scheint, einigermaßen geschont werden. Kurz, diese Biographie des Dahingegangenen, obwol sie nur 53 Seiten beträgt, ist von einem so edeln Geiste durchhaucht, wird von einer solchen Mannichfaltigkeit des interessantesten Inhalts belebt, daß sie uns schon allein für August von Schaden in hohem Grade einnimmt. Aus Allem ersehen wir: ungeachtet Schaden festhielt an den Ideen christlicher Vorzeit, ungeachtet er in der Zukunft des Christenthums die alleinige Weltüberwindung im erhabensten Sinne des Worts deutlich erkannte und demgemäß auch die gesundeste Freisinnigkeit in aller Politik sich bewahrte, so ist er, was unsere Zeit und Das, was sie herbeiführen dürfte, betriffe, fast einem Pessimismus menschlicher Vorgänge ergeben, der ihm aber den Optimismus Gottes zur Folge haben sollte. Nicht ohne Schauer liest man das Prognostikon, welches Schaden unserer Gegenwart, wenigstens für Deutschland und Europa stellt. Es lautet nach dem Ausdrucke des trefflichen Biographen unter Anderm so:

> Seine Aussichten waren sehr trübe. Er hatte tiefe Studien in der Geschichte der ersten Französischen Revolution und des Kaiserreichs gemacht. Er sah in jener Epoche die allerlehrreichste ungeheuere Anticipation der letzten Zeiten. Er sah die demokratische Auflösung in den südwestlichen Völkern Europas. Er erwartete, daß der ganze Welttheil sich in zwei Heerlager spalten werde: das demokratische im Westen, das despotisch-monarchische im Osten. Die Trennungslinie beider werde, wie ein Riß durch das Herz Europas, schräg durch Deutschland gehen; der Nordosten von Deutschland werde dem despotischen, der Südwesten dem demokratischen Princip anheimfallen. Deutschland sei zum Schlachtfelde des unvermeidlichen Weltkampfs bestimmt. Wenn auch momentan der Despotismus des Ostens in diesem Kampfe siegen würde, sei doch der Sieg des Radicalismus zuletzt kaum vermeidlich und jeder von beiden Fällen gleich traurig. Dann würde eine zeitlang alle Kraft der Ausgleichung der materiellen Uebel gewidmet werden, endlich aber würde der geistige und zwar der religiöse Zwiespalt hervorbrechen und Alles überwiegen; ein allgemeiner antichristlicher Volkshaß gegen die Religion werde der Kirche ihre letzten und größten Leiden bereiten, auf welche die in den Heiligen Schriften geweissagten Gerichte folgen müßten.

Halte sich Deutschland in sich einig und wacker, um auf dem Grunde des lebendigen und gesunden Christenthums, komme die Zukunft wie sie komme, den Sieg des Guten über das Böse herbeizuführen und zu vollenden! Auch die andern beiden Beiträge zur Feier des Verstorbenen fallen würdig in den erhebenden Ton ein, welchen der Biograph in seiner so seelenvollen Weise angegeben hat. Ein solcher Erzieher und Freund wie

Sigmund Bäumler war werth der Lehrer eines solchen Zöglings zu sein. Und ist je aus eines Dichters Brust ein voller Herzstrom gesprungen, um Schmerz und Liebe um einen Todten mit der innigsten Wärme kundzugeben, so ist das von der Elegie Puchta's zu sagen. Daß auch der tiefste Schmerz noch gedankenvoll und beredt und süß sein kann — Jeder, der sich auf das herbste Leid der Erde und die Poesie versteht, wird das jenem schönen Gedichte einräumen. Was soll ich nun aber im Kurzen noch vom Nachlasse des Philosophen bemerken? Bin ich mit einer besondern Vorliebe für August von Schaden behaftet und hat man wol gemeint, die Liebe mache parteiisch, so kann mich doch nichts bestimmen, Dem zu mistrauen, was mir mein wohlgeprüftes Urtheil wieder und wieder sagt. Ich finde in dem Nachlasse Schaden's (in der zweiten Abtheilung) eine solche Fülle von Adel des Gemüths, Scharfsinn, ästhetischer Bildung, daß ich mit keinem andern Wunsche das Buch aus der Hand gelegt habe, als dem, der Herausgeber hätte uns noch mehr aus dem Schatze des noch Vorhandenen mitgetheilt! Welches Leben, welche Frische und Sicherheit der Handzeichnung in den Reiseskizzen! Welches sich zusammendrängende und zugleich gestaltende Darstellungstalent in der Geschichte der italienischen Malerei! Man lese und erwärme sich an diesen Charakteristiken Leonardo da Vinci's, Michel Angelo's, Rafael's. Endlich die Gedichte Schaden's wird Jeder unvergleichlich nennen, der noch ein anderes Heimweh kennt als etwa das nach den Schweizerbergen.

Alexander Jung.

Miniaturlyrik.

1. Gedichte von Wilhelm Pieper. Insterburg, Wilhelmi. 1853. 12. 20 Ngr.

Das Büchlein macht auf den ersten Blick und ehe man auf eine nähere Prüfung eingegangen, einen nicht unerfreulichen Eindruck. Ein Jüngling, der, natürlich verliebt, nun seine ersten Liebespoesien in die Welt hinaussingt, etwas wild zwar und den Mund ein wenig voll nehmend, indeß frisch und natürlich. Manche von den Liedern sind, ohne etwas Außerordentliches zu sein, doch ganz hübsch; z. B. S. 93 „Vielleicht", abgesehen davon, daß die zweite Strophe hier und da etwas lahmt:

Im Frühling, wenn der Sonne Gold
Die heil'gen Funken streut,
Wenn die Natur sich grün entrollt
Und ihre Pracht erneut,
Dann kommen Lerch' und Nachtigal,
Die singen Tag und Nacht,
Und wecken mit dem Liederschall
Der Blumen holde Pracht;
Denn solche Macht besitzt ihr Lied
Allüberall, wo's klingt,
Daß jede Blume schöner blüht
Und jede Knospe springt.

Sieh' nur, du holde Blume du,
Singvogel bin ich auch,
Ich find' vor Liedern keine Ruh'
Und Singen ist mein Brauch.
Und bin ich keine Nachtigal,
Auch eine Lerche nicht —
Was thut's? Wenn nur mein Liederschall
Dir recht zum Herzen spricht;
Vielleicht daß doch zur guten Stund'
Ein Lied dich, Blume, grüßt,
Und sich so recht aus Herzensgrund
Dein Lieben mir erschließt.

Andere Lieder dagegen stehen unter dem Mittelmäßigen, sind weder klar empfunden noch gedacht, und bergen außerdem viele Reminiscenzen; z. B.:

Ich schaue dir ins liebe
Schönmädchen-Angesicht,
Und heimlich wird es trübe
Um meiner Augen Licht.

Ein Wörtlein will ich sprechen
Nur leise dir ins Ohr —
Und helle Thränen brechen
Aus meiner Wimper vor.

Du dringst in mich mit Fragen,
Was mir denn sei gescheh'n —
*) Ich kann das Wort nicht sagen
Und muß von dannen geh'n.

Eine starke Anlehnung an Heine sticht häufig hervor, oft fast wörtlich; z. B.:

Wenn ich dich vor mir sehe
So rein, so schön, so hold —

Die Sprache ist oft fließend, oft aber auch hart und unschön. Verse wie diese z. B. kommen nicht selten vor:

Bis doch einst wird der Zauber weichen.

Wenn solche reine Liebespoesien schon an sich einen sehr untergeordneten Werth haben, so werden sie geradezu lächerlich, wenn sie auch noch den Reiz der Anspruchslosigkeit und Naivetät verlieren. Und das ist es, was uns bei Pieper so sehr misfällt, indem er an einer so maßlosen Selbstüberschätzung leidet, daß es dahingestellt bleibt, ob man sie bemitleidenswerth oder lächerlich finden soll. Daß diese Krankheit unter den Lyrikern von heute leider epidemisch ist, wurde schon oft von Allen ausgesprochen, die sich näher mit ihren Producten beschäftigt haben, kann ihnen aber nicht oft genug wieder vorgehalten werden. Deutschland kann sich gottlob in Betreff seiner Lyrik allen Nationen zur Seite stellen; soll nun die Kritik nicht fort und fort ihr Veto einlegen, wenn sie sieht, wie hundert plumpe Hände sich bemühen, diesen königlichen Dichtertempel durch allerlei jämmerliche Anbaue zu verunstalten? Daß das freilich den Herren Lyrikern, die sich gewöhnlich von vornherein als „Gottgesandte und Gottbegnadete", „vom himmlischen Feuer Durchglühte", „von Gottes Odem Beseelte", „mit ihrem Herzblut Schreibende" u. s. w. ankündigen und mit verächtlichem Stolz auf alle Andern, selbst auf ihre Brüder gleicher göttlicher Sendung herabschauen, nicht gefallen will, läßt sich denken. Deswegen ist ihr tödtlichster Haß zunächst auf alle und jegliche Kritik gerichtet, als deren ungerechte Opfer sie sich hinzustellen lieben, ja die sie von vornherein herausfodern und verdächtigen, nur um einen gewissen Märtyrerschein um sich werfen zu können. Auch Pieper gebraucht diesen abgenutzten Kunstgriff:

Quand même!

Ihr Jäger in dem großen Reich der Geister,
Ein neues Wild ist los auf euerm Grund
Und schweift trotz euch, ihr patentirten Meister,
Furchtlos um euren Kritikasterbund.
Herbei! Ihr braucht nicht lange erst zu spüren
Nach einer Fährte — blas't nur d'rauf und d'ran!
Das Wild ist da; es gilt nur zu probiren,
Wer besser das Halali blasen kann.

---

*) Im Original gesperrt gedruckt.

Leider nach einer Fährte braucht man nicht lange zu spüren, um das „Halali" zu blasen! Blind in die Masse hineingegriffen und eine Strophe herausgezogen, und man wird nicht eine finden, die einer strengen und scharfen Kritik ganz genügen könnte. Uebrigens macht man heute nur Parforcejagd auf niederes Wild, und es ist wenigstens anzuerkennen, daß bei dieser Gelegenheit sich Pieper mit zur niedern Jagd zählt. Andere pflegen wol sich einem Edelhirsch zu vergleichen.

An diesem „Quand même" ist es dem Dichter aber noch lange nicht genug. Er hat noch einen ganzen Abschnitt anderer schöner Sachen, die wir uns näher ansehen wollen; denn wir weisen noch ein mal darauf hin, daß alles Dieses nicht blos für Pieper allein, sondern für den größten Theil des ganzen jungen Lyrikerkreises von heute charakteristisch ist. Bei Allen findet sich Aehnliches und für Alle möge das hier Gesagte gelten.

In dem Abschnitt „Poet und Welt" stoßen wir zunächst auf einen „Fehdebrief". Er beginnt:

Ein Liederbuch? Ja, ja, ihr Nichtpoeten,
Ein junger Sänger stürmet in die Welt,
Der eben recht in dieser Zeit voll Nöthen
Frei in die Lüfte seine Fahne hält;
Ein junger Streiter, der in diesen Tagen,
So voller Noth und Ellenkrämerthum,
Sich nie und nimmer läßt in Fesseln schlagen
Und sei's auch nur um den Rebellenruhm.
Nur um den Ruhm, daß seine junge Seele
Sich diesem selgen Weltsinn nicht gebeugt,
Daß seine frische unverdorb'ne Kehle
Euch lauten Rufs den wahren Gott gezeigt.
Den wahren Gott! Ihr Seligkeitenkrämer,
Die ihr selbst diesen Gott verspeculirt,
Ihr Epigonen der verderbten Römer,
Die ihr das Heiligste zum Schandpfahl führt;
Ihr Jesuiten, ihr bigoten Beter,
Ihr Don Quixotte in dem Geisterstreit —
Auf euch, auf euch ein tausendfältig Zeter!
Und über euch den Jammer dieser Zeit!

In diesem Tone offenbarer Poltronerie geht es noch durch mehre sehr lange Strophen, in denen noch viel von Zinsen, Agio, Rabatt, Krämervolk, Bilanzen, Geisterfreiheit u. s. w. die Rede ist, und wir erfahren, daß das

Dichterherz sein demant'nes Gefieder
Ausspannt zum rechten echten Sonnenflug:

Was aber dies ganze Klagelied eigentlich soll, bleibt unenträthselt; der Dichter scheint es selbst nicht gewußt zu haben. Von Krämervolk und Speculanten ist viel die Rede; aber was haben alle Krämer der ganzen Welt mit Pieper's Gedichten zu thun? Weshalb fühlt er sich veranlaßt, ihnen obige Ehrentitel so freigebig zu bewilligen und ihnen so schöne Herzenswünsche darzubringen? Es fällt diesen guten Krämern gar nicht ein, gegen die Geisterfreiheit unserer jungen Poeten zufeldezuziehen oder das „demantene Gefieder" derselben beschneiden zu wollen. Oder ist Pieper so choquirt, weil er voraussetzt, daß jene Krämer seine Gedichte nicht lesen werden? Da möchte er allerdings wol nicht unrichtig vermuthen, und wir verdenken es jenen Krämern gar nicht, wenn sie sich mit etwas Interessanterm beschäftigen. Ernstlich gesprochen aber sollte Pieper sich schämen in einer Zeit, wo Jeder ernstere Interessen verfolgen sollte, die ihm vielleicht eher irgend „einen Namen" eintrügen, einen solchen Windmühlenkampf zu unternehmen und noch dazu so viel Wesen davon zu machen. Damit wird auch nicht der kleinste Schritt gethan, um unsere socialen Verhältnisse in etwas zu heben. Und damit wollen wir Abschied von dem Buche nehmen und nur noch bemerken, daß der Rest der Abtheilung „Poet und Welt" noch mehre sehr lange derartige Machwerke enthält: „Apologie"; „Manneswürde"; „Ein geharnischtes Lied", die alle nach derselben Tonart gehen, nur oft in einem noch unverständlichern Jargon zusammengekoppelt sind. So z. B. in „Das geharnischte Lied":

Mein Lied, mein Lied, nun rüste
Dich stark zum Lanzenlauf,
Die Judaslippe küßte
Den Zornesquell mir auf;
Die feige Judaslippe,
So giftig und so scharf,
Die eine Leumundsklippe
Mir vor die Füße warf.

Und so geht es immer im Galopp fort, im schönsten poetischen Schwung, wie denn überhaupt dem Dichter eine nicht unbedeutende Vers- und Formengewandtheit und eine gewisse Wortfülle nicht in Abrede gestellt werden sollen. Die „Diamanten auf dem zu diesem rechten echten Sonnenflug ausgespannten Gefieder" sind: Lumpenpack, Schächer, hohle Schädel, Fuchsschwanz und Zopf, Lumpenregiment, Laffen — Affen, Midasohren, ausgebranntes Hirn, Gemeinheit u. s. w.; eine allerdings prächtige Sammlung!

2. Gedichte von Maria Cannot. Brandenburg, Müller. 1854. Gr. 16. 20 Ngr.

Die junge Dame meint es recht gut; aber der gute Wille reicht nicht aus, um das mangelnde Talent zu ersetzen. Ein weibliches Herz hat so allerlei kleine Sächelchen, über die es sich auszusprechen liebt, und zwar so recht erschöpfend. Bleibt es beim Sprechen, so kann Niemand etwas dagegen haben; wird das Alles aber niedergeschrieben, so verfällt es dem öffentlichen Urtheil. Und die Damen haben heute nun einmal diese Schreibewuth. Auch Maria Cannot „betet" sogar („Gebet", S. 7):

Schreiben ist die Sehnsucht meines Herzens,
Schreiben möcht' ich Alles, was ich denke.

Und sie hat es gethan, hat Alles niedergeschrieben, was sie gedacht, noch dazu in Versen; aber sie hat meist leider nur Worte gedacht, und die Gedanken suchten wir vergebens. In den meisten dieser Gedichte steckt die gewöhnlichste Prosa, die durch die bekannte weibliche sentimentale Gefühlsschwebelei etwas aufgeputzt ist. Innige poetische Empfindung und Tiefe vermissen wir gänzlich, einige Wärme und Wahrheit findet sich in einigen Liebesliedern. Die Form ist mit weiblicher Naivetät behandelt. Am schwächsten ist der kleine Anhang von „Sinngedichten" ausgefallen, die in Distichen, Sinnsprüchen, Ritornellen u. s. w. bestehen. Es sind ihrer zum Glück nur wenige, und von den sieben Distichen sind drei der Bitte um Vergebung an die Griechen gewidmet, daß die Dichterin es gewagt, sich in ihrem Versmaße zu versuchen. Diese Bescheidenheit ist recht hübsch, aber auch nicht unnöthig, wie z. B. folgender Hexameter beweist:

Doch wie viel öfter noch müßt ihr ohne solch' Bitten vergeben.

Was die Spielereien der Ritornelle und Triolette betrifft, so läßt sich nichts darüber sagen. Es sind so kleine Verskunststückchen, die gerechterweise immer mehr der Vergessenheit anheimfallen. Die „Sinnsprüche" entbehren ebenfalls der Kraft des Gedankens und des treffenden prägnanten Ausdrucks. Die Verfasserin wird sich selbst nicht klar, z. B.:

Des Himmels Farbenbogen deutet uns den Frieden,
So wird durch Tugend die Zufriedenheit beschieden.

3. Aus dem Haus. Lieder und Bilder aus dem Familienleben von Rudolf Reither. Ansbach, Gummi. 1853. 32. 15 Ngr.

Des Verfassers Poesie beschäftigt sich rein mit dem Familienleben und vorzugsweise mit der Kinderwelt. Alle Phasen des kindlichen Lebens werden besungen vom ersten Lallen, Lächeln bis zu den kleinen Drolerien, die man so gern bei den Kindern sieht. Für einen glücklichen Vater, eine zärtliche Mutter hat das gewiß tausend Reize. Wir müssen nur gestehen, daß sich so etwas weit schöner erlebt als gedruckt liest. Das Erquickende und Ergötzende des kindlichen Treibens läßt sich doch in seiner ganzen natürlichen Wirkung in Versen nicht wiedergeben, und so kommt es, daß sich in den fast 40 Gedichten eine gewisse Einförmigkeit des Stoffs geltend macht, dem der Verfasser

vergebens einen fesselnden poetischen Reiz zu verleihen versucht hat.

4. Das Alphabet des Lebens von Franziska Schwerin. Eine Weihnachtsgabe für große Kinder. Breslau, Kern. 1854. Gr. 16. 18 Ngr.

Die Dichterin will uns großen Kindern auch einen Christbaum herausputzen, der aber statt des Spielzeugs ernste Gedanken tragen soll, die uns Anregung zum Nachdenken und ernstem, moralisch gutem Streben geben sollen. Dazu soll dies Alphabet dienen. Sie hat unter jedem Buchstaben ein Wort mit betreffendem Anfangsbuchstaben herausgesucht, welches durch den in ihm ausgedrückten Begriff am meisten geeignet ist, zu rein menschlichen und sittlichen Anschauungen Anregung zu geben; z. B. Arbeit, Beten, Denkkraft, Freiheit, Liebe u. s. w. Die Aufgabe ist sinnreich gelöst. An Gedanken fehlt es nicht, und das Gewand derselben ist mit geübter Hand geordnet. Als besondern Vorzug möchten wir noch hervorheben, daß die Dichterin sich mit Gewandtheit vor jeglichem einseitigem Moralpredigen bewahrt, dem zu verfallen bei der Behandlung eines solchen Stoffs nur zu nahe liegt. Als Beispiel diene:

Glaube, du ewiger Fels! Bist wol die sicherste Stütze
Für unser Herz, das so oft unsicher schwanket und bebt;
Bist unser einziger Trost in des Lebens Drangsal und Hitze,
Weil deine Kraft uns empor über die Erde erhebt;
Aber dann mußt du auch still wieder hernieder uns senken,
Hin in den Kreis uns'rer Pflicht, dem unser Dasein gehört,
Mußt nimmer werden in uns ein unfruchtbar Grübeln und Denken,
Mußt eine Liebeskraft sein, die sich durch Thaten bewährt!

5. Der gute Hirt. Ein Gedicht von Friedrich Eckart. Mit einem Bilde von Otto Speckter. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1853. Gr. 4. 7½ Ngr.

Der Name des Rauhen Hauses genügt vollkommen, um über die Tendenz dieser Dichtung genügenden Fingerzeig zu geben. Weitern Beleg liefert die Unterschrift des Bildes: „Die Innere Mission." Eine Kritik dieser Tendenz liegt hier außerhalb unsers Zwecks, und über den poetischen Gehalt können wir nichts sagen, da diese Poesie mit ihrer mystischen vernebelten Ausdrucksweise außer dem Bereiche unsers Verständnisses liegt. Dazu gehören „Geweihte des Herrn!" Warum diese Dichtung den Titel „Der gute Hirt" führt, scheint in den folgenden Versen ausgedrückt sein zu sollen, deren Inhalt übrigens an Klarheit, soweit überhaupt davon die Rede sein kann, das meiste Uebrige weit übertrifft.

Hast du den Ruf vernommen?
O selig, wen Er fand!
Und bist du zu ihm kommen?
O selig, wen Er band.

Das Lamm, das sich verirrte
In Sünd' und Todesschmerz,
Das trug der gute Hirte
An seines Vaters Herz.

Nun Hallelujah ewig!
Kein Tod, vor dem mir graut.
In meinem Heiland leb' ich,
Sein Lamm und seine Braut.

6. Epigramme (und Elegien). Von Johann Jakob Mohr. Frankfurt a. M., Völcker. 1853. 16. 7½ Ngr.

Die Zeit unserer Epigrammatiker scheint fast vorüber zu sein. Von unsern ältern Dichtern wurde in dieser Form Ausgezeichnetes geleistet, während wir heute auf diesem Gebiet mit geringen Ausnahmen nur auf Unbedeutendes und Werthloses stoßen. Daß es nicht genügt, einen beliebigen Gedanken in den Rahmen eines Distichons zu fassen, um ein Epigramm hervorzubringen, sollte doch allgemein bekannt sein; dennoch scheint es, als gingen viele unserer Lyriker, die sich in dieser Form versuchen, von dieser falschen Annahme aus. Mit den vorliegenden Epigrammen ist es nicht viel besser bestellt. Schlagende, scharf pointirte oder mit Witz gegebene Gedanken finden sich nicht. Auch eine andere, dem Epigramme höchst nothwendige Eigenschaft, die Originalität, fehlt fast durchgehends. Etwas allgemein Gedachtes und Empfundenes, wie es theils im poetischen Gewande, theils im prosaischen Ausdruck schon häufig dagewesen ist, kann kein Interesse erwecken. Und solches finden wir hier sehr häufig, z. B.:

Loos der Geschaffenen.

Auch der gewaltige Aar, der himmlische Räume durcheilet,
Senket sich endlich einmal müde zur Erde herab.

Die Anziehungskraft.

Ach, wie hoch du dich schwingst, nicht kannst du entfliehen der Erde:
Ueberall fühlst du die Macht, die zu dem Staube dich zieht.

Ebenso wenig paßt ein reinlyrischer Gedanke in die Form des Epigramms, wenn er nicht etwa durch große Plastik des Ausdrucks sich auszeichnet. Wo aber auch diese fehlt, erscheint die Wahl dieser Form immer ungerechtfertigt; z. B.:

Glückliche Fahrt.

Ueber mir Bläue des Himmels und unten im Wasser gespiegelt;
Tief in dem Herzen verwahrt, trag' ich ein köstliches Bild.
Und so gleite denn hin, mein Kahn, um Eines noch fleh' ich:
Sei mir ein freundliches Lied auch auf die Lippe gelegt.

Die folgenden Elegien erheben sich ebenfalls nicht über das Niveau des Alltäglichen, erscheinen aber noch matter, da eine oft peinliche Inhaltsleere zu dem Gewande des antiken Versmaßes scharf contrastirt. Es kommt noch hinzu, daß die Bildung des letztern hier schwächer ist als in den Epigrammen und oft unangenehm berührt. Wer seiner Sprache nicht in hohem Grade mächtig ist, sollte sich überhaupt hüten, ein antikes Versmaß zu wählen; denn gewöhnlich leidet dieses oder jene auf Unkosten der einen oder des andern.

7. Phantasien und Lieder. Von Joseph Weilen. Wien, Keck und Pierer. 1853. 32. 1 Thlr.

Zerlegen wir den Inhalt des Buchs in die beiden Theile, die der Titel angibt, so möchten wir den erstern, die Phantasien, gern vermissen, während der letztere, die Lieder, wirkliche Perlen birgt. Der Dichter ist unzweifelhaft mit Allem ausgerüstet, was ihm den Stempel des Talents verleiht. Ein echt poetischempfindendes Gemüth, melodisch glatte Sprache neben großer Formgewandtheit, wie sie den östreichischen Poeten besonders eigen, zeichnen ihn aus; Jugendfrische und Männlichkeit geben einen wohlthuenden Gegensatz zu der leider immer noch so häufig zu findenden Sentimentalität. Seine Phantasie, so üppig, glühend und bilderreich sie ist, hat der Dichter jedoch nicht in seiner Gewalt; er läßt sich von ihr fortreißen und über die Grenzen der Schönheit und Wahrheit hinausführen, wie es seine „Pußta-Bilder" beweisen. Auch schimmern mannichfache Anklänge an Beck, Hartmann u. s. w. durch. Am schwächsten sind jedenfalls die balladenartigen Gedichte; in diesen verläßt ihn selbst sein sonst gesunder Sinn. Was sagt der Leser z. B. zu folgender Ballade? Ein Mädchen, von einem ungeliebten Manne entführt, der trotz ihrer Bitten nicht von ihr lassen will, ihrer wunderschönen Augen wegen, sticht sich diese mit einer Nadel aus und überreicht sie ihm in einem krystallenen Becher mit den Worten:

Die Augen — der Liebe beglückenden Preis,
Hier seht sie im Becher: ein klebriges Weiß!

Wer wendet sich hier nicht mit Abscheu und Ekel ab, und leider wird selbst der Eindruck, den die innige Empfindung in den Liedern macht, durch ähnliche Spuren von Unnatur beinahe aufgehoben. Möge der Dichter beim einfachen Liede bleiben und er wird sich einen Kreis dankbarer Freunde erwerben.

8. Junge Möven. Seebilder und Matrosenlieder von Th. Crab. Wien, Keck und Pierer. 1854. 32. 20 Ngr.

Der Inhalt der Lieder ist einseitig. Er dreht sich aber und abermals nur um das Schiff und was mit demselben in Verbindung steht. Die Sprache ist, wie bei Nr. 7, gewandt und klangreich, Gedanken sind nicht viel vorhanden, und wir Laien werden durch die uns fernliegenden Motive nicht dauernd angeregt. Für Seeleute ist die Sammlung gewiß eine erfreuliche Gabe, zumal den Liedern eine gewisse Frische und Kraft nicht abzusprechen sind.

9. Elegien von Julius Schrader. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1854. 16. 10 Ngr.

Elegien und Hexameter streben beide etwas gegen den Geschmack der Jetztzeit; jedoch würde das Schöne auch in diesen Formen immer noch willkommen sein. Die vorliegenden Producte müssen wir leider als unbedeutend bezeichnen, indem wir in ihnen großer Gedankenunklarheit und Inhaltsleere begegnen.

10. Gedichte von Ludwig Leiß. Mainz, v. Zabern. 1853. 8. 20 Ngr.

Der Dichter gehört, was seine Empfindungen und seine poetische Anschauung betrifft, in die den Romantikern vorhergehende Periode. Wir finden nichts von der jetzt so gebräuchlichen (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) Salonlyrik, sondern die einfachste Natürlichkeit, wie sie Gleim, Hölty u. s. w. vertreten. Die Gedanken sind, wenn auch nicht sehr tief, doch richtig durchgeführt und völlig klar, die Lieder ansprechend und gemüthvoll. Die Stoffe sind dieselben wie bei den schon genannten Dichtern, meist aus der Natur genommen — Abend, Wald, Hütten, Bach u. s. w. Auch im Versmaß und der Diction lehnt sich die Dichtung ganz und gar jener Zeit an. Der Dichter muß ihr unbedingt mit seiner poetischen Anschauung näher stehen wie der Jetztzeit; hat man sich aber mit dieser Richtung erst verständigt, so wird man seine Gabe als eine durchaus schätzenswerthe willkommen heißen. **Adolf zum Berge.**

Aus London.

Charles Boner's „Cain" und Uebersetzung der „Naturstudien" von Masius. Ueber Heine und die münchener literarische Tafelrunde. Memoiren. Lady Blessington. Todesfälle.

Zu den Engländern, welche sich am innigsten in deutsches Fühlen und Empfinden eingelebt haben, gehört Charles Boner, der gegenwärtig in Regensburg lebt und sich schon früher durch ein von der englischen Presse mit Beifall aufgenommenes Buch „Chamois hunting in the mountains of Bavaria" wie durch die gewiß schwierige rhythmische Uebertragung von südbairischen Schnadahüpfln und Kobell'schen Dialektdichtungen bekannt gemacht hat. Neuerdings erschien von ihm in gediegener, echt englischer Ausstattung: „Studies from nature. By *Hermann Masius*. Translated by *Charles Boner*. Illustrated by E. Hasse of Leipsic" (London 1855). Im Vorwort spendet er unserm Masius warmes enthusiastisches Lob, und er rühmt an ihm außer der Plastik in den Naturschilderungen namentlich einen gewissen Humor, „der wie der Goldsand im Bette der Flüsse nur gesehen wird, wenn man seinen Blick in die Tiefe des klaren Wassers senkt". Auch die Noten, „not the least interesting part of the book", hat Boner vollständig übersetzt und dadurch Gelegenheit gehabt, sein Talent für die rhythmische Uebertragung deutscher Gedichte, deren Masius bekanntlich mehre in seine Noten verflochten hat, neuerdings zu bekunden. Wir führen der Kürze wegen nur das bekannte Heine'sche „Ein Fichtenbaum steht einsam", hier an:

There stands a fir-tree northward,
On a bare height all alone.
He slumbers; a white cloak round him
Of snow and of ice is thrown.

He of a palm is dreaming,
In the East, far, far away,
That lonely and silent mourneth
On a rock in the sun's hot ray.

Charles Boner ist aber jetzt auch als Originaldichter aufgetreten, sowol in einer Ode an den Tod des Kaisers Nikolaus, die uns als Fliegendes Blatt zuging und den Titel trägt: „On hearing the news of the Emperor of Russia's death", als namentlich in einer Tragödie „Cain" (London 1855). Es ist dies ein metaphysisches Drama von der Gattung, wie sie namentlich durch Goethe's „Faust" in die europäische Literatur eingeführt wurde, und Chöre gefallener wie himmlischer Engel, Chöre von Erdgeistern lassen darin ihre Stimmen vernehmen. Die Sprache des Stücks ist fließend, lebhaft und einfach, und zeigt sich ebenso geschickt für den Ausdruck der höhern Leidenschaft als der sanftern Empfindung. Hier nur zwei Proben, die wir in deutscher Uebersetzung wiederzugeben versuchen wollen. Als Kain seinen Bruder starr und bewegungslos — die erste Leiche — vor sich liegen sieht, ruft er:

Wie, Alles still? Bewegungslos liegt Alles
Gleich ihm. Wer lauscht? Rings um mich seh' ich Augen,
Die auf mich schau'n. Die Erde wie die Luft
Sind voll von Augen, starr auf mich gerichtet!
Die Felsen und die Bäume all verfolgen
Mit ihren Blicken mich. O Schrecken, Schrecken!
Vergossen hab' ich menschlich Blut! Darum
Starb hin die Welt in Angst und Todesschlaf;
Darum die Schreckensrufe: Kain! Kain!
Und ich — o toller, stolzer, eitler Narr!
Das war das Ende deines Trachtens! Mächt'ger Gott!
Du, du allein bist groß — und ich bin nichts!

Ein schöner echtmenschlicher Zug ist es, daß Eva den Brudermörder nicht zu lieben aufhört; sie sagt, nachdem bei Kain die Reue und eine Annäherung an Gott bereits eingetreten ist:

Kain, noch immer lieb' ich dich!
Du bist ja doch mein Kind. An meinem Busen
Trug ich und nährt' ich dich; und meine Augen
Ergötzten sich an deinem süßen Lächeln
Wie an dem Lächeln meines andern Kindes.
Seid ihr nicht Beide mein? Kain! mein Sohn!
Niemals, niemals stirbt einer Mutter Liebe!
Auch siehst du jetzt ihm ähnlich. Wunderbar
Verwandelt hast du dich: mild blickt dein Auge,
Du bist so sanft, so weich. Fast scheint's, als wäre
Sein Geist auf dich gekommen — jener süße,
Der wie des Vogels lieblicher Gesang
In Frieden uns're Seele wiegt.....

Das „Athenaeum" brachte vor einiger Zeit eine längere Besprechung der „Vermischten Schriften" Heinrich Heine's, die jedoch wenig Neues für uns enthält; doch kommt der Dichter darin im Allgemeinen noch besser weg als wir erwartet hätten, wennschon der Verfasser Heine's Gesinnung und die Aufrichtigkeit und Wahrheit seiner Buße in Zweifel stellt und ihn mit denjenigen ironischen Personen im Gesellschaftsleben vergleicht, welche im Anfang ganz unterhaltend sind, aber bei längerm Verkehr langweilig und selbst unangenehm werden. Seinem Talent, mit wenigen kühnen Strichen ein charakteristisches Bild hinzustellen, wie seiner originellen Manier, in seinen Gedichten den Ernst mit der schrillenden Dissonanz der Selbstironie ausvibriren zu lassen, wird gebührende Anerkennung gezollt. Von dieser Art Gedichte, meint der Kritiker, sei Heine nicht blos der Typus, sondern der Erfinder. Andere Dichter möchten wol im Verlaufe eines Werks vom Ernsten ins Scherzhafte übergegangen sein; aber die Kunst, so consequent zwei Naturen zu zeigen und zwar innerhalb der engen Grenze von vielleicht drei Liederversen, sei Heine vorbehalten gewesen. Am interessantesten an diesem Bericht waren uns die rhythmischen

Uebertragungen einiger der neuesten Gedichte Heine's, worunter das „Die Libelle" überschriebene (mit dem Schluß: „Die schöne falsche Canaille") in der englischen Uebertragung mit folgender Strophe schließt:

> Ah, woe is me, that with the sight
> Of that blue charmer, false as bright,
> I dar'd my eyes to glut —
> The lovely, faithless slut.

Auch über Paul Heyse's „Meleager" und „Novellen" enthält dasselbe Blatt einen längern Artikel, dessen Hauptinteresse jedoch mehr in den Mittheilungen über den münchener „Dichterbund" und König Maximilian's Pflege der Dichter und der Dichtkunst als in der Kritik selbst zu suchen ist. Der Berichterstatter will wissen, daß der gegenwärtige bairische König als Kronprinz im Jahre 1841 durch Eduard von Schenk an die bedeutendsten Dichter Deutschlands ein Rundschreiben erlassen und sie aufgefodert habe, sich um ihn zu scharen und unter seiner Protection einen Dichterbund zu bilden. Es habe ein Musenalmanach und ein kritisches Journal aus dem Schoose dieser Dichter-Tafelrunde hervorgehen sollen, goldene Becher und goldene Lorberkronen seien als jährliche Preise den Verfassern der besten epischen, lyrischen und dramatischen Productionen zugedacht gewesen, und König Ludwig selbst habe sich erboten, unter den Preisrichtern zu sitzen. Dieser Plan sei damals nicht zustande gekommen. Uhland habe etwas barsch zurückgeschrieben, daß heutzutage die Könige und Poeten nicht gut miteinander gehen könnten. Andere eingeladene Poeten hätten in ähnlicher Weise geantwortet. Dieser Plan sei daher damals aufgegeben worden; aber Max habe sich nun als König in anderer entsprechenderer Form doch eine poetische Tafelrunde geschaffen, und wenn die Werke und Thaten der literarischen Ritter dieser münchener Tafelrunde in späterer Zeit nicht denjenigen der geistigen Ritterschaft des weimarischen Karl August gleichgeachtet werden sollten, so werde die Schuld daran nicht den Absichten und dem guten Willen des königlichen Mäcenas beizumessen sein. Der Berichterstatter fährt dann fort: „Sicherlich hatte es der Dichter in den Tagen Goethe's und Schiller's bequemer als jetzt, fürstliche Huld zu empfangen; denn heutzutage wird er nicht sobald von den Fürsten ausgezeichnet, als er auch schon von dem Volke mit Misgunst angesehen wird, während andererseits die Höfe und Regierungen ihn beiseite schieben oder selbst hassen und verfolgen, wenn die Menge ihn zu ihrem Günstling erhebt. Wir können nicht umhin zu denken, daß hierin — vielleicht ihnen selbst unbewußt — etwas liegt, was auf den jungen Männern von München schwer lastet bis zu dem Grade, daß es sie an der freien Entfaltung ihrer Talente hindert. Der von Maximilian II. neugeschaffene Orden für literarisches Verdienst glänzt auf der Brust der Herren Dingelstedt, Bodenstedt, Heyse und Geibel; aber Uhland, dem man trotz seiner Weigerung im Jahre 1841 wieder den Hof machte, sandte den Orden mit dem ihm eigenen hartnäckigen Unabhängigkeitssinne auf höchst unceremoniöse Weise wieder zurück." Einer Berichtigung so mancher in diesen Mittheilungen enthaltenen, vielleicht auffallenden Angaben erinnern wir uns bisjetzt nicht begegnet zu sein.

Für den 14. Mai war von der Buchhandlung Sampson der dem Verfasser der Waverley-Novellen zugeschriebene Roman „Moredun" angekündigt. Der Titel lautet vollständig: „Moredun: a tale of the twelve hundred and ten. By W. S. From a MS. recently discovered, the property of the Directeur-général de la Société des archivistes de France" (3 Bde.). Die drei Bände machen uns noch mehr stutzig: ein Manuscript von drei Bänden verschenkt man nicht so leicht, blos um der Grille eines Sonderlings zu genügen.

An Memoiren ist auch in England kein Mangel; dagegen sind Autobiographien in England viel seltener als in Deutschland und in Frankreich, wenigstens veröffentlichen ihre Verfasser sie nicht leicht bei Lebzeiten, sondern überlassen ihre Veröffentlichung Dem, welcher mit der Besorgung ihres literarischen Nachlasses beauftragt ist, was uns auch ganz das Richtige zu sein scheint. Zu den Ausnahmen von dieser Regel gehört jedoch die „Autobiography of *James Silk Buckingham;* including his voyages, travels, adventures, speculations, successes and failures, faithfully and frankly narrated" (2 Bde., London). Der Verfasser, ein abenteuerlicher Mann, der eine zeitlang auch in einer Druckerei beschäftigt war, erzählt darin seine mancherlei Aventuren, die er als Seemann erlebte, und seine vielen oft misglückten Speculationen, wobei er denn stets bemüht ist, die Ursache des Nichterfolgs von sich ab- und Andern zuzuwälzen. Speciell in die Memoirenliteratur gehören die „Memoirs of the Right hon. Lalor Shiel", die wir vorläufig nur anzeigen, und das von Madden herausgegebene dreibändige Werk: „The literary life and correspondence of the countess of Blessington." Diese drei Bände enthalten viel unnützes und müßiges Zeug, aber auch viele Mittheilungen, die für die Kenntniß gewisser modernen Zustände und Gesellschaftscharaktere von großem Interesse sind. Die Gräfin Blessington hieß ursprünglich Margaret Power („la belle Marguerite") und war 1790 geboren. Ihren ersten Gatten, Capitän Farmer, wurde sie, noch sehr jung, zu heirathen genöthigt. Er war ein roher trunksüchtiger Mann, mishandelte sie, schlug sie ins Gesicht, schloß sie ohne Nahrung ein u. s. w. Später führte sie ein abenteuerliches Leben und heirathete mitten im Strudel ihrer Lüste den Grafen von Blessington, welcher eine Jahresrente von 30,000 Pfd. Sterl. und mehre fette Sinecuren besaß. Nun folgte ein Leben voller Saus und Braus, bald in England, bald in Italien. Als Graf Blessington starb und aus dem Rest des Vermögens dem Mann von Blessington's Tochter erster Ehe, dem bekannten Gourmand und fashionabeln Gecken Grafen d'Orsay, 100,000 Pfd. Sterl. zugewiesen waren, blieb ihr nur ein jährliches Einkommen von 2000 Pfd. Sterl., womit die Verschwenderin nicht auskommen konnte. Mit demselben Grafen d'Orsay führte sie nun von 1831 an ein höchst flottes Leben, legte sich auch auf die Schriftstellerei, und soll in manchen Jahren an 2000 Pfd. Sterl. mit der Feder verdient haben. Ihre Sachen waren sogar eine zeitlang Mode, weil sie es verstand, literarische Hungerleider gut zu bewirthen und sich von ihnen ausposaunen zu lassen. Aber der Bankrott brach aus. Graf d'Orsay, der mit ihr ein und dasselbe Haus (Gore-House) bewohnte, durfte sich außer Sonntags und in den Abendstunden nicht auf der Straße sehen lassen, um nicht den auf ihn lauernden Gerichtsdienern in die Hände zu fallen, und auch Gräfin Blessington führte ein sehr sorgenvolles Leben; so war sie z. B. für unbezahlte Seidenwaaren allein 4000 Pfd. Sterl. schuldig. Beide ergriffen heimlich die Flucht nach Paris, wo sie auf Credit sich wieder glänzend einzurichten begann — denn das Schuldenmachen verstand sie meisterhaft —, als ein plötzlicher Tod sie vor einem neuen Bankrott und weitern Demüthigungen rettete.

Zwei Schriftstellerinnen ehrenwerthern Charakters hat in jüngster Zeit der Tod hinweggerafft: Currer Bell, die bekannte Verfasserin von „Jane Eyre", „Shirley" und „Villette", welche eigentlich Bronte hieß, die Tochter eines Landpfarrers war und im achtunddreißigsten Lebensjahre starb *), und Miß Mary Russell Mitford, geboren 1786, die sich — noch lange vor Erfindung der modernen Dorfnovelle in Deutschland — nament-

*) Der „Belfast Mercury" enthält eine Mittheilung, bee zufolge ber Batee der pseudonymen Gureer Bell eigentlich Patrick Prunty hieß. Ein Geistlicher habe diesen in seiner Kindheit in Peotection genommen, da ihm aber der Name seines Schützlings misfiel, ihn bestimmt, den Namen Bronte anzunehmen, in der phantastischen Meinung, daß durch dieses griechische Wort der hervorstechende Verstand und die merkwürdige geistige Regsamkeit seines Schützlings angedeutet würden. Außer Chaelotte Bronte haben auch ihre beiden ebenfalls bereits veestoebenen Schwestern unter dem Namen Acton und Ellis Bell Einiges geschrieben. Derselben Mittheilung zufolge hat Charlotte Bronte ihren Beewandten in der Grafschaft Down noch vor iheem Tode 120 Pf. Sterl. und Exemplare ihree Weike geschenkt.

lich im Gebiete der Dorfnovellistik durch ihr treffliches Werk „Our village" auszeichnete, ferner „Recollections of a literary life" und mehre Dramen schrieb, die sie erst im vorigen Jahre in Begleitung einer autobiographischen Einleitung unter dem Titel „Dramatic works" (2 Bde.) gesammelt herausgab. Ueber letztere brachten wir in Nr. 39 d. Bl. f. 1854 eine Anzeige, in der wir auch einige Stellen aus ihrer Tragödie „Otto of Wittelsbach" mittheilten. **H. M.**

Schillerfeste und Schillerliteratur.

Ein ausführlicher Bericht über das schöne Fest, welches am 9. Mai zum Andenken an den vor 50 Jahren erfolgten Tod Schiller's in Leipzig gefeiert wurde, würde den Kreis und Zweck d. Bl. überschreiten; aber wir freuen uns, in Stand gesetzt zu sein, Heinrich Wuttke's Festrede hier in einem ausführlichern Auszuge mittheilen zu können.

Nachdem der Redner an Schiller's Tod und Bestattung *) erinnert, bezog er sich auf die im Schilleralbum (s. weiter unten) enthaltene Aeußerung, welche Schiller bei der Aufführung der „Braut von Messina" zu Böttiger gethan hatte: alle seine bisherigen Leistungen seien nur Versuche, der Köcher sei ihm noch voll und ihm strahle ein höheres Ziel. So sprach Schiller, bewußt seines Emporschreitens auf höhern Stufen der Kunst. „Die Räuber", deren Erscheinen, nach dem Ausspruche des Engländers Carlyle, eine Aera in der Literatur der Welt bildeten, und „Cabale und Liebe" verkündeten seine Kraft, seine Macht persönlichen Gestaltens wie seine Beherrschung der dramatischen Mittel. In „Fiesco" und „Don Carlos" mühte sich Schiller schon, an das Geschick eines Menschen ein großes Ereigniß von allgemeiner Bedeutung zu knüpfen. Was ihm damals nur halb gelang, vollführte er im „Wallenstein" ganz und noch herrlicher im „Tell", dem Gemälde der befreiten Schweiz. Aus den Briefen an Körner führte der Redner an, wie Schiller selbst dieses Vorhaben eine „verteufelte Aufgabe" nannte, und wendete sich sodann einer nähern Betrachtung des „Tell" zu, wobei er eine bisher noch nicht bekannte Aeußerung Napoleon's I. mittheilte, die der Redner von dem Herrn, gegen den Napoleon sie gethan, erfahren. Napoleon verwunderte sich nämlich, daß „Tell" auf den Bühnen Deutschlands Glück machte, daß die Deutschen den Abfall der Schweiz beklatschten; das sei ja gerade, als ob die Franzosen einer Darstellung der Loslösung der Bretagne von Frankreich Beifall schenken wollten. Der Redner bezeichnete dies als einen Irrthum; „denn der Abfall vom Reich war es nicht, den «Tell» vorführte. Die Freiheit, die Schiller in seinem Erstlingswerke «Die Räuber» suchen ließ und nicht finden konnte, durchbricht im «Tell» das umnachtende Gewölk, und von allen seinen Tragödien ist diese die einzige, die nicht im irdischen Untergange des Helden abschließt, sondern im reinen Einklang voller Befriedigung sich auflöst. «Demetrius» endlich, den zu vollenden ihm nicht gegönnt war, war so hoch gegriffen, daß selbst Goethe von dessen Fortsetzung, die er anfangs auf sich genommen hatte, abstand. So hob sich mit Adlersfluge Schiller zum Aether empor."

„Schiller's Laufbahn endete", wie der Redner weiter bemerkte, „kurze Zeit vor der jenaer Schlacht. Kriegsgetöse übertäubte die Klagestimmen. Zertrümmert zerfiel des alten Reiches Bau und die Scharen fremder Eroberer durchzogen Deutschland. Gebrochen, niedergeschmettert lag die Stärke der nach Souveränetät lüsternen Staaten, und geschehen war es um Deutschland, wenn in seinem Volke nicht die Kraft lebte und der feste Wille, seine angestammte Art zu wahren. Und daß nun inmitten tiefer Schmach diese Gesinnung wach wurde und einigte, daß mächtig das Deutschthum sich erhob, als das Deutsche Reich zugrundegegangen war und die deutschen Fürsten zitterten, daß hohe todesmuthige Begeisterung das Volk bewegte, das fremde Joch abstoßend, daß wir noch Deutsche sind, das verdanken wir der Sinnesumwandelung, welche unsere großen Schriftsteller glücklich hervorgebracht hatten, den Gefühlen, die sie genährt, den erhabenen Anschauungen, die sie erweckt und belebt — nicht Schiller allein, wol aber ihm und seinen mitstrebenden Geistesgenossen, und ihm vor Allen, der noch zuletzt den Mahnruf gegeben, ans theure Vaterland sich anzuschließen. Seines verstummten Mundes letzte Worte hallten nach in tausendfältigem Widerhall, anschwellend zum aufrüttelnden Donner. Von seinem Geiste ward das Volk erfaßt; von seinen Gedichten genährt, entflammte der junge Körner als deutscher Tyrtäus den Kriegsmuth. Und so ermannten sich unsere Väter in einem heiligen Kampfe zur alten Kraft, und eine herrliche Geistessaat ging auf in leuchtenden Thaten. Aber Theodor Körner hatte auch gemahnt im Siegesglanze: «Die treuen Todten nicht zu vergessen.»"

„Die Hoheit des Classischen", fuhr der Redner fort, „bewährt sich darin, daß seine Wirkung nicht vorübergehender Art in einem vergänglichen Abschlusse vollendet ist, sondern daß es mit schöpferischer Lebenskraft forttreibend immer frische Keime legt, aus denen ein junges Grün neuer Hoffnungen emporsprießt, daß es ein ewig sprudelnder Quell echter Erfrischung bleibt, daß an seiner lichten Flamme sich fortwährend die Geister entzünden. Als nun im zweiten Jahrzehnd nach Schiller's Hingang eine trübe Wendung der öffentlichen Verhältnisse eintrat, verderbliche Einflüsse sich geltend machten und die Sinnesart sich vergröberte, da diente zum heilsamen Gegengewichte die aufgeschlossene Geisteswelt, die ideale Anschauung, die ihren schärfsten Ausdruck in Schiller erreicht hatte. Denn welcher gebildete Deutsche hätte nicht die eine oder die andere von seinen Schriften gelesen? nicht ein Schiller'sches Schauspiel oder auch alle gesehen? Und wer hätte sie gesehen, ohne daß etwas daraus in sein inneres Leben übergeströmt wäre? Gedanken Schiller's berührten wahrlich Alle. Auf den Schwingen seiner Lieder enteilte der Sinn dem Staube. Fast zu Gemeinplätzen wurden viele seiner Aussprüche, und die Ideen, die er gegeben, von Andern aufgefaßt, weiter verarbeitet, in neuer Fassung, in anderer Gewandung herumgetragen. Vom Schiller'schen Genius ging etwas in Geist und Herz der Nation über. Seine Idealität war keine träumerische, sondern die thatkräftige, welche Sein und Sinnen im edeln Streben einigte. Die Wahrheit in seinen Schöpfungen, ein Abglanz des ewigen Lichts, rief die Edelsten und Besten zur Begeisterung. Das ist das große Verdienst Schiller's, daß er das abgewichene halbe Jahrhundert hindurch die Gesinnung des deutschen Volks hob und beflügelte; daß er, eine gereinigte Lebensansicht aufrechthaltend und Theilnahme am Allgemeinen weckend, die Männer bildete, welche des Vaterlandes wahre Stützen sind."

„Ein kurzes, aber reiches Leben gleicht einem langen: daß Schiller solchen Lebensreichthum besessen, beweist der vielseitige Anstoß, der aus seinem Wirken kam. Er hat nur Anregungen hinterlassen, diese jedoch in sehr mannichfaltiger Richtung. Solcher gerade bedurfte Deutschland, weil vermöge der schädlichen Einflüsse der Fortschritt des classischen Zeitalters nicht fortgesetzt wurde und der Fluß seiner Entwickelung in Stocken gerathen war. Es galt nun die höhere geistige Regsamkeit zu unterhalten."

Indem der Redner die schöngeistige Literatur des letzten halben Jahrhunderts in einer kurzen Skizze vorführte, suchte er nachzuweisen, daß Schiller wirklich diese Einwirkung ausgeübt hat, und daß die Mängel nachfolgender Schöpfungen keineswegs zu Klagen Anlaß böten, sondern daß man sich freuen müsse, wie so viele Kräfte sich versuchten und wie der Geist der Nation in einer auf das Höhere gerichteten Thätigkeit

*) Ueber die einzelnen Umstände bei Schiller's Beerdigung wie bei der Beisetzung seiner Gebeine erhält man bekanntlich die ausführlichste actenmäßige Auskunft durch die Schrift: „Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar Karl Leberecht Schwabe von Julius Schwabe" (Leipzig 1852).

rüstig fortgearbeitet. Einbiegend zu der in den Vordergrund gestellten Auffassung, hob er wieder hervor, „daß im Volke sein Gesang fortklingt, daß dieses ihm unter allen Wandelungen seiner Stimmung zugethan blieb und daß er dessen Willensrichtung beeinflußt. Die Idee der Schönheit zur Anerkennung zu bringen, war der ernstliche Plan seines Lebens. Freuen wir uns, daß eine ästhetischere Anschauung unter uns Eingang gefunden hat, daß, woran Schiller arbeitete, wirklich ein gesteigerter Natursinn und ein richtiges Verständniß der Geschichte gewonnen ist, daß der Sinn wieder heller, freier, belebter ist und die Zuversicht einer kommenden Blüte gewährt. Ja, vielleicht liegt der eigentliche Fortbau am Werke seines Lebens viel weniger im schöngeistigen Spiele als in der ernstern Gedankenthätigkeit. Noch ist nicht der ganze Gehalt seiner Leistungen erschöpft, noch steht der Zukunft eine reiche Ausbeute bevor. Zahlreiche Erklärer mühen sich in unsern Tagen, den Inhalt seiner Weltauffassung klar zu machen, zu entwickeln und hinüberzuleiten ins Allgemeinbewußtsein der Nation. Zusehends wird ein tieferes Verständniß seiner Schriften aufgeschlossen, und nach andern 50 Jahren wird die Rückschau neue Lorbern in seinen Ehrenkranz flechten."

„Zu früh", sagte der Redner, „starb Keiner, der auf Erden Hohes vollendete, der Saaten der Unsterblichkeit streute. Genug hatte der Heros der deutschen Sänger geschaffen, jugendkräftig lebt er in den Herzen der Deutschen sein Geist fort. Mit freudigem Stolze gedenken wir seiner in dieser Stunde und seine Todtenfeier erhebt uns, da die Macht der Wahrheit und Schönheit, die an ihm sich so herrlich erwies, uns durchdringt mit dem heiligen Schauer der Ewigkeit!"

Dies der Gedankengang des Redners, bei dessen Darlegung wir in die Lage gesetzt waren, uns möglichst genau an des Redners Ausdrucksweise halten zu können. Die rein vaterländischen Gesichtspunkte walteten in Wuttke's Rede vor, während in den Reden, welche von Gutzkow, Wolfsohn, Auerbach bei dem Pflanzen der Schiller-Eiche und der Körner-Linde in Loschwitz gehalten wurden, die mehr literarischen Gesichtspunkte und Interessen, doch immer mit vaterländischem Hintergrunde, in den Vordergrund traten.*) Eine Bemerkung drängt sich uns hierbei noch auf. Von gewissen Seiten her schwelgt man förmlich darin, das „Literatenthum", das freilich wie jeder Stand auch manche faule Elemente in sich schließt, in aller Weise zu verdächtigen und sogar der Nichtsnutzigkeit zu zeihen. Nichtsdestoweniger hat es sich bei diesen leipziger und dresdener Schillerfesten wie auch bei andern Gelegenheiten gezeigt, daß die Pflege der idealen Güter deutscher Nation hauptsächlich von diesem verpönten und zurückgesetzten Literatenthum unterhalten wird, und Niemand wird leugnen wollen, daß in den in Leipzig wie in Dresden gehaltenen Reden eine gehobene ideale Stimmung, eine edle vaterländische Gesinnung und ein schöner Schwung der Gedanken in wohlthuendster Weise zutage getreten sind.

Wir empfehlen zugleich als ein interessantes literarhistorisches Denkmal das soeben erschienene Buch:

Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855 funfzig Jahre nach dem Tode Schiller's herausgegeben vom Schillerverein zu Leipzig. Leipzig, Eigenthum des Schillervereins. 1855. 8. 1 Thlr.

Es bestehen davon zwei Ausgaben, eine in Octav und eine im kleinern Format in fünf Lieferungen (à Lieferung 6 Ngr.). Man findet hier so ziemlich Alles beisammen, was bei den leipziger Schillerfesten seit 1840 gesprochen und gesungen worden ist. Wir begegnen darin einem interessanten Stück deutscher Beredtsamkeit, einer Reihe von Vorträgen, gehalten von Robert Blum, Kühne, Wuttke, Herloßsohn, Laube, Heller, Freytag, Gutzkow, Gottschall, Hammer, Hermann Schulze, Flathe, Heydrich, Köberle, Reclam, Zille, und einer als Ausdruck der Zeitstimmungen kaum minder interessanten Reihe von Poesien (Tafelliedern, Trinksprüchen), worin sich ebenfalls viele sehr geachtete Namen vertreten finden. Wenn man die Einladung des ersten Comité vom Jahre 1840 mit den spätern Ansprachen vom Jahre 1850 und 1853 vergleicht, so wird man unbedenklich zugeben müssen, daß die Bedeutung des Vereins gegenwärtig viel tiefer und des Mannes, den man feiert, würdiger aufgefaßt wird als zur Zeit der Stiftung des Vereins. Diese Auffassung durchzieht und durchtränkt gleichsam auch das warmgeschriebene Vorwort aus Wuttke's Feder, in welchem namentlich hervorgehoben wird, wie jetzt von manchen Seiten daran gearbeitet werde, die Pietät für unsere Classiker, diese Säulen unserer Cultur, zu untergraben; wie aber ein Volk, sobald es an der Tagesordnung sei, „die idealen Ziele des Strebens zu besudeln", von Entmannung, gänzlichem Verfall und endlichem Untergang bedroht sei. Jenen schleichenden Machinationen entgegen hat der Schillerverein am 7. August 1853 in seinen Satzungen sich die Aufgabe gestellt, soviel an ihm liegt „die Wirksamkeit der deutschen classischen Literatur in der Nation lebendig zu erhalten".

Angefügt sei hier noch die Schrift:

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, nebst einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Schreiben von Goethe's Collegen, Geh. Rath von Voigt. Zum funfzigsten Jahrestage des Todes Schiller's herausgegeben von August Diezmann. Leipzig, Hartung. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Die hier mitgetheilten Briefe, unter denen namentlich ein vom höchsten Enthusiasmus für Schiller als Mensch und Dichter erfüllter Brief Wilhelm von Humboldt's an Körner (Wien, 26. Januar 1811) hervorzuheben ist, stammen aus den hinterlassenen Papieren des Professors und Rechtsgelehrten Gottlieb Hufeland, welche in den Besitz des Verlegers übergingen. Vieles Interessante enthalten namentlich auch die Auszüge aus den Briefen Voigt's, worin man auch mehre sehr bemerkenswerthe Urtheile über die politischen Zustände im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, über die Französische Revolution, über die Feldzüge gegen die Franzosen, über die jenaer Studentenhändel im Jahre 1792 u. s. w. antrifft. Angehängt sind einige interessante, von Diezmann zuerst wiederaufgefundene Recensionen Schiller's über ein von B. Schatz aus dem Französischen übersetztes Werk über Goldoni, das er zwei mal recensirte, in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" und im „Teutschen Mercur" (August 1788). Voigt schreibt einmal an Hufeland, ob er nicht über Das, was etwa zu thun sein möchte, um Hufeland in Jena zu erhalten, auch Goethe etwas vertrauen möchte? Und er setzt dann hinzu: „Er hat sehr oft einen guten Gedanken." Die Welt meint auch wie der selige Voigt (der übrigens ein sehr redlicher, wohlmeinender und ungemein thätiger Mann war), daß Goethe sehr oft einen „guten Gedanken" hatte.

H. M.

Notizen.

Eine Ersteigung des Montperdu.

Die schweizer Gebirgsriesen, soweit sie überhaupt ersteiglich sind, werden häufiger erstiegen als die den Touristen weniger im Wege liegenden Hochgipfel der Pyrenäen. Ein Deutscher hat sich jedoch im vergangenen Jahre auf den Montperdu gewagt und diese Besteigung wie überhaupt seine Reise unter dem Titel beschrieben:

Ausflug in die Pyrenäen und Ersteigung des Montperdu im Sommer von 1854 von H. K. Brandes. Mit einer Karte. Lemgo, Meyer. 1855. 8. 15 Ngr.

*) Wir verweisen auf die dresdener Berichte über das loschwitzer Schillerfest in Nr. 110 und namentlich 111 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und ergreifen zugleich diesen Anlaß, einer edeln Geberin, Johanna Helmke aus Hamburg, welche die ansehnliche Summe von 1000 Thalern für die Schillerstiftung beisteuerte, an dieser Stelle auch unsererseits unsern Dank zu sagen.

Der Reisende ist Professor und Rector des Gymnasiums zu Lemgo. So belohnend die Aussicht vom Montperdu ist, so viele Beschwerde ist mit der Ersteigung des Bergs verbunden, wenigstens wenn sie über die Rolandsbresche unternommen wird. Der Verfasser muß bekennen, daß — obschon er fast alle Gebirge Deutschlands durchwanderte und von ihren höchsten Gipfeln hinabblickte, das Faulhorn erklomm, als es noch ungangbar war und kein Gasthaus oben stand, den Snowdon in Wales erstieg, vor 30 Jahren über den Gotthard bei ununterbrochenen Regengüssen wanderte, als nur eine Saumstraße hinüberführte, den mühsamen Weg zum Rheinwaldgletscher machte und den Julierberg und den Bernina überstieg — er doch in seinem Leben keinen so beschwerlichen Weg gemacht habe, als den über die Rolandsbresche zum Montperdu. Brandes ist übrigens von seinem Aufenthalt in den Pyrenäen sehr entzückt. Er sagt am Schlusse: „Das schöne Thal von Luchon, der See Seculejo mit seiner glänzenden Cascade, das kolossale Felsentheater von Gavarnie, der Montperdu mit seinen majestätischen Felsensäulen umher, das reizende Thal von Luz sind Glanzpunkte, nach denen ich mich immer wieder umschaue. Aber die Krone ertheile ich dem Thale von Luchon, das inmitten des Hochgebirgs die anmuthigste Lieblichkeit mit der erhabensten Natur des Alpenlandes verbindet. Wie ich mich freue es gesehen zu haben, so wünsche ich jedem meiner freundlichen Leser, daß er es auch sehen möge." Solch ein Wunsch ist freilich leichter ausgesprochen, als er sich beim besten Willen immer ins Werk setzen läßt.

Eine Karte der Berühmtheiten Frankreichs.

Cortambert, Generalsecretär der Société de géographie, hat den sinnreichen Gedanken gehabt, eine Karte zu zeichnen, auf welcher die Franzosen, die sich auf irgend einem Gebiete geistiger Thätigkeit ausgezeichnet haben, nach den verschiedenen Localitäten, in denen sie geboren wurden, vertheilt sind, wobei er sich jedoch nur auf die bereits verstorbenen Celebritäten beschränkt, die noch lebenden ausgeschlossen hat. In einer der Karte beigegebenen „Note sur la carte des célébrités de la France et la distribution géographique des Français qui se sont illustrés dans tous les genres" spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß ein geheimnißvolles Band zwischen der natürlichen Vertheilung des Bodens und der Vertheilung der Intelligenz und Fähigkeiten bestehe. Hiernach würde das Gebiet der Manche die meisten Poeten, Geschichtschreiber, Philologen und Künstler, das (germanische) Gebiet der Nordsee (die Becken des Rhein, der Mosel und Schelde) verhältnißmäßig die meisten Krieger, das des Mittelmeers die meisten Redner, Naturforscher, Aerzte und Erfinder hervorgebracht haben. Die Philosophen, Staatsmänner und Rechtsgelehrten vertheilen sich auf das der Manche und des Mittelmeers auf ziemlich gleiche Weise. Das Becken der Garonne und das der Loire zeichnen sich in keiner Gattung besonders aus, rivalisiren aber in Bezug auf Staatsmänner und Rechtsgelehrten fast mit den Gebieten der Manche und des Mittelmeers. Der Herausgeber d. Bl. hat schon vor Jahren einen ähnlichen Plan in Bezug auf die Vertheilung geistiger Größen über Deutschlands Boden gehabt und darüber gelegentlich auch mit Buchhändlern Rücksprache genommen, aber wie viele Ideen muß ein deutscher Schriftsteller nicht ungenutzt liegen lassen, bis irgend ein Späterer zufällig auf denselben Gedanken geräth und ihn unter dem Einfluß günstigerer Umstände ausführt. **H. M.**

Bibliographie.

Andresen, K. G., Ueber deutsche orthographie. Mainz, Kunze. Gr. 8. 27 Ngr.

Demidoff, Fürst A. v., Neu-Rußland. Ein Auszug aus der Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, in zwei Bänden, deutsch herausgegeben von J. F. Neigebaur. Mit 10 Illustrationen nach Raffet. Breslau, Kern. Gr. 8. 15 Ngr.

d'Elvert, C., Die Culturfortschritte Mährens und Oesterreichisch-Schlesiens, besonders im Landbaue und in der Industrie, während der letzten hundert Jahre. Brünn. 1854. Lex.-8. 20 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 14te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 1854. 12. 20 Ngr.

Francke, F., Zur Gründungsgeschichte von Johanngeorgenstadt. Mittheilungen aus archivalischen Quellen. Nebst den bei der 200jährigen Jubelfeier am 23. und 24. Februar 1854 gehaltenen kirchlichen Vorträgen. Schneeberg. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Friedrich, E., Hans Waldmann. Ein Drama in fünf Akten. Winterthur, Steiner. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Gärtner, P., Geschichte der bayerisch-rheinpfälzischen Schlösser und der dieselben ehemals besitzenden Geschlechter nebst den sich daran knüpfenden romantischen Sagen. 1ster Band. Speyer, Lang. 8. 1 Thlr.

Thüringische Geschichtsquellen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Chronicon ecclesiasticum Nicolai de Siegen, O. S. B. Namens des Vereines für thüringische Geschichte und Alterthumskunde zum Ersten Mal herausgegeben von F. X. Wegele. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Thlr.

Glaubrecht, O., Die sibirische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte der innern Mission des vorigen Jahrhunderts. Darmstadt. 16. 5 Ngr.

Gottschall, R., Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt. 1ster Band. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gryphius, A., Das verliebte gespenst, gesangspiel, und die geliebte Dornrose, scherzspiel, mit einleitung herausgegeben von H. Palm. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 20 Ngr.

Hartung, J. A., Ungelehrte Erklärung des Goethe'schen Faust. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Allgemeine Industrie-Ausstellung zu Paris. 1855. Redigirt von A. W. Lemme. 12 Nummern. Leipzig, C. H. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Kayser, J., Delphi. Vorträge im geographischen Verein zu Darmstadt gehalten mit erläuternden Noten. Darmstadt, Dietzsch. Gr. 8. 27½ Ngr.

Koloff, E., Paris. Reise-Handbuch. 2te vollständig umgearbeitete Auflage, mit einem Plane von Paris. Braunschweig, Westermann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Macintosh, A. F., Militärische Reise durch die europäische Türkei, die Krim und an den östlichen Ufern des Schwarzen Meeres. Mit strategischen Bemerkungen über den Schauplatz der Operationen der verbündeten Expeditionsarmee. Aus dem Englischen. Mit Karten. Riga, v. Boetticher. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Baur, F. C., An Hrn. Dr. Karl Hase, Professor der Theologie an der Universität Jena, H. S. A. Geh. Kirchenrath &c. Beantwortung des Sendschreibens: die Tübinger Schule. Tübingen, L. F. Fues. 8. 12 Ngr.

Diplomatische Mystificationen und Volksleichtgläubigkeit oder das englisch-französische Bündniß. Aus dem Englischen. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 12 Ngr.

Trendelenburg, A., Machiavell und Antimachiavell. Vortrag zum Gedächtniss Friederichs des Grossen gehalten am 25. Januar 1855 in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Widenmann, G., Politik und Kirchenthum des Abendlands in ihrem Verhältniß zum Orient. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar**, **Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

9. **Brugsch (H.), Reiseberichte aus Aegypten.** Geschrieben während einer auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale. Mit einer Karte, drei Schriftafeln und drei Beilagen. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser — den „Das Ausland" in einer höchst anerkennenden Besprechung (1855, Nr. 11) „einen der größten Aegyptologen diesseit und jenseit des Rheins" nennt — bietet in vorliegender Schrift dem größern deutschen Publicum die Frucht seiner unter Humboldt's Auspicien begonnenen und von den werthvollsten wissenschaftlichen Erfolgen gekrönten Reise nach Aegypten: das Ziel seiner Wanderungen war nicht das jetzige Aegypten, sondern das alte monumentale Nilthal, und er gibt in dieser Schrift dem Nichtgelehrten eine getreue und allgemein verständliche Schilderung des alten Aegypten.

10. **Busch (O.), Manual of German Conversation,** a choice and comprehensive Collection of Sentences on the ordinary Subjects of every-day Life, with a copious Vocabulary; on an entirely new and simple plan. 8vo. In Leinwand gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

11. **Oskar Busch und Henry Skelton, Handbuch der englischen Umgangssprache.** Eine ausgewählte und umfassende Sammlung von Redensarten über die gewöhnlichsten Begriffe und Gegenstände des Lebens. Nach einem neuen und vereinfachten Plane bearbeitet. 8. In Leinwand gebunden 1 Thlr.

Das erstere dieser beiden Conversationsbücher ist für Engländer bestimmt, um die deutsche Sprache zu erlernen, das letztere für Deutsche, welche sich mit dem Studium der englischen Sprache beschäftigen. Beide zeichnen sich vor andern ähnlichen Schriften dadurch vortheilhaft aus, daß ein jedes den Geist und die Eigenthümlichkeiten der bezüglichen Sprache wiederzugeben sucht, und in einer systematischen Anordnung und sorgfältigen Ausarbeitung ein reiches Material der Umgangssprache, wie sie im Munde der Gebildeten lebt, darbietet, um richtig und gut sprechen zu lernen.

12. **Byron (Lord), Kain.** Ein Mysterium. — **Mazeppa.** Aus dem Englischen übersetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung dieser beiden berühmten Dichtungen Byron's erscheint hier aus dem Nachlaß der talentvollen Dichterin, deren bekannte frühere Uebersetzungen aus dem Englischen von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden sind. Die letztern erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

Byron (Lord), Der Korsar. Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1852. Gebunden 20 Ngr.

——————, **Der Giaur. — Hebräische Gesänge.** Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Scott (Walter), Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

13. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundsechszehntes bis hundertundneunzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Der Reichthum des Materials, das sich in allen Kreisen des Lebens und der Wissenschaft seit dem Erscheinen der vorigen neunten Auflage des **Conversations-Lexikon** aufgehäuft, hat es der Redaction der **zehnten Auflage** unmöglich gemacht, dasselbe in den ursprünglich gezogenen Grenzen zu bewältigen. Die Verlagshandlung sieht sich dadurch genöthigt, eine nicht unbedeutende Anzahl von Bogen mehr zu geben, wird dieses Mehr aber allen bisherigen Abnehmern des Werks **gratis** liefern, da sie beim Beginn desselben garantirt hat, daß der Preis des ganzen Werks 20 Thlr. nicht übersteigen werde. Ebenso wird sie ein **Universal-Register**, das sie zwar nicht versprochen hat, zur Vollständigkeit des Werks aber für nöthig hält, **gratis** zugeben.

Der **funfzehnte Band** erscheint in **zwei Abtheilungen**, damit er durch die mehr zu gebenden Bogen für den Gebrauch nicht unbequem wird. Dagegen werden die Hefte 113—120 (um die garantirte Anzahl 120 festzuhalten) in entsprechender Weise um mehre Bogen stärker gemacht werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

14. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

15. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertundsechszehntes und hundertundsiebzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Nach Vollendung des im Erscheinen begriffenen **zehnten Bandes** werden nun noch **zwei**

Bände erforderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen und ungefähr binnen Jahresfrist in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

16. **Cunibert (B. S.), Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie** depuis 1804 jusqu'à 1850. 2 volumes. In-8. Broché. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten **Milosch Obrenowitsch** war, gibt eine lichtvolle Darstellung der politischen Zustände Serbiens unter der Regierung dieses Fürsten, und hellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei der wichtigen Stellung, die Serbien in den gegenwärtigen Verwickelungen im Oriente einnimmt, wird das Werk nicht verfehlen, überall Aufsehen zu erregen.

17. **Petit Dictionnaire** complet français-allemand et allemand-français. — **Vollständiges Taschen-Wörterbuch** der französischen und deutschen Sprache. Von **J. H. Kaltschmidt.** Vierte Auflage. 8. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

A complete Pocket-Dictionary of the English and German languages. — **Vollständiges Taschen-Wörterbuch** der englischen und deutschen Sprache. Von **Ludwig Albert.** Zweite Stereotyp-Ausgabe. 8. 1854. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 6 Ngr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Vierte Auflage. 8. 1849. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

18. **Fortlage (K.), System der Psychologie** als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht blos die Philosophen von Fach, sondern auch weitere Kreise interessiren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist. Der zweite (letzte) Theil wird noch in diesem Jahre erscheinen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen dringend nothwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größern Publicum gelesen und studirt zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zwecke vollständig entspricht.

19. **Goldhann (L.), Aesthetische Wanderungen in Sicilien.** 8. Geh. 2 Thlr.

Sicilien wird in den zahlreichen Schilderungen Italiens meist nur kurz und flüchtig behandelt, weil das übrige Italien zu reichen Stoff darbietet oder die Reisenden Sicilien nur wenig Zeit widmen konnten. Die vorliegende Schrift beschränkt sich ganz auf Sicilien und bietet dem deutschen Publicum eine umfassende Schilderung der merkwürdigen Insel in geistreicher Auffassung und lebendiger Darstellung. Die ästhetische Betrachtungsweise waltet vor, doch finden auch alle übrigen Seiten gebührende Beachtung. Die Wanderungen haben zwei Centralpunkte: Palermo und den Aetna. Von Palermo aus werden: die Umgebungen der Stadt, der Monte Pellegrino, La Favorita, La Bagaria, Selinunt, Segeste, La Flora geschildert; vom Aetna aus: das innere Land und Syrakus, die Ostküste mit Catania, Taormina, Messina. Die Schrift bildet somit eine wesentliche Ergänzung der berühmtesten Werke über Italien und wird allen Freunden der Kunst und Natur dieses Landes wahrhaften Genuß gewähren.

20. **Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde.** Uebersetzt von **Karl Simrock.** Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

„Tristan und Isolde", das berühmte Liederepos **Gottfried's von Straßburg**, eine der reichsten und lebensvollsten dichterischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in einer für die weitesten Kreise des deutschen Publicums bestimmten (elegant ausgestatteten) Uebersetzung von **Karl Simrock**, dem unübertroffenen Uebersetzer und Wiederhersteller älterer deutscher Dichtungen. Bisjetzt war dieses Meisterwerk der ersten Blütenzeit unserer Poesie der heutigen Sprache noch in keiner Uebersetzung wieder angeeignet, die darauf Anspruch machen dürfte, den natürlichen leichten Fluß des Originals zu erreichen. Mit Recht sagt Simrock in einem Schlußwort zu dem Werke: „Gottfried hat zuerst von der Minne mit jener Inbrunst des seelenvollsten Gefühls und in der naivsten Sprache auch mit dem hohen Schwunge gesprochen, welche des Tiefsinns der Liebessage würdig sind und für die ihm der Kranz gebührt, den ihm seine Zeit gereicht hat und den ihm auch die Nachwelt nicht versagen wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eisenhuth'sche Stiftung.

Der im Jahre 1826 verstorbene königl. sächs. Hofrath und Kreisamtmann **Wilhelm Christoph Eisenhuth** hat, mittels eines bei dem Kreisamte Leipzig niedergelegten Codicills d. d. 27. März und ins. den 23. Mai 1822, ein Capital von **2500** Thaler zu einer Stiftung akademischer Preisaufgaben für angehende Juristen ausgesetzt und dessen Verwaltung dem unterzeichneten Collegium übertragen, dabei aber, neben andern nicht hierher gehörigen Bestimmungen, Folgendes verfügt:

a) Der Preis für diejenige Schrift, welche die aufgestellte Preisfrage sowol in Ansehung des Ausdrucks als der Sache selbst am genügendsten beantwortet hat, soll, für jetzt und von einer möglicherweise künftig eintretenden Erhöhung desselben abgesehen,

Funfzig Thaler im 20-Guldenfuße

betragen.

b) Wer um diesen Preis sich bewerben will, muß wenigstens drei Jahre und unter diesen zwei Jahre in Leipzig die Rechtswissenschaft studirt, darf jedoch nicht über zwei Jahre die Universität, welche er zuletzt frequentirt hat, verlassen haben. Auf den persönlichen Aufenthalt in Leipzig zur Zeit der Bewerbung kommt nichts an. Auch die bereits erfolgte Anstellung des Bewerbers in irgend einem bürgerlichen Verhältnisse ist kein Hinderniß, wenn nur zur Zeit, in welche die Bewerbung fällt und deren Anfang nach dem Tage der Aufgabe zu beurtheilen ist, noch nicht zwei Jahre seit der Beendigung der akademischen Laufbahn verflossen sind.

c) Die einzureichenden Abhandlungen müssen in lateinischer Sprache abgefaßt, reinlich und leserlich geschrieben sein und dürfen bei nicht allzu weitläufiger, aber auch nicht allzu enger und kleiner Schrift, nicht über zwölf geschriebene Bogen in gewöhnlichem Schreibpapierformat betragen. Widrigenfalls können sie, wenn sie auch des Preises würdig befunden werden, dafern nicht außerordentliche Umstände eintreten, wenigstens nicht zum Abdrucke auf Kosten der Stiftung befördert werden.

Wir bringen daher zur öffentlichen Kenntniß, daß für dieses Jahr als Gegenstand der Preisaufgabe eine Abhandlung

De Actione Pauliana

bestimmt worden ist. Dabei wird bemerkt, daß die zu fertigenden Arbeiten bis zum letzten Mai 1856 bei dem Facultätssecretär Weber unter dessen Adresse versiegelt eingereicht oder mit der Post an denselben portofrei eingesendet werden müssen, daß das erste Blatt mit einem Motto zu beschreiben, der Vor- und Zuname des Verfassers aber nebst der Angabe seines Vaterlandes und gegenwärtigen Aufenthalts, auch nach Befinden seiner dermaligen Anstellung, in einem besonders und zwar doppelt versiegelten Zettel dem Aufsatze unmittelbar beizulegen ist, indem Derjenige, welcher diese Vorschrift nicht befolgt, nach §. X des fraglichen Codicills sich des Anspruchs auf den Preis verlustig macht; endlich daß im Monat September 1856 die Preisvertheilung vorgenommen werden wird.

Leipzig, den 8. Mai 1855.

Die Juristenfacultät zu Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 31. Mai 1855.

Inhalt: Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen. Von **Hermann Marggraff**. Zweiter Artikel: Dietrich Christian Grabbe. — Volkskalender für das Jahr 1855. Von **Emanuel Raulf**. — Julie Burow, Bilder aus dem Leben. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Zweiter Artikel.*)

Dietrich Christian Grabbe.

Grabbe's Leben und Charakter von Karl Ziegler. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 1 Thlr.

Als im Jahre 1836 der Tod Christian Grabbe's in den Blättern gemeldet wurde, schrieb ich einen kurzen Artikel über ihn im „Berliner Conversationsblatt", an dessen Schlusse ich äußerte: „Vieles dürfte in Grabbe's Bildungs- und Verwüstungsgange dunkel sein. Wir wünschten von seinem künftigen Biographen, der Alles nur nicht vornehm sein darf, Aufklärung."

Diesem Wunsche ist nun nach nahe zwanzig Jahren durch Karl Ziegler, der Grabbe's Eigenthümlichkeiten durch genauen, bis zu seinem Tod fortgesetzten persönlichen Umgang gründlich kannte, Genüge geschehen. Karl Ziegler schreibt nicht vornehm, im Gegentheil ziemlich vulgär, wie es der Persönlichkeit des Geschilderten vielleicht angemessen ist, und er verschafft uns über den jedenfalls merkwürdigen Dichter Aufklärung in größerer Fülle und Ausdehnung, als uns selbst fast lieb ist. So schauerlich hätten wir uns die Abgründe in Grabbe's Wesen und Lebenslauf, selbst nach Duller's und Immermann's fragmentarischen Mittheilungen über Grabbe, nicht einmal gedacht. Ob freilich ein Biograph die Befugniß und das Recht habe, so rücksichtslos und ungenirt in die Geheimnisse des Privatlebens einzudringen, alle Familien- und Ehemiseren bloßzulegen und uns selbst mit den widerwärtigsten und gemeinsten häuslichen Zankscenen nicht zu verschonen, das weiß ich nicht und glaube ich nicht. Doch ist dies ein Punkt, auf den ich noch im Verlaufe dieser Betrachtung zu sprechen kommen werde.

Zuvörderst drängt sich die Frage auf, ob Grabbe überhaupt noch eine so ausführliche Biographie verdiene, ob damit der Welt und der Literatur ein Dienst geleistet werde. Der Verfasser dieser Biographie gesteht sich selbst, daß der günstigen Aufnahme derselben Manches entgegenstehe; denn, fügt er hinzu, „seine Schriften sind in neuerer Zeit sehr in den Hintergrund getreten und eigentlich mehr nur den Literaten und Literarhistorikern bekannt". Aber mit vollkommenem Recht bemerkt er sodann:

> Gleichwol mag diese Biographie, wenn sie in die Welt hinaustritt, doch noch an vielen Stellen willkommen geheißen werden und sollte es auch nur aus einem psychologischen Interesse geschehen, um nämlich einmal einen tiefern Blick in die innere Entwickelung der Seelenzustände Grabbe's zu thun und dadurch sich zugleich das eigentliche Wesen jener excentrischen Geister, wie Richard Savage, Hölderlin, Heinrich Kleist und Nikolaus Lenau *) zu erklären, das noch immer ein Räthsel geblieben ist. Ueberdies bin ich überzeugt, sie kann einen wahrhaft tragischen Eindruck kaum verfehlen, da sich hier ein Leben in Verirrungen und Kämpfen müde ringt, das, mit den glänzendsten Gaben ausgestattet, zu dem Höchsten und Größten berufen schien und deshalb trotz aller Bizarrerien eine wunderbare Anziehungskraft behielt, sodaß der stille Beobachter desselben sich ebenso wenig wie Ophelia bei Hamlet des Schmerzensrufs enthalten konnte: „Ach, welcher große Geist ist hier untergegangen."

Ein Lebenslauf wie der Grabbe's ist unter allen Umständen psychologisch interessant und lehrreich, und verdient beschrieben zu werden, selbst wenn Grabbe minder begabt gewesen wäre. Grabbe ist uns nicht aber blos als Einzelerscheinung interessant, sondern auch als Repräsentant einer ganzen excentrischen Richtung im Leben und Dichten, die freilich Keiner so wie er bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgte. Sein Einfluß war seiner Zeit durchaus nicht gering, und wenn man ihm glauben will, ist er selbst auf die eigenthümlich witzige Manier Heine's, mit dem er ja in Berlin in nahen

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 18 d. Bl. D. Red.

*) Die Zusammenstellung Grabbe's mit den genannten Dichtern ist wol keine ganz glückliche. Die Unverträglichkeit mit dem Leben wie es ist, das Genialitätsfieber und eine gewisse geistige Unruhe hatte wol Grabbe allerdings mit Hölderlin, Heinrich von Kleist und Nikolaus Lenau gemein; sonst aber waren diese Drei von ganz anderer Charakterbildung und auch andern Lebensgewohnheiten; sie gehörten einer idealern Gattung von Menschennaturen an.

und vertrauten Beziehungen stand, nicht ohne Einfluß geblieben. In der That sind jene grellen und schneidenden, ganz unvermittelt aufeinandergesetzten Contraste zwischen Ernst und Ironie, Erhabenheit und Cynismus, jene diabolischen und oft schmuzigen Selbstverhöhnungen des Gefühls, wie wir sie nur in mehr lyrischer und graziöserer Form bei Heine treffen, echt Grabbisch. Jenes Ringen und Streben nach dem Kolossalen, Gewaltigen, Uebermenschlichen, dem wir bei manchem Jüngern der Zeitgenossen Grabbe's begegnen (z. B. bei Georg Büchner und Friedrich Hebbel, der ihm wol am nächsten kommt, ihn aber an künstlerischer Durchbildung übertrifft), läßt sich ebenfalls auf Grabbe's Einfluß zurückführen. Es ist wahr, daß Grabbe kaum Etwas geschaffen hat, was als Kunstwerk dastände und als Ganzes irgend einen befriedigenden Eindruck gewährte; man müßte denn das von wirklich übermüthiger Laune und prächtigem Humor übersprudelnde Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", ausnehmen, welches uns nur bedauern läßt, daß er diese Seite seines Talents nicht mehr cultivirt hat. Die anspruchsvolle Mittelmäßigkeit zu geißeln war Keiner so ausgerüstet als Grabbe. Gerade für unsere gegenwärtigen Literaturzustände fehlt uns diese scharfe Grabbe'sche Hechel. Aber auch in seinen Tragödien, so bizarr, so fragmentarisch, so zerrissen und zerklüftet sie vor uns stehen, waltet doch immer eine großartige geschichtliche Auffassung und zum Theil selbst eine prägnante, echt dramatische, derbe Charakteristik, namentlich in seinem Entwurf gebliebenen „Marius und Sulla", in den Hohenstaufentragödien und im „Hannibal", der in einer höchst wirksamen dramatischen Keil- und Lapidarschrift hingeworfen ist. Wir begegnen bei ihm oft überraschend gewaltigen, großartig wirkenden einzelnen Scenen und Gedanken, die nicht verdienen, daß man diese knorrigen aber kernhaften Urwaldsstämme über dem jüngern, allerdings von größerer Cultur zeugenden dramatischen Nachwuchs vergißt. Das Pathos ist oft ebenso wahr als schön und aus dem Innersten quellend; wir greifen nur auf Gerathewohl folgende Stelle aus dem „Herzog von Gothland" heraus:

Sieh, ringsum wird's mir Nacht — ausgelöscht
Sind mir die Leuchtthürme des Lebens:
Die Liebe, die die Gegenwart umglänzt,
Die Hoffnung, die die Ferne rosig schmückt,
Des Ruhmes Kränze, welche funkelnd an
Den Sternen hangen, Tugend, die
Den Märtyrer im Sterben noch verklärt,
Die Sonnenberge der Unsterblichkeit,
Auf die der Erdenwand'rer blickt
Im Unglückssturm — sie alle leuchten mir nicht mehr. — Und
Ich weine nicht? So stürzet euch,
Ihr Felsen, die ihr um mich hersteht,
Zermalmend auf mein eh'rnes Herz,
Bis daß es Weh empfindet!
Zerschmelzet es, ihr Flammen des Gewissens
Und läutert es zu einer Thräne!
Hilf du mir weinen, Meer!

So etwas kann nur ein echter Dichter schreiben, der sich auf mehr versteht als auf die bloße elegante Façon und den glatten Firniß erkünstelter Leidenschaft. Ueberhaupt möchten wir bemerken, daß Grabbe zwar leider in seinen Producten ziemlich oft gotteslästerlich cynisch, aber niemals eigentlich frivol und lasciv ist, daß vielmehr ein grandioser Ernst und ein wahrhaft tragischer Schmerz, wenn auch mit zermalmender und schneidender Ironie gepaart, ihnen den Stempel der Größe aufdrückt; einer Größe, wie man sie etwa bei dem Anschauen gestürzter und durcheinandergeworfener mächtiger Tempeltrümmer empfindet.

Sehen wir nun zu, wie es kam, daß dieser Dichter im Grunde nur gewaltige Fragmente und Trümmer hinterlassen hat, welche in ihrer Durcheinanderwürfelung zeigen, daß es sich hier um ein zwar mächtiges, aber in sich zusammengebrochenes Talent und ein verwüstetes Dasein handelt, das in sich versank, weil es eines im höhern Sinne sittlichen Standpunkts entbehrte oder vielmehr aus Genialitätscaprice entbehren wollte.

Grabbe war der Sohn des detmolder Zuchtmeisters und auf dem Zuchthofe geboren. Die Wohnzimmer lagen neben und über den Zellen, in welchen Verbrecher eingesperrt saßen, und um zu ihnen zu gelangen, mußte man an Schildwachen und mit eisernen Stangen verriegelten Thüren vorübergehen. Solche Umgebungen haben, wie man weiß, etwas Unheimliches und Drückendes, und sind nicht sehr geeignet, das Gemüth zu einer heitern Anschauung des Lebens zu stimmen. Grabbe äußerte später einmal zu Immermann: „Ach, was soll aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung die ist, einen alten Mörder in freier Luft spazierengeführt zu haben." Seine Aeltern waren wackere Leute; seine Mutter, die noch lebt und an der er stets mit großer Liebe hing, hatte etwas Energisches, Tüchtiges, Munteres, doch auch Hastiges und Leidenschaftliches. Die Behauptung Duller's, daß sie dem kleinen Christian des Nachts beim Schlafengehen betäubende geistige Getränke eingeflößt habe, um ihn einzuschläfern, stellt Ziegler entschieden und mit Entrüstung in Abrede. Eine Erziehung, wie sie etwa einem frankfurter Patriciersohn zutheil wird, konnten seine Aeltern ihm begreiflicherweise nicht geben; doch besuchte er das detmolder Gymnasium, und zeichnete sich hier bald durch Intelligenz, Phantasie, selbst originellen Witz und als feuriger Declamator aus. Als in einer der obern Classen den Schülern die Stilaufgabe gestellt war, ein Märchen zu schreiben, lieferte Grabbe eine so phantasiereiche und sinnvolle Arbeit, daß der Lehrer, der auch als pädagogischer Schriftsteller bekannte Rath Falkmann, ganz verwundert ausrief: „Grabbe, wo haben Sie das her? Es ist ja, als ob man etwas von Shakspeare oder Calderon läse." Schon damals machte er sich an die Ausarbeitung einer Tragödie: „Der Erbprinz", aus der später manche geniale Stellen in seinen „Herzog von Gothland" übergegangen sein sollen. Zu gleicher Zeit bildeten sich aber bei ihm auch mancherlei Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten aus, die schon damals Allen auffielen, welche mit ihm persönlichen Verkehr unterhielten.

Ostern 1820 ging er nach Leipzig, mit der Absicht die Rechtswissenschaft zu studiren. Er studirte aber sehr wenig, trieb sich vielmehr in den Kaffeehäusern umher, machte schlechte Witze über Theater und Schauspieler, ergab sich dem Genuß spirituöser Getränke und stürmte, wie sein Biograph bemerkt, „auf seine Gesundheit los in einer Weise, die auch die stärkste Natur schien ruiniren zu müssen". Wir halten aus mehrfachen Gründen gerade Leipzig für den unglücklichsten Ort, den ein junger Mensch von den Charakteranlagen und literarischen Prätensionen wie Grabbe überhaupt wählen konnte. Eine kleine gemüthvolle Universitätsstadt in anmuthiger landschaftlicher Umgebung, fern von literarischem Klatsch und seichtem Theatergeschwätz, ohne Kaffeehäuser und ohne überall sich aufdrängende belletristische Journallectüre würde ihm viel ersprießlicher gewesen sein. Ein in der modernen Welt überhaupt wunderbar weit verbreiteter krankhafter Ehrgeiz wird von allen Seiten stimulirt, ohne doch Befriedigung zu finden; man hält sich mindestens für einen Ebenbürtigen Shakspeare's oder Goethe's; man glaubt überall um sich her bloße Mittelmäßigkeiten zu erblicken; man möchte Bewunderung finden, ohne noch etwas geleistet zu haben; man fühlt sich zurückgesetzt und verkannt — zumal wenn man schon auf dem Gymnasium von dem Lehrer der deutschen Sprache mit Shakspeare und Calderon zusammengestellt wurde —; man rächt sich dafür an der Menschheit durch wohlfeilen Spott und Hohn und man sucht sich durch den Genuß berauschender Getränke in eine Ekstase zu versetzen, in welcher die angeborene Genialität zum vollen Ausbruch kommt, um zuletzt in Stumpfheit und Thierheit zu versinken.

Grabbe hatte in Leipzig den wunderlichen Einfall, Schauspieler zu werden, und trug diesen Wunsch dem Professor Amadeus Wendt vor, dem es jedoch glücklicherweise gelang, ihn von diesem Gedanken wieder abzubringen. Indeß wurde dieser Besuch Veranlassung, daß ihm Grabbe von seiner Tragödie „Der Herzog von Gothland" Mittheilung machte, deren Kühnheit Wendt lebhaft interessirte. Er wurde durch Wendt bei Pölitz und Blümner eingeführt und war auf dem besten Wege, sich zum leipziger Literaten auszubilden, als er plötzlich, man erfährt nicht warum, im Jahre 1822 Leipzig verließ und nach Berlin übersiedelte.

In Berlin wurde er der Abgott eines Kreises von Schöngeistern, die seinem Genie in einer Weise schmeichelten, daß er an seine Aeltern schreiben konnte: „Mein Werk («Der Herzog von Gothland») fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Ueberraschung werden." Bald wurde er auch mit Dichtern und Literaten vom Handwerk, darunter Köchy, Ludwig Robert, von Uechtritz und Heinrich Heine bekannt. Mit einigen derselben führte er nun ein toll-geniales Leben, für das sich jedoch in den damaligen Verhältnissen Berlins und in der herrschenden Stimmung manche Entschuldigung finden läßt. Die Romantiker hatten dem Sittengesetz manchen Stoß versetzt und unter den jüngern Talenten die Ansicht zur Geltung gebracht, daß man, um genial dichten zu können, auch genial leben müsse. Die humoristisch-poetischen Zechgelage Hoffmann's, Ludwig Devrient's und ihrer Kumpane galten dabei den jungen Leuten als Vorbild. Es gab höchst ordentliche Räthe und Geheimeräthe in Berlin, welche von diesen tollen Nächten ganz entzückt waren, wenn sie es einmal über ihren Geldbeutel und ihren bürgerlichen Verstand gewonnen hatten, an einem Ecktisch in der Trinkstube von Lutter und Wegener Platz zu nehmen, einen soliden Schoppen zu schlürfen und diesen Witzen und genialen Einfällen in stiller Andacht und Bewunderung zu lauschen. Man muß in diesen Umgebungen, selbst noch in späterer Zeit, gelebt haben, um begreifen zu können, wie sich dieser Ton auf die jüngern Talente fortpflanzen konnte, wenn freilich auch vergröbert und häufig aus der Trinkstubenorgie in die Straßenorgie übergehend. Hierzu denke man sich den Gegensatz der nüchternsten Philisterhaftigkeit, der dünnsten ästhetischen Verfeinerung und des häufig geschraubtesten, verschnörkeltsten und dabei anspruchsvollsten Gesellschaftslebens, um sich solche Erscheinungen naturgemäß erklären zu können. Wenn ein junger talentvoller Mann diesem oder jenem Autor von Namen seinen Besuch machte und auf ein menschliches Entgegenkommen rechnete, statt dessen aber auf eine kühle, abweisende, jedes Wort auf die Goldwage legende Goethe'sche Vornehmheit stieß, die eben nur einem Mann wie Goethe wohlanständig war, so ist es kein Wunder, wenn er in exceptionellen Kreisen Erholung und Erfrischung suchte, in denen sich doch ein wenn auch immerhin stürmischer, doch lebendiger Wellenschlag offenbarte. Wenn man sich eine Einzelerscheinung wie Grabbe psychologisch nicht erklären zu können scheint, wie will man sich da das Schauspiel erklären, welches unsere großen Städte in einigen Momenten zur Zeit der politischen Aufregung boten? oder die unzähligen Abnormitäten in der Weltgeschichte überhaupt? Oder wie will man nur manche Gewohnheiten und Gebräuche unserer Studenten, die man ganz naturgemäß findet und als ein sich von selbst Verstehendes mitmacht, obschon sie mit der eigentlichen Aufgabe des Studirenden in directem Widerspruch stehen, in die allgemeine bürgerliche Ordnung einpassen? Das Leben ist für Jeden lang genug, Thorheiten zu begehen, aber nicht für Jeden lang genug, sie wieder gutzumachen. Für die meisten von Grabbe's Genossen war jene berliner Sturmzeit nur eine Durchgangsperiode, vielleicht sogar ein reinigendes Purgatorium; in Grabbe brannte sie wie ein höllisches Feuer nach, das ihn allmälig verkohlte. Wenn wir ihn eines Mangels an sittlichem Halt zeihen, so trifft dies nicht sowol jene leipziger und berliner Debauchen, als vielmehr seine spätere Lebensperiode, die ihn in Verhältnisse stellte, welche nur zu geeignet sind, Jedermann zur Besinnung zu bringen. Der Drang der Genialität, sich auszutoben, kann nur für gewisse Perioden, in denen man noch halb oder ganz außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft steht, zur Entschuldigung gereichen.

Um von dem Ton, der in jener Genossenschaft herrschte, eine Probe zu geben, theilt Ziegler ein paar Briefe von Gustorff und Ludwig Robert mit, welche dieselben an Grabbe richteten, als er Berlin verlassen hatte und nach Dresden gegangen war. Folgende Stelle aus einem Briefe Gustorff's möchte einigermaßen von allgemeinerm Interesse sein:

Lange lag Heine in seinen erfindungsreichen Betten, die Tage zählend und wiederzählend, schmachtend gleichsam nach dem Augenblicke, da seine Tragödien bei Dümmler zum Fenster hinausgucken. Endlich gucken sie und zwar, wie wir vermutheten, nicht um Gotteswillen, und da sah man nun am Tage dieser Offenbarung Heinrich's ungefällige Gestalt selbstgefällig unter den Linden mit Armensünderwänglein, über welche neidische Glut sich ergoß, sobald er vor dem Duodez-Brockhaus vorbeiperipathetisirte u. s. w.

Manche Stellen dieser Briefe sind in unsern Blättern gar nicht mittheilbar.

Grabbe's bekannten, halb verrückten Brief an den damaligen Kronprinzen von Preußen und seinen Aufenthalt in Dresden, wo er, wie es scheint, sich Hoffnung darauf machte, durch Tieck's Vermittelung als Regisseur am Theater angestellt zu werden (Grabbe als Regisseur!), übergehen wir, da man ohnehin von seinem dresdener Aufenthalt nicht viel weiß. Von Dresden kam er im Juli 1823 wieder nach Leipzig. Er hatte, wie er an seine Aeltern schreibt, vom königlichen Theater in Dresden 40 Thaler Reisegeld erhalten, um in Leipzig, Berlin und Braunschweig Buchhändlergeschäfte für sich und Tieck abzumachen. Man kann sich denken, wie Grabbe sich des ihm gewordenen Auftrags entledigte! Er blieb sechs Wochen lang in Leipzig liegen, bis das Geld verthan und er genöthigt war, seine zu nachsichtigen Aeltern wieder um fünf Louisd'or zu bitten. Dem Rath Blümner, der Interesse an ihm gefunden und ihm Aussicht auf eine Anstellung in Leipzig eröffnet hatte, falls er sein Rechtsexamen machen wolle, begegnete er im höchsten Grade ungezogen, und entschuldigte sich dann gegen seine Freunde damit, die Tochter Blümner's habe eine zarte Neigung zu ihm gefaßt, man habe ihn fesseln wollen, und das sei ihm zuwider gewesen. Aehnlich behauptete er später, Tieck habe ihm seine Tochter verheirathen wollen und fügte dann hinzu: „O die! Aber klug ist sie! Die schreibt alle das Zeug, was Tieck herausgibt. Wenn ihr Tieck heute die Idee angibt, so hat sie morgen zwei Bogen fertig.“

Ziemlich geknickt und verwüstet kam er nach seiner Vaterstadt zurück. Schon in seinem Aeußern verrieth sich eine betrübende Gleichgültigkeit und sein Costüm war auffallend vernachlässigt. Wenn ihn einer seiner Bekannten herzlich begrüßte, pflegte er mit einem gelangweilten und gleichgültigen Gesicht zu sagen: „Sieh, ich meinte, du wärst schon längst gestorben.“ Dennoch ermannte er sich so weit, um wirklich sein Examen zu machen; aber die Bemühungen seines Gönners, des Archivraths Klostermeier, ihn als Gehülfen bei der Bibliothek anzubringen, scheiterten, und es war nun, als habe er allen Lebensmuth verloren. Oftmals schrieb er nieder: „Wäre ich todt, es wäre mir lieb; lebte ich nie, es wäre besser.“ Es mußte weit mit seiner Zerrissenheit gekommen sein, wenn er, der von seiner Begabung in so hohem Grade eingenommen war, doch den Glauben an seine Mission verloren hatte und lieber nie geboren zu sein wünschte. Er war sich bei all seinem Talent doch selbst zur Last, und aller literarische Ruhm, den ihm gerade jetzt seine rasch aufeinanderfolgenden dramatischen Productionen eintrugen, konnten ihn für den gestörten Hausfrieden seines Innern nicht entschädigen. Vielleicht mochte er sich doch in manchen Augenblicken im Geheimen gestehen, daß, ganz abgesehen von selbstverschuldeter Verwüstung, sein Talent von Hause aus Lücken und Brüche habe, die ihn immerdar hindern würden, jene letzte Harmonie und Vollendung zu erreichen, ohne die ein Dichter bei dem größten Genie doch niemals etwas wird schaffen können, was der Prüfung und dem Geschmack von Generationen muthig ins Auge zu sehen wagen darf.

Grabbe erhielt, wie man weiß, um diese Zeit eine Anstellung als Auditeur bei dem lippeschen Militär, lebte in auskömmlichen Verhältnissen, war „sehr elegant und nobel“ eingerichtet und genoß eines Ruhms, der sogar die guten Detmolder blendete, sodaß er an allen öffentlichen Orten der Gegenstand der Aufmerksamkeit war und auf ihn wie auf das Wunder der Stadt hingewiesen wurde. Aber Grabbe achtete die Detmolder zu gering, um sich hiervon sehr geschmeichelt zu fühlen. Sein Streben ging noch über die natürliche Grenze seines Talents hinaus; er genügte sich nicht, und fühlte auch nicht das Vermögen in sich, den Anfoderungen, mit denen er sein Talent quälte, jemals genügen zu können. Immer wählte er kolossale, womöglich auch militärische Stoffe (Grabbe bildete sich bekanntlich auch ein, ein bedeutendes Feldherrntalent zu besitzen), die dramatisch zu bewältigen ganz unmöglich war, wie dies unter Anderm sein „Napoleon“ beweist. Die Resultate seines durch Debauchen und vielleicht auch geheime Vorwürfe gestörten Denkens sprangen nur noch fragmentarisch und ruckweise heraus, etwa wie metallische Steine bei dem Ausbruch eines Vulkans. Man stand damals in der Byron'schen Periode; die Byron'sche Zerrissenheit war Mode geworden; jeder literarische Hungerleider in Deutschland wollte etwas von Byron in sich haben, leider aber fehlte die Lordschaft in jedem Sinne des Worts. Man hatte Grabbe vielfach mit Byron verglichen. Grabbe aber fühlte die ungeheure Kluft, die zwischen einem englischen Lord, der in den Genüssen Venedigs schwelgte, und einem Auditeur in Detmold lag, und er suchte sich nun an dem Schicksal und der Menschheit durch Cynismen zu rächen, die er nach allen Richtungen der kleinen detmoldischen Welt hinausschleuderte. Er malträtirte die detmolder Schauspieler in bissigen Recensionen, er fand z. B. an Lortzing, dem später so beliebt gewordenen Componisten, nur eine gewisse „marqueurmäßige“ Gewandtheit zu loben, und die Schauspieler rächten sich an ihm dadurch, daß sie ihn in seiner ganzen wunderlichen persönlichen Erscheinung auf der Bühne copirten. Dies war ein tödtlicher Stoß

für den stolzen Grabbe, und vergebens verlangte er während der Aufführung des Stücks von der Intendantur, daß sie die Aufführung sistire. Bald darauf brachten ihm aber dieselben Schauspieler eine Nachtmusik, und nun lud er sie zu sich, ließ Burgunder und Rheinwein reichlich fließen, und die größte Vertraulichkeit trat an die Stelle der Feindschaft. Grabbe hatte allen Halt verloren, wenn er ihn je besessen hatte. Die burleskesten Zoten und cynischsten Witze, mit deren Mittheilung Ziegler das Papier seines Buchs verunreinigt, drängten sich in seinen Unterhaltungen, und doch fand er für sie ein Publicum, welches sich daran ergötzte und ihn in seiner Liebhaberei bestärkte. Doch mischen sich auch in diesen widerwärtigen Wust manche wirklich drollige Scenen ein, die von einer gewissen genialen Gutmüthigkeit zeugen, deren Mittheilung wir uns jedoch aus gebieterischen Raumrücksichten versagen müssen. Mit den Briefen seiner ehemaligen Freunde, z. B. Uechtritz, sprang er sehr unglimpflich um; in der Regel legte er sie ungelesen und unerbrochen beiseite, was freilich der kürzeste Weg war, sich der Mühe ihrer Beantwortung zu überheben. Offenbar war die Thätigkeit seines Gehirns, trotz der vielen wunderbar durchschlagenden Lichtblicke, in Confusion, sein ganzes Körpersystem zerrüttet. Nicht nur die gebrannten Wasser waren ihm zu Kopf gestiegen, auch sein Egoismus, seine Selbstvergötterung, weil er keinen andern Gott kannte neben oder über sich. Hiermit stand er freilich nicht allein. Es gab und gibt auch Andere, denen bei ihrer productiven Thätigkeit nur die Glorification ihres eigenen Ich am Herzen liegt, denen es gleichgültig ist, wie sich die Literatur im Großen und Ganzen entwickelt, die sich kaum darum kümmern, was um sie aufblüht, gedeiht oder abwelkt und die daher bei dem letzten Zuge ihrer Feder nicht viel weiter sind als beim ersten. Sie gleichen den vielen Schauspielern der jetzigen Zeit, jenen dramatischen Musterreitern, die, ohne Rücksicht auf das Ensemble und selbst zu seinem Schaden, nur danach trachten, ihre Rolle im hervortretenden Hautrelief auszuarbeiten; und leider hat sich das Publicum nur zu sehr daran gewöhnt, in Kunst und Literatur die im Augenblick renommirten Virtuosen allein zu beachten und zu applaudiren, der Gesammtentwickelung und dem Ensemble aber keine Beachtung zu schenken. Selbst die kunst- und literaturtreibenden Frauen zeigen sich von diesem Geiste des Egoismus ergriffen, wie unter Anderm der im Druck erschienene Briefwechsel zwischen der Verfasserin von „Godwie-Castle" und ihrem Verleger beweist, welcher den Gegenstand unsers nächsten Artikels bilden wird. Auch diese Dame hat fast immer nur den Blick auf sich gerichtet, und was sie sonst liest und beachtet, sind höchstens Schriften, welche ihr aus befreundeten Kreisen empfohlen und zugetragen oder von ihrem Verleger aus dessen Officin geschenkt werden.

Die Urtheile Grabbe's über mitstrebende Autoren, soweit er sich um Autoren überhaupt bekümmerte, lauteten daher meist sehr bitter und wegwerfend, so namentlich über Heine und Börne. Von Freiligrath weiß er nur zu sagen: er sei noch aus der Matthisson'schen Schule, oder: er sei wirklich „ein guter Junge", mache aber auch Phrasen. Doch mag man sich dies noch gefallen lassen; wenn er aber Goethe's Faust einen „Lump" nennt, oder einmal in die Worte ausbricht: „Ha, Tieck; ja, ich bin größer als er, ich steige mit jedem Tage, er sinkt hinab", so grenzt dies an Geistesverrückung.

Grabbe kam inzwischen auf den curiosen Einfall zu heirathen; wir müssen ihn curios nennen, denn zum Ehemann war wol Niemand so wenig geschaffen als Grabbe. Er verlobte sich erst mit einer jungen hübschen Detmolderin, Henriette, die es aber in seiner Gesellschaft nicht lange aushalten konnte, das beste Theil erwählte und die Verbindung löste. Grabbe erneuerte hierauf ein älteres, Henriettens wegen jedoch aufgegebenes Verhältniß mit dem Fräulein Klostermeier, nachdem deren Vater, der Archivrath, gestorben war. Diese Verbindung erneuerte sich, wie Ziegler erzählt, in folgender Weise:

Fräulein Klostermeier war von der Zeit her, wo der Vater des Dichters Freiligrath als Unterlehrer am Gymnasium zu Detmold stand, mit dessen Familie sehr nahe befreundet, und hatte im Sommer 1831 vom jungen Dichter, der dazumal noch im „Mindener Sonntagsblatt" seine Löwenmenagerie ausstellte und sich ein größeres Feld für seine literarische Thätigkeit wünschte, mehre Gedichte, unter Anderm einen Traum von Konradin und Friedrich von Oestreich zugesandt erhalten, um sie Grabbe vorzulegen und dessen Empfehlung für einen größern literarischen Markt zu vermitteln. Sie hatte dieselben bei Uebersendung an Grabbe mit einem um so verbindlichern Schreiben begleitet, da sie inmittelst ihre Mutter durch den Tod verloren und sich nun in ihrem Hause, welches sie allein bewohnte, etwas einsam fühlen mochte. Grabbe war dadurch gewonnen, und hatte das ihm gewordene Vertrauen dadurch erwidert, daß er seiner Freundin ein von ihm verfaßtes Gedicht „Barbarossa", welches so recht seine damalige verzweiflungsvolle Weltansicht aussprach *), mittheilte. Seine persönliche Aufwartung war bald darauf gefolgt. . . .

---

*) Dieses merkwürdige Gedicht ist nach dem Originalmanuscript, welches sich im Besitz des verstorbenen Schriftstellers Friedrich Saß befand, in meiner literarhistorischen Sammlung: „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit" (Leipzig 1843), abgedruckt worden, und zwar soviel mir bekannt zum ersten mal. Es ist ein Gedicht, wie es mit dieser zermalmenden Ironie nur Grabbe schreiben konnte. Dem Kaiser Barbarossa führt ein Traumgesicht die Hauptbegebenheiten der Geschichte in rascher Folge vor. Er macht zu jeder seine Glossen, die seine ganze Verachtung gegen alles menschliche Treiben aussprechen, und begehrt nur zu schlafen. Endlich zeigt sich ihm auch im Traumgesicht die Julirevolution von 1830. Barbarossa meint, schon halb in Schlaf versinkend:

Ja, Freiheit gut,
Verlockend schön —
Die Völker erheben sich, —
Die Meere gebären vielleicht —
Die Seelen der Erden,
Der Sonnen
Brechen empor und streiten vielleicht —
Neue Völker,
Unnennbare Welten
Dringen herein —
Doch nie sind Gott und Welt und Mensch des Glückes werth,
Solang' Keiner sich selbst bekehrt!
Breche die Welt —
Ich will schlummern — besser todt als erwachen,
Solang' ich selbst nicht besser bin als — Barbarossa.

Die so eingeleitete Erneuerung des Verhältnisses führte zu einem Ehebündniß, welches für beide Theile höchst peinliche, für Grabbe fast vernichtende Folgen hatte. Wir haben schon erwähnt, daß uns Karl Ziegler mit einer fast beispiellosen Indiscretion und Rücksichtslosigkeit in alle scandalösen Scenen einweiht, welche zwischen beiden Ehegatten vorfielen, ohne den widerwärtigen und oft empörend rohen Ton irgendwie zu mildern, dessen sich beide Ehegatten in ihren Disputen befleißigten. Ziegler gibt zwar zu, daß auch Grabbe dabei nicht von Schuld freizusprechen war; aber offenbar ist die ganze Darstellung mit einer Animosität gegen Grabbe's Frau geschrieben, die ihresgleichen sucht und ihre Rechtfertigung nicht darin finden kann, daß die frühern, der „Hermannschlacht" vorangestellten Mittheilungen Duller's mit einiger Animosität gegen Grabbe's Mutter, also mehr im Sinne der Lucie Klostermeier, Grabbe's Frau, geschrieben waren. Es ist möglich, daß eine andere Frau von liebevollerm, hingebenderm Gemüth manche Klippen in Grabbe's Charakter und Lebensgewohnheiten glücklich umschifft haben würde, aber sie würde doch früher oder später auf Klippen gestoßen sein, an denen sie bei der größten Vorsicht, sie zu umschiffen, gescheitert sein würde. Beide Naturen, immer mehr das Rauhe und Schroffe herauskehrend, stießen um so heftiger aneinander, da die Ehe kinderlos, mithin ohne versöhnendes und bindendes Mittelglied blieb. Namentlich handelte es sich, wie Ziegler behauptet, bei dem Bestreben der Frau Grabbe darum, die Ausschließung der Gütergemeinschaft herbeizuführen, weil, wie sie fürchtete, sonst von dem ganzen, ohnehin knappen Vermögen nichts übrigbleiben würde. Hierüber mußte Grabbe fast täglich Vorwürfe hören. Indeß wollen wir unsererseits nicht dazu beitragen, alle Scandalgeschichten, die sich an dieses Ehezerwürfniß knüpfen, vor dem Publicum auszubreiten, obschon wir, da wir sie ja bereits gedruckt vorfinden, dabei weniger Verantwortung hätten als der Verfasser, der zuerst von diesen Familiengeschichten öffentlichen Gebrauch machte; aber eine mehr scurrile Scene, die für Grabbe's halbtolles Wesen in hohem Grade bezeichnend ist, können wir uns nicht enthalten mitzutheilen. Hier ist die Stelle, die zugleich von der derb-naturalistischen, auf allen stilistischen Reiz verzichtenden Darstellungsweise Ziegler's eine Probe sein mag:

Grabbe hatte lange Zeit viel Wesen aus einer Eule und einem Paar Enten gemacht, besonders von jener sprach er viel. Jeder, der ihn besuchte, mußte das Thier betrachten. Als ich nun zu ihm kam, war er bereit, auch mich damit bekannt zu machen und lief in seinem rothgestreiften Nachtcamisol mir voraus in die Küche. Hier nahm er von dem Fleische, welches zu Beefsteaks bereitet war, ein großes Stück, unbekümmert ob für den Mittagstisch etwas übrig war, ergriff eine Gabel und dann ging es in den gepflasterten Hof. Die Eule saß hier im Holzstall in einem Bauer; er nahm sie heraus. „Sieh mal, was der Satan für Augen macht, gerade wie meine Frau. Sie soll zu fressen haben, komm, komm, süßes Kind!" Und damit stopfte er ihr unbarmherzig ein großes Stück Fleisch in den Hals, das er, als sie es nicht sogleich verschlucken konnte, mit der Gabel hinunterdrückte. Dabei sprang er, vor Vergnügen lachend: „Sieh, was der Teufel die Augen verdreht, aber — und er faßte sie unsanft — ich kann dich zwingen, ha, ha, ha!" Dann fiel ihm ein, sie solle spazierengehen, und er setzte sie auf die Erde, indem er sie an einer Schnur festhielt. Darauf wieder rief er: „Wart' einmal, da haben wir die Ente, nun wollen wir sie copuliren!" Und er holte die letztere herbei und stellte beide Thiere nebeneinander. In carikirter Weise recitirte er eine Copulationsformel und verlangte von der Ente, sie solle „Ja" sagen. „Krack!" sagte sie. „Hör'! Grabb', Grabb'! Das ist ein Stich auf mich! «Ja» sollst du sagen, verfluchte Bestie!" Und nun erhielt die letztere mit einer Holzsplette unbarmherzige Schläge. Als er dies überdrüßig war, rief er: „Jetzt aber sollst du bei die Eule ins Bauer, wart', wart', ich will dich schon kriegen!" und er setzte auch beide Thiere zusammen, infolge dessen die arme Ente von der Eule übel zugerichtet wurde. „Gehen Sie geschwind (rief Grabbe) einmal zu dem Herrn Pastor, er solle eine Copulation vornehmen; es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe!" Mittlerweile war seine Frau in den Hof getreten und blickte mit einem stechenden schadenfrohen Lächeln in sein Treiben hinein. „Ja, ja, meine Frau geht gerade wie eine Ente, komm! — und hierbei griff er ihr nach dem Kopfe — komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen Kuß geben, nun küß' sie 'mal" u. s. w.

Es thut uns fast leid, dieser unheimlichen Narrenspossen hier gedacht zu haben, da sie nur zu geeignet sind, alle Illusionen, die man etwa in Betreff Grabbe's noch haben könnte, zu zerstören. Diese wüste Abart von Humor, diese thier- und menschenquälerische Scurrilität bildete aber in Grabbe's Charakter einen so hervorstechenden Grundzug, daß wir glaubten, auch von ihr eine Probe geben zu müssen. Diese Züge, an denen das Buch fast überreich ist, erwecken vielleicht nur Schauder, während sie doch zugleich Mitleid mit einem so verwüsteten Gemüth erwecken sollten. Es war in den Tagen Grabbe's Brauch geworden, sich jeder gefühlvollen Aeußerung zu schämen und alle Sentimentalität, mit der freilich viel Misbrauch in der Literatur getrieben worden war, zu verspotten und zu verhöhnen. Das Heilmittel dagegen wollte man in einer zur Schau getragenen Abwesenheit aller tiefern Empfindung erkennen. Alle sanftern Regungen, Pietät, Mitgefühl, Menschenliebe im höhern Sinne wurden eines „großen Geistes" nicht für würdig gehalten, was jedoch nicht hinderte (man denke an Heine!) seine individuellen Schmerzen und Liebesleiden zu hätscheln, vor der Welt zur Schau zu tragen und ihr zuzumuthen, daß sie diesem gegenstand- und inhaltlosen Liebesjammer, mit dem der Dichter vielleicht sein Austernfrühstück würzte, ihre innigste Theilnahme schenke. Grabbe ging noch einen Schritt weiter, und er war darin ehrlicher. Er haßte diese kokette Emailmalerei des Schmerzes auch an sich. Er erstickte jedes bessere weichere Gefühl durch rohen oft frechen Cynismus, der ihm dann freilich mehr und mehr zur zweiten Natur wurde. Er setzte die Stärke in die Gefühllosigkeit und wurde darüber häßlich. Aber jeder Mensch besteht eigentlich aus einem Doppelmenschen; woher es denn auch kommt, daß wir oft an einem Menschen, den wir bis dahin für einen durchaus milden und sanften Charakter hielten, irre werden, wenn plötzlich in einem unbewachten leidenschaftlichen Moment etwas Dämonisches an ihm zum Ausbruch kommt, das uns fremdartig gegenübertritt, während wieder rohe und cynische Natur

ren uns oft plötzlich ebenso sehr durch Kundgebungen eines edlern weichern Gefühls überraschen. Diese Regungen der bessern Natur fehlten auch bei Grabbe nicht. Wir erkennen sie in der Versöhnlichkeit, zu der er, wenn man ihn richtig behandelte, sich außerordentlich geneigt zeigte; in mancher gemüthlichern Aufwallung mitten unter den Fratzen, die er dem Gemüth schnitt; in der augenblicklich aufrichtig gemeinten unbedingten Hingebung an Männer, die ihm in seiner Verwüstung Theilnahme zeigten oder heuchelten; und namentlich in der Anhänglichkeit, die er bis zu seinem Lebensende seiner Mutter treu bewahrte. In seinen Dichtungen feierte er in seiner Weise vorzugsweise hohe und große Charaktere; er begegnete ihnen im Leben nirgends, er erblickte keine, soweit er in der Geschichte der Mitwelt um sich sah; er fühlte sich abgestoßen; er verachtete die Welt wie sie war, und er trieb mit ihr sein höhnisches cynisches Spiel. In Ermangelung größerer Verhältnisse schlug er in der kleinen detmolder Welt um sich, ärgerte seine Umgebungen und ließ, wie wir sahen, selbst an unschuldigen Thieren seinen tollen unbarmherzigen Humor aus.

Es ging nun mit Grabbe in immer beschleunigterer Weise abwärts. Seine unordentliche Geschäftsführung, die einen förmlichen „Geschäftsbankrott" (wie Ziegler sagt) zur Folge hatte, war Ursache, daß man ihm einen Substituten beiordnete und später den ihm ertheilten Urlaub in einen förmlichen Abschied verwandelte, um den er übrigens in ungeschicktester Weise selbst nachgesucht hatte. Grabbe verließ nun Detmold und ging nach Frankfurt, wo ihm der nähere Umgang mit Duller einigen Trost gewährte. Aber auch hier war ihm der Verkehr mit einer gewissen Sorte von Schöngeistern nachtheilig, die seinen Bizarrerien und Originalitäten als Ausbrüchen einer genialen Natur schmeichelten und an seinen Cynismen ihre Freude hatten. Und auch in Frankfurt mußte er Jemand haben, den er peinigte. Dies war seine Wirthin. Wenn sie auf seine Stube kam, schloß er ab, legte zwei Pistolen auf den Tisch und nöthigte sie, ihm aus Gesangbuch und Bibel stundenlang vorzulesen, während er auf dem Sopha saß und mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischenwarf. Die arme Frau suchte zuletzt bei einem Bekannten Schutz gegen diese Quälereien, die auf einen durch und durch verstörten Geisteszustand schließen lassen.

Auch in Frankfurt konnte es Grabbe nicht lange aushalten; er ging, wie man weiß, nach Düsseldorf zu Immermann, der sich in seiner Weise anfangs ganz wacker gegen ihn benahm. Aber Immermann, eine vornehme goethesirende Natur, war kein Umgang für Grabbe. Er führte ihn in seine Gesellschaften ein, und Grabbe fügte sich eine zeitlang so gut es eben ging, ja manche Aufmerksamkeiten, die man ihm erwies, scheinen ihm anfangs ein ganz neuer Reiz gewesen zu sein und ihn mit dem Gefühl eines gewissen Stolzes erfüllt zu haben. Auch vollendete er hier seinen „Hannibal", in welchem seine dramatische Genialität noch ein mal mit siegender Gewalt durchbrach. Er schrieb darüber an einen Freund: „Wir Deutschen verachten die französische Gelehrsamkeit so oft, und bei Gott, weißt du, wer mir am meisten ausgeholfen hat? Der alte Rollin ... Ich habe zu meinem Zweck mehr darin gefunden als im Schlosser. «Hannibal» ist drei mal besser als «Napoleon»." Diesem Selbsturtheil Grabbe's kann man nur beistimmen.

Bald aber fühlte Grabbe, daß man ihn in diesen vornehmen Kreisen nur duldete, daß man ihn schonte, daß man sich zu ihm herabließ und höchstens an ihm wie an einer Specialität Interesse nahm. Immermann fing an schulmeisterlich gegen ihn aufzutreten, gab ihm, um ihn durch mechanische Beschäftigung vor Unstätigkeit zu retten, Rollen zum Abschreiben — wobei übrigens zu bemerken ist, daß Grabbe in einer Anwandelung seltsamer Laune ihn einmal selbst darum gebeten hatte —, zeigte gerade keine große Sympathie für Grabbe's Dichtungen und benutzte ihn, um durch ihn das düsseldorfer Theater als eine Musteranstalt in ganz Deutschland empfehlen zu lassen. Zu diesem Zweck schrieb Grabbe unter Anderm bekanntlich eine selbständige Broschüre. Grabbe mit seiner gründlichen Verachtung aller deutschen Theaterzustände, mit seinem hochfliegenden Geist befand sich als Leibposaunist Immermann's in einer gänzlich schiefen Stellung. Je mehr er merkte, daß Immermann ihn nicht als einen Ebenbürtigen, sondern als seinen ihm zur Dankbarkeit verpflichteten, tief untergeordneten Famulus betrachtete, desto mehr empörte sich sein Inneres gegen ein Verhältniß, das ihm von Tag zu Tag peinlicher wurde. Grabbe fiel abermals den Schöngeistern und Flaneuren in die Hände und machte sich in ihrem Kreise über Immermann lustig, um sich für das Drückende seiner Stellung zu entschädigen. Seine Sottisen wurden, wie dies so geht, Immermann hinterbracht, der darüber in den Proben oft wie außer sich gewesen sein soll, während dieselben Leute wieder Grabbe zutrugen, was Immermann über Grabbe gesagt hatte oder gesagt haben sollte. Ist das verächtliche Klatschwesen schon unter den deutschen Literaten unerträglich, so ist es dies womöglich in noch höherm Grade unter Allen, welche mit dem Theaterwesen in Berührung stehen. Kurz, es kam nun zum offenen Bruch zwischen beiden Dichtern, und Immermann schrieb an Grabbe einen Brief, worin er ihm die ihm erwiesenen Wohlthaten vorrückte und ihn daran erinnerte, daß er, um seine Angriffe zurückzuweisen, die Gerichte anrufen könne.

Grabbe trug sich zwar zu der Zeit mit manchen Plänen: mit einem „Eulenspiegel", der, wie er schrieb, „ein tolles lustiges Thier" werden solle; mit einem „Alexander dem Großen", den er im „edelsten Versmaß" zu halten gedenke; und sogar mit einem „Christus", von dem er versicherte, er werde in „erhabener Art" gedichtet sein. Wir wollen in der That glauben, daß dies der Fall gewesen sein würde, wenn Grabbe zur Ausführung dieses Plans gekommen wäre. Denn Grabbe hatte trotz gelegentlicher Cynismen eine wirklich großartige Auffassung weltgeschichtlicher Charaktere und Katastrophen;

er dichtete nicht, wie er im Wirthshause unter den Schöngeistern sprach, um diese zu amüsiren. Aber diese Plane sollten nicht zur Ausführung kommen; Grabbe versank in ein wüstes ödes Wirthshausleben, seine Krankheit nahm zu und zehrte seine äußere Hülle immer mehr ab; sein einziger, ihm noch übriggebliebener Freund, der Componist Burgmüller, eine in Denk- und Lebensweise ihm verwandte Natur, starb; seine belletristischen Freunde, treuloses Volk, mieden ihn gänzlich; er gerieth in die äußerste Geldnoth, und so entschloß er sich zu dem schweren Schritte, „sein Ende, das ja doch nicht mehr lange ausbleiben könne, in seiner Heimat abzuwarten". Nur gänzliche Hoffnungslosigkeit und Erschöpfung konnten ihn bewegen, diesen Schritt — zugleich den Schritt in sein Grab — zu thun.

Vollkommen gebrochen — was sich schon in seiner äußern Erscheinung ankündigte — kehrte Grabbe im Frühsommer 1836 nach Detmold zurück. Als man ihn sah, hieß es: „Der lebt keinen Monat mehr, es ist aus mit ihm. Er hat offenbar die Schwindsucht. Der verfluchte Rum!" „Sieh, er fällt vor Mattigkeit um", sagte der Eine. „No, no", antwortete der Andere, „es geht noch ein mal. Ach, grad' wie ein Landläufer!" Man sah es ihm an, daß er es nur noch wenige Monate machen würde; man hätte nun erwarten sollen, daß man ihn als einen Todtkranken behandeln würde; statt dessen verbrauchte man seinen Witz an ihm und machte sich über ihn lustig. Er war weicher als sonst; er hielt sich mäßig, weil er nicht anders konnte; aber gerade weil er nicht mehr im Stande war, die Gesellschaft mit seinen Lazzi zu unterhalten, weil er nicht mehr die Kraft besaß, durch augenblickliche und treffende Repliken jedem Angriffe, jeder Neckerei zu begegnen, weil man einen abgelebten, gebrochenen, sterbenden Menschen vor sich hatte, gerade darum gab man dem Löwen Eselstritte und weidete sich an seinem Schmerze. Diese Gemeinheit ist von Karl Ziegler ohne Rückhalt und höchst charakteristisch und treffend geschildert. Zahlreich waren die Demüthigungen, die Grabbe zu erdulden hatte. So eines Abends, als er, von Einigen dazu aufgemuntert, auf den unglücklichen Einfall gerieth, im Gastzimmer seines Hôtels unter Zechenden, Spielenden und Lärmenden die „Hermannschlacht" vorzulesen, nachdem er vorher in seiner charakteristisch-originellen Weise bemerkt hatte: „Ja, Hermann's Thusnelda wird wie die Meiersfrau vom Sültehof, die Sache gefällt mir außerordentlich, und Alles ganz lebensfrisch; Detmold kommt auch darin vor, und wahrhaftig auf brillante Art." Man unterbrach die Lectüre: „Setzt doch das Lesen aus! Trinkt lieber; es ist ja doch nur Alles dummes Zeug!" u. s. w. Er nahm verzweifelt sein Manuscript vom Tische, knöpfte es unter den Rock, brütete dumpf vor sich hin und sagte mit fast ins Weinen umspringender Stimme zu Ziegler, der zuletzt allein bei ihm geblieben war und ihm gerührt die Hand drückte: „O dieser Händedruck ist mir lieber als die ganze Welt! All meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt; ich wollte, daß ich todt wäre!" Ein neben Grabbe Wohnender hörte ihn dann noch in der Nacht in seinem Zimmer herumrasen und die schrecklichsten Verwünschungen ausstoßen; hörte, wie er den Hahn an einer Pistole in Bewegung setzte, hörte, wie er mit dem Rufe: „Nein, das wäre gemein!" die Pistole gewaltsam auf die Erde schleuderte, hörte endlich, wie sich Grabbe aufs Bett warf und laut schluchzte und weinte.

Grabbe sollte den Kelch seiner Demüthigungen bis zur Neige leeren. Er wurde veranlaßt, aus dem Hôtel, in welchem er bis dahin logirte, zu seiner Frau zu ziehen; er that dies aber erst, nachdem sich auf seine Veranlassung ein Polizeidiener zu ihr begeben und ihr vorgestellt hatte: Grabbe sei so krank und elend; ob sie es denn dulden wolle, daß er unter fremden Händen oder ganz verlassen sterbe? Ueber seine letzten Augenblicke wollen wir kurz hinweggehen und nur einiges Charakteristische anführen. Man schickte einen Geistlichen zu ihm, um ihn an den Himmel zu erinnern. „Ja so, der Himmel!" sagte Grabbe. „Herr Pastor, wissen Sie, wie's im Himmel aussieht? Ob wol die Ochsen, Esel und die Kameele auch in den Himmel kommen? Ich glaube es, sie haben ja auch Seelen. Das wird einmal ein Leben im Himmel sein! Welch ein Gekrauf und Gekrabbel, wenn sich das Alles durcheinander kratzt und beißt und stößt und schlägt, all dies Gethier!" Und so ging es in echt Grabbe'scher Weise fort. Grabbe's Mutter, welche kam, um ihrem Sohn die letzten Augenblicke zu erleichtern, wurde erst von seiner Frau mit heftigen Worten abgewiesen, kehrte aber dann unter dem Schutz des Kanzleiraths Petri, der sich um Grabbe in der letzten Zeit hochverdient machte, zurück; auch seine Frau gewann es über sich, an sein Sterbebett zu treten und, ihn auf die Stirn küssend, von ihm Abschied zu nehmen. Seinen letzten Augenblicken wohnte sie nicht bei. Aber die Mutter saß an seinem Bett und sagte in ihrer plattdeutschen Mundart: „Sui Christian, Dui bist ja muin leuwe Christian — sui man getrost, dui krigst et ja niu baule wuit bebber — sui, diu kümmst ja niu tom Vaddern — muin leuwe, leuwe Christian!" Grabbe schien die Nähe seiner Mutter sehr wohl zu thun und er wandte sein sterbendes Auge nicht von ihr ab, gleich als ob er ihr seinen letzten Dank aussprechen wollte. Er starb am 12. September 1836 Nachmittags gegen 3 Uhr. Seine Witwe aber drückte ihre Freude aus, daß der „Unhold" nun todt sei, obschon sie ihm, als er in den Sarg gelegt wurde, das Haupt mit einem Lorberkranz schmückte und reichliche Thränen vergoß!

Selbst wenn es sich in diesem Buche nicht um das Leben und Sterben eines einst vielgenannten Dichters handelte, so würden wir an ihm doch ein interessantes Nachtstück, eine schmerz- und lehrreiche Familiengeschichte aus dem bürgerlichen Leben, ein Stück Sittengeschichte haben.

Um eine Erscheinung wie Grabbe richtig zu beurtheilen, ist es nöthig, einen pathologischen Standpunkt zu nehmen und sich dabei an Goethe's Aeußerung zu er-

innern: „Man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen." Vieles, vielleicht das Meiste verschuldeten Grabbe's besondere körperliche Anlage, sein ihm angeborenes, von früh auf zu Wunderlichkeiten, Einbildungen und allerlei Capricen geneigtes Temperament und die eigenthümliche Organisation seines Talents; Vieles verschuldeten dann noch die Verhältnisse, die Umgebungen, in denen er geboren wurde, die Erziehung, die ihm zutheilwurde und gerade nicht die beste gewesen zu sein scheint, die Kreise, in welche er gerade zu der Zeit gerieth, wo sich der Charakter des Menschen zu entwickeln und eine festere Form anzunehmen beginnt, die Einflüsse, welche die in der schriftstellerischen Welt damals herrschenden Anschauungen auf ihn ausübten, der im Ganzen ziemlich energielose Charakter der Zeit, gegen den auch geordnetere Geister als Grabbe in Opposition traten. Wäre Grabbe, selbst mit seinen körperlichen und geistigen Anlagen, der Sohn eines berliner Geheimeraths, oder eines weimarer Hofraths, oder eines frankfurter Bankiers, oder eines östreichischen Standesherrn statt der Sohn des Zuchtmeisters von Detmold gewesen, so würde er eben sich anders entwickelt haben und etwas Anderes geworden sein. Neben ihm haben manche Andere, ohne es vielleicht selbst zu wissen, am Rande desselben Abgrunds gestanden, Manche sind wie Grabbe in ihn versunken. Dies beweist doch, daß in der damaligen Bildung, die, außen geleckt und gefirnißt, innerlich gar sehr zum Cynismus und mephistophelischen Sarkasmus neigte, etwas Krankhaftes lag; denn wo es viele Ausnahmen von der Regel gibt, da ist anzunehmen, daß die Regel selbst nicht gesund ist. Das moderne Leben hat wol überhaupt Formen, gewisse Ceremonialgesetze, die man respectirt, aber keine einheitliche Grundform, welche die Menschen von selbst nöthigte, edel und gut zu sein und bei allen übrigen Fortschritten fehlt noch viel, daß die Idee des sittlich wie des künstlerisch Schönen das Leben durchdrungen hätte. Daher die Unruhe, das Ungenüge, daher die vielen verlorenen Existenzen, die sich an dem Weltconflict und zuletzt in sich selbst verzehren und dieser Unruhe, diesem Unausgeglichensein der Gegensätze bald auf politischem, bald auf religiösem, bald auf literarischem, bald auf socialem Gebiete zum Opfer fallen. Keinenfalls wollen wir, auf einen Lebenslauf wie den Grabbe'schen blickend, wie jener Pharisäer selbstbewußt an die Brust schlagen und rufen: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie Dieser!" Und wenn wir uns schon glücklich preisen wollen, daß jetzt ein wüster oder sogenannter „genialer" Lebenswandel nicht mehr zu den Hülfsmitteln gehört, um in gewissen Kreisen ein poetisches Interesse für sich wachzurufen, so wollen wir oder sollten wir uns doch hüten, in einen andern Fehler zu verfallen, nämlich den, die wenn auch sonderbaren doch großen und eigenthümlichen Leistungen eines Talents blos deshalb geringzuachten, zu vergessen und verwerflich zu finden, weil man den Lebenswandel, den es führte, allerdings zu verwerfen und als abschreckendes Beispiel aufzustellen Ursache hat.

Hermann Marggraff.

Volkskalender für das Jahr 1855.

Das Volk als solches ist eine incommensurable Größe. Es handelt nicht mit Ueberlegung, sondern instinctartig; es läßt sich daher nie an sein Thun und Treiben der Maßstab des Verstandes anlegen. Die echten Propheten waren beinahe alle Männer des Volks; sie schämten sich des Geständnisses, den Grund nicht angeben zu können, weshalb sie just so und nicht anders handelten, und versteckten sich hinter der Phrase: „Wir thun es aus göttlicher Eingebung." Das Volk, das sich selbst nie über sein Benehmen Rechenschaft zu geben weiß, ließ sich diese Deutung gefallen. Es ahnte und verehrte in einer solchen höherbegabten Persönlichkeit etwas Gleichartiges und doch Unaussprechliches, und das ist eine alte Geschichte: gleich und gleich gesellt sich gern. Die Masse steht mit dem Genius, der just die Saite anzuschlagen weiß, deren Ton an der Zeit ist, in einem gewissen Rapport. Der Volksgeist in seinen tausend Abstufungen, vom nomadisirenden Beduinen bis hinauf zum cultursinnigen Indogermanen je nach Verschiedenheit der Planetenstelle, aus der er speciell pflanzenartig hervorwächst, ist identisch mit dem Zeitgeist. Diese einfache und doch doppelte Größe spiegelt sich fortwährend in sich selbst. Es blicken viele in diesen Riesenspiegel, und leben dann in dem Wahne sagen zu können, was sie darin gesehen; vergessen jedoch dabei den Umstand, daß Spiegelbilder sehr häufig täuschen; da sehen nur Seher! Es bleibt daher der apodiktische Ausspruch: „Ich kenne mein Volk", wer ihn auch immer im Munde führen mag, mehr oder weniger eine Anmaßung; denn es lebt in der Vereinskraft der Masse ein Etwas, dem gegenüber das geistreichste, schlagfertigste Individuum zum Unbedeutenden zusammenschrumpft. Dies stellt sich am klarsten heraus, wenn man die von einzelnen höchst energischen Männern erzielten Resultate mit dem historischen Auftreten der sich unerwartet erhebenden Volkskraft vergleicht. Man denke, um ein einziges Beispiel anzuführen, das wir hierorts freilich nicht weiter verfolgen können, an die urgewaltige Erscheinung der Völkerwanderungen. Kein Napoleon mit einer zahllosen Armee wäre im Stande, auch nur eine einzige, die kleinste derselben ins Leben zu rufen; so etwas kann nur die Volkskraft, der Volksgeist. Er macht die Weltgeschichte.

Es ist daher nach unserer Meinung eine ganz irrthümliche Redeweise, zu sagen: „Das Volk ist ein Kind", obwol sie sich in der Umgangssprache eingebürgert hat. In diesem sogenannten Kinde schlummert mehr als sich die Gelehrten in ihrer souveränen Weisheit träumen lassen. Zwar haben mehre derselben die Kluft, welche die mit der Hand und die mit dem Kopf arbeitende Classe voneinander scheidet, zu überspringen versucht, und infolge dessen ist von halbgebildeten Laien der Büchermarkt mit einem ganzen Schwall populär-wissenschaftlicher Werke, vorzüglich naturhistorischen Inhalts, überflutet worden; ob jedoch diese gelehrten und ungelehrten Herren dabei die richtige Methode erwählt, ob sie den rechten Ton getroffen haben, das ist eine andere Frage. In der Regel stellt man sich dies viel zu leicht vor; es steckt gewöhnlich in diesen Büchern viel zu viel Universitätskram, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Diese Bücher sind ihrem stofflichen Gehalt nach unbedingt zu reich für das Volk. Man müßte dabei einfacher zuwerkegehen; diese Herren jedoch bauen fort und fort, ohne einen sichern Grundstein gelegt zu haben. Sehr häufig setzen derartige Bücher Kenntnisse voraus, die das Volk eben noch nicht hat. Es wäre manchem dieser populären Schriftsteller zu rathen, sich eher in den Volkskalendern ein bischen umzusehen, bevor sie die Feder in die Hand nehmen. Ein Buch, das dem Volke nicht mundrecht gemacht wurde, wird ihm stets

ungenießbar bleiben. Bei dem oft ausgesprochenen Vorwurf, daß sich in unsern Tagen besonders die untersten Volksschichten stark dem Materialismus zuneigen, wird also doppelt nothwendig auf die Erhebung und Läuterung des Gemüths dieser Classe hinzuarbeiten sein. Jedoch alle diese Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts appelliren an den Verstand; man gibt sich einem Irrthum hin, wenn man glaubt, daß die profane Masse auf diese Weise aus dem Sumpfe des Genusses gezogen werden könne. Sie muß bei der Herzensseite gepackt werden; kein Volk ohne Herz, kein Volk ohne Gemüth! In Bildern und Gleichnissen muß zu ihm gesprochen werden; gesunder Witz und handgreiflicher Humor müssen dabei das Ihrige thun. Man erinnere sich an den allgemein beliebten Volksprediger Abraham a Santa Clara; warum war er seines Erfolgs gewiß? Weil er nie dem Fassungsvermögen seines Publicums eine zu harte Nuß aufzubeißen gab; so muß mit Proletariern gesprochen werden, jedoch nicht, wie unsere populären Gelehrten mit ihnen reden: sie setzen ihnen Ideen in den Kopf, die ihr Gehirn nicht verdauen kann. Das Volk blickt im Vollgefühl seiner Kraft alles Gelehrtenthum ebenso verächtlich über die Achsel an, als ihrerseits die Großwürdenträger der altersgrauen Pergamente auf die unwissende Masse stolz herabsehen.

Zwischen diesen zwei sich schroff gegenüberstehenden Parteien fehlen bisjetzt die rechten Organe der Vermittelung. Vielleicht ließen sich die Volkskalender dazu benutzen. Sie erfreuen sich bereits einer großen Verbreitung; schon dieser Punkt allein fällt schwer in die Wagschale. Besonders die untersten Classen haben viel Vertrauen zu diesen Büchelchen, denen es gelungen ist, eine große Zahl von Almanachen zu verdrängen. Wer sich in den Volkskalendern etwas umgesehen, kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß sich manche ihrer Mitarbeiter die derbe Manier Abraham's a Santa Clara zum Muster genommen haben. Alles Nachahmen auf diesem Felde bleibt bedenklich; abgesehen davon, daß es Schwachheit verräth, die nicht auf den eigenen Beinen zu stehen vermag, hat es noch die schlimme Seite, daß es bei ganz populären Themas leicht einen cynischen Anstrich gewinnt. Da jedoch in der Regel das Volk ohnedies ein Behagen am Gemeinen und Häßlichen hat, so muß natürlich Alles vermieden werden, was dieser Neigung neue Nahrung geben könnte; denn es ist auf dem ganzen Erdenrund noch keiner Religionsform gelungen, diese alles Völkerleben heimlich durchkriechenden Wurzeln auszuroden. Hierin liegt der Hauptgrund, warum es so schwer ist, dem Volke gegenüber den richtigen Ton anzuschlagen; denn dieser Ton muß kräftig, voll und derb klingen und darf doch nicht die oben angedeutete Linie passiren. Die Träger der neuen Richtung, die man wol, als letzten Zweig der jungdeutschen Schule, die jüngstdeutsche nennen darf, mögen dies nie außer Acht lassen. Der oppositionelle Geist dieser Jüngsten hat in den kaum hinter uns liegenden Jahren viel gesündigt, sogar einmal das Kind mit dem Bade ausgegossen. Es ist keine kleine Aufgabe, Lehrer oder wenigstens Belehrer des Volks sein zu wollen; wer sich die Kraft zutraut, dies sein zu können, der muß das Volk förmlich studiren, so gut wie Einer, der das Doctorat zu erwerben die Absicht hat, sich eher die Studien an einer Universität angelegen sein läßt. Vielleicht gibt es im nächsten Jahrhundert Doctoren des Volks, wie wir in unserm seltsamerweise sogar Doctoren der Musik haben; jedenfalls müßte für die erstern der Rector magnificus Niemand anders sein als der Deutsche Michel in höchsteigener Person.

Wir machen von diesen allgemeinen Vorbemerkungen nun den Uebergang zur Besprechung einiger Volkskalender, die so zahlreich erschienen, daß wir unsern Lesern nur eine kleinere Reihe derselben vorführen können. Wir wollen dabei, wie bei unsern letzten Aufsätzen über die Almanache, auch diesmal die Oestreicher den Zug eröffnen lassen:

1. Humoristisch-satirischer Volkskalender für das Jahr 1855. Herausgegeben von M. G. Saphir. Mit Illustrationen von Cajetan und Zampis. Fünfter Jahrgang. Erste und zweite Auflage. Wien, Jasper's Wwe. und Hügel. 1854. 8. 12 Ngr.
2. Oestreichischer Volkskalender für 1855. Herausgegeben von Johann Nepomuk Vogl. Erste bis dritte Auflage. Wien, Sommer. 1854. 8. 12 Ngr.
3. Krippen-Kalender für 1855, mit Illustrationen. Dritter Jahrgang. Wien, Prandel und Meyer. 1854. Hoch 4. 20 Ngr.
4. Weber's Volkskalender für das Jahr 1855. Leipzig, Weber. 1855. Gr. 8. 12½ Ngr.
5. Der schweizerische Hausbote, Kalender auf das Jahr 1855. Herausgegeben von Theodor Meyer-Merian. Dritter Jahrgang mit 47 Holzschnitten. Basel, Schweighauser. 1854. 8. 15 Ngr.

Nr. 1. Selbst Saphir's Gegner, deren er nicht wenige zählt, müssen dennoch zugeben, daß er einer der glänzendsten Witzköpfe der Neuzeit sei. Sein Witz ist zwar nicht so harmlos wie der des großen Jean Paul, doch weiß er so scharf zu pointiren, den Nagel so mitten auf den Kopf zu treffen, daß es ihm hierin schwerlich ein Zweiter unter den lebenden Satirikern gleich thun dürfte. Freilich ist ihm dabei der Vorwurf zu machen, er wolle mit seinen scharfgespitzten, mit Ironie vergifteten Pfeilen diese oder jene Persönlichkeit absichtlich in ihrem innersten Herzen verwunden; dies liegt jedoch mehr oder weniger in der Natur des Witzes. Gleich in der Einleitung zu seinem Volkskalender, die den Titel führt: „Proclamation des Jahresregenten Mars-ikoff beim Einrücken in das Jahr 1855", stoßen wir auf folgende Stelle: „Indem wir in das Jahr 1855 einrücken, wollen wir es nur als Pfand, in zwölf Monaten geben wir es wieder zurück; darum seid ruhig, Bewohner des Jahres 1855, wir wollen nichts als Das, was ihr wollt! Ihr wollt euer Geld und euer Eigenthum in Sicherheit besitzen, das wollen wir auch!" Unter einigen mit sehr guten Bildern versehenen Satiren auf die jüngsten politischen Ereignisse in der Gestalt des astronomischen Thierkreises machen wir besonders folgende namhaft: „Die Zwillinge oder die Westmächte"; „Der Schütz oder Rothschild, der Vorschießer der Frau Europa"; „Die Jungfrau, oder Silistria, die unereroberte"; „Skorpion oder der deutsche Einheits-Skorpion"; „Der Steinbock, oder Danielo in der Mädchengrube"; „Der Wassermann, oder Napier auf dem Schiffsverdecke." Hierauf folgen: „Poetische Monatssprüchlein für das Jahr 1855", die wir zu den schwächern Producten dieses Kalenders zählen; während der „Akademische Vortrag über den Status quo der östreichischen Mehlspeisen" ausgezeichnet ist; freilich muß man Wiener sein, um alle diese köstlichen Anspielungen ganz verstehen zu können. Es zieht uns unwiderstehlich, wenigstens eine derselben unsern Lesern zum besten zu geben, da die darin vorkommenden Mehlspeisen auch im Norden Jedermann bekannt sind: „Was ist ein englischer Plumpudding gegen einen östreichischen Milchrahmstrudel? Wenn ich mit einem Milchrahmstrudel ein zärtliches Techtelmechtel angefangen habe, wie Ferdinand und Luise, so sage ich zu dem englischen Plumpudding, wie Ferdinand zur Lady Milford: «Umgürte dich mit dem ganzen englischen Stolz, ich verachte dich, ein deutscher Jüngling!»" Daran reiht sich ein improvisirter Schwank in östreichischer Mundart: „'s Lehrbüchl von die verschiedenen Busserln" (Küssen). Nachdem die Süßigkeit der Küsse, die sich Verliebte geben, in aufsteigender Rangordnung gehörig gepriesen, heißt es:

Ein Schwesterkuß steht dem Bruder nur soweit an,
Daß er dabei an ein ander's Mad'l denken kann.
Ein Kuß, den zwei Männer sich geben, zur Rechten und zur Linken,
Schmeckt grad' wie zwei Semmelschnitten und mitten kan' Schinken.

Auch die „Physiologie der Loge" enthält einige treffliche

Anspielungen, wie z. B. „Bei einem classischen Stück" und „Eine Familienloge". In der „Schilderschau" dagegen haben sich nicht nur einige sehr gesuchte Witze, sondern auch ganz schale eingeschlichen. Kein Wunder! Warum soll dem Saphir nicht auch ein mal der Faden ausgehen oder die Nadel stumpf werden? Lob verdient wieder die „Generalversammlung der wiener Kunstnotabilitäten des Jahres 1854". Es heißt unter Anderm darin: „Der öffentliche Geschmack hat umgesattelt; Apollo ist als arabischer Hengst im Pantheon zuständig geworden." Erwähnungswürdig ist die Illustration „Interessantes Portrait". Es reihen sich daran noch verschiedene Kleinigkeiten, worüber sich die Lachmuskeln des Lesers wol leicht in Bewegung setzen könnten. Auffallend war uns folgender Gedanke: „Mosenthal's «Deborah» heirathet «Nathan den Weisen», sie lassen sich in Steiermark nieder und der «Tempelherr» wird emeritirter Hausfreund." Wir bemerken dazu, daß die „Deborah" allerdings bei dieser Mariage gut wegkäme, jedoch um so schlechter „Nathan der Weise"; jedenfalls würde er sich schönstens für die ihm zugedachten „tempelherrlichen" Hörner bedanken; denn die Weisen tragen gewöhnlich keine Hörner. Wir nehmen nach allem bereits Gesagten nicht den mindesten Anstand, den Saphir'schen Volkskalender den Freunden des guten Humors aufs beste zu empfehlen. Es wird darin Jeder etwas nach seinem Geschmack finden.

Nr. 2 hat beinahe durchweg eine ernste Haltung. Der Herausgeber nennt seinen Kalender ein „Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung". Daß er dabei nicht nur die Deutsch-Oestreicher, sondern auch die andern Nationalitäten, welche die große Monarchie familienartig beherbergt, im Auge hatte, versteht sich von selbst. So finden wir z. B. gleich anfangs eine Geschichte aus dem Volke von Johann Nepomuk Vogl: „Im Hansag", worin die große unzugängliche Rohrwüste zwischen der wieselburger und ödenburger Gespanschaft an den Ufern des Neusiedlersees mit ihren seltsam gestalteten Sumpfkräutern, ihrem Schilf- und Binsenwuchse schön geschildert wird. Der Han-Istok (Moos-Stephan) ist zwar als ein an der Grenze zwischen Thier und Mensch stehendes Wesen für den Psychologen von hohem Interesse; das lesende Volk jedoch wird schwerlich über diesen „Sumpfmenschen" mit sich ins Klare kommen. Ein derb aber gut aufgegriffenes Lebensbild aus dem Volke ist „Das Oebstler-Nanerl". Hierauf folgt eine Novelle: „Die Hirschzunge", in der sich das gemüthliche Gebirgsleben der Anwohner des Gmundnersees abspiegelt. Zur Abwechselung wurde hier in den Kalender ein musikalisches Intermezzo eingereiht: „Der Gesang", Gedicht von Johann Nepomuk Vogl, componirt von P. von Lindpaintner. Zu der kurzen Beschreibung des neuerbauten k. k. Arsenals zu Wien ist der Holzschnitt beigegeben. Unter den kleinern Erzählungen finden wir: „Der Reichthum des Armen" und „Die Geschichte eines alten Pandurenwachtmeisters", die dem Wortlaut des alten Kerkermeisters Laczy entnommen ist. Die „Wiener Straßengestalten" sind ebenfalls aus dem Leben gegriffen, nur wünschten wir dazu etwas bessere Holzschnitte. Hierauf gibt Johann Nepomuk Vogl einige Balladen: „Twardowsky, polnische Klechde", „Der Frauenkäfig zu Kirchschlag" und „Suschen von Everding". Diese letztere, sich auf Johannes Kepler beziehend, dünkt uns die beste zu sein. Unter den „Haus- und Zeitsprüchen", die das Buch beschließen, ist der originellste folgender: „Das Leben ist ein wilder Baum, dem man frühzeitig gute Pfropfe einlegen muß, wenn man dereinst gute Früchte davon haben will."

Nr. 3. Dieses den Frauen vorzugsweise gewidmete Jahrbuch eröffnet ein darauf hinweisendes Sonett der talentvollen Betty Paoli. Hieran reihen sich die „Andeutungen über die Erstlingserscheinungen bei Kinderkrankheiten", von Gerhard von Breuning, praktischem Arzt in Wien. Unter dem Titel „Frauenspiegel" macht sich ein Panegyricus auf das zarte Geschlecht bemerkbar, dessen Verfasser sich Simplicius Freundlich nennt. Franz Ritter von Heintl äußert sich in populärer Weise über das „Wetter". Die Wolkenformationen werden darin am ausführlichsten behandelt; der Engländer Howard hat sie bekanntlich auf vier Grundgestalten zurückgeführt, was der Verfasser in vier Landschaften mit verschiedenen Wolkenbildungen seinen Leserinnen anschaulich zu machen sucht. Dazu citirt er seltsamerweise jene Stellen aus „Tell" und „Faust", die sich auf Sturm und Wetter beziehen, worauf eine große Zahl jener besonders in Oestreich üblichen Bauernregeln, für die sich wol auch alle norddeutschen Oekonomen interessiren dürften, den Aufsatz beschließt. Was den poetischen Theil anbelangt, begegnen wir einigen Namen guten Klangs, die jedoch nicht das Beste geliefert haben; dies dünkt uns zu sein: „D' Ewigkeit" (Oberöstreichisch) von Kaltenbrunner, ein originelles Gedicht, und „Fels und Thal" von A. Sch. In der historischen Novelle von C. Paul: „Der Marquez de Arronches", ist ein spannender Stoff gut erzählt; Geiger hat dazu eine sehr schöne Illustration entworfen. Auch etwas Dramatisches läuft mit unter: „Im Alter", häusliche Scenen in einem Aufzuge nach Octave Feuillet, von Bauernfeld, worüber wir uns des Urtheils enthalten, da es bereits über die Breter gegangen. Den Beschluß macht „Ein Ausflug auf den 7175 Fuß hohen Hochschwab in Obersteier", von einem Touristen. Diese Alpenwanderung ist lebhaft geschildert, doch schien uns, als hätte sich der Verfasser noch nicht oft in solchen Regionen befunden.

Nr. 4. „Weber's Volkskalender" ist jedenfalls einer der bedeutendsten. Zwar eignet er sich seiner ganzen Haltung und glänzenden Ausstattung nach mehr für die feinern Classen als für die Mittelschichten der Gesellschaft, doch finden auch die letztern darin zur Genüge das Ihrige. Es bietet sich uns eine solche Fülle von lesenswerthen Artikeln dar, die mit ausgezeichneten Holzschnitten versehen sind, daß uns fast die Wahl schwer wird, dies oder jenes hervorzuheben, um nicht gegen den Ueberrest ungerecht zu werden. Wir wollen es versuchen, mit dem Leser aus der Vogelperspective einen Blick auf das Ganze zu werfen. Im „Geschichtskalender" verdienen einer besondern Erwähnung: „Das Lessingdenkmal in Braunschweig", wozu der berühmte Bildhauer Ernst Rietschel, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Dresden, im Jahre 1849 das Modell vollendete, dessen Guß Georg Howaldt in der Eisengießerei in Braunschweig glücklich leitete. Hieran reiht sich das für jeden kunstsinnigen Deutschen nicht minder wichtige „Kopernicusdenkmal in Thorn". An dem Modell arbeiteten gemeinschaftlich die Bildhauer Professor F. Tieck und Wittig in Berlin, den Erzguß und die Ciselirung besorgte der dortige Bronzegießer Fischer. Hierauf folgt die Beschreibung des Kaisergrabes in der Invalidenkirche zu Paris, welches der Baumeister Visconti ausführte. Einer der schönsten geschichtlichen Aufsätze ist „Die fünfhundertjährige Jubelfeier des Eintritts von Bern in die Eidgenossenschaft", wie überhaupt aus dem ganzen Kalender des Herausgebers Vorliebe für die Schweiz ersichtlich ist. Aus den „Politischen Belehrungen" heben wir hervor: „Die Kadettenschulen", wobei wir das reizende Bildchen: Die aargauer Kadetten, nicht mit Stillschweigen übergehen können. In der Abtheilung „Länder- und Völkerkunde" dürften den Leser besonders interessiren: „Das Schwarze Meer und seine Umgebungen" und „Der Volkspalast in Sydenham". Die „Naturhistorischen Belehrungen" schildern in populär-anmuthiger Weise die Wunder des Himmels und der Erde. Der Aufsatz „Die Koralle" wird des Lesers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Abtheilung „Gemeinnützige Belehrungen" enthält Artikel über die Volksnahrungsmittel, die Pflege der Zähne und einige Andeutungen über die neuesten Erfindungen und Verbesserungen. Ausgezeichnet ist der „Unterhaltungskalender"; er beginnt mit einer wildschönen Erzählung aus der Alpenwelt: „Die Gemsjagd"; hierauf folgt eine treffliche Beschreibung: „Die Besteigung des Montblanc", deren Lectüre wir allen Freunden des Hochgebirgs warm empfehlen. Unter der Rubrik „Mannichfaltigkeiten" steht der Artikel: „Der Mund als äußerer Ausdruck des innern Charakters", wo-

rin der Mund der Sitz der Leidenschaften, der Verräther niederer Begierden, der Spiegel des sinnlichen Begehrungsvermögens genannt wird, und der Verfasser behauptet, daß man sich beim Anblick jeder Mundform ein ziemlich sicheres Urtheil über die hervorragenden Neigungen des Menschen bilden könne. Diese Behauptung entbehrt freilich aller wissenschaftlichen Grundlage, wie überhaupt die Physiognomik; jedoch läßt sich deshalb noch nicht apodiktisch absprechen, ob nicht an der Sache etwas Wahres sei. Im „Hand- und Hülfskalender" ist bemerkenswerth: „Ein Blick in den menschlichen Körper", worin die Verrichtungen des Magens, der Milz und der Nieren dem Laien anschaulich gemacht werden. Den Schluß bildet das „Kriegslexikon", ein alphabetisches Ortsverzeichniß des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes enthaltend, welches, da jetzt alle Blicke der Westbewohner Europas dorthin gerichtet sind, gewiß Jedem eine sehr willkommene Beigabe sein wird. Zwei nette Holzschnitte, Kronstadt und Sebastopol, versinnlichen bildlich das Ganze. Dieser reiche, feinausgewählte Inhalt überhebt uns jeder Empfehlung des „Weber'schen Volkskalender", von dessen diesjährigem sechsten Jahrgange bereits eine zweite Auflage nöthig wurde.

Nr. 5. „Der schweizerische Hausbote" ist, wie es schon der Titel sagt, ganz und gar für die Bewohner jenes herrlichen Alpenlandes berechnet. Dort wurzeln die alten patriarchalischen Sitten und Gewohnheiten viel fester als in den Flachländern. Was uns als Lectüre zu einfach, zu alltäglich erschien, wird dort gefallen, wenigstens bereitwillig hingenommen werden. Daher dominirt in diesem Kalender die Familiengeschichte, schlicht und harmlos, ohne allen äußern Wortprunk erzählt, wie z. B. „Die Landwehrmusterung"; „Onkel Peter"; „Aus einem Stüblein". Als Intermezzos sind Anekdoten aus dem Leben Arnold Winkelried's und Friedrich's des Großen eingeschoben. Der Artikel „Von der Diplomatik" beginnt mit dem originellen Vergleiche: „Mit der Diplomatik ist's schier wie mit dem Roßhandel, wo Anschmieren und Anführen mit schlechter Waare und schönen Worten auch nichts Böses ist, sondern in der Ordnung." Einer der besten Aufsätze ist: „Was den alten Casper auf der Wetteralp und die Lisebeth im Fröschgäßlein der Welthandel angeht." Es macht sich darin eine Naivetät Luft, die eben deshalb um so schöner ist, weil sie den Beweis liefert, daß in der Schweiz noch die ursprünglich menschliche Einfachheit zu Hause zu sein scheint, die man inmitten der Civilisation anderwärts vergeblich sucht.

Emanuel Raulf.

Bilder aus dem Leben. Von **Julie Burow**. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bisjetzt ist es stets eine Sache innerer Befriedigung für uns gewesen, eine neue Arbeit der begabten Verfasserin dem Publicum vorzuführen. Auch jetzt wird uns bei der Anzeige dieser „Bilder aus dem Leben" diese Befriedigung zutheil, obwol das Gebiet der Novelle — und hier liegen nur solche vor — diesem Talent weniger zusagt als das des Romans, dessen Interesse mehr in psychologischer Entwickelung bedeutender Charaktere als in künstlerischer Gestaltung einer einzelnen spannenden Begebenheit, einer einzelnen charakteristischen Situation wurzelt. Die Behauptung, daß der Roman aus einzelnen Novellen besteht, würde falsch sein; er ist nach Zweck und Inhalt von der Novelle völlig gesondert. Nichtsdestoweniger versteht sich die Verfasserin auch auf die Technik der Novelle gut und beobachtet in ihrer Architektur Regel und Gesetz zu voller Wirkung. Die Naturfrische ihrer Diction, das Naive und Ungesuchte ihrer Erfindung, die seelische Austiefung der Situation — Eigenschaften, welche im Verein mit reichem Gedankenausdruck ihre Feder schnell beliebt gemacht haben — feiern auch da stille Triumphe, wo ihr der Raum zu großen Charakterzeichnungen versagt oder doch nur spärlich zugemessen ist. In der Cultur der Sprache aber scheint uns auch hier wieder ein Fortschritt bemerkbar, wie er ernststrebenden Talenten bei jeder spätern Arbeit nicht wohl fehlen kann, und ein milder, die Extreme meidender oder sie doch verschleiernder Geist, der nichtsdestoweniger tief sieht und scharf erkennt, spricht auch aus diesen Lebensbildern liebenswürdig und anmuthig zu uns. Wir halten die Erzählerin für eines der reifsten und feinsten Talente ihrer Art in der Gegenwart.

Vier Erzählungen sind es, die uns hier geboten werden; fesselnd entweder durch glückliche Darstellung sittlich-würdiger Lebensverhältnisse oder durch glückliche Lösung einer ganz poetischen Aufgabe. Zur der letztern Gattung gehört die Novelle „Der Weg in den Himmel", eine der poesievollsten und zartesten Dichtungen dieser Art, die uns seit langem geboten worden sind, die wir jedoch, als anderwärts in d. Bl. besprochen, hier zu übergehen haben würden, drängte es uns nicht gerade von hier eine Probe von dem Erzählertalent der Verfasserin mitzutheilen. Das reizende Kindergespräch (S. 255) zwischen Margeita und Juragis an der lithauischen Küste mag uns dazu dienen.

„Juragis", sagte die kleine achtjährige Margeita, „sieh dir einmal den Himmel an: Gold, lauter Gold und rother Flimmer — wer dahin könnte" . . . „Unser Vater ist dort", flüsterte Juragis. „Du weißt, wie er uns zuletzt küßte und sagte: «Ich gehe von euch, Kinder, aber im Himmel kommen wir wieder zusammen.»" „Unser Vater ist ja todt", sagte das Mädchen und wischte die Augen. „Ja, aber er ist doch im Himmel", sagte Juragis, „und wenn man über das Meer fährt, weit, immer weiter, so muß man zuletzt auch in den Himmel kommen. Liegt doch da, wo das rothe Gold flammt, der Himmel auf der Erde fest, und wo die Sonne untergeht oder der Mond, da muß eine Thür sein, und ich sage dir, Margeita, ich werde in den Himmel gehen, den Vater zurückholen; denn ich kann die Mutter doch nicht immer weinen sehen." „Ja, Juragis, aber da mußt du erst groß und alt werden", erwiderte die Schwester; „erst wenn man alt geworden ist, kann man in den Himmel kommen, und da ist's noch sehr lange hin." „Ich bin alt genug, in den Himmel zu gehen", sprach Juragis. „Was willst du? Ich habe Arme, schau nur, wie lang, und ich kann des Donaleitis großes Boot regieren und brauche ja nur das kleine Boot zu nehmen und werde doch in den Himmel kommen; je kleiner das Boot ist, in dem ich fahre, um so leichter kann ich durch die kleine Thür schlüpfen, durch welche die Sonne hineingeht. Laß mich nur machen, Margeita." „Aber, wer in den Himmel gegangen ist, kehrt ja nicht wieder, Juragis." „Ich werde aber wiederkehren, Margeita, und den Vater mitbringen, verlaß dich darauf. Ich werde vor den Herrn Gott hintreten; er kann nicht böser aussehen wie der rauhe Apotheker in Kleipeda, und der schenkte mir doch die Medicin, wie die Mutter krank war, und ich werde sagen: Herr Gott, laß meinen Vater zur Mutter zurückkehren und behalte mich hier — die Mutter weint gar zu sehr." „Aber wenn du nicht bei uns wärst, würde sie auch weinen, Juragis." „Laß gut sein, Margeita", sagte der Knabe mit einem schlauen Blick, „ich sage nur so, unser Herrgott ist viel zu gut, der läßt uns Beide zurück, wenn ich's ihm nur recht vorstelle." „Ach, wenn das wäre", seufzte das Mädchen. Und so schifft Juragis der Abendsonne zu und kommt — zwar nicht in den Himmel, aber in die Welt! u. s. w.

Die Erzählung „Ein Pfarrhaus in Rathangen" hat durch die glückliche Behandlung eines wohlgewählten und anziehenden Stoffs Anspruch auf die Theilnahme, die sie erweckt, stellt Weltleben und Stillleben in wirksamen Contrast zusammen und findet einen erhebenden und befriedigenden Abschluß in der Milde eines Herrschers, den solche Züge der Menschlichkeit auszeichnen. Die Verfasserin aber gibt mit dieser Erzählung ein psychologisches Räthsel auf. Ob eine Blinde Dessen, was wir im natürlichen Wortsinn Liebe nennen, fähig sei, ob eine solche Liebe ohne die Vermittelung des Augenreizes in der Seele einer

Blinden bis zum Aeußersten der Opferfähigkeit emporwachsen könne — wir möchten daran zweifeln; das bloße Wohlwollen, das Wohlgefallen an der Gesellschaft eines niegesehenen Wesens aber erhebt sich wol kaum bis zu dem hier geschilderten Grade der Selbstaufopferung. Indessen nicht blos das Geschehene und das Wahrscheinliche, sondern auch das Mögliche gehört zur Domäne des Dichters, und so lassen wir die Dichterin, die uns den Hergang ja so anmuthig vorzutragen weiß, billig außer Anspruch.

Die zweite Erzählung: „Ein Grab an der Kirchhofsmauer", ist eine bloße Phantasie und steigt überdies in Lebensverhältnisse hinab, die der künstlerischen Verklärung zwar nicht unfähig, aber doch in der Regel kaum würdig sind. Vor dieser Gattung ist daher eher zu warnen. Desto tiefere geistige Interessen erweckt die Novelle „Im Walde". Die Erfindung ist nicht blos neu, sie ist in gewissem Grade sogar seltsam, durchweg aber voll poetischen Schwungs und eine wahre Probe des Talents der Erzählerin. Was dieser Erzählung ihren besondern Reiz verleiht, ist die völlige Umkehr der gewöhnlichen Romanelemente, der Gegensatz zwischen äußerer Weltbildung und der wahren Cultur der Seele. Rahel, eine junge, in Pracht und Ueberfluß der Residenz erzogene Jüdin, wird von den Verhältnissen zu ihrer Mutter, der Pächterin einer einsamen Waldschenke (in Posen oder Preußen), zurückgeführt. Hier fügt es sich, daß sie Walter, einen jungen vornehmen Jäger, der, auf der Jagd verwundet, in der Schenke krank zurückbleibt, liebt und seine Liebe gewinnt. Die höhere Cultur ist auf der Seite der Jüdin, die gleichwol im Gewande einer Magd erscheint und die ihrem Herzen zum Trotz weder den Glauben ihrer Väter lassen noch durch eine Untreue dieser Art Walter's Hand gewinnen will. Diese ganze anziehende Situation verläuft im Duft eines dichten und einsamen Föhrenwaldes, den die in stillen Naturgemälden ausgezeichnete Erzählerin wirklich mit magischem Zauber bekleidet. Da nun auch Walter im Kampf mit dem Elemente eines Bergwassers zugrunde geht, so bleibt die ganze wirkungsvolle Erzählung sich im Charakter einer tragisch ergreifenden, in unversöhnlichen Contrasten sich verschlingenden Begebenheit treu und verfehlt nicht, uns einen ungewöhnlichen und tiefen Eindruck zurückzulassen. Die Vorzüge der Verfasserin vor vielen ihrer Mitbewerberinnen im Gebiet des Romans: ihre Befähigung nämlich an positiven und thatsächlichen Verhältnissen ungesucht poetisch und schöpferisch anzuknüpfen und ihre echte Liebe und echte Kenntniß der Natur in allen ihren Erscheinungsformen, werden vorzüglich an dieser Erzählung klar. Dagegen vermeidet sie frivole Reizmittel, gemachte Rührung oder künstlichen Pathos, den Pomp der Schilderung oder die hohle Phrase der Betrachtung geflissentlich, indem sie sich ausschließlich an Natur und Einfachheit hält. Das Salonleben scheint für sie gar nicht vorhanden zu sein, um so entschiedener aber hält sie das Dramatische ihres Erzählungsstoffs fest. So haben wir sie bisher immer kennen gelernt, und so möge sie bleiben. Die über dem Meereshorizont voll untersinkende Sonnenglut malt sie uns in der Phantasie eines lithauischen Knaben als die Goldpforte zum Eingang in den Himmel; ein großer Theil ihrer Erzählungen aber erscheint als eine geöffnete Pforte in das Reich des Schönen und Guten. Diesem Symbole, diesem Charakter möge sie stets treu bleiben. 2.

Notizen.

Von unserm Büchertisch.

Um ein wenig aufzuräumen, was in jedem Geschäft zuweilen nothwendig ist, werden wir unter dieser Rubrik von Zeit zu Zeit eine Zusammenstellung solcher Schriften geben, die entweder wegen ihres broschürenmäßigen Charakters oder zu speciellen Inhalts, oder als zweite Auflagen oder als erste Lieferungen begonnener Werke, oder als bloße Uebersetzungen sich in d. Bl. mit kurzen Hinweisungen begnügen können. Broschürenmäßigen Charakters sind: „Der Croy-Teppich in Greifswald. Ein Bild aus dem 17. Jahrhundert zur Erinnerung an das 16. Von C. F. Göschel" (Berlin, Hertz, 1855); eine Schrift, welche an einen bei der Universität zu Greifswald bewahrten, aus dem Nachlasse der letzten geborenen Herzogin von Pommern, Namens Anna (sie starb als verwitwete Herzogin von Croy), herrührenden Wandteppich mit einer Darstellung aus der Zeit der Reformation historische und biographische Erinnerungen knüpft; „Faust und Hamlet, Blätter an Varnhagen von Ense zu seinem siebzigsten Geburtstage" (Berlin, Stargardt, 1855), worin einige Ansichten Eckardt's widerlegt werden und behauptet wird, „Faust und Hamlet seien weder Titanen noch Philosophen, sondern leidenschaftliche Menschen, die sich selbst ihren Untergang bereiten". Als Verfasser der Schrift nennt sich unter der Vorrede Salomon Levinstein. „Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten von Heinrich Brugsch" (Berlin, Dümmler, 1855), eine am 10. März im Wissenschaftlichen Verein in der Singakademie zu Berlin gehaltene Vorlesung. Den sehr interessanten historischen Bericht dieser Wanderung findet der Leser in dem soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werke: „Reiseberichte aus Aegypten", von demselben Verfasser. „Theodat, König der Ostgothen. Aus dem Nachlasse von Otto Abel" (Stuttgart, Metzler, 1855) behandelt auf noch nicht 20 Seiten die Schicksale Theodat's, dessen Wankelmuth dem gothischen Reiche den Untergang bereitete. Als zweite, neu überarbeitete und vermehrte Ausgabe kündigt sich an: „Graf Johann von Sporck, k. k. General der Cavalerie. Eine Biographie von Georg Joseph Rosenkranz" (Paderborn, Wesener, 1854). Der darin Geschilderte ist jener Sporck, berühmter Reitergeneral im Dreißigjährigen Kriege, dessen Kriegsthaten jüngst von Löher in einem nicht ohne Beifall aufgenommenen lyrisch-epischen Gedicht behandelt worden sind. In zweiter durchgesehener Auflage erschienen die im Jahre 1851 unter dem Titel „Norica: or tales of Nürnberg from the olden time" auch ins Englische übersetzten, frischen und heitern Novellen aus dem alten nürnberger Künstlerleben: „Norika, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen" (Leipzig, Weber, 1855). Lieferungsweise erscheinen: „Deutsche Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter und Radirungen nach F. Rothbart. Die vierstimmige Bearbeitung der Melodien von K. M. Kunz" (Stuttgart, Hallberger, 1855); „Das Rheinbuch. Landschaft, Geschichte, Sage, Volksleben. Von Wolfgang Müller von Königswinter" (Leipzig, Muquardt, 1855), lebendige Schilderung des Rheinlaufs und Rheingebiets, mit Illustrationen; „Reineke Fuchs. Dem Originale frei nachgedichtet von Julius Eduard Hartmann. Mit 36 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Heinrich Leutemann" (Leipzig, Payne, 1855). Die neue Bearbeitung ist in sechszeiligen gereimten Strophen; ihr Verfasser, namentlich durch mehre auch zur Aufführung gekommene Theaterstücke bekannt, starb im vorigen Jahre zu Leipzig. Den sich für die orientalische Frage Interessirenden empfehlen wir: „Actenstücke zur orientalischen Frage. Nebst chronologischer Uebersicht zusammengestellt von J. von Jasmund" (Berlin, Schneider und Comp., 1855), und den Liebhabern oder Verehrern königlicher Worte: „Reden und Trinksprüche Sr. Majestät Friedrich Wilhelm des Vierten, Königs von Preußen. Mit dem Bildnisse Sr. Majestät" (Leipzig, Herbig, 1855). Außer den Reden und Trinksprüchen sind auch diejenigen Cabinetsordres mit aufgenommen, welche zur Herstellung des innern Zusammenhangs und einer „redlichen Ueberzeugungstreue" unerlaßlich schienen. Jedenfalls kann man diese Sammlung als einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte bezeichnen.

H. M.

Pardubitz' „Neuer Rath".

Bei der Lectüre der in Nr. 17 d. Bl. enthaltenen interessanten Mittheilung von Joseph Wenzig über das böhmische Gedicht „Der neue Rath" kam es mir vor, als sei mir Aehnliches schon anderswo aufgestoßen. Als ich der Sache näher nachging, fand ich, daß dies Gedicht bereits vor 300 Jahren eine lateinische Uebersetzung erfahren hat. Vor mir liegt ein Büchlein: „Theriobulia, sive animalium de regiis praeceptis consultatio. Ad Ludovicum Hungariae et Bohemiae Regem. Auctore Joanne Debravio, Episcopo Olomucensi. J. C. et Eq. Aur. Breslae, Typis Baumannianis, Impensis Johannis Eiringi et Johannis Perfecti 1614." Diese Ausgabe ist ein durch Kaspar Conrad besorgter Abdruck der ziemlich 100 Jahre ältern ersten Ausgabe. Es ist dieses lateinische Gedicht den von Wenzig gegebenen Proben sehr getreu nachgebildet, und Debravius selbst sagt in seiner Vorrede an den (1526 bei Mohacz gefallenen) König Ludwig: „Accidit opportunissime, ut in manus meas veniret libellus patrio sermone scriptus, titulo et rhythmis animalium consilia praeferens, quibus consiliis ipse Leo in usum boni Regis ab avium et quadrupedum genere formabatur. Hoc ergo libello atque adeo occasione, quam tam diu quaerebam, tempestive mihi tandem oblata mirifice sum delectatus. Denique delectandi voluntatem ad ineptiam, ut Ausonius dixit, transtuli, pôetandi lemma duntaxat secutus, quod nulli aeque alii atque Maj. tuae congruere adnotaversm etc." Das lateinische Gedicht ist meist in jambischen Trimetern geschrieben, zuweilen aber sprechen einzelne Thiere in Horaz'schen Odenmaßen. Es enthält 80 Seiten, ohne Angabe der Seitenzahl und dem Leser zu Gefallen ist noch Maret's „Institutio puerilis" beigefügt. 58.

Bibliographie.

Arany, J., Toldi. Poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen im Versmaaß des Originals übersetzt von M. Kolbenheyer. Mit einem Brief von Frdr. Hebbel. Pesth, Heckenast. 16. 20 Ngr.

Ariadne. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Dessau, Gebr. Katz. 16. 10 Ngr.

Bäuerle, A., Die Enkelin des Freimanns. Roman aus dem Jahre 1772 in Wien. Drei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Beneke, O., Gedichte. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Börjesson, Erich der Vierzehnte. Tragödie in fünf Akten nach dem Schwedischen bearbeitet von A. v. Winterfeld. Berlin, Behr. 8. 20 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug in die Pyrenäen und Ersteigung des Montperdu im Sommer 1854. Mit 1 Karte. Lemgo, Meyer. 8. 10 Ngr.

Daumer, G. F., Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dittes, F., Ueber Religion und religiöse Menschenbildung. Plauen, Neupert. Gr. 8. 18 Ngr.

Herzog Ernst. Original-Trauerspiel in drei Akten. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855 funfzig Jahre nach dem Tode Schiller's herausgegeben vom Schiller-Verein zu Leipzig. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

Drei Invaliden. Illustrirt von mehren Mitgliedern des Hamburger Künstler-Vereins. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Karoline Luise, Fürst und Dichter. Lyrisch dramatisches Gedicht in fünf Acten. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 2ter Band. — A. u. d. T.: König Jerôme's Carneval. Geschichtlicher Roman. In drei Theilen. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das häusliche Leben mit seinen verborgenen Tiefen. Eutin, Völckers. Gr. 12. 24 Ngr.

Leben und Abentheuer des Baron Friedrich Trenk. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Menzel, W., Zur deutschen Mythologie. I. — A. u. d. T.: Odin. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Paris. Ein Führer durch die Stadt, die Umgebungen und die Industrie-Ausstellung. Mit einem Plane von Paris. Berlin, Barthol. 16. 15 Ngr.

Redenbacher, W., Der Maronite. Eine Erzählung auf geschichtlicher Grundlage. Greiz, Henning. 8. 12 Ngr.

Schneider, R., Der Prinzenraub im Jahre 1455. Zum Gedächtnißjahre 1855 dem Volke neu erzählt. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 4 Ngr.

Stark, K. B., Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich. Nebst einem Anhang über Antwerpen. Mit 7 lithographirten Grundrissen. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Thlr.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rud. Wagner in Göttingen. 2te mit einem Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Wachenhusen, H., Paris und die Pariser. Ein unterhaltender Fremdenführer. Mit einem Plane von Paris. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Neuer zuverlässiger Wegweiser in Paris und dessen Umgebungen. Nebst Anhang: Die Reise von Deutschland nach Paris, Führer durch Strassburg, Brüssel, Lüttich und die übrigen auf diesem Wege berührten Ortschaften. Nach eigener Anschauung und den besten Hilfsquellen bearbeitet. Mit illustrirtem Plan von Paris und dessen Umgebungen in Farbendruck. Berlin, Th. Grieben. 16. 22½ Ngr.

Wiese, L., Deutsche Briefe über Englische Erziehung nebst einem Anhang über Belgische Schulen. 2te Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 25 Ngr.

Zedlitz, J. C. Freih. v., Gedichte. 5te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Antwort auf die Beleuchtung der Denkschrift über die Beschwerden der hannöverischen Land- und Ritterschaften. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Bandow, G. F., Nicolaus der Erste, Kaiser von Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Kaisers. Berlin, Spaeth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Feldzug in der Krim 1854 von der Landung der Verbündeten bis zur Schlacht von Inkerman dargestellt in einer Sammlung von fast ausschließlich officiellen Berichten beider kämpfenden Parteien. Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Girardin, E. de, Der Friede. Nebst Auszügen aus Napoleon's I. Mémorial de St.-Hélène, und den Schriften des jetzigen Kaisers der Franzosen Napoleon's III. Nach der dritten Auflage aus dem Französischen. Dresden, R. Schaefer. 8. 10 Ngr.

Hopf, A., Brennecke in Paris zur Welt-Ausstellung. Humoristische Genre-Bilder aus dem Pariser Leben. 1stes Heft. Berlin, Faudel. 8. 2½ Ngr.

Müchler, K., Nothgedrungene Reklamation zur Abwehrung eines Plagiats. 1841. Neuer Abdruck. Betreffend das Gedicht: Der Eroberer. Mit einer erläuternden Nachschrift. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Einige Worte zur Neutralitäts-Frage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

21. **Graeser (Charles), The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

22. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Zehnter und elfter Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer **wohlfeilen Ausgabe** von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlicher Ankündigung in allen Buchhandlungen zu erhalten.

23. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Achter Band. Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Gutzkow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.
Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.
Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

24. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: **„Schau um dich und Schau in dich"**, sind mit vollem Recht **Leopold Schefer's** «Laienbrevier» und **Rückert's** «Weisheit des Brahmanen» an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine **vierte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

25. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Elfte Lieferung. (Ritterbuch—Schrötter.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** ꝛc. auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

26. **Laemmer (H.), Clementis Alexandrini de ΛΟΓΩΙ doctrina.** Commentatio historica theologica ex decreto s. v. theologorum Lipsiensium ordinis die sacrorum instauratorum A. MDCCCLIV. Praemio regio ornata. 8. Geh. 20 Ngr.

27. **Lipsius (R. A.), De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore disquisitio.** 8. Geh. 1 Thlr.

28. **Prutz (R.), Der Musikantenthurm.** Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Robert Prutz, dem deutschen Publicum durch die vielseitigste literarische und dichterische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich bereits durch seine frühern Romane:

Das Engelchen (3 Theile, 5 Thlr.) und
Felix (2 Theile, 3 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanschriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: **„Der Musikantenthurm"**, mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Verwickelungen, mit seinen an ergreifenden Contrasten reichen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niedern Stände und seiner energischen Auffassung der eigenthümlichen Conflicte, wie sie die gegenseitige Reibung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur dazu dienen, ihm die alten Freunde unter den Liebhabern gediegener Romanlectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 23. —— 7. Juni 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Karl von Holtei.

1. Ein Schneider. Roman von Karl von Holtei. Drei Bände. Breslau, Trewendt und Granier. 1854. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
2. Der Obernigker Bote. Gesammelte Aufsätze und Erzählungen in drei Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt und Granier. 1855. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Auch unser liebenswürdiger, naiver, bescheidener Holtei, der Schöpfer des deutschen Singspiels, scheint leider ein Opfer der Kritik zu werden, ein Opfer freilich in einem ganz neuen Sinne des Worts. Die Urtheile in d. Bl. über seine selbstbiographischen „Vierzig Jahre", über „Die Vagabunden" und über „Christian Lammfell" hoben mit vollem Recht die seltene Gemüthsfülle, die reizende Natürlichkeit seiner Darstellungen, den heitern, gesunden und anmuthigen Geist seiner Betrachtungen und den echten Humor seiner Erfindungen hervor; allein sie wiesen auch hin auf die Grenzen seines Talents und warnten oft und ernstlich vor einem Uebermaß des Laissez-aller und vor der Neigung, Alles, was dem Autor in die Feder kam, sofort in den Druck zu geben, harmlos, aber auch prüfungslos. Aus diesen Urtheilen scheint nun unser Autor nur das lobende Element herausgelesen und sich ad notam genommen, über Warnung und Bedenken aber sorglos hinweggelesen zu haben. Wir ahnten diese Gefahr für ihn, die ihm in dem Maße näherrückte, als er in den spätern Arbeiten immer kritikloser als in den vorangehenden zuwerkeging, und verstärkten daher den warnenden Zuruf in demselben Maße. Umsonst, er ist in die Schlinge seiner eigenen Vorzüge gefallen und hat in dem Buche „Ein Schneider", wenigstens in dessen erstem Theil, ein seltsam kritikloses, dem Adel und der Würde des Schriftthums fast wie absichtlich entsagendes Buch geschrieben, dem wir in jeder Beziehung, sowol seinem Inhalt als seiner Darstellung nach, unsere Theilnahme entziehen müssen. Ein Kunsturtheil kann über eine solche in äußerster Sorglosigkeit dahingeschriebene Erzählung, die ihren Inhalt aus der Niedrigkeit des allergewöhnlichsten Handwerkerdaseins schöpft, ohne von vornherein der Trivialität des Stoffs durch Intention oder Charakter zu Hülfe zu kommen, eigentlich gar nicht gefällt werden; genug, daß wir es für eine sehr schwere Aufgabe erklären müssen, diese ersten Bände, die weder sittlichen Ernst noch künstlerischen Plan und Composition erkennen lassen, mit wachen Sinnen zu durchlesen.

Es schmerzt uns wahrlich, dies der Wahrheit zur Ehre aussprechen zu müssen, da es dem Verfasser, den wir, wie er weiß, hochschätzen, vielleicht nützlich ist. Schon andere und größere Talente als er sind von liebgewordenen Irrpfaden durch den Ruf einer ernsten, aber befreundeten Kritik zurückgeführt worden: warum sollten wir daher die Hoffnung aufgeben, den schmiegsamen und anmuthsvollen Geist Holtei's von dieser Entäußerung seiner Naturgaben zurückzubringen, oder ihm die Erkenntniß des schönen Maßes, ohne das keine Kunstleistung besteht, für immer entrückt zu glauben? Er darf ja nur seinen eigenen Maßstab, wie ihn beispielsweise „Die Vagabunden" darlegten, wieder zur Hand nehmen, um zu sehen, wie der „Schneider" an diesem Maße zusammenschrumpft.

In seiner ganzen Strenge gilt das hier Gesagte zwar nur von der ersten Hälfte der Erzählung, indem die letzte allerdings würdigere Dimensionen anzunehmen und einen bessern Ton anzuschlagen strebt. Und eben hierauf gründet sich denn auch unsere Hoffnung für den Autor, welcher in diesem zweiten Theile uns die Verführungen anschaulich macht, durch welche die Afterweisheit socialistischer Träumer und Weltreformer den ver-

trauensvollen Geist junger Handwerker zu verschrobenen Weltverbesserungsplanen und zu jenem Geheimbündlerthum verlockt, bei dem man vergißt, welcher Segen dem Fleiß und der Arbeit folgt. Diese Intention ist löblich, und da in dem derselben gewidmeten dritten Bande auch etwas mehr Handlung und weniger leeres Geschwätz vorherrscht als in der ersten Hälfte des Romans, da uns derselbe sogar manche gute und nützliche Lebenslehre anschaulich macht, so wollen wir dem Verfasser die Gerechtigkeit nicht versagen, ihm für den Schluß seines Buchs unsere Anerkennung zu bezeugen. Es bleibt nur zu bedauern, daß wir an diesen bessern Abschnitt seiner Arbeit durch die ersten Bände so abgemüdet und verstimmt anlangen, daß es ihm schwer fällt, uns mit einem neuen Interesse für eine schon aufgegebene Sache zu erfüllen oder darin Ersatz zu finden für so und so viel verlorene Stunden. Genug, sein vielgeprüfter Oswald gewinnt endlich seine vielgeprüfte Braut Helene und schneidert beseligt weiter, überzeugt, daß dem fleißigen Handwerker, der seine Zeit im Auge behält — die Welt gehört!

Es gereicht uns zur Freude, nach dieser allerdings misglückten Arbeit unsers Autors in der zweiten oben angezeigten Sammlung eine Reihe älterer und zum Theil trefflicher Arbeiten desselben, die ihm einen Namen gemacht haben, vor uns zu sehen und in ihnen den Ton und Stil wiederzufinden, welche ihm unsere aufrichtige Anerkennung gewinnen mußten. Holtei entfaltet in ihnen eine Durchsichtigkeit des Gemüths, eine Harmlosigkeit und Kindlichkeit der Seele und eine poetische Gleichstimmung seines innersten Wesens mit Allem, was es Gutes und Schönes in der Natur gibt, daß wir ihn durchaus liebgewinnen, ihm gern zuhören müssen. Er ist hiermit der Vorgänger Stifter's, aber er ist mehr Naturalist und weniger studirt als dieser. Der Verfasser weiß es, daß seine größern Versuche im Gebiet des Romans keine eigentlichen Kunstwerke sind, daß ihnen die Tiefe fehlt, daß sie sich oft in lästiger Breite verlieren, daß er seiner sentimentalen Regungen nicht Herr ist — so sagt er uns selbst; aber er verurtheilt mit Unrecht seine kleinen Erzählungen und miskennt die Gaben eines kindlich-reinen und von keiner Prätension gefälschten Talents für eine humoristische Weltauffassung und eine völlig naive Lebensdarstellung. Mit diesen Gaben hat er in den „Vagabunden", den „Vierzig Jahren", dem „Christian Lammfell" vielen Lesern mit uns viel Freude bereitet und, da dies der Charakter aller seiner ältern Arbeiten ist, auch mit der vorliegenden Sammlung früherer Versuche unsern vollen Dank gewonnen. Er braucht daher nicht zu hoffen, daß er jenseit die Töne finden werde, die ihm auf Erden versagt blieben; vielmehr hat er schon hier Töne gefunden, die ihm Viele beneiden können, da sie uns oft zu mildem Mitgefühl und zu sanften Thränen bei fremdem Leid, zur thätigen Menschenliebe, zu genügsamem Frieden mit der Welt, zu frommer Selbstverleugnung und Selbsthingabe für Andere stimmen.

Der Verfasser erkennt nun wol, daß er an uns einen strengen Kritiker und einen Freund hat, und damit muß er wie der Leser zufrieden sein. Unter dem Titel, den wir dieser Sammlung vorgesetzt finden, begann er im März 1822 eine Wochenschrift, die einen Theil dieser Erzählungen, Märchen, Novellen und Aufsätze enthielt, welche er hier gesammelt uns vorführt. Es ist viel Reizendes und Liebliches darunter, einiges Schwache und Veraltete, nichts Schlechtes oder nach Geist, Ziel und Inhalt Verwerfliches. Ein poetischer Hauch durchweht fast ohne Ausnahme diese zahlreichen kleinen Arbeiten, die wir Blumenstücke nennen möchten, wie sie gerade in unsern Tagen, nach dem Vorgange Stifter's, die Lesewelt von neuem besonders ansprechen. Seltsam in der That, der Vorgänger wird mit ihnen gleichsam der Nachgänger seines Vorgängers, sein eigener Jünger! Solche kleine Phantasien, wie „Die Rose ist erblüht", „Der Baumfrevel", „Das Bild ohne Gnade", „Das Märchen vom Monde" und viele andere, bestehen gerade aus den Elementen, welche die Muse Stifter's, Rank's, Jeremias Gotthelf's zu Ehren gebracht haben und die in unserer Zeit weithinaus gewachsen sind über den bescheidenen Kreis der Leser des „Obernigker Boten" — Beweis genug, wie vergeßlich und wie ungerecht die Welt ist! Dies „Bild ohne Gnade" zum Beispiel, welch eine originelle, inhaltsschwere und geistvoll neckende Phantasie, die die Besten in die Schranken fodert, es ihr nachzuthun und dabei in wenigen Blättern die Ernte eines dreibändigen Romans zusammenfaßt! Dies „Märchen vom Monde", wie lieblich, warm, innerlich wahr! Dieser „Heilige Abend", wie reizender Phantasie voll, wie stoff- und geistverwandt dem Besten aus Bitzius' Feder! Fürwahr, diese Frühlingsarbeiten unsers Holtei ließen einen prächtigen Sommer erwarten, und wir haben es innig zu beklagen, daß die unglückliche Manie, einen Schauspieler aus sich selbst erpressen zu wollen — ein Ziel, das nie zu erreichen war, weil ihm die Verleugnung seiner innersten Natur, seines Subjects eine Unmöglichkeit war und blieb — den jungen Poeten auf eine hoffnungslose Bahn verlockte, gerade zu einer Zeit, wo ihm ganz andere Kränze winkten. Es ist die traurige Geschichte von der Verkennung des Berufs bei geistig ausgezeichneten Leuten, der wir hier wieder begegnen.

Aus dem Inhalte des zweiten Bandes haben wir die anziehenden biographischen Skizzen K. Seydelmann's, P. A. Wolff's, K. M. Weber's und vor allen diejenige E. Raupach's hervorzuheben, der zwar „borstig und widerhaarig", wie er sich der Welt erwies, doch seinem innersten Wesen nach ein weiches kindliches Gemüth und allezeit ein braver deutscher Mann war. Seine angebildete Leidenschaft war nur, wie der Verfasser sagt, eine permanente „Hirsemenzelei" — von dem bekannten, Alles in Italien bekrittelnden Reisebeschreiber Hirsemenzel so genannt — gegen jede Erscheinung, die seine Billigung beanspruchte. Von dieser seiner Leidenschaft blieb nichts verschont und selbst der König mußte sich gefallen lassen, als die „Antigone" dargestellt werden sollte, von ihm zu hören, daß dazu Alles und Jedes fehle: Schau-

spieler, Theater und Zuschauer, wie er sagte. Dem immer „kunstmilden" Goethe gegenüber spielte Raupach mit dieser seiner Neigung daher eine äußerst spaßhafte Figur: dafür nannte Goethe aber auch Raupach's natürliche Tochter in Weimar einfach „die Tochter der Luft". Holtei rügt es als einen Irrthum, daß Raupach durch seine dramatischen Arbeiten, mit welchen er sich allerdings ganz absichtlich die berliner Bühne unterjochte, reich geworden sei; sein Vermögen stammte aus andern Quellen her. Auch von K. M. Weber wird uns viel Anziehendes berichtet. „Der liebenswürdige Geist haßte nur einen Menschen, und das war Rossini: er wollte blind gegen ihn sein. Lablache und Ambrogi sangen in der «Ceinerentola» zu Dresden; der Verfasser wohnte mit Weber der Vorstellung bei. Plötzlich nach dem Duo des Dandini und Magnifico im zweiten Act war Weber verschwunden. «Waren Sie unwohl?» fragte ihn meine Frau am andern Tage. «Nein», erwiderte er, «ich konnte nur nicht länger bleiben. Denn wenn diese verfluchten Kerls es schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten.» Er selbst lachte dann über seinen Ingrimm mit uns."

Der dritte Band liefert einige größere Arbeiten aus dem Gebiete der Novellistik, auf dem Holtei einheimisch und bewandert, aber niemals vollständig glücklich ist. Fast alle seine Stoffe, denen es oft gar nicht an Originalität und Neuheit fehlt, lenken an einer gewissen Stelle, mit Recht oder mit Unrecht, zum Tragischen oder besser zum Sentimentalen und Larmoyanten um, wenn ihre Anlage dies auch keineswegs bedingt. Auf Scenen schönen Gefühls, ebenso wie auf Scenen voll des glücklichsten Humors kann der Leser hierbei indeß immer rechnen. Dies gibt seinen Arbeiten dieser Art ein buntes, wunderlich schillerndes Gewand, bei dem die Einheit des Gefühls zu kurz kommt, wenn sich auch die plastischen Formen gut hervorheben. Nach den Novellen macht eine Skizze „Die literarische Gesellschaft in Wien 1818" den Schluß des dritten Bandes; aber selbst diese launige Darstellung muß — so will es Holtei's Geist — mit der Vanitas vanitatum und dem Grabe enden. Er kann nicht anders. Aber in seinem „Können" ist er uns liebenswürdig und immer ein prächtiger Gesellschafter!

2.

Dramatische Bücherschau.

1. Agnes Bernauer, ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel. Wien, Tendler u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter den Dirnen von Augsburg ist große Betrübniß und Erbosung; denn alle Burschen blicken, der andern Mädchen vergessend, nur auf Agnes Bernauer, des geschickten Baders liebliche Tochter, weit und breit als „Engel von Augsburg" gerühmt. Geschäftig des Hauses wartend und den strengen, ernsten Vater pflegend, ist es ihr ein Kummer, daß ihr strahlendes Angesicht soviel Unheil schafft und ihr die Herzen der neidischen Freundinnen raubt; so will sie auch nicht aufs Turnier gehen, sondern still in ihrer Kammer bleiben, um nicht erst wieder neues Aergerniß zu geben; aber der Vater treibt sie fort, und da geschieht es denn, daß der schöne und ritterliche Baiernprinz Albrecht sie erblickt und in glühender Liebe für sie entbrennt: „wie Meeresleuchten" traf ihn der Strahl ihrer Augen, „wie Meeresleuchten, das plötzlich fremd und wunderbar aus dem sanften blauen Elemente aufzuckt und ebenso plötzlich wieder erlischt!" Umsonst bemühen sich die Ritter seines Gefolgs, ihn dem Banne dieser gefährlichen Liebe zu entrücken, umsonst erinnert ihn Wernberg an seines gestrengen Vaters, des regierenden Herzogs Ernst zu Baiern-München, Gesicht, „das er hat, wenn er Einem einen Wunsch nicht blos abschlagen, sondern in den Hals zurückjagen will, sodaß man ihn, wenn man um Honigbirnen gekommen ist, um Stockprügel anspricht!" — umsonst mahnen die Freunde vor der Gefahr der Enterbung, wenn Albrecht das Badermädchen freie, und vor des Volks Abfall. „Wer weiß, was geschähe, wenn ich mein Volk zum Spruch aufriefe", entgegnet Albrecht; „wer weiß, ob sich dann nicht der letzte Bauer in einen Ritter verwandelt und ob die Sense nicht gegen das Schwert schlägt, daß das ganze Deutsche Reich zu wackeln anfängt und der große Karl zu Aachen erschrocken in seinem Sarg nach der Krone greift!"

Aber auch Agnes' Herz ist dem süßen Zwange der Liebe erlegen. Der alte Vater merkt es im Innersten, aber er will noch sein Möglichstes thun, die in seiner wortkargen, aber treuen Seele hochgeliebte Tochter vor dem drohenden Verhängnisse zu bewahren. „Heirathe den Theobald", sagt er, „den redlichen Gehülfen, der dich über Alles liebt, und so bist du geborgen vor des Herzogs Bewerbung." „Ihn nicht und Keinen — aber ins Kloster gehen will ich", antwortet die Tochter. „Und deinen Herzog draußen lassen?" gegenfragt der Vater, und das „Nein" des Mädchens macht ihm ihre Liebe zu dem Fürstensohne zur Gewißheit. Da tritt einer von Albrecht's Rittern ein und will, um wenigstens der verderblichen Hochzeit zwischen seinem jungen Gebieter und dem Bürgermädchen zu wehren, den alten Bernauer bewegen, seine Agnes dem Herzoge zur Buhlin zu überlassen. O wie da trotz des unehrenwerthen Antrags des Alten Herz im Innersten aufjauchzt! „Daß meine Tochter in keine Schmach willigen würde, wußte ich!" ruft er, und Agnes bejaht es — nun ist ihm ja sein theures Kind wiedergeschenkt. Da erscheint Albrecht selbst, und Agnes mahnt ihn im Vollgefühle ihres Werths: „Auch mich hat Gott gemacht, auch aus mir kann er mehr machen, wenn es sein heiliger Wille ist, auch aus Euch weniger, denn Alles auf Erden ist nur Probe, und Hoch und Niedrig müssen einmal wechseln, wenn sie nicht vor ihm bestehen! Gnädiger Herr, thut Keinem wieder so weh wie mir, man erwartet es nicht von Euch, darum ist es doppelt bitter! Mein Vater, jetzt ins Kloster! Nun nehme ich von der Welt nichts mehr mit über die Schwelle als einen ewigen Schauder!" Aber da klärt sich es auf, daß Albrecht ja gar gar nichts von dem schmählichen Antrage weiß, den jener Ritter ganz auf seine eigene Hand in vermeintlich guter Absicht gewagt hatte, und nun vermag Agnes dem Herzog, der alle ihre Bedenken mit dem einzigen Worte entkräftet: „Dir zu entsagen wäre mein Tod" — nicht mehr zu widerstehen. In schmerzlicher Ueberwindung segnet der alte Bernauer das Paar, ein Priester verbindet gegen das Versprechen möglichster Verschweigung des heiligen Actes die Liebenden durch das Sacrament der Kirche und Albrecht führt das geliebte Weib auf sein festes Schloß Vohburg.

Das Gerücht dieses Ehebundes meldet der Kanzler Preising dem Herzoge Ernst von Baiern-München, seinem Gebieter, gerade als dieser, vertieft in die trostlose Zerstückelung des einst so mächtigen Hauses Baiern, den Mitteln nach Beseitigung dieses heillosen Zustandes nachsinnt. Ernst lacht bei seines Kanzlers Nachricht und hält es für ein Leichtes, den Sohn von der Thorheit mit der Baderin, die höchstens seine Buhle sei, zu heilen; er hat für ihn bereits die Zusage der Hand von Erich's, des Herzogs von Braunschweig, Tochter. Diese Botschaft nun soll der Kanzler an Albrecht bringen und ihn zugleich zum Turniere nach Regensburg bescheiden, woselbst der

alte Herzog den leichtsinnigen Sohn schon zur Vernunft bringen werde. Preising schüttelt den Kopf und kehrt mit der von ihm vorausgesehenen Nachricht zurück, daß Albrecht die Braunschweigerin verschmähe, weil er sie nicht liebe, daß ihn nichts von seiner Agnes trennen solle, daß er aber in Regensburg sich einfinden werde. Da steigt dem alten Herzog der Zorn zu Kopf. Und als nun Albrecht zu Regensburg vor die Turnierschranken tritt, versagt ihm auf Befehl des alten Herzogs der Marschall nach Wappenrecht die Theilnahme am Turnier, weil er angeklagt sei, „auf Schloß Vohburg mit einem Schwabenmädchen in Unehren zu leben". Da, um des geliebten Weibes Ehre zu retten, löst Albrecht das Geheimniß und nennt Agnes öffentlich seine rechtmäßige Gattin. Nun erklärt Herzog Ernst ihn des herzoglichen Erbes für verlustig und ernennt seines Bruders kranken Sohn, Adolf, das Kind, zu seinem Nachfolger. Albrecht aber widersetzt sich diesem Beschlusse, greift zur Waffe, ruft in höchster Erbitterung Bürger und Bauern zu seiner Hülfe heran und zieht sich nach diesem Acte der Gewalt in die Veste Straubing zurück, nur lebend für seine Agnes, in deren Busen es indeß wie ein düsteres Ahnen des Todes aufsteigt, wie ein Mahnen des Gewissens an irgend eine Schuld die sie begangen, an irgend ein Unheil das sie gestiftet, für welches sie werde büßen müssen. Und unter des Kanzlers Preising Hand zittert auch schon das Todesurtheil der schönen Baderstochter; den wackern Mann schmerzt es tief, daß Agnes, die er als eine Unschuldige erkannt hat, des Verbrechertodes sterben soll, und er dringt in den alten Herzog, andere Mittel zu ergreifen, um sich und dem Lande den Sohn wiederzugewinnen; denn das kranke Kind Adolf ist gestorben und die Erbfolge wieder frei.

Herzog Ernst ist gern bereit, andere Wege zu versuchen, aber er kann nach seiner Ueberzeugung keinen andern finden, auf welchem seines Hauses und Landes Heil — und das ist ja seines Lebens Inhalt — nicht gefährdet wäre. Einem seiner beiden Brüder sein Land vererben, heiße den andern zum Schwerte drängen; Agnes entführen und nur in Gewahrsam halten, scheide die Ehe nicht, und dem alten Fürsten gilt sie als ein heiliges Sacrament; Albrecht im Besitze seines Weibes lassen, würde seine Kinder — noch hat er keine — unebenbürtig machen und eine Unzahl feindlicher und fremder Erbansprüche waffnen; kurz, um dem Lande den Bürgerkrieg zu ersparen und Noth und Elend Allen fern zu halten, möge Agnes zum Opfer fallen. Auch Ernst hat sie als unschuldig erkannt, aber seine Regentenpflicht gebietet seinem Herzen Schweigen, und Preising wird zur Vollziehung der grauenvollen Execution nach Straubing gesandt. Marschall Pappenheim überfällt, während Albrecht zum Turniere gen Ingolstadt zieht, das Schloß und Agnes wird in den Kerker geworfen. Preising beschwört sie, daß sie, um ihr Leben zu retten, dem Herzog Albrecht feierlich entsagen solle; Agnes bleibt unerschütterlich fest. „Fragt ihn", erwidert sie, „ob er lieber eine Unwürdige verfluchen als eine Todte beweinen möchte! Ich kenne seine Antwort! Nein, nein, Ihr bringt Euer Opfer nicht so weit, daß es sich selbst befleckt. Rein war mein erster Hauch, rein soll auch mein letzter sein! Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will es leiden! Bald weiß ich, ob es mit Recht geschah!" Und so empfängt das Grab der Fluten sein schönes Opfer. Als aber Albrecht die grauenhafte That vernimmt, da wirft er sich mit seinen Rittern wie ein Rasender auf die Geschwader seines herzoglichen Vaters und Brand und Tod folgen seinem Rachezuge. Und das freut den alten Herzog: „Laßt ihn nur austrasen, das ist Hülfe der Natur. Was er da niederbrennt, ist bald wieder aufgebaut, aber eines Bürgerkriegs Unheil macht kaum ein Jahrhundert wieder gut!" Alles flieht vor dem gewaltigen Arme Albrecht's, und gefangen sieht der Prinz den eigenen Vater vor sich, dem er instinctartig die Freiheit gibt. Es naht der Bote der Reichsacht, der Bote des Bannfluchs, was kümmert es ihn und seine Rache! Als aber der Vater den Sohn, der zur Verbrennung Münchens zu enteilen im Begriff ist, gemahnt: „Recht so! dann wird der Baier sie doch gewiß verfluchen, sonst hätte er sie vielleicht beweint!" da senkt Albrecht vor dem Gewichte dieser traurigen Wahrheit sein Racheschwert; und als Ernst den Herzogsstab in seine Hand drückt, rufend: „Trage ihn ein Jahr in der Furcht des Herrn, wie ich! Kannst du mich dann nicht lossprechen, so rufe mich und ich selbst will mich strafen, wie du es gebeutst! Im Kloster zu Andechs bin ich zu finden!" — da kniet der Sohn bezwungen vor dem Vater nieder und bekennt: „Vater, nicht vor Kaiser und Reich, aber vor dir!"

Wir haben deshalb den Inhalt dieser ergreifenden Dichtung ausführlicher verhandelt, weil es den Lesern d. Bl. gewiß von besonderm Interesse sein wird, gründlicher benachrichtigt zu sein, auf welche Art ein so origineller und selbständiger Geist wie der Hebbel's die in älterer und neuerer Zeit vielfach dramatisch behandelte Geschichte von der schönen augsburger Baderstochter aufgefaßt und dargestellt hat. Wie man sieht, hat unser Dichter die Begebenheit in ihrer äußern Form der Hauptsache nach einfach gelten lassen und auch in dem innern Triebwerk, in der Motivirung und Charakterisirung unmittelbar aus der Zeit des geschichtlichen Vorgangs heraus geschaffen und gedichtet. Den bedeutenden Fortschritt, der den frühern Arbeiten Hebbel's gegenüber in dieser Verleugnung der subjectiven Caprice sich Bahn bricht, begrüßen wir mit um so lebhafterer Freude, als wir, ohne gegen die Bizarrerien desselben blind gewesen zu sein, doch von jeher Hebbel's Sache mit besonderm Nachdrucke in d. Bl. vertreten haben, und als darin die Zuversicht sich offenbart, dieser kräftige Geist werde sich nun endlich von sich selbst und seinen düstern Launen für immer befreit haben. In dieser „Agnes Bernauer" ist mit Ausnahme des Schlusses und der nicht genügenden tragischen Verschuldung der Heldin nichts, was noch an jene crasse hypochondrische Manier erinnerte, durch welche Hebbel die funkelnden Perlen seines Genius so oft mit trübem Nebel umwickelte. Kein psychologisches Kunststückchen und Raffinement, keine gleichsam am äußersten Rande eines gähnenden Abgrunds wie mit absichtlichem Hohne herangezerrte Situation, kein erkünsteltes Grauen, kein Leichengeruch und keine Grabesschauer, keine hypertendenziöse Aufoctroyirung von Motiven, Vorgängen, Stimmungen u. s. w., die nur im Kreise modernster Bildung und Verbildung sich bewegen und, auf andere Zeiten und Zustände übertragen, eine unwahre, lügnerisch-krankhafte Existenz fristen. Gleich von Anfang an bannt Hebbel mit großer Kraft das Gemüth in die Eigenthümlichkeit der geschilderten Zeit, aus welcher die einzelnen Persönlichkeiten dieser Dichtung herauswachsen wie der frische Baumstamm aus seinem Erdreich, mit welchem er unverwüstbar verwurzelt ist. Und welche echtmittelalterlich individuelle markige Gestalten! Zieht in Herzog Ernst, dem Charakter von blankem Stahl, das landesherrliche Pflichtgefühl seine äußersten furchtbaren Consequenzen, feiert in Albrecht's Rittern und im Kanzler Preising die mittelalterliche Lehnstreue, in Theobald die bürgerliche Treue ihren rührenden Triumph, hat sich im alten Bernauer der Stolz des reichsfreien Bürgers und die Redlichkeit des deutschen Hausvaters zu einem ebenso eisenfesten Typus zusammengeschmolzen wie in Herzog Ernst der Regentenberuf mit dem Ritterthum, so erhebt sich in Albrecht dieses letztere zu reinmenschlicher Verklärung und tritt in des jungen Herzogs Liebesbund mit der Tochter des Volks, deren Leibesschönheit und Seelenadel sie über jede engherzige Schranke erhebt, als unwiderlegliche That in die Erscheinung. Nur fehlt dem Stück die Versöhnung. Die Tragödie schließt mit einer um so schneidendern Dissonanz, als zugleich die tragische Schuld in der Heldin des Trauerspiels zu keiner menschlich anerkennbaren Gestalt sich entwickelt. Denn daß Agnes sich dem Geliebten zueigengibt, als sie die Gewißheit hat, sie allein sei sein höchstes Glück, Trennung von ihr sein Verderben, als der Priester bereit steht im Namen der Kirche und ihr eigener Vater segnend seine Hand auf ihr und Albrecht's Haupt legt, das darf wol Agnes selbst in allzu ängstlicher Gewissenstreue sich wie eine Schuld vorwerfen, nicht

aber das menschliche Gesetz, das zum allerhöchsten einen schwachen Schatten von Schuld darin erblicken könnte. Ist nun Agnes somit ohne tragische Verschuldung, hat sie somit gar keine ethische Nöthigung, ein begangenes Unrecht zu sühnen, so wächst die Erschütterung, die ihr entsetzliches Geschick in uns erweckt, zur völligsten Empörung unsers sittlichen und menschlichen Gefühls an gegen ein Geschick, in welchem keine Gerechtigkeit waltet, sondern das sich als nackte erbarmungslose Grausamkeit geltend macht. Der Charakter eines reinen Opfers, welches dem Götzen Vorurtheil in den gierigen Schlund geworfen wird, steigert sich noch dadurch, daß in den beiden andern wesentlichen Hauptpersönlichkeiten des Trauerspiels die tragische Schuld sich sehr faßlich hervorthut. In Albrecht ist es das Vergessen der Pflicht für sein Land, Haus und Volk, das seine Ehe mit der Bürgertochter in das namenlose Unheil eines Bürgerkriegs über kurz oder lang verwickeln mußte, ist es die Verletzung der Pietät gegen den Vater, ist es die Empörung mit Waffengewalt zu Regensburg, ist es kurz gesagt die Geltendmachung des Individuums zum Nachtheile der Gesammtheit, die noch dazu mit ganz besonderm Nachdrucke an den jungen Herzog gewiesen war; in Ernst das umgekehrte Extrem, das völlige Aufgehen der Menschheit und des Individuums im Gesammtinteresse, im Gesetz, in der Sitte. Diese beiden Extreme, in so nahe Beziehung zueinander gesetzt, wie hier in Vater und Sohn, mußten sich in einem furchtbaren Conflicte mit innerster sittlicher Nothwendigkeit treffen und sich vernichten, es sei denn, daß der streitige Punkt zwischen ihnen verwischt würde, und so wurde Agnes das Opfer, aber nicht, wie es in unserm Drama offenbar gemeint ist, ihr Tod die Versöhnung zwischen den Kämpfenden. Das letztere hätte nur sein können, wenn sie den Conflict aus eigener Freiheit heraus verschuldet hätte, statt wie hier nur in denselben vom Verhängnisse hineingerissen worden zu sein. Der Kanzler Preising spricht es selbst aus, worin ihre Schuld bestehe: „sie trug keinen Schleier und schnitt sich die Haare nicht ab."

Und darum ist es gegen alles menschliche Gefühl, daß, im Hinblick an diese eben erst schmählich gemordete Unschuld, die noch überdies seine höchste Liebe war, Albrecht sich dem Vater versöhnen konnte. Mochte er den Vater nicht als Gefangenen sehen wollen, mochte er, als dieser ihm den Herzogsstab in die Hand drückt und damit sich dem Gerichte des Sohnes unterwirft, von der Bedeutung dieses ernsten Moments erschüttert, den Fluch zurücknehmen, den die beleidigte Menschheit gegen den Vater auf seine Lippe gewälzt hatte, und Den ungekränkt ziehen lassen, der seiner Tage Urheber war und einst in der Schlacht ihm das Leben rettete; Versöhnung aber, so schnelle wenigstens (denn noch spielen die Wellen mit dem heiligen Opfer), ist in diesem Augenblicke, unter diesen Umständen gerade bei einem Charakter wie Albrecht menschlich durchaus ungerechtfertigt, sie beleidigt das noch mit tiefster Bewegung an der gemordeten Schönheit und Unschuld haftende Gemüth aufs empfindlichste und vernichtet Albrecht in unserm Herzen, in unserer Achtung. An der Leiche seines im Kampfe gegen des Sohnes Krieger gefallenen Vaters, da konnte Albrecht im Angesichte des Todes, der über den blutigen Richter selbst so schnelles Gericht gehalten, sich mit dem Andenken an den Vater und mit diesem versöhnen: denn der Tod versöhnt nach altem Menschengefühl; auch lag dann die blutige That des Vaters in dessen Leiche als eine gesühnte, der Vater selbst als einer, der seine Schuld mit seinem Herzblute bezahlt hatte, vor den Augen Albrecht's; Beide, der Henker und das Opfer, waren nun todt, über Beiden wölbte sich das dunkle Haus der Ewigkeit und hinter den Grüften stieg der Genius des Baierlandes herauf und rief Albrecht zu seiner Pflicht als neuen Landesherrn. Albrecht nun, der Verlassene und Isolirte, sich ganz seiner Herzogspflicht und seinem Volke ergebend, mochte seines Lebens Inhalt darin erkennen, in dem Geiste sein Regentenamt zu verwalten, der ihn zu Agnes, Agnes zu ihm geführt und der in sich die Sonne einer schönern, menschlichern Zukunft trug. Das wäre dann allerdings eine Versöhnung gewesen.

2. Meleager. Eine Tragödie von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1854. 16. 20 Ngr.

> Sie standen mit ungelocktem Haar,
> Eiserne Kränze über den Stirnen.
> Die Augen, ohne Lieb' und ohne Zürnen,
> Mit ruhig brennenden, wimperlosen Sternen,
> Sah'n wie in unerschöpfte Fernen;
> Ihr Wuchs war zart, nicht übermenschlich groß.
> Graue Gewande flossen herab
> In wenig Falten, regungslos.
> Es war kein Zug, der Reiz und Wechsel gab,
> Doch eine Klarheit, die mich ganz bezwang.

So schildert Althäa, Meleager's Mutter, ihrer Brudertochter Kleopatra, der Braut ihres Sohnes, die Parzen, da sie vor die zitternde Mutter hintraten und eine von ihnen, in des Herdes Flammen fassend, der Mutter glühenden Wünschen zurief: „Bis dies verbrannt ist, lebt dein Kind!" Nun weiß Kleopatra, die mit Meleager wie dessen Schwester aufgewachsen, den schönen Jäger glühend liebt, um das dunkle Geheimniß, welches das Leben des Geliebten in der Mutter Hand gab, und bebt in ahnungsvollen Schauern des in diesem grauenvollen Mysterium verhüllten Verhängnisses; fühlt sie doch mit weiblichem Takte im tiefsten Herzen, daß Meleager sie nur wie eine Schwester liebt; denn er unterwirft sich dem Willen der Mutter und ihres Bruders, des Toxeus, daß er die Kleopatra als Weib nehmen solle, so ruhig und gleichmüthig, als läge darin gar keine Veränderung des Verhältnisses, daß nun aus der Schwester ihm eine Gattin erwachsen sei. Nun geht es zur Jagd auf den Kalydonischen Eber, nun kommt Atalanta, die kühne Jägerin, und

> Ueber die Welt kommt Stille,
> Das Dunkel wiegt sie ein.
> Geschähe mir mein Wille,
> Stille, ach, stille,
> Wie gerne wollt' ich sein!
>
> Je stiller die Vögel schweigen,
> Je lauter schreit mein Herz.
> Sanft geht der Sterne Reigen,
> Ach, und sie neigen
> Sich fremd herab zu meinem Schmerz.
>
> Schlagt auf, ihr Sternenflammen!
> Im Dunkeln seh' ich so klar
> Seine Augen, die mich verdammen,
> Ach, und zusammen
> Bricht Alles, was mein Leben war!

So klagt Kleopatra mit Recht; denn Meleager's Herz hatte zum ersten male der Pfeil der Liebesgöttin getroffen und Atalanta glühte sein Herz entgegen. Ihr spricht er, heimgekehrt, den getödteten Eber zu und um ihretwillen trifft seine Waffe tödtlich den Ohm, der sich ihm widersetzte. Nun flucht die Mutter dem Sohne; in die Glut des Altars, der zur Dankfeier der glücklich beendeten Jagd hergerichtet worden, wirft sie das verhängnißvolle Holz, und Kleopatra ersticht sich an der Leiche ihres Vaters. Wahnsinn der Liebe umhüllt Meleager's Seele; so findet er die Mutter, so rührt er sie unbewußt, und im wiedererwachten Muttergefühle will sie enteilen, das unselige Holz aus den Flammen zu reißen; er hält sie gewaltsam, ohne um das Geheimniß zu wissen, zurück, bis sie mit dem Schrei: „Mörderin! Mörderin!" sich losreißt. Atalanta tritt auf, sich von Meleager zu verabschieden, dessen blutige That für sie ihre Bewunderung, ihre Liebe erregt hat. Meleager erfaßt sie in wilder Liebesglut, sie stößt ihn von sich; da bricht er zusammen und nun ist ihr Stolz überwunden: sie wirft sich

in heißem Liebesschmerz über den Geliebten, der selig in ihren Armen verhaucht. Denn die Mutter fand den Sparren bereits verkohlt; verzweifelnd stürzt sie sich, Atalanta wegdrängend und sich als des Sohnes Mörderin bekennend, auf den schönen Leichnam; Atalanta zückt racheglühend den Speer gegen die Mörderin des Geliebten, da senkt eine Wolke sich nieder und die Parzen stehen in der Halle und singen:

Es ist gesöhnet!
. . . .
Wer uns die Ehre
Weigert — vergebens
Trotzt er der Schwere des Erdenlebens
Wer sich entrückte
Dem Weltenringe.
Ihn erdrückte
Der Sturz der Dinge!

Das ist denn freilich auch ein Drama aus entlegenster Zeit, aber es ist uns von alters her durch die Poesie vermittelt, es ist kein realhistorischer, sondern ein idealmythischer Stoff, es ist ein Märchen, und der Glaube an Märchen hat mit den Menschen begonnen und wird auch nur enden mit ihnen; am Märchen geht die Zeit sanft und ohne Spur vorüber, in seinem Gebiet sind ewig dieselben Tage, ewig dieselben Lenze und die Gemüther der Menschen fühlen sich darin heimisch ohne alle Bedingung. Darum hatte Heyse mit seinem „Meleager" gut arbeiten, und es ist ihm denn auch eine so tiefe, bald helle und liebliche, bald düstere und grauenerregende hochpoetische Dichtung aus dem Herzen gequollen, daß man Noth hat, aus den Zaubern dieser berauschenden Lyrik das kritische Urtheil unbeirrt herauszuwickeln. Von der poetischen Schönheit jener Scene, in welcher Althäa der Kleopatra das Geheimniß von dem verhängnißvollen Geschenke der Parzen anvertraut, fühlt man sich mächtig ergriffen; allein Meleager, der nominelle Held der Tragödie, wird dadurch als freie Persönlichkeit sofort in unserer Schätzung vernichtet und zum Spielballe in der Hand der Mutter, welche hiernach als die eigentliche active Hauptperson des Dramas, als dessen wirkliche Heldin austritt, herabgewürdigt; auch nistet sich — in dem Bewußtsein, wie die Mutter gleichsam das Verhängniß ihres Sohnes geworden sei, sie, deren glühende, leidenschaftliche Liebe zu dem fast sinnlich von ihr geliebten Kinde mindestens keinerlei Bürgschaft für die besonnene Verwahrung jenes grauenhaften Pfandes gibt — eine gewisse Angst in unser Herz ein, die lähmend auf den freien Genuß des Kunstwerks wirkt und das selbständige Handeln der einzelnen Persönlichkeiten zu ersticken unter den unentrinnbaren Bann eines thatsächlichen, sozusagen bereits verhängten Verhängnisses gestellt sieht. Der gesammte tragische Verlauf der Begebenheit ist an ein von innen heraus unvermitteltes, rein äußerliches Schicksal, an eine höhere Gattung von Zufall gebunden, sodaß gewissermaßen die ganze Dichtung in den ersten Scenen schon fertig ist. Ob ferner der Reim mit seinem mittelalterlich-modernen Charakter für Darstellungen aus der antiken Welt so recht geeignet ist, und ob er nicht die Farben trübt, das treue Colorit äußerlich und sonach mittelbar auch innerlich verwischt, möchten wir dem Dichter zu bedenken geben, der nicht leugnen wird, daß in seiner Kleopatra das liebende Gefühl zu einer Romantik sich ausgebildet findet, wie sie die heitere Welt des alten Hellas nicht kannte. Dies unsere speciell dramaturgischen Ausstellungen! In reinpoetischer Beziehung darf diese Tragödie des gesühnten Eingriffs menschlicher Unbesonnenheit in das göttliche Walten, die den Satz vertritt: „Der Mensch versuche die Götter nicht!", dem Besten zugezählt werden, was die deutsche Literatur in der Gattung des lyrischen Dramas aufzuweisen hat, und die edle, einfache, klangvolle Sprache, der hohe sittliche und künstlerische Geist sind Vorzüge dieser Dichtung, die nicht rückhaltslos genug in einer Zeit anerkannt werden können, in welcher soviel Schwulst für Poesie, soviel psychologisches Raffinement für Kunst, soviel Hirngespinnste für Moral ausgeboten werden.*)

3. Heinrich Laube's Dramatische Werke. Siebenter Band. — A. u. d. T.: Prinz Friedrich. Schauspiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 1854. 8. 1 Thlr.

Unstreitig eines der besten und packendsten historischen Schauspiele! Laube hat in diesem „Prinz Friedrich" die geschichtliche Situation mit ungemein glücklichem Takte und mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit dramatisch zusammenzudrängen und zu gestalten gewußt und die geschichtlichen Charaktere, ohne der historischen Wahrheit wesentlich Eintrag zu thun, auf eine Weise poetisch und künstlerisch zu verwenden und zu heben verstanden, daß sich darin Wahrheit und Dichtung aufs innigste und erquicklichste verschmelzen und aus ihrer Vereinigung ein Gesammtbild hervorgeht, das eine wahrhaft ergreifende und erhebende Wirkung ausstrahlt. Der Conflict der alten absterbenden Zeit mit dem neuen geistigen Interessen huldigenden Jahrhundert, wie er in Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Friedrich dramatisch ausgekämpft wird, ist in beiden Persönlichkeiten aufs edelste gefaßt und aufs tiefste begründet und läßt unter der pedantischen Formalität des alten Königs ein kerndeutsches warmes Gemüth und unter dem scheinbaren Leichtsinn und Franzosenthume Friedrich's den erhabenen und großartigen Geist des größten Fürsten nicht blos seines Jahrhunderts mit voller dramatischer Frische und Ueberzeugungskraft vor uns aufblühen. Wenn Laube in seinem „Rococo, oder die alten Herren" eine wahre Musterkarte der Canaillerie aufstellt, so scheint er sich im vorliegenden Drama — und wir loben ihn deshalb freudig — zur Aufgabe gestellt zu haben, soweit es irgend möglich, alle Persönlichkeiten seines Schauspiels auf einen edeln Urkern zurückzuführen; selbst Grumbkow und Eversmann unterliegen diesem Princip, und zwar so, daß dadurch in keiner Art ihrer Persönlichkeit Gewalt angethan wird. Es weht durch die derbe soldatische, in den heftigsten innern und äußern Krisen ringende Welt dieses Dramas ein erquicklicher Hauch warmen und edeln Menschenthums und ein begeistertes patriotisches Gefühl. In diesem Patriotismus, in dieser glühenden Liebe zum preußischen Vaterlande laufen die nach völlig entgegengesetzten Richtungen ausstrahlenden Lebenswege des Königs und des Prinzen wieder zusammen, in diesem Patriotismus vergessen Beide, was sie ewig trennt und scheidet, in diesem einen Gefühle versöhnt sich in ihnen das Drama zu harmonischem Schlusse. Der König hat seinen Sohn achten gelernt, hat in ihm etwas entdeckt, davor er sich innerlich beugt, obschon er es nicht begreift; Friedrich hat in dem König endlich den Vater erkannt, den liebenden, und so haben sich denn Beide im Herzen gefunden und versöhnt. Wenn Friedrich einst in gerechtem Zorne über des Vaters Unbill gegen ihn rief: „Ich bin kein Knabe, König, und will dies beweisen, sei es durch meinen Untergang. An dieser Stelle hier habe ich vor einer Stunde mit mir gerungen, wie ich meinem Fürsten und Vater genügen könne. Ich hielt es für möglich. Es

*) Wir führen aus einem Bericht des londoner „Athenaeum" über diese Dichtung folgende Bemerkung an: „Heyse hat seine Tragödie nicht in den Versmaßen des Aeschylus und Sophokles, nicht in unsern eigenen edeln «blank verse», sondern in einem mannichfaltig wechselnden rhythmischen Maße nach dem Muster von Goethe's «Faust» geschrieben. Das ist unserer Meinung nach entschieden ein Misgriff (mistake). Wir wollen nicht Atalanta wie Gretchen sprechen hören. Dies rhythmische Schellengeläute, welches um diese stattlichen classischen Gestalten klingelt, macht auf unser Gefühl wenigstens einen Eindruck, demjenigen verwandt, welchen das auf die Marmorglieder der Dannecker'schen Ariadne in der Villa Bethmann zu Frankfurt fallende Rosalicht auf uns hervorbringt. Es ist hübsch, aber bloße Schnörkelei. Auch beschränkt sich der Fehler nicht hierauf allein. Was uns die Heyse'schen Charaktere vordeclamiren, ist zum Theil ebenso modern dem Gefühle als der Form nach." D. Red.

ist unmöglich, wenn ich nicht aufhören will, eine Person zu sein. Sie wollen Alles befehlen, Alles! Schritt und Miene, Leib und Seele soll sein, wie Sie es wollen, ja der innerste Gedanke des Menschen, der Verkehr mit Gott, soll sein und werden, wie er Ihnen gut dünkt. Da schreit die geängstigte Seele endlich in Verzweiflung: Nein! sie schreit endlich: Leben oder Tod!" — und der alte König nur Ungehorsam and Empörung in diesen Worten sah, so schlug ihm doch das Herz vor Freude, als Friedrich auf des Vaters grollendes Wort: „Kann ich als Fürst des Landes gewissenhaft anders beschließen, als ich beschlossen habe, daß solch ein Prinz nicht nach mir regieren kann, solch ein Prinz, der doch ein Franzos ist außen und innen?" nicht minder heftig als früher antwortet: „Franzos und immer Franzos! weil ich fremde Bildung werth halte neben heimatlicher Roheit, die Ihr verewigen wollt! Fürwahr, die Deutschen, die seit funfzig Jahren leben und regieren, sind angethan, mich so zu schelten! die Deutschen, die sich Strasburg rauben ließen und die dem Räuber goldene Brücken bauten! Wenn es ein Scheltwort sein soll, dann seid ihr Franzosen, die ihr es geduldet und zu Recht bestehen laßt, und nicht euch bin ich, der Frankreichs Geist verehrt, der einzige Deutsche, denn bei meinem dir verfallenen Haupte, König! das deutsche Dorf, das mir der Nachbar rauben wollte, das könnte er nur mit meinem Leichnam haben, für Strasburg aber, unsern stärksten Wall, da hätte ich 100,000 Leben hingegeben, so sehr bin ich Franzos!" „Das ist mein Sohn! das ist mein Sohn!" jubelt der deutsche König; bald danach reicht er selbst dem Prinzen den Degen mit den Worten zurück: „Du wirst ihn führen zu des Reiches Ehre!" Und Friedrich antwortet: „Wenn es noththut, gegen die ganze Welt!"

So entrollt uns Laube die traurige Jugendzeit unsers großen Friedrich, künstlerisch zusammengedrängt in ein kräftiges und farbenfrisches Bild, mit sich von Scene zu Scene steigerndem Interesse und mit ergreifender Gewalt der Charaktere. Es ist geradehin meisterhaft, wie er in dem alten König das barsche, crasse Soldatenthum und den unbeugsamen Despotismus über Leib und Geist in Einklang zu bringen weiß mit einem Herzen voll Wärme und Liebe, ja mit einer Innigkeit und Zartheit des Gefühls, die an und für sich dem brutalen Stockregimente des Corporals von Potsdam durchaus fern liegt; die so edel vermenschlichte Gestalt des alten Soldatenkönigs, in welcher sich das warme Menschenthum Luft macht wie die Lava durch einen Felsenkrater, thut im Ganzen des Dramas eine vortreffliche Wirkung, die durch die jugendlich-ritterliche, großartig-freie Persönlichkeit des Prinzen Friedrich, dem die Begeisterung des Moments die Adlerfittige seiner großen Seele löst, sodaß der Flügelschlag den künftigen Sonnenflug ansagt, in ein harmonisches Gleichgewicht gerückt wird. Die beiden lieblichen Mädchengestalten der schwärmerischen, extravaganten Prinzessin Wilhelmine und der sanftweiblichen, aber in ihrer heiligen Jungfräulichkeit sich bis zur Höhe des Ideals erhebenden Geliebten Friedrich's, der Doris Ritter, bringen ein sanftes lyrisches Element in das aufgeregte stürmische Treiben, während die Königin mit ihrer britisch-pathetischen, hochmüthig-aristokratischen Manier dem Hausvater-Königthume Friedrich Wilhelm's ein vornehm höfisches Königthum entgegenstellt. Im alten Buddenbrock ist jenes starre brandenburgisch-preußische Soldatenthum älterer Zeit vertreten, welches nur eine Furcht kannte, die Furcht Gottes, und Laube hat dasselbe in recht ergreifender Gestaltung zur Erscheinung gebracht. Endlich wird in Katt jene oberflächliche, nur zu sehr zur Skepsis und zur Verspottung alles wahrhaft Edeln und Menschlichen aufgelegte sogenannte höhere Weltbildung, wie sie in jenen Tagen sich zu erheben begann, dramatisch gerichtet, indem hierdurch das Neubekenntniß ihres Trägers und dessen Tod gesühnt wird. Wenn wir nun noch sagen, daß der Scenenbau und die Scenenfolge so dramatisch als bühnlich in jeder Art trefflich sind, und sich in den einzelnen Charakteren und Situationen für die Schauspieler die dankbarsten und belehrendsten Aufgaben darbieten, wenn unter Hinweisung auf die Proben, die wir vorhin gaben, die Sprache als eine durchweg edle, höchst charakteristische, je nach Persönlichkeit und Stoff bald schwunghaft erhabene, bald derbmännliche, bald einfach rührende gerühmt, und wenn endlich das Zusammengreifen der Handelnden als ein energisches und durchaus in den Brennpunkt der Begebenheit concentrirtes anerkannt wird, so ist eben Alles gesagt, was der beschränkte Raum d. Bl. zum Lobe eines Dramas zu sagen gestattet, das leider von der deutschen Bühne verschwunden zu sein scheint, während es diese als dauerndes Repertoirestück zu beleben in aller Art würdig ist. Man erhebt immer soviel Geschrei nach deutschen patriotischen Stücken: nun ja, wer stimmte nicht freudig mit in diesen Ruf ein; aber ist dann einmal eins gedichtet, so hängt man sich an hunderterlei erbärmliche Formalien, erhebt ein Heer rein conventioneller Quisquilien und geht dann nach guter deutscher Philisterart einfach zur Tagesordnung über, statt jedem rein und edel empfundenen und gestalteten patriotischen Stoffe, wenn er dem künstlerischen und bühnlichen Decorum nicht zuwiderläuft, alle Thore zu öffnen. Fährt man in dieser ängstlichen Gouvernantenmanier noch lange fort, so wird die deutsche Dichtung, die sich mit entschiedener Vorliebe in neuerer Zeit der vaterländischen Geschichte zugewandt hat, sehr bald wieder der Fremde ausschließlich sich widmen und darf dann sagen, daß sie dazu gezwungen worden sei.

4. Ein Redekampf in Florenz. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von Levin Schücking. Berlin, Schindler. 1854. 16. 20 Ngr.

Ein Redekampf! ominöser Titel für ein Drama, das mit Thaten, nicht mit Worten kämpfen soll! Und so nahmen wir diese Dichtung nicht ohne lebhaftes Vorurtheil in die Hand, fanden uns indeß für das erste angenehm enttäuscht. Faustina Salverte, eine edle Florentinerin, hat, in den classischen Studien wohlbewandert, den Entschluß gefaßt, mit dem hochgelahrten Doctor Landino aus Bologna in der Akademie von Florenz öffentlich über den Werth und die Würdigkeit der Frauen zu disputiren, denen sie den Vorrang vor den Männern eingeräumt wissen will.

> Das aber ist es ja, was mich empört,
> Daß Achtung vor den Frau'n sich in die Dichtung
> Hat flüchten müssen, daß im Leben aber
> Vor dem engherz'gen Vorurtheil der Männer
> Wir still uns beugen sollen! O wie gern
> Möcht' ich mit feur'gen Zungen reden können,
> Vertheid'gen mein Geschlecht! Und o, ich will's,
> Vertheid'gen will ich's vor der ganzen Welt.
>
> . . . .
>
> Beängstigt schlug mein Herz bei dem Gedanken,
> Daß ich vor Hunderten erscheinen solle
> Und messen mich mit dem berühmtesten
> Gelehrter Männer in der Arnostadt;
> Nun aber wag' ich's gern! Erfüllt, gehoben
> Von einem heil'gen Ziel, kenn' ich kein Bangen —
> Und siegen werd' ich, weil ich siegen muß!

Schon drängt sich erwartungsvoll das Volk in den Hallen der Akademie und bewundert die Schönheit der muthigen Vertheidigerin ihres Geschlechts, als sich plötzlich der Signor Dottore krank melden läßt. Der Grieche Konstantin Laskaris, ein feuriger Anbeter der Faustina, hat, um seine Göttin vor einer möglichen Niederlage zu sichern, hinter ihrem Rücken dem gelehrten Herrn bange gemacht vor den heimlichen Dolchen der zahllosen Verehrer seiner schönen Gegnerin und wußte es so anzustellen, daß Landino ihn als seinen Stellvertreter in die Akademie sendet. Natürlich erklärt er sich galant schon im voraus als besiegt. Aber in der Menge hat ein seltsamer Kauz gesteckt, der jetzt plötzlich hervortritt und Faustina den Handschuh zur rednerischen Fehde hinwirft, der junge Graf Leone Finasco. Dieser Jüngling ist von seinem Vater zum

Weiberfeind förmlich erzogen worden und macht seinem Lehrmeister in der That alle Ehre. Wenn Faustina sagt:

> Daß viel und gern wir reden, leugn' ich nicht;
> Die Männer dürfen kämpfen, Schlachten schlagen —
> Wir führen nur bescheid'nen Zungenkrieg;
> Ihr habt die Keulen, Schwerter, Lanzen, Dolche —
> Wir haben nichts als einzig uns're Zunge.
> Den Dorn der Rose, der ihr uns vergleicht;
> Das ist des Himmels gnädiges Geschenk,
> Die einzige Gerechtigkeit, verliehen
> An unser „blumenhaftes" Sein. O möchte
> D'rum dieser Dorn zu jeder Zeit bereit,
> Geschärft und stark sein, um uns zu vertheid'gen;
> Denn bei dem Himmel, wir bedürfen seiner!

wenn sie den Vorwurf der Herrschsucht zurückschleudert auf das Geschlecht der Männer, so erwidert Leone:

> Der Sphinx der düster schweigenden Natur
> Entrissen Männer ihre Räthselworte.
> Sie waren's, die den Raum des All' durchforschten,
> Die neue Reiche, neue Welten fanden,
> Die Religionen stifteten und stürzten,
> Die, um der Wahrheit blut'ge Banner stehend,
> Siegreich der Menschheit große Schlachten schlugen!
> D'rum sag' ich es: dem Mann gehört die Welt
> Mit Allem, was sie trägt, auch mit den Weibern!

Kurz, Leone besiegt Faustina vollständig, und während der Herzog von Florenz ihm als Siegespreis den Lorber reicht, ergibt Faustina an ihn ihr Herz. „O welch ein Geist!" ruft sie, hingerissen von der Kraft seiner Beredtsamkeit —

> Ihr habt gesiegt, Graf von Finaëco, ja,
> In unserm Kampf mit Worten; doch vielleicht,
> Hätt' es gegolten eine schwere That
> Der Ueberwindung, der Entsagung, Demuth, —
> Wer weiß, wer da der Sieger wäre, ob
> Das Weib, das Ihr verachtet, ob der Mann!
> Dem Himmel dankt' ich, wenn er mir erlaubte,
> Durch eine solche That Euch zu beschämen,
> Mehr als Ihr's heute mich durch Worte konntet!

Bis hierher ist die Dichtung trefflich: in diesen beiden ersten Acten weht die sonnige Luft Italiens und der freie poetische Geist jener classischen Florentinertage; trotz aller Bewegtheit der Stimmungen und Vorgänge ist dennoch über sie eine so heitere Ruhe, eine so reine Harmonie ausgegossen, daß das Behagen, welches den Dichter bei Schaffung dieser Scenen durchströmt hat, sich dem Leser unwillkürlich mittheilt und man sich unter der Aegide eines echt künstlerischen Geistes fühlt. Die Charakterzeichnung entspricht dieser frischen, das eigenthümliche und besondere Colorit der geschilderten Zustände äußerst glücklich wiedergebenden Färbung, und sonderlich anziehend und tief angelegt ist die höchst poetische Persönlichkeit der Faustina: diese edle und jungfräuliche Natur, gewachsen und erzogen unter der leuchtenden Sonne classischer Geistesbildung, sieht sich umworben und umkrochen von einem Heere von Verehrern, von welchen sie angebetet wird und von welchen sie doch fühlt, daß sie keine Ahnung von ihrem eigentlichen Werthe haben. Das, was ihr Männer an den Frauen lobt und liebt, ist zumeist Das, was diesen nicht zur Ehre gereicht: wohlan, ich will euch vor allem Volke lehren, was Frauenwürde heißt und was sie werth ist! Dieser Gedanke läßt ihr nicht Ruhe noch Rast und treibt sie auf die Rednerbühne, auf welcher zu siegen sie gewiß sein darf; denn sie kennt ihre Gegner und darf sie verachten. Aber da tritt ihr einer entgegen, den sie nicht kennt, ein ganzer voller Mann, ein Geist, vor welchem der ihrige erbebt, erbeben darf; denn er überwächst den ihrigen. Zum ersten male fühlt sie sich wirklich als Weib in ihrer Schwäche, denn die gewaltige echte Mannesstärke tritt ihr gebietend und imponirend gegenüber. Welchen andern Ausdruck kann solch ein Gefühl, solch eine Niederlage bei einem Weibe, bei einer Faustina finden, als das Bekenntniß: zum ersten male zu lieben. Doch nicht in ihrer Erniedrigung vermag Faustina dieses Bekenntniß auszusprechen, sie muß sich erst wiedergewinnen, sie muß sich das Recht auf dasselbe erst erwerben durch die That der echten und hohen Weiblichkeit, durch die That der Demuth, der Ueberwindung, der Aufopferung. Sie geht von der Stätte ihrer Niederlage und seines Triumphs, sich die Liebe und mit ihr den Geliebten zu verdienen, und dazu hilft ihr das dunkle Gefühl, als müsse dem glücklichen Sieger mitten im Triumphe dieselbe Sonne in ihr aufgegangen sein, die mitten in der Niederlage ihr in ihm sich offenbart hat. Und wahrlich, sie liebt Leone nicht glühender als dieser sie, ob auch seine Seele in falschverstandener Männlichkeit dagegen ringt mit allen Kräften. Bis hierher, wie gesagt, ist das Drama eine treffliche Dichtung. Aber nun ist es, als wenn ein Dämon sich dem armen Poeten auf die Schwingen setzt und hetzt ihn die Quere und die Länge; denn nun verliert sich das so schön und geistvoll begonnene Werk in eine ganz gewöhnliche Banditen- und Intriguenkomödie des allerabgebrauchtesten Schlags. Mordversuche, Fälschungen, Verkleidungen, Hinterlisten spielen ordentlich Versteckens miteinander und bringen dann endlich unser Pärchen unter die Haube. Der im Anfange des Stücks so dichterisch hoch und klar vorleuchtende Gedanke, zwei edle und bedeutende Naturen verschiedenen Geschlechts gerade im Misverstehen des eigenthümlichen Geschlechtsberufs und Geschlechtswerths sich finden, sich lieben und zu reinstem Verständnisse sich ergänzen zu lassen, diese poetisch durchaus berechtigte und originelle Idee bleibt ihre geistige und künstlerische Lösung schuldig und verpufft matt und trivial in erbärmlichen Komödiantenstückchen, die einer Banditenballade mit bengalischer Flammenbeleuchtung und obligatem Pulverdampfe entlehnt zu sein scheinen. Der Dichter des „Redekampf" hat die erste Hälfte seines Dramas zu schön und wacker gearbeitet, als daß man ihm die Verhunzung der zweiten nicht ernstlich verweisen und übelnehmen sollte. Weg mit dem Hocuspocus und den dritten und vierten Act in treuer und poetischer Hingabe an den leitenden Gedanken ganz neu hinzugedichtet: das ist der einzige Rath, den wir geben können und dessen Befolgung den Poeten nicht reuen dürfte.

5. Die Montenegriner. Trauerspiel von J. M. Hutterus. Trier, Troschel. 1853. 16. 15 Ngr.

Wir begrüßten mit Vergnügen diese Tragödie des Verfassers, dessen „David" wir in Nr. 38 d. Bl. f. 1852 zwar nicht ohne ernsten Tadel, aber mit der Ueberzeugung, einer echten Dichterkraft darin begegnet zu sein, besprachen. Der Inhalt dieser neuen Tragödie ist folgender: Zwei junge befreundete Montenegriner, Stanco und Jephrem, werben um das Herz Zaidens, der schönen Tochter des reichen Türken Achmet, welche bereits dem Harem des Veziers von Mostar vom Vater zugesagt ist. Da nun ihre Neigung sich für Jephrem entscheidet, so bietet Stanco diesem den Zweikampf an um des Mädchens Besitz und Jephrem erschießt bei diesem Streite den Nebenbuhler. In des Vaters Garten aber harrt Zaide des Geliebten:

> Der Tag neigt sich zu Ende, das Gesträuch
> Wirft weit und weiter seine leichten Schatten,
> Und Jephrem säumt noch. Wehe! wenn ein Zufall
> Daheim ihn hielte eben heute; kam
> Er doch noch immer, wenn ich sein geharrt,
> Und wär's auch nur, um einen Gruß zur Nacht
> Mir zuzuflüstern, eine Rose, die
> Mein Mund berührt, als Kuß sich heimzutragen;
> Und heute eben, wo er als sein Weib
> Mich heimzuführen mir versprochen, heute
> Verhinderte ein Zufall ihn, zu kommen!
> Kein Zufall, ein Verhängniß wär's von oben.
> Er weiß ja nicht, daß schon der Bote da,

Zum Harem des Veziers mich zu geleiten,
Und er mich morgen nicht mehr finden werde.
Nicht er, nicht sie und Keiner mehr, sie suchten
In jenem Weiher denn nach der Verlor'nen.
O muß denn Alles heute an die Zeit
Der ersten Kinderjahre mich gemahnen!
Am Rand des Weihers blühte eine Lilie,
Weiß wie der Schnee auf Montenegros Höhen;
Ich sah von fern sie steh'n — die Amme war
Im duft'gen Grase eingenickt — und rasch
Eil' ich hinab, die Lilie mir zu brechen;
Da schauet plötzlich aus dem Wasser mir
Ihr Spiegelbild entgegen — ich erschrecke,
Und unschlüssig, wohin ich greifen soll,
Zieht es mich nieder in die Flut. Die Amme
Erwacht von meinem Schrei, und so
Ward ich gerettet noch. Die Aeltern aber schlossen
Mit weißen Stäben rings den Weiher ein,
Daß sie ihr Kind vor weiterm Unglück wahrten.
Die Stäbe steh'n noch dort, sie haben treu
Das Kind geschützt, doch werden sie der Jungfrau
Wohl nimmer wehren, wenn es sie gelüsten
Nach einer Lilie wieder möchte. Eh'
Ich dir die Treue breche, süßer Freund,
Geh' ich dort unten mir aus Weihers Grund
Die bleiche Lilie holen.

Aber Jephrem kommt und entführt Zaiden nach Montenegro. Der ergrimmte Vezier rüstet nun sein Volk und zieht vor den „Berg", sich die entrissene Beute zu holen und Rache zu nehmen an dem Räuber. Aber in Montenegro stehen Alle für Einen und Einer für Alle, und wie einst vor Troja gilt es den den Kampf um die Schönheit. Indeß tritt des erschossenen Stanco Bruder Gyko zu Jephrem und fragt: „Wo hast du den Gefallenen bestattet?" Jephrem erbleicht: in der Hast der Flucht und Liebesleidenschaft hat er der heiligen Pflicht der Todtenbestattung schmählich vergessen, und nun liegt auf ihm die Blutschuld, welche auf Leben und Tod zu rächen nach montenegrinischer Sitte des Hinterlassenen Pflicht. Gyko, der nach des Wladika Willen dazu ausersehen ist, mit Jephrem, dem die Commandantschaft der Veste Vranina übertragen, diesen Ort zu vertheidigen, verlegt die Vollstreckung seiner Pflicht bis nach dem allgemeinen Kampfe und hofft edel, in diesem Kampfe vielleicht selbst getödtet und so vom Geschick verhindert zu werden, Jephrem's und Zaidens Glück zu stören. Zaide erfährt das unselige Verhältniß zwischen Gyko und ihrem Gatten, und von Letzterm auf ihre flehentlichen Bitten mit nach Vranina genommen, beschließt sie, das Leben Jephrem's zu retten. Das aber ist nur möglich, wenn Gyko vor ihm stirbt; denn unerbittlich ist der Blutrache Gesetz. Da steht sie nun im heißen Kampfe mit sich selbst: aus den weichen Mutterarmen hat sie sich losgerissen aus Liebe, der Mutter Fluch, des Vaters durch ihre Flucht verschuldeten Tod hat sie ertragen aus Liebe, dem Glauben der Väter hat sie entsagt aus Liebe. Wie? meint man vielleicht, so gar schnell? Aber konnte sie denn anders? Sie versteht wol Vieles nicht im Christenthume, aber das Wort Liebe, das versteht sie glühend und warm, sie, die ganz Liebe ist und nur Liebe lebt: durfte sie denn zaudern, dem Glauben der Liebe sich hinzugeben, der ja vor allem auch ein Glaube, sein von ihm selbst selig und feurig bekannter Glaube ist? Wo er glücklich ist, muß sie es ja auch sein und kann es auch nirgends anders sein; denn sie ist ja nur, soweit er ist. Nun kann natürlich ihr Christenthum eben kein Christenthum genannt werden, denn sie begreift und übt es nur in Rücksicht auf Jephrem; darum ist alle christliche Moral, ja alle Moral überhaupt für sie nicht da, soweit sie nicht zu seinem Heil und zu seinem Glück gereicht. Hier nun gibt diese Moral sein Leben preis; das streitet gegen ihre Moral und Gyko muß sterben! Wie von ihrem Engel gesandt, tritt als Unterhändler ein Aga des Veziers in die Veste und ihm verräth sie, was sie soeben erfahren, daß nach der Seeseite Vranina am wenigsten verwahrt und dort der günstigste Punkt zum ersten Angriff für den Türken sei; Gyko führt dort das Commando, er wird fallen. Aber wenn nun Vranina auch fällt? Ist denn Gyko das Vaterland? ruft sie — sein Tod wird die Andern nur noch mehr entflammen — die Rache wird sie erst recht siegen lassen, und der Sieg ist dann sein und einzig sein, Jephrem's, der für sie ja wirklich das Vaterland ist. Aber kaum hat sie den Verrath begangen und damit ihre Schuld auf sich geladen, da beginnt auch das Schuldbewußtsein in ihr zu dämmern und nahen fühlt sie des Schicksals rächenden Schlag. Der Türke stürmt jene schwache Mauer und Zaide wird von Gyko selbst vor Jephrem des Verraths angeklagt. Umsonst fodert Jephrem das Wort der Unschuld von Zaidens Lippen, um sie gegen eine Welt zu vertheidigen — sie schweigt und endlich bekennt sie ihm laut ihre That und daß sie für ihn begangen ward. „Unselige, du mußt sterben!" ruft Jephrem verzweifelnd, „sterben durch meine Hand, so will es das Vaterland, das du verriethst!" Sie aber entgegnet:

— — — — o Dank
Für solch Gebot dir, Montenegro! Sag'
Mir's ein mal noch — durch deine Hand! und das,
Das nennst du sterben?
Wenn du den Dolch ins Herz mir senkst, das nennst
Du tödten? Süßer, sel'ger Tod, den mir
Die Liebe gibt! o süß und selig wie
Ihr Kuß. Steh' nicht so stumm, so finster da!
In meiner Seele ist es licht und klar,
Als tage mir ein zweiter Hochzeitsmorgen,
Und mit dem Lichtglanz, den aus jener Welt
Der Kuß des Friedens mir herübersendet,
Ist eine Wahrheit in mir aufgedämmert:
Es ward der Liebe ihre Schranke auch
Gesetzt, und jenseit dieser Schranke lauert
Das Unheil ihrer, das Verderben.
Die meine schweifte über jene Grenze
Und das Gesetz ward offenbar an mir!
Da! nimm den Dolch! es war dein erst Geschenk —
Nimm ihn zurück: sieh', er ist fleckenlos
Noch, wie das Herz, das er durchbohren soll.

Und mit dem Rufe: „Ja, fleckenlos, wie Engel sind vor Gott!" drückt Jephrem die Mordwaffe in der Geliebten Brust, eilt in den Kampf und verhaucht, mit tödtlicher Wunde rückkehrend, an Zaidens Leiche sein Leben; Montenegro aber siegt über den Türken.

Eine gewisse schablonenartige Kritik wird dem Dichter vorwerfen, daß die Schuld Jephrem's, welche doch die Mutter von Zaidens Vergehen sei, zu gering wiege, um die furchtbare Tragik des Schlusses zu rechtfertigen und eine harmonische Versöhnung zu erzeugen. Dieser Anklage ist entgegenzusetzen, daß hier ein specifisch nationales Leben vom Poeten angestrebt und meist sehr glücklich zur Erscheinung gebracht ist, daß die nationale Sitte in ihrer landesüblichen Bedeutung den Ausschlag gibt, daß die Pflicht, den im Zweikampf getödteten Nebenbuhler im Tode nicht zu verlassen, sondern mindestens seine Gebeine ehrlich zu bestatten, bei den Montegrinern wie bei mehren andern Völkerschaften eine höchste, heiligste Satzung ist und jede Sünde dagegen als ein religiöses Verbrechen angesehen wird, daß endlich diese Pflicht in ihrer tiefen innigen Sittlichkeit und poetischen kindlichen Zartheit hohe allgemein menschliche Würde und Bedeutung in sich trägt. Der Egoismus der Minne entwickelt in dieser Dichtung aus reinster zartester Knospe heraus seine dämonische Gewalt. Und von so allgemein menschlichem Interesse dieser Proceß der Leidenschaft ist, unser Dichter hat ihm eine durchaus individuelle, nationale Färbung gegeben, obschon wir keineswegs behaupten wollen, daß der Autor jede gerade diesen innerlichen Vorgängen so nahe liegende Verführung zu lyrischer Sentimentalität immer überwunden habe, und daß nicht hier und da eine tiefere und

gründlichere Motivirung von seiner Arbeit manche störende Dunkelheit und Schroffheit würde ferngehalten haben. Weil es jedoch dem Verfasser im Ganzen gelungen ist, ohne wesentliche Beeinträchtigung des innern Conflicts den äußern mit immer energischerer Steigerung thatsächlich bis ans Ende zu verkörpern, so erachten wir diese „Montenegriner" im Verhältniß zu dem „David" unsers Verfassers, in welchem diese Consequenz sich nicht fand, für einen Fortschritt, wenn auch jene Tragödie, soweit ihr erster Theil zur Frage kommt, im Einzelnen den Vorzug einer sorgfältigern Vertiefung in den specifisch geistigen Organismus des dramatischen Kunstwerks voraus hat.

6. König Monmouth. Ein Drama von Emil Palleske. Berlin, F. Duncker. 1853. 16. 25 Ngr.

Karl II. von England ist gestorben und die Todeskunde trifft seinen verbannten Bastard, Herzog James von Monmouth, wie er im Haag bei seinem Vetter Oranien die Herzen der Damen erobert und die Zierde aller Feste und Ritterspiele ist. Nun soll er dem Vetter Oranien, der ein Eidam des neuen Britenkönigs, geloben, nicht nach England zu gehen und dort nirgends die Ruhe zu stören. Monmouth gelobt es in die Hand des Freundes, der andernfalls sein Feind werden würde, und zieht sich zurück nach Brüssel, wohin seine schöne Geliebte, Lady Harriet Wentworth, aus England ihm nacheilt, seine Verbannung großmüthig zu theilen. Aber tief im süßen Arme der Liebe träumt James den Königstraum von England, denn er glaubt an die Existenz einer schwarzen Kapsel zu London, welche den solennen Ehevertrag zwischen seinem Vater und seiner Mutter und somit sein Erbrecht auf den Thron von Albion enthält. Der ganze Schwarm misvergnügter Edelleute und vertriebener Cromwellianer, die ein Asyl in den Niederlanden gefunden, umgibt ihn daselbst, ihn mit dem Wahne erfüllend, ganz England liebe, ersehne ihn und werde ihn als rechtmäßigen König jubelnd begrüßen. Warum hatte er doch so unüberlegt in Oranien's Hand gelobt, die Küste seiner Heimat nie wieder zu betreten? Er wird den Königstraum nicht los, und die mit ihm verbannten Landsleute dringen immer aufs neue in ihn; er schwankt, Harriet soll entscheiden, und sie, die, ohne daß er es gewahrte, den Königstraum für ihn, entsagend, mitgeträumt hatte, heißt ihn nach England ziehen. Monmouth zieht dahin, aber sein anfangs aufleuchtendes Gestirn sinkt nur zu bald in die Tiefe: es war nicht England, das ihn ersehnte, und unter dem Henkerbeile haucht er, im Angesichte des Todes sich zu edler Freiheit erhebend, sein Leben aus.

Wir müssen zunächst an den Autor dieselbe Frage richten, die wir im Laufe unserer Besprechungen schon so oft selbst an begabte Talente zu thun genöthigt waren: ist denn der Held dieses Dramas wirklich auch nur im entferntesten ein Held? Das ist ein junger Salonmann, der sich das abgeschmackte Märchen von der schwarzen Kapsel, ohne viel darüber nachzusinnen, aufbürden läßt, der sich auf Grund des Geredes und des Gesalbaders um ihn her für den von der Vorsehung bestimmten politischen und kirchlichen Reformator Englands hält, der dann in einer momentanen Laune gelobt, dieses England nie zu betreten, und doch wieder, abermals in einer bloßen Anwandelung, nicht selbständig, sondern durch seine Geliebte, jenes Gelöbniß bricht, nach England zieht, dort den Mund sehr voll nimmt, auch wol persönlich brav ist, aber schließlich kleinmüthig die Büchse ins Korn wirft und sich dem Henker übergibt. Ist das ein dramatischer Held? Wo liegen da die Manifestationen eines Charakters? Hebt nicht vielmehr Alles, was er manifestirt, den Begriff des Charakters auf? Mochte er an die Kapsel glauben, aber aus andern, aus triftigen Gründen, die doch wol nicht schwer zu erfinden waren, mochte er sich für den zu Englands politischer und kirchlicher Befreiung berufenen Reformator halten, das ist gewiß höchst dramatisch und ethisch, aber dieser Glaube muß eine auf eigene Begabung und Befähigung, auf eigene im Drama sich thatsächlich kundgebende Charaktergröße fundirte großartige Ueberzeugung sein. Man glaubt diesem Monmouth die Erhebung nicht, die er kurz vor seinem Ende über sich selbst gewinnt, sie erscheint vielmehr als bloße Phrase, als klingende rhetorische Parade. Und so, ohne ethische und charakterielle Befähigung und Bethätigung, wie Held Monmouth sich geberdet, hat man kein dramatisches, kein tragisches Interesse an ihm; er ist eben nichts Anderes als ein etwas modernisirter Champion des fahrenden Ritterthums, und das kann wol als Satire, nicht aber als positives Kunstwerk den Antheil denkender Köpfe gewinnen. Es erscheint in der That höchst befremdlich, daß ein Mann von dem Urtheile, der theatralischen Erfahrung und der entschiedenen Dichterbegabung wie Palleske, sich so arg über seinen Helden hat täuschen können.

Haben wir so unserm Autor die sehr ernsten und gewichtigen Gravamina nicht verhehlt, die seine Dichtung in uns erregte, so wollen wir nicht länger zaudern, ihm das Lob zu spenden, welches seine Arbeit andererseits reichlich verdient. Eine gewisse Kritik, die consequenterweise auch Goethe und Schiller nicht mehr als Originale stehen lassen dürfte, wird nicht ermangeln, Palleske der Shakspearerei zu beschuldigen; wir unsererseits rechnen ihm aber die Art, wie er shakspearisirt, zu hohem Lobe an. Denn indem er seine Poesie und sein innerstes Wesen durchdringt mit dem gewaltigen Geistesstrome jenes britischen Riesen, weiß er doch durchaus selbständige und eigenartige Gestalten und Zustände aus diesem Processe zu erzeugen. Seine Gestalten sind, mit Ausnahme des verunglückten Helden, voll individuellen Lebens und reich an charakteristischer Ausprägung: dieser Oranien ist bis auf jedes Wort, das er redet, der ernste, schweigsame, sich stets verhüllende Mann, dem die Anwartschaft einer großen Zukunft auf der verschlossen in sich hineinarbeitenden Seele liegt und der sich sittlich durchdrungen von seiner innern Berechtigung zu dieser Anwartschaft fühlt; wie groß steht daher diese in sich selbst gefestigte Persönlichkeit dem weichlichen Träumer Monmouth gegenüber! Die Genossen des Letztern sind mit großer Sicherheit gezeichnet und ein jeder hat sein besonderes charakteristisches Gepräge. Rechnet man hierzu die edle, schwungreiche Sprache, die Frische, Lebendigkeit und Farbenfülle der Scenerie und Situation, endlich die echtkünstlerische Art, mit welcher unser Autor das historische Colorit zu erzeugen verstanden hat, und den geistvollen Wurf der Arbeit, so wird man uns keiner Uebertreibung zeihen, wenn wir in diesem Drama, trotz seines verunglückten Helden, das Document eines wahrhaften Talents erblicken, welches im Fache des historischen Dramas Ausgezeichnetes zu leisten verspricht. Wir bitten deshalb Palleske recht dringend, sich durch die leicht entzündbare Liebe eines poetischen Gemüths für eine Persönlichkeit seiner Phantasie über den wirklichen dramatischen Werth dieser Persönlichkeit nicht fürder täuschen zu lassen; an dieser Art von Täuschung, die unser Autor an Andern sicher schon oft bemerkt haben wird, kränkelt so manche in allen ihren übrigen Theilen schöne und edle Dichtung, und es scheint hier eine Art von geistigem Magnetismus stattzufinden, daß selbst die klarsten Köpfe hierin nicht selten in die Irre gehen. Dies Irregehen aber fodert stets eine köstliche Dosis Zeit, und wir achten unsers Autors Talent zu hoch, um nicht zu wünschen, es möge niemals wieder soviel Geist und Poesie für einen Schemen vergeuden. 19.

Berliner literarische Zustände.

II. *)

Berlin ist oftmals, und gewiß nicht mit Unrecht, die nordische Metropole der Intelligenz genannt worden. Das Wesen jeder Intelligenz ist die Selbstanschauung, die Beobachtung ih-

*) Vgl. Nr. 15 d. Bl. D. Red.

ner eigenen Thätigkeiten; Berlin wird demnach etwas erschrecken, wenn seine Intelligenz, der Wahrheit gemäß, wie Freund Satan mit einem Pferdefuß gezeichnet wird. Die Intelligenz documentirt sich am hauptsächlichsten auf der Bühne, und die Bühnen Berlins, welche die Intelligenz und die Kunst vertreten sollen, haben seit einem Decennium mehr Licht von ihren Gasflammen als von der Kunst erhalten. Die Hofbühne war einst eine der ersten und vorzüglichsten Deutschlands; heute hängt sie die classischen Firmen von Schiller, Shakspeare und Goethe aus und vermeint nun die classischste aller Bühnen zu sein. Dies kann aber unmöglich das Streben einer Bühne sein, welche vor allem berufen ist, auf die Bildung des Volks einzuwirken. Wenn dies einerseits wol durch Repräsentation der Stücke erster Meister geschieht, so ist doch das vornehmste Princip einer Bühne, zugleich befruchtend auf die Productivität der Gegenwart einzuwirken. In dieser Beziehung hat die berliner Bühne ihre Aufgabe gar sehr verfehlt. Eine fast unglaubliche Taktlosigkeit bei Annahme und Aufnahme neuer Stücke hat in den letzten Jahren das Publicum scheu gemacht, und mit Ausnahme einzelner wurden alle diese Novitäten zu den Antiquitäten des Repertoire gelegt. Die Herren Gutzkow, Töpffer und Freytag hatten nicht das Glück, Lieblinge der classischen Theaterintendanz zu sein, obgleich sie seit Jahren Lieblinge des Publicums gewesen. Die Muthlosigkeit, welche die Bühne durch solche kleingeistige Zurücksetzungen den dramatischen Schriftstellern einflößt, rechtfertigt ihren Ausspruch: „Wir haben keine Dramatiker, welche gute Stücke schreiben können!" In Wahrheit aber haben unsere guten dramatischen Schriftsteller keine Bühne, am wenigsten die „classische" Berlins, die ihre Stücke aufzuführen und zu würdigen verstände. Die Aufgabe der Bühne ist es nicht, dem Geschmacke, besonders dem verdorbenen Geschmacke des Publicums zu huldigen, sondern selbst mit Opfern ihn zu läutern und auf seine Sittlichkeit einzuwirken.

Ein anderer Schmuck unserer Hofbühne sind dessen viele invalide Mitglieder, welche in ihrer Zusammensetzung dem Pêle-mêle-Ministerium von Spanien oder Russell-Aberdeen ähneln. Es gibt mehre künstlerische und gediegene Capacitäten darunter, aber untereinander haben sie keine Harmonie und keine Einheit. Hendrichs, früher der Liebling der Frauen und jetzt in ihrer Gunst wie seine Handschrift im Album mancher Dame verblichen, ohne daß er es ahnt, wird plötzlich Matador der Charakterollen, obgleich Hendrichs immer Hendrichs und nichts als Hendrichs bleibt. Die Bühne hat einen Döring, welcher als Künstler alle Hochachtung verdient, wenn er die leidige Gewohnheit des Zischens à la Mephisto, die immer Döring erkennen läßt, unterlassen könnte. Dessoir scheint fast nur leidenschaftlich zu werden, sobald er seinen Collegen Döring mit auf den Bretern sieht; Liedtke in seinen Liebhaberrollen trachtet zu sehr danach, mit den jungen Damen zu kokettiren und Effect à la coulisse zu machen. Einige jüngere Mitglieder der Bühne bieten viel angenehmere Erscheinungen dar, aber im Allgemeinen ist das Ensemble des Personals immer ein lockeres, das nur die Tünche der Coulisse hat.

Jeder Leser dieses Aufsatzes, welcher die Theaterkritiken in den berliner Zeitungen letzter Zeit gelesen hat, kann getrost die Ueberzeugung hegen, daß diese Kritiker, aus geheimen Ursachen, noch sehr glimpflich und viel zu nachsichtig mit dem Kunsttempel Apollo's und seinen Musen umgegangen sind. Ueberhaupt steht die berliner Kritik groß und in ihrer Art einzig da. Ihr Platz in den Organen der Politik, die sie nur allein noch beschützen, ist dicht hinter China und Australien, oder hinter den Unglücksfällen von Berlin, was naiven Zeitungslesern oft Anlaß zum Nachdenken gegeben, das sie durch die Zeitungen bereits verlernt hatten. Andere literarische oder kritische Organe hat Berlin nicht aufzuweisen; alle machen in Politik, mit Ausnahme des kosmopolitischen „Intelligenzblatt". In diesen politischen Organen sind nach einer ziemlich langen Erfahrung und genauen Berechnung etwa 18 Quadratzoll wöchentlich für die Besprechung und Kritik der Kunst, des Theaters, der Gemäldeausstellungen und der Literatur des In- und Auslandes bestimmt, 700 Quadratzoll dagegen für die Maculaturpolitik und 278 für Curs-, Handels- und Börsenberichte. Es folgt daraus, daß man sich mit Politik in Berlin am wenigsten, mit der Industrie schon mehr und mit dem Kunstleben am meisten beschäftigt, da stets von Dem am meisten geschrieben wird, was sich die Aufmerksamkeit erst erobern soll. Man hat demzufolge die Kritiker auch eben nicht weit her verschrieben, weil die Berliner gründlich und allein en masse zu kritisiren verstehen. Die alten Herren sind dagegen Muster in der Anfertigung von Schablonenkritiken und ihr Geheimniß ist bereits ins Publicum gedrungen. Sie lesen das Vorwort, den Anfang und das Ende eines Werks, das der Autor mit Mühe und Fleiß gearbeitet, und geben in wenigen Zeilen weiter keine Recension als den Titel und eine Empfehlung oder eine Bosheit. Die andere Schablone der ergrauten Kritiker Berlins von Fach besteht darin, vor allem Andern etwas Gelehrtes zu sagen, aber von dem zu recensirenden Werke nur drei Worte. Die Buchhändler jammern nun über das Recensionsexemplar, das sie der Zeitung eingeschickt, und die Autoren bedauern ihre dürftige Lage, die ihnen nicht gestattet, mit „Golde blank und Golde fein" die theure Feder der Kritiker à la chablone bezahlen zu können.

Am allermeisten und ausführlichsten beschäftigt sich die „Spener'sche Zeitung" mit Recensionen, die ihr, obgleich nur kurz und andeutend, dennoch unter allen berliner Zeitungen in dieser Hinsicht die meiste Achtung verschaffen müssen. Außer der Feder Rötscher's erheben sich aber alle Kritiken nicht über das Niveau einfacher Referate, welche in den allerseltensten Fällen Uebelwollen in sich tragen. Das kritische Trifolium der „Voß'schen Zeitung" ist wesentlich gutmüthiger Natur, trägt eine gemeinsame kritische Brille, durch welche es alles in rosenfarbenem Lichte sieht, und liebt nichts mehr, als wenn man ihm von den schönen vormärzlichen Zeiten spricht, wo jede neu auftauchende Notabilität es als nothwendig erachtete, einer oder der andern der damals allein herrschenden Kritikerautoritäten seine Aufwartung zu machen.

In dem vorigen Briefe habe ich unter den Feuilletonisten schon die Namen genannt, die vorzüglich in den jüngern Zeitungen auch als Kritiker sich geltend machen und theilweise ihre trefflichen Federn nach dem kleinen Raume der nach Quadratzoll besteuerten Zeitungsbogen zuschneiden müssen. Die „Nationalzeitung", in deren Redactionsweisheit sich oftmals entsetzliche Lichtstrahlen Bahn brechen, hat, ohne daß sie es glauben will, seitdem sie mit Kritiken zu geizen angefangen, an Abonnentenzahl verloren. Die anfangs so ritterliche Amazone hat ihren Helm mit einer Spille vertauscht und selbst ihr ausgezeichneter londoner ☐ Correspondent ist bis zum Halse schon doctrinär geworden. Trotzdem hat sie aber die tüchtigsten kritischen Kräfte herangezogen. Professor Adolf Stahr, der Gatte von Fanny Lewald, ist gewiß einer der ausgezeichnetsten Kunstkritiker, obgleich ihn der Vorwurf treffen könnte, daß er die Literatur mit einem zu vorherrschenden Sinn für plastische Kunst betrachtet und bespricht. Titus Ulrich verbindet mit einer gründlichen und ästhetischen Kritik selbst im Tadel jenes wohlwollende Gefühl, das eher wie ein gutgemeinter Rath als wie ein Angriff aussieht, und er von Allen scheint mir am wenigsten zu jener Clique zu gehören, die bei der Beurtheilung eines Werks sich an einer mangelhaften Formstelle festhäkelt und mehr einen Satz als ein Werk recensirt.

Besondere Achtung verdient als Kritiker Hermann Lessing, dessen Chiffre Lq. viele Artikel der „Nationalzeitung" und „Feuerspritze" tragen. Im vorigen Jahre erschienen in der Allgemeinen deutschen Verlagsanstalt von A. Wolff seine „Pariser Spaziergänge", die ganz jene liebenswürdige und naive Darstellung besitzen, welche wegen ihrer Leichtigkeit und Negligeance sich so ungemein zu dergleichen Schilderungen eignet. Dieselbe frische und lebendige Coloratur zeichnet auch seine

Recensionen aus, die stets mit wahrem Interesse für die Sache selbst verfaßt sind.

Einen der geistreichsten und fleißigsten Kritiker hat Berlin in dem Redacteur der „Montagspost", E. Kossak. Die „Montagspost" ist wie die „Feuerspritze" ein Blatt, welches eine Hermaphroditennatur hat und anderthalb Folioseiten zur Politik, die letzte Seite zur Börse und zu Annoncen verbraucht, sodaß noch anderthalb Seiten für die Kritik oder kleinen Skizzen verbleiben. Beide Blätter sind überzeugt, daß sie ohne Politik nicht bestehen können; aber beide Blätter müßten schon lange gelernt habin, daß ihre Politik bereits bei der Ausgabe Maculatur ist und am nützlichsten sofort den Stubenmädchen zum Fensterputzen übergeben werden sollte. Kossak als Kritiker ist geistreich, ohne Zweifel, ehrlich und aufrichtig; aber er ist Pessimist durch und durch, seine Launen sind vergällt und der Spott ist ihm zur zweiten Natur geworden. Wie recht er auch in den meisten Fällen haben mag, so erblindet doch oftmals seine kritische Brille durch seinen stereotypen Pessimismus, der Alles tadelt und dem es an der Nachsicht der echten Kritik fehlt, auch das Gute im Tadelnswerthen anzuerkennen. Die Kritik darf nicht blos in dem Scharfsinn bestehen, an einem Producte Fehler aufzudecken; nichts ist undankbarer und unersprießlicher als diese einseitige Richtung der Kritik, sondern ihr eigentliches Wesen ist, wie Winckelmann sagt, „Schönheiten früher und brünstiger als die Flecken aufzusuchen"; nur das Unwahre und Häßliche darf sie geißeln.

Es ist eines der sonderbarsten und merkwürdigsten Phänomene, daß in Berlin reinliterarische und ausschließlich der Literatur und Kritik gewidmete Blätter nicht bestehen können. Fast jede andere intelligente größere Stadt ist reich an dergleichen (wir nennen beispielsweise nur Leipzig), Berlin aber hat deren kein einziges gediegenes aufzuweisen. Nichtsdestoweniger ist der Absatz der auswärtigen literarischen Blätter nach hierher so stark und in allen öffentlichen Lesecirkeln das Verlangen nach solchen so groß, daß ein Bedürfniß nicht abzuleugnen und jedenfalls nur Geschick zur Redaction eines solchen Blattes in Berlin nöthig ist. Es liegt ganz nahe, daß ich hierbei jene entsetzliche Colportagenliteratur mit anzuführen genöthigt bin, welche in Berlin durch die Monatshefte der „Perlen", „Fata Morgana", „Novellenflora", „Monatsrosen", „Pfennigblätter", „Freimüthige" u. s. w. vertreten werden. Es ist durchaus nicht zu leugnen, daß diese Blätter die einzigen sind, welche in Berlin die belletristische Literatur repräsentiren, mit einziger Ausnahme des kleinen, aber trefflichen „Berliner Modenspiegel", der sämmtlichen Lesecirkeln für die Belletristik genügt. Die erwähnte Colportagenliteratur ist unleugbar eine blühende und gewinnbringende und für ihren Zweck oft mit ganz passenden Romanen gefüllt; aber für jeden echten Literaturfreund ist es ein Schmerz, die schönste Seite der Literatur auf solche Weise profanirt zu sehen. Nicht allein, daß diese Blätter sich hauptsächlich aus den furchtbarsten Räuberromanen der französischen und englischen Literatur rekrutiren und damit den Geschmack des Publicums zu Gunsten ihrer Säckel allein zu verderben sich bestreben, sondern es steht ihnen auch eine große Schar schreiblustiger Literaten zugebote, welche mit der barbarischsten Manier Originalromane zusammenflicken, die ihnen denn auch nach Verdienst mit ein paar Thalern für den Druckbogen honorirt werden. Man kann sich demnach einen Begriff machen, wie diese Talente schreiben müssen, um leben zu können — und doch verdienen sie im festen Engagement bei solchen Blättern mehr als andere Autoren, die nicht blos fürs Geld schreiben. Es gibt unter dieser Schar gewiß ganz schöne und dem Bessern zugewandte Talente, die allein des Lebensunterhalts wegen sich zu dieser Fabrikarbeit hergeben und allem jedem Strebenden innewohnenden Ehrgeiz Valet gesagt haben; sie sind ohne Zweifel zu beklagen, aber die Literatur noch viel mehr, welche in so unedler und ausbeutelnder Form wuchert, während die bessern edlern Knospen derselben seit einiger Zeit infolge des jetzt herrschenden Materialismus verkümmern müssen. Populär-wissenschaftlich, das ist heutzutage das Stichwort, aber zum Kukuk! wer kann immer populär-wissenschaftlich schreiben und welcher Genius hat jemals danach gefragt, welches das Feld sei, das er beackern könne?

Mit Anerkennung muß man deshalb jene wenigen, der bessern Sache allein dienenden Geister hervorheben, die zwar oft unter dem Druck materieller Bedürfnisse leiden, aber stets das Ziel ihrer in sich gefühlten Aufgabe im Auge behalten. Zu diesen noch der jungen Pflanzschule angehörigen Geistern rechne ich Th. Fontane und Hermann Grimm; in dieselbe Kategorie darf man auch wol den Verfasser von „Aus zwei Welten", Fritz Beringer, rechnen. Es ist gewiß traurig, wenn die Potenz der Bildung, die Literatur, mit dem verwerflichsten Schachergeiste handwerksmäßig fabricirt wird; aber es ist doch ein Glück dabei, daß diese literarische Fabrikation niemals oder doch selten so hoch sich zu vermessen erlaubt, nach Ehre zu ringen.

Eduard Schmidt.

Die Streifzüge des Generals von Colomb.

Aus dem Tagebuche des Rittmeisters von Colomb. Streifzüge 1813 und 1814. Mit einem Croquis und zwei Facsimile. Berlin, Mittler und Sohn. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der am 12. November 1854 verstorbene General von Colomb hat kurz vor seinem Tode noch aus seinem Tagebuche vorstehende Schilderung seiner Streifzüge im Rücken des Feindes veröffentlicht und damit zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 einen höchst interessanten Beitrag geliefert. Immer mehr lichtet sich die Schar Derer, welche an den Feldzügen der Napoleon'schen Zeit theilgenommen haben und aus eigener Anschauung schildern können, was sie erlebt; um so dringender wird der Wunsch, daß sie mit ihren Erfahrungen und Erlebnissen nicht zurückhalten mögen, denn noch Vieles ist aufzuklären und in bestimmtere Form zu bringen, und manche Rücksicht, welche bei jüngstverflossenen Begebenheiten Schweigen auferlegte, mag nach so langem Zwischenraume wol endlich wegfallen.

In der Kriegführung haben die Parteigänger, welche durch ihren kleinen Krieg auf den Communicationen des Feindes demselben empfindliche Verluste zufügten, von jeher keine unwichtige Rolle gespielt. Bei den raschen Operationen Napoleon's und seinen entscheidenden Schlägen traten sie eine zeitlang in den Hintergrund; als aber der große Krieg im Feldzuge von 1813 längere Zeit auf demselben Kriegstheater zum Stehen kam, erschienen sie wieder zahlreich, und ihre kühnen Streifzüge thaten den Franzosen und ihren Verbündeten Abbruch genug. Unter ihnen war Colomb einer der glücklichsten; er schildert uns in dem vorliegenden Werkchen, was er gethan und wie er es gethan, einfach, anspruchslos, klar, mit jener ungekünstelten Sprache, die nicht nach Worten sucht, und einem Soldatenhumor, der den Leser oft wahrhaft ergötzt.

In der Einleitung sagt er uns, daß er schon in den Feldzügen von 1792—94 beim Vorpostendienst die Ueberzeugung gewonnen habe, wie sich einem Parteigänger gegen die Franzosen bei deren Sorglosigkeit ein günstiges Feld eröffnen könne, und daß nur die schnelle Beendigung des Kriegs von 1806—7 ihm die schon verheißene Gelegenheit, den Parteigängerkrieg damals schon zu führen, geraubt habe. Dann wird die Errichtung der freiwilligen reitenden Jägerdetachements 1813 geschildert, welche schwadronsweise den Linien-Cavalerieregimentern beigegeben wurden; Colomb übernahm die Führung einer solchen Escadron und hatte für seine schwere Mühe, sie feldtüchtig zu machen, die Genugthuung, daß er aus ihr 80 Mann zu dem Streifcorps wählen konnte, mit welchem er, nach mühsam errungener Genehmigung Blücher's, aus dem Lager von Meißen am 8. Mai aufbrach, um in den Rücken des Feindes zu gehen. Es bestand aus einem Offizier, sechs Unteroffizieren, 72 Jägern und zehn Husaren.

Wir können ihm nicht auf seinem ganzen Zuge folgen, verweisen vielmehr auf das Buch selbst, das in seinen praktischen Beispielen besser als jede theoretische Abhandlung über die Art und Weise, wie der Parteigänger sich zu benehmen hat, um in den schwierigsten Lagen noch glückliche Erfolge zu erringen, belehrt. Es kann darin als Muster aufgestellt werden. Nur Einiges sei uns erlaubt mitzutheilen, um zugleich daraus den Verfasser kennen zu lernen.

Nachdem er in Böhmen die Hoffnung, den König von Sachsen auf der Heimkehr in seine Staaten zu fangen, vereitelt gesehen und, wie er wohl gekonnt, den Vicekönig Eugen, der von Napoleon entlassen war, um in Italien für den Kriegsfall gegen Oestreich zu rüsten, auf der Reise aufzuheben versäumt hatte, ging er nach Thüringen, wo er Neustadt a. d. Orla zum Mittelpunkte seiner Unternehmungen wählte. Hier gelang es ihm, mehre glückliche Ueberfälle auszuführen, unter Anderm einen würtembergischen Train von zwölf vierspännigen, mit Bekleidungsgegenständen, Zwieback und Reis beladenen Wagen zu erbeuten und dabei 54 Mann gefangen zu nehmen. Die Montirungen wurden großentheils verbrannt, der Zwieback den zuströmenden Bauern preisgegeben, Reis, Wagen und Pferde verkauft, der Erlös unter die Jäger und Husaren vertheilt, die Gefangenen mit Gelöbniß, nicht wieder gegen die Alliirten zu dienen, in ihre Heimat entlassen. Wichtiger war der Fang in der Gegend von Zwickau, der ihm nach einem sehr hitzigen Gefechte — vortrefflich geschildert — 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 36 gefüllte Munitionswagen, nebst anderm Material, zusammen 72 Fahrzeuge mit 398 Pferden nebst 6 Offizieren und 300 Mann Gefangenen in die Hand spielte. Vergessen wir nicht, daß er selbst nur 90 Pferde stark war! Das vermag im Kriege die Thatkraft; darum entziehen sich eben die Erfolge aller Voraussicht und spotten der Regeln, welche eine einseitige Theorie aufstellen will. Die erbeuteten Munitionswagen wurden in die Luft gesprengt, alle Fahrzeuge verbrannt, die Geschützröhre unbrauchbar gemacht, viele Pferde erschossen, einige den Bauern geschenkt, welche nun aber selbst zugriffen und an 200 Stück entführten. Die halbe Bevölkerung von Zwickau war herausgeströmt und bewirthete die kühnen Parteigänger. Der Waffenstillstand machte aber bald darauf dem ersten Act ihrer Thätigkeit ein Ende. Nach der Schlacht bei Kulm erhielt Colomb auf königlichen Befehl ein Commando von 150 Pferden zu einem neuen Streifzuge. Daß ein solcher keine schlechte Schule für den Krieg ist, mag der Umstand beweisen, daß von diesem Commando außer seinem Führer noch zwei Offiziere (von Steinäcker und von Hirschfeld) später commandirende Generale geworden sind. Die Unternehmungen des zweiten Zugs waren nicht minder glücklich, besonders die im Jahre 1814 in Holland, wo Colomb mit seiner Schar in unermüdeter Thätigkeit Bülow's Operationen unterstützte. Hier tritt in der Darstellung das eigentliche Wesen des kleinen Kriegs recht klar hervor; eben deshalb legen wir dem „Tagebuch" eine Bedeutung bei, welche uns veranlaßt, dasselbe vorzüglich allen Offizieren der leichten Truppen angelegentlichst zu empfehlen.

54.

Ferdinand Sauter.

Unter den zahlreichen Opfern, welche die Cholera in Wien gefodert hat, finden wir auch einen Dichter, dessen Name bisher kaum über die Mauern Wiens gedrungen sein möchte und der gleichwol vor Vielen die weiteste Verbreitung verdiente. Oestreich hat nie Mangel gehabt an sangeslustigen und reimfertigen Kehlen, Dichter wie Sauter hat es wenige aufzuweisen. Er hat nie Verse gemacht, um das Papier zu füllen, er hat überhaupt nie Verse gemacht, sie entquollen ihm unwillkürlich, er improvisirte fast wider Willen, die Gedanken perlten auf in Rhythmus und Reim, als ob es nicht anders sein könnte. Und wie Schaumperlen ließ er sie auch unbekümmert verschwimmen, verschwinden. Während rund um ihn her die armseligen Reimschmiede sorgfältig jede im Schweiße ihres Angesichts fabricirte Strophe notirten und registrirten, um sie der Nachwelt zu erhalten, war er weder von Freunden noch — höre es Welt! — von zahlbereiten Verlegern zur Sammlung seiner Gedichte zu bewegen. Wir suchen daher seinen Namen vergebens in den Meßkatologen; östreichische Blätter haben hin und wieder einen Beitrag von ihm gebracht, das Beste lebt nur in dem Gedächtniß seiner Freunde.

Und so sorglos und geringschätzig wie seine Geistesproducte betrachtete und behandelte er auch die Güter dieses Lebens — er wäre ein Minnesänger geworden in einer bessern Zeit, für unser Jahrhundert kam er zu spät oder zu früh. Das fühlte er wohl, und daher jenes tiefe Misvergnügen mit sich und der Welt, die Unbefriedigtheit, die schwarze Lebensanschauung, welche mit Hafislaune abwechselte. Zwei kurze Strophen, vielleicht die bekanntesten, charakterisiren diese Doppelnatur besser als die sorgfältigste Physiologie und mögen darum auch hier stehen:

Aber Eins bedenke Jeder,
Was er immer thut und treibt,
Ob mit Hammer oder Feder
Brot er schmiedet oder schreibt:
Daß die Mühsal des Erwerbens
Ihm sein Bestes untergräbt
Und am Tage seines Sterbens
Niemand weiß, daß er gelebt.

Und dagegen die Grabschrift, welche er bereits vor Jahresfrist in Nordmann's „Salon" abdrucken ließ und die denn auch seinen Grabstein schmücken soll:

Viel genossen, viel gelitten,
Und das Glück lag wol inmitten
Viel empfunden, nichts erworben,
Frisch gelebt und leicht gestorben,
Frag' nicht nach der Zahl der Jahre,
Kein Kalender ist die Bahre,
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch;
Deshalb Wand'rer, zieh' doch weiter,
Denn Verwesung stimmt nicht heiter.

Hoffentlich lassen sich seine nähern Freunde die Mühe nicht verdrießen, zu sammeln, was von seinen Gedichten überhaupt noch zu haben ist; freilich sind es lauter Gelegenheitsgedichte, aber solche wie Goethe sie meinte, und sie wiegen ganze Schränke goldrändiger Lyrik auf. 59.

Aus Paris.

Deutsche Literatur und Kunst in Frankreich. Baron Lamothe Langon. Gérard de Nerval's literarischer Nachlaß. Zur Auswanderungsfrage.

Kein deutsches Buch, selbst nicht der „Faust" mit seinen zum Gemeingut der Welt gewordenen Gestalten Mephistopheles, Faust und Gretchen, hat in Frankreich gleich nach seinem Erscheinen so viel Eindruck gemacht und so viele Eindrücke hinterlassen als „Werther". Kein Wunder daher, wenn der Göthe-Kestner'sche Briefwechsel sofort auch in Frankreich lebhaften Antheil erregt, ja bereits in Armand Baschet einen Bearbeiter gefunden hat, und zwar in der Schrift „Les origines de Werther". Dasselbe Thema ist in einer Zugabe zu einer trefflichen Uebersetzung des „Werther" von Louis Enault behandelt worden. Ueberhaupt können wir Deutsche uns nicht beklagen, daß diejenigen Erzeugnisse deutschen Geistes, welche den Stempel echtdeutscher Eigenthümlichkeit tragen, in Frankreich keine Beachtung fänden, wogegen freilich alle Producte, die mehr oder weniger den Einfluß französischer Vorbilder ver-

rathen, gänzlich unbeachtet bleiben. Es liegt begreiflicherweise den Franzosen gar nicht daran, sich mit denjenigen deutschen Dramen oder Romanen bekannt zu machen, welche schwächliche Copien der Erzeugnisse Scribe's oder George Sand's sind, es interessirt sie, zu wissen, wie der Deutsche deutsch fühlt und empfindet, aber nicht wie er französische Leidenschaft und französischen Stil copirt. Seines echtdeutschen Charakters wegen darf sich auch der „Freischütz" von Zeit zu Zeit immer wieder auf der französischen Bühne sehen lassen, wie noch jüngst auf dem Théâtre lyrique. Mit warmer Begeisterung berichtete darüber Scudo in der „Revue des deux mondes" und nannte Mozart's „Don Juan" und Weber's „Freischütz" die beiden vollendetsten musikalischen Meisterwerke der deutschen Bühne; ja er ging sogar so weit, den „Freischütz" das „resultat d'une phase nouvelle de l'esprit humain" zu nennen; es spreche sich in ihm der deutsche Geist ganz rein aus, die Naturreligion und der Waldsinn, welche den Deutschen von alters her eigen seien. Scudo führte in seinem Berichte selbst Verse aus dem Freischütz-Buche in deutscher Sprache an. Man kann als gewiß annehmen, daß unter den jetzt in Paris versammelten deutschen Kunstwerken die aus deutscher Kunstanschauung und Kunstweise unmittelbar hervorgegangenen mehr Aufmerksamkeit erregen werden als diejenigen, welche Spuren der Nachahmung französischer oder belgischer Kunstweise verrathen.

A. Weill, dessen elsassische Dorfgeschichten unter dem Titel „Histoires de village" jetzt auch französisch erschienen sind, hat sich an die Aufgabe gemacht, eine Reihe Biographien unter dem Titel „Vies des grands hommes d'Allemagne" herauszugeben. Der erschienene erste Band enthält die Biographie Schiller's, die jedoch nicht den unbedingten Beifall der französischen Kritik erhalten zu haben scheint. Die „Illustration" sagt: Weill zeige sich in dem Buche zu sehr als bloßer Biograph und zu wenig als Porträtmaler; die darin mitgetheilten biographischen Thatsachen seien nur insoweit interessant, als sie den Kampf des Genies mit der Armuth und selbst der Verfolgung ans Licht stellten, einen Kampf, dem gerade der Dichter des „Fiesco" und des „Wilhelm Tell" so sehr ausgesetzt gewesen wäre. Karl Stachel bemerkt im „Athenaeum français", in das er viel über deutsche Literatur schreibt: der Verfasser habe darin gefehlt, daß er dem Dichter die Stelle, die er in der Literatur einnimmt, anzuweisen und das moralische und intellectuelle Resultat seines Wirkens eindringlicher zu charakterisiren versäumt habe, wozu ihm ja Gervinus als Muster habe dienen können. Ein industriöser Schriftsteller ist A. Weill jedenfalls. So hat er fast gleichzeitig mit seiner Biographie Schiller's eine Schrift herausgegeben: „Mystères de la création", die aus dem Hebräischen und angeblich aus dem Geheimmanuscript des talmudischen Professors Rabbi Lazarus-Ben-Aaron übersetzt ist. Die Vorliebe für mystische Schriften scheint überhaupt in Frankreich im Zunehmen zu sein. In diese Gattung mystischer Literatur gehört unter andern eine im prophetischen Stil gehaltene Schrift von H. Delaage: „Les résuscités au ciel et dans l'enfer." Die Färbung dieser Schrift scheint eine strengkatholische zu sein.

Mit ganz besonderer Anerkennung erwähnt der genannte Karl Stachel Henze's Schrift „Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen"; er sagt: „Henze's kleine Biographien der Dichter und Dichterinnen Deutschlands sind allerliebst und seine Charakteristiken ihrer Schriftzüge ebenso pikant als originell. Alle diese kleinen Notizen verdienen als Muster eines concisen Stils, um sozusagen des Lapidarstils und als Proben treffender und clairvoyanter Kritik gelesen zu werden." Wir führen diese stachellosen Worte Karl Stachel's einfach nur an.

Adler-Mesnard gab in zwei Bänden heraus: „La littérature allemande au 19me siècle. Morceaux choisis des auteurs allemands les plus distingués de cette époque." Der Verfasser hat die mitgetheilten Literaturproben, die der „Revue des deux mondes" zufolge mit Geschmack gewählt sind, mit erklärenden Anmerkungen begleitet und dem Buche als Einleitung eine gelungene Uebersicht über die Entwickelung der deutschen Literatur von ihren ersten Anfängen an bis auf Heine und Börne vorangestellt.

Für die militärische Welt von Interesse ist die Schrift „Campagnes du Feld-Maréchal comte Radetzky en 1848—49, racontées par un ancien officier supérieur des gardes impériales russes". Verfasser ist der Fürst Trubetzkoi. Die Schrift reicht von der Erhebung Mailands bis zur Schlacht von Novara und ist mit Planen und Karten zur Orientirung versehen.

Einen Abstecher auf das Gebiet der dänischen Literatur machen wir an der Hand X. Marmier's, welcher eine Anzahl dänischer Novellen, die J. L. Heiberg herausgegeben, vermuthlich auch selbst verfaßt hat, unter dem Titel „Nouvelles danoises" übersetzte. „Nicht die Kunst der Verwickelung ist es, sagt die „Illustration", „was diese nördlichen Compositionen charakterisirt; aber was sie auszeichnet und rührend und liebenswürdig macht, das ist ihre Einfachheit, der natürliche Gang der Erzählung und die Reinheit der Erfindung."

Während in England gegenwärtig durch eine große Zahl von Unterstützungsvereinen dafür gesorgt zu sein scheint, daß durch hohes Alter oder längere Krankheit productionsunfähig gewordene Schriftsteller wenigstens nicht dem äußersten Elend und der Bettelarmuth verfallen, ist der französische Schriftsteller, der sein Talent nicht beizeiten als eine Staffel zu größern Erfolgen im Staatsdienst und andern Branchen zu benutzen das Geschick hatte, denselben Wechselfällen ausgesetzt wie der deutsche. Die Blätter melden einen schlagenden Fall dieser Art. Baron Lamothe-Langon, der unter dem ersten Napoleon eine Zeitlang das Amt eines Unterpräfecten von Toulouse verwaltete, lebte später vom Ertrage seiner Feder und gehörte zu der Classe derjenigen Schriftsteller, welche Dutzendwaare fabriciren: er mag an 200 Bände geschrieben haben. Literarische Dutzendwaare wird auch in Frankreich schlecht honorirt, und der Ertrag davon reicht wie bei uns eben nur hin, um von der Hand in den Mund und von einem Tage zum andern zu leben. Solange ihm sein Publicum treublieb und er fähig war zu produciren, litt der Baron keine Noth; aber der Geschmack des Publicums änderte sich gänzlich, und es kamen die Tage, von denen es heißt, daß sie Niemandem gefallen, die Tage des Alters, in denen sich die Phantasie zur Ruhe setzt. Lamothe-Langon verscholl gänzlich, Niemand wußte, Niemand kümmerte sich darum, ob er verdorben oder gestorben sei. Plötzlich fand man ihn, wie es scheint durch Zufall, wieder auf als hochbetagten Greis in einer elenden Behausung und in einem Armenviertel von Paris. Es wurde nun sofort für ihn gesorgt, aber, da es in Frankreich an einem gemeinsamen Fonds für Schriftsteller und an Collegialität und Hülfsbereitschaft unter den Literaten überhaupt fehlt, von Seiten des Staats, dieser allgemeinen Versorgungsanstalt in Ländern, denen der bürgerliche Gemeingeist fehlt, und namentlich des Ministeriums des Innern, welches ihm die Mittel zu einer begreiflicherweise bescheidenen, aber doch vor Mangel geschützten Existenz gewährte.

Das Schicksal Lamothe-Langon's erinnert uns noch ein mal an das Loos Gérard's (de Nerval), der, wie wir in Nr. 14 d. Bl. ausführlicher erzählten, durch Selbstmord ein so trauriges Ende nahm. Er stammte von einer deutschen Mutter und sein Typus soll auch ganz deutsch gewesen sein. Uebrigens wird von mehren Seiten in Abrede gestellt, daß es äußere Noth gewesen sein könne, welche ihn zu seinem letzten Schritte mitveranlaßt habe; er habe sich aber vergrübelt, verträumt, sei im höchsten Grade unpraktisch und zuletzt von tiefer Hypochondrie und Zerrissenheit erfüllt gewesen. Seine Freunde mögen Vieles über ihn gefabelt haben, nämlich jene Freunde, von denen es im „Athenaeum" heißt: „Da kommen nun plötzlich die «Faiseurs de feuilletons», sagen: Gérard war mein intimer Freund! und machen nun aus allerlei Anekdoten einen Feuilletonartikel über ihn zurecht. Solche Freunde finden sich stets, sobald ein glänzendes literarisches Licht erloschen ist." Gérard

verdient die Theilnahme der Deutschen, weil er sich in der That um die Ausbreitung und Anerkennung der deutschen Literatur in Frankreich manche Verdienste erwarb. Nicht nur hat er, wie wir schon mittheilten, als sehr junger Mensch Goethe's „Faust" übersetzt, er gab auch später (1830) eine Anthologie heraus unter dem Titel: „Choix des ballades et de poésies de Goethe, Schiller, Bürger, Klopstock, Schubart, Körner, Uhland etc.", wozu er als Nachtrag im Jahre 1835 eine Bearbeitung von Bürger's „Lenore" lieferte. Im Jahr 1839 erschien von ihm und A. Dumas eine Compagniearbeit, das Drama „Leo Burckhardt", mit einer Sammlung von Memoiren und ungedruckten Actenstücken in Betreff der geheimen Gesellschaften in Deutschland; 1848 lieferte er einen lobpreisenden Artikel über Heinrich Heine in die „Revue des deux mondes" in Begleitung einer in Prosa abgefaßten Uebersetzung des „Lyrischen Intermezzo". Soeben erschien nun in der Buchhandlung von V. Lecou eine von George Bell verfaßte Studie über Gérard, aus der man ohne Zweifel Genaueres und Beglaubigteres über seine letzten Lebenstage erfahren wird, und gleichzeitig das letzte dichterische Erzeugniß Gérard's unter dem Titel „Le rêve et la vie", woran Gérard die letzten Seiten noch kurz vor seinem Tode schrieb. Auch enthält dieses Buch die oben erwähnte Studie über Heine, Bruchstücke aus einer Reise nach Konstantinopel und nach dem Norden, sowie Anderes.

Das von Guillaume redigirte „Annuaire" enthält ein namentlich auch den Deutschen zur Lectüre zu empfehlendes, mit ergreifenden Farben ausgeführtes Gemälde der „Émigration européenne au dix-neuvième siècle" von Horace Say, welches der „Illustration" Anlaß zu der Bemerkung gibt: „Diese immer mehr zunehmende Auswanderung macht Europa und besonders dem feudalen Deutschland wenig Ehre. Aber ist nicht der Wahlspruch der Gegenwart der, daß eher die Menschen als die Regierungen zugrunde gehen mögen?" In dem „humanen" und „gemüthlichen" Deutschland haben sogar einzelne süddeutsche Communalbehörden unter Zustimmung ihrer Regierungen in der Weise die Auswanderung befördert, daß sie die Armen schubweise hinüberschafften, nach der Ausschiffung aber noch die seltene Großmuth hatten, den Unglücklichen 10 Gulden aushändigen zu lassen! Die natürliche Folge davon ist, daß die großbritannische Regierung in Bezug auf Canada einen Riegel vorschiebt und daß auch die Vereinigten Staaten dagegen ihre Maßregeln treffen, namentlich durch die Erschwerung und das Verbot des öffentlichen Ausschanks von Getränken. Sie wissen recht gut, daß ein großer Theil des deutschen Volks (und auch des irischen) in der Heimat lieber hungert, als anderswo dürstet. **H. M.**

Die Ruinen von Babylon.

Julius Oppert, Mitglied der französischen Expedition, die seinerzeit nach Mesopotamien ging, hat soeben einen sehr interessanten Bericht über seine jüngste Untersuchung Babylons veröffentlicht, bei welchem schwierigen Unternehmen er durch die Herren Fresnel und Thomas aufs freundschaftlichste unterstützt wurde. Die Schätze Ninives hatten nämlich die Aufmerksamkeit des genannten Gelehrten auch auf Babylon gelenkt, welches bisher noch gar nicht ausgebeutet und somit von der Expedition als das Hauptziel der Untersuchung bezeichnet wurde. Nebenbei sollte aber auch Media und Ekbatana, heutzutage Hamadan genannt, besucht werden, welche Stadt die einzige in jenem Theile Asiens ist, die, wenn auch nicht den Glanz und Ruhm der persischen Könige, so doch ihre strategische und commercielle Wichtigkeit bewahrt hat. Der Aufenthalt und die wissenschaftlichen Excursionen in Babylon waren für die Expedition von sehr beschwerlicher und gefährlicher Art. Die glühende Hitze, im Verein mit den härtesten Entbehrungen, warf die Begleiter Oppert's auf das Krankenlager, und er hatte es nur seiner vorzüglich starken Constitution zu danken, daß er den Eindrücken des Klimas und jenen der ungewohnten Lebensweise widerstand. Oppert wohnte allein in Babylon und begann damit, die Ruinen der Hängenden Gärten, heute die Hügel von Amran-ibn-Ali genannt, zu untersuchen, wo er eine Masse interessanter Objecte fand, die gegenwärtig im Museum des Louvre aufgestellt sind. Hierauf ging Oppert an eine trigonometrische Aufnahme des Umfangs der Stadt Babylon, wodurch sich herausstellte, daß derselbe 23 Quadratkilometer beträgt, wobei sich aber von selbst versteht, daß dieser ganze Flächenraum nicht überall bewohnt und mit Häusern besetzt war. Es befanden sich darin ausgedehnte Fruchtfelder, welche die Einwohner im Falle einer Belagerung hinreichend mit Korn versorgten und sie so vor den Schrecken einer Hungersnoth bewahrten. Die eigentliche Stadt mißt nur 20 Quadratkilometer, was so ziemlich drei Viertheilen der Ausdehnung von Paris gleichkommt. Man kann noch heute die genannten Felderstrecken von der eigentlichen Stadt unterscheiden, auf deren Ruinen sich jetzt die blühende Stadt Hillah erhebt. Diese letztere, auf beiden Ufern des Euphrat erbaut, trägt überall die Spuren ihres glorreichen Ursprungs. Es gibt kein Haus, kein Zimmer, welches nicht Ziegel und Steine enthält, in welchen der Name des Zerstörers von Jerusalem eingegraben ist, und jedes arabische Weib trägt in ihrem bunten Collier Steine und Münzen aus den Zeiten der Größe Babylons. Ja, es scheint fast, als hätten sich selbst die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner nicht geändert; denn obgleich man dem orientalischen Glanz und Luxus gegenwärtig nicht mehr begegnet, so erinnern doch die abscheulichen Laster der heutigen Einwohner an die bekannte Sittenverderbniß ihrer Vorfahren. Außerhalb der bewohnten Stadt, von den formidabeln Befestigungen Nabuchodonosor's umschlossen, befindet sich die königliche Residenz, welche hinsichtlich ihrer Ausdehnung selbst mit einer Stadt verglichen werden könnte, und unfern derselben die weltberühmte Ruine des Babylonischen Thurms. Dieselbe ist unstreitig die imposanteste der ganzen Gegend und liegt in der Nähe des Stadtviertels Borsippa, was zu deutsch „Sprachenthurm" bedeutet. Die Stadt, auf beiden Ufern des Euphrat gelegen und von einer dreifachen Mauer umgeben, mißt ihrem Umfange nach sieben Quadratkilometer und enthält die interessantesten Baudenkmale. Hier erblickt man das königliche Schloß, die Festungswerke und die Hängenden Gärten, welche trotz der Zerstörung, die sie getroffen, noch ganz gut ersichtlich sind. Diese Ruinen haben vorzüglich die Aufmerksamkeit Oppert's erregt, und es ist ihm mit vieler Mühe und Arbeit gelungen, eine plastische Copie derselben mit allen Details anzufertigen. Oppert hat auch eine kostbare Vase mitgebracht, welche nach seinen historischen Erläuterungen aus der Zeit des chaldäischen Königs Narambel stammen dürfte, der nicht lange vor der assyrischen Epoche regierte. In dieser Zeit versuchte Babylon auch mehrmals sich von der Vormundschaft Ninives zu befreien, verblieb jedoch, durch die Verheerungen der Könige Sargon und Sennacherib (702 und 708 v. Chr.), sowie durch innere Revolutionen zerrissen, unter der Herrschaft Ninives, bis endlich Nabopolassar den Thron Nimrod's umstürzte und das neue babylonische Reich gründete. Unter Nabuchodonosor erreichte dasselbe den höchsten Grad der Größe und des Glanzes; aber die Perser Cyrus und Darius unterjochten für immer die chaldäischen Stämme. Das Project des macedonischen Helden, Babylon zur Hauptstadt seines ungeheuern Reichs zu machen, konnte durch den Tod des Eroberers nicht ausgeführt werden, und kurz darauf traf Babylon der tödtlichste Schlag. Die Stadt wurde nämlich zerstört, das kostbare Material weggeschleppt, um nach und nach zur Erbauung Seleucias, Ktesiphons und Bagdads zu dienen. Die Juden allein ließen sich an der verwüsteten Stätte nieder und schrieben dort das bekannte Buch, welches man den Babylonischen Talmud nennt. Sie wohnten dort völlig abgeschlossen bis zum 11. Jahrhundert, zu welcher Zeit sich auf den Trümmern Babylons die muselmanische Stadt Hillah erhob. Oppert hat auch neben

seiner Ausbeute von antiken Objecten aller Art eine Menge der interessantesten persischen Inschriften gesammelt, deren Erläuterungen er in einem eigenen Bande mit den Resultaten seiner Reise zu veröffentlichen verspricht. 60.

Eine französische Münchhausiade.

Soeben erschien in Paris: „La nouvelle fabrique des excellents traits de vérité, livre pour inciter les resveurs tristes et mérancoliques à vivre de plaisir, par *Philippe d' Alcripe*, sieur de Neri en Verbos.“ In dem der „Revue contemporaine“ beigegebenen „Répertoire universel de la bibliographie française et étrangère“ heißt es von diesem jedenfalls merkwürdigen Buche: „Hier hat man ein Werk, welches man nicht ohne Vergnügen lesen wird. Es war so selten geworden, daß kein einziges Exemplar der ersten Ausgabe mehr bekannt war und daß man sich für die gegenwärtige Ausgabe eines im Jahr 1732 veranstalteten Abdrucks bedienen mußte. Man findet darin alle Arten sehr sinnreich combinirter Abenteuer und Späße. Offenbar ist dies das Muster, welches die Autoren des «Baron von Münchhausen» nachgeahmt haben; mehre Erzählungen sind in beiden Büchern ganz dieselben. Frankreich gehört die Erfindung dieser Gattung, welche auch dem Ernste des deutschen Geistes ganz und gar nicht entspricht. Diese wunderbaren und unglaublichen Geschichten sind normannischen und gascognischen Ursprungs. Die «Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité» setzt dies außer Zweifel, und wir können mit gutem Gewissen sagen, daß die Leser aller Classen und Lebensalter ihren Spaß daran haben werden.“ Wir hatten in der That bisher geglaubt, daß der Baron Münchhausen so gut wie der Eulenspiegel niedersächsischen Ursprungs sei, und daß er es nicht sei, soll, trotz der französischen Versicherung vom Gegentheil, noch erwiesen werden. Es ist freilich schwer, dem Ursprunge solcher Volksgeschichten auf den Grund zu kommen; sie entstehen, man weiß nicht wo, und pflanzen sich fort, man weiß nicht wie. Wir geben dem französischen Verfasser jener Notiz zu bedenken, daß das Aufschneiden zum Handwerk jedes echten alten deutschen Jägers gehört, wie Jeder wissen wird, der einmal Gelegenheit hatte, mit Jägern und Förstern von altem Schrot und Korn zu verkehren und ihren Abendunterhaltungen beizuwohnen. So haben sie aufgeschnitten, schon lange bevor der „Münchhausen“ gedruckt erschien, vielleicht solange es überhaupt Jäger in Deutschland gibt, und die Vermuthung liegt wol nicht so fern, daß diese Aufschneidereien durch Landsknechte und anderes fahrendes Volk auch im Auslande verbreitet worden sein können, wie andererseits auch die gascognischen Aufschneidereien ihren Weg nach Deutschland gefunden haben mögen. Man gehe nur in irgend eine deutsche Kaserne, und man wird finden, daß man in Deutschland, alte Geschichten und eigene Erfindungen zusammenmischend, ebenso gut aufzuschneiden versteht als in der Gascogne. „Baron Schlump“, vielleicht noch Einzelnen unserer Leser in persönlicher Erinnerung, ein würdiger Nachfolger des weltberühmten Baron Münchhausen aus Bodenwerder, log sich zuletzt in eine Irrenanstalt hinein, ohne sich leider wieder hinauslügen zu können. Wenn es in jener französischen Notiz heißt: dergleichen sage dem Ernst der Deutschen nicht zu, so ist dies ein gewaltiger Irrthum. Gegenwärtig macht die deutsche literarische Production freilich ein sehr mürrisches, grämliches Gesicht; aber es war nicht immer so in Deutschland; die humoristische Literatur hat hier zu Zeiten geblüht wie in keinem andern Lande, so sehr, daß die „Edinburgh review“ im Jahre 1827 versichern konnte, vier Fünftel des Volkshumors, welche im 16. Jahrhundert in Europa gefunden wurde, stammen aus Deutschland. Hierzu kommt, daß unsere Literaturgeschichten fast sammt und sonders von sehr humorlosen Gelehrten und Kritikern geschrieben werden, welche dieser höchst wichtigen Seite des deutschen Volkscharakters gar keine oder nur sehr geringe und durch den Kram der Universitätsgelahrtheit aller Frische beraubte Beachtung schenken. Ueber Bücher wie „Baron von Münchhausen“, die „Jobsiade“ u. s. w., die wir für sehr wichtig halten, um den deutschen Volkscharakter kennen zu lernen, erfährt man aus ihnen so gut wie gar nichts, und über unsere alten Volksbücher, unsere ältern Humoristen höchstens die gewöhnlichen literarhistorischen Notizen und schulmeisterlichen Bemerkungen. Kein Wunder, wenn wir da dem Auslande in einem Lichte erscheinen, als ob in Deutschland jeder Spaß polizeilich verboten sei.*) Uebrigens wäre zu wünschen, daß die „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité“ einen geschickten Uebersetzer fände; doch würde dazu wol die Bekanntschaft mit dem ältern französischen Idiom nöthig sein. **H. M.**

Notizen.

Zur russischen Literatur.

Das londoner „Athenaeum“ enthält die Bemerkung: „Barbaren halten immer etwas auf ihre Genealogie, und es überrascht uns daher nicht zu hören, daß das einzige Zeichen intellectueller Thätigkeit in Petersburg in zwei Bänden besteht, worin ihr Verfasser, Fürst Dolgoruki, die Genealogie der ganzen russischen Adelschaft entwickelt und zugleich über den Ursprung ihrer Familien, ihren Antheil an der Geschichte und die von ihnen dem Throne und dem Lande geleisteten Dienste berichtet. Die Schweinezüchter von Connemara zeigen sich in Betreff des Rufs ihrer Familien fast ebenso eifersüchtig.“ Indeß fehlt es in Rußland doch nicht so ganz an literarischen Bestrebungen, und es ist nicht die Genealogie allein, worin sich seine literarische Arbeit erschöpft. Unter Anderm ist die vollständige Sammlung der russischen Schriftsteller, die bereits vor mehren Jahren begonnen wurde und seitdem rüstig fortschreitet, um einen neuen Band vermehrt worden, welcher den Werken Gribojedow's und Krukowski's gewidmet ist. Der Letztere ist ein nur mittelmäßiger Schriftsteller; dagegen verdient Gribojedow sowol als Charakter wie als Talent Beachtung. Sein tragischer Tod in Teheran, wo er sich als Gesandter befand, ist bekannt. Man erzählt von ihm folgende bezeichnende Anekdote: In einem Treffen gegen die Perser befand er sich zur Seite des Fürsten Suworow, als eine Kugel neben ihm einschlug und der Fürst vom Pferde sank; Gribojedow vermochte nicht, seines Schreckens Herr zu werden. Er schämte sich dessen, stellte sich folgenden Tags einer feindlichen Batterie gegenüber und setzte sich geradezu den feindlichen Schüssen aus. Sie thaten ihm aber nichts, und er kehrte, nachdem er eine Anzahl Salven ausgehalten, unverletzt und vom Kanonenfieber gänzlich geheilt ins Lager zurück. So erzählt ein moskauer Correspondent, H. del Ratkine, im „Athenaeum français“. Gribojedow ist der Verfasser einer satirischen Komödie, worin er die Sitten und Albernheiten der großen Welt geißelt. Bekanntlich haben die Russen eine starke satirische Ader, und wir wissen selbst vom Grafen Rostoptschin, daß er die vornehme Welt in einem satirischen Lustspiele verspottete; aber bei Wenigen, vielleicht bei Keinem ist die Satire so tief als bei Gribojedow. Eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke von Puschkin wird durch den talentvollen Anninekow besorgt.

*) Wir machen darauf aufmerksam, daß von Ignaz Hub's empfehlenswerthem Werke „Die komische und humoristische Dichtung der Deutschen“ das zweite Buch erschienen ist, welches das 17. Jahrhundert umfaßt. Auch das „Athenaeum français“ spricht von dieser Sammlung mit großem Lobe und bemerkt dabei: „La poésie comique allemande au 16me siècle offre des rapprochements quelquefois inattendus avec Rabelais et ses contemporains.“ Als Pendant dazu wird aus demselben Verlage (Ebner in Nürnberg) gegen Ende des Jahres „Die komische und humoristisch-satirische Literatur der Deutschen seit Geiler von Kaisersberg bis auf die neuere Zeit“ hervorgehen.

Es sind bereits zwei Bände erschienen, wovon der erste, nebst einem Facsimile, eine Biographie Puschkin's, seine französisch geschriebenen Bemerkungen über seinen „Boris Godunow", einige Uebersetzungen, einige Kritiken und eine rührende Schilderung der letzten Augenblicke des Dichters aus der Feder Shukowskij's, der zweite seine leichtern Dichtungen enthält. Seine Jugendversuche wie seine Nachahmung des komischen Epos „La guerre des Dieux" und der „Pucelle d'Orléans" werden aus guten Gründen ausgeschlossen bleiben. Bei Gelegenheit der hundertjährigen Stiftungsfeier der moskauer Universität hat Professor Chewirow eine Geschichte der Universität veröffentlicht; auch erschien ein Wiederabdruck des ersten Jahrgangs der ersten russischen Zeitung, die im Jahre 1703 auf Befehl Peter's des Großen gegründet wurde. Es gab davon nur zwei Exemplare, die sich im Besitze des bekannten russischen Bibliophilen Poltoratzki (s. unten) befanden, aber von diesem der kaiserlichen Bibliothek zum Geschenk gemacht wurden. Graf Sollohub, jetzt in Tiflis lebend und bisher durch Novellen bekannt, schrieb, wie das „Magazin für die Literatur des Auslandes" berichtet, ein Leben des Generals Kotlärevskji, der sich als kühner Russenführer im kaukasischen Kriege auszeichnete; Staffulewitsch eine „Historische Untersuchung über die Belagerung und Einnahme Konstantinopels durch Mohammed II."; Nottschow von echt russischem Standpunkt ein Buch: „Wahrheit über England"; der Maler Sacharow „Reisenotizen eines russischen Künstlers". Professor Solowjew in Moskau ließ den vierten Band seiner russischen Geschichte erscheinen; Mai dichtete ein Trauerspiel „Servilia", welches zur Zeit der Diocletianischen Christenverfolgung spielt, und Alferjew, ein früh verstorbener Dichter, hinterließ die Tragödie „Diagaras". Im „Athenaeum français" wird, wie wir hier bemerken, gegen eine auch von uns früher mitgetheilte Erzählung Gallet de Kultures', daß Puschkin für eine politische Ode auf Befehl des Generals Miloradowitsch mit Ruthenstreichen bestraft worden sei, von russischer Seite entschieden Protest eingelegt.

Deutsche Dichtungen in der Beleuchtung englischer Kritik.

Es ließ sich erwarten, daß die letzten Dichtungen Leopold Schefer's den Beifall englischer Kritiker nicht finden würden; dem britischen Geiste sagen solche erotische Schwelgereien wenig zu. Das „Athenaeum" z. B. meint vom „Koran der Liebe" und von „Hafis in Hellas": „Wir hätten von dem Veteranen Leopold Schefer etwas Besseres erwartet als eine solche Masse langweiliger Rhapsodien über Schönheit, Liebe und Genuß"; und: „Die mannichfaltigsten Versmaße sind darin angewendet, aber obschon sie mit der Virtuosität eines geübten Meisters gehandhabt sind, ist der Gesammteindruck doch nur der der ermüdendsten Monotonie." Das „Athenaeum" meint weiter: „Eine gewisse Gattung deutscher Denker, welche in einer fortdauernden Verkündigung des Epikuräismus den höchsten Grad von Weisheit und Glückseligkeit erblickt, wird vielleicht zu diesem neuen Versuch, die reflective Ungebundenheit der westlichen Welt mit einem Anstrich orientalischer Ueppigkeit zu verschmelzen, mit hoher Verehrung aufschauen; aber diese Verehrer werden entweder sehr junge Leute oder, was noch wahrscheinlicher ist, ältliche Herren sein, welche sich den Schein geben, noch wie sehr junge Leute zu empfinden. Diejenigen, welche von der Erfahrung Nutzen gezogen haben, werden von der Vergänglichkeit sinnlicher Genüsse zu sehr überzeugt sein, um sich durch irgend ein metrisches Geschützfeuer aus ihrer Ueberzeugung herausschlagen zu lassen." Eine längere Anzeige bringt dasselbe Blatt über Max Waldau's „Rahab" mit den einleitenden Worten: „Es ist dies das letzte Erzeugniß eines erst jüngst verstorbenen Dichters, den man als einen der versprechendsten unter den revolutionären (!) Barden Deutschlands ansah. Gemeinhin darf der Name der Verlagshandlung Hoffmann und Campe als ein Zeichen betrachtet werden, daß der Verfasser des Buchs, auf dessen Titelblatt er steht, den bestehenden Gewalten feindlich ist." Der Kritiker theilt mehre Stellen der „Rahab" in englischer Uebertragung mit und zwar in derselben athemlosen anapästischen Form, in welcher das deutsche Gedicht geschrieben ist. Hier eine kurze Probe, damit der Leser wisse, wie sich dieses Versmaß im Englischen ausnimmt:

The storm is proclaim'd from without by the psalm and the trumpet,
And howling, and stamping, and clatt'ring raise billows to heaven.
She rises in haste, and in haste girds her garment around her;
She sweeps from her forehead her hair and her dark meditations,
And hurriedly bends herself over the parapet, watching,
Until with a wild flaming glance, she has found out the sought one: —
The bravest of all, who tow'rs o'er the rest on the rampart.
Down, down, ever cleaving their skulls, does he hurl the assailants;
Now whirling his axe in the air, and now dashing it downwards.
Not a blow does he deal but a life by the weapon is shatter'd;
If all were like him in the battle, the foe would ne'er conquer.

Der englische Kritiker rühmt das Feuer, womit der Dichter zu schildern weiß, nennt aber die Dichtung als Ganzes „eine bloße Schöpfung moderner Reflexion".

Der Bibliophile Poltoratzky.

Der Redaction wurde, nebst andern damit in Beziehung stehenden Drucksachen und Flugblättern, eine Broschüre eingesandt, die den Titel trägt: „Notice sur M. Serge Poltoratzky bibliophile et bibliographe russe, membre honoraire de la bibliothèque de Saint-Petersbourg" (Paris 1854). Die Broschüre ist ein besonderer Abdruck eines im elften Bande der „France littéraire" enthalten gewesenen Artikels und nur in 200 Exemplaren abgezogen worden. Sie unterrichtet uns zuvörderst über S. Poltoratzky's Großvater, Marc Poltoratzky, der wegen seines Gesangstalents zum Oberdirector der kaiserlichen Kapelle zugleich unter Ertheilung eines hohen Rangs ernannt wurde; über seinen Vater, den Staatsrath Dmitri Poltoratzky, welchem Rußland mehre Verbesserungen im Ackerbauwesen zum Theil nach englischem Muster und den Kartoffelbau im großen Maßstabe verdankt; endlich über seinen Oheim, den Generallieutenant Konstantin Poltoratzky, der bei Champaubert gefangen wurde und mit Napoleon, welcher ihn zu sich bescheiden ließ, eine sehr lange, auch von General Michailowski-Danilewski in dessen bekanntem Werke über den Feldzug von 1814 mitgetheilte interessante Unterredung hatte, die Poltoratzky neuerdings in einem besondern Schriftchen „Conversation de l'empereur Napoléon avec le général russe Constantin Poltoratzky" nach den eigenen Worten des Generals in authentischer Fassung mittheilt. Sodann kommt der Artikel auf S. Poltoratzky zu sprechen, „cet amateur pétillant d'esprit, qui trouva la vivacité française, la grâce parisienne sous le ciel de la Russie". Aus dem Militärdienste, dem er sich zuerst gewidmet hatte, trat er 1827 als Stabsoffizier aus, um sich ganz industriellen Bestrebungen, namentlich aber seine Bücherliebhaberei zu widmen. Seine acht geräumige Säle füllende Büchersammlung in Avtschurino, 12 Werste von Kaluga, umfaßt womöglich Alles, was über Rußland, seine Literatur, seine Geschichte und seine Berühmtheiten geschrieben worden ist. Poltoratzky sammelt so fleißig in diesem Departement, weil er damit beschäftigt ist, nach dem Muster der „Bibliothèque historique de la France" ein „Dictionnaire bibliographique de tous les auteurs russes, ainsi que des auteurs étrangers qui ont écrit sur la Russie" herauszugeben. Gegenwärtig steht er mit dem „Athenaeum

français" in Verbindung, dem er Mittheilungen und Notizen über die Geschichte seines Vaterlandes zukommen läßt. Mehre Aufsätze bibliographischen Charakters hat Poltoratzky im „Bulletin du bibliophile belge" dann auch besonders veröffentlicht. Auch das Druckconvolut, aus dem wir in Nr. 8 d. Bl. unsere Mittheilungen über den Grafen Rostoptschin, namentlich über seine literarische Wirksamkeit entlehnten, rührte, wie wir aus dieser Broschüre erfahren, von S. Poltoratzky her. Die andern uns mitübersandten Drucksachen, z. B. „Notice sur le premier opéra russe (en 1755)" *), „Notice sur quinze traductions françaises de l'hymne du poëte russe Derjavine intitulée Dieu" u. s. w. sind Fragmente des großen von Poltoratzky beabsichtigten bibliographischen Werks. Poltoratzky lebt, soviel wir wissen, gegenwärtig in Homburg. **H. M.**

*) „Cephalus und Prokris." Araja componirte, ohne ein Wort russisch zu verstehen, den vom Obersten Sumarokow verfaßten Text, nachdem man ihm denselben Wort für Wort erklärt hatte. Die Kaiserin, welche bei der Aufführung selbst in die Hände klatschte, beschenkte nach etlichen Tagen die Darsteller- und Darstellerinnen mit schönen Stoffen zu neuen Kleidern.

Bibliographie.

Brocchi's Briefe über Dante's Göttliche Komödie. Aus dem Italienischen von B. K. S. Bonn, Henry u. Cohen. 8. 18 Ngr.

Der Buchhandel vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1843. Bausteine zu einer spätern Geschichte des Buchhandels. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Der Buchhandel vom Jahre 1813 bis zum Jahre 1853. Altona, Verlags-Büreau. 8. 15 Ngr.

Dinge die zu bedenken sind. Von der Verfasserin der „Kleinen Dinge". Kiel, Schröder u. Comp. 32. 6⅓ Ngr.

Gedichte. Von A. H. S. Greifenberg. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

Gfrörer, A. F., Urgeschichte des menschlichen Geschlechts. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Hansen, T., Die lutherische und reformirte Kirchenlehre von der Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Hengstenberg, Der Prophet Jesaias. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 12. März 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Hurter, F. v., Zur Geschichte Wallensteins. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebig, J. v., Die Grundsätze der Agricultur-Chemie mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Lorinser, F., Reiseskizzen aus Spanien. Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Rauck, F., Bilderschau im Kaisersaal zu Frankfurt am Main. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 5 Ngr.

Patiß, G., Die lyrische Dichtkunst in ihrer vollständigen Entwicklung theoretisch und praktisch bearbeitet. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roquette, O., Hans Haidekuckuck. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr.

— — Das Hünengrab. Historische Erzählung. Dessau, Gebr. Katz. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Das Reich der Träume. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

St. John, Percy P., Die Engländer in Paris. Humoristische Reiseskizze. Leipzig, O. Wigand. 32. 10 Ngr.

Schücking, L., Geneanomische Briefe. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 12. 20 Ngr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Gedankenmarkt in Bildern. Berlin, Grobe. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Shakspeare, W., Ein Sommernachtstraum. Uebersetzt von C. Abel. Leipzig, Keil. 16. 15 Ngr.

Sklavenleben in Amerika: oder wunderbare Lebensschicksale eines auf britisches Gebiet entkommenen, ehemaligen Negersklaven, Namens John Brown. Nach dessen eigenen Worten deutsch wiedererzählt, sowie mit einer Einleitung über den dermaligen Stand der Sklaven-Frage versehen von C. F. Grieb. Stuttgart, Belser. 8. 15 Ngr.

Thiele, P. E., Schattenspiele der feinen Welt. Eine Sammlung interessanter Biographien berühmter und berüchtigter Menschen der Gegenwart und der Vergangenheit. In historisch-romantischen Bildern bearbeitet und herausgegeben. 1stes bis 7tes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Von den heyligen drey künigen. Nach einer alten Handschrift herausgegeben von I. V. Zingerle. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 4 Ngr.

Wagner, A., Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatze zu dem Köhlerglauben des Herrn Carl Vogt, als des wiedererstandenen und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten Bory. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 8 Ngr.

Wagner, J. R., Die Geschichte der Chemie. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Zingerle, P., Leben und Wirken des heiligen Simeon Stylites. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 12. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Corps der Zuaven im französischen Heere. Seine Entstehung, Ausbildung und Kriegsthaten. Eine Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux Mondes. 2te Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cramer, G., Offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Osterag, das Buch: „die Bibel und ihre Geschichte" betreffend. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 2 Ngr.

Die katholische Gemeinde auf Nordstrand und der Jansenismus. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 4 Ngr.

Gersdorff, C., Non suum cuique! Ein Rechtsfall aus Preußen. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Die letzten Lebensstunden des Kaisers Nicolaus des Ersten. Nebst seinem Testament. Aus dem Russischen übertragen von M. Joel. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, J., Ueber Ehescheidung und Wiederverehlichung geschiedener Gatten. Zwei Vorträge. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Schramm, R., Der Norddeutsche Staat. Das Zusichkommen des weltlichen Gewissens der deutschen Nation. Wirkungen. — Gegenwirkungen. — Zwecke. 1stes Heft: Die Rebellion des Hannöverschen Feudalismus gegen Preußen's Kriegshafen am Jadebusen. London, Schramm. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, F. J., Ueber christliche Toleranz. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 29. März 1855. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Stahl, J., Ausführungen über das Ehescheidungs-Gesetz. Berlin, Hertz. 8. 4 Ngr.

Ueber Alter und sittlich-religiösen Charakter der ältern und eigentlichen Freimaurerei. Sendschreiben an Hrn. Dr. August Knobel, ordentl. Professor der Theologie in Gießen. Auf Anlaß der deistenriecherischen Hengstenbergischen Angriffe auf dieselbe von Jannes Jambres Missipporus. Bremen, Strack. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zum hundertjährigen Geburtstage Samuel Hahnemann's. Reden und Erinnerungsblätter an die Feier des 11. April 1855 in Meissen, herausgegeben von B. Hirschel. Nebst einer Beilage: Hahnemann und seine Gegner von C. Mueller. Dessau, Gebr. Katz. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar, Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

29. **Rellstab (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Zehnte und elfte Lieferung. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage**. Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab.** Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die **erste Folge** (12 Bände, 1843—44) enthält: **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die **zweite Folge** (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab bietet in diesen vier Bändchen der deutschen Lesewelt, zu deren beliebtesten Erzählern er gehört, theils Erdichtetes, theils selbst Erlebtes: eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Biographien bedeutender Personen, mit denen der Dichter in nähere Berührung kam. Die drei ersten Theile enthalten: (I.) „Vergeltung. Novelle"; „Der Deserteur. Novelle"; „Die Blume des Gebirgs. Ein Reisebildchen"; „Habakuk oder die große Sonnenfinsterniß des 12. Mai 1836. (Ein sehr sonderliches Abenteuer.)" (II.) „Das diamantene Kreuz. Novelle"; „Familienschicksale. Novelle"; „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Eine novellistische Skizze nach einer wirklichen Begebenheit." (III.) „Die Geschwister. Novelle"; „Die leichtsinnige Ehe. Eine Skizze nach dem Leben"; „Nachbar Stalactitius. Eine Skizze"; „Eine Skizze aus Johannes Kreysler's Tagebuch"; „Reise durchs Harthal. Herbstreisebild." Der vierte Theil enthält folgende Biographien: „Jean Paul. Mein persönliches Bekanntwerden mit demselben"; „Beethoven. Ein Bild der Erinnerung aus meinem Leben"; „Ludwig Berger. Ein Denkmal"; „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Erinnerungsblatt".

30. **Schulze (Ernst), Sämmtliche poetische Werke.** Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.

Ernst Schulze ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes Lieblingsdichter geworden. Dies beweisen die zahlreichen Auflagen, welche namentlich seine „Bezauberte Rose", aber auch seine „Cäcilie", die als phantasiebelebte, in sich geschlossene romantische Epopöe in der neuern deutschen Literatur bis auf den heutigen Tag noch unübertroffen geblieben ist, wie seine zarten, anmuthigen und melodischen „Gedichte" erlebt haben. Die fortdauernd lebhafte Theilnahme für Ernst Schulze hat jetzt auch eine **dritte Auflage** seiner „Sämmtlichen poetischen Werke" nöthig gemacht. Diese tritt vor das Publicum in Begleitung einer erschöpfenden **Biographie des Dichters**, von Hermann Marggraff verfaßt, welchem zu diesem Zwecke ein sehr reichhaltiges Material: das eigene ausführliche Tagebuch des Dichters, seine nachgelassenen Briefschaften und höchst dankenswerthe Mittheilungen seiner nächsten Verwandten und Freunde, zur Verfügung gestellt waren. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hier über des Dichters Bildungsgang und innere Entwickelung, über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid, über seine kurze aber interessante Kriegsperiode und über seine letzten Lebenstage ausführliche und meist ganz neue Aufschlüsse, die auch zum Theil als interessante Beiträge zur Kenntniß des damals unter dem deutschen Volke so energisch auflebenden nationalen Geistes, der Kriegsereignisse und namentlich auch des göttinger Gelehrtenkreises (Bunsen, Lachmann, Brandis, Lücke u. s. w.) zu betrachten sind. Die Verehrer des Dichters werden diesen aus seinem Tagebuche und seinen Briefen von mancher ganz neuen Seite und vornehmlich auch als glänzenden Prosaisten kennen lernen.

Von einzelnen Dichtungen **Ernst Schulze's** erschienen in demselben Verlage folgende **elegante Ausgaben:**

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht.
Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Gebunden 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.
Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.
Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

31. **Ernst Schulze.** Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraff.** Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine besondere Ausgabe des fünften Theils der dritten Auflage von Ernst Schulze's „Sämmtlichen poetischen Werken".

32. **Soldan (W. G.), Geschichte des Protestantismus** in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein ausgezeichneter Historiker schrieb der Verlagshandlung über dieses Werk unter Anderm:

„Nach meiner innigen Ueberzeugung ist das Werk ein höchst werthvolles, ja bedeutendes: werthvoll und bedeutend zuerst als das Resultat gründlicher und ganz eigener Forschung, womit ein tüchtiges Quellenstudium verbunden ist, wie dieses wieder mit einer Kritik, die, weit davon entfernt, eine ins Blaue gehende und umstürzende zu sein, manches stereotyp gewordene Unwahre, Halbwahre und Unsichere theils ausscheidet und sichtet, theils als ungewiß der künftigen Forschung und genauern Erörterung überläßt und empfiehlt. Die Darstellung ist dem Ernste und der Würde der Geschichte angemessen. Der Verfasser ist überall seines reichen Materials so sehr Herr geworden, daß er die Darstellung keineswegs schleppend und ermüdend macht und ihr nirgends die Beschwerde der Untersuchungen anmerken läßt."

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung. 8. 1845. 1 Thlr. 10 Ngr.

33. **Stern (S.), Stein und sein Zeitalter.** Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. 8. Geh. 2 Thlr.

Eine für die weitesten Kreise des deutschen Volks bestimmte Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Ministers Freiherrn vom Stein und seiner für Deutschland so verhängnißvollen Zeit. Es war die Absicht des Verfassers, den großen Mann im Rahmen jener merkwürdigen Zeit und die Zeit aus dem Geiste und dem Streben des großen Mannes zu erfassen und in ansprechender Weise darzustellen. Strenge geschichtliche Objectivität und Zurückweisen jeder Parteifärbung waren die ersten Erfordernisse. Die Charaktere und Situationen sind aber nicht nur mit gewissenhafter geschichtlicher Treue, sondern auch mit möglichster Beleuchtung der sittlichen und psychologischen Motive gezeichnet. Der Verfasser ist dabei von der gewiß richtigen Ansicht ausgegangen, daß die Geschichtschreibung in dieser Richtung nicht hinter dem geschichtlichen Roman zurückbleiben darf, wenn sie neben demselben in der großen Lesewelt Platz gewinnen und der Wahrheit den gebührenden Sieg über die Dichtung sichern will. Für das größere deutsche Publicum ist aber das Werk vorzugsweise bestimmt: es will und soll ein **Volksbuch** sein, das dem deutschen Volke ein anschauliches Bild Dessen gibt, was Stein geschaffen und was er gewollt hat, ein Bild des gesammten Staatslebens, wie es sich nach der Idee des großen Staatsmanns gestalten sollte, das ihm aber zugleich auch eine der traurigsten Epochen der deutschen Geschichte, die Zeit des unseligsten Schwankens der preußischen Politik vor die Augen führt. Das berühmte ausgezeichnete Werk von **Pertz** über Stein hat dem Verfasser natürlich oft als Quelle und Anregung gedient, doch ist sein Buch in keiner Weise ein Auszug oder eine Bearbeitung jenes Werks, sondern eine durchaus selbständige Arbeit.

(Der Beschluß folgt.)

An die Deutschen.

Der funfzigjährige Todestag unsers Friedrich von Schiller hat in allen Gauen des Vaterlandes dankbarste Erinnerung an den Zufrühvollendeten und an vielen Orten gemeinsame Huldigung durch Gesang, Bild und Rede geweckt. Ein Kreis von Ehrenmännern unserer Stadt trat mit den Unterzeichneten zusammen, um einer solchen auch hier veranstaltet gewesenen Erinnerungsfeier durch Gründung einer Stiftung einen noch umfassendern Ausdruck zu geben. Der zunächst durch einen Rückblick auf Schiller's eigenes Leben veranlaßte, sonst aber auch durch die traurigsten Erfahrungen auf dem Gebiete der Literatur immer mehr als Nationalpflicht sich aufdrängende Zweck derselben ist, solchen Schriftstellern, welche dichterischer Formen sich bedienend dem Genius unsers Volks in edler, die Mehrung der Bildung anstrebender Treue sich gewidmet haben, für den Fall ihnen verhängter eigener schwerer Lebenssorge oder den Fall der Hülflosigkeit ihrer nächsten, auf ihr Talent angewiesenen Hinterlassenen einen thatkräftigen Beistand zu leisten. Nicht mehr die bereits unter uns organisirte Form, wohl aber das kräftigere Erblühen und zeitigere Beginnen der Wirksamkeit dieser

Schiller-Stiftung

hängt von dem Widerklange ab, den unsere Anregung in gleichgesinnten Gemüthern findet. Wir lassen deshalb an Alle, denen die Erhaltung, Mehrung und Würde der Nationalliteratur ein theurer und werther Gedanke ist, hiermit einen Aufruf ergehen zur lebendigsten Ergänzung unsers Unternehmens. Wir bitten Freunde der Literatur, aller Orten zu gleichen Schiller-Stiftungen zusammenzutreten und die Verwendung der Ergebnisse ihrer Thätigkeit mit der unsrigen in einer künftig näher zu bezeichnenden Weise in Verbindung zu bringen. Wir bitten Diejenigen, die die vorherige Bildung von Schiller-Stiftungen an ihrem Wohnorte nicht abwarten wollen, die Spende, die sie unserm Beginnen für ein mal oder periodisch entweder selbst zugedacht haben oder durch entsprechend in Bewegung zu setzende sonstige Förderungsmittel, Concerte, Theatervorstellungen, Bildausstellungen u. s. w. zu wirken hoffen, unmittelbar an die Herren Lötze & Thomaschke hierselbst, gegen später erfolgende öffentliche Quittung durch die augsburger Allgemeine Zeitung einzusenden. Nicht Hoch oder Gering, nicht der Fürst, der in der Förderung eines Augusteischen Zeitalters seinen schönsten Ruhm erblickt, nicht der Bürger, der nach Vollendung seines gesegneten Tagwerks am reinen Quell deutscher Dichtung sich zu erquicken liebt, Niemand, der eine, wenn auch kleine Gabe bereit halten kann für Humanitätszwecke, die nicht sein eigenes, nächstes Wohl berühren, wolle sich ausschließen, eine Stiftung zu fördern, die es durch Veranlassung und Zweck verdient, schon am hundertjährigen Erinnerungstage der Geburt Schiller's, den 11. November 1859, Ergebnisse veröffentlichen zu können, die aufs neue die Thatsache feststellen, daß unsere Nation sich am einigsten fühlt in der Pflege und Wahrung ihrer unveräußerlichen geistigen Güter.

Dresden, den 10. Mai 1855.

Der prov. Vorstand der Schiller-Stiftung.

Dr. C. G. Carus, geheimer Medicinalrath.
Dr. Karl Gutzkow.
Dr. Julius Hammer.
Dr. Gustav Klemm, königl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar.
Major **Serre** auf Maxen.
v. Wietersheim, königl. sächs. Staatsminister a. D.
Hofrath und Vicedirector **Karl Winkler.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 24. —— 14. Juni 1855.

Kritik der politischen Zeitideen.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat. Von Baron Joseph Eötvös. Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersetzt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Als wir den ersten Theil dieses Werks (Wien 1851, jetzt in denselben Verlag übergegangen) in Nr. 18 d. Bl. f. 1852 besprachen, behielten wir uns ein definitives Urtheil bis nach dem Erscheinen des zweiten Theils vor, sprachen aber jedenfalls die gespannte Erwartung aus, mit der wir der Vollendung eines Werks entgegensahen, das eine Menge von Fragen und Zweifeln angeregt, eine tief einschneidende Kritik gegen lange Zeit herrschende Ideen der Neuzeit und deren Schöpfungen gerichtet hatte, nun aber zeigen sollte, was an deren Stelle zu treten habe und auf welchem Wege die auch von dem Verfasser anerkannten Strebziele der Zeit besser zu erreichen und zu verbürgen seien als auf den zeither eingeschlagenen. Der Verfasser verwarf nämlich keineswegs die Zwecke der modernen Bewegungen im Völkerleben; er sympathisirte mit den besten Gesinnungen, die ihnen nur immer zugrunde liegen können; aber er hielt dafür, daß die Bewegung sich in den Mitteln vergriffen habe, daß sie in mancherlei Irrthümer, Täuschungen, Misverständnisse verfallen sei und eben dadurch vielfach das Gegentheil von Dem bewirkt und erlebt habe, was sie bezweckte. Der Verfasser bemühte sich, zu zeigen, was eigentlich der Sinn und die Kraft der Losungsworte der Zeit gewesen und daß ihre Anwendung vielfach in ganz anderer Weise erfolgt sei. Er versprach, die wahren Wege zur rechten Verwirklichung des Angestrebten zu eröffnen, und dieser Aufgabe mußte vornehmlich der zweite Theil gewidmet sein.

Es wird auch diesen zweiten Theil Niemand ohne Interesse lesen, der überhaupt an ernstern Dingen Interesse nimmt, und Niemand ihn aus der Hand legen, ohne Nutzen daraus gezogen, ohne vielfache Anregung daraus geschöpft, ohne erhöhte Achtung für den klaren, unbefangenen, männlichen Geist des Verfassers und die Biederkeit seiner Gesinnung gefaßt zu haben. Ob man sich nach Vollendung der Lectüre aber vollkommen befriedigt finden, ob man sich dann gestehen wird, daß nun das Räthsel gelöst, daß die Lösung eine völlig neue, überraschende, noch nie versuchte, daß sie die unbedingt rechte, erschöpfende, überall ausreichende sei — um in diese Frage einiges Licht zu werfen, müssen wir doch auch über den Inhalt dieses zweiten Theils kurze Referate und Extracte beibringen.

Nach einer Einleitung, worin sich der Verfasser darüber verbreitet, daß, gewisse Sätze zugegeben, die Aufgabe für uns nicht in der Begründung einer neuen Civilisation, sondern in der Vollendung derjenigen liegen müsse, unter der wir uns bisjetzt entwickelt hätten, verbreitet er sich in dem ersten Buche wieder über den Sinn, der den Begriffen der Freiheit, Gleichheit und Nationalität durch „die Mehrheit der Menschen" — später sagt er auch „allgemein" — beigelegt werde. Er untersucht zunächst, wie man den Sinn erkennen könne, welchen das Volk gewissen Begriffen beilege. Denn, bemerkt er:

> Das Volk ist sich seiner Begriffe selten klar bewußt; statt seine Ueberzeugungen zu analysiren, erfaßt es gewisse Worte, an denen es mit aller Begeisterung des Glaubens festhält. Hat es sich einmal für eines derselben ausgesprochen, so ist es ihm der Inbegriff alles Dessen, was es für recht und gut hält; alle Hoffnungen sind damit verbunden; es ist das Ziel aller Bestrebungen, der Trost für jedes Leid. Ueber die richtige Bedeutung jener Worte, die wir auf jedem Banner und in allen Herzen finden, pflegt sich das Volk nie Rechenschaft zu geben; ja es wird dieselben auf das Geheiß seiner Führer oft verändern, ohne seine Ansichten und Wünsche verändert zu haben, oder mehr oder etwas Anderes erringen zu wollen als früher.

Das mag wahr sein, und wollen wir nur dazu bemerken, daß die Zustände, die der Verfasser im Auge hat, auch einem Schein unterliegen, und daß nicht selten der Schlachtruf wol auf Aller Munde, aber nicht in Aller Herzen ist, nicht alle Völker zu allen Zeiten bereit sind, dem „Inbegriff alles Dessen, was sie für recht und gut

halten", auch andauernde Opfer und Anstrengungen zu widmen. Doch der Verfasser will nun dem Sinne, in welchem jene Begriffe allmälig zur Herrschaft über die Gemüther der Menschen gelangt sein sollen, zunächst auf geschichtlichem Wege beizukommen suchen. Die Freiheit anlangend, so war es im Alterthume die Theilnahme an der Herrschaft, um die man im Namen der Freiheit rang. Er bemerkt aber nicht ohne Grund, daß in der Zeit, wo das Christenthum auftrat, die Nothwendigkeit, die Freiheit des Individuums gegen die Allgewalt des Staats zu schützen, schon gefühlt worden sei. Die Freiheit, welche im Staate zuletzt keinen Raum mehr gefunden, habe ein anderes Gebiet suchen müssen, und die Grundsätze der stoischen Schule, wonach Jeder das Glück in der Tugend, in der Kraft seiner Seele suchen sollte, hätten dem Christenthm vorgearbeitet. In dem letztern sei der Begriff der individuellen Freiheit allgemein geworden, indem es dem allmächtigen Staate des Alterthums in der religiösen Ueberzeugung die erste unübersteigliche Schranke entgegengesetzt. Ebenso habe das Christenthum dem Begriffe der Gleichheit erst seine praktische Bedeutung gegeben, und selbst der Begriff der Nationalität habe sich, wenn auch nicht unmittelbar durch das Christenthum, doch im Verlaufe der christlichen Civilisation und mittelbar durch diese entwickelt. (Hier muß man jedenfalls wol hinzusetzen: wieder entwickelt.)

Wir haben zu diesen Sätzen zunächst folgende Bemerkungen zu machen. Sollte es in der That eine bloße Verwechselung der Begriffe gewesen sein, wenn man im Alterthum den Kampf um die Herrschaft mit dem Namen des Kampfs um die Freiheit schmückte? Gewiß ist, daß der Ehrgeiz oft, ja sehr oft sich dieser Maske bedient oder sich in einen entsprechenden Selbstbetrug eingewiegt hat. Aber wenn die Völker des Alterthums wie die neuern solche Staaten, in denen ein größerer Kreis an der Herrschaft theilnahm, vorzugsweise freie nannten, so dürften sie doch in der, sei es wahren oder falschen, Ansicht gehandelt haben, daß in solchen Staaten auch die individuelle Freiheit gesicherter sei. Ferner dürfte Das, was der Verfasser über die Nationalität sagt, nur im Gegensatze zu dem römischen Weltreiche eine Wahrheit haben, während an sich der Staat des Alterthums ein vorzugsweise nationaler, in keiner Weise ein nach abstracten Begriffen gebildeter, sondern ein ganz und gar durch Wesen und Verhältnisse der Nation bedingter und nur auf diese bezogener war. Den hohen und wohlthätigen Einfluß des Christenthums endlich auch auf diese Beziehungen wollen wir in keiner Weise herabsetzen, sind vielmehr überzeugt, daß, wie Großes es auch schon von seinem ersten Auftreten an gewirkt hat, wir doch noch immer nur in den ersten Anfängen seiner eine unermeßliche Zukunft in sich schließenden Wirksamkeit stehen. Das scheint auch des Verfassers Ansicht, wie sich mehrfach ergibt. Wir hätten aber gewünscht, daß er deutlicher hervorgehoben hätte, wodurch hauptsächlich das Christenthum gleich von vornherein der antiken Auffassung entgegentrat. Fast scheint es, als hätte er nur die Bedeutung der religiösen Ueberzeugung dem Willen der weltlichen Staatsmacht gegenüber im Auge, wozu dann noch die allerdings wichtigen Gleichheitsmomente kommen. Uns scheint das Wesentlichste, daß das Christenthum überhaupt den einzelnen Menschen als Selbstzweck auffaßt und ihm eine über das irdische Leben hinausreichende Bestimmung gibt, ebendeshalb aber dem Staate das Recht nimmt, sich allein als den Zweck des Daseins zu betrachten, ihm vielmehr die Grenze setzt: daß sein Recht nicht weiter geht als seine Pflicht, daß er mit all seiner Macht und seinen Ansprüchen doch nur ein Mittel ist für Anderer Zwecke. Aber für wessen? Das ist ein Punkt, um welchen sich Klippen reihen, die der Verfasser nicht gesehen oder umschifft haben dürfte. Die Compendien sagen uns: der Staat habe jeden Menschen als Selbstzweck zu behandeln und er bestehe für die Zwecke seiner einzelnen Glieder. Das Leben spricht anders und auch die tiefere Betrachtung kommt auf andere Resultate. Wir wollen nicht darauf ein theoretisches Gewicht legen, wie praktisch bedeutsam die Sache auch sein mag, daß, soweit die geschichtliche Erfahrung rückwärts und um uns in allen Staaten, zu allen Zeiten uns Kunde gibt, viel Menschenstreben und Menschenglück den Begierden und Leidenschaften, den Launen und Umtrieben der Machthaber oder falschen, eingebildeten Interessen der Staaten geopfert wurden, nur hier mehr dort minder, hier bewußt und dort unbewußt. Das sind eben Misbräuche und Irrthümer, Unvollkommenheiten irdischer Zustände. Aber wer mag es leugnen, daß der Staat ein anderes Ziel verfolgt und verfolgen muß als das Wohlsein seiner jetztlebenden Volksglieder, sei es dem Namen nach ihrer aller, oder ihrer Mehrzahl, oder irgend einer jener Minoritäten, welche, solange es Staaten gibt, deren Schwerpunkt gebildet haben — wer mag es leugnen, der da sieht, wie die Menschen in den Staat hineingeboren werden, in ein altes, meist schon von den Werken der Jahrhunderte erfülltes, ihre eigenen Richtungen vielfach bestimmendes und beherrschendes Verhältniß, das sie im Ganzen und Einzelnen acceptiren müssen, das die Wenigsten mit einem andern Staate vertauschen können, während Keiner dem Staate selbst zu entrinnen vermag; wie der Staat durch eine Masse von Einrichtungen, Gesetzen und Maßregeln, welche, im günstigen Falle, auf das eigene gedeihliche Bestehen und Wirken des Staats für das bleibende Volkswohl oder unmittelbar auf dieses letztere gerichtet sind, in die Freiheit, die Selbstbestimmung, das Vermögen, das Leben der Einzelnen eingreift; welche Summe menschlicher Kräfte diese riesige Maschine mit ihren zahllosen Rädern consumirt und für welcherlei Theilzwecke ihres eigenen Gangs; wie gewaltig der Einzelne oft in seinem ganzen Schicksal die Wirksamkeit von Maßregeln empfindet, die er nicht gewollt hat, die er vielleicht nicht billigt, deren Gewalt über ihn einen seltsamen Gegensatz zu der schimmernden Tröstung bildet, daß der Staat um seinetwillen da sei, einen Gegensatz, der sich nur durch künstliche Schlüsse und Fictionen verdecken läßt; wie der Staat in Nothfällen die

äußersten Opfer von seinen Volksgliedern fodert und selbst die Gegenwart des Volks an die Rettung seiner Zukunft setzt; wie endlich der Staat es nicht unternimmt noch unternehmen kann, dem Einzelnen überall da zu helfen, wo dieser Hülfe begehren mag und wo sie ihm vielleicht recht dienlich sein möchte, wie er vielmehr nur da für den Einzelnen einschreitet, wo es im Interesse des Ganzen ist, daß dem Einzelnen, der in solchem Falle begriffen ist, vom Staate aus Beistand werde? Man sieht, es muß ein Höheres und Allgemeineres sein als das Wohl der Einzelnen, das der Staat sich zum Ziel nimmt, und ein großes Ganze muß ihm die Richtschnur seines Wirkens, die Quelle seines Rechts, die Weihe seines Strebens bieten. Was kann das anders sein, und was ist es anders als das große, organische Volk? Nicht die so und so viel Einer gerade jetzt im Volke lebender Individuen, aufgelöst aus all ihren natürlichen Ordnungen, Gliederungen und Verhältnissen in nackte Zahlenmengen, sondern das dauernde, gegliederte, wirkliche Volk, wie es vor uns steht in Geschichte und Leben, das Band der Jahrhunderte. Dieses Volkes Wohl und Bestimmung ist der Zweck des Staats, und was es fodert, dazu ist er berechtigt, weil er es zu leisten verpflichtet ist, findet aber auch eben in dieser Verpflichtung die Grenze seiner Berechtigung. So ist nirgends in gebildeten Staaten die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung ungehemmter als in England, wo selbst die rechtliche Präsumtion für die Freiheit des Einzelnen und wider das Recht des Staats spricht, und doch ist auch dort die Omnipotenz des Staats für den Fall des zeitlichen Bedürfnisses sorglich und wirksam gewahrt.

Dies eben erinnert uns an eine fühlbare Lücke, die wir in der geschichtlichen Darstellung des Verfassers, von der wir ausgingen, bemerkt zu haben glauben und die vielleicht in seiner Nationalität ihren Grund hat. Er führt die beginnende Umgestaltung der antiken Staatsansicht lediglich auf das Christenthum zurück, und auch in dem Zunächstfolgenden beschäftigt er sich lediglich mit dem Verhältnisse, in welchem die Kirche des Mittelalters zu den Begriffen von Freiheit und Gleichheit stand, und da er dieses Verhältniß als ein dem im mittelalterlichen Staate bestehenden analoges erkennt und kein Wort darüber sagt, wie und woher es in diesen gekommen, so liegt es dem Leser wenigstens sehr nahe, das letztere aus dem erstern abzuleiten. Wir verkennen wie gesagt den Einfluß keineswegs, welchen gewisse christliche Auffassungen auf die allmälige Zersetzung der antiken Staatsansicht gehabt haben; aber unmittelbarer und sichtbarer im Vorgrund wirkte doch noch ein anderes Moment, dem das Christenthum vielfach harmonisch entgegenkam: das germanische Volksthum. Das war doch sicher von hoher Bedeutung eben für die vom Verfasser besprochenen Fragen, daß das römische Weltreich durch Nationen gebrochen ward, in deren Heimat die dem antiken Staate entgegengesetzteste Anschauungsweise vorherrschte: die höchste Werthhaltung der persönlichen Freiheit, das Ausgehen von ihr, die Beschränkung des Staats auf den Standpunkt einer fast feindlichen, mit Mistrauen betrachteten Nothwendigkeit, der man, soweit es sich nicht um das Unumgänglichste handelte, nur auf den Grund freier Zustimmung etwas leistete.

Doch fahren wir in unserm Berichte über den Ideengang des Verfassers fort. Während des Mittelalters nahm, so berichtet er, die Kirche als Ganzes dem Staate gegenüber das Princip der Freiheit in Anspruch; nach der Reformation thaten es Einzelne in Glaubenssachen. Auch das Princip der Gleichheit, im Gegensatze zu der Hierarchie, ward nun anerkannt. Allein auch damals hätte, so meint der Verfasser, die Mehrheit der Menschen die Begriffe Freiheit und Gleichheit nicht in dem Sinne verstanden, in dem sie äußerlich angestrebt worden, und das Princip der Nationalität habe zwar einen wesentlichen Einfluß auf die Reformation geübt, sei aber durch deren Kämpfe mehr in den Hintergrund gedrängt als gefördert worden. Aber auch die französische Revolution habe die Staatsmacht aufs äußerste steigern müssen, statt die individuelle Freiheit zu fördern, und habe das Princip der Gleichheit stets nur als Mittel, nie als Zweck behandelt. Aus der nun folgenden Erörterung über die neueste Zeit heben wir folgende Stelle aus:

> Nachdem man sich davon überzeugt, daß der Genuß der individuellen Freiheit für Alle durch die constitutionelle Anerkennung des Princips noch nicht gesichert werden könne, ja daß die freie Concurrenz, die eine nothwendige Folge der individuellen Freiheit ist, bei der unendlichen Verschiedenheit der Kräfte und Mittel, welche den Einzelnen zugebote stehen, für Viele selbst den Verlust der Freiheit zur Folge haben könne, so mußte der Gedanke entstehen, daß das Princip der Freiheit für sich allein nicht genüge, sondern gewisser Vorbedingungen bedürfe, durch welche der Genuß der Freiheit Allen gesichert wird, und es war nicht schwer, das Volk davon zu überzeugen, daß diese Vorbedingungen in der Verwirklichung des Princips der Gleichheit zu suchen seien. Betrachtet man aber die lebhafte Begeisterung, mit der das Volk auch jetzt noch an dem Princip der Freiheit festhält, hat man erfahren, wie es sich eben nur darum so lebhaft gegen die Ungleichheit ausspricht, weil es sich durch dieselbe der Freiheit beraubt glaubt, während es oft, wo dies im Interesse der Freiheit nöthig scheint (z. B. in der Ausübung seiner politischen Rechte, bei Arbeiterverbindungen), sich der Ungleichheit fügt; beobachtet man, wie sich das Volk eben gegen jene Einrichtungen des Staats am lebhaftesten ausspricht, wodurch seine Freiheit beschränkt wird: dann muß man zu der Ueberzeugung gelangen, daß sich auch das Proletariat unserer Tage nur darum für das Princip der Gleichheit begeistert habe, weil es dasselbe als ein Mittel, ja als das einzige Mittel, um zur Freiheit zu gelangen, betrachtet, und daß der Gedanke, die Freiheit der Gleichheit zum Opfer zu bringen, selbst dem Proletariat immer ferngeblieben sei.

In weiterer Betrachtung hebt der Verfasser hervor, daß die Bewegung von 1848 ihr Ziel, soweit es in angeblichen Freiheitsinstitutionen bestand, vollständig erreicht gehabt, daß aber dasselbe Volk, in dessen Namen man triumphirte, sich nicht als Sieger gefühlt, daß es, nachdem man ihm Alles gewährt, worin die Freiheit nach der Behauptung seiner Führer bestehen sollte, sich noch weiter nach der Freiheit gesehnt und sich doch Dasjenige, was man seine Errungenschaften nannte, ruhig habe nehmen lassen. Wie wolle man das erklären, wenn

man nicht annehme, daß das Volk unter der Freiheit etwas Anderes verstanden habe und verstehe, als was seine Führer im Namen derselben eingeführt hatten? Nun, man könnte es dahin zu erklären versuchen, daß das Volk gar nicht die Freiheit allein und als Zweck, sondern irgend etwas Anderes, wozu ihm die Freiheit helfen solle, gesucht habe: materielles Wohlsein, überhaupt allseitige Verbesserung seiner Lage, und daß es sich dann freilich durch die bloße Erlangung politischer Rechte, deren Ausübung nur seinen Führern zugute kam, unbefriedigt gefunden habe. Der Verfasser selbst hätte auf diesen Gedanken kommen mögen, wenn er die Erscheinung, die er gleich darauf selbst zum Beweis seiner Ansicht hervorhebt, nach dieser Seite hin bedacht hätte. Er meint nämlich: wenn das Volk wirklich in Institutionen, wie allgemeines Stimmrecht, absoluteste Gewalt der Volksvertretung, Jury, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, die von ihm gesuchte Freiheit erblickt hätte, so müßte eine Reaction in Betreff jener ebenso unmöglich gewesen sein, wie sie es in Betreff der bäuerlichen Verhältnisse sein würde. Nun, die Sache ist, daß in all jenen Rechten zunächst doch nur gewisse Glieder der gebildetern Classen einen unmittelbaren Vortheil für sich sehen, während an der Emancipation des Landvolks diese ganze zahlreiche Volksmasse direct und reell interessirt ist. Dazu kommt noch etwas. Wohl mögen Freiheitsrechte, welche in der That das Wohlbefinden der Massen erhöhen, überhaupt ein Zustand der möglichst vollkommenen freien Bewegung im persönlichen Leben antirevolutionär wirken, wie uns England beweist. Sie thun es, indem sie die herbsten Beschwerden beseitigen, eine wahre Anhänglichkeit an die öffentlichen Institutionen, die man oft als Beschützer, selten als Beschränker empfindet, möglich machen und durch die Uebung der Selbstkraft das Volk zu praktischer Tüchtigkeit, zu politischer Reife erziehen. Die persönliche Freiheit ist für die Massen die wahre Vorschule der politischen, nicht umgekehrt. Auch das zeigt England; auch das hat Nordamerika gezeigt. Aber auch die reellsten Freiheitsrechte werden diese Wirkungen nicht sofort äußern können, nachdem sie im Sturme einer Revolution erobert worden; vielmehr wird in Revolutionen das Volk nach jeder Errungenschaft neue begehren; es wird nicht absehen, warum es nicht das Eine so gut wie das Andere begehren und erlangen solle. Wir reden hier von Revolutionen, bei denen es sich um Rechte und Interessen der Massen handelt, nicht um den bloßen Wechsel der Machthaber. Auch die Freiheit kann ihre beruhigende, erhaltende Wirksamkeit erst äußern, wenn sie zur festen Ordnung, zur Gewohnheit geworden ist.

Nachdem nun der Verfasser noch auf einer Anzahl Seiten dasselbe Thema variirt und zu beweisen gesucht hat, daß aller politischen Bewegung der Neuzeit in Wahrheit eine Reaction der individuellen Freiheit gegen die Allgewalt des Staats zugrunde gelegen habe, wirft er die Frage auf: „ob man dem Einzelnen ein bedeutend größeres Maß individueller Freiheit einräumen könne, als derselbe gegenwärtig im Staate genießt, ohne daß dadurch das Bestehen größerer Staaten gefährdet oder gar unmöglich gemacht würde?" Wir sollten meinen: auch wenn man sich nicht auf Nordamerika berufen wollte, spräche schon England für die Bejahung dieser Frage, in welchem jedenfalls der Einzelne ein größeres Maß individueller Freiheit genießt als in den meisten Staaten des europäischen Festlandes, während doch England sicherlich zu den großen Staaten zu rechnen ist. So richtig es ferner ist, daß der Verfasser namentlich die Bedingung stellt, die individuelle Freiheit müsse sich mit dem Bestehen g r ö ß e r e r Reiche vertragen, so scheint uns doch auch hierbei einige Unklarheit obzuwalten. Es scheint nämlich diese Aufstellung den Gedanken nahezulegen, als sei die individuelle Freiheit in großen Staaten mehr gefährdet als in kleinen, mit kleinen besser verträglich als mit großen. Die Erfahrung scheint uns das Gegentheil zu erhärten. In kleinen Staaten hat Das, was man die politische Freiheit nennt, mehr geblüht und ist leichter durchzuführen gewesen als in großen; bei der größern Gleichheit der Verhältnisse, der innigern Verflechtung der Interessen und der größern Vertrautheit Aller mit Allen konnte man in kleinen Gemeinwesen einen gleichmäßigern Einfluß Aller auf das Regiment vermitteln und ihn weit directer und reeller gestalten als in Großstaaten, und eben der Umstand, daß manche politische Theorien den Zuständen kleiner Staaten, vor allem Städterepubliken, entlehnt sind, macht sie für Großstaaten unanwendbar. Dagegen dürfte die individuelle Freiheit in kleinen Gemeinwesen, deren Leben alle Glieder in gleicher Stärke berührt, wo sich alle Einzelnen nähergerückt, wo die Ansprüche an jeden Einzelnen gesteigert sind, weit leichter beengt werden als in großen Reichen, in denen Millionen, wenn sie bestimmte einfache Pflichten erfüllen, im Uebrigen ihrer Selbstbestimmung folgen können und mit der im Staate herrschenden Gewalt nicht in Berührung kommen. Eben in den Städterepubliken des Alterthums und des Mittelalters ist die von dem Verfasser bekämpfte Verwechselung der politischen und der persönlichen Freiheit erfunden worden, bei welcher die letztere nur zu oft der erstern geopfert wurde.

Doch der Verfasser geht viel weiter zurück, um der Lösung seiner Frage beizukommen. Das zweite Buch beschäftigt sich mit einer Untersuchung über den Zweck des Staats. Da er aber dabei von der Ansicht ausgeht, daß zwar der gesellschaftliche Zustand ein Ergebniß der menschlichen Natur, der Staat aber ein Ergebniß der Gesittung sei, da er versichert, man habe zwar überall die Menschen im gesellschaftlichen Zustande, nicht aber überall im Staate gefunden, da er also einen bedeutsamen Unterschied zwischen gesellschaftlichem Zustand und Staat macht, so hätten wir vor allem eine genaue Begriffsbestimmung dieser beiden Momente gewünscht, die wir gänzlich vermissen. Uns ist der Staat der Inbegriff der öffentlichen Einrichtungen eines Volks, und überall wo wir bei einem Volke eine Gemeinschaft öffentlicher Einrichtungen finden, wie roh, unvollkommen, bruchstück-

artig sie auch sein mögen, nehmen wir einen Staat an, den wir also nicht erst von einer gewissen Stufe der Entwickelung dieser Einrichtungen an, für die wir kein sicheres Kriterium sehen, zu datiren vermögen. Daneben aber betrachten wir alles übrige Gemeinsame, was das betreffende Volk hat, sein Zusammenleben in Sitte, Glauben, Bildung, Geselligkeit, Verkehr u. s. w., zusammen mit seinem Staatswesen, als sein gesellschaftliches Leben constituirend. Dagegen wollen wir dem Verfasser darin nicht widersprechen, daß für das Bestehen des Staats ein vernünftiger Grund gesucht werden müsse, wenn wir auch dem Grunde dieser Foderung nicht beistimmen können, den er in den Worten ausspricht: „weil der Staat blos als Ergebniß der bis auf einen gewissen Grad entwickelten menschlichen Vernunft anzusehen ist." Uns scheint das Bestehen öffentlicher Einrichtungen bei einem Volke zunächst auch eine Folge natürlicher Nothwendigkeit. Die höhergebildete Vernunft bethätigt sich in der Vervollkommnung dieser Einrichtungen. Seine höhere Weihe aber erlangt das Verhältniß, wenn es zugleich als ein ethisches Postulat, als eine Foderung der sittlichen Pflicht, als eine der Bedingungen erkannt wird, unter denen allein der Mensch seiner Bestimmung nachstreben und seine Pflichten gegen sich und Andere erfüllen kann. Wenn der Verfasser weiter die Theorien, die über den Rechtsgrund des Staats aufgestellt werden, in zwei Classen abtheilen zu können glaubt, je nachdem sie den Grund, wodurch das Bestehen des Staats gerechtfertigt werden soll, in einer historischen Thatsache oder in der der Vernunft zu finden glaubten, so können wir das wenigstens für den heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht für erschöpfend halten. Uns scheinen die heutigen Theorien sich besonders danach zu unterscheiden, je nachdem sie den Staat als ein Product des menschlichen Willens, oder je nachdem sie ihn als eine Nothwendigkeit der Natur und als eine Foderung der sittlichen Pflicht auffassen, je nachdem sie daher, in consequenter Durchführung ihres Princips, auch für seine weitere Behandlung den Willen seiner Angehörigen, oder die bestmögliche Erfüllung seiner Aufgaben zur Richtschnur nehmen, das Recht des Staats auf den Willen des Menschen oder auf seine Pflicht gründen. Der Verfasser scheint weiterhin dem menschlichen Willen ein höheres Recht beizulegen, als wir zu thun geneigt sind, will ihn aber mit der Bedeutung der Vernunft und Sittlichkeit versöhnen, indem er meint, daß der Mensch „im gesunden Zustande immer Dasjenige wollen müsse, was er zu wollen oder zu sollen glaube". Weil der menschliche Wille durch seine Vernunft und sein moralisches Gefühl bestimmt werde, sei er deshalb nicht weniger wirksam. Nun, abgesehen davon, daß erfahrungsmäßig kein Mensch sich fortwährend blos von reiner Vernunft und edler Sittlichkeit bestimmen lassen dürfte, vielmehr wol Jeder seine Schwächen, Begierden und Leidenschaften hat, die sein Urtheil trüben und seinen Willen irreleiten, leugnen wir auch die factische Bedeutung des Willens keineswegs, sondern behaupten nur, daß er der Vernunft und Sittlichkeit gegenüber kein Recht hat, und daß der Staat darauf hin organisirt sein soll, der Vernunft und der Sittlichkeit den Sieg zu verschaffen. Wir können weiter mit dem Verfasser auch darin nicht übereinstimmen, daß er meint, es lasse sich gegen die Theorie, welche den Staat auf einen Vertrag gründen will, insofern damit blos das Bestehen des Staats erklärt werden soll, wenig sagen, meinen vielmehr, es liege in dem Standpunkte, auf dem man sich das Recht des Staats gar nicht anders erklären zu können glaubt als durch die Annahme eines Staatsgrundvertrags, eine principielle und folgenschwere Verkennung. Im Uebrigen bekennt der Verfasser selbst, „daß die Theorie des Staatsvertrags in der Wissenschaft zu keinen befriedigenden Resultaten, im praktischen Staatsleben aber zu den verderblichsten Folgen geführt" habe, „in den meisten Fällen mit unleugbaren Thatsachen im Widerspruch" stehe, zuletzt dazu gekommen sei, „um das Entstehen des Staats zu erklären, einen nicht existirenden Vertrag zwischen nicht existirenden Menschen" anzunehmen, und fast „allen Irrlehren, welche man in neuerer Zeit über den Besitz und andere wichtige Dinge aufgestellt", zur Begründung gedient habe. Mit Recht legt aber der Verfasser den Theorien, welche das Entstehen des Staats erklären sollen und fast durchgehends einer in gewissen Staaten gemachten einseitigen Erfahrung allgemeine Gültigkeit zuschreiben, keine sonderliche praktische Bedeutung bei. Ihm scheint die Frage ungleich wichtiger: „wodurch das Bestehen des Staats vor unserer Vernunft gerechtfertigt erscheine?" Der Rechtsgrund des Staats sei gefunden, sobald man gezeigt habe, daß irgend ein Zweck, nach dem der Mensch, sobald er eine gewisse Stufe der Gesittung erreicht habe, streben müsse, nur durch den Staat erreicht werden könne, daß mithin der Staat für die auf eine gewisse Stufe der Gesittung gelangte Menschheit ein Postulat der Vernunft sei. Wir stimmen diesen Sätzen bei, mit dem schon oben erklärten Abzug der Beschränkung „auf eine gewisse Stufe der Gesittung", welchen Abzug wir machen müssen, da wir nun einmal nicht an einen vorstaatlichen Naturstand glauben können, von dem der Verfasser selbst sagt, daß „er vielleicht niemals bestanden, oder daß man ihn wenigstens nirgends gesehen", in seinem vorstaatlichen gesellschaftlichen Leben aber bereits den Staat erkennen.

Der Verfasser beschäftigt sich nun mit einigen gangbaren Theorien über den Staatszweck. Er verwirft die Lehren, welche den Zweck des Staats in die Verwirklichung der Herrschaft des Sittengesetzes, oder in die Begründung eines allgemeinen Wohlbefindens, oder blos in die Gewährung von Rechtsschutz und Rechtssicherheit, oder in die Bewirkung allseitiger Unterstützung zum Behufe allseitiger Entwickelung, oder in das Bestehen des Staats selbst setzen. Solle der Zweck des Staats darum festgestellt werden, damit daraus die Aufgabe und die Grenzen der Staatsgewalt bestimmt werden könnten — und dies sei es ja, was den Untersuchungen über den Staatszweck ihre praktische Wichtigkeit gäbe —, so müßte man alle jene Ansichten als gleich unbefriedi-

gend erkennen, weil sie den Zweck des Staats in Dingen suchten, die weder ausschließlich als die Zwecke des Staats betrachtet werden könnten, noch durch denselben allein zu verwirklichen seien. Der Verfasser glaubt nun, man müsse nicht Dasjenige suchen, worin einzelne Gelehrte den höchsten Zweck des Staats zu finden glaubten, sondern Dasjenige, worin die Mehrheit des Volks den nächsten Zweck des Staats zu suchen pflege. Wir zweifeln, ob dies der richtige Weg ist, da er uns doch nur, im günstigsten Falle, die nächste und allgemeinste, die meisten Menschen unmittelbar berührende Aufgabe des Staats zeigen, keineswegs aber die Gesammtheit seiner Pflichten erschöpfen kann. Wir hätten gemeint, der Verfasser hätte, um zu seinem Ziele zu kommen, fragen müssen, was der Staat sich in seinen verschiedenen Gestaltungen wirklich zur Aufgabe gemacht habe und nach Lage der Umstände dazu habe machen müssen.

Doch begleiten wir den Verfasser auf seinem Wege weiter. Er macht dabei zuvörderst auf zwei „Thatsachen" aufmerksam: 1) daß der Einzelne den Staat nie als Zweck, sondern immer nur als Mittel betrachte, wodurch er gewisse persönliche Zwecke zu erreichen suche, und sich daher jedem Opfer, welches die Erhaltung des Staats in Anspruch nehme, nur insofern unterziehe, als er diese persönlichen Zwecke nur durch den Staat erreichen zu können glaube; 2) daß sich Niemand zur Erreichung seiner Zwecke entfernterer Mittel bediene, bis er diejenigen, die ihm näher stehen, als ungenügend erkannt habe, und daß mithin der Einzelne blos zur Erreichung jener Zwecke seine Zuflucht zum Staate nähme, von welchen er glaube, daß dieselben durch eigene Kraft oder andere Mittel, die er sich mit geringen Opfern verschaffen könne, nicht zu erreichen seien. Beide Sätze sucht er nun in näherer Ausführung zu begründen, ohne jedoch in dieser auf einige Einwendungen zu stoßen, welche uns in Betreff beider Sätze nahezuliegen scheinen. In Betreff des ersten Satzes möchten wir nämlich auch an eine Thatsache erinnern, die uns festzustehen scheint: daß nämlich der Staat die Einzelnen gar nicht fragt, ob sie sich den Opfern, die er zu seiner Erhaltung braucht, unterziehen wollen, sondern daß er sie zu diesen Opfern nöthigt. Kann er das nicht mehr, dann muß er eben seine Erhaltung aufgeben. Wir sind auch nicht der von dem Verfasser hier nochmals bekämpften Ansicht, daß der Staat Selbstzweck sei; wir halten ihn auch für ein Mittel für die Zwecke des Volks; aber er ist ein Mittel, das seinem Wirken und Bestande allerdings vielfach die Interessen zahlreicher Einzelnen, ja diese selbst zum Opfer bringt, und das vor allem sich selbst behaupten muß, bevor es seine Aufgabe lösen kann. Auch können wir dem Satze nicht unbedingt beistimmen, den der Verfasser bei dieser Gelegenheit aufstellt: der Staat sei in allen Zeiten und bei allen Völkern nur als ein Mittel betrachtet worden, wodurch Diejenigen, von denen die Regierung des Staats abhing, ihre persönlichen Zwecke zu erreichen strebten. Der Verfasser fällt hier, ohne es zu wollen, ein übertrieben hartes, ein ungerechtes Urtheil über alle Regierungen der verschiedensten Art. Man kann höchstens sagen, daß Diejenigen, von denen die Regierung des Staats abhing, vielfach durch den Staat ihre persönlichen Zwecke zu fördern gestrebt, auch wol nicht selten diesen den Vorrang vor den Zwecken Anderer und des Ganzen zu sichern gesucht hätten. Ueberall aber sehen wir, daß Regierungen und Obrigkeiten vielfach für Zwecke wirken, die mit ihren persönlichen Interessen nichts gemein haben. Was aber den zweiten der oben angeführten Sätze anlangt, so will es uns scheinen, daß die Menschen sehr oft geneigt wären, sich lieber von Andern besorgen zu lassen, was sie sich selbst schaffen könnten, und nicht das nächste, sondern das ihnen bequemste Mittel zu suchen.

Weiter folgert der Verfasser aus jenen Sätzen: daß der Zweck des Staats in einem Interesse gesucht werden müsse, welches allen Einzelnen gemeinsam sei und jeden derselben persönlich betreffe; sowie daß nur Dasjenige als allgemein anerkannter Zweck des Staats betrachtet werden könne, was nach der Ansicht Aller durch die Kraft des Einzelnen oder die Thätigkeit kleinerer Gesellschaften, zu welchen sich mehre Einzelne freiwillig vereinigten, nicht erreicht werden könne. Der Verfasser glaubt nun dieses Etwas gefunden zu haben und nennt es: die Sicherheit. Der Staat, der dem Einzelnen diese geboten, habe ihm Alles gewährt, was die Mehrheit von demselben in Anspruch nähme; derjenige, der ihm keine Sicherheit gewähre, habe in den Augen Aller seinem Zwecke nicht entsprochen. Nun, man kann das letztere wenigstens insoweit zugeben, als der Staat, welcher andauernd keine Sicherheit mehr zu gewähren vermag, jedenfalls einem seiner Zwecke nicht mehr entspricht, wobei aber die Erfahrung vorliegt, daß Staaten, welche, wie das im Mittelalter sehr häufig und später noch in Polen und Ungarn der Fall war, weder nach außen noch im Innern Sicherheit boten, dennoch fortbestanden haben, folglich wol auch der Mehrheit ihrer Angehörigen immer noch werth und wichtig gewesen sein müssen. Und gar nicht vermögen wir zuzugeben, daß der Staat, der den Einzelnen Sicherheit biete, ihm Alles gewährt habe, was die Mehrheit von demselben in Anspruch nahm. Allerdings nicht blos die Mehrheit, Alle suchen Sicherheit im Staate; es mögen auch Zeiten und Zustände denkbar sein, wo man weiter nichts in ihm sucht; in der Regel wird man aber behaupten können, daß schwerlich Jemand im Staate lebt, der nicht noch weitere Ansprüche an dessen Wirksamkeit richtete. Auch lassen sich die eigenen Argumente des Verfassers gegen ihn wenden; denn auch von der Sicherheit gilt Das, was er gegen die andern Angaben der Staatszwecke geltend gemacht hat: daß sie nicht allein durch den Staat zu verwirklichen sei. Im Uebrigen erklärt er weiterhin, daß es sich nicht blos um Sicherung der Person, sondern vor allem auch um Sicherung der Güter handle, und daß daher das Gebiet, auf welches sich die Thätigkeit der Staatsgewalt erstrecke, je nach der Verschiedenheit der Güter, die sie sichern solle, ein verschiedenes sein müsse. Auch handle

es sich nicht blos um materielle, sondern auch um moralische Güter, und so erweitert sich allmälig der von dem Verfasser angegebene Begriff dahin, daß es ihm keine größere Schwierigkeit machen wird, so ziemlich alle gangbare Thätigkeit des Staats unter denselben zu bringen, als es andern Theoretikern gemacht hat, dasselbe hinsichtlich der von ihnen beliebten Staatszwecke zu thun. Der Verfasser legt freilich allen Accent darauf, daß der Staat „dem Einzelnen nicht den Genuß aller materiellen und moralischen Güter zu verschaffen, sondern nur ihn darin zu sichern habe". Nun, wir meinen, der Staat hat es niemals versucht, „dem Einzelnen den Genuß aller materiellen und moralischen Güter zu verschaffen", und würde auch damit eine Unmöglichkeit versucht haben; er kann aber auch dem Einzelnen nur diejenigen Güter zu sichern versuchen, welche dieser besitzt, und auch dies nur so weit, als es eben durch Staatsmittel möglich ist. Wol aber dürfte der Staat doch wol auch veranlaßt sein, dem Einzelnen die Erlangung materieller und moralischer Güter zu erleichtern, wo nämlich der Einzelne sich gewisse dazu erfoderliche Hülfsmittel nicht zu schaffen vermag, es aber gleichwol im Interesse des Volks ist, daß dem Einzelnen diese Beihülfe verschafft werde. Der Verfasser hat offenbar nach einer sichern Richtschnur für die Competenz des Staats gesucht. Wir können nicht zugeben, daß er sie gefunden habe, und wir sind der Meinung, daß er sie gar nicht finden konnte, weil er das Hauptmoment außer Augen ließ: das Volk, das organische Ganze. Darin liegt das Kriterium für das Einschreiten des Staats für und wider die Einzelnen: daß und ob es im Interesse des Volks ist, daß er einschreite, daß und ob sich ein Interesse nicht einer Minderheit oder Mehrheit, sondern des organischen Ganzen daran knüpfe, daß der Staat in dem betreffenden Falle handle. In dem Staate sehen wir die Gesammtkraft des Volks unter geordnete Leitung gebracht und der Gesellschaft zur Verfügung gestellt. Der Staat soll sie überall verwenden, wo er vernünftige und sittliche Zwecke des Volks damit fördern kann und wo diese auf solchem Wege am besten gefördert werden. Vielleicht in allen Fällen wird er nicht allein ausreichen, sondern noch einer mitwirkenden Beihülfe durch andere Mittel bedürfen; aber jedem vernünftigen und sittlichen Zwecke des Volks wird auch der Staat fördernd, ermunternd zur Seite stehen können.

Zuletzt zeigt sich, daß der Verfasser gar nicht nöthig hatte, die Begründung seiner Tendenzen gerade auf diesem Wege, gegen welchen sich starke Einwendungen ergeben dürften, zu suchen. Was er eigentlich will, ist, wie sich mit dem dritten Buche ergibt, eine Beschränkung des Vielregierens unserer Staaten im Interesse der persönlichen Freiheit. Das ist aber eine Foderung, die sich, auch bei ganz anderer Formulirung des Staatszwecks, auf Recht und Staatskunst wohl begründen läßt. Das Recht des Staats kann vor der Vernunft nicht weiter gehen als seine Pflicht, da er eben nur ein Mittel zur Lösung bestimmter Aufgaben ist, und eine unnöthige Bevormundung des Volks entnervt dieses und trübt sein Verhältniß zum Staate. Aber freilich der Staat muß auch die Mittel haben, die er zur Erfüllung seiner Pflicht braucht, und der Einzelne darf selbst sein Recht nicht als ein unübersteigliches Hinderniß in den nothwendigen Weg des Staats werfen. Auch lehrt die Erfahrung, daß mit der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung und Verwickelung der Verhältnisse die Aufgaben des Staats immer schwieriger werden und stärkere Mittel erfodern. Der Verfasser bemerkt selbst, daß auch in England, dem rechten Asyl der persönlichen Freiheit, in den neuern Zeiten mehrfache Uebergänge zu festländischen Regierungsmaßregeln bewirkt worden seien. Das dürfte aber nicht aus veränderten Ansichten, sondern aus unabweisbarem Bedürfniß geflossen sein.

Doch kommen wir nun zu den eigenen Vorschlägen des Verfassers. Sein drittes Buch überschreibt er: „Die Garantien der individuellen Freiheit", und handelt zunächst von den „allgemeinen Bedingungen jeder zweckmäßigen Staatsverfassung". Die erste Bedingung, damit der Staat seinem Zwecke zu entsprechen vermöge, sei die vollste Selbständigkeit nach außen, die zweite das nothwendige Maß der Macht, um die Güter der Einzelnen gegen jeden Angriff beschützen zu können. Der Staat bedürfe daher vor allem der Kraft und jede Untersuchung über die dem Staate zu gebenden Einrichtungen müsse mit der Frage beginnen: wie und wodurch man dem Staate die zur Lösung seiner Aufgabe nothwendige Macht verschaffen könne. Er untersucht nun zunächst die Mittel, durch welche die Staaten ihre äußere Selbständigkeit erhalten könnten, und betrachtet dabei zuvörderst die Föderation kleinerer Staaten und deren Bedingungen, kommt aber dabei zu dem Schusse, daß die Garantie der Selbständigkeit in Europa für die Gegenwart nicht in einer Föderation zu suchen sei, vielmehr jeder Staat die Garantien seines Bestehens in sich selbst suchen müsse. Der Einfluß, den die Verfassung des Staats auf seine äußere Macht auszuüben befähigt sei, bestehe blos in zwei Dingen: 1) darin, daß die Verfassung der Erweiterung und Cohäsion des Staats und dem Entstehen eines gemeinsamen Bewußtseins in den Staatsgliedern nicht hindernd entgegentrete (was denn freilich etwas seltsam ausgedrückt ist: ein Einfluß, der darin besteht, daß man nicht hindert); 2) soll die Verfassung als Mittel dienen, wodurch die im Staate bestehenden Elemente der Kraft zum gemeinsamen Zwecke verwendet werden. (Wir sollten meinen, das wäre mehr Sache der Verwaltung, während die Verfassung mehr dafür zu sorgen hätte, daß die rechten Zwecke des Staats und die besten Mittel dafür richtig erkannt und treulich verwirklicht werden.) Jede Verfassung könne nur insofern ihrem Zwecke entsprechen, als durch dieselbe die Centralisation des Willens und der Kräfte des Staats möglich werde. Nur wer die Nothwendigkeit des Staats leugne, könne die Nothwendigkeit der Centralisation überhaupt in Zweifel ziehen. Doch sei es ein nicht weniger verderblicher Irrthum, wenn man glaube, daß das Be-

ficken des Staats die beständige Centralisation aller Kräfte unter den Willen der Gesammtheit erheische. Die Grenzen, bis zu welchen das Princip der Centralisation angewendet werden müsse, seien nur dann richtig zu bestimmen, wenn man über die Grenzen, bis zu welchen sich die Thätigkeit des Staats erstrecken solle, ins Klare gekommen sei. Auch könne sich die Thätigkeit des Staats nur so weit erstrecken, als eine Centralisation des Staats möglich sei. (Wir müssen hier allerdings bemerken, daß sich hieraus ein engerer Begriff des Staats ergibt, dem der Verfasser huldigt und der keineswegs alle öffentliche Thätigkeit umfaßt, sondern nur die von der Staatsregierung geleitete Thätigkeit zu begreifen scheint. Ferner, daß der Verfasser den Ausdruck Centralisation nicht in seinem wissenschaftlichen Sinne, wo er blos die Unterordnung aller Staatsverwaltung unter eine Centralleitung bedeutet, zu nehmen, sondern die Verwaltung durch den Staat, im engern Sinn des Worts, theilweise auch die Uniformität und zuweilen das Zuvielregieren darunter zu verstehen scheint.)

Der Verfasser sagt weiterhin: jeder Staat brauche Einheit der Gesetzgebung, der Regierung, der Vertretung, folglich auch Centralisation in diesen drei Punkten. Er erklärt sich gegen die Theilung der Gewalten, womit er das System der getrennten Gewalten meint. Wir freuen uns, daß er bei dieser Gelegenheit ebenso das Verdienst Montesquieu's anerkennt, wie ihm dessen schwache Seiten nicht entgangen sind; bedauern aber, daß er auch hier nicht auf die Praxis geblickt hat, wo ihm die Bemerkung sehr zustatten gekommen sein würde, daß ein Geheimniß der englischen Verfassung nicht in der Trennung, sondern in der Mischung der Gewalten besteht, sowie ihm auch eine Betrachtung der norwegischen Verfassung und der Verfassungen der ersten französischen Revolutionsepoche lehrreich geworden sein dürfte. Weiter bemerkt er: auch der Einzelne bedürfe der Staatsgewalt gegenüber gewisser Garantien. Er könne dieselben finden durch die innere Organisation der Staatsgewalt, durch die Abhängigkeit der Staatsgewalt vom Volke, endlich dadurch, daß man der Staatsgewalt gewisse Grenzen ziehe, über welche hinaus ihre Macht sich nicht erstrecke, und beleuchtet nun jeden dieser drei Wege, behandelt jedoch den ersten davon in einer Weise, wo er so ziemlich mit dem zweiten zusammenfällt. Denn er faßt bei der „innern Organisation der Staatsgewalt" wesentlich nur die gesetzgebende Gewalt ins Auge. Dieser schreibt er überhaupt eine so vorzugsweise Bedeutung zu, wie sie mit der praktischen Erfahrung, welche uns so oft zeigt, daß die Gesetze immer noch dem Ermessen der Verwaltung einen sehr weiten und für die einzelnen Volksglieder sehr wichtigen Spielraum lassen müssen und daß die Gesetze selbst in der Anwendung häufig etwas ganz Anderes werden, als der Gesetzgeber beabsichtigte, nicht immer übereinstimmen dürfte. Wir würden bei der „innern Organisation der Staatsgewalt" hauptsächlich an die Mäßigung der Verwaltung durch sich selbst, d. h. durch die innere Einrichtung der Behörden denken. Der Verfasser handelt von der „constitutionellen Bedeutung des Königthums", wobei er nicht ohne Grund darauf aufmerksam macht, daß die Stellung, welche das sogenannte constitutionelle System dem König anweist, sich mit der ihm gleichwol zugeschriebenen Eigenschaft des Oberhauptes der vollziehenden Gewalt keineswegs vertrage, weshalb der Verfasser ihn vielmehr als einen mitregierenden Theil der gesetzgebenden Gewalt betrachten will. (Hier scheint es uns freilich, als wenn ein Theil der von dem Verfasser selbst erhobenen Einwendungen sich auch gegen die von ihm angegebene Erklärung anwenden ließe. In England dürfte der König in keinem höhern Grade, mit nicht stärkerer Wirklichkeit mitregierender Theil der gesetzgebenden Gewalt wie Oberhaupt der vollziehenden Gewalt sein. Wol aber ist er auch dort der Inhaber der obersten Würde im Staate, der Erste im Volke, der höchste Repräsentant aller Staatsgewalt, des geschichtlichen Princips, des Princips der Stetigkeit und Dauer im Staate, ein Organ für gewisse, das Eintreten eines Einzelnen bedingende Functionen, ein Träger des patriarchalischen Princips, dessen gänzliches Erlöschen im Staate ein fühlbares Unheil sein würde, und je nach den Umständen und der Persönlichkeit auf Gesetzgebung und Verwaltung größern oder geringern Einfluß übend.) Ferner über die Aufgabe eines Oberhauses, welche er, nach einer langen Polemik gegen andere für dieses Institut angeführte Gründe, darein setzt, „daß es im Gedränge der wirklichen und eingebildeten Bedürfnisse des Augenblicks das historische Recht vertrete". Nun das Zweikammersystem wird wol auch noch manchen anderweiten Nutzen stiften können, der vielleicht seine Begründung nicht für sich allein rechtfertigen könnte, der aber die Wohlthätigkeit des einmal begründeten erhöht. (Vgl. Bülau, „Wahlrecht und Wahlverfahren", Leipzig 1849.) Wenn übrigens der Verfasser, der sich für die Erblichkeit des Oberhauses ausspricht, dabei bemerkt: „daß sich gegen die Erblichkeit der Pairie nichts anführen lasse, was sich nicht auch gegen die Erblichkeit des Königthums anführen ließe", so möchten wir doch entgegnen, daß man nicht jedem Pair verantwortliche Minister zur Seite setzen kann, an deren Contrasignatur sein Wirken gebunden wäre. Die durch die Abhängigkeit der Staatsgewalt von dem Volke erstrebten Garantien der Freiheit, welche, nach unserer Ueberzeugung, in gar mannichfaltigen Momenten liegen und wesentlich auch durch den Gesammtcharakter der Institutionen, durch Bildung und Richtung des Volks, durch das Gewicht einer wahren öffentlichen Meinung und Gesinnung begründet sein können, sucht der Verfasser lediglich in dem Princip der Wahl und in der Verantwortlichkeit. Auch bei der Wahl scheint er nur die gesetzgebende Gewalt im Auge zu haben. Er bringt übrigens bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die wir vollständig mittheilen müssen:

Der große Irrthum, den man in neuerer Zeit in Hinsicht beider Fragen begangen, besteht darin, daß man, wenn es sich von der praktischen Anwendung des Princips der Wahl han-

delt, ausschließlich den Gesichtspunkt des Rechts, bei der Anwendung des Princips der Responsabilität aber fast immer nur den Gesichtspunkt der politischen Convenienz vor Augen behält, während doch die Frage, wem das Recht der Wahl zu übertragen sei, vor allem eine Frage der Zweckmäßigkeit ist, wobei die Begriffe der einzelnen Völker, der Grad ihrer Bildung und überhaupt die besondern Verhältnisse des Volks und der Zeit zu berücksichtigen sind, die Frage der Responsabilität aber wie jede Frage des Strafrechts vor allem, ja ausschließlich als Frage des Rechts zu behandeln ist, und die Verantwortlichkeit nur insofern als eine Garantie der bürgerlichen Freiheit und einer zweckmäßigen Verwaltung des Staats betrachtet werden kann, als man streng an diesem Gesichtspunkt festhält.

Es liegt hierin, wie in vielen andern Sätzen des Verfassers, viel Wahres; indeß ist doch wenigstens hinsichtlich des zweiten Punktes zu bemerken, daß, wenn man in neuern Zeiten die Verantwortlichkeit der Minister mehr aus dem politischen als aus dem juristischen Gesichtspunkte zu behandeln pflegt, man ihr doch auch keine juristische, sondern nur eine moralisch-politische Folge gibt, d. h. sich mit einem Rücktritte des Ministers begnügt. Ueberhaupt versteht man jetzt unter der Verantwortlichkeit der Minister gar nicht eigentlich diese, sondern das Verhältniß, wonach die Minister vor einem Mistrauensvotum der Majorität der Vertretung zurückweichen, folglich stets der Ausdruck der letztern sein sollen. So ist das ein neuer Beweis der wunderlichen Sprachverdrehung, die sich in dem constitutionellen Systeme eingebürgert hat, wo selten ein Wort, ein Satz Das bedeutet, was er nach gewöhnlichem Sprachgebrauch bedeuten müßte. Auch unser Verfasser sagt darüber:

Die größten Verwirrungen ganzer Jahrhunderte sind blos dadurch entstanden, daß man viele Dinge mit falschen Namen bezeichnet und, ohne weiter über die Richtigkeit der Benennung nachzudenken, das falsche Wort als Grundlage einer ganzen Reihe von Schlußfolgerungen genommen. Die politische Geschichte der meisten Völker ist eine wahre Komödie der Irrungen und Misverständnisse.

Der Verfasser stellt übrigens in Abrede, daß das Wahlrecht und die Verantwortlichkeit den Einzelnen zu sehr wirksamen Garantien ihrer Freiheit dienen könne, und kann dies umsoeher, da er beide Befugnisse lediglich in ihrer Beziehung auf die Centralregierung betrachtet hat. Er wendet sich nun zu den Garantien der Freiheit, die durch die Beschränkung der Staatsgewalt auf einen bestimmten Kreis beschafft werden sollen. Er raisonnirt jetzt überhaupt folgendermaßen: Der Freiheit des Individuums kann man in den westlichen Staaten des heutigen Europa nur dadurch mehr Garantien verschaffen, daß man entweder den Einfluß des Individuums auf die Leitung des Staats vergrößert oder die Gewalt des Staats über das Individuum verringert. Das erstere erscheint dem Verfasser in jenen Staaten nicht wirksam möglich; folglich meint er, daß der zweite Weg einzuschlagen sei. So widmet er denn sein viertes Buch der Untersuchung, ob die Gewalt des Staats über das Individuum oder, wie er sich ausdrückt, das Princip der Centralisation in seiner Ausdehnung beschränkt werden könne. Die Nothwendigkeit einer gewissen „Centralisation" gibt er zu, will sie aber nicht unbegrenzt und verbreitet sich nun in ausführlichen Erörterungen, daß die zu weit getriebene Centralisation die Sicherheit der Staatsgewalt nicht erhöhe, sondern vermindere, daß sie bei dem Unterricht, bei der Rechtspflege, wo er unter Centralisation die Uniformität zu verstehen scheint, bei der eigentlichen Administration mehr Schaden als Nutzen stifte, den Staat weder im Innern noch gegen außen wirksam sichere, die individuelle Freiheit wesentlich gefährde, ohne daß hinreichende und unbedenkliche Schutzmittel bereitständen, und keineswegs einen wohlthätigen Fortschritt vermittle. Könne auch ein höherer Grad der Gesittung ohne das Bestehen einer kräftigen Staatsgewalt, „d. h. ohne Centralisation in Hinsicht jener Dinge, welche in den Kreis des Staats gehören", nicht erreicht werden, so habe doch die Gesittung immer dort die bewunderswürdigsten Fortschritte gemacht, wo das Princip der Centralisation diese Grenzen nicht überschritten habe. Man müsse „den Kreis, in welchem sich die ihrer Natur nach untheilbare und im Interesse der Gesammtheit unwiderstehliche Staatsgewalt bewegt, auf die Leitung des gesammten Staats und jener Interessen beschränken, welche allen Angehörigen des Staats gemeinsam sind". (In letzterm scheint uns das wahre Kriterium zwar geahnt, aber nicht richtig ausgesprochen. Es gibt manche Angelegenheit, deren allgemeine Erledigung im Interesse Aller ist, deren Betreibung im Einzelnen aber recht füglich den kleinern, innern Kreisen im Volke überlassen werden kann. Es gibt andere Angelegenheiten, welche unmittelbar nur Einzelne berühren, während es doch im Interesse des organischen Ganzen, folglich mittelbar aller Staatsangehörigen liegt, daß ihre Besorgung nicht der Willkür jener Einzelkreise überlassen bleibe. Es dürfte darauf ankommen, ob es im Interesse des organischen, dauernden Ganzen liegt, daß die Sache durch den Staat im engern Sinne, d. h. unter Leitung der Staatsregierung durch deren eigene Organe besorgt werde.) Weiter meint der Verfasser, es müsse auch dafür gesorgt werden, daß der Einzelne der Staatsgewalt nicht vereinzelt gegenüberstehe. So bestehe denn das einzige Mittel, durch welches man sich gegen die Allmacht des Staats in unserer Zeit schützen könne, darin, daß man der Gemeinde, der Provinz und überhaupt jenen Organismen, welche sich im Staate befinden und durch welche das Individuum mit dem Staate zusammenhänge, einen gewissen Kreis der selbständigen Thätigkeit anweise und dadurch der Staatsgewalt praktisch feste Grenzen stecke.

Das fünfte Buch handelt nun darüber: „durch welche Mittel das Streben der einzelnen Theile des Staats nach vollkommener Selbständigkeit und das Streben der Staatsgewalt nach unbeschränkter Herrschaft in den gehörigen Schranken gehalten werden" könne. Man müsse zunächst, indem man die Thätigkeit des Staats auf Dasjenige beschränke, was direct den Staat betreffe oder nur durch den Staat geleistet werden könne, alle Aufmerksamkeit einer festen und zweckmäßigen Organisation der Gemeinden zuwenden. Als Gegengewicht gegen die Uebergriffe der Gemeinde aber müßten dem Staate (nicht

auch den Einzelnen?) ihrem Zwecke und ihrer Ausdehnung nach von dem Staate verschiedene Associationen dienen, die der Verfasser aber in einem besondern Capitel sorgfältig von den Clubs unterscheidet. (Gewiß ist ein solches Gegengewicht nöthig, da der Einzelne zuweilen mit der Gemeinde schlechter fahren dürfte als mit dem Staate, und jedenfalls nicht besser daran sein würde, wenn die Gemeindebehörden eben auch in dem Sinne des gewöhnlichen Beamtenthums verführen. Das natürlichste Schutzmittel für die Einzelnen gegen die Gemeinden dürfte aber der Staat sein.) Außerdem empfiehlt er Achtung vor wohlerworbenen Rechten. Weiter hebt er die Nothwendigkeit eines höchsten Gerichtshofs hervor und legt hohes Gewicht auf den Einfluß der Religion auf den Staat. Bei letzterer Gelegenheit spricht er aber zwei sehr beherzigenswerthe Sätze aus:

Die Religion, die, wenn sie ein Ergebniß unserer edlern Gefühle ist, dem Menschen die höchste Kraft gibt, ist für Denjenigen, der sich ihr nur aus Furcht zuwendet, blos ein Grund der Schwäche mehr.

Und:

Nur solange der Staat die Religion als das Höhere erkennt, solange er ihre Gebote als Richtschnur seiner Handlungen betrachtet, kann sie ihm als Stütze dienen; will er sich ihrer als Mittel bedienen, als Institution, welche die Aufrechthaltung des Staats zum Zwecke hat, so wird und muß er sich dieser Stütze eben dann beraubt sehen, wenn er ihrer am meisten bedarf.

In dem sechsten und letzten Buche endlich sucht der Verfasser zu zeigen, daß die Verwirklichung seiner Wünsche auch in den allgemeinen Gesetzen des Fortschritts liege.

Gewiß hat der Verfasser ein sehr bedeutsames Ziel ins Auge gefaßt, und in seiner Beweisführung bringt er viele wahre und treffende Bemerkungen bei. Weniger will uns, wie schon aus dem Vorstehenden erhellt, die eigentliche theoretische Begründung seiner Sache zusagen und natürlich erscheinen. Vielleicht ist er durch die besondern Verhältnisse seines Vaterlandes darauf und namentlich dazu gekommen, dem Begriffe der Centralisation mehr unterzulegen, als er eigentlich umfaßt. Auch mag es aus seiner Nationalität und seiner, wie es scheint, hauptsächlich auf classische Studien und französische Literatur basirten Bildung fließen, daß er die für das neuere Europa so wichtige geschichtliche Entwickelung des germanischen Staatswesens und selbst England fast ganz aus den Augen läßt. Was er will: eine mehr objective Beschränkung der Staatsgewalt, statt der in neuerer Zeit beliebten subjectiven, das lag in dem Grundcharakter des germanischen Staats und hat sich in den kleinern deutschen Staaten bis zu der Zeit der Französischen Revolution erhalten, war aber so einseitig ausgedehnt, daß es zu einem Hinderniß des Fortschritts wurde, theilweise auch sein inneres Leben verlor und nur noch als todte, hemmende Form bestand. In England erkannte man ungleich früher die Omnipotenz des Staats an, wußte sie aber theils subjectiv und direct: durch das Parlament, theils objectiv: durch Beibehaltung der Selbstbestimmung der Einzelnen in ihren eigenen Angelegenheiten, theils indirect: durch die Organisation der Staatsthätigkeit, in der Jury und dem friedensrichterlichen Amte, zu mäßigen. In Frankreich hatte sich die Omnipotenz des Staats ungezügelt entwickelt und rief damit die Revolution hervor, seit welcher die politische Bewegung die Richtung nahm, die Gewalt des Staats zu steigern und in einer subjectiven Beschränkung der Machthaber durch die ihr gegenüberstehende Volksvertretung oder in einer indirecten Wahl der Staatslenker durch das Volk das Gegengewicht zu suchen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß eine sichere und stetige Wirksamkeit dieser Institute höchstens für die großen Fragen, welche die Höhen des Staatslebens bewegen, nicht für das tägliche Treiben der Verwaltung fruchtbar sein kann, und daß das Volk sich nur zu leicht daran gewöhnt, den Staat für sich handeln zu lassen, darüber aber auch nur zu leicht die Fähigkeit zum Selbsthandeln verliert. Der Verfasser hat vielfach Recht in seinen Wünschen; wenn wir uns aber erinnern, wie lange schon ganz verwandte Tendenzen in der deutschen Wissenschaft von einzelnen Publicisten vertreten worden sind, ohne daß dies Frucht getragen hätte, wie anerkannt manche dieser Sätze allgemein sind, ohne daß ihnen praktische Folge gegeben würde, welchen Widerstand jene Gewalt, die man unter dem Namen der Bureaukratie begreift, jedem derartigen Versuche bald activ bald passiv entgegenzusetzen pflegt, wie Manches, das in jener Beziehung begonnen worden, an Gleichgültigkeit, Trägheit, Unbeholfenheit gescheitert ist, und wie unausgesetzt der neuere Entwickelungsgang die den Wünschen des Verfassers gerade entgegengesetzte Richtung verfolgt, so können wir in Betreff der Aussichten für die Zukunft wenigstens nicht so sanguinisch denken, wie der Verfasser allerdings thut. Möge sein Werk etwas dazu beitragen, unsere Hoffnung zu beleben!

Friedrich Bülau.

„Dante", ein dänisches Trauerspiel.

Die Schriften über Dante haben sich abermals um eine vermehrt, und zwar um eine nicht unwichtige und eigenthümliche. Das Leben berühmter Dichter ist bereits öfter als Stoff zu Bühnendichtungen benutzt, z. B. Goethe's Jugend in dem „Königsleutenant" von Gutzkow, Schiller's in den „Karlsschülern" von Laube; unter den Titeln der Dichter haben wir einen „Camoens" von Friedrich Halm, „Petrarca" von Immermann, „Tasso" von Goethe und Raupach u. s. w., einen „Dante" erhalten wir jetzt zum ersten male durch den Dänen Molbech in einem Trauerspiele „Dante" (Kopenhagen 1852) von fünf Aufzügen, das die kurze Zeit seines Priorats und seine Verbannung zum Inhalte hat, eine für die Bühnendichtung so einladende Aufgabe, daß man über die Nichtbeachtung derselben bei Dante's Landsleuten sich wundern müßte, wenn das Schauspiel nicht bekanntlich die schwache Seite der italienischen Dichtkunst wäre und ihre neuern bedeutenden Bühnendichter, z. B. Alfieri, ihre Stoffe nicht lieber aus der Fremde hergeholt hätten. Molbech, als Schriftsteller auch in andern Fächern in seinem Vaterlande wohl bekannt, hat in dieser Hinsicht nicht blos den Anfang gemacht, sondern seinen Stoff so glücklich bewältigt, daß es schwer sein möchte, ihn zu übertreffen, und daß sein Schauspiel eine etwas nähere Betrachtung verdient.

Das Stück beginnt mit der berühmten Inschrift über der Höllenpforte, welche Dante eben gedichtet hat, sie sich selbst

vorliest und sie paßlich findet, über die Thore von Florenz gesetzt zu werden. Er wird in seinen Klagen über den heillosen Zustand seiner Vaterstadt durch seinen Freund, den Tonkünstler Casella, und von Guido Bella, einem Goldschmied, unterbrochen, welcher Letztere als Weißer und Ghibelline von dem Anführer der Schwarzen oder Guelfen, Corso Donati, soeben aufs übermüthigste und gewaltsamste behandelt ist. Dante wird hierdurch noch mehr erbittert, durch die Nachricht aber, daß Folco Portinari, ein Hauptanhänger der Schwarzen, zu Ehren seiner neulich aus dem Kloster zurückgekehrten Tochter Beatrice heute ein Fest gebe, angeregt, sich dort einzufinden, um die Geliebte seiner Kindheit wiederzusehen; und nach einigen Zwischenauftritten, in welchen sich die Frechheit Corso Donati's und der Partei der Schwarzen, mit Ausnahme des gemäßigtern Simon Bardi, in schon vorläufiger Theilung der Besitzungen ihrer Gegner sowie in dem Vorsatze Bandello's, die Tochter Guido Bella's zu rauben, aufs grellste darstellt, erneuert Dante auch Beatrice's Bekanntschaft und besiegt bei jenem Feste den Dichter Dino, einen Guelfen, im Wettstreit des Gesangs. Dino's Haß gegen ihn erhält dadurch neue Nahrung. Das Fest wird durch des hineinstürmenden Guido Bella's Wehklage über die gewaltsam entführte Tochter gestört und der Ausbruch des erneuerten Kampfes zwischen beiden Parteien dadurch vorbereitet.

In dem zweiten Aufzug spricht sich Dante's Ehrtrieb in einer Unterredung mit Casella aus, sein heißes Verlangen, lieber Retter seines Vaterlandes zu werden, als Dichter zu sein; und als Guido, der durch ihn seine Tochter zurückerhalten hat, ihn auffodert, bei der bevorstehenden neuen Wahl die Priorschaft anzunehmen, willigt er mit Begeisterung ein und erklärt in einem Selbstgespräch seinen Vorsatz, Alles für das Wohl des Vaterlandes zu thun, die Adelspartei zu Gunsten der Volkspartei zu demüthigen und auf Verlangen die Häupter der erstern in die Verbannung zu schicken. Da zu diesen auch Folco Portinari gehört, bittet ihn Beatrice, nachdem sie ihm ihre Liebe offen erklärt hat, um Schonung ihres Vaters. Dante weigert sich aber nach kurzem Bedenken, diese Bitte zu erfüllen, und stellt die Pflicht gegen das Vaterland höher als seine Liebe zu Beatrice. Die folgenden Auftritte gehen auf dem Marktplatze von Florenz vor. Einem Speckhändler ist die niedere komische Rolle zugetheilt, wie in höherer Art Casella, der aufrichtige und edle Freund Dante's, den Humor vertritt. Die Erzählung desselben von der Entstehung der beiden Volksparteien zeichnet sich in dieser Hinsicht aus. Den Schluß macht die Wahl und öffentliche Kundmachung der sechs neuen Prioren als Staatsverwalter, als deren Haupt- und Wortführer Dante sofort auftritt.

Der dritte Aufzug führt uns nach Pisa, wo die Verbannten sich aufhalten und durch den französischen Prinzen Karl von Valois und den durch Dino's Schlauheit für sie gewonnenen Cardinal zurückgeführt zu werden und Dante zu stürzen hoffen, der bereits in der Volksgunst, selbst bei Guido Bella, gesunken ist, weil er in die Foderungen der niedern Bürger, die Güter der Verbannten unter sich zu theilen und von allen Steuern frei zu werden, nicht willigen will. Der Aufruhr des Volks gegen ihn wird zwar noch durch Casella gestillt, der mit einer Schar Bewaffneter die Aufrührer aus dem Rathssaal verjagt, Dante aber von dem durch seine freimüthigen Aeußerungen erbitterten Cardinal in den Bann gethan.

Vierter Aufzug. Beatrice hat sich nach dem Willen ihres Vaters mit dem Guelfen und Prior Simon Bardi vermählen müssen; sie ist unglücklich, sie erkrankt tödtlich. Ihr Gatte ist untröstlich, aber zugleich eifersüchtig und deswegen hart gegen sie. Er ist bisher wenigstens nicht Feind Dante's gewesen, wird es aber, da Dino seinen eifersüchtigen Verdacht zu vermehren weiß, und liefert, durch Letztern vermocht, die Thorschlüssel aus, um Karl von Valois einzulassen, sodaß Dante's und Casella's tapferer Widerstand gegen die einstürmenden Feinde vergeblich ist. Dante sieht endlich seine Sache verloren; Dino wird zwar von dem reuigen Guido Bella getödtet, aber auch Casella kommt um, nachdem Beatrice's Gemahl durch seine Hand im Kampfe gefallen ist, und Dante hat nur den Wunsch, Beatrice noch ein mal zu sehen.

Die Unterredung Dante's und Beatrice's, in welcher der Erstere sie einladet, mit ihm zu entfliehen, sie aber, ihres nahen Todes gewiß, ihm die Ewigkeit ihrer Liebe betheuert und seinen immer zunehmenden Dichterruhm prophezeit, nimmt den größern Theil des letzten Aufzugs ein. In dem letzten Auftritt wird Dante von Karl von Valois des Landes verwiesen, und wie er das Schauspiel durch die erwähnte Inschrift begonnen hat, die ich in abermals veränderter Uebersetzung mittheile:

Durch mich geht's ein zur Stadt, der weherkor'nen,
Durch mich geht's ein zum Schmerz von ew'ger Dauer,
Durch mich geht's ein zum Volke der Verlor'nen.

Gott aus Gerechtigkeit ward mein Erbauer,
Die höchste Macht und Weisheit im Verein
Mit erster Liebe schufen meine Mauer.

Vor mir gab's nichts Geschaff'nes als allein
Ewige Ding', und ich auch daur' unendlich.
Laßt alle Hoffnung, die ihr tretet ein —

so schließt er es auch, indem er auf Karl von Valois' Auffoderung: „Schreib' deine eig'ne Grabschrift!" erwidert:

Die
Ist schon geschrieben, in die Marmortafel
Der Zeiten habt ihr selbst sie eingebau'n.
Es ist ein herrlich Angedenken, Niemand
Empfing und nimmer eine bess're: „Hier
Ruht Dante, der des Lands verwiesen wurde,
Zur Strafe, weil sein Vaterland er liebte."

Da die Uebersetzung des Ganzen nächstens gedruckt erscheinen wird, versage ich es mir, mehre und längere Bruchstücke mitzutheilen, glaube aber die Versicherung hinzufügen zu dürfen, daß dieses Trauerspiel sich sowol durch Anlage, Charakterdarstellung und Sprache — in Rücksicht der Zartheit verdient die erste Unterredung zwischen Dante und Beatrice mit der bekannten ähnlichen zwischen Romeo und Julie bei Shakspeare verglichen zu werden — wie durch Kenntniß und Durchdringung des Stoffs auszeichnet, wie denn auch Stellen aus der „Divina commedia" und aus Boccaccio's Leben des Dante wörtlich benutzt sind und Beatrice in der Erzählung ihrer Träume und Gesichte kurz vor ihrem Tode gleichsam einen Auszug aus Dante's „Hölle", „Fegfeuer" und „Paradies" gibt, ja daß bei den Vorzügen dieser Dichtung, in der sich der Verfasser, wie sich fast von selbst versteht, manche Abweichungen von der Geschichte erlaubt hat, sie auch auf der Bühne, zumal da es an komischen Auftritten und anziehenden Aeußerlichkeiten nicht fehlt, Anerkennung und Beifall finden werde.

Karl Ludwig Kannegießer.

Beitrag zur Geschichte des ungarischen Revolutionskriegs.

Scènes des camps et des bivouacs hongrois pendant la campagne de 1848 — 49. Extraits des mémoires d'un officier autrichien, par *Philarète Chasles*, professeur au Collège de France etc. Paris 1855.

In aller Demuth sei es gestanden: wir waren naiv genug, die Angabe des Titelblatts, nach welcher die vorliegenden Scenen einem „östreichischen Offizier" nacherzählt wären, für baare Münze zu nehmen. Wir traten infolge dessen mit einem ungünstigen Vorurtheil an das Buch heran, in welchem wir das ungarische Lager- und Bivouacleben in der bekannten, nicht blos schwarzgelben, sondern gelbgalligen Weise von Adlerstein und Consorten geschildert zu sehen fürchteten. Desto mehr wurden wir überrascht, durchgehends einer warmen

Vorliebe für Ungarn, einer gerechten, oft sogar enthusiastischen Würdigung der ungarischen Revolution und ihrer Vertreter zu begegnen. Der „östreichische Offizier" ist eine mehr oder weniger fingirte Persönlichkeit, welcher der Verfasser seine eigenen Schilderungen und Ansichten unterschiebt. Diese Persönlichkeit ist ziemlich stark idealisirt. Ein „östreichischer Offizier", welcher im Momente eines heißen Revolutionskampfs, wo der Thron seines Kaisers auf dem Spiele stand, den Krieg überhaupt in Cobden-Burritt'scher Weise tadelnswerth findet, Windischgrätz' Verfahren beim Einzuge in Wien als „Schlächterei" bezeichnet, an der nicht theilgenommen zu haben er sich gratulirt, und die ungarische Schilderhebung durch „ausgezeichnete Gründe" gerechtfertigt findet: ein östreichischer Offizier dieses Schlags mag sehr schätzens- und liebenswerth sein, nur glauben wir kaum, daß die kaiserliche Armee ihn als ihren Vertreter anerkennen möchte. Zum großen Theil wurde der Verfasser wol durch äußere, in den gegenwärtigen Preßzuständen gelegene Gründe veranlaßt, seine ungarnfreundlichen Schilderungen unter der schützenden Gevatterschaft eines k. k. Offiziers in die Oeffentlichkeit zu schicken. Die Noth kennt kein Gesetz und darf es auch mit der poetischen Wahrscheinlichkeit nicht zu streng nehmen.

Aufgabe und Zweck der vorliegenden „Scenen" sind wol am besten in folgenden Zeilen bezeichnet. „Nichts", bemerkt der „östreichische Offizier", nachdem er einige interessante Lagererlebnisse mitgetheilt, „erinnert hier an die Zustände, die Leidenschaften, die Interessen des westlichen Europa, noch weniger an den gegenwärtigen Stand unserer raffinirten Gesellschaften. Diese heroische Tollkühnheit, diese Gegensätze von Großmuth und Wuth, von Wildheit und Hingebung bilden den eigenthümlichen Charakter des ungarischen Kriegs. Ich liebe es, diese oft vernachlässigte und trotzdem beachtenswertheste pittoreske Seite der Geschichte so gut als möglich zu bewahren. Man vernachlässigt, wie ich glaube, zu sehr diese vorübergehenden Farben, diese interessanten Nebenumstände, diese Sittendetails, ohne welche die große Geschichte blaß und saftlos ist. Die Thatsachen gleichen einander im Ganzen und Großen; nur in den Nüancen unterscheiden sich die Charaktere, nur in den Einzelheiten differiren und sondern sich die großen Geschichtslinien."

Der „östreichische Offizier" hat die erste Hälfte des Revolutionskriegs im Jellachich'schen Lager mitgemacht, wird dann, schwer verwundet, wochenlang in einem magyarischen Hause gepflegt und fällt, als er dieses verläßt und zu seiner Armee stoßen will, den Ungarn in die Hände, die er, als angeblicher Husar, jedoch wegen seiner Wunden nur beim Fuhrwesen verwendet, mehre Wochen hindurch auf ihren Streifzügen begleitet. Er hat in dieser Weise Gelegenheit, das ungarische Privat- und Lagerleben aus eigener Anschauung gründlich kennen zu lernen, umsomehr als er der ungarischen Sprache von früher her vollkommen mächtig und auch des Landes schon kundig war. So weit die Fiction. In der That aber entlehnte Herr Chasles den Stoff und die Farben seiner Scenen den seit einigen Jahren in Deutschland und England über Ungarn und dessen Revolution erschienenen Schriften, die er in der Vorrede gewissenhaft angibt.

Diese Quellen sind nicht immer sehr zuverlässig; es konnte nicht fehlen, daß aus denselben manche Irrthümer auch in das vorliegende Buch übergingen. So ist z. B. General Guyon an der Spitze einer kleinen Husarenabtheilung und nicht als jüdischer Schwefelhölzchenverkäufer in Komorn eingedrungen; die Ungarn bezeichnen sich niemals als „enfants du soleil"; das bekannte „Eljen" ist kein „Abschiedsgruß"; es wurde keine einzige Diebesbande in die ungarische Armee aufgenommen; Kossuth hat auf seinem Rückzuge nach Debreczin kein einziges Dorf in Brand gesteckt; Pesth wurde nie befestigt und noch weniger verbarrikadirt; die Oestreicher haben im Januar 1849 keineswegs Pesth räumen und nach Debreczin ziehen müssen, sie haben erstere Stadt bis Ende April ungestört behalten und sind letzterer im Winter nie bis auf „zehn Meilen" nahe gekommen. Diese und ähnliche Irrthümer, die wir bedeutend mehren könnten, waren bei der eigenthümlichen Entstehungsweise des Buchs kaum vermeidlich: dem Verfasser fehlte die eigene Anschauung und die persönliche Kenntniß Ungarns, um an dem ihm vorliegenden Material eine strenge kritische Sichtung vornehmen zu können. Doch hat er es verstanden, mit Takt und Geist zu wählen und sich dadurch vor Entstellungen und falscher Auffassung zu wahren.

Wäre nicht das Selbstgeständniß des Verfassers in der Vorrede, man würde es dem Buche selbst kaum ansehen, daß es einer fremden Feder entstammt, daß es in der Studirstube, nach blos literarischen Hülfsmitteln gearbeitet werden, so frisch und lebensvoll sind die Lagerscenen, so richtig und wahrheitsgetreu die Sitten- und Charakterzeichnungen! Auch die moralischen Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten der wiener und der ungarischen Revolution sind vortrefflich. Unter erstern ist namentlich Jellinek's Bild sehr gelungen, unter letztern hingegen scheint uns nur das Görgei'sche geschmeichelt. Wir sind gewiß, daß der Verfasser, wenn er Görgei's eigene „Memoiren" studirt, es minder glimpflich gezeichnet hätte. Der „Anhang" bringt einen flüchtigen, aber treffenden Abriß der Genesis und des Verlaufs der ungarischen Revolution, sozusagen die geschichtliche Unterlage der vorangehenden Genrebilder.

J. E. Horn.

Aus Paris.

Ubicini über die Türkei. A. Grün über Montaigne. Charton's „Relations de voyages". Sauvage's Reisebericht aus Rußland. Die Ausstellung. Fremdenführer.

Ende Mai.

In Frankreich trägt die Literatur stets den Stempel der Tagesereignisse. Seit zwei Jahren ist eine Sündflut von Büchern über Rußland, die Türkei, Griechenland, den Orient erschienen. Aber die guten Arbeiten über alle Gegenstände sind selten, und unter all diesen Tageserscheinungen dürften wol kaum vier oder fünf auf bleibenden Erfolg zu zählen haben. Wir tragen kein Bedenken, die „Lettres sur la Turquie" von Ubicini letztern zuzurechnen. Ubicini ist einer unserer Mitarbeiter*), und sein Lob aus unserer Feder könnte daher verdächtig sein. Aber unser Urtheil bestimmt sich nach dem des Publicums, das sich durch einen namhaften Erfolg in Frankreich und eine Uebersetzung in England und Italien kund gegeben. (Warum ist in Deutschland noch keine Uebersetzung erschienen? Ubicini's Briefe werden doch unter Andern vom „Almanach de Gotha" als das einzige brauchbare Buch über die Türkei angeführt!) Ein neues Buch desselben Verfassers: „La Turquie actuelle", hat die Feuerprobe noch nicht bestanden; wir können daher unsere Meinung nicht mit so voller Freiheit aussprechen, und müssen uns an dieser Stelle nur auf wenige Andeutungen in Betreff seines Inhalts beschränken. „La Turquie actuelle" ist einer von den Bänden der großen und nützlichen Sammlung, welche die Herren Hachette unter dem Titel „Bibliothèque des chemins de fer" veröffentlichen. Das neue Buch ist eine Art Pendant zu zwei andern ähnlichen Werken, die sich beide eines großen und wohlverdienten Erfolgs erfreuen: „La Russie contemporaine par *Leonzon-Leduc*" und „La Grèce contemporaine par *E. About*". Der Rahmen der „Turquie actuelle", sowie der Gegenstand des Buchs ist von dem der „Lettres" gänzlich verschieden. Nachdem der Verfasser uns die politische Lage der Türkei dargestellt, schil-

---

*) Gegenwärtige Correspondenz ist wie der Anfang der in Nr. 19 mitgetheilten pariser Correspondent die gemeinsam redigirte Arbeit eines Ausschusses angesehener französischer Gelehrten, denen es dabei nur darum zu thun ist, das deutsche Publicum mit den ernstern und gediegenern Richtungen und Bestrebungen der französischen Literatur bekannt zu machen. D. Red.

dert er uns das Land als Landschaftsmaler, gibt ein Bild der Massen, und an die Stelle der Statistik tritt Beschreibung und Anekdote. Und wie früher der Verfasser sich bemüht hatte, ein nützliches Werk zu schreiben, so hat er jetzt es sich zur Aufgabe gemacht, ein interessantes, ja amüsantes dem Leser vorzuführen, ohne daß der Ernst dabei gänzlich fehlte.

Die Richtung zur Wiederaufnahme der Literatur des 17. Jahrhunderts tritt immer deutlicher hervor, wie so manche bereits erschienene oder für die Veröffentlichung vorbereitete Schriften erkennen lassen. Neue Ausgaben der Werke de Thou's und Bussy Rabutin's werden vorbereitet. Interessante Monographien über bekannte Persönlichkeiten haben dazu gedient, die bereits existirenden Biographien zu vervollständigen und zu berichtigen. Eine soeben erschienene inhaltreiche Arbeit A. Grün's über Michel Montaigne verdient besondere Beachtung.

„La vie publique de Montaigne" (so heißt das Werk, von dem wir sprechen wollen) setzt uns in dieselbe Verlegenheit wie Ubicini's oben angeführte Schrift über die Türkei; es ist auch aus der Feder eines unserer Mitarbeiter geflossen. Wir könnten für uns die gerechten Lobeserhebungen anführen, welche die Académie des sciences dem Werke gespendet hat; wir könnten uns auf die frühern Leistungen des Verfassers berufen, die für die Trefflichkeit seines Werks eine Garantie liefern. Wir wollen jedoch lieber auf die Bedeutsamkeit und die Neuheit des Stoffs aufmerksam machen, den es behandelt. Die ganze gebildete Welt — man kann das wol ohne Uebertreibung sagen — kennt Michel Montaigne als einen der glänzendsten Schriftsteller, die Frankreich hervorgebracht hat. Wenn dies nun in Betreff seines Namens und seiner Schriften im Allgemeinen vollkommen wahr ist, wenn seine Philosophie Jedem gegenwärtig ist, der sich mit der französischen Literatur beschäftigt, so verhält sich dies doch sehr viel anders in Betreff seines öffentlichen Wirkens. Wie sollten jedoch Ausländer über diesen Punkt etwas Genaues wissen, wenn die Franzosen selbst bisjetzt nur verstümmelte, unvollständige, ungenaue Biographien besaßen? Und doch hat der Verfasser der „Essays" eine wichtige und höchst ehrenwerthe Rolle in den Staatsangelegenheiten seiner Zeit gespielt. Er hat 15 Jahre in der Magistatur zugebracht, hat am Hofe von vier Königen gelebt und für das Königthum und die katholische Religion das Schwert geführt; er hat mehre sehr delicate diplomatische Sendungen übernommen, hat vier Jahre lang unter sehr schwierigen Umständen die Stadt Bordeaux verwaltet, deren Mairie nur den bedeutendsten Persönlichkeiten übertragen zu werden pflegte; er hatte einen Hofrang, erhielt von Heinrich III. einen Ritterorden, Heinrich IV. schenkte ihm sein Vertrauen, alle Parteiführer achteten ihn, selbst wenn sie ihn zum Gegner hatten — und er verdiente es. Denn er hat den zu jener Zeit seltenen Ruhm gehabt, sich von den Parteien fernzuhalten, unablässig seinen Principien getreu zu bleiben und sich mitten unter der Verworfenheit, die ihn umgab, rein zu erhalten. Diese edle Gestalt war noch nicht im Zusammenhange dargestellt worden. A. Grün stellt sie uns dar, indem er alle ihre Seiten durch historische Documente beleuchtet, von denen ein Theil vollkommen unbekannt geblieben war. Er hat der Nachwelt gleichsam einen neuen Montaigne gegeben.

Auch auf dem Gebiete der Reisen ist die Geschichtskunde thätig. Zu diesen Arbeiten ist vor allem die vorzügliche Auswahl von Reisen seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 19. n. Chr. zu zählen, die wir dem Fleiße und dem richtigen Takt E. Charton's verdanken. Der erste Band dieser Reisen hat sogleich bei seinem Erscheinen die Achtung und Aufmerksamkeit der gelehrten Welt gefesselt; er enthält die Reisen der Alten und ist sofort sowol für den Studirtisch als für den Salon ein unentbehrliches Buch geworden. Der zweite Band, der mit Ungeduld erwartet wurde, ist soeben erschienen. Er enthält sieben Reisen aus dem Mittelalter, alle dem größern Publicum wenig bekannt, von denen die einen noch nie ins Französische übersetzt worden, die andern sehr selten sind. Die Reisenden, Christen, Juden, Mohammedaner, erzählen, was sie gesehen haben oder gesehen zu haben glauben, und ihre Berichte bieten in ihrer Mannichfaltigkeit ein getreues Bild der Anschauungen, Kenntnisse und Vorurtheile des Mittelalters. Die wichtigste unter ihnen ist die des Italieners Marco Polo, von der fast Jeder hat sprechen hören und die fast Niemand gelesen hat. Wir verdanken Charton den vollständigen Text. Vorzügliche Holzschnitte, Anmerkungen und Biographien erhöhen das Interesse und erfüllen die Erwartungen, die das Publicum von einem Unternehmen hegen mußte, welches der Gründer des „Magasin pittoresque" ins Leben rief.

Zu der Classe von Büchern, von der wir sprechen, gehört auch ein kleines Buch, nach dem viel Nachfrage ist und dessen Entdeckung wir der aufmerksamen Durchforschung der Schätze der Bibliothèque impériale verdanken. Es ist dies eine Schrift, betitelt: „Mémoire du voyage en Russie de Jehan Sauvage." Die Reise wurde im Jahre 1586 unternommen, und es ist somit dieser Bericht einer der ersten, die wir über das Zarenreich besitzen. Seine Naivität kann dem Interesse, das er einflößt, keinen Eintrag thun.

Die große Begebenheit des pariser Lebens ist gegenwärtig die große Ausstellung; die Industrie ist aller Ehren einer glänzenden officiellen Ceremonie theilhaftig geworden; die Kunstsäle haben sich in aller Stille geöffnet. Lassen wir die Industrie ihre Kisten auspacken, ihre Tische aufstellen und ihre Waaren ausbreiten, sie hat noch viel zu thun, ehe sie mit ihrer vollständigen Aufstellung zustande gekommen sein wird. Der Kunstpalast ist fertig, nur von ihm haben wir hier zu sprechen. Im Gebäude wie im Katalog machen die fremden Künstler den Anfang. Die erste Galerie gehört Dänemark, Schweden, Toscana, dem Kirchenstaat, Portugal, der Türkei und Peru. Preußen hat einen Saal, der ein großes Quadrat bildet. Rings herum sind Galerien, in denen die amerikanischen Kunstwerke aufgestellt sind, sowie diejenigen Badens, der Schweiz, der Hansestädte, Würtembergs, Baierns, Sachsens, Spaniens, Hollands, Belgiens, Sardiniens; die Niederlande haben noch einen zweiten Platz, auf der linken Seite des französischen Saals. Die französischen Gemälde füllen zwei Säle und die sie umgebenden Galerien. Das erste Stock, das sich über den Flügeln des Unterbaus erhebt, ist für die Aquarellen, Kupferstiche und überhaupt alle Kunstwerke, die nicht Oelbilder sind, und eine ausgedehnte Räumlichkeit zur Linken speciell für Bildhauerarbeiten bestimmt. Die östreichischen und englischen Kunstwerke füllen zwei Säle zur Rechten.

Auf die Länder vertheilt, ist die Zahl der Kunstwerke folgende: Baden 22; Baiern 76; Belgien 245; Dänemark 7; Frankreich 2628; Großbritannien 783; Hansestädte 19; Holland 133; Neapel 6; Oestreich 229; Peru und Portugal 27; Preußen 245; Sachsen 22; Sardinien 37; Schweden und Norwegen 16; Schweiz 115; Spanien 82; Toscana 6; Türkei 3 rc.

Ein längerer wiederholter Besuch wird nöthig sein, um ein Urtheil über den Werth der verschiedenen Schulen zu fällen, die hier zum ersten mal einander gegenüberstehen. Wenn man Alles geschaut, so bewirken die wechselnden Eindrücke eine Art augenblicklicher Verwirrung, die nicht sogleich zu klaren Begriffen kommen läßt. Jedenfalls erscheint auf den ersten Blick die französische Schule nicht im Nachtheil und als die originellste von allen die englische.

Bei Gelegenheit dieser Ausstellung, die eine so große Menge von Fremden aus allen Welttheilen nach Paris zieht, dürfte es am Platze sein, auf die neue Ausgabe des Bandes der „Bibliothèque des chemins de fer" aufmerksam zu machen, der unter dem Titel „Paris" erschienen ist. Dieser Fremdenführer ist in der neuen Ausgabe bedeutend verbessert und vermehrt und es haben sich an ihm Männer betheiligt, deren Namen zu den ersten auf ihrem Gebiete gehören. Der Guide bemächtigt sich des Reisenden sogleich bei seinem Aussteigen aus der Eisenbahn, geleitet ihn sofort an einen Platz, wo er keinen Comfort vermissen wird, und führt ihm dann nacheinander

Bau- und Kunstwerke, Vergnügungsörter, Studienstalten, Verwaltung, Industrie und Handel vor.

Der Graf Nieuwekerke, Generaldirector der Museen, hat, wol in der Absicht, die Fremden, die die Ausstellung nach Paris führt, an seiner hingebenden Gastfreundschaft theilnehmen zu lassen, seine Freitagssoiréen eröffnet, die sonst nur im Winter stattfanden. Wie immer sind diese glänzenden Gesellschaften von den hervorragendsten Männern der officiellen Kreise der Kunst und Wissenschaft besucht. 57.

Notizen.

Fromment's genfer Chronik.

Ein eigenthümlich interessantes Buch ist das zu Genf im vorigen Jahre erschienene: „Les Actes et Gestes merveillevx de la Cité de Geneve. Nouuellement conuertie à l'Euangille faictz du temps de leur Reformation et comment ils l'ont receue redigez par escript en fourme de Chroniques Annales ou Hystoyres commençant l'an MDXXXII. Par *Anthoine Fromment*. Mis en lumiere par *Gustave Revilliod*." Die „Revue des deux mondes" sagt davon: „Fromment war einer der ersten Reformationsprediger in Genf. Die Handschrift der nun zum ersten male von G. Revilliod veröffentlichten Chronik befindet sich auf der genfer Stadtbibliothek. Die Geschichte Genfs im 16. Jahrhundert wird von Fromment mit einer originellen Kraft und Naivetät beschrieben." Diese Naivetät wird auch besonders von den genfer und schweizer Blättern hervorgehoben; die „Revue critique" meint zwar, Fromment sei gerade kein gewandter Schriftsteller; sein Stil sei incorrect und habe etwas Rauhes, aber, bemerkt das Blatt weiter: „sous cette écorce grossière circule une sève vigoureuse". Die „Revue suisse" bemerkt: „Diese Chronik ermangelt weder der Anmuth noch der Kraft; die Alterthümlichkeit der Sprache vermehrt ihren Reiz, ohne doch das Verständniß zu sehr zu erschweren." Auch das „Journal de Genève" gedenkt des auch typographisch sehr schön ausgestatteten Buchs mit großem Lobe und meint, die Fremden würden die Genfer darum wie um ein Kleinod beneiden. Daß die strengkatholischen Blätter von dieser Publication sehr wenig erbaut sind, und daß z. B. die „Annales catholiques de Genève" davon in ihrer Tamerlan'schen Sprache sagen: „Ein Krieger Tamerlan's würde im trunkenen Zustande weder besser noch schlechter schreiben", wird dem Buche bei der entgegengesetzten Partei schwerlich zum Nachtheil gereichen.

Eine protestantische Märtyrerin.

Das „Bremer Sonntagsblatt", das sich fortdauernd durch F. Pletzer's geschickte Redaction und manche treffliche Beiträge auszeichnet, bringt in Nr. 20 einen Aufsatz von Karl Seifart: „Die Märtyrerin Anna Askewa. Eine ketzerhistorische Skizze." Der Verfasser des Artikels leuchtet bei dieser Gelegenheit auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn heim, indem er aus ihrem bekannten Buche „Von Babylon nach Jerusalem" folgende in ihrem letzten Satze absurde Behauptung anführt: „Von dem Märtyrerthum geht eine regenerirende Kraft für die Sache, die Idee, den Glauben aus. Märtyrer aber haben die Protestanten nicht gehabt." Karl Seifart bemerkt hiergegen: „Was soll man dazu sagen? Trotz der Geschichte der spanischen und niederländischen Inquisition, den Geschichtsbüchern des Thuanus, trotz des Crocius großem Martyrbuch, welches auf mehr als 1500 Folioseiten protestantische Martyrien von Johann Huß bis auf Melchior Balthasar erzählt, und trotz Thomas M'Crie's «Geschichte der Fortschritte und der Unterdrückung der Reformation in Italien und Graubünden» fällt es einer romantischen Dame ein, in die Welt hineinzuschreiben, der Protestantismus habe keine Märtyrer gehabt!" Anna Askewa, Tochter eines gebildeten Edelmanns Wilhelm Askew in Lincolnshire, gehört zu dieser großen Zahl der protestantischen Märtyrer, und ihre Leiden füllen ein blutiges Blatt in der Geschichte Englands unter dem grausamen Heinrich VIII., der, je nachdem, bald den Reformator spielte, bald den altgläubigen Katholiken heuchelte. Ihre Verfolgung fiel nun gerade in eine Zeit, wo der König aus Laune katholisirte, welche Laune die Gegner der religiösen Reform aufs beste benutzten, um Andersdenkende in den Kerker oder auf den Scheiterhaufen zu bringen. Mit bewundernswerthem Muthe und großem Scharfsinn vertheidigte sie ihre zu der Zeit gerade ketzerischen Ansichten von Messe und Abendmahl vor dem londoner Bischof Bonner, und selbst die Qualen einer bis zu dem Grade gesteigerten Folter, daß die Henker erklärten, es müsse nun Einhalt gethan werden, wenn die Inquisitin nicht nach wenigen Minuten den Geist aufgeben solle, konnten ihr den Widerruf nicht erpressen. So fest blieb sie auch im Kerker. Die Gelähmte, welche den Gebrauch ihrer Glieder nicht wieder gewann, mußte nach Smithfield zum Scheiterhaufen hinausgetragen werden. Noch auf dem Holzstoß blickte ihr verklärtes Auge gegen die Bläue des Himmels, bis der Rauch sie mit schwarzer Nacht umhüllte und das Feuer sie verzehrte. Wir möchten der Gräfin Hahn-Hahn und Allen, welche der Salonmüden glauben, recht angelegentlich rathen, diese schmerzlich erschütternde Erzählung im „Bremer Sonntagsblatt" nicht ungelesen zu lassen. H. M.

Bibliographie.

Auberlen, C. A., Das Geheimniß Gottes in Christo. Zehn Predigten. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 16 Ngr.

Bittner, F., Lehrbuch der katholischen Moraltheologie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr.

Auer, A., Die Entdeckung des Naturselbstdruckes oder die Erfindung, von ganzen Herbarien, Stoffen, Spitzen, Stickereien und überhaupt allen Originalien und Copien, wenn sie auch noch so zarte Erhabenheiten und Vertiefungen an sich haben, durch das Original selbst auf einfache und schnelle Weise Druckformen herzustellen, womit man sowohl weiss auf gefärbtem Grunde drucken und prägen, als auch mit den natürlichen Farben auf weissem Papiere Abdrücke, dem Originale identisch gleich, gewinnen kann, ohne dass man eine Zeichnung oder Gravure auf die bisher übliche Weise durch Menschenhände bedarf. Vorgelesen in der mathematisch naturwissenschaftlichen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Wien. 1854. Imp.-4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ennen, L., Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Occupation, meist aus archivalischen Documenten. 1ste Lieferung. Köln und Neuß, Schwann. Gr. 8. 10 Ngr.

Fahne, A., Die Westphalen in Lübeck. Köln, Heberle. 8. 20 Ngr.

Gervinus, G. G., Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. 1ster Band. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Petzholdt, J., Urkundliche Nachrichten zur Geschichte der sächsischen Bibliotheken. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 16 Ngr.

Plato, H., Machiavelli's religiöse und politische Gesinnung durch ausführliche Citate aus den „Discorsi" dargestellt. Frankfurt a. M. Gr. 8. 20 Ngr.

Sangalli, Elisabeth, Weimar. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, E., Nior-Atta. Ein Gedicht. Berlin, Leberer. 16. 15 Ngr.

Stadtgeschichten. Aus den Erzählungen eines Dorfschulmeisters mitgetheilt von G.f. A.t. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar, Februar** und **März** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 23.)

34. **Sturm (J.), Fromme Lieder.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 12 Ngr. Gebunden 16 Ngr.

Julius Sturm's „Gedichte" haben sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß davon rasch eine **zweite** vermehrte Auflage nöthig geworden ist. Ebenso haben seine jetzt in **zweiter** Auflage erschienenen „Frommen Lieder" viel Aufmerksamkeit erregt. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik — eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären." Sturm's neuester Liedercyklus „Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe" hat dem Dichter zahlreiche neue Freunde erworben.

35. **Wilde (F. A.), Lesebuch für die Schulen Deutschlands.** Zusammengestellt. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Diese zweite Auflage des anerkanntermaßen seinem Zweck vollständig entsprechenden Wilde'schen Lesebuchs kann allen Lehrern zur Einführung in Schulen angelegentlich empfohlen werden.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Professor Dr. **Hermann Brockhaus.** Neunter Band. Vier Hefte. 8. 1855. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1855. 12me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Pharmacopoea austriaca. Editio quinta. 8. Viennae. 1855. 1 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch einen dritten Nachtrag bis Ende 1854.
2. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. **XIX.—XXIV.**
3. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde **occidentalischer Sprachen und Literaturen.**

Ferner ist durch alle Buchhandlungen **gratis** zu beziehen:

Bericht über die im Laufe des Jahres 1854 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1855 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Preisermässigungen.

Nachstehende bei ***F. A. Brockhaus in Leipzig*** *erschienene Taschenbücher,* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

— **Jahrgänge 1837 und 1838. à 6 Ngr.**

Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 25. —— 21. Juni 1855.

Ein Roman, „der das deutsche Volk bei seiner Arbeit sucht".

Soll und Haben. Roman in sechs Büchern von Gustav Freytag. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 1855. 8. 5 Thlr.

Von Lessing's dramatischen Producten hat man wol gesagt, daß sie gewissermaßen nur als die Proben zu betrachten seien, die er gemacht habe, um die Richtigkeit seiner kritischen Rechenexempel zu prüfen. Aehnliches kann man von dem Redactionspersonal der bekannten kritischen grünen Blätter in Leipzig behaupten, nur daß die kritischen und productiven Fähigkeiten hier nicht an ein, sondern an zwei Individuen vertheilt sind. Das kritische Redactionsmitglied stellt einen theoretischen Satz auf und das productive führt ihn in einem Dichtwerk durch. Julian Schmidt hat einmal gesagt (und dies Dictum prangt als Motto auf dem Titel des vor uns liegenden Romans): „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit", und Gustav Freytag macht sich daran, die Richtigkeit und Anwendbarkeit dieses Satzes in seinem Roman „Soll und Haben" nachzuweisen. Das was das Buch „soll", wissen wir aus dem vorangestellten Motto, was wir aber an ihm „haben", das nach bestem Gewissen zu prüfen ist nun unsere Aufgabe.

Der Arbeiten gibt es mancherlei: man arbeitet mit dem Kopfe oder mit den Händen, mit dem Pfluge oder mit der Feder, zu Hause oder im Felde, man arbeitet in der Druckerei, in der Fabrik, im Contor, im Studirzimmer, auf dem Schiffe und auf den Schiffswerften; der Schullehrer, wenn er unterrichtet, arbeitet so gut wie der Maurer, wenn er die Kelle handhabt; der Philosoph, wenn er über ein System sinnt, welches dem menschlichen Geiste neue Bahnen bricht, der Poet (d. h. der echte priesterliche), welcher in geweihten Nächten eine Dichtung schafft, die auf Generationen befruchtend und erhebend wirken soll, der Künstler, der ein seinem Geiste vorschwebendes Urbild von Schönheit mit dem Meißel aus dem Marmor schlägt — sie arbeiten so gut wie der Zimmermann, der ein Gebäude richtet, das wahrscheinlich nicht so lange bestehen wird als das System des Philosophen, das Dichtwerk des Poeten und das Marmorgebilde des Künstlers. Gutenberg, als er über die Anfänge der Druckkunst, Columbus, als er über die Wahrscheinlichkeit, einen neuen Welttheil zu finden, Kopernicus, als er über das Sonnensystem, Stephenson, als er über die Construction der ersten Musterlocomotive nachsann; Humboldt, als er mit physikalischen Instrumenten bewaffnet den Chimborasso erstieg; Franklin, als er auf seiner Entdeckungsfahrt im ewigen arktischen Eise den Tod fand; Barth während seiner fünfjährigen gefahrvollen Wanderung durch brennende ungastliche Wüsten; Ehrenberg, mit dem Mikroskop eine neue ungeahnte Thierwelt erschließend — sie und die übrigen Erfinder und Entdecker haben gearbeitet und eine Arbeit vollbracht, die an Riesenmäßigkeit jede mit der bloßen Hand oder mit dem bloßen Schreibefinger übertrifft. Auch das Weib arbeitet, und nicht blos mit der Nadel. Was das Weib im Hause schafft, ist seine Arbeit, und wenn es für den Säugling sorgt und ihm mit einer unermüdlichen Geduld, die uns Männern kaum faßlich ist, die Ruhe seiner Nächte opfert, so verrichtet es eine der schönsten Arbeiten, die dem menschlichen Geschlechte überhaupt zugewiesen sind. Jene weiblichen Wesen, welche die Krankenpflege zu ihrem Berufe machen, jene praktischen Menschenfreunde, welche, ungeschreckt von Schmuz, Sünde und Elend, verlorene Armenviertel durchforschen — auch sie verrichten eine Arbeit und zwar eine Arbeit, die ihnen nach allen Seiten hin wenig Dank einträgt. Denn für die Wissenschaft der Menschenliebe — und warum sollte sie sich nicht, wie Alles was auf Wissen beruht, zu einer Wissenschaft erheben lassen? — gibt es in Deutschland keine Lehrstühle, und was bei uns nicht vom Katheder gelehrt wird, das steht in der Regel auch in keiner besondern Achtung.

Der Umfang der menschlichen Arbeit ist mithin, wie man sieht, ein sehr großer und ihre Arten und Gattungen, von denen wir oben beispielsweise nur einige angedeutet haben, sind von der mannichfaltigsten und ver-

schiedensten Art. Es ist klar, daß ein Roman, und wäre er selbst ein dreibändiger, nicht Raum genug dazu bietet, um jeder Art menschlicher Arbeit darin eine Stelle anweisen zu können. Wir sind nun begierig zu erfahren, welche Arten der deutschen Arbeit — die ja kaum minder mannichfaltig ist als die menschliche überhaupt — als die für den deutschen Arbeitsgeist bezeichnendsten in dem Freytag'schen Romane eine Stelle gefunden haben.

Der erste Band, der zugleich unter allen drei Bänden der umfangreichste ist, machte uns nicht wenig stutzen. Wir glaubten, der Verfasser würde uns gleich von Anfang an recht in den Mittelpunkt deutscher Arbeit versetzen, in ein Klopfen und Hämmern, in ein Pochen und Sägen, in ein Messen und Wägen, in ein Richten und Bauen, in die laute Werkstätte der Handarbeit wie in die stille Arbeitsstube des Forschers und Denkers. Aber auf 453 Seiten trafen wir zu unserer Ueberraschung kaum auf eine Spur wirklicher Arbeit. Allerdings werden wir in ein kaufmännisches Contor eingeführt, in das von T. O. Schröter; der Verfasser beabsichtigt, wie es scheint, das Contorleben mit einer poetischen Aureole zu verklären, er schreibt eine Kaufmanns- oder vielmehr eine Commisidylle, wie Geßner Schäfer- und Bronner Fischeridyllen geschrieben hat: aber wir glauben kaum, daß die Herren Specht, Pix, Liebold und selbst Anton Wohlfahrt es zu einer poetischern Wirkung bringen als Geßner's Mirtyll und Daphnis, trotzdem daß sie nicht im zopfigen Rococogeschmack wie diese, sondern echt modern philiströs gehalten sind und ihren Frack ohne Zweifel mit Anstand tragen. Auch als Vertreter der Arbeit können sie nur einen schwächlichen Eindruck machen.

Keinenfalls will ich in Abrede stellen, daß auch das kaufmännische Geschäft etwas Großartiges und Poetisches haben und Stoff zu dichterischer Behandlung herleihen kann. Anton Wohlfahrt sagt im Roman sehr geistreich:

Ich weiß mir gar nichts, was so interessant ist als das Geschäft. Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahllosen Fäden, die sich von einem Menschen zu dem andern, über Land und Meer, aus einem Welttheil in den andern spinnen. Sie hängen sich an jeden Einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles was wir am Leibe tragen und Alles was uns umgibt, führt uns die merkwürdigsten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menschliche Thätigkeit vor die Augen; dadurch wird Alles anziehend. Und da ich das Gefühl habe, daß auch ich mithelfe und, so wenig ich auch vermag, doch dazu beitrage, daß jeder Mensch mit jedem andern Menschen in fortdauernder Verbindung erhalten wird, so kann ich wohl vergnügt über meine Thätigkeit sein. Wenn ich einen Sack mit Kaffee auf die Wage setze, so knüpfe ich einen unsichtbaren Faden zwischen der Colonistentochter in Brasilien, welche die Bohnen abgepflückt hat, und dem jungen Bauerburschen, der sie zum Frühstück trinkt; und wenn ich einen Zimmtstengel in die Hand nehme, so sehe ich auf der einen Seite den Malayen kauern, der ihn zubereitet und einpackt, und auf der andern Seite ein altes Mütterchen aus unserer Vorstadt, das ihn über den Reisbrei reibt.

Das ist sehr schön räsonnirt und combinirt, vom Standpunkt des Beobachters, aber ein Commis räsonnirt und combinirt so nicht, oder wenn er es thut, ist er auf dem besten Wege, wie Freiligrath unter die Literaten und Dichter zu gehen. Selbst für einen Poeten ist diese Combination viel zu weit hergeholt. Wenn ich mir die Metamorphosen vorstellen muß, die der Kaffee von dem Augenblicke an durchzumachen hat, wo ihn eine Colonistentochter in Brasilien unter wahrscheinlich sehr trübseligen Gedanken pflückt (und in der That, eine Colonistentochter, welche unter der sengenden tropischen Sonne eine solche Arbeit eigenhändig verrichten muß, kann nur in höchst unerquicklichen Umständen leben), bis zu dem Augenblick, wo er durch Brennen, Mahlen und Filtriren in den Stand gesetzt ist, als eine misfarbige Brühe, welche Kaffee heißt, aber nicht ist, das Frühstück eines Bauerburschen zu bilden, so vergeht mir sowol aller Geschmack am Kaffee wie an der Poesie. Wenn doch unsere Schriftsteller sich abgewöhnen wollten, gar so geistreich zu combiniren und, um etwas Superfeines zu sagen, gerade das Fernliegendste miteinander zu verknüpfen! Solchen verzwickten Combinationen wird man niemals bei Boz begegnen, dessen Einfluß auf den Freytag'schen Roman doch sonst so unverkennbar ist.

Wohlfahrt sagt dann weiter: „Der Kaufmann bei uns erlebt ebenso viel Großes, Empfindungen und Thaten, als irgend ein Reiter unter Arabern oder Indern." Vielleicht sagt uns der Verfasser einmal später: auch ebenso viel Großes als die Helden Homer's! Der Homer für diese modernen Homerischen Helden wäre dann ja wol gefunden. Und weiter: „Je ausgebreiteter sein Geschäft ist, desto mehr Menschen hat er, deren Glück oder Unglück er mitempfinden muß, und desto öfter ist er selbst in der Lage, sich zu freuen oder Schmerzen zu empfinden."

Mag dem so sein, obschon es den Chefs großer Handlungshäuser wol meist so geht wie den Aerzten, die sich eine etwas harte Haut zulegen müssen, um nicht bei dem Anblick so vieler Leiden aus Mitgefühl endlich mit zugrunde zu gehen. Jedenfalls ist es löblich, daß der Verfasser den Kaufmannsstand von dieser an ihm oft vermißten gemüthlichen Seite aufgefaßt hat; dann aber mußte er den Chef des Hauses T. O. Schröter in Verhältnisse bringen, die ihm erlaubten, von seiner Generosität und Menschenliebe glänzende Beweise zu geben, und die zugleich geeignet waren, uns davon zu überzeugen, daß ein moderner Kaufmann ebenso viel Großes, nämlich poetisch Großes, erleben könne als irgend ein Beduinenhäuptling, der auf flüchtigem Roß die Wüste durchstreift. Mit einer bloßen Versicherung, einer bloßen Reflexion ist uns in einem Romane niemals gedient; ein Romanschreiber muß uns Alles erleben lassen. Daß Freytag Schröter im Verlaufe des Romans einmal in einer polnischen Stadt (unter der wir uns wol Krakau denken dürfen) mit polnischen Insurgenten in Conflict bringt, ist ein ärmlicher Nothbehelf, weshalb uns auch gerade diese Episode, so sorgsam und mit allen Hülfsmitteln literarischer Kunst sie auch ausgeführt ist,

doch gänzlich kaltläßt und uns zuletzt fast langweilig wird.

Zu seinem Zweck mußte der Verfasser nicht ein binnenländisches, wie es scheint, breslauer Handelsgeschäft in den Mittelpunkt seines Romans stellen, nicht ein Haus, welches seine Mandeln und Rosinen und Korinthen erst aus zweiter Hand empfängt, sondern etwa ein bremer oder hamburger Haus, das mit den transatlantischen Ländern in directem Verkehr steht, welches für großen Gewinn Großes einsetzt und wagt, selbst auf die Gefahr enormer Einbuße hin, und welches den Verlust einiger Seeschiffe weniger fühlt als das Haus T. O. Schröter den drohenden Verlust einiger Frachtwagen, zu deren Wiedererlangung der Chef die bedenkliche Reise nach Krakau unternimmt. Gegen ein solches Seegeschäft verhält sich das T. O. Schröter'sche etwa nur wie ein wohlconditionirtes Sortimentsgeschäft zu einer großen Verlagshandlung. Shakspeare hat dies besser verstanden; er stellt uns Antonio als den Besitzer zahlreicher Galeonen hin, als einen mächtigen Handelsfürsten, der seine Capitalien mit den Elementen Hazard spielen läßt. Aber Ernst Schulze mag wol Recht haben, wenn er gelegentlich in einem Briefe äußerte: „Der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenclasse bleiben, und es gehört auch Shakspeare's Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden."

Der Chef des Handlungshauses T. O. Schröter ist ohne Zweifel ein, im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne genommen, sehr wackerer Mann, der unsere ganze Achtung verdient; aber er zeichnet sich auch durch gar nichts Besonderes aus, nicht durch den leisesten Zug von Originalität; er hat sogar, vom poetischen Standpunkt, etwas Philisterhaftes und Langweiliges. Aehnlich verhält es sich mit Anton Wohlfahrt, der im Grunde der eigentliche Held der Geschichte ist. Ich muß zu meiner oder Wohlfahrt's Schande gestehen, daß mir dieser sonst ja ganz ehrenwerthe junge Mann fast den ganzen Roman hindurch als ein wahrer Ausbund von Langeweile erschienen ist. Man darf ihm das Glück gönnen, dessen er sich am Schlusse des Romans zu erfreuen hat, aber um den Leser hat er es wahrlich nicht verdient. O gewiß, er wird jenseit des Romans seine Rechenbücher vortrefflich in Ordnung halten, er wird ein ausgezeichneter, gentiler Ehemann sein, er wird keine Schulden machen, keinen Tropfen über den Durst trinken, er wird kaum ein Kartenblatt anrühren: aber er wird auch keinen einzigen originellen Einfall haben, er wird langweilig zu sein fortfahren, er wird sich auch in der bürgerlichen Tugend nicht übernehmen. Seine Tugend ist keine productive und positive. Weil Jemand geradezu keine Memme ist, ist er deshalb noch nicht Held, und weil Jemand vom Ernst entfernt ist, ist er darum noch nicht komisch. Ebenso wenig ist Jemand schon deshalb tugendhaft, weil er nicht lasterhaft ist, ganz gewiß ist er aber langweilig, wenn er nicht kurzweilig ist. Was etwa an Wohlfahrt tugendhaft genannt werden darf, ist gewissermaßen nur ein Geschenk der Natur, nicht durch jene furchtbaren Prüfungen und innern Kämpfe erworben, in denen es schwer ist, Sieger zu bleiben. Selbst seine Liebe zu dem Fräulein von Rothsattel war gegenseitig nur eine Jugendillusion; die Illusion verschwindet, und Anton tritt von ihr zurück, um einer ihm passendern reinbürgerlichen Neigung zu folgen, wie sich denn auch ihrerseits Lenore von Rothsattel standesgemäß verheirathet, nach dem alten Sprichwort, daß Gleich und Gleich sich gern geselle. Innere gewaltige Kämpfe hat Anton auch dabei nicht zu bestehen. Nur ein mal, als er das Schröter'sche Geschäft für eine zeitlang verläßt, um sich den zerrütteten Angelegenheiten der Rothsattel'schen Familie zu widmen, sehen wir etwas wie einen wirklichen Kampf in seiner Seele vorgehen. Es ist dies jedoch durchaus kein Kampf, der den innern Menschen mit sich selbst in einen innern Conflict bringt, der, je nachdem das gewählte Loos ausfällt, ihn aufzureiben und mit sich selbst zu überwerfen droht.

Der Verfasser scheint selbst gefühlt zu haben, daß er den vielen langweiligen Personalitäten des Schröter'schen Geschäfts auch einen originellen Charakter zur Seite stellen müsse, und er hat hierzu adeliges Fleisch genommen, einen Herrn von Fink, der als Volontär im Schröter'schen Hause dient oder vielmehr herrscht; denn er treibt mit Allen seine „Schnurrpfeifereien", wie Gutzkow in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" Fink's zum Theil ziemlich ungezogene Späße genannt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Individuum, welches übrigens stark an frühere Freytag'sche Lieblingsfiguren erinnert, mit großer Liebe und offenbarer Vorliebe ausgeführt ist und auch unter den vielen langweiligen Commis einen ziemlich erfrischenden Eindruck macht. Was aber diesen Eindruck wesentlich wieder beeinträchtigt, ist der Umstand, daß Fink eine specielle Ausgeburt der Freytag'schen Einbildungs- oder Witzkraft ist, daß wir uns vergebens im Leben nach einem Analogon umsehen, daß er mit einem Worte der Realität entbehrt. In einem Romane aber, der sich ganz auf die Realität versessen hat, wie dieser, sind bloße Phantasiefiguren unzulässige Anomalien. Ich verstehe hier unter Phantasiefiguren solche, zu denen wir im realen Leben keine Pendants erblicken, an die wir als etwas Wirkliches glauben sollen, während sie nicht einmal den Schein des Lebens haben, weil sie mit einem Worte unwahr in sich selbst sind. Wir glauben an Reineke den Fuchs, wir glauben an Münchhausen, wir glauben an Hieronymus Jobs, aber wir glauben nicht an Fritz von Fink. Seine Genialität und sein Humor sind gemacht und gekünstelt. Wir verlangen von einer humoristischen Romanfigur etwas Anderes, als daß sie ihre Umgebungen blos gelegentlich neckt; denn zum bloßen Necken ist der Humor nicht da. Hat der Humor erst eine solche, freilich nur künstliche Höhe erreicht wie bei Fink, dann darf er nicht bei bloßen Neckereien stehen bleiben, sondern er muß zu einem humoristischen Gegenspiel des Lebens überhaupt werden, er darf mit der Wirklichkeit nicht capituliren, er darf in diesem Augenblick nicht „Nein" und im andern

nicht „Ja" sagen, denn das ist eine „schlechte Religion"; er muß mit der ganzen Welt, wenn es nicht anders geht, zuletzt zum Teufel fahren. Freilich, Hieronymus Jobs wird Nachtwächter und zuletzt sogar Pfarrer, aber das ist eben der Humor davon; gerade in diesen Gegensätzen steckt der Humor, und ein ganz treffender, den deutschen Wunderlichkeiten vollkommen gemäßer. Dieser Fritz von Fink treibt aber nur modernen Cavalier- oder vielmehr Geckenhumor, in Handschuhen, welche von der neuesten Modefarbe und im vornehmsten Waarenmagazin der Provinzialhauptstadt gekauft sind. Wo wir mit ihm im Roman zusammentreffen, befürchten wir immer, einen Schlag von ihm mit der Reitgerte, aus bloßem geckenhaften Uebermuth, zu erhalten und in die Verlegenheit versetzt zu werden, den Schlag mit einer Grobheit oder Herausfoderung erwidern zu müssen. Er treibt es auch in der That so arg, daß selbst der nüchterne, leidenschaftslose Anton Wohlfahrt einmal auf den curiosen Einfall geräth, ihn zu fodern, was sehr spaßhaft sein würde, wenn man nicht voraus wüßte, daß aus dem Duell nichts werden wird. Aber diese possirliche Angelegenheit wird von dem Verfasser des Romans mit dem strengsten Ernst des gewissenhaftesten Historikers behandelt, und dabei soll der Humor gesund bleiben! Nun ist aber dieser Herr von Fink im Grunde ein ganz ordentlicher Geschäftsmensch, der, wenn er auch sehr guten Punsch zu bereiten weiß, sich doch nach keiner Seite hin eigentliche Ausschreitungen gestattet, nicht viel Gutes, aber noch weniger Böses thut und bei Licht besehen ebenso solid ist wie Anton Wohlfahrt. Er ist auf dem Gebiete des Humors wie im Geschäft T. O. Schröter „Volontär", er geht weder mit diesem noch mit jenem ein inniges Verhältniß ein. Er wird Gutsbesitzer und verlobt sich mit Lenore von Rothsattel. Was zwischen diesem Zeitpunkt und seinem frühern Commiszustande liegt, ist nicht sehr der Rede werth, außer einem verunglückten Aufenthalt in Amerika. Hierüber berichtet er nach seiner Heimat in Briefen; als Handelnden sehen wir ihn in Amerika nicht auftreten. Auch Fink verspricht ein guter Ehemann zu werden, nur daß er hier und da auch an seiner Frau seine Capricen auslassen und nebenbei auf feine Cigarren, schöne Reitpferde und saubere Handschuhe halten wird. An kleinen häuslichen Scenen dürfte es aber bei der Liebhaberei Fink's für Schnurren und bei dem Naturell seiner Verlobten doch nicht fehlen, und wir müssen fast bedauern, daß uns der Verfasser das Drama dieser Ehe nicht vor Augen führt, sondern uns vor dem heruntergelassenen Vorhange sitzen läßt. Wie der Roman einmal ist, blitzt Fink's Humor ab und verpufft wie Knallpulver; eine tiefere Wirkung bringt er nicht hervor.

An der schon genannten Familie von Rothsattel zeigt uns der Verfasser, wie man nicht arbeiten soll. Der Freiherr geräth in die Hände jüdischer Wucherer, läßt sich von ihnen zu Hypotheken- und Pfandbriefenspeculationen und selbst zu wenig ehrenhaften Schritten verleiten, die ihn an den Rand des Verderbens und zu dem Entschlusse bringen, sich das Leben zu nehmen. Der Versuch geräth nicht; er bleibt am Leben, aber er erblindet infolge des unglücklichen Schusses. Nebenbei hat er auch eine Runkelrübenzuckerfabrik angelegt, die nicht gedeiht, was zu der Vermuthung berechtigt, daß der Verfasser die Fabrikthätigkeit nicht zu den Gattungen von Arbeiten rechnet, die er empfehlen möchte, oder er hält sie wenigstens eines echten Edelmanns nicht für würdig, nicht für die Aufgabe eines Grundbesitzers. Der erblindete Freiherr, dessen schlesisches Gut unter Subhastation ist, sieht sich genöthigt, ein verwahrlostes polnisches Gut zu kaufen, um eine hohe Hypothek nicht zu verlieren, die er auf demselben stehen hat. Die allmälige Zerrüttung dieses adeligen Familienwesens ist trefflich und mit energischen düstern Farben geschildert. Wir fühlen an der dumpfen Schwüle schon lange vorher, daß ein Gewitter heraufzieht und daß der Donnerkeil einschlagen wird. Der Schlag findet uns nicht unvorbereitet, und doch macht er auf uns einen erschütternden Eindruck. Wir zählen diese Partien zu den gelungensten des Buchs. Gutsbesitzern und Landwirthen, welche gewarnt sein wollen, es nicht dahin zu bringen, „daß der Grund unter ihren Füßen fremden Gewalten verfällt", sind diese Partien zur Lectüre und Beachtung in der That angelegentlichst zu empfehlen; namentlich machen wir sie auf die schönen beherzigenswerthen Reflexionen aufmerksam, welche sich über diesen Gegenstand im zweiten Bande auf S. 113—118 befinden.

Ueberhaupt rückt der zweite Band in seiner zweiten und der dritte in seiner ersten Hälfte der eigentlichen Aufgabe des Romans, den Werth und Segen tüchtiger Arbeit zu schildern, bedeutend näher. Anton Wohlfahrt und der aus Amerika zurückgekehrte, durch das dortige Schwindelwesen abgestoßene Fritz von Fink nehmen sich des durch „polnische Wirthschaft" heruntergekommenen polnischen Guts aufs geschickteste und thätigste an und versetzen es wieder in einen blühenden Zustand. Es ist dasselbe Gut, welches Fink später selbst übernimmt, während Anton Wohlfahrt wieder in das frühere Geschäft zurücktritt, Compagnon des Hauses T. O. Schröter wird und sich mit Schröter's Schwester, einem edeln, zarten Wesen, verlobt. Der Verfasser zeigt sich in diesen Partien zugleich bemüht, das Uebergewicht deutscher Tüchtigkeit, deutschen Fleißes und deutschen Ordnungs- und Arbeitssinns über slawische Trägheit, Unordentlichkeit und Liederlichkeit zur Anschauung zu bringen. Er zeigt uns den Slawen, unter Anerkennung seines feurigen Naturells und seiner ihm eigenen äußern Liebenswürdigkeit, in all seiner Perfidie, seiner Genußsucht, seiner mit bunten Culturlappen behängten Barbarei, seinem unüberwindlichen Miswollen gegen die Deutschen. Er versetzt uns unter Anderm auch in den Mittelpunkt einer abermaligen Insurrection, die er dazu benutzt, einige Bogen seines Romans mit kriegerischem Lärm zu füllen. Die polnischen Insurgenten machen einen Angriff auf das Herrenschloß; die deutschen Ansiedler der Umgegend vertheidigen es aufs kräftigste, sie stehen aber im Begriff

zu unterliegen, da sie eine zu bedeutende Uebermacht gegen sich haben, als im gefährlichsten Augenblicke die bewaffnete Macht ihnen zu Hülfe kommt und die Insurgenten zerstreut. Auch diese kriegerischen Scenen sind mit der dem Verfasser eigenen Sauberkeit ausgeführt, aber es fehlt ihm, um eine wirkliche Spannung damit zu erzielen, die lebendige Anschauung, vielleicht auch das rechte kriegerische Feuer; des Verfassers Talent befindet sich hier nicht auf dem ihm zusagenden Terrain, wie wir auch schon in der Schilderung des krakauer Insurrectionspectakels zu erkennen glaubten. Die rechte Spannung fehlt auch hier schon deshalb, weil wir mit Gewißheit voraus wissen, daß im letzten gefährlichsten Augenblicke die Erlöser in Waffenröcken eintreffen werden. Die meisten Hauptpersonen des Romans sind im Schlosse versammelt. Geschähe ihnen ein Unglück, würden sie massacrirt, so wäre es mit dem Roman ja überhaupt aus, und daß er mit einem solchen Massacre nicht schließen kann, das ist uns von vornherein klar.

Theils seine markirte Parteinahme für alles germanische Element, theils sein Widerwille gegen alle schwindelhaften Speculationen und alle Thätigkeit, die nicht auf solider Arbeit beruht, hat den Verfasser bewogen, mehre jüdische Personen als Repräsentanten der Geld- und Gutswucherei in den Vordergrund zu stellen: Hirsch Ehrenthal und Veitel Itzig, die ihm Gelegenheit geben, das jüdische Wucherwesen aufs grellste zu beleuchten. Der Verfasser scheint es sich zur besondern Aufgabe gemacht zu haben, diese schlimmste Sorte des Judenthums zu studiren und aufs getreueste zu copiren. Veitel Itzig, wie er als junger Bursche in die Provinzialhauptstadt kommt, arm, verachtet, scurril, schlau, frech, aber entschlossen es zu etwas zu bringen, wie er dann im Kleinen schachert und wuchert, den geringsten Gewinn nicht verschmähend, wie er durch faule Geschäfte, gewissenlosesten Wucher, schleichende Intrigue, frechen Betrug und gemeinste Schlechtigkeit sich allmälig zu einem Capitalisten emporarbeitet — dieser allmälig zum Manne reifende Judenbursche ist eine vortrefflich ausgearbeitete, höchst wirksame, unser Interesse lebhaft fesselnde Figur. Dieses Interesse für ihn verringert sich freilich von dem Augenblicke an, wo er sich als Capitalist und Geldwucherer im großen Stile etablirt hat. Der Verfasser weiß nun selbst nicht recht, was er mit ihm anfangen und wie er ihn für seine Schlechtigkeiten bestrafen soll. Er macht ihn zum Mörder an seinem moralisch Mitschuldigen, dem verdorbenen Advocaten Hippus, weil er fürchtet von diesem verrathen zu werden, und läßt ihn dann selbst in einem Kanale ertrinken, an derselben Stelle, an welcher er sein Opfer ins Wasser drängte. Indeß ist die Seelenangst, von welcher Veitel Itzig zuletzt befallen wird, mit großer Energie geschildert. Auch der vornehmere Hirsch Ehrenthal, der am Schlusse in Blödsinn verfällt, sodaß auch er sein gebührendes Theil wegbekommt, ist trefflich und im Grunde noch consequenter durchgeführt als Veitel Itzig.

Man hat den Verfasser des zu offenbaren Judenhasses beschuldigt; wenn es sich jedoch so verhält — und es scheint sich wirklich so zu verhalten —, daß der so vieles Elend über die Menschen bringende herzlose Geld- und Gutswucher hauptsächlich in den Händen von Juden sich befindet, so läßt sich nicht wohl einsehen, warum gerade diese verderbliche Menschensorte blos deshalb geschont werden soll, weil sie jüdischen Bluts ist. Der Verfasser verfehlt es nur darin, daß er es vermieden hat, diesem Veitel Itzig, diesem Hirsch Ehrenthal, diesem Löbel Pinkus, diesem Schmein Tinkeles ein edleres Gegenbild gegenüberzustellen. Die ganze Familie Ehrenthal, Vater, Mutter und Tochter, werden uns theils als innerlich gemeine, theils als lächerlich prätentiöse Persönlichkeiten geschildert. Nur der kränkliche, nervenschwache, gutmüthige, blos in Büchern und Studien lebende Sohn Ehrenthal's, Bernhard, macht hiervon eine Ausnahme; aber auch er ist von einem leisen Hauch der Scurrilität angeweht. Wir erwarteten, daß uns der Verfasser in diesem Bernhard einen jener stillen, anspruchslosen, ernsten jüdischen Gelehrten, welche dem Judenthum mehr zur Ehre gereichen als die sich vorlaut vordrängenden, nach Esprit und Witz haschenden jüdischen Schöngeister, zur Anschauung bringen und ihn demgemäß durchführen werde, aber er schneidet ihm sobald als möglich den Lebensfaden durch und legt ihn als eine unnütze und überflüssige Person, als einen bloßen Bücherwurm ins Grab.

Somit bleibt die ideale geistige Arbeit, durch die sich gerade die Deutschen in einer Weise ausgezeichnet haben, daß sie sich dadurch trotz ihrer zweifelhaften und untergeordneten politischen Stellung die Hochachtung der Welt eroberten, in diesem Romane ohne alle Vertretung, und von allen übrigen Gattungen menschlicher Arbeit sind es nur das Materialwaarengeschäft und die Landwirthschaft, die vor des Verfassers Augen Gnade finden. Von den Formen, in denen sich die Arbeit des Weibes bewegt, namentlich aber von den segensreichen Arbeiten der Mütter, ist nun darin gar nicht die Rede. Der „Literatenroman", wie man das Ding zu nennen beliebt, soll jetzt plötzlich über Bord geworfen werden. Es mag richtig sein, daß von den Literatur-, Kunst- und verwandten Interessen früher in Romanen ein unmäßiger Gebrauch gemacht worden ist, aber warum nun plötzlich das bare Gegentheil? Geschieht dies — was wir jedoch kaum glauben können — aus innerm übermächtigen Drange, oder um den materiellen Gewalten der Zeit zu schmeicheln und ihnen ein Zugeständniß zu machen, durch das man sich die Gunst der Lesewelt zu erobern hofft? Ei, ihr Herren, wodurch seid ihr denn Das, was ihr seid? Etwa durch kaufmännische Thätigkeit, durch industrielle oder landwirthschaftliche Arbeit? Habt ihr selbst etwa Rosinenfässer gepackt, oder ein Maschinenrad gedreht, oder den Pflug gehandhabt, bis euch der Schweiß von der Stirne rann und die Hand schwielig wurde? Nicht daß ich wüßte. Also noch ein mal, wodurch seid ihr Das, was ihr seid? Gewiß nur durch eigene geistige Arbeit wie durch die geistige Arbeit Derer, welche vor euch auf

demselben Gebiete literarischer Production thätig waren. Bedeuten euch die ideal geistigen, die literarischen, die philosophischen und künstlerischen Interessen so gar nichts mehr, wie ihr euch anstellt, ei nun, so zieht doch eure Handschuhe aus, meidet alle literarischen Gesellschaften und Gespräche, legt die Feder nieder und greift zum Hammer, zur Axt, zum Pfluge, zum Dreschflegel. Es wird euch freilich sauer ankommen, ich gebe es zu, aber es wird euch ja doch zuletzt nichts weiter übrigbleiben, wenn ihr in der bisherigen Weise daran fortarbeitet, die geistige Arbeit um ihre Geltung zu bringen, zu ignoriren und dadurch gegen das eigene „Geschäft" zu wüthen, welches euch Subsistenz oder doch eine schöne Zubuße zu eurer Subsistenz gewährt. Eure Romane, mögt ihr euch auch geberden wie ihr wollt, bleiben ja doch immer nur „Literatenromane", und was ihr über Handel, Industrie und Ackerbau schreibt, hat ja doch keine höhere Bedeutung als die einer bloßen Studie.

Wenn Vincenz Nolte die Denkwürdigkeiten seines langen erfahrungsreichen kaufmännischen Lebens schreibt, so wünschen wir uns dazu Glück; denn er schöpft aus dem Vollen, er hat erlebt, worüber ihr euch nur mühsam aus der Ferne, auf dem Wege der Erkundigungen oder zufälliger flüchtiger Blicke ins „Geschäft" unterrichtet habt. Es ist ja Schade genug, daß sich bei uns so selten Männer vom Fache finden, die gebildet oder muthig genug wären, ihre Geschäftserfahrungen literarisch zu verarbeiten. Schriebe ein zugleich geist- und erfahrungsreicher, unparteiischer Kaufmann einen Roman mit kaufmännischen Tendenzen, so würden seine Urtheile gewiß in vielen Punkten ganz anders lauten als die Freytag'schen. Wenn ein solcher uns sein früheres Commisleben und das kaufmännische Treiben überhaupt in demselben durchaus rosenfarbenen Lichte darstellte, mit welchem die Freytag'sche Phantasie diese Lebenskreise übergießt, so würden wir ihm, seine Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit vorausgesetzt, Glauben beimessen; ein nicht kaufmännischer Mann wie Freytag wird uns aber erlauben, wenn wir seine Darstellung nur mit Vorsicht und selbst mit Zweifel aufnehmen, obschon wir nicht in Abrede stellen wollen, daß ihm einzelne geistreiche Blicke in die allgemeine Bedeutsamkeit des kaufmännischen Geschäfts zugebote stehen, welche man bei dem Kaufmann vielleicht vermissen würde. Aber auch das kaufmännische Geschäft hat, namentlich in unserer Zeit, seine eigenthümlichen Gefahren und Schattenseiten, und diese ignorirt Freytag in seinem Romane gänzlich.

Es ist zwar unter den deutschen Kritikern im Allgemeinen durchaus nicht Brauch, sich einer auf die Autorität und das Urtheil des andern zu berufen, obschon die Beispiele nicht ganz selten sind, daß man sich das Urtheil eines andern aneignet, es aber so kalfatert und mit neuem Takelwerk aufstutzt, daß man es allenfalls als eigenes Segelschiff vom Stapel laufen lassen kann, was mir, beiläufig gesagt, eine ärgere, weil verstecktere Veruntreuung zu sein scheint als ein buchstäblicher Abdruck bei Verschweigung der Quelle. Ich bemerke dies, nachdem ich, von diesem Gebrauch abweichend, schon weiter oben einen einzelnen Ausdruck Gutzkow's citirt habe und nun im Begriffe bin, den Ausspruch noch eines kritischen Collegen, Robert Giseke, anzuführen. Dieser erblickt, laut Nr. 20 der „Novellenzeitung", in dem Freytag'schen Buche einen „Roman der Restauration", wundert sich aber, daß man von dieser Wiederherstellung der Gesellschaftszustände selbst nichts in demselben sehe; es biete uns nur eine bereits wiederhergestellte Gesellschaft oder vielmehr jene Gesellschaft, welche noch nicht in Frage gestellt und von dem socialen Drange der Gegenwart noch nicht berührt sei. Bei solchem Anachronismus sei es viel leichter, ein abgerundetes und Behagen erweckendes Gemälde hervorzubringen, als es dem Dichter werden müsse, der die wirkliche historische Gegenwart mit ihrer Auflösung und Gährung künstlerisch zu gestalten strebe. Man könne doch nicht der Thatsache die Augen verschließen, daß die Reibung der verschiedenen Gegensätze sich zu Conflicten gesteigert habe, die eine Lösung um so dringender verlangten, je schwieriger sie sei.

In der That hat es sich Freytag in dieser Hinsicht wunderbar bequem gemacht. Obschon der Roman in den bewegtesten Jahren der letzten Vergangenheit spielt, erleben wir davon in dem ganzen Romane doch weiter gar nichts als einige insurrectionelle Knalleffecte in Polen, bei denen die tiefern politischen Motive, die dabei doch auch in Betracht kommen sollten, mit fast bewundernswerther diplomatischer Geschicklichkeit umgangen sind. Auch den socialen Conflicten, die in jenen Tagen eine so bedeutende Rolle spielten und noch keineswegs ausgespielt haben dürften, geht der Verfasser mit einem Takt aus dem Wege, den wir unvergleichlich und auch unnachahmlich finden. Von den Parteispaltungen jener Tage ist nirgends die Rede. Doch nein! Der Verfasser erwähnt eines bedeutsamen Parteikampfs, von dem auch die ämsigsten Zeitungsleser wahrscheinlich noch gar nichts gehört und gelesen haben, nämlich des Kampfs zwischen den „Braunen" und „Grünen". Wer sind sie, diese Braunen und Grünen? Junge halbreife, zwischen Kindheit und Jungfrauschaft stehende Mädchen adeliger Geburt, welche sich bei einer Tanzreunion in zwei Bundesgenossenschaften getheilt haben, von denen die eine als Bundeszeichen an einem Strauße weißer Camellien ein braunes, die andere an einem Strauße rother Camellien ein grünes Band trägt. Diese Parteikämpfe sind mit einer historischen Gewissenhaftigkeit geschildert, welche einem Ranke und Wachsmuth Ehre machen würde. Der Roman ist dem Herzoge von Koburg gewidmet. In der That, es können ihn alle Herzoge der Welt lesen, ohne auf irgend etwas zu stoßen, wodurch sie sich unangenehm berührt fühlen könnten.

Der Roman wird ohne Zweifel seine Freunde und Liebhaber finden, denn er steht ganz auf dem Boden der Zeit. Es ist weniger der moralische Werth der Arbeit, der darin gefeiert wird, als ihr materielles Resultat, der Erwerb, aber der ehrliche, solide, bürgerliche Erwerb, dessen Ruhe-

kissen ein gutes Gewissen ist. Die Warnungen vor dem unsoliden Erwerb sind eindringlich und scharf und in ergreifenden Beispielen ausgesprochen. Dies ist die moralische Seite des Buchs, die wir nicht verkennen dürfen. Die Hauptfrage der Zeit, die Geldfrage, steht im Vordergrunde; es wimmelt im Buche von Schuldverschreibungen, Wechseln, Pfandbriefen, Hypotheken. Wir wollen und können dem Verfasser dies pecuniäre Element nicht zum Vorwurf machen; unsere Dichter der classischen Periode hatten freilich nicht nöthig, in diese niedrige Region hinabzusteigen; aber der Zeit, der wir angehören, fehlt jene heitere Atmosphäre des freilich etwas sorglosen Idealismus, in der sie frei und stolz wie Götter athmeten. Die Glücklichen, welche wagen durften zu glauben, daß der ästhetische Idealismus und die humane harmonische Durchbildung des Individuums die Aufgabe des jetzigen Geschlechts sei, daß Nathan der Weise etwa das Urbild sei, an welchem sich die Veitel Itzig und Hirsch Ehrenthal unserer Zeit zur reinsten Humanität läutern würden, daß die Vestaflamme keuscher und idealer Schönheit auf den von ihnen aufgerichteten Altären von einer spätern Priesterschaft sorgsam genährt und gepflegt werden würde! Die Geschichten einfacher Werther'scher Herzensleiden sind von den Geschichten complicirter Geld- und Erwerbsleiden verdrängt worden; denn was wir an Leidenschaften etwa besitzen, hat in der Geld- und Erwerbsfrage seinen Brennpunkt. Die Altäre, welche unsere Classiker errichtet, stehen wol noch, aber das Feuer, das von unsern literarischen Priestern auf ihnen unterhalten wird, ist dunstig, betäubend und erstickend.

Freytag's Roman leidet an breiten Ausführlichkeiten und Umständlichkeiten, denn es ist ein dreibändiger, und man kann drei Romanbände nicht füllen, ohne hier und da breit zu werden. Aber er hat auch manche treffliche, selbst ausgezeichnete Partien, und wenn sich Dickens'scher Einfluß hier und da auch etwas stark spüren läßt, so wollen wir dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen, da die Dickens'sche Weise für diese Art Roman einmal typisch geworden ist. Das Tiefmenschliche und Volksgemüthliche, was uns bei Boz so innig anspricht, fehlt freilich bei dem ein wenig aristokratelnden Deutschen. Die Charakterzeichnung ist sorgfältig, zuweilen bis zum Peinlichen sorgfältig, aber nicht eben originell. Es fällt in unserer Zeit schwer, in Deutschland noch originelle Charaktertypen aufzufinden; doch ist es dem Verfasser gelungen, noch ein originelles Riesengeschlecht ausfindig zu machen, die Auflader, die er mit besonderer gemüthvoller Hingebung behandelt. Auch die Zeichnung einiger jüdischer Personen, die wir schon genannt haben, kann auf Originalität wohl Anspruch machen. An sinnvollen Lebensbeobachtungen fehlt es nicht. Die Sprache des Romans ist zwar etwas künstlich, doch im Ganzen delicat und maßvoll, selbst in den Schilderungen tragischer Situationen; doch ist uns hier und da ein allzu rhythmischer Tonfall, der in der Prosa immer störend ist, aufgefallen. Manche Stellen lassen sich geradezu in Verszeilen abtheilen; z. B. trochäisch Bd. 3 auf S. 213:

„Graue schattenhafte Kerlchen
Kommen aus den Ofenlöchern";

oder hexametrisch auf derselben Seite:

„(und fahren um den)
alten Pluto herum, der neben dem schläfenden Hausknecht";

dann gleich darauf:

„(und mit)
Knurren und leisem Gebell auf die Arbeit der Heimlichen hinblickt";

S. 214:

„Das ist stolz und schimpft durchs Schlüsselloch auf die Katze";

wenige Zeilen darauf:

„Und es gibt viel solches Zeug in dem fleißigen Hause";

und in der nächsten Zeile:

„Und in der Mitte sitzt die Katze, schnurrend und glänzend" u. s. w.

Also fünf complete Hexameter auf noch nicht zwei Seiten!

Ich muß gestehen, daß unter allen literarischen Erzeugnissen gerade ein dreibändiger Roman dasjenige ist, welches kritisch zu besprechen mir gemeinhin die wenigste Freude macht. Man wird es ihren Verfassern, bei aller Bemühung anzuerkennen, was daran anzuerkennen ist, selten recht machen. Meist treten diese voluminösen Romane mit Prätensionen auf, als seien sie unsterblich wie Homer's „Iliade". Ach wie viele solcher dreibändigen „Iliaden" sieht ein Kritiker während einer langjährigen Thätigkeit ins Grab sinken, und es ist ihm selbst nach einem Decennium wie ein Traum, daß er sie kritisch besprochen und vielleicht sogar als eine verhältnißmäßig bedeutende Erscheinung empfohlen hat. Solche Erfahrungen stimmen im Laufe der Jahre allerdings etwas ruhig, kühl und vorsichtig. Gerade weil ich die Gründe kenne, warum man den „Werther" und den „Vicar von Wakefield" auch jetzt noch mit Interesse, wenn doch auch schon nicht mehr mit der warmen Hingebung von ehemals liest, gerade darum bin ich überzeugt, daß Freytag's Roman in nicht zu ferner Frist zu den vergessenen gehören wird. Er wird keine siebente Auflage erleben wie die „Jobsiade", dieser komische Roman in Knittelversen, er wird schwerlich so lange bestehen wie die Streiche Eulenspiegel's und die Münchhausen'schen Abenteuer, oder wie Engel's „Lorenz Stark", nicht einmal so lange wie „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" oder Knigge's „Reise nach Braunschweig". Geistreicher als letztere fehlt ihm doch ein Etwas, wodurch erst ein Buch populär wird. Auch der Freytag'sche Roman „riecht nach Sterblichkeit". Er ist eine Welle, die uns durch ihr Plätschern einen Augenblick lang recht angenehm unterhält, im nächsten Augenblick sich aber am Ufer zerschlägt, um andern Wellen Platz zu machen, die wir schon in der Ferne herankommen sehen, lärmhaft und tosend wie jede dieser Wellen im weiten Ocean der Romanliteratur. Wir unsererseits bedauern, daß sich das Publicum selbst gegen unsere bessern Romane, im

denen ohne Zweifel ein Vorrath von Geist und schätzbaren Ideen enthalten ist, im Allgemeinen so vergeßlich zeigt; und wenn wir uns diese Abschweifung gestattet haben, so geschah dies nur, um gewissen Prätensionen, die bei den meisten Autoren mit der Zahl der gelieferten Bände zu wachsen pflegen, mit der Mahnung an eine Vergänglichkeit gegenüberzutreten, welche nur zu geeignet zu sein scheint, jene Prätensionen auf ein bescheideneres Maß herabzustimmen.

Hermann Marggraff.

Karl Rosenkranz.

Aus einem Tagebuch. Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. Von Karl Rosenkranz. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch regt uns auf und von allen Seiten zu unendlicher Gedanken- und Werdelust an. Es ist das aber um so überraschender, als es von einem Philosophen, und noch dazu von einem der Hegel'schen, und noch dazu von einem der althegelschen Schule kommt. Nicht als wenn uns Bücher von Philosophen nicht mächtig ergreifen könnten, nicht als wenn die Hegel'sche Philosophie keine Gedanken anzuregen, unsere Freude am Dasein nicht zu erhöhen vermöchte. Wahrlich, der Alte, der jetzt vielfach hart angegangen und für einen Denker ausgegeben wird, der nur das Aschgrau aufzutragen, metaphysische Knochengerüste aufzustellen geliebt hätte, war auch darin bewundernswerth, daß er es immer verstand, mit seinen dialektischen Netzen die zappelnde Beute des Lebens selbst heraufzubringen, ja daß er sogar, wo er außerhalb des Systems in einer Kritik, in einem sonstigen Journalartikel, in einem Briefe, in Aphorismen auf Erlebnisse, auf Persönlichkeiten kam, das Alles mit einer so grandiosen Gravirkunst und Sprachmalerei kurz, keck und treffend hinzuzaubern wußte, daß man — und wenn es eine Sängerin war — die sonntagfrische Wirklichkeit vor sich hatte. Es war ein Radebrechen und Räsonniren mit einem ewig schwindsüchtigen „Also", und siehe, es stand doch Alles auf gesunden Beinen. Aber Wenige haben es von dem großen Todten geerbt. Die Netze waren ihnen geblieben, auch flochten sie neue mit viel künstlichern Maschen, aber kein gesunder Fisch wollte sich mehr fangen lassen. Ja die Netzweberei der Philosophen nahm so überhand, daß eine ganz neue Art und Sprachtäuscherei des Stils erfunden wurde. Man entwickelte so speculativ, man schritt auf dem phänomenologischen Kothurn mit so prächtigen Worten einher, daß man sich um Gedanken und vollends um das Leben gar nicht mehr zu kümmern liebte. Es entstand eine sehr berühmt gewordene Diction, ein Gewälsche, das gar keinen specifischen Inhalt mehr brachte. Man hatte sich so sehr entäußert, daß das Aeußere von gar keinem Innern mehr zeugte. Kurz, so viele dieser Philosophen waren aller Eigenthümlichkeit bar, sie, die über die Religion, über die Moral, über die Psychologie, über den Staat von Amts wegen Aufschluß geben sollten, kannten selbst kein Ringen mit Gott, kannten keine Zweifel, keine Kämpfe, hatten selbst keine Seele, keine Offenherzigkeit für Politik mehr. Dies Alles war auch mit eine Folge des ewigen Dringens auf Objectivität. Jetzt suchte man sich in der Gegenständlichkeit zu übertreffen, man schämte sich aber bereits, sich selbst ein Gegenstand der Beobachtung zu sein. Man hatte Grund sich dessen zu schämen, denn um das Selbst hatte man sich gebracht, das innere Leben hatte sich dialektisch verpufft.

Daß demnach ein Philosoph ein Tagebuch auch nur für sich schreibt, ist schon ein gutes Zeichen; daß er den Muth hat, es zu veröffentlichen, da man wohl weiß, wie, namentlich in unserer Zeit, dergleichen aufgenommen wird, spricht schon aufs neue für ihn. Unser Verfasser also hat für Beides Ausdauer und Entschlossenheit genug gehabt. Wir danken ihm dafür und sicher Viele mit uns. Es wird durch das vorliegende treffliche Buch Mancher in seinem Zagen ermuthigt, in seinem Streben bestärkt, auf seinem Wege beschleunigt werden, und in einer Literaturbreite ohne Ende wird es ihm unendlich wohlthun, daß einer wieder einmal mit einer Schrift auftritt, die keinen Effect beabsichtigt, die ihre Confessionen macht, weil der Bekenner ihnen innerlich nicht ausweichen konnte, mit einer Schrift, die mit all der Unbefangenheit, Wahrheitsliebe, Uneingenommenheit, wenigstens beabsichtigten Gerechtigkeit gegen sich und Andere abgefaßt ist (wenn auch hier und da mit Uebereilung), daß man sie auch danach wird beurtheilen müssen. Denn das ist ein Haupterfoderniß für ein Tagebuch: es muß jene Keuschheit athmen, jene Geradheit der Gesinnung, die während des Niederschreibens daran schon genug hat, daß sie Rechnung über sich und ihre Zeit ablegt und auch, wenn sie in späterer Zeit die Ueberzeugung gewinnt, daß auch Andere davon Nutzen ziehen, Unterhaltung daraus gewinnen könnten, nichts Wesentliches an der Sache ändert. Es wird bei der Veröffentlichung hier und da sicher etwas fortzulassen, vielleicht auch Manches dem Verständniß näher zu bringen sein, nur muß es frei von jeder Ostentation sich beweisen. Und dieses ist der schöne Grundzug des Vorliegenden. Diesen Gesichtspunkt also wird auch Derjenige festhalten müssen, der der Beurtheilung eines Tagebuchs gerecht werden will. Ist eine solche Abfassung aus reiner Gesinnung hervorgegangen, so darf man unter Umständen Dies und Jenes fortwünschen, man wird von dem Verfasser vielleicht in manchem Punkte abweichen, man wird Manches sogar tadeln dürfen, aber man muß, Alles in Allem genommen, für ein solches Gedenkbuch die liberalste Hingebung und Beurtheilung mitbringen.

Der Verfasser gibt uns eine sehr mannichfaltige Zurückspiegelung seines innerlich und äußerlich Erlebten unter sieben Abtheilungen. Sie lauten den Ueberschriften nach: „I. Speculation"; „II. Kleine Annalen unserer Philosophie"; „III. Schöne Literatur"; „IV. Politik"; „V. Pädagogik"; „VI. Askese"; „VII. Miscellen." In den beiden ersten Abschnitten wird sehr Vieles zur Sprache gebracht, was nicht blos als Moment innerhalb bestimmter Systeme der Philosophie von Wichtigkeit ist, sondern auch Vieles, was sich in den verschiedensten Kreisen der Wirk-

lichkeit geltend gemacht und ohne Prüfung irrthümlich fortgeschleppt hat. Mag immerhin der Verfasser als Hegelianer bezeichnet werden und sich selbst als solchen bezeichnen, aus Allem ersieht man, daß er einen solchen Ueberschuß des Reinmenschlichen in sich besitzt, um immer noch weit über jedes System hinaus zu leben, von Bangnissen eines reichen Gemüths erfaßt zu werden, um Zweifel, Beunruhigungen zu bekennen, die ein stricter Mann, der mit einem System abgeschlossen hat und also bei lebendigem Leibe bereits gestorben und begraben ist, gar nicht mehr haben darf, die aber unsern Bekenner um so liebenswürdiger machen und gerade die Urfrische seines Denkens, den Ernst um die Sache aufs lebhafteste bekunden. Dahin gehört z. B. das sehr interessante Geständniß, dem wir zwei mal begegnen, in dem sich die unendliche Gemüthstiefe des Verfassers, so etwas von Schwermuth des Prinzen Hamlet, zu erkennen gibt, die sich über „Sein oder Nichtsein" viel ernstlicher den Kopf zerbricht, das Herz daran betheiligt, als es für gewöhnlich die „Weltweisheit" zu thun pflegt. Es ist die „nagende Qual" darüber, „was denn sein würde, wenn die Welt nicht wäre", und dann wieder „die zerschmetterndste Vorstellung, daß überhaupt etwas ist", und wiederum derselbe erscheinende Quälgeist, „was nun sein würde, wenn diese Welt nicht Ich wäre."

Ich gestehe, ich weiß mich auch in diesem Punkt mit dem Fragenden in der innersten Sympathie und weiß seinen Schmerz zu ermessen und kann mir die Verlegenheit der Philister denken, die solche kostbare Qual des Geistes gar nicht begreifen. Die beruhigende Antwort bedürfte freilich einer weiten Auseinandersetzung. Hier nur Dieses. Jene Fragen stammen aus einem Skepticismus des Gemüths, nicht aber aus einem des Verstandes, aus einem Gemüth, dessen Zweifel für den Moment ein für alle mal beweist, daß Gott kein bloßer Begriff ist und daß die handgreiflichste Wirklichkeit, d. h. die Materie, für sich noch gar keine Gewißheit gewährt, wie denn auch der Verfasser in denselben Stellen, trotz aller materiellen Wirklichkeit, ganz folgerichtig das „Nichts", freilich auch das Sein als Qual empfindet. Aber es ist nicht blos die Materie, nicht blos das Nichts, es ist in der Wirklichkeit der Welt etwas, was nicht sein soll, was die eigentliche Ursache jener Qualvorstellung ist. Die Qual ist jenes Etwas schon selbst, nämlich das Uebel. Wäre die Welt nicht mit dem Uebel behaftet, so würde unser Philosoph und kein Mensch auf jene Selbstqual der Vorstellung kommen. Wäre keine Welt, nun die Welt einmal ist, so wäre auch kein Gott; wol aber könnte Gott an sich ohne die Welt sein. Nun aber die Welt einmal ist — und zwar als That Gottes —, so kann auch Gott nicht mehr sein ohne die Welt, und so ist nur das das Quälerische an ihr, daß noch etwas Dunkles, was uns das Nichts scheint, und alles Das mit in ihr ist, was wir nicht unmittelbar aus Gott herleiten können; wogegen ihr Sonstiges die ganze Herrlichkeit Gottes offenbart. Kurz also: es ist in jener quälerischen Vorstellung des Verfassers unbewußt die Bangigkeit des Gemüths enthalten, ob auch Gott noch bliebe, wenn es keine Welt gäbe, oder wenn sie in das Nichts zurückginge; worauf wir, trotz Lichtenberg, der S. 4 citirt wird, antworten, daß Gott vor allem jenes Sein ist, welches wir denken müssen, aber auch des höchsten Wohlseins inne werden, indem wir es denken, da solches Sein das vollkommene ist. (Vgl. die ausgezeichneten Worte Lessing's: „Zur Theologie"; „Das Christenthum der Vernunft.") So wie Gott gedacht wird — und er muß gedacht werden, da in der vernunftgemäßen Unterscheidung von Seinsollen und Nichtseinsollen das Sein und die Vollkommenheit auf die Seite des ersten fallen —, so ist auch die Welt Gottes als eine vollkommene durch solches Denken schon außer Zweifel, und von Uebel und von Nichts kann in Bezug auf Gott gar nicht mehr die Rede sein. Wenn aber der treffliche Lichtenberg behauptet: „Sein und Nichtsein stehen einander, wenn von empfindenden Wesen die Rede ist, nicht entgegen, sondern Nichtsein und höchste Glückseligkeit. Ich glaube, man befindet sich gleich wohl, in welchem von beiden Zuständen man ist", so ist von dem letzten zu sagen: Mitnichten! Denn Gottdenken und Wohlsein sind positive Zustände, befriedigen, erfüllen das Seinsollen; Gottnichtdenken, Nichtsein sind auf der Höhe des Geistes gar keine Zustände, können gar kein Wohlbefinden veranlassen, wie sie denn auch dem Nichtseinsollen entsprechen. Das Nichtempfinden der Existenz hält schlechterdings nicht die Wage der Anschauung des Schönen, des Erhabenen, den Entzückungen durch beide, ja nicht einmal dem Gefühle physischer und psychischer Gesundheit, die als solche kein einzelnes Organ, kein einzelnes Vermögen mehr empfinden lassen, sondern nur die Lebenswärme des Ganzen, das Behagen in ihm, das Sein in der unendlichen Befriedigung des Seinsollens. Und so hält auch Gottdenken und Garnichtdenken gar keinen Vergleich aus, und es ist durch jenes, da es die vollkommene Welt sogleich mitsetzt, die „zerschmetterndste Vorstellung", daß „überhaupt etwas ist", in die höchstmögliche Freude verwandelt, sowie auch für die Frage kein Raum mehr vorhanden, „was sein würde, wenn diese Welt nicht wäre".

Freilich ist der Proceß des Werdens, also des natürlichen und geschichtlichen Lebens, ein solcher, daß der Zweifel des Gemüths, das Bangen der Seele auch zu ihm gehört, wie etwa in der Geschichte der Liebe der Zweifel an der Gegenliebe, ungeachtet aller Ueberzeugung, sich immer wieder geltend machen wird, und ohne ihn die eigenthümlichsten und fruchtbarsten Gedanken gar nicht zum Ausdrucke gelangten. So finden wir auch in dem Tagebuche unsers Verfassers, und zwar bereits in den ersten beiden Abschnitten, viele Stellen, die mit jenen Fragen in geheimnißvoller Verbindung stehen und eine innere Regsamkeit, eine Unerschöpflichkeit fruchtbarster Seelenstimmungen, Gesichtspunkte, Unterscheidungen, feiner Beobachtungen beweisen, welche die Lectüre unsers Buchs zu einer so fesselnden machen, sodaß der Leser selbst den höchsten Reiz der Gedankenthätigkeit empfindet und ihn auch da

empfindet, wo der Verfasser sich auf die Beurtheilung fremder Standpunkte, auf Das einläßt, was ihm die Literatur, was ihm die Vorgänge des Tags gebracht haben. Mit welcher Liebe und Bereitwilligkeit anzuerkennen, was anzuerkennen ist, aber auch mit Rücksichtslosigkeit auszusprechen, wo Differenzen obwalten, wird hier über Schelling, Herbart, Schopenhauer, Trendelenburg u. A. geurtheilt, ja Mancher, der sich vielleicht längst über gänzliche Nichtbeachtung beklagte, oder dem es auch recht geworden, daß er so durchgeschlüpft ist, wird hier mit Anerkennung begrüßt oder auch mit gutem Rathe abgefertigt.

Man glaube aber nicht, daß unser Philosoph an dem Gastmahle, zu dem er uns geladen hat, immer nur mit solchen Gängen uns regaliren sollte, welche den Geschmack wieder nur des Philosophen oder doch des Theologen, den Freund des innern Lebens zu befriedigen vermöchten. Wie unser Wirth selbst von dem vielseitigsten Interesse des Geistes beherrscht wird, so weiß er auch in Dem, was er uns darreicht, die größte Mannichfaltigkeit zu beobachten. In der nächsten Folge über schöne Literatur lenkt vor allem ein Gespräch über George Sand mit einem Professor der Medicin, einem einstigen Collegen des Verfassers, unsere höchste Aufmerksamkeit auf sich. Wir finden es in dem Tagebuch mehrfach ausgeprägt, daß besonders da, wo die Darstellung zum Dialog ansetzt und in ihn übergeht, die Sprache eine Klarheit, eine stilistische Schönheit gewinnt, welche uns den Inhalt, die Personen aufs lebhafteste vergegenwärtigen. An dem Gespräche über George Sand könnte man, wie einfach und kurz gehalten es ist, nach vier Seiten hin Studien über unsere Zeit machen: ein mal in Betreff einer Gerechtigkeit liebenden Kritik, in unserm Fall des geraden und sehr geschickten Sachwalters der Dudevant; dann was den Todfeind derselben angeht, der, obwol ein Professor, dennoch in seinem Aburtheil in der ganz vulgären Weise vom Hörensagen lebt und auf bloße Kritik sich beruft; ferner was das schadenfrohe Volk der Lacher belangt, die der Schmäler natürlich auf seiner Seite hat, und endlich das Opfer solcher Schmähsucht, Madame Dudevant selbst, die trotz der Ueberlegenheit ihres Vertheidigers die derbsten Schlappen hier abbekommt. An diesem Gespräche kann man es recht ersehen, bis zu welcher glänzenden Sophisterei und Gewissenlosigkeit des Urtheils sich die moderne Gesellschaft hinaufgeschraubt hat. Dennoch bleibt die Nemesis schon jetzt nicht aus. Wir, die wir den Dialog jetzt lesen, werden, auch im Fall uns die Schriften der genialen Frau gänzlich unbekannt wären, von ihrem Rechte durch den edeln Apologeten derselben durchaus überzeugt, während uns ihr Lästerer völlig kalt läßt, ungeachtet er die äußersten Anstrengungen macht, warm und brillant im Angriffe zu sein. Das Gespräch ist so lebenswahr und durchsichtig gehalten, daß uns aus den leichten Contouren die ganze Figur des Verunglimpfers plastisch hervorspringt. Wir sehen einen Mann vor uns — wir haben es in dieser Kritik natürlich nur mit seinem literarischen Charakter zu thun —, in dem die bedeutendsten Anlagen sich vorfinden, in dem eine antike Größe sich andeutet, der nicht unbekannt mit ernsten, christlichen Wandelungen zu sein scheint, der aber im Misreden über Andere kaum sich genugthut und durch gesellschaftliche Huldigungen vereitelt worden ist. So ist er, der — seine Worte verrathen es — allen Stolz eines Sittenredners besitzt, auch wol den einer exacten Doctrin, in die bloße Geistreichigkeit und Witzbolderei der Salons heruntergesunken. Es sind, ohne auf das Gewichtvolle seines Gegners viel zu achten, bloße Experimentalwitze, die er macht; dann und wann fährt ein Medicinalblitz dazwischen und das Völkchen der Zuhörer freut sich, wie der gelehrte und geistreiche Herr so schön Gewitter hervorbringt, daß es in die Kartenkönigin George Sand einschlägt und ihr Ruf lichterloh abbrennt; wir aber wittern Kolophonium und wissen, woran wir mit dem Manne sind, den wir an dem Furor der Schelsucht und des Neides aufs ärgste leidend erkennen und den mit Recht sein siegender Gegner zuletzt mit den Worten stehen läßt: „Dann habe ich natürlich nichts mehr zu sagen."

Wir wünschten sehr, es hätte dem Verfasser des Tagebuchs gefallen, den Dialog mit jenem selbstgefälligen Manne noch über andere Gegenstände auszudehnen. Er hätte an diesem Rameau verbuhlter Geistreichigkeit und maliciöser Verbissenheit zum Diderot werden können. Wir ersuchen aber unsern Philosophen, in Uebereinstimmung mit Vielen, bringend, uns in einer etwaigen Fortsetzung seiner Tageshefte mehr solcher pikanten Sachsenspiegeleien zu spenden. Denn da jener Mann eine zeitlang der geistreich doctrinäre Löwe der königsberger feinern Gesellschaft war, dessen Brüllen Alles fürchtete, was seine zuckerwasserbedürftigen Schwächen literarischer Eitelkeit nicht kannte, so würden fernere Mittheilungen, bei denen die sonstige Größe und Trefflichkeit des Mannes auch stark hervorzuheben wäre, das schätzenswertheste Memoire für gesellschaftliche Zustände Königsbergs sein aus einer Zeit, in der diese Stadt so viel Aufsehen erregte. Es lebt ohnehin, wie der Tag sie zeugt und wieder hinnimmt, selbst im Gelehrtenstande des heutigen Deutschland, eine Zunftgenossenschaft solcher Götzen der Gesellschaft, welche auf den Ruf hin, witzig zu sein, keinen guten Namen schont und am wenigsten dann, wenn er sie an Witz übertrifft. Dann überflügelt die Verärgerung bei weitem die Untersuchung des Sachbestandes. Der Verfasser des Tagebuchs würde durch fernere Mittheilungen über einen Vertreter solcher Species, zur Bereicherung des Gelehrtenlexikons, den Beweis liefern, daß, wenn der Gelehrte in den Geschmack geselliger Gefallsucht kommt, ihn alle historische Prüfung und Gewissenhaftigkeit verläßt, die doch sonst den Gelehrtenstand auszeichneten, sodaß es noch sehr fraglich erscheint, ob die althergebrachte Stubenhockerei dem Menschen im Gelehrten so gefährlich wird wie der ganz gemeine Klatsch, dem es um den Klatsch des Beifalls zu thun ist. Das aber leidet keinen Zweifel, daß derselbe Mann, den wir in jenem so glücklich charakterisirenden Dialoge mit dessen

gegen das Ende hin kurzathmig werdenden Affecten als den gröbsten Verleumder George Sand's auftreten sehen, auch wieder Eigenschaften im geselligen Verkehr und auch sonst als Mensch — beiläufig gesagt — darbot, die zu den seltensten, edelsten gehören und werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden; wie denn derartige Naturen oft, wo es keinen Nebenbuhler an Geist gilt, wo man sie noch gar auf ihre Idole zu sprechen bringt, einen Adel der Gesinnung, eine Tiefe und Schärfe des Geistes entwickeln, die in Erstaunen setzen.

Noch gedenken wir in demselben Abschnitte, außer vielem Andern des Ansprechendsten, z. B. der höchst nöthigen Rüge, wie man heutzutage belletristisch in der Naturwissenschaft sich ergeht, eines sehr anmuthig gehaltenen Berichts über Himmel's Operette „Fanchon", deren Aufführung der Verfasser beiwohnt, wobei er uns aufs neue kundgibt, was wir freilich längst an ihm kennen, mit welcher Sinnigkeit und Gefühligkeit der Beobachtung, der nicht das Kleinste verborgen bleibt, er auch so leicht hintändelnden Theatererscheinungen zu folgen weiß, wie denn der Philosoph stets im Besitze der Kunst sein müßte, Nahrung für den Geist aus Allem, selbst aus dem Schädlichen zu ziehen. In der Abtheilung von Tagesaphorismen, welche der Politik gewidmet sind, werden Dinge und Verhältnisse besprochen, die nicht blos in jener Zeit, in der die Ansichten des Verfassers zu Papier gebracht wurden, sondern auch jetzt noch der Wiederhall der Gemüther und nationaler Stimmungen sind, von unserm Philosophen aber mit einem Freimuth besprochen werden, der hoch über den Parteien steht, wie das denn auch des Denkers würdig ist. Man sucht jetzt meistens derartige Aeußerungen zu vermeiden, man findet es bequemer, ein öffentliches Wort darüber zu unterdrücken, wir aber müssen den Verfasser loben, daß er es nicht mit dieser passiven Lebensweisheit und sehr zweideutigen Klugheit zu halten für gut fand. Seine Art dergleichen zu behandeln ist um so wohlthuender und muß um so reichere Früchte bringen, als er die Rechte der Menschen nicht von dem Tribunal eines abstracten Gesetzes herleitet, welches, ehe man es oft glaubt, in den Terrorismus willkürlichen Verfahrens überschlägt, sondern daß er an Ordnungen festhält, die höhern Orts sind, aber so auch eine Entschiedenheit des Urtheils gewinnt, die keine Menschenfurcht kennt und unter seiner Behandlung Beweiseskraft hat. So kann es auch in anderweitigen Beziehungen nicht ausbleiben, daß manches Lieblingskind der Jüngstzeit für einen Wasserkopf erklärt, manche Vorliebe der Gegenwart der Hartherzigkeit und Kleinlichkeit gegen Anderes beschuldigt wird; aber man muß einen solchen Richter moderner Zustände und unglücklicher Kategorien sich gefallen lassen, der an vielen Stellen seines offenherzigen Tagebuchs auch sich selbst nicht schont und mit all der Heiterkeit und Selbstentäußerung sich preisgibt, die immer Zeichen eines gesunden, überlegenen Weltbewußtseins sind, welches den Fortschritt des Allgemeinen, der öffentlichen Institutionen durch die Sinneserneuung und das Besserwerden des Einzelnen bedingt. Es ließ sich erwarten und die Erwartung täuscht nicht, daß der Verfasser der „Pädagogik als System" (1848) auch in unserm Buche in dem Abschnitt über „Pädagogik" Aufzeichnungen machen würde, die sehr lohnend für weitere Betrachtungen und Schlußfolgen sind. Auch hier begegnen wir einem kleinen Dialog (S. 278), der für den Psychologen und Seelenarzt, umsomehr, als die Mittheilung auf einem Erlebniß beruht, von großer Ersprießlichkeit ist. Hier ist es denn ein Irrer selbst, der, wie ihn der Philosoph im Gespräche auf die lichten Pfade der Vernunft zurückzuführen sich bemüht, in die tiefsten Abgründe wieder zurücksinkt, deren labyrinthische Fallgruben er selbst sprechend vor uns aufdeckt. Der Abschnitt „Askese" greift seinem innern Wesen und der Form des Bekenntnisses nach in die erste Abtheilung zurück. Wir sehen aufs neue, über wie reiche Fonds des innern Lebens unser Philosoph zu gebieten hat und wie er, bei aller Tiefe und Zartfühligkeit des Schmerzes, doch einer der glücklichen Menschen noch ist — die sich in unserer Zeit nicht zu häufig vorfinden dürften —, welche stets zu Gedanken aufgelegt sind und durch solche Gedankenfreude und Fruchtbarkeit Alles und Jedes auch inniger genießen und sich doch immer mehr von sich selbst befreien. Es werden in diesem Abschnitte mit sicherer Hand die ergiebigsten Einschnitte in den Organismus des innern Menschen gemacht, für dessen Präparate wir noch so wenig ausreichende Sammlungen haben. Sehr beachtenswerth für unsere heutige Art miteinander umzugehen, bis auf die unendliche Politur und nie uns im Stich lassende Phrasenfertigkeit, ist folgende Aeußerung des Verfassers:

> Daß unsere Sünden feinere, glattere, freundlichere, ich möchte wirklich mit gutem Fug sagen, tugendhaftere Formen annehmen, kann uns doch nur eine zeitlang täuschen, bis wir uns diese eleganten, sophistischen Formen der Verstellung, der Nothlüge, des sogenannten Misverständnisses und Irrthums angeeignet haben. Die Intensität des Sündigens wächst eigentlich mit dieser Verfeinerung, und somit nimmt unsere Schuld eher zu, als daß sie sich verminderte.

Wir sind zu dem siebenten Abschnitte gekommen und bedauern bei unserer Lectüre (da so geartete Bücher leider nur selten erscheinen), daß das Ganze sich zu Ende neigt. Es sind diese Miscellen das mit wenigen Ausnahmen sehr ausgesuchte Dessert unsers Gastmahls. Zu einem solchen Nachtisch gehören, außer den Weinen und größern Backwerkaufsätzen, denn auch kleinere Zuckergebäcke, Knackmandeln, Bonbons, Rosinen, Confecte, vielleicht auch königsberger Marzipane, mit artigen, die Neckerei, den Scherz anregenden Devisen, die wir zu Anekdoten, Bonmots veranlassen sehen, die wieder die kleinern Unterhaltungsgötter und Pulcinelle aufwecken und umtreiben, und da muß man auch für manchen derbern Spaß Laune und Toleranz haben. Da wird an unserm Gastmahle eine „Druckfehlerkritik" zum besten gegeben, da machen „Provinzialspitznamen" die Runde, da kommt man auf „Menschenfetthandel", auf „Unausgesprochene Rapporte", auf „Matrosenlebenslust", auf

„Hülfszeitwörter der Russen“, auf ein „Englisches Beneficium beim Hängetod“ zu sprechen; da werden „Caricaturen auf David Strauß“ herumgereicht, da trägt unser Wirth gar den „Gesang eines Maniacus“ vor und erzählt, indem man den Kaffee kredenzt, eine allerliebste Anekdote von dem ältern Fichte, die denn auch in einem Kaffeehause spielt; einer der Gäste kommt auf „Liszt“, den „Doctor der Musik“ zu sprechen, ein Anderer gibt eine „Eintheilung der Theologen“; unser Philosoph, der unerschöpflich ist, entwirft eine überaus frisch gehaltene Skizze von „Bogumil Goltz“, und sehr passend zu dem Finale der knallenden Champagnerflaschen beschließt das Gastmahl ein „Frühlingsrausch“. Blicken wir nun auf das Ganze unsers Buchs zurück, so müssen wir sagen, wenn hier auch mancher Tag ohne Linie gewesen ist, so bekundet doch Alles einen Mann, dem die innere und äußere Cultur der Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, der noch Idealist des 18. Jahrhunderts genug ist, um das Verlangen eines Zwiegesprächs mit sich aufs innigste zu empfinden, und Unbefangenheit und Ausdauer genug hat, um darüber Rechnung zu führen, und der uns in sehr eigenthümlicher, gedankenreicher, oft sogar schöner Weise des Ausdrucks Dinge offenbart, die es reichlich verdienen, in ihren Consequenzen weiterverfolgt zu werden.

Aber wir sind es einem solchen Verfasser und einem solchen Buche doppelt schuldig, nun auch kleinere und größere Ausstellungen nicht unerwähnt zu lassen. Ist für ein Tagebuch, wie wir bereits oben bemerkten, der weiteste Spielraum der Aufnahme zuzugeben, und muß immer daran festgehalten werden, daß der Moment des Aufschreibens so dringlich, so einzig bedingt sein kann, daß ein Rechten darüber von anderer Seite stets im Rückstande bleibt, so darf die Kritik doch auch in der Abweichung ihr Urtheil nicht schuldig bleiben.

Zuerst sei denn das an sich Unerhebliche hier bemerkt, daß der S. 140 genannte Schriftsteller Oswald, der noch aus den Ruge'schen „Jahrbüchern“ Manchem im Andenken sein dürfte, soviel wir wissen, Engels und nicht Jung heißt. Der Verfasser dieser Kritik hat solche Verwechselung hier umsomehr in Aufnahme zu bringen, als er weder die Lebensansichten Engels' noch die Georg Jung's unterschreiben kann, ebenso wenig wie sie der treffliche Verfasser des Tagebuchs unterschreiben wird. Wenn es S. 154 von Friedrich Ludwig Zacharias Werner heißt, er könne mit Abraham a Sancta Clara gar nicht verglichen werden, jener bliebe „im Zwiespalt mit sich und Gott“, so scheint uns das letzte zu hart und auch irrthümlich zu sein. Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß der Dichter der „Söhne des Thals“ in seiner ganzen Lebensweise so den Extremen unterworfen gewesen, daß er aber in der letzten Zeit zur innern Ruhe gekommen, muß uns unter allen Umständen erfreulich sein, und daß es der Fall gewesen, versichert uns Werner selbst wieder und wieder, und zwar in einer hinreißenden Weise, wofür ich die Vorrede und den höchst eigenthümlichen Prolog zur „Mutter der Makkabäer“ als Beweis anführe. — S. 171 heißt es:

Ich fürchte, daß die Anhänger des Jungen Deutschland doch keine classischen Schriftsteller werden, weil sie die Literatur aus Rücksicht auf Geldgewinn zu sehr als Metier behandeln. Der Ruhm gilt ihnen nicht sowol von Seiten seiner begeisternden Idealität, als von der Seite, für Buchhändlerunternehmungen ein Capital zu sein. Selbst bei der Kritik lassen sie eine mercantilische Rivalität merken. Sie beobachten einander, ob nicht der eine dem andern mit einem glücklichen Erfolg den Markt verdirbt. Sie beobachten auch die Strömungen der Zeit nur, um ein „zeitgemäßes“ Fabrikat aufzufinden, das sofort „eines großen Anklangs“ sicher sein könne. Sie haben ihren Lohn dahin.

Diese Stelle hätte der Verfasser allerdings ausmerzen sollen, sie kann zu den größten Misverständnissen führen, sie kann von gewissen Leuten, die ihrer Schadenfreude gern freien Lauf lassen und die dabei gar nicht an sich denken, auf die kleinlichste Weise benutzt werden, sie kann die hochherzige und selbst so idealische Natur ihres Verfassers, die keinem Zweifel unterliegt, einen Augenblick verkennen lassen, sie thut endlich, ohne daß sie es will, Denen Unrecht, die mit ihrer Zeit und ihrem frühern Schicksal hart haben ringen müssen und dennoch zu so lebensfrischen, höchst werthvollen Leistungen durchgedrungen sind. Der gewissenhafte Beamte, der noch dazu auch oft die Anfoderungen des Ideellen stark in sich fühlt und doch seinem Denken und Dichten soviel Zeit versagen muß, ist uns stets ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, aber nicht weniger auch Die, welche auf andere Bahnen des Lebens gewiesen sind und recht eigentlich für das Ideal kämpfen müssen, und noch dazu um das tägliche Brot. Diesen Schmerz, diesen äußersten Conflict zwischen Dem, was des Himmels, und Dem, was der Erde ist, kann selbst der edelste Beamte, der in seiner äußern Stellung gesichert ist, gar nicht ermessen, ja er kann ihn kaum ahnen. Und dann, sind Concurrenzen, zumal in unserer Zeit, nicht überall? Kommen nicht auch im Beamtenstande Berechnungen um das Mein und Dein, ängstliche Erwägungen der größern oder geringern Ehre vor? Könnte man nicht auch hier sagen: „Sie haben ihren Lohn dahin“? Und nun gar, wenn die Kunst nach Brot geht und doch auch gehen muß? Und ist nicht jeder Arbeiter seines Lohnes werth? Und wird nicht gerade die wahrhaft geistige, die schöpferische Thätigkeit am allerschlechtesten abgefunden? Und — was die Hauptsache ist und was wir oben schon andeuteten — haben jene Schriftsteller nicht auch darin Wort gehalten, daß sie sich mit der leidigen Kritik keineswegs begnügt, sondern wirklich Tüchtiges hervorgebracht haben? Niemand kann einen aufgeschlossenern Sinn, ein zarteres Mitgefühl besitzen für Standpunkte, die der Schriftsteller in seiner Entwickelung zurücklegt, für Metamorphosen, welche er durchmacht, als gerade der Verfasser des Tagebuchs, und Niemand wird geneigter sein zuzugeben, daß es ein wahres Glück ist, eine Erscheinung, die erhebt, wenn in unserm auf den bloßen Nützlichkeitsbetrieb versessenen Zeitalter des Materialismus immer einzelne Begabte noch den Muth ha-

ben, auf sich zu beruhen, durch die schöpferische Kraft des Geistes als Schriftsteller zu bestehen. Es sind die doch zuletzt triumphirenden Märtyrer der Cultur. Die Kämpfe, die z. B. Gutzkow hat durchmachen müssen, von den kleinlichsten Neidern, von den boshaftesten Feinden und noch bis auf den heutigen Tag verfolgt, wie ihm der Boden der Subsistenz sogar unsicher gemacht und trotz unermüdeten Schaffens neuer Werke des Geistes Gift und Galle entgegengespritzt wurde, Niemand, wir wissen es, kann solche Verdienste mit freudigerer Bereitwilligkeit, mit reinerer Gesinnung anerkennen, als gerade Karl Rosenkranz, sodaß Diejenigen in Betreff der Gesinnung dieses Ehrenmannes sich sehr irrten, die da meinen könnten, seine Billigung zu erfahren, wenn sie obige Stelle gegen irgend welchen Schriftsteller einer Richtung (des Jungen Deutschland), die längst aufgehört, die als Geschlossenheit nie existirt hat, hämischerweise benutzen wollten. Ferner sind wir der Meinung, unser Philosoph hätte gut gethan, diejenigen Stellen seines Tagebuchs fortzulassen, welche sich auf gewisse Angriffe beziehen, die er selbst mitunter von den allerseichtesten Leuten erfahren hat. Ein Schriftsteller, der so hoch steht wie Rosenkranz, hat derartige Erbärmlichkeiten ihrer eigenen Nichtigkeit mit Schweigen zu überweisen, aber sich nicht noch ihnen gegenüber zu vertheidigen. Dasselbe gilt denn auch von manchen Bonmots, Scherzreden, Anekdoten, die dem Verfasser in geselligen Kreisen mitgetheilt werden. Hier kann es unserm so geistvollen Autor begegnen, daß er dergleichen, zumal wenn es von anderweitig berühmten oder doch bekannten Personen kommt, viel zu hoch anschlägt; der weniger betheiligte Leser empfindet dann einen Frost und muß den seinsollenden Witz jener Notabilitäten einen erkünstelten nennen; beim Mittheilenden aber erklärt es sich daraus, daß er seinen eigenen Geist hinzubrachte und durch die große Milde seines Herzens, durch persönliche Zuneigung sich täuschen ließ. So wären auch einige anekdotische Anspielungen, die Anstoß erregen könnten, schon aus dem Grunde besser fortgeblieben, als die Reinheit in der Auffassung, in der Deutung bei der Lectüre nicht immer in dem Grade verbürgt werden kann, als sie in der Absicht unsers Schriftstellers über jede Anfechtung hinaus ist.

Aber alle solche Ausstellungen können einem solchen Buche, in dem ein so frischer Quell des Gedankenlebens sprudelt, in dem eine so heiter gestimmte und doch auch ernst erwägende Selbstentäußerung herrscht, nicht ans Leben kommen. Mit Wehmuth legte ich das Buch aus der Hand, als ich es zu Ende gelesen hatte, denn das Scheiden von dem Verfasser, der mit einer solchen Offenheit mitunter sein Geheimstes mir gegeben, soviel Anregung mir geboten hatte, wurde mir schwer. Möchte der Verfasser uns bald eine Fortsetzung zutheil werden lassen, umsomehr, als die nächsten Jahre uns auf den Inhalt eines so vielseitig bewegten Erfahrens doppelt spannen müssen!

Alexander Jung.

Lyrische Nachlese.

Wenn man die Unzahl der jetzt lebenden deutschen Poeten in Anschlag bringt — nur in d. Bl. haben im Laufe von drei Jahren weit über 300 Erwähnung gefunden — und wenn man es als etwas ganz Natürliches ansehen muß, daß jeder von ihnen auf seine Weise bemüht ist, den betretenen Weg zu verlassen und sich durch irgend etwas Besonderes auszuzeichnen, so kann es nicht in Verwunderung setzen, daß man auf so viele verunglückte Versuche stößt, die den Zweck, Effect zu machen, lediglich zum entschiedenen Nachtheile des Dichters verfolgen. Denn jene ganz besondern originellen Bahnen sind nur der Genialität erschlossen, und mit dieser kargt die Natur. Betreten sie Unberufene, dann füllen sich die Seiten mit Ueberschwänglichkeiten, forcirten Geistesblitzen, schwülstigem Pathos und langweiligem Humor. Immerhin ist es daher erfreulich, wenn man solchen Ikarusbestrebungen gegenüber poetische Erzeugnisse antrifft, die das Gepräge der Einfachheit und Natürlichkeit an der Stirn tragen. Mit einigen lyrischen Werken von dieser Gattung eröffnen wir unsere heutige Anzeige, in der wir es mit Producten zu thun haben, welche uns als Nachlese namentlich des Jahres 1853 übriggeblieben sind. Sie haben in dieser Beziehung alle denselben Charakter, wenn sie auch sonst von verschiedenem Werthe sind.

1. Gedichte von W. Clemen. Bielefeld, Belhagen und Klasing. 1853. 8. 20 Ngr.
2. Ein Frühling. Gedichte von Max Moltke. Zweite Auflage. Küstrin, Massute. 1852. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Ein Früling. Gedichte von Max Moltke. Dritte, neu gesichtete Auflage. Berlin, Grieben. 1853. 16. 24 Ngr.
4. Gedichte von C. Reinhold. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr.
5. Spätherbstblüten. Dichtungen von Wilhelm Joseph Beuberger. Breslau, Gosohorsky. 1853. 16. 1 Thlr.
6. Aus dem Haus. Lieder und Balladen aus dem Familienleben von Rudolf Reither. Ansbach, Gummi. 1853. 32. 15 Ngr.

W. Clemen ruft der Natur zu:

> Dir dienen alle reinen Seelen,
> Der Dichter will von dir sein Glück;
> Und mag er irren, mag er fehlen,
> Er kehrt doch stets zu dir zurück.

Von solchem Sinne sind die meisten seiner Lieder durchweht. Nur bei einigen hätte er mehr beherzigen sollen, was er selbst in seinem Vorwort sagt:

> Lieblich blüht, was tief gekeimt,
> Sich mit Lebenskraft gedichtet,
> Doch was künstlich nur gereimt,
> Sei erkannt und schnell vernichtet.
> Grenzen sind hier nicht zu geben,
> Poesie läßt sich nicht nennen,
> Nur an ihrem Duft und Leben
> Könnt ihr sie alsbald erkennen.

Wenn unser Dichter auf die Frage: „Was kann ein Poet noch sagen, das nicht schon gesungen ist?" antwortet:

> Poesie ist aller Orten
> Ewig jung und immer schön;
> Aber weil ihr taub geworden,
> Könnt ihr sie nicht mehr versteh'n.

so mag der Vorwurf Die treffen, denen Unnatur den Sinn für natürlich Schönes verkümmert hat; aber das Schönere, bereits Vorhandene und Allbekannte in schwächerm Nachklange wieder zu hören und immer wieder zu hören, soll das die Aufgabe des poetischen Verständnisses sein? Indeß begegnen wir bei dem Dichter auch Frischem und Originellem, und wie unter den ernsten Gedichten manches tief und zart empfundene fesselt, so sprechen die heitern und launigen durch gefällige

Darstellung und lebendige Schilderung an. Von letzterer Gattung hier eine Probe:

Der Versicherte.

In meinem Besitze
Wie bin ich so froh!
Hab' Alles versichert,
Mein Korn und mein Stroh.

Und Hagel und Regen,
Das macht mir kein Leid,
So bin ich beruhigt
Zu jeglicher Zeit.

Nun führ' ich ein Weibchen
In Alles hinein
Und spreche: Mein Liebchen!
Dies Alles ist dein.

Ist Alles versichert
Und läßt mich in Ruh',
Mein Haus, meine Felder,
Mein Weibchen dazu.

Mein Haus in der Kasse,
Meine Felder darin;
Mein liebliches Weibchen
Im treuesten Sinn.

Die Productionen des Dichters von Nr. 2 zeichnen sich, was die bessern Gedichte anlangt, neben der im Allgemeinen schon hervorgehobenen Einfachheit und Natürlichkeit zugleich durch Wärme des Gefühls und durch die Reflexe einer sinnigen Naturauffassung aus. Wo der Dichter sittliche, religiöse und staatsbürgerliche Ideen behandelt, stoßen wir auf gesunde Anschauungen. Auch einige Balladen finden sich in der Sammlung mit vor, darunter eine, welche den eigenthümlichen norddeutschen Volksglauben behandelt, daß mit jeder Sternschnuppe die Tugend eines Mädchens falle. Die Sammlung ist ziemlich reichhaltig, und man könnte das Epigramm des Dichters auf Rückert:

„Vater, läßt du mir nichts zu erobern?" bat Alexander. —
Rückert, läßt du mir nichts, daß ich besingen es kann?

auf ihn selbst anwenden. Indeß hat der Dichter im Hinblick auf eine strengere Sichtung des Materials und Ausscheidung des weniger Werthvollen bereits Fürsorge getroffen. Die oben unter Nr. 3 bezeichnete Ausgabe enthält nämlich eine Auswahl aus den Gedichten von Nr. 2 ohne neue Zusätze — mit Ausnahme eines einzigen Gedichts — und ohne materielle Abänderung. Wenn sie aber auf der einen Seite den Vortheil gewährt, daß sie die bessern Gedichte des Verfassers in engern Raum zusammengedrängt darbietet, so stößt sie auf der andern durch das „Rechtschreibungs-Sistem" ab, welches der „Ferfasser" bei dieser Ausgabe in Anwendung gebracht hat. Er bemerkt, indem er das Abstoßende, was in der Sache liegt, nicht verkennt, daß man Dem, was man einmal durch jahrelange Forschung und Prüfung für unumstößlich wahr und richtig erkannt habe, auch allgemeine Anerkennung und Geltung zu verschaffen wenigstens versuchen müsse. Wir geben eine Probe dieses Systems in dem nachfolgenden Gedichte:

Libesweihe.

Uebt Woltun jezt, ir Hände,
Ir seid nun segensreich;
Tut ja nichts, was eüch schände; —
Ein Engel herzte eüch.

Sei, meine Stirn, ein Spiegel,
Nur dess, was gut und groß;
Dich bargen Engelflügel
In keüscher Unschuld Schoß.

Abwendet eüch, ir Augen,
Fon Allem, was nicht rein,
Seit ir durch Engelsaugen
Zum Himmel schaut hinein.

Ferschließet eüch, ihr Lippen,
Für jedes Wort fon Zwist;
Ein Engel hat mit Lippen
Des Fridens eüch geküsst.

Du Herz, werd' rein fon Mängeln,
Ein Herz, das gern fergibt,
Ein Wonsiz Gottes Engeln:
Du libst und wirst gelibt.

Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über sein System zu rechten; soviel ist aber gewiß, daß er wenig Liebe zu seinen Gedichten zeigt, indem er sie in dieser Ausgabe zu Märtyrern desselben macht.

Dieselben Vorzüge, deren wir bei Clemen und Moltke gedacht haben, finden sich bei Reinhold wieder. Wir begegnen in seinen Dichtungen manchen anmuthigen und lieblichen Gebilden, die durch schöne Durchführung des Gedankens, sowie durch Wohllaut und Leichtigkeit der Verse erfreuen. Nur dann und wann ist in letzterer Beziehung die Versetzung des Zeitworts hinter das Object, da wo es vor ihm stehen sollte, störend; ein Formmangel, der sich zwar bei den beliebtesten Dichtern, namentlich häufig bei Nikolaus Lenau findet, der aber doch in keinem Falle nachahmungswerth ist. Auch fehlt es nicht an Sonderbarkeiten, wie die doppelten Verneinungen:

Nun fährt der Frühling durch das Land
Und Niemand hat kein Sorgen zc.

Der Vogel hat kein Sorgen nicht,
Nichts kümmert nicht die Rose zc.

Die zu stark pointirte Personificirung von Gegenständen der Natur in den Gedichten „Gesang der Sterne" und „Die Nacht" läßt kalt, weil sie mit unsern naturgemäßen Vorstellungen von jenen Gegenständen in zu offenbarem Widerspruche steht. Wir lassen uns eine solche Personificirung als flüchtiges, schnell auftauchendes und wieder vorüberziehendes Bild gefallen, aber die Nacht als Jungfrau und die Sterne als Geister zu Subjecten eines ganzen Gedichts zu machen, heißt der Natur der Dinge zu große Gewalt anthun, was sich auch der Dichter nicht erlauben darf. Hier von des Dichters Weise nur eine kleine Probe:

Enttäuschung.

Zurück, zurück, zu dir, o stille Klause,
Die ich in holdem Uebermuth verließ.
O sieh', der Stolze kommt vom Götterschmause,
Wovon man elend ihn mit Füßen stieß.
Als Bettler klopf' ich nun am eig'nen Hause, —
Ich bettl' um das verlor'ne Paradies.
Der Schatten meiner Jugend sieht hernieder
Und sieht mich an — und schließt das Fenster wieder.

Der Dichter von Nr. 5 hat uns viele, zu viele seiner „Spätherbstblüten" dargeboten. Gar manches Gedicht in dieser reichhaltigen Sammlung mag als Gelegenheitsgedicht an seinem Platze gewesen sein, hätte aber bei der Sichtung des Stoffs zum Zweck der Veröffentlichung billig zurückgelegt werden sollen. Die Gedichte des Verfassers sind überhaupt viel zu weit ausgesponnen und durch überflüssigen Ballast so beschwert, daß der Genuß an dem Guten, was sich darin vorfindet, allzu sehr verkümmert wird. Die ernsten Gedichte sind meist didaktischer Natur; sie enthalten viele gesunde Gedanken und kernige Wahrheiten; aber sie sind so nüchtern, geben der Phantasie und dem Gefühl so wenig Anregung, daß man zu einem rechten poetischen Genusse bei Lesung derselben nicht gelangen kann. Auch die heitern Gedichte leiden an demselben Fehler, und der Humor ist so sparsam, daß er jene Mängel

nicht zu ersetzen vermag. Am gelungensten sind zwei längere Dichtungen in Distichen, wovon die eine, „Die Jugendgespielin", die bekannte Sage von der Taube zu Arnsheim behandelt, die den ackernden Gatten zu seinem in Kindesnöthen verschmachtenden Weibe heimzulocken bemüht ist. Die andere: „Des Bundes letzte Drei", singt von einem Vereine von Veteranen aus den Befreiungskriegen, die sich gelobt hatten, sich gegenseitig die letzte Ehre zu erweisen, und die nun bis auf drei zusammengeschmolzen waren.

In Nr. 6 begegnet uns ein für Haus und Familie durch und durch begeistertes Gemüth, nur daß die Poesie mit der Begeisterung nicht immer gleichen Schritt hält. Wir stoßen auf manchen schönen Grundgedanken, allein die Ausführung täuscht die Erwartung. So stellt sich der Dichter in dem Gedichte „Entwickelung" die Aufgabe:

> Laß mich in deine Tiefen blicken,
> Stillwaltend mächtige Natur!
> Laß in der reichen Welt der Kinder
> Mich folgen deiner heil'gen Spur!
> Vom Säugling, der, im Schlafe lächelnd,
> Liegt an der treuen Mutterbrust,
> Bis zu dem Knäblein, fröhlich springend
> An Vaters Seite, — welche Lust!

und wir gaben uns der Hoffnung hin, ein anschauliches, lebendiges Gemälde aus der ersten Kindesperiode vor uns aufgerollt zu sehen; aber in allen folgenden Strophen wiederholt sich immer nur das Thema ganz im Allgemeinen, etwa mit einem Vergleiche ausgeschmückt, als:

> Wie auf dem See das Bild der Sonne
> In tausend Diamanten glänzt
> Und jede Welle, windbewegel,
> Sich mit Smaragden reich bekränzt;
> So reich und reicher sind die Tage,
> Die du lebst mit den Kindern dein ꝛc.

und auch nicht ein einziger charakterisirender Zug zur Ausführung des versprochenen Bildes wird gegeben. Einzelne solche Bilder hat der Dichter in andern Liedern dem Kindesleben sinnig abzulauschen gewußt; es fehlt aber dann meistens wieder an Rundung und befriedigendem Abschluß; der Gedanke wird durch zu breite Behandlung verflacht und geschwächt. Auch manche Härten und in der That zu starke poetische Licenzen kommen vor, z. B.: „sie rettest vom Verderbe", statt Verderben, nur um „Erbe" darauf reimen zu können. Zu den bessern Gedichten gehören: „An die Wiege", „Das liebste Bild", Einzelnes von den „Sprüchen aus dem Haus", „Beim Tod eines Kindes" und „Warnung".

Etwas mehr Poesie hätten wir auch in folgendem Werkchen anzutreffen gewünscht:

7. Bilder und Klänge aus Rudolstadt. In Volksmundart. Rudolstadt, Renovanz. 1853. 16. 10 Ngr.

Das kleine Heft enthält zehn Lieder und sieben prosaische Skizzen, zumeist Schilderungen aus dem Volksleben und Schwänke, in rudolstädter Mundart. Unter den prosaischen Skizzen befindet sich eine geschichtliche: „De Schlacht bei Sallfeld" und „De Bärgschaft", letztere nach der Schiller'schen „Bürgschaft" bearbeitet. Es fehlt in den Schilderungen, die fast durchgehends Volksvergnügungen und häusliche Feste zum Gegenstande haben, nicht an gutem Humor und echt komischen Zügen; doch sind die meisten eben nichts weiter als ganz getreue Copien des gewöhnlichen Lebens. Die Mundart ähnelt sehr der altenburgischen, in welcher wir die ansprechenden „Volksklänge" von Friedrich Ullrich besitzen. Um den Lesern eine Anschauung von dem Volksdialekte dieses thüringischen Landstrichs zu geben, lassen wir eins der Lieder hier folgen:

Wie's su erbarmlich geschneit hatte.

> Was das fär Schnie hat rausgelâht,
> War hätt' sich das loß träre.
> Etz macht sich erscht d'r Winter brât
> Un thult als wie derhâme.
> Der ganze Himmel hängt noch voll,
> Wenn das noch Alles ronger soll,
> Da kômmer uns befahle.
>
> No, fär de Könner ôs â Spaß,
> Die patschen dorch met Fräden,
> Wern a de Bâne fitschjenaß,
> Da hölst kâ Widderreden.
> Wu sich der Schnie gesammelt hat,
> Da werd am merschten dorchgeknatt,
> Das ôs â Mordvergnigen.
>
> De armen Vögel bauern mich.
> Salt off dem Quatschendame,
> Da sotzt ô Spatz un wonnert sich,
> Dan ôs noch wie in Trame.
> Wu nur dar völe Schnie kömmt hâr?
> Dar hat gedacht, der Winter wâr'
> Schonn iber alle Barge.
>
> Du werscht dich wul met Sorgen trah,
> He, gelle Hans, werscht denke:
> Nun war ech schmale Wössen ha,
> War werd mer ânn was schenke?
> No, sei nur stölle, gräm' dich neck,
> Mer wollen etze gleich fär dich
> Salt ong â Töschchen decke.

Zum Schlusse berichten wir über einige neuere epische Erscheinungen.

8. Joseph, ein idyllisch-episches Gedicht in fünf Gesängen von K. Dieterici. Tangermünde, Döger. 1853. 8. 12 Ngr.
9. König Harald's Totenfeier. Ein Lied am Meere von Julius von Rodenberg. Marburg, Elwert. 1853. 16. 10 Ngr.
10. Giovanna. Episch-lyrisches Gedicht von Anna Löhn. Dresden, Türk. 1853. 16. 15 Ngr.

Das idyllische Epos „Joseph" schließt sich für den ganzen Verlauf der Fabel streng an die biblische Erzählung an, und der Dichter schildert uns die Schicksale Joseph's unter Beibehaltung der Reihenfolge der Begebenheiten und der detaillirten Entwickelung derselben ganz so, wie wir sie in der Heiligen Schrift dargestellt finden, hat aber natürlich da, wo die letztere nur die Thatsachen kurz berichtet, das zur weitern Ausführung und zur Ausschmückung der Scene Erfoderliche aus eigener Erfindung hinzugesetzt und einzene Momente, die für den poetischen Zweck weniger Interesse darboten oder mit dem Helden seines Epos in keiner unmittelbaren Beziehung standen, wie z. B. die specielle Segensertheilung Jakob's an seine übrigen Söhne, ingleichen solche Züge, welche dem Charakter Joseph's Eintrag zu thun geeignet waren, wie sein Verfahren gegen das ägyptische Volk (1. Mos. 47, 13—26), mit richtigem Takte weggelassen. Das Gedicht ist in fließenden Herametern geschrieben, die Darstellung einfach und anmuthig und die Ausschmückung dem Geiste des Originalgedichts und dem Orte und der Zeit entsprechend. Nur die Gleichnisse sind mitunter nicht ganz glücklich gewählt.

Nr. 9 ist ein Nachtstück von mächtigem Colorit und schönem Detail, aber für die Gesammtanschauung düster, unerfreulich und unbefriedigend. Harald fühlt seinen Tod nahen und beklagt es, daß auch er dem allgemeinen Menschenloose untergeordnet ist. So will er wenigstens absonderlich bestattet sein:

Doch weil ich all mein Werben
Ans Höchste stets gestellt,
So will ich auch nicht sterben
Nach dem gemeinen Brauch der Welt.
— — — — — — — —
Wo das Meer am höchsten geht,
Wo der Sturm am kühlsten weht,
Da will ich liegen und ruhen.

Auch soll man nicht um ihn klagen, sondern seinen Tod bei Harfen und Leiern und bei vollen Humpen feiern. Und dann verordnet er weiter:

Nun hört mich: nicht vertrauern
Soll in dem Königssaal,
Soll in den dumpfen Mauern
Mein blühendes Gemahl.
Mein ist das junge Leben,
Und ich will es nicht verschenken:
Ihr sollt sie ins Grab mir geben,
Ihr sollt sie mit mir versenken.

Also geschieht es. Die schöne Adele würde aber ihr Leben nicht in den dumpfen Mauern vertrauert und sich um „den Meergreis mit bleichen Locken und dürrer Hand" nicht sehr gehärmt haben; denn Harald hatte sie geraubt, und ihr Geliebter, Giuseppo, durchsucht die Meere, um sie wiederzufinden. Sein Schiff naht im Augenblicke, wo Adele versinkt.

Da taucht aus den Wellen ein weiß Gewand,
Und es tritt ein Held an des Bordes Rand:
„Brandfackeln ins Schiff! — Harald ... Adele!"
Und nieder springt er mit männlicher Seele.
— — — — — — — — — —
Und wie über dem liebenden Paare,
Das sich im Meere wiedergefunden,
Das der Tod mit dem triefenden Haare
Und den eisigen Händen verbunden; —
Wie sich die Strömung bricht und schließt
Und über ihnen zusammenfließt:
Siehe! da fliegen die Fackeln des Brandes,
Von den Händen des Sturms getragen,
Bis in die Falten des Segelgewandes
Sie die feurigen Zungen schlagen.

Das Schiff geht in Flammen auf. Auch die Mannschaft, die sich in Boot und Nachen retten will, wird vom Meere verschlungen. Da beginnt es im Osten zu glühen.

Von des Himmels Stirne klar
Wall'n des Tages Purpurschleier;
Auf dem gold'nen Meeraltar
Brennt die Sonne —
Und das war
König Harald's Totenfeier.

Warum Giuseppo sein Schiff in Brand stecken lassen, darüber enthält das Gedicht nicht eine Spur von Andeutung: vielleicht um Harald's Leichenbegängniß noch mehr zu verherrlichen. Und was war „das Höchste", daran der so Gefeierte „all sein Werben" gestellt? Er gibt den Inhalt seines Lebens selbst an mit den Worten:

Des Meeres dunkle Wüste
War mir des Segens Born,
Und von der reichen Küste
Holt' ich mir Wein und Korn.
Und aus des Frühlings Lande,
Das nie der Herbst entlaubt,
Von Welschland's blühendem Strande,
Hab' ich mein jung Gemal geraubt.

Wir haben das Gedicht vollständig referirt, und so kann jeder Leser sich selbst sein Urtheil bilden.

Bei der Lectüre der „Giovanna" (Nr. 10) werden wir von einer Ueberraschung in die andere geführt; nicht durch die Fabel des Gedichts, sondern durch die Darstellungsweise der Dichterin. Hier seitenlang sich hinziehende, weit über die Grenzlinie des Naiven sich hinaberstreckende Prosa, dort die frischeste, urkräftigste Poesie; hier eine verworrene, durch massenhafte Einschachtelungen und fehlerhafte Participialconstructionen, auch sonstige grammatische Unrichtigkeiten verunstaltete Sprache, dort glanzvoller Vortrag in gewaltigem und dabei reinem und wohllautendem Rhythmus; hier eingestreute Reflexionen, die sich nicht über das Niveau gewöhnlicher Gemeinplätze erheben, dort Schilderungen von Leidenschaften und erschütterten Gemüthszuständen von so tiefeingehender und ergreifender Art, daß man nicht weiß, ob man der Wahrheit der Darstellung oder der Glut des Colorits den Vorzug einräumen soll. Wir geben hier eine kurze Skizze des Gedichts:

Der Ghibelline Percival hat aus Eifersucht sein schwangeres, krankes Weib verstoßen. Fernando, ihr früherer Geliebter, gewährt ihr Zuflucht, sie stirbt aber bald, durch die frühern Kränkungen geknickt, nachdem sie eines Knaben, Ajace, genesen, den Fernando als Sohn auferzieht. Fernando wird aus Haß gegen Percival Guelfe und flößt Ajace gleichen Haß gegen die Ghibellinen ein. Percival hat nur noch ein Kind, Giovanna, unter Kampf und Waffengetöse aufgewachsen, ein glühendes Gemüth, aber nicht der Liebe, nur den rauhern Leidenschaften des Mannes zugänglich, eine kampflustige Amazone. Percival's Burg wird von den Guelfen überfallen; Ajace ist im Begriff, Percival niederzustoßen; da stürmt Giovanna herein und stößt Ajace den Dolch in die Seite. In demselben Momente flammt in Beiden die Liebe auf. Giovanna, von Ajace's Kriegern der Rache des langsam genesenden Feldherrn aufgespart, will im Kerker sich selbst tödten, findet später auf etwas mystischem Wege Zugang zu Ajace, bekennt diesem, welcher glaubt, daß sie als Mörderin nahe, von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, ihre Liebe, sinkt dann bewußtlos zusammen und findet sich im Kerker wieder, zur Schonung ihrer Ehre von Ajace selbst zurückgebracht. In fernern Kämpfen zwischen Ajace und den Ghibellinen rettet Giovanna Ajace das Leben und wird dabei selbst tief am Arme verwundet. In Ajace's Brust hatten Stolz und Liebe lange gekämpft. Der Stolz drängte ihn zum Hasse gegen ein Weib, das ihn besiegt hatte, aber die Liebe war es, die ihm bei ihrem ersten Anblick schon den Arm gelähmt hatte. Die Liebe siegt nun völlig, und Ajace und Giovanna sehen der höchsten Erdenseligkeit entgegen, als die Offenbarungen Fernando's ihr gehofftes Glück zertrümmern.

Sprachunrichtigkeiten und falsche Constructionen kommen in dieser Dichtung sehr häufig vor. Auch fehlt es nicht an einer Zuthat von fremden Worten, mit denen die Verfasserin kokettirt, wie Crusca (florentinische Akademie für Reinigkeit der Sprache); Merlaturen (Zinnen); ubriacco (der Trunkene); per bacco!; Dubliette (ewiges Gefängniß); bel morello (ein schöner Brauner); tromba (Trompete); scudière (Schildträger); prête (Priester); resta (die Gabel, um die Lanze anzusetzen) u. s. w., welche einer deutschen Dichtung nicht zur Zierde gereichen. Trotz dem Allen weiß sich die Dichterin durch den stets spannenden Gang der Fabel bei treffender und kräftiger Charakteristik und den übrigen oben gerühmten Vorzügen das lebhafteste Interesse des Lesers zu bewahren, und Schilderungen wie die vom Seelenzustande Fernando's, ehe er den Geschwistern ihr Schicksal offenbart, und vom Ende der Giovanna bieten für alle jene Mängel vollen Ersatz dar. 30.

Oestreichisches Militärwesen.

Aus dem Tagebuche eines östreichischen Adjutanten. Leipzig, G. Mayer. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des Buchs läßt eigentlich etwas Anderes vermuthen, als sein Inhalt bringt. Man erwartet Mittheilungen aus dem Kriegs- und Friedensleben, besonders aus denjenigen militärischen Regionen, in welchen der Adjutant heimisch ist,

wo ihn seine Stellung mit hochgestellten Persönlichkeiten in Berührung bringt und manchen Blick in Verhältnisse thun läßt, die sonst wol andern Augen verschleiert bleiben. Statt dessen enthält das Buch Betrachtungen über Zustände und Eigenthümlichkeiten des östreichischen Heerwesens, wie sie allerdings auch dem Adjutanten dienstlich gründlicher bekannt werden und seine Beurtheilung herausfodern. Die kaiserliche Armee nimmt wol in ihrer neuern Entwickelung das Interesse jedes Militärs im hohen Grade in Anspruch: es wird daher auch ein Werk, das ihre innern Verhältnisse, welche doch Offizieren anderer Mächte mehr oder minder fremd sind, beleuchtet, gewiß willkommen sein. Das vorliegende schildert nun die Heereseinrichtungen nicht im Allgemeinen, sondern es hat sich die Aufgabe gestellt, besonders mangelhafte Seiten derselben, wunde Stellen und Uebelstände hervorzuheben. Der Verfasser bespricht diese mit großer Freimüthigkeit, die nicht selten zur Schärfe und Bitterkeit wird. Manches hat sich übrigens schon anders gestaltet, als es der Verfasser schildert, dessen warmer Eifer für die Sache anerkannt werden muß, wenn er gewiß auch Manches auf die Spitze gestellt hat.

Zwölf Capitel sind es, welche den Inhalt der Schrift ausmachen. „I. Einiges über die Bezeichnungen der verschiedenen Truppenkörper vom geschichtlichen Standpunkte aus." Hier hebt der Verfasser mit großem Recht hervor, daß diese Bezeichnungen (nach dem Inhaber und seit 1769 auch nach durchlaufender Nummer) zu oft wechseln, daß auch die Werbbezirke nicht dieselben bleiben, und folglich das Gedächtniß früherer Waffenthaten, auf welche jeder Truppentheil stolz sein muß und die ihm zur Nacheiferung dienen, den eigentlichen Erben jenes Ruhms verlorengeht. Dazu kommt noch der häufige Wechsel der Uniformsabzeichen. Der Verfasser behauptet, von zehn Offizieren sei selten einer im Stande, die Namen der Regimenter der Reihe nach herzuzählen; er schlägt vor, denselben besser den Namen nach dem Hauptort des betreffenden Werbbezirks zu geben. „II. Die Militärdienstpflicht und die Stellvertretung." Hier werden die Gründe erörtert, welche die Aufhebung der Landwehr und das neue Reservesystem veranlaßt haben. Wenn der Verfasser von „ähnlichen Landwehrsystemen" anderer Armeen spricht und dabei das preußische erwähnt, so kennt er letzteres nicht, dasselbe hat gar keine Aehnlichkeit mit dem aufgehobenen östreichischen. In neuester Zeit ist hier die „Suppiirung" abgeschafft, dagegen jedem Stellungspflichtigen gestattet, sich gegen eine Taxe von 600 Fl. C.-M. vom Militärdienste loszukaufen. Das Aerar nimmt diese Gelder in Beschlag, die Truppen suchen Capitulanten (Freiwillige) zu erneuter achtjähriger Dienstzeit zu gewinnen, welche die Zinsen der Taxe als Zulage und das Recht erhalten, über 30 Fl. testamentarisch verfügen zu können; nach ihrem Tode fällt das Capital an den Staat. Im Jahre 1853 hat die Totalsumme der Taxen 2,191,500 Fl. betragen! Der Kaiser wendet sie den Militärbildungsanstalten zu; aber das Beste der Armee wird nicht dadurch gefördert, denn die Vortheile der Capitulation sind zu gering, um Leute, die sich sonst fortzuhelfen wissen, zu längerm Dienen zu bewegen, und welche Stimmung erregt diese Bevorzugung der Reichen bei der ärmern Bevölkerung im Lande! „III. Die Offiziersheirathen." Der Verfasser erklärt sich dagegen. Soll aber der ganze Offizierstand zum Cölibat verurtheilt werden, das in seinem Gefolge gar böse Erscheinungen hat? Eine Discussion über den oft besprochenen Gegenstand würde hier zu weit führen, gegen leichtsinnige Heirathen sind wir auch und finden die Caution im östreichischen Heere daher viel zu gering. In Preußen muß der Lieutenant 600 Thlr. Einkommen außer seinem Gehalt nachweisen, in Oestreich nur 200 Thlr. Die Heirathsbewilligung vom Oberstlieutenant abwärts kann der Regimentsinhaber ertheilen; doch darf nur der sechste Theil des Offiziercorps eines jeden Truppenkörpers verheirathet sein. „IV. Die Pensionirung der Offiziere" — ein trübes Blatt in der Geschichte wol jeder Armee, bis die neuere Zeit wenigstens den länger gedienten Kriegern ein besseres Loos bereitet hat. Daß es für Subalternoffiziere, wenn sie das Unglück trifft, invalid zu werden, noch immer nicht ausreicht, ist traurig; der lange Frieden, in welchem diese Fälle seltener eintreten, hat das mit der Zeit übersehen und vergessen lassen; aber die Mittel, ihm abzuhelfen? Welche Misbräuche mit der Pensionirung, wo sie nicht an documentirte Invalidität geknüpft ist, getrieben werden, deckt der Verfasser schonungslos auf, sie hängen zum Theil mit dem Avancement zusammen. Auch „V. Die Conduitelisten" geben Gelegenheit zu scharfer Kritik. Es ist schon viel und in allen militärischen Blättern darüber gesprochen, wie dies nothwendige Uebel, um nach allen Seiten gerecht zu werden, zu behandeln sei. Das Problem ist noch nicht gelöst und muß der Zukunft vorbehalten bleiben. „VI. Die Inhabersrechte", ein wichtiges Capitel. Der Regimentsinhaber in Oestreich besitzt das jus gladii et aggratiandi, das Recht zum Vorschlage bei Beförderungen der Stabsoffiziere in seinem Regimente, die Befugniß, die Offiziere desselben, bis einschließlich des Hauptmanns, zu befördern (nicht mehr!), und noch andere, minder wichtige. Am schwersten wiegt das erstere. Wir empfehlen zu lesen, was der Verfasser darüber sagt, besonders, wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Herren im höchsten Alter stehen und Viele ihr Regiment nie mit Augen erblicken, folglich auch die Offiziere nicht einmal kennen! Daß hieraus die sonderbarsten Verwickelungen mit den Obersten, welche die Regimenter commandiren, entstehen, ist erklärlich. Der Verfasser kommt dabei auf das Avancement und beleuchtet dessen bekannte Zustände vor 1848 mit greller Fackel; besonders die Behandlung und Heranziehung der Offiziersaspiranten bei den Truppentheilen (Cadetten) wird besprochen, worüber sich auch in andern Armeen viel sagen ließe. Wenn der junge Zuwachs nicht einschlägt, sind gewöhnlich die Offiziercorps selbst daran schuld. „VII. Quittirung der Offiziercharge." Jeder östreichische Offizier kann im Frieden unbedingt seine Entlassung nachsuchen, welche ihm gegen einen Revers, daß er allen Beneficien und der Wiederanstellung im Militär entsagt, zugestanden wird. Wer seinen Militärcharakter beibehalten will, muß nachweisen, daß er genug Vermögen besitzt, um standesmäßig leben zu können. Der Verfasser weist das Illusorische dieser Maßregel nach, da jedes noch so große Vermögen durchgebracht werden kann. Er macht aber auch noch darauf aufmerksam, daß in der Mehrzahl nur Derjenige seine Charge quittirt, der in nächster Frist seine Entlassung zu gewärtigen hat, und daß sowol der Oberst als der Regimentsauditor froh sind, auf solche Weise von dem einzuleitenden gerichtlichen Verfahren loszukommen. Die Civilanstellung verabschiedeter Offiziere, welche in Oestreich sehr beschränkt ist, gibt dem Verfasser noch Gelegenheit zu weitern Betrachtungen, bei denen er sich dagegen verwahrt, daß er seine Memoiren in feindlicher Absicht geschrieben habe, sondern allein von dem Wunsche beseelt, vielleicht einen kleinen Nutzen für die von ihm so hochverehrte k. k. Armee zu stiften. Wir wollen diese Versicherung gern annehmen und verweisen unsere Leser vom Fach für die noch folgenden Capitel: „VIII. Die Montur und Ausrüstung"; „IX. Die Unteroffiziere"; „X. Die Grenadiere"; „XI. Die Militärgrenze" und „XII. Feldmarschall Graf Radetzky", auf das Buch selbst, da eine eingehende Besprechung von VIII—XI. für das allgemeine Publicum wol nur von untergeordnetem Interesse sein dürfte und XII. nur ein persönliches Erlebniß des Verfassers mit dem greisen Feldherrn, dem Ideal des kaiserlichen Heers, enthält. 54.

Notizen.

Der deutsche Humor und das Ausland.

Wir müssen auf die in Nr. 23 d. Bl. angeführte Behauptung eines französischen Blattes, daß die Abenteuer Münch-

hausen's französischen Ursprungs seien und daß der deutsche Geist zu solchen Erfindungen viel zu ernst sei, noch ein mal zurückkommen. Daß in der altfranzösischen Münchhausiade, der „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité", einzelne Erzählungen dem Inhalte nach dieselben sind wie in der deutschen, beweist noch nichts gegen die Originalität der letztern im Ganzen; denn, wie schon früher bemerkt, Lügner und Aufschneider wie der bekannte hannoverische Baron Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen, die nicht zu literarischen Zwecken aufschneiden, benutzen gelegentlich auch alte Erfindungen, wo sie dieselben auch finden. Es ist möglich, aber es ist durchaus nicht nothwendig, daß Baron Münchhausen die „Nouvelle fabrique" gekannt hat. Es gibt Jägeranekdoten, die jeder Jäger erzählt und die vielleicht selbst europäisches Gemeingut sind *), wer wollte aber ihren Ursprung auffinden? Fast bei jedem Regimente findet sich irgend ein Aufschneider und Possenreißer, der seine Kameraden mit Geschichten und Abenteuern ergötzt, von denen er vielleicht nur die Hälfte selbst erfunden hat. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß bei gewissen französischen Truppentheilen in Algier solche Spaßmacher, ohne Zweifel doch Deutsche oder Elsasser, immer die „Lustic" genannt zu werden pflegen; die französischen Soldaten halten uns also durchaus nicht für so grämlich wie die französischen Kritiker. Baron Münchhausen liebte es, seine als russischer Cavalerieoffizier in den türkischen Feldzügen 1737—39 erlebten Abenteuer phantastisch auszuschmücken und immer wieder und wieder zu erzählen. Seine Aufschneidereien hatten also einen ebenso wol localen als zeitlichen Hintergrund, und er wird schon deshalb nicht viel ältere landläufige Anekdoten haben brauchen können, wie denn auch der französische Kritiker in der angeführten Notiz nur von „mehren" Anekdoten spricht, die in der „Nouvelle fabrique" und in „Münchhausen" dieselben seien. Ohne den Stempel der Originalität zu haben, würden die von dem Deutschen B. A. Raspe zuerst in englischer Sprache zusammengestellten und veröffentlichten Abenteuer Münchhausen's nicht ihren Weltruf erlangt haben, Münchhausen würde nicht unter allen Völkern als der „Lügenvater", als der Typus aller Aufschneider gelten. Die Bemerkung der „Edinburgh review" (Jahrgang 1827, Bd. 46), daß „four-fifths of all the popular mythology, humour and romance, to be found in Europe in the sixteenth and seventeenth century" aus Deutschland stamme, spricht gänzlich gegen die Behauptung des Franzosen, daß der Deutsche zu ernst sei, um Späße zu erfinden. Der ältere wie der spätere Goethe'sche „Reineke der Fuchs" erlebte mehre englische Uebersetzungen **), und irren wir nicht, so ist auch die so ganz deutsche „Jobsiade" in Neuyork vor einigen Jahren englisch erschienen. Der „Tyll Eulenspiegel" ging in alle europäischen Sprachen über, ja die Franzosen haben danach ein eigenes Wort „espiègleries" zur Bezeichnung von Eulenspiegelstreichen gebildet, und selbst das Wort „calembourg" dürfte sich am natürlichsten auf die Späße des östreichischen Eulenspiegel, des Pfarrers Wigand von Theben, genannt der „Pfaffe vom Kahlenberge", zurückführen lassen.

H. M.

*) Wir wissen aus Barnum's Memoiren, daß sogar die Trappers in den Urwäldern Nordamerikas sich an solchen Aufschneidereien ergötzen.

**) Auf die früheste im Jahre 1481 unter dem Titel „The history of the Reynert the Fox, by me William Caxton" herausgekommene Uebersetzung berufen wir uns deshalb nicht, weil dieser englische „Reynert" laut der Titelangabe aus dem Niederländischen übersetzt ist und wir uns hier auf eine Untersuchung der Ursprünge dieser Thiersage und ihre vielfachen Verschlingungen nicht einlassen können. Die alte englische Uebersetzung des „Narrenschiff" („Shippe of fooles") ist nicht nach dem deutschen Original, sondern nach dessen lateinischer Uebertragung gearbeitet.

Caspar Weinreich's Danziger Chronik.

Bei Stargardt in Berlin erschien soeben: „Caspar Weinreich's Danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzigs, der Lande Preußen und Polen; des Hansabundes und der nordischen Reiche. Herausgegeben und erläutert von Theodor Hirsch und F. A. Voßberg. Mit Abbildungen." Die Wichtigkeit dieser Chronik ist nach dreihundertjähriger Vergessenheit durch Zufall zutage getreten. Die Geschichte Danzigs vom Frieden zu Thorn (1466) bis 1520 konnte man bisjetzt im Wesentlichen als eine tabula rasa betrachten. Aber gerade diese 50 Jahre sind von der größten Bedeutung gewesen, in ihnen hat Danzig als Hansestadt eine sehr gewichtige Rolle gespielt, z. B. durch seine Theilnahme an den englischen Rosenkriegen, welche auch die Erwerbung des danziger Bildes vom Jüngsten Gericht zur Folge hatte. Auch fällt gerade in diese Zeit das regste Interesse Danzigs für Kunstbauten. Von diesem interessanten Werke, das auch von einem Aufsatze über die Haus- und Hofmarken begleitet und dessen Preis 4 Thlr. ist, sind nur 300 Exemplare, darunter zwei auf Pergament, abgezogen worden. 61.

Bibliographie.

Barthel, K., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 4te stark vermehrte und verbesserte Auflage. Ausgabe letzter Hand des Verfassers. 1ste Lieferung. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 10 Ngr.

Brinckman, J., Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. 2tes Heft: „Kaspar-Ohm un ick". Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 16. 6 Ngr.

Classen, J., Friedrich Jacob, Director des Catharineums in Lübeck in seinem Leben und Wirken dargestellt. Nebst Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Genast, W., Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Ngr.

Griepenkerl, R., Dramatische Werke. 3ter Band. — A. u. d. T.: Ideal und Welt. Schauspiel in fünf Akten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Ngr.

Vogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. 3te mit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Ricker. Gr. 9. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Aichel, C. O. F., Ueber den Cultus der lutherschen Kirche, insonderheit über das Princip der Ordnung des Hauptgottesdienstes derselben. Ein Vortrag in der zweiten Pastoral-Conferenz lutherscher Confession zu Stade am 30. August 1854. Stade, Schaumburg. 1854. Gr. 8. 4 Ngr.

Jaspis, A. S., Mein Abschiedswort an die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Elberfeld. Abschieds-Predigt, gehalten am 1. Sonntag nach Ostern 1855. Nebst einer Beilage: Hinweisung auf Predigten während seiner hiesigen Amtsführung. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Vier Worte für Eure Zukunft! Confirmationsrede über Phil. 2, 12—16. am 11. März 1855 gehalten und mit zwei Beilagen, allen Confirmanden gewidmet. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Krabbe, C. F., Nekrolog des Pfarrers und Seminar-Direktors Theodor Mühren zu Langenhorst. Münster, Theissing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Erinnerung an die Feier der Grundsteinlegung des Missionshauses zu Leipzig am 14. Mai 1855. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

CONVERSATIONS-LEXIKON.

Verlag von **F. A. BROCKHAUS** in Leipzig.

Die **zehnte Auflage dieses berühmten Werks ist vollendet.** Die Verlagshandlung veranstaltet davon jetzt eine

neue Ausgabe in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.,

Monatlich drei Viertelbände (am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai an). Vollendung bis Ende 1856. Der erste Viertelband nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das Werk ist auch folgendermaassen zu beziehen: **vollständig auf einmal** (20 Thlr.), **in 15 Bänden** (zu 1 Thlr. 10 Ngr.), **in 120 Lieferungen** (zu 5 Ngr.), und zwar **in allen beliebigen Terminen.**

Gleichzeitig und in denselben Terminen erscheint von dem

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon

eine dritte Ausgabe in 60 Lieferungen zu 12 Ngr.

(500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst über 100 Bogen Text.) Erste Lieferung nebst Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Das ganze höchst lehrreiche und schöne Werk ist fortwährend auch **auf einmal vollständig** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) **in beliebigen Terminen** zu beziehen, jede der **zehn Abtheilungen** als selbständiges Werk auch **einzeln.**

In der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung in **Nördlingen** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Vegetationsverhältnisse

der Jura- und Keuperformation in den Flußgebieten der Wörnitz und Altmühl. Geschildert von Dr. **A. Schnizlein** und **A. Frickhinger.** Gr. 8. Mit der geognostisch-topographischen Karte. 2 Thlr. 10 Ngr., oder 3 Fl. 36 Kr. Prachtausgabe in 4. 3 Thlr. 10 Ngr., oder 6 Fl.

Eine von den competentesten Richtern für unübertroffen erklärte Localflora, in welcher die durch die fortgeschrittene Wissenschaft gebotene neue Methode mit schlagendem Erfolg an nahezu 100 Quadratmeilen Landes von den Herren Verfassern in Ausführung gebracht ist. Die beigegebene geognostische Karte muß überdies das größte Interesse für den District erregen, der vordem unbekannt war und des Unerwarteten so viel bietet. Die Karte allein kostet 20 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CLEMENTIS ALEXANDRINI DE ΛΟΓΩΙ DOCTRINA.

Scripsit **Hugo Laemmer,** philosophiae doctor. Commentatio historica theologica ex decreto s. v. theologorum Lipsiensium ordinis die sacrorum instauratorum A. MDCCCLIV. Praemio regio ornata. 8. Geh. 20 Ngr.

Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss,** praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte,** der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Die Vollendung des Werks bis Ende 1855 kann auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche **Prospecte** und das bereits Erschienene (**Erster Band bis dritten Bandes erste Lieferung. Abbinden — Rückenmark**) vorräthig.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

König Jerôme's Carneval.

Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig.

In drei Theilen. Erster Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman, dessen zwei letzte Theile dem ersten rasch folgen werden, bildet zugleich den 2.—4. Band der **„Gesammelten Schriften"** Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina" begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser" (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher" Waldenser. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheiuungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.*** **Zwölfte Lieferung.** (Schrötter — Taschenbuch.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermässigten Preise** 20 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Gutzkow's „Lenz und Söhne".

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen.

8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Gutzkow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Es bildet zugleich die zweite Abtheilung des achten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow.** Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 25 Ngr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

GRAESER (Charles), **The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.** Adapted from the 78th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

AHN (F.), **A new, practical and easy method of learning the German language.**

First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.

Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.

Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 28. Juni 1855.

Inhalt: Alexander Puschkin. Von **Rudolf Gottschall**. — Hermann Kurz' „Sonnenwirth". Von **Adolf Zeising**. — Zur musikalischen Literatur. — Die Literatur des östreichischen Kaiserstaats. — Aus London: Richard Congreve über die Zeitgemäßheit der militärischen Dictatur; Der Roman „Moredun"; Baron Müffling's Gesandtschaftsreisen; Neue Journale; Theater. — Das Gellertbuch. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Alexander Puschkin.

Alexander Puschkin's poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Erster Band: Gedichte. Zweiter Band: Eugen Onägin, Roman in Versen. Berlin, Decker. 1854. 16. 3 Thlr.*)

Seit die Romantiker in Deutschland das Studium der neuen fremden Literaturen geweckt, seit Goethe die Weltliteratur, die geistige Verbrüderung der Nationen angeregt, hat sich unser literarischer Horizont nach allen Seiten hin beträchtlich erweitert, und jede bedeutende Dichterphysiognomie des Auslands wird auf die currenten poetischen Münzen unserer Sprache geprägt. Durch diese Aneignungen hat sich besonders Bodenstedt große Verdienste erworben, indem er den Kaukasus mit Land und Leuten zu einer Domäne der deutschen Poesie gemacht und auch die hervorragenden Dichter Rußlands bei uns einzubürgern sucht. Durch eine seltene und überraschende Formgewandtheit, der stets ein gefälliger und bezeichnender Ausdruck zugebote steht, durch eine Herrschaft über den Reim, die ihn nicht blos melodisch austönen, sondern auch zur charakteristischen Bezeichnung der Stimmung und Färbung mitwirken läßt, durch die eigene phantasievolle Lebendigkeit ist Bodenstedt vor Allen zu einer poetischen Uebersetzung oder Umdichtung berufen, welche dem Geiste der eigenen und der fremden Sprache gerecht wird und treu, ohne servil zu sein, zwanglos, ohne in Licenzen auszuschweifen, ein fremdes Dichterbild uns ohne Verrückung seiner geistigen Dimensionen in meisterhafter Verdeutschung nahebringt.

Alexander Puschkin gilt für Rußlands größten und volksthümlichsten Dichter. Er hat ein entschieden national-russisches Colorit und patriotische Begeisterung. Darauf beschränkt sich indeß seine Originalität. Im Uebrigen ist er ein schlagender Beweis dafür, daß keine Grenzsperre im Stande ist, das geistige Fluidum abzuhalten, das einer bestimmten Zeit angehört, und daß das specifisch volksthümliche Element bei Dichtern, welche eine bestimmte Stufe der Cultur repräsentiren, nicht gerade hoch angeschlagen werden kann. Will man aber Puschkin durchaus als den Vertreter des national-russischen Geistes hinstellen, so wird man leicht zur Ueberzeugung kommen, daß sich Bruno Bauer und die charlottenburger Ideologen irren, wenn sie diesen Geist als einen urkräftigen und zukunftsvollen dem germanischen gegenüberstellen. Gerade aus Puschkin's Hauptschöpfungen weht uns eine Blasirtheit der Hypercultur entgegen, die ganz der ersten Phase des modernen Geistes und seiner Zerrissenheit angehört, und nur die große Grazie und Bedeutung des dichterischen Talents selbst kann uns einen Augenblick hierüber täuschen. Puschkin's Dichtungen gehören der Weltliteratur an, und darf man nach ihnen die nationale und poetische Productionskraft des russischen Geistes beurtheilen, so sieht man, daß diese Nation sich bisjetzt keine selbständige Cultur geschaffen, daß die Höhen ihrer Bildung nach fernen Landen hinübersehen und daß ihre Originalität in den eigentlichen Volksschichten bisher mit der Cultur und Poesie nur wenig in Berührung kommt. In Puschkin's Dichtungen vibrirt keine zukunftsvolle, nationale Ader; es finden sich in ihnen keine geistigen Gesichtspunkte, welche eine Erneuerung und Erfrischung des geistigen Lebens in Europa in Aussicht stellen; es fehlt ihm alle objective Harmlosigkeit und gestaltende Kraft, die nimmer einer jungen naiven Nation fehlt. Rußland ist oft eine Schöpfung Peter's des Großen genannt worden, eine Schöpfung, zu der das Ausland die regulirenden Elemente hergeben mußte. Der russische Staat wird durch die mächtige monarchische Einheit, deren centrale Kraft noch durch das nationale Hohenpriesterthum des Zaren erhöht wird, zusammengehalten; aber er besteht aus einem Conglome-

*) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, ist auch der dritte Band der von Bodenstedt übersetzten Puschkin'schen Werke erschienen, der das historische Drama „Boriß Godunoff", die dramatische Phantasie „Der steinerne Gast" (aus des Dichters Nachlaß), das dramatische Fragment „Mozart und Salieri", das Märchen-Drama „Die Stromnixe", endlich „Biographische Notizen", ein Schreiben Shukowskij's über die letzten Augenblicke Puschkin's, eine Abhandlung: „Puschkin's Stellung in der russischen Literatur" und als Anhang aus des Dichters Nachlaß „Die ägyptischen Nächte" enthält. D. Red.

rat von Nationalitäten, Finnen und Liven, Tataren und Samojeden, Polen und Deutschen. Die Macht des Absolutismus, der aus diesen Volksstämmen den russischen Staat bildet, hat an und für sich nichts Nationales; sie ist allgemein europäisch und modern. Und so ist auch die Bildung der höhern Volksclassen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Dichter dem Beispiele des großen Zaren folgen und im Auslande das poetische Zimmerhandwerk erlernen.

Puschkin hat eine ausgesprochene Verwandtschaft mit Lord Byron, die sich aufdrängt, auch wenn man nicht nach Vergleichen sucht. Die schwunghafte Naturpoesie, das glänzende landschaftliche Colorit, das Drapirende und Malerische in der Charakteristik, der Mangel an aller Objectivität, der bis zur Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Faden der Handlung geht, an den sich die Perlen der Reflexionen reihen, sind in Puschkin's poetischen Erzählungen nicht zu verkennen und beiden Dichtern gemeinsam. Noch mehr tritt diese Verwandtschaft in „Eugen Onägin" hervor, der im nonchalanten und frivolen Ton, in dieser humoristisch-abspringenden Art und Weise, welche allen Ideenassociationen ohne Bedenken folgt und nur einzelnen Episoden lyrisches Relief und feste poetische Bildung übrigläßt, augenscheinlich an Byron's „Don Juan" erinnert. Nur ist Puschkin im Ganzen einfacher und klarer als Byron und trifft den reinen Ton der Empfindung besser, erreicht aber weder die geistige Tiefe des Briten, noch seinen hinreißenden dithyrambischen Schwung. Vom Faust liegt nichts in Puschkin und in den Russen; eher vom Don Juan. Eugen Onägin ist ein winterlicher Don Juan im Zobelpelz. Die Scenerie ist bei Puschkin immer russisch — Rußland bietet vom Weißen bis zum Schwarzen Meere eine Fülle landschaftlicher Decorationen, hat den Norden und Süden zugleich, sodaß ein Dichter nie in die Verlegenheit kommt, für seine Darstellungen einen ausländischen Boden zu suchen. Auch geben die vielen Völkerschaften und ihre Eigenthümlichkeiten dem dichterischen Sinn und der Sittenschilderung einen weiten Spielraum. Doch diese Elemente, die von Puschkin mit Glück benutzt sind und denen er seine Volksthümlichkeit verdankt, berühren nur die Oberfläche des nationalen Lebens. Fragen wir nach dem geistigen Kern, nach den innern mächtigen Hebeln nationaler Bedeutung, nach den frischen Trieben der Volkskraft, so bleibt die Antwort aus. Das Volk antwortet vielleicht mit der Begeisterung für seinen Glauben, für die griechische Kirche, für ihren Vertreter, den Zaren; aber Puschkin ist ein skeptischer Dichter aus der Byron'schen Schule, dem diese Antwort trivial und unpoetisch erscheinen dürfte.

Am volksthümlichsten unter den vorliegenden Dichtungen Puschkin's erscheinen wol die „Balladen" und „Märchen", z. B. „Budoyß und seine Söhne", „Der Ertrunkene", „Der Husar", in welchem ein martialisch-frischer Soldatenhumor sich den Schnurrbart streicht und das Gespenstische durch den naiven Ton der Darstellung einen frischen Reiz gewinnt. Die Märchen, besonders das Märchen vom „Zar Saltan", sind allerliebst erzählt; selbst die häufigen Wiederholungen ermüden nicht, sondern geben dem Ganzen einen traulichen Anstrich; es ist gleichsam der perlende Schaum volksthümlicher Geschwätzigkeit, der diese Blasen wirft. Wenn irgendwo, so ist hier das Verdienst des Uebersetzers hoch anzuschlagen; denn bei diesen dicht aufeinanderklappenden Reimen den Ton der Natürlichkeit und Einfachheit festzuhalten, jenen unsagbaren Zauber der heitersten Naivetät in der Färbung des Ganzen wiederzugeben, das ist ebenso schwer, wie Bodenstedt in einer Weise gelungen, die sich dem Gedächtniß unwillkürlich einprägt.

Die kleinern lyrischen Blüten, die uns der Uebersetzer mittheilt, haben meistens aromatischen Duft. Was uns aus ihnen am deutlichsten entgegentritt, ist die hohe Begeisterung des Dichters für seinen Dichterberuf. So schön sich dieselbe in „Der Dichter" ausspricht, so berührt sie im „Denkmal" dagegen mit dem erhabenen Scheitel des Horaz die Gestirne.

Monumentum exegi aere perennius —

klagt uns gleich aus den ersten Zeilen des Gedichts entgegen.

Nein, ganz vergeh' ich nicht; mag auch zu Staube werden,
Was der Verwesung Raub, der Leib, den man begräbt —
Im Liede lebt mein Geist, solange noch auf Erden
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Durch alles Russenland trägt meinen Ruhm die Muse,
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,
Der stolze Slawe mich, der Finne, der Tunguse,
Wie der Kalmück der Steppe kennt.

So haben weder Schiller noch Goethe gesungen, wol aber Schlegel und Platen. Sich so für seine eigene Begeisterung zu begeistern, die Herrlichkeit der eigenen Muse zu feiern, ist weniger die Sache des naiven Genies als die des sich selbst bewundernden Talents. Einzelne Klänge athmen melancholischen Zauber. Specifisch russisch klingt das Epigramm „Gold und Stahl":

Mein ist Alles, sprach das Gold;
Mein ist Alles, sprach der Stahl.
Alles kauf' ich, sprach das Gold;
Alles nehm' ich, sprach der Stahl.

An diesen politischen Wahlspruch reiht sich das Gedicht „Den Verleumdern Rußlands", das sich in patriotischer Begeisterung gegen die Volksredner wendet, welche die Sache der Polen vertheidigen, und sie als unberufen zurückweist:

Es ist ein alter Streit im slawischen Geschlechte,
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Rechte.

Nach einem Hinweis auf Moskaus Brand und die Befreiung Europas aus Napoleon's Ketten, welche Puschkin ganz für die Russen in Anspruch nimmt, obgleich ihnen doch blos die Initiative zukommt, schließt das Gedicht mit einer Herausfoderung, die heutzutage besonders bedeutsam klingt, seit dieser poetische Fehdehandschuh von einem großen Theile Europas aufgenommen ward:

In Worten seid ihr stark — versucht es in der That,
Denkt ihr, von Ismail der alte Feldsoldat

Vermag aufs neue nicht sein Bayonnet zu schwingen?
Denkt ihr, des Zaren Wort wird ungehört verklingen?
Ist's neu für uns, mit Europa zu kriegen,
Hat der Russe verlernt zu kämpfen und siegen?

Sind uns'rer wenig? Oder von Perm bis Tauris-Land,
Von Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Kyrosstrand,
Von wo der Kremlin golden blinkt,
Bis wo sich Chinas Mauer schlingt,
Erhebt sich Rußland nicht alsbald
Gleichwie ein Stahl- und Eisenwald?
D'rum, eitle Schwätzer, lärmt nicht mehr!
Schickt eure Söhne zu uns her,
Sie finden Platz im Russenland
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt!

Die größern poetischen Erzählungen, von denen „Der Springquell von Bachtschisarai" am meisten durch ein anmuthiges Colorit anzieht, sind vortrefflich in Bezug auf lebendige dichterische Schilderung; aber wo es einer innern Motivirung gilt und den Einschlag dramatischer Fäden, wo das naive, ursprüngliche und vollkommen begründete Interesse am Fortgang der Handlung, das in den nachgedichteten russischen Märchen so treulich gewahrt ist, sein Recht verlangt, da empfinden wir jene bedenklichen Lücken der Darstellung, die uns auch in den Byron'schen Dichtungen in so mislicher Weise bemerkbar werden. Die Charaktere sind alle mit dem gleichen Gold- und Silberschaum bekleidet, wie die Nüsse und Äpfel am Christbaum. Die Frauen sind lyrische Schönheiten, duftige Zauberblüten, aber kaum anders als durch ihren Teint unterschieden; die Männer sind alle Abenteurer, entweder feurig wild oder kokett-blasirt. Dies gilt nun freilich nicht von dem ehrlichen Tatarenkhan Girei im „Springquell von Bachtschisarai"; denn dieser grimme Khan, der auch am Schluß von Fieber und Weltschmerz angewandelt wird, verhält sich im Ganzen mehr passiv. Der nur malerisch gehaltene Contrast zwischen der Kaukasierin Savema und der Polin Maria, zwischen mohammedanischer Glut und christlicher Innigkeit, hat offenbar den Dichter zu dieser Erzählung begeistert und ist auch das Reizende und Ansprechende darin. Wir haben zwei herrlich colorirte Porträts, dahinter den Duft einer lieblichen Landschaft. Die Schilderung, nicht die Erzählung ist dem Dichter die Hauptsache; das Lyrische überwiegt das Epische. Die Geschichte selbst verläuft sich nach kurzem Anlauf im Geheimnißvollen, das auch der Bequemlichkeit des ungern durch die Pflicht der Erzählung gebundenen Dichters entspricht. Am Schluß erscheint er selbst auf der Bühne der Handlung; sein eigenes Empfinden tritt ganz in den Vordergrund und läßt das Gedicht nur als ein aufgefundenes lyrisch verwerthetes Reisebild erscheinen. Die Poesie der „Krim", in der die Dichtung austönt, dürfte jetzt von besonderm Interesse sein:

O schönheitreiches Wunderland,
Wo Alles lebt und glüht und schwillt,
Des Segens und der Freude Bild.
Das Wellgeräusch am kühlen Strand,
Die Hügelreih'n, die dunkeln Wälder,
Der Strom, die reichen Saatenfelder,
Die Reben, wie Sapphire prächtig
Die Thäler schmückend in der Runde —
Das Alles lockt den Wand'rer mächtig,
Wenn er in stiller Morgenstunde
Den steilen hohen Bergpfad reitet,
Und unten, wo das Meer sich breitet,
Die Wässer glänzend grün sich bäumen
Und mit gewalt'gem Wellenschlag
Den nackten Felsenfuß umschäumen
Des Vorgebirges Aju-Dagh.

„Poltawa", in drei Gesängen, hat eine vorwiegend nationale Färbung, die ins Unheimliche und Düstere übergeht. Die unbegreifliche Liebe der jungen Maria zum greisen Maseppa, die Grausamkeit und der Rebellentrotz dieses Häuptlings, welcher den Vater seiner Geliebten hinter ihrem Rücken hinrichten läßt, weisen auf eine Roheit culturfremder Verhältnisse hin, die allerdings etwas Ursprüngliches hat. Doch wenn auch die Tragik eines gewaltsam zerrissenen Familienlebens, die Collision zwischen der Liebe zum Vater und zum Geliebten in einfach ergreifender Weise bis zum dämonischen Ausgang durchgeführt ist, so fehlt doch dem historischen Element der Dichtung, bei aller Breite der Ausführung, die Größe der Auffassung und die epische Durcharbeitung. Die Schilderung der Schlacht von Poltawa ist geschichtlich treu, aber poetisch matt, und von Karl XII., einer so interessanten Gestalt, erhalten wir nur ein unbestimmtes Bild ohne alles in die Augen springende Gepräge, ohne die drastische Kraft bedeutsamer Züge, ohne jede poetische Magie. Hier wird uns die Grenze des Puschkin'schen Talents am klarsten. „Graf Nulin" führt uns in das moderne fashionable Rußland hinüber, dessen großes Epos „Eugen Onägin" ist. Die Pointe der kleinen Dichtung ist entschieden frivol, der Erzählungston aber von echt französischer Grazie.

Von „Eugen Onägin", der den ganzen zweiten Band einnimmt, sagt der Uebersetzer in der Vorrede, daß er für Rußland von ähnlicher Bedeutung sei wie Goethe's „Faust" für Deutschland. Er nennt ihn „einen Roman in Versen, in welchem ganz Rußland sich wiederspiegelt", und stellt ihn „den besten poetischen Schöpfungen aller Völker und Zeiten" zur Seite.

Ein modernes Epos, das in unserer Culturepoche spielt und dabei nicht große Nationalkämpfe besingt, sondern die Geschichte einer persönlichen Bildung und die Conflicte der Empfindung, kann nichts Anderes sein als eine poetische Erzählung, ein Roman in Versen. Wir sind weit davon entfernt, die rhythmische Form dabei für etwas Gleichgültiges zu halten, denn ihr Zauber hebt jedes Werk in eine höhere künstlerische Sphäre. Wer ist nun der Held unsers Romans? Hören wir den Dichter selbst:

Wie frühe schon in der Verführung
Trugvoller Kunst war er geübt,
Bald voll Verzweiflung, bald voll Rührung,
Hinwelkend, schmachtend, froh, betrübt,
Gleichgültig, eifersüchtig, fügsam,
Stolz, übermüthig und genügsam!
Bald saß er stumm in trübem Muth,
War bald beredt, voll Schwung und Glut,

Wie er in seinen Briefen häufig
Sich geh'n ließ, blindlings allezeit
Nur Einer Liebe ganz geweiht!
Selbst Thränen waren ihm geläufig.
Im Auge wechselte die Scham
Mit Frechheit, wie es gerade kam.

Und nun der Revers der Münze, nachdem die Saison vorüber ist:

Was gleichsam als moral'scher Wermuth
Onägin zu verbittern schien,
War eine Art moderner Schwermuth,
Im Englischen nennt man sie Spleen.
Sein Leiden schuf ihm große Nöthen,
Doch Gott sei Dank, sich selbst zu tödten
Hätte Onägin nie gewagt,
Wie sehr das Leben ihn auch plagt.
Gleichwie Childe Harold finster, grämlich
Erschien er, nichts, was ihm gefiel,
Kein zarter Blick, kein Scherz, kein Spiel,
Kein Seufzer, ob noch so vernehmlich
Und unvorsichtig, rührt ihn mehr,
Die Welt ist für ihn wüst und leer.

Das ist unser Held!

Was kann denn dieser Misère
Großes passiren, was kann Großes durch sie denn gescheh'n?

Er zieht sich auf seine Güter zurück, findet einen edeln, weniger blasirten Freund, wird von diesem gefodert, weil er seiner Braut in etwas zu auffallender Weise den Hof gemacht, und erschießt ihn im Duell. Eine ihn liebende Schönheit, die er ungerührt verschmäht hat, sieht er später in Moskau als Fürstin, in glanzvollen Umgebungen als gefeierte Schönheit wieder; nun entbrennt er in Leidenschaft zu ihr; doch das Blatt hat sich gewendet; sie bleibt ihrem Gatten treu. Börne erzählt einmal:

Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie keinen seitdem. Es war ein Säbelchen, zum Tabacksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben.

Unserm Helden geht es gerade umgekehrt wie Börne. Er hat das Säbelchen liegen lassen, als es zu seinen Füßen lag, und jetzt hat er schlaflose Nächte darüber. Die Ironie des Schicksals ist in beiden Fällen gleich empfindlich. Doch interessiren wir uns für diese Nemesis, die den petersburger Don Juan ereilt? Er hat sie gewiß verdient und wird sich überdies zu trösten wissen.

Der Faden der Erzählung ist im Ganzen also sehr einfach und erinnert mehr an Bulwer und Balzac als an eine Iliade oder Luisiade, Messiade oder Faustiade. Eugen ist ein moderner Reflexionsheld ohne alle Gedankentiefe, ein Virtuose des Lebensgenusses; sein Epikuräismus hat ihn so blasirt gemacht, daß seine erhabene Gleichgültigkeit gegen die Welt und das eigene Schicksal ihm einen stoischen Anschein gibt. Ist der „Eugen Onägin" das russische Nationalepos, so sieht es traurig mit der russischen Nation aus; acceptirt sie diesen poetischen Wechsel, den der Dichter an ihre Ordre ausgestellt, so steht ihre Cultur dem Zeitalter eines Heliogabalus näher als dem Zeitalter eines Curius Dentatus, oder selbst dem eines Julius Cäsar. Auch Eugen beweist Muth im Duell; doch es ist der Muth der düstern Lebensverachtung, nicht der Muth jugendlicher Thatkraft und eines freudigen Enthusiasmus. Ist dies der mauerfeste Muth der russischen Bataillone?

Wie sieht es nun mit der Form unserer Dichtung aus? Sie ist unnennbar graziös, von einer außerordentlichen Feinheit der Wendungen, von einer geistigen Gewürzhafhaftigkeit, in deren Arom man mit Vergnügen schwelgt. Ueber vielen Stellen schwebt ein lyrischer Duft von zauberischer Färbung; die Treue und Virtuosität der landschaftlichen und Sittenschilderungen ist höchst anziehend, die psychologischen Gemälde sind von großer Wahrheit und mit geistvollen Reflexionen durchwebt. Der Stil Puschkin's ist von imponirender Einfachheit und Klarheit, ohne alle Ueberladung und doch mit lieblichen und treffenden Bildern ausgeschmückt. Ungeachtet aller dieser Vorzüge weht durch dies Gedicht kein epischer Geist, der sich an unbefangener Darstellung erfreut. Der Dichter steht selbst hoch über dem Helden, der Held hoch über den Begebenheiten; es ist eine raffinirte Reflexion, die sich zum Spiel mit den Dingen, mit dem Leben herabläßt. Nicht nur daß der Dichter dem Helden fortwährend die Orakel einer weltmüden Ueberlegenheit soufflirt, er tritt selbst in den Vordergrund, ein verwandter Geist, wenn auch eine editio castigata seines Helden und ergänzt in den Schlußparabasen die Biographie Onägin's mit biographischen Episoden aus seinem eigenen Leben. Er verhält sich etwa zu Onägin wie Childe Harold zu Don Juan. Seine eigenen Ergüsse sind elegischer, duftiger, weihevoller, aber im Ganzen doch aus derselben Tonart. Der Dichter seufzt nach zwei unvergeßlichen Füßchen.

Was mir das Leben
Einst werth gemacht: Ruhm, Vaterland,
Ehrgeiz und was ich sonst empfand:
Ich hab' es um euch hingegeben!
Doch all' mein Jugendglück verschwand,
Wie eure Spur im Wiesenland.

Doch unterscheidet er sich von seinem Helden wieder durch Heiterkeit der Weltanschauung:

Nein, nicht vergebens
War ich mit Leib und Seele jung,
Und hab' ich mich mit Glut und Schwung
Gefreut der Freuden dieses Lebens;
D'rum ziemt mir's, heitern Sinnes nun
Nach all' dem Festlärm auszuruh'n.

Und an einzelnen Stellen kommt auch eine Begeisterung zum Durchbruch, die uns für die Auffassung des Werks neue Gesichtspunkte eröffnet.

In der That können wir dieser Dichtung nicht gerecht werden, wenn wir sie als ein episches Nationalwerk betrachten wollen. Dann ist sie nur ein Conglomerat von Schilderungen und Reflexionen, die an und für sich ein bedeutendes poetisches Talent bekunden. Der subjective Standpunkt des Autors wäre dann nur fehlerhaft. Er wird aber berechtigt, wenn wir das Werk als die Satire eines feinfühlenden und edeldenkenden Geistes auf unwürdige Verhältnisse ansehen. „Eugen Onä-

gin" ist bedeutend als ein großes Culturgemälde des heutigen Rußland, das um so treuer erscheint, je mehr der Dichter selbst von den trüben Stimmungen und Zuständen, die er schildert, angesteckt und der Mitschuldige seines Helden ist. Aber er erhebt sich auch in den Augenblicken der Weihe über diese nichtige Welt:

Du aber darfst mir nicht entfliehen,
Begeisterung, sollst mit mir ziehen
Und wohnen unter meinem Dach.
Du hältst des Dichters Seele wach
Und nährst in ihr den Götterfunken
Der Liebe, die sie warm erhält
In dieser kalten, starren Welt,
Im Wahn und Eigennutz versunken —
O bleib' mir treu, daß nicht mein Herz
Verstein're wie ein tönend Erz.

In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten!
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Roheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur —
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre —
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, Alle baden hier —

nämlich in Rußland. So erscheint der Dichter zwar nicht als Homer, doch als Juvenalis, und schwingt seine Geißel über eine ausgeartete Cultur. Leider zeigt die Hoffnungslosigkeit des Poeten uns keine einzige Lenzesknospe in diesem winterlichen Bild. Das russische sociale Leben erscheint wie ein tolles Schlittschuhlaufen auf dem Eis, bei welchem Geist und Herz erstarrt. Das Leben der höhern Stände in Petersburg und Moskau und auf dem Lande wird uns in zahlreichen humoristisch-satirischen Arabesken vorgeführt. Vom Volke erfährt man nichts, höchstens von den Lakaien und Kutschern:

Teufel und Amoretten fliegen
Noch hin und her beim Lampenschein;
Auf ihrer Herrschaft Pelzen liegen
Im Hausflur schnarchend die Lakai'n.

Noch in Parterre und Logen mischen
Sich Beifallsruf, Geklatsch und Zischen.
Man hustet, reckt sich, schnupft sich aus,
Vom Licht noch strahlt das ganze Haus.

Die angeschirrten Pferde schauern
Vor Kälte, wiehern, schütteln sich,
Indeß die Kutscher ärgerlich
Und fluchend bei den Feuern kauern.

Der edle deutsch-idealistische Lensky mit seinem unverdorbenen Empfinden erfreut sich gerade auch nicht der Sympathien des Dichters, der ihn eher in ironischer Weise schildert. Die Elegie am Grabe Lensky's indeß, der im Duell fällt, gewinnt dadurch einen doppelt wehmüthigen Reiz, daß dem Dichter Puschkin selbst ein gleiches Loos beschieden war. Der Poet bedauert und verspottet ein Vorurtheil, dessen Opfer er später selbst wird.

Bodenstedt hat sich durch diese ausgezeichnete Bearbeitung eines interessanten Dichters ein großes Verdienst erworben, wenn wir auch mit dem Urtheil nicht übereinstimmen können, das diesen „Onägin" zu den besten poetischen Werken aller Völker und Zeiten rechnet. Dazu fehlt ihm sowol Jugend, Kraft, Plastik, nationaler Aufschwung als auch Gedankentiefe; selbst zu einem Aristophanes fehlt Puschkin der tiefere Blick für die innern Ursachen der von ihm geschilderten Culturverirrungen. Sein Dichtergeist ruht wie Nordlichtsschein wehmuthsvoll auf der kalten blitzenden Eisfläche des russischen Lebens; die echte Poesie aber hat den Glanz des Morgenroths, welcher prophetisch den Völkern den wachsenden Tag verkündet. **Rudolf Gottschall.**

Hermann Kurz' „Sonnenwirth".

Der Sonnenwirth. Schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Von Hermann Kurz. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman — ein Bestandtheil der „Deutschen Bibliothek" — vereinigt in sich die wichtigsten und wesentlichsten derjenigen Eigenschaften, welche im Stande sind, ihn zu einem für alle Classen der Gesellschaft gleich interessanten deutschen Volksbuche zu machen. Erstens ist der Stoff desselben aus einer durchaus volksthümlichen Sphäre geschöpft; zweitens trägt die Darstellung desselben durch und durch den Charakter einer naturgetreuen, ungekünstelten Abspiegelung, und drittens übt — was als die erste und unerlaßlichste Bedingung des Volksschriftenthums angesehen werden muß — der die Geschichte im Einzelnen wie im Ganzen durchdringende Geist keineswegs eine blos ästhetische oder gar nur dem Bedürfniß nach Unterhaltung genügende, sondern zugleich eine so echt lehrreiche und sittlich-religiös bildende, kurz den ganzen Menschen in allen seinen tiefern Regungen packende Wirkung aus, daß schlechterdings kein Leser denkbar ist, der nicht von irgend einer Seite her dadurch ergriffen und im Innersten bewegt werden müßte.

Den Stoff der Erzählung bildet bekanntlich eine um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Schwaben spielende wahre Geschichte, die zu ihrer Zeit die allgemeine Theilnahme von Deutschland erweckte, in Schwaben, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, unter mannichfachen Formen im Munde des Volks fortlebte, zum öftern bereits auch die Literatur in Thätigkeit setzte und namentlich Schiller zu seiner kürzern Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" veranlaßte. Wenn jedoch Schiller seine Darstellung eine „wahre Geschichte" nennt, so trifft dies nur insofern zu, als sie sich ganz im Allgemeinen an die Schlußentwickelung jenes Ereignisses anlehnte; in allem Uebrigen hat sie mit der wirklichen Geschichte des Sonnenwirths weiter nichts als den Namen gemein; ja selbst dieser ist dem wahren Thatbestand nicht entsprechend, denn nicht der Sonnenwirth selbst, sondern sein Sohn, der nach schwäbischem Sprachgebrauch das „Sonnenwirthle" genannt ward, bildet in der Wirklichkeit wie in der Sage den Träger und Mittelpunkt der hier in Rede stehenden Geschichte, was insofern von der wesentlichsten Bedeutung ist, als sich gerade die ganze Kette der Handlungen und Begebenheiten aus dem eigenthümlichen Verhältniß des noch unselbständigen Sohnes zum Vater, zur Familie und zur bürgerlichen Gesellschaft entwickelt und gerade hierauf das tiefere und allgemeinere psychologische Interesse und die sociale, sittengeschichtliche Bedeutung der Geschichte beruht. Man würde daher außerordentlich irren, wenn man etwa glaubte, der vorliegende Roman sei weiter nichts als eine specialisirte Ausführung der kleinen Schiller'schen Er-

zählung; er ist vielmehr ein von jener völlig unabhängiges, um andere Personen, in andern Verhältnissen, in andern Entwickelungsmomenten sich bewegendes, auf ein sorgfältiges Studium der Acten und der sonstigen Quellen und Hülfsmittel gegründetes, dem Leben und den Ueberlieferungen treu nachgezeichnetes und im Geiste der Poesie ergänztes und wiedergebornes Lebensgemälde, das als solches ebenso sehr die Bedeutung einer „wahren Geschichte" wie die einer volksthümlichen Dichtung in Anspruch zu nehmen hat. „Die Urkunden" — so spricht sich der Verfasser in der über die Quellen und Hülfsmittel Bericht erstattenden Vorrede selbst über das Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit in seinem Buche aus — „enthüllten meinem Auge in und zwischen ihren Zeilen ein Lebensbild, grundverschieden von dem bisher gekannten, aber belebender Darstellung gewiß nicht minder werth. Indem ich eine solche versuchte, mußte ich allerdings die Erfindung zu Hülfe rufen, jedoch keine willkürliche, sondern diejenige Art von Erfindung, welche die vorhandenen geschichtlichen Züge, eine trockene, zerstreute Masse, zu verbinden und zu erklären unternimmt. Meine Erzählung ist keine blos thatsächliche; sie ist Dichtung, aber innerhalb gegebener geschichtlicher Grenzen. Ich glaube, daß die Geschichte, deren Wissenschaft zu einem Cultus zu werden beginnt, der Dichtkunst denselben Dienst zu leisten berufen ist, welchen einst die Kirche den bildenden Künsten leistete: durch Zwang und Beschränkung zu innerer Freiheit und gesteigerter Kraft zu führen. War uns doch auch hierin schon so lange Shakspeare ein Vorbild, er, der nie das Gerippe einer Fabel erfand, aber immer das Fleisch und Blut dazu."

Diesen Grundsätzen gemäß trägt denn auch der ganze Entwickelungsgang des vorliegenden Romans Schritt für Schritt den Charakter der Wahrheit und Natürlichkeit, und von all jenen Verirrungen, denen die erfindende Phantasie so leicht ausgesetzt ist, weil sie sich ebenso wenig von einer streng logischen, berechenbaren Nothwendigkeit wie von einer planlosen Willkür und Zufälligkeit darf beherrschen lassen, vermag man hier auch nicht eine Spur zu entdecken; man fühlt, es entwickelt sich Alles gerade so und nicht anders, wie es sich unter den bestehenden Voraussetzungen und Verhältnissen nothwendig entwickeln mußte, und doch ist der Fortschritt der Begebenheiten keineswegs ein solcher, der sich mit nüchterner Verstandesklarheit vorausbestimmen ließ, vielmehr liegt, gerade wie es in der Wirklichkeit ist, vor jeder der entscheidenden Wendungen ein Zustand der Ungewißheit und Spannung, von welchem aus die Entwickelung noch völlig frei erscheint und welcher ebenso sehr der Hoffnung, daß sich Alles noch zum Guten wenden könne, wie der Furcht, daß es zum Schlimmsten und Aeußersten ausarten werde, Raum gibt. In diesem Geschick, die Fäden einerseits nach einfachen, nothwendigen und ewigen Gesetzen zu verschlingen und andererseits doch nicht im voraus die Bilder ahnen zu lassen, die nach und nach aus dem Gewebe der Fäden hervorgehen, besitzt eben die Geschichte das tiefste ihrer Geheimnisse, welches ihr die nacheifernde Phantasie selbst mit der bewunderungswürdigsten Kühnheit nicht entwinden und selbst mit der berechnendsten Feinheit nicht ablauschen wird; und hieraus eben geht der geheime Zauber hervor, den in der Regel die auf wirkliche Ereignisse sich gründenden Erzählungen vor den reinen Erfindungen voraus haben.

Und ebenso gesetzmäßig, wie inmitten der Spannung die Schürzung der Knoten, ist neben der Ueberraschung auch die Lösung. Auch in diesem Betracht vermag die reine Phantasie gewöhnlich nur eins der beiden Bedürfnisse des ästhetischen Gefühls zu befriedigen. Entweder sie schließt so, wie nach den Regeln der Kunst geschlossen werden muß, und entbehrt in diesem Falle des Reizes der Neuheit und der Ueberraschung; oder sie bricht mit einer pikanten, unerwarteten Katastrophe ab und büßt hiermit den Charakter der Correctheit und schließlichen Befriedigung ein. Die Geschichte hingegen weiß auch hier Beides miteinander zu vereinigen, und zwar dadurch, daß sie uns die reife Frucht der vollendeten Entwickelung zugleich als das Samenkorn einer neubeginnenden Entfaltung zum Bewußtsein bringt, daß sie uns das Bild der Vergangenheit plötzlich zu einem Spiegel der Gegenwart, zu einer Vision der Zukunft werden läßt, daß sie den Tod als junges Leben, den Untergang des Endlichen als einen Sieg des Unendlichen offenbart und Allem, was inmitten der Verwickelung rein betrübend und entmuthigend erschien, lichte und trostvolle Momente abzugewinnen weiß. Dies gilt in hohem Grade gerade von der Geschichte dieses Romans, deren an und für sich dissonirender Schluß gerade dadurch den Charakter einer ergreifenden Harmonie erhält, daß sich das immer tiefere Versinken und endliche Untergehen eines zwar verwahrlosten, aber in seinem Kern tüchtigen und gutgearteten Individuums nicht nur in Beziehung auf seine eigene Person, sondern auch in Betreff seiner Umgebung, seines Vaterlandes, ja eines großen Theils von Süddeutschland als ein heilsamer und segensreicher Läuterungsproceß herausstellt.

Haben wir hiermit die eben hervorgezogenen Vorzüge dieses Romans als die natürlichen Folgen seiner thatsächlichen Unterlage bezeichnet, so geht daraus zugleich hervor, mit welchem umsichtigen und taktvollen Geschick der Verfasser das von der Geschichte ihm Gebotene in seiner Ursprünglichkeit festgehalten, durch keinerlei störende und fremdartige Zuthaten entstellt, sondern nur im Geist und Wesen der Geschichte selbst ergänzt und zu einem künstlerischen Ganzen abgerundet hat; denn wäre er anders, wäre er in jener die Geschichte phantastisch-romantisch herausputzenden Manier verfahren, so würden sich eben jene Vorzüge aus dem zugrunde liegenden Thatbestande gar nicht haben entwickeln können. In der That trägt die ganze Composition des Verfassers dergestalt das Gepräge der innern Einheit und Zusammengehörigkeit, alle Persönlichkeiten und Charaktere, welche darin auftreten, alle Reden, welche darin geführt werden, alle Beziehungen und Conflicte, welche die einzelnen Entwickelungsstadien der Geschichte bilden, alle Züge, die zur Zeichnung des landschaftlichen und culturhistorischen Hintergrundes dienen, sind dergestalt aus Einem Gusse und von einem und demselben scharf ausgeprägten Grundtypus, daß man an keiner Stelle die Grenzen des Geschichtlichen und des Erfundenen herausfühlt, nirgends die Spuren des Hammers oder Meißels entdeckt, der die rohen Bausteine künstlerisch bearbeitet hat, oder den Mörtel bemerkt, durch den die Lücken und Fugen derselben ausgefüllt sind. Und doch fühlt man aus dem Ganzen und Großen sehr wohl den das rohe Material umschaffenden und künstlerisch verarbeitenden Geist heraus, nur nicht als einen solchen, der blos von außen um dasselbe herantrat und nach Gutdünken hier ein Stück abschlug, dort ein Stück hinzufügte, sondern vielmehr als einen solchen, der sich wirklich in dasselbe versenkte und es dadurch gleichsam aufs neue beseelte und belebte, sodaß es sich selbst seiner eigenen Natur gemäß neugestalten und sein scheinbar bereits vertrocknetes Gerippe mit neuem Fleisch und Blut überkleiden konnte. Daher wird man durch diesen Roman so recht in die Mitte des um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Schwaben herrschenden Volkslebens mit seinen verknöcherten, eingerosteten, pharisäischen Gebräuchen und Herkömmlichkeiten einerseits und seinen zucht- und sittelosen, Gesetz und Recht öffentlich oder insgeheim verhöhnenden Gaunerbanden andererseits eingeführt, und Alles steht so concret, so naturwüchsig, so charakteristisch vor unsern Augen, daß man das Ganze nicht zu lesen, sondern mit zu erleben glaubt. Und doch hat sich der Verfasser nie aus den Grenzen des der Poesie Zugänglichen verloren und hat sich insbesondere nie zu jenen schlechthin prosaischen Nuditäten und Cruditäten verirrt, welche in den sonst so meisterhaften Sittengemälden von Jeremias Gotthelf einen so störenden Eindruck machen. Nur in der Art und Weise, wie er den Schluß seiner Geschichte eingekleidet hat, ist ihm der richtige Takt in der Vermählung des Historischen mit dem Poetischen abhandengekommen; denn statt ihn, wie die bis dahin reichende Entwickelung, in eine Reihe wirklich anschaulicher, lebendiger Bil-

der einzurahmen, verliert er sich in eine blos referirende und reflectirende Darstellung, wie sie am Ende einer wirklich historischen oder biographischen Darstellung, nicht aber zum Beschluß einer die Geschichte wiederbelebenden Dichtung am Platze ist. Alle die hier gemachten Mittheilungen und Betrachtungen sind dem Stoff nach von großem Interesse, aber in der Form gänzlich verfehlt. War es dem Verfasser darum zu thun, dem Leser das Thatsächliche zugleich als solches zum Bewußtsein zu bringen und ihm zugleich seine subjective Auffassung der objectiven Thatsachen darzulegen, so mußte er dies in einer vom Roman selbst geschiedenen Einleitung oder einem Anhange thun. Diesen würde gewiß so leicht Niemand ungelesen gelassen haben, und der Verfasser hätte seinen Zweck auch so vollkommen erreicht, ohne daß der Leser innerhalb der Dichtung selbst durch fremdartige, von der bisherigen Darstellungsweise völlig abspringende Auseinandersetzungen gestört sein würde. Die Elemente und Grundzüge zu einem ebenso wol der Poesie wie der Geschichte genügeleistenden Schlusse fehlen in des Verfassers letzten Capiteln keineswegs, ja sie sind zum Theil auch schon ausgeführt; aber es fehlt ihnen die künstlerische Verknüpfung, der poetische Rahmen; sie sind nicht dramatisch in Scene gesetzt und machen daher, obwol auch so noch tief ergreifend und rührend, doch nicht diejenige Wirkung, die sie bei kunstgemäßer Einkleidung machen könnten. Sollte sich der Verfasser entschließen, für eine jedenfalls nöthig werdende zweite Auflage seines Romans den Schluß den Foderungen der Poesie gemäß umzuarbeiten, so wird sich ihm hiermit zugleich die Gelegenheit bieten, noch einem andern von ihm nicht ganz befriedigten ästhetischen Bedürfniß Rechnung zu tragen, dem nämlich, daß das Walten einer rächenden Gerechtigkeit auch an denjenigen Elementen des Romans zur Anschauung gebracht werden möge, welche zur tragischen Entwickelung des Helden vorzugsweise die Veranlassung gegeben haben. Daß Denen, die ein ähnliches Unheil angestiftet, nach dem endlichen Verlauf desselben nicht mehr wohl zumuthe sein kann, versteht sich zwar von selbst; aber in der Poesie verlangt Alles seine Versinnlichung, und auch das Selbstverständliche muß wenigstens in kurzen, prägnanten Zügen angedeutet werden.

Abgesehen von den eben berührten Mängeln, zeichnet sich der vorliegende Roman, wie bereits oben angedeutet ist, gerade durch die Tiefe und Fülle seiner ethischen Bezüge und durch seinen erschütternden und warnenden Eindruck auf das menschliche Herz aus und qualificirt sich eben hierdurch zu einem höchst empfehlenswerthen Volksbuche. „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem mattern Lichte gewöhnlicher Affecte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre hinübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten." Diese Worte, mit denen Schiller seinen „Verbrecher aus verlorener Ehre" einleitet, finden mit weit größerm Recht ihre Anwendung auf den von Kurz uns gezeichneten „Sonnenwirth" als auf den der Schiller'schen Erzählung; denn er ist in allen Beziehungen eine weit tiefere, reichere, der Theilnahme werthere, psychologisch interessantere Persönlichkeit. Jener ist eine von vornherein abstoßende, körperlich häßliche, der Unsittlichkeit zugewandte Erscheinung, dieser hingegen eine im Kern tüchtige, nur durch Erziehung und Verhältnisse mit sich selbst in Widerspruch gerathene, aber inmitten seiner Verirrungen stets noch anziehende, leiblich und geistig wohl ausgestattete, von sittlichen Regungen durchdrungene Natur. Jener ist schon von der Schule her als ein „loser Bube" bekannt, über dessen Frechheit die erwachsenen Mädchen Klage zu führen haben, während die Jungen seinem erfinderischen Kopfe huldigen, zugleich aber seine widrige Häßlichkeit zum Stichblatt ihres Witzes machen; dieser ist nur ein „heißprätiger, unbändiger Bursch", mit einem Wesen, das man anfangs „artig, witzig, aufgeräumt" fand, nachmals aber „übermüthig, tückisch, boshaft" hieß, toller, muthwilliger Streiche voll, aber daneben auch gutherzig und der Vertheidiger des Schwächern dem Stärkern gegenüber. Jener wird von vornherein um selbstsüchtiger, unsittlicher Zwecke willen auf die Bahn des Verbrechens getrieben, indem er in der Absicht Wilddieb wird, um ein Mädchen, das seine Sinnlichkeit reizt, aber von ihm nichts wissen will, durch Geschenke für sich zu gewinnen und dadurch seinen glücklichern Nebenbuhler, den Jäger Robert, aus dem Sattel zu heben; dieser geräth zuerst durch jugendliche Verirrungen, zufolge falscher Begriffe von Recht und Unrecht auf den Weg des Unrechts, indem er sich einbildet, seinem reichen Vater eine Summe Geldes nehmen, um heimlich damit nach Amerika zu gehen, sei kein Diebstahl, sondern nur ein Versuch, „vor der Zeit zu erben". Jener entschließt sich zum „honetten Stehlen" als freier, unabhängiger Mann, weil er zu bequem und unwissend ist, seiner schlechten, herabgekommenen Wirthschaft auf andere Weise aufzuhelfen; dieser nimmt zu einer Präoccupation eines Theils seiner Erbschaft seine Zuflucht als ein in Abhängigkeit von einem geizigen, zugleich halsstarrigen und willensschwachen Vater und unter dem Druck einer eigennützigen, bösartigen, den Vater beherrschenden Stiefmutter befindlicher Sohn, um sich eine Existenz außer dem Vaterhause zu ermöglichen. Jener wird sogleich als Wilddieb durch seinen Nebenbuhler Robert, dieser zuerst als vierzehnjähriger, noch unzurechnungsfähiger Knabe durch seinen eigenen Vater ins Zuchthaus gebracht. Jener erleidet diese Strafe zum zweiten male, weil er als entlassener Sträfling in Folge von Noth und Schmach die Wilddieberei fortsetzt; dieser, weil er einen Andern, der ihn seiner Strafe wegen verhöhnt, unbarmherzig durchprügelt. Jener setzt, weil von Allen verachtet und von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, auch nach der zweiten Entlassung sein früheres Leben fort und wird, aus Rache und durch die Verlockung der Gelegenheit verführt, zum Mörder an seinem frühern Nebenbuhler und Verfolger Robert, flüchtet darauf in die Wälder, wird der Anführer einer Räuberbande und macht sich als solcher zum Schrecken der Gegend, bis er sich aus Ekel an diesen Verhältnissen und von Gewissensbissen getrieben dem Soldatenleben zuwenden will, hierüber gefangengenommen wird, sich entdeckt und sich zur Abbüßung seiner Schuld bereitzeigt; dieser kehrt aus seiner zweiten Haft mit den besten Vorsätzen ins Vaterhaus zurück und bethätigt sich hier wirklich als eine zwar noch von viel irrthümlichen Vorstellungen beherrschte, zu Trotz und Gewaltthätigkeit neigende, aber im innersten Kern gutgeartete, an Herz und Kopf gesunde, arbeitsame, ja selbst zu Duldung und Nachgiebigkeit entschlossene Natur, die im vollsten Maße die Theilnahme des Lesers für sich in Anspruch nimmt, ja ihm dergestalt lieb wird, daß man nicht umhin kann, fort und fort den übrigen, ihn umgebenden und mit ihm in Conflict gerathenden Elementen gegenüber entschieden für ihn Partei zu nehmen und die größere Schuld von seiner traurigen Lebensentwickelung mehr dem faulen Zustande der äußern Verhältnisse als seinem eigenen Wesen beizumessen. In demjenigen Stadium seines Lebens also, in welchem Christian Wolf, der Held der Schiller'schen Erzählung, für das Verbrechen des Mordes und des daran sich anknüpfenden Räuberlebens bereits fertig und reif erscheint, beginnt Friedrich Schwan, der Held des Kurz'schen Romans, erst seine eigentliche, tiefere Entwickelung; er beginnt sie mit Bestrebungen, Kräften und Eigenschaften, die unter andern Verhältnissen höchst wahrscheinlich zu einem rein erfreulichen, glücklichen Ziel geführt hätten, ja die wohl im Stande gewesen wären, ihn zu einem rühmlich hervorragenden Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Aber weil diese Verhältnisse, die häuslichen wie die öffentlichen, nicht blos ihm gegenüber die feindseligsten, sondern überhaupt

die allerjämmerlichsten und erbärmlichsten sind, weil Eigennutz, Habsucht, Vorurtheil, Aberglauben, pfäffischer Dünkel, kleinstädtischer Beamtendespotismus, Kastengeist, Bornirtheit, Feigheit u.s.w. in ebenso lächerlicher wie beklagenswerther Weise über Alles dominiren und wie ein Alp auf jeder freiern, naturwüchsigen Regung lasten, so mußten selbst die besten Bestrebungen Friedrich's nothwendig mit ihnen in Conflict gerathen; und je verhärteter, eingerosteter und unbeweglicher sie ihm gegenüber waren, je mehr sich Friedrich durch sie verhöhnt und verachtet sah, und je mehr sein natürlicher, durch eine vergleichsweise gute Schulbildung unterstützter Verstand und sein tieferes Sittlichkeits- und Rechtsgefühl ihnen gegenüber sich überlegen und im Recht fühlen mußte, um so natürlicher war es, daß er in diesem Conflicte sich übernehmen, das Gleichgewicht verlieren, der Schuld verfallen und hierüber zugrunde gehen mußte. Die Darstellung dieses zwar in den gewöhnlichen Lebenssphären vor sich gehenden, aber darum doch echt tragischen und nur um so tiefer ergreifenden Conflicts macht nun den eigentlichen Kern und Inhalt des vorliegenden Romans aus, und je mehr es sich der Verfasser hierbei zur Aufgabe gemacht hat, diesen Conflict nicht blos als einen äußern, d. h. nicht blos als einen Kampf Friedrich's mit den ihm feindlich gegenüberstehenden Zuständen, sondern auch als einen innern, d. h. als einen Kampf der guten, tüchtigen Natur in Friedrich mit seinem dämonischen, zu Uebermuth, Trotz und Gewaltthätigkeit neigenden Wesen zu zeichnen, umsomehr stellt sich sein Roman als ein wirklich tragisches und, wie jede echte Tragödie, ethisch bedeutsames Lebensgemälde und zwar von echt volksthümlichem, allgemein ergreifendem Charakter dar.

Schon hieraus erhellt, eine wie bei weitem poetischere und psychologisch interessantere Individualität Friedrich Schwan als Christian Wolf ist; noch deutlicher aber geht dies aus Dem hervor, was in Friedrich's tragischem Conflict den eigentlichen Gegenstand und Preis des Kampfes bildet. Friedrich hat einst ein kleines Mädchen gegen eine Unbill in Schutz genommen. Dies hat ihm dieselbe nicht vergessen, und während er nach seiner Heimkehr aus der zweiten Haft noch von Allen mit verachtendem Blicke betrachtet wird, schaut sie ihn bei einem Begegnen mit einem freundlichen, dankbaren Blicke an. Hieraus entwickelt sich zwischen Beiden eine reich mit rührenden Zügen ausgestattete, bis zur Hartnäckigkeit beharrliche Liebe. Aber Christine ist die Tochter des armen, zurückgekommenen Hirschbauern, mit Friedrich hat sein Vater stolzere und eigennützigere Plane vor, die Stiefmutter und andere Widersacher treten hemmend und hindernd dazwischen, kurz, man sucht ihm durch allerhand Ränke und Gewaltmittel die Verbindung mit ihr unmöglich zu machen. Aber er hat ihr sein Wort gegeben, hat sie sogar durch ein lebendiges Pfand der Liebe an sich gefesselt und setzt nun Alles daran, sein gegebenes Wort zu halten und seiner Pflicht als Vater zu genügen. Dies ist das Ziel, um welches er kämpft; er ist hierbei, wenn auch nicht ganz ohne Schuld, doch ohne alle Frage vor seinen blos durch schlechte und niedrige Motive geleiteten Gegnern entschieden im Vorrechte, ja er steht auch rücksichtlich der Mittel, die er anwendet, und der Kraft und Ausdauer, welche er hierbei entfaltet, weit reiner und achtungswerther als seine Widersacher da. Aber ganz frei von Schuld hält er sich hierbei nicht; denn gerade im Gefühl seiner guten Endabsichten läßt er sich nicht nur zu trotzigen, drohenden Reden, sondern auch zu wirklichen Gewaltthaten und zu Maßregeln unerlaubter Selbsthülfe fortreißen, ja er vergißt sich zuletzt, als sein Vater seine Geliebte mit einem entehrenden Namen benennt, im Jähzorn so weit, gegen diesen das Messer zu ziehen und mit demselben einen hinzuspringenden Dritten leicht zu verwunden. Diese Schuld gegen die äußere Ordnung und das innere Sittengesetz, die unmittelbare Folge einer Selbstüberhebung, die ihn verblendete, sich mit dem Gekreuzigten zu vergleichen, bringt ihn zum dritten mal ins Zuchthaus, und von nun an geht er rascher und dämonischer seinem weitern Verderben entgegen. Zwar sucht er nach seiner Freilassung aufs neue das Ziel, dem er nachkämpft, die Verheirathung mit Christine, zu erreichen, aber die ihm im Wege stehende Hartherzigkeit und Eigennützigkeit des Pfarrers reizt ihn zu einem Einbruch im Pfarrhause, wobei er sich auch am Kircheneigenthum vergreift, und hierfür wird er zu lebenslänglicher Strafhaft auf die Festung Hohentwiel gebracht. Auch nachdem er mittels Ausdauer und Tollkühnheit aus dieser entkommen, arbeitet er wieder auf dasselbe Ziel los, indem er mit Christine nach Amerika zu entfliehen sucht. Als aber diese auf der Flucht gefangengenommen wird, haust er von jetzt an als Wilddieb in der Umgegend seiner Vaterstadt, macht sich durch seine Verwegenheit und seine Drohungen zum Schrecken der ganzen Gegend, ist jedoch selbst in dieser Zeit noch weit besser als sein Ruf und macht sich mehr toller als schlechter Streiche schuldig, bis er endlich mit einer Bande ihm vom Gefängniß her bekannter Zigeuner zusammentrifft, durch das freie, scheinbar poetische Leben derselben angezogen wird und von nun an, sich zum Rächer der unterdrückten Menschenrechte berufen glaubend, auch an wirklichen Verbrechen theilnimmt, hierdurch Christine veranlaßt, sich gänzlich von ihm loszusagen, bei verführerischer Gelegenheit seinen eifrigsten Verfolger und Feind erschießt und seitdem als einer der gewandtesten, tollkühnsten und gefürchtetsten Rädelsführer der weitverzweigten süddeutschen Gaunerbanden das Räuberhandwerk im großen Stile treibt. Nicht wirkliche Schlechtigkeit also, sondern der an sich gute Drang, sich dem einzigen Wesen, dessen Liebe ihn beglückt, treu und ehrlich zu beweisen, hat ihn in den Kampf mit der menschlichen Gesellschaft hineingetrieben, und nur die verrotteten Zustände derselben, die ihm die Erreichung dieses Ziels auf gesetzlichem Wege unmöglich machten, und das hieraus in ihm sich entwickelnde, zu frevelhaftem Uebermuth sich steigernde Gefühl, sich und die subjective Willkür der Gesellschaft und den Gesetzen derselben gegenüber für etwas Besseres zu halten, ließen ihn immer tiefer und tiefer sinken und endlich dem verbrecherischen Auswurf der Menschheit sich zugesellen.

Es bedarf keiner weitern Auseinandersetzung, wie sehr eine derartige Persönlichkeit von einem Verbrecher gewöhnlichen Schlags verschieden ist und welch einen Reichthum höchst interessanter, belehrender und tief ergreifender Momente die Lebensentwickelung derselben bietet. Diese mit psychologischem Tiefblick, genauer Kenntniß des menschlichen Herzens und der socialen Zustände, richtigem poetischen Takt und charakteristischer Darstellungsgabe im Einzelnen ausgemalt und zu einem wohlabgerundeten Ganzen verknüpft zu haben, ist das Verdienst des Verfassers, das umsomehr Anerkennung verdient, als es keine leichte Aufgabe war, dem guten Kern in Friedrich Schwan stets und überall gerecht zu werden, die Sympathie für ihn ununterbrochen wach zu erhalten und die Verderbtheit der äußern Verhältnisse ungeschminkt darzustellen, ohne sich zugleich zu einer Beschönigung seiner wirklichen Fehler, zu einer Vertuschung seiner Schuld und hiermit zu einer indirecten Anklage gegen das über ihn hereinbrechende Schicksal verleiten zu lassen. Der Autor hat aber diese Aufgabe sehr gut gelöst, indem er neben den liebenswürdigen und achtungswerthen Eigenschaften seines Helden stets auch die verdammungswerthen Züge desselben hervorhebt und mit richtiger Einsicht in das Wesen des Tragischen die Entwickelung überall so gestaltet, daß er ihn kein Misgeschick treffen läßt, zu dem er nicht durch irgend ein Hervorbrechen seiner sich selbst übernehmenden zügellosen Naturkraft selbst mit beigetragen hätte.

Hat der Dichter schon hierdurch der Geschichte den Charakter eines blinden, ungerecht waltenden Fatalismus genommen, so hat er dies noch entschiedener durch die Darstellung ihres Endes erreicht; denn abgesehen von der oben berührten falschen Einkleidung desselben ist dasselbe durchaus den Anforderungen, die das Gefühl und die Aesthetik an einen tragischen Schluß machen, entsprechend. Soll nämlich der tragische Schluß nicht als eine wirkliche, Herz und Sinn beleidigende Dissonanz erscheinen, so muß der Untergang des Helden, dem wir

unsere Sympathie zollen, einerseits als einer Versöhnung desselben mit dem durch ihn gefährdeten und daher ihn stürzenden Absoluten, andererseits aber auch als eine Rechtfertigung des über ihm waltenden Geschicks, als eine Offenbarung der sittlichen Weltordnung, als eine Art Theodicee erscheinen. Diesen beiden Bedingungen wird hier so vollkommen wie selten in einer tragischen Dichtung genügt. Denn einerseits steht Friedrich, nachdem er auch das anfangs ihm reizend und berechtigt erscheinende Räuberleben in seiner bodenlosen Schlechtigkeit und Verderblichkeit erkannt und sich mehr freiwillig als gezwungen der Gerechtigkeit überliefert hatte, im letzten Stadium seines Lebens nicht blos als ein reuiger, zerknirschter Sünder, sondern zugleich als ein wirklich gehobener, im Feuer der Leiden und der Leidenschaften geläuterter, um die Welt noch im Tode sich verdient machender Mensch da; andererseits zeigt sich deutlich, daß die Weltregierung, die ihn mit solchen Kräften in solche Verhältnisse hineinsetzte und dadurch in solche Lebensschicksale verwickelte, keineswegs blos hart und grausam gegen ihn verfuhr, sondern ihn zu einem jener bewegenden Elemente auserkoren hatte, welche durchaus nothwendig sind, um einerseits das Gute aus seiner Stagnation aufzurütteln und andererseits ihre Kräfte gegen die verderblichen Seiten ihres eigenen Wesens zu richten. Wie er in dieser Hinsicht gewirkt, läßt sich am kürzesten aus folgenden Worten des Autors erkennen. „In diese Zeit", schreibt er, „deren Sitte, Geist und Bildung sich so gänzlich vom Bestehenden nicht nur, sondern auch vom Rechten abgewendet hatte, daß nur eine große Völkerumwälzung die Welt wieder in das verlorene Geleise zurückbringen konnte, fielen die Enthüllungen des ebersbacher Bürgersohnes wie ein Wetterschlag — nicht in die Lesewelt, denn sie blieben bei den Acten des Gerichts begraben und würden den modischen Lesehunger schlecht befriedigt haben, sondern in die «alerte» Welt des Verbrechens und in die schlaffe Welt des Gesetzes. Sie haben nicht von Grund aus die Gaunerei ausrotten, nicht von Grund aus die Redlichkeit im bürgerlichen Leben zu Kräften bringen können, aber sie haben ein Großes zur Herstellung der öffentlichen Sicherheit gethan, und beinahe ein Menschenleben ist vergangen, bis wieder eine stärkere Bande zwischen dem Rhein und der Donau sich zu sammeln wagte.... Es ist ein hartes Urtheil, das man der Zeit nicht ersparen kann: Dieser Mensch hat ihr dadurch, daß er schuldig geworden ist, unendlich mehr genützt, als wenn er in den Schranken des Gesetzes geblieben wäre." So erweist sich denn der Jüngling, der der Welt nur zum Schrecken und Verderben geboren zu sein schien, zum Schluß als ein zur Reinigung und Neubelebung derselben auserkorenes Opfer, und wir dürfen daher von ihm als einem zwar in untergeordneten Regionen wirkenden und leidenden, aber darum nicht minder tragischen und nur um so volksthümlichern Helden Abschied nehmen.

Adolf Zeising.

Zur musikalischen Literatur.

1. Die Wagner-Frage. Kritisch beleuchtet von Joachim Raff. Erster Theil: Wagner's letzte künstlerische Kundgebung im „Lohengrin". Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist wol mit Recht anzunehmen, daß die Zeit jetzt vorüber ist, in der kaum zwei Menschen beieinander sein konnten, ohne in eine wüthende Debatte über Richard Wagner's Theorien und Compositionen zu gerathen, und in der jeder Tag die leuchtendsten Beispiele des lodterndsten Enthusiasmus und der sublimsten Grobheit auf dem literarischen Forum zu genießen gab; die Wogen der Bewegung haben sich geglättet, und wenn auch hier und da einige Windgötter in Weimar und Leipzig einen kleinen Sturm erregen, so hat das nichts mehr auf sich, denn man hat sich allmälig an die Schrecknisse gewöhnt und sieht ihnen unverzagt ins Auge. Doch wie weit sind wir nun? Hat sich die brennende Zukunftsfrage gelöst und ist das Resultat des erbitterten Kampfs ein der musikalischen Kunst günstiges?

Es ist begreiflich, daß jede der Parteien für und wider Wagner diese Fragen je nach ihrem Sinne bejaht oder verneint. Der Unbefangene aber sucht die Wahrheit in der Mitte; er gibt zu, daß die reformatorischen Bestrebungen Wagner's ihre Berechtigung haben; er sieht aber auch ein, daß die äußersten Consequenzen derselben nichts als bloße Chimären und Utopien sind und daß die Vereinigung der Künste zu dem Gesammtkunstwerke der Zukunft in den natürlichen Grenzen jeder einzelnen Kunst ihr nicht wegzuräumendes Hemmniß findet. Er läßt dem vielen Guten, das Wagner's Schriften und Opern in Beziehung auf dramatische Wahrheit des Textes und der Musik enthalten, vollste Gerechtigkeit widerfahren; aber er kann auch nicht leugnen, daß eine absolute Vereinigung von Wort- und Musikausdruck nicht möglich ist, und daß schon aus diesem Grunde nicht die Oper zu einer reinen Kunstform, wie das recitirende Drama eine ist, erhoben werden kann. Die Oper ist und bleibt eine Bastardgattung, und alles Experimentiren, dies unselige Verhältniß aufzuheben, hat nur zu Verrenkungen und Verzerrungen geführt, die weder der Poesie noch der Musik Gewinn gebracht haben; Beispiele dafür sind in den Wagner'schen Opern genugsam vorhanden, und trotz aller ästhetischen und dialektischen Fechterkünste läßt sich darüber nicht hinauskommen. Was nun die specifisch musikalische Befähigung Wagner's anbelangt, so gehört natürlich die Untersuchung darüber in ein ebenfalls specifisch musikalisches Blatt; nur so viel dürfen wir hier verrathen, daß post tot discrimina rerum die Tragweite seiner Erfindung als nicht sehr bedeutend sich herausgestellt hat, daß aber Freunde und Feinde über seine vollkommene Kenntniß der orchestralen Mittel und Effecte einstimmig sind. Ebenso wenig können wir hier über den poetischen Gehalt, die stilistischen Vorzüge oder Mängel u. s. w. in Wagner's Operndichtungen uns des Breitern auslassen; wir müssen jetzt zum obenangeführten Buche übergehen, und nachdem wir in Kürze unsern Standpunkt gegenüber der Zukunftspartei angedeutet haben, wollen wir nun nachsehen, in welchem Lichte Raff die Sache zeigt.

Zuvörderst müssen wir anführen, daß ein gut Theil Heroismus dazu gehört, um sich durch den doctrinären Wust und das Düster einer profund-gelehrten und philosophisch sein sollenden Darstellung hindurchzuarbeiten. Raff gibt uns seine musikalische und classische Bildung gar zu sehr auf dem Präsentirteller; er plündert Griechen und Römer, Musikhistorie, Physik und Metaphysik u. s. w., er baut meilenlange, mit terminis technicis vollgestopfte Perioden, kurz, er „durchstudirt die groß' und kleine Welt", und am Ende aller Enden hat er nichts bewiesen, oder das ganze sophistische Geprassel ist eines Paradoxons wegen geschehen. Man sehe sich die Briefe (das ganze Buch nämlich behandelt seinen Gegenstand in der Briefform) über Stil, Form und Harmonik, namentlich über letztere an, und man wird eine Definition erblicken, deren Unklarheit sich nur schlecht hinter der Gespreiztheit versteckt; man lese das Geträtsch über das „erhöhte Sprachvermögen" und man wird einen weithergeholten gelehrten Apparat, aber durchaus keine genügende Erklärung finden. Doch wir sehen jetzt von der Darstellung ab, übergehen auch die mannichfachen Digressionen über Meyerbeer, die Italiener u. s. w., und wenden uns zum eigentlichen Kern des Buchs: der Würdigung Wagner's. Hier ist die Kritik Raff's nicht kalt und nicht warm, enthusiastische Lobeserhebungen paaren sich mit dem bittersten Tadel. Hier werden die Intentionen zu den Sternen erhoben und gleich daneben wird der Ausführung ein Hieb versetzt; hier muß die Aermlichkeit in melodischer Beziehung herhalten, dort wird der Harmoniker mit Lob und Preis überschüttet, oder umgekehrt, kurz, die zur Schau gelegte kritische Unparteilichkeit läßt uns in völliger Unklarheit — ob mit Absicht oder nicht, können wir nicht entscheiden — über Wagner als Componisten. Das Einzige, worüber der Verfasser sich

mit Entschiedenheit ausspricht, ist die Bedeutsamkeit Wagner's als Colorist und als vortrefflicher Kenner des Orchesters. Mit ziemlicher Irreverenz wird auch über sehr Vieles im Lohengrintexte gesprochen, über die Alliterationspoesie, über die visionäre Elsa u. s. w., ja mitunter wird eine scharfe ironische Lauge übergegossen und die mystische Vertiefung geradezu lächerlich gemacht. Als schließliches Résumé müssen wir die Thatsache hinstellen, daß Raff der Wagner-Partei durch sein Buch eben keinen großen Dienst erwiesen hat; er ist doch trotz allen Aufwandes nicht weiter gekommen als bis zum Geständniß: daß der gute Wille Wagner's weit über seine Kraft und Fähigkeit hinausgehe, und daß die Regenerirung der Oper noch in weiterm Felde liegt, als die Anhänger quand-même Wagner's wol glauben und tagtäglich pompfhaft verkündigen.

2. Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege. Methode der Musik von Adolf Bernhard Marx. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1855. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Jeder, der sich heutzutage mit der musikalischen Kunst beschäftigt, sei er nun Fachmensch oder nur verständiger Dilettant, sowie überhaupt jeder Vernünftige, der die Kunst nicht als bloßen Luxusartikel betrachtet, wird in den Irr- und Wirrsalen unserer heutigen Kunstbestrebungen sich wol manchmal nach einer Orientirung gesehnt haben. Es muß Jedem aufgefallen sein, wie zerspalten und zerfahren die musikalischen Verhältnisse sind, wie man sich tagtäglich abmüht, die vernünftigen und naturgemäßen Principien zu untergraben und die Gesetze der Schönheit als „überwundenen Standpunkt" in die Rumpelkammer zu verweisen, wie die Errungenschaften einer glorreichen Vergangenheit von einem Haufen musikalischer Halbwilder mit Füßen getreten werden, und wie man für neue Richtungen Propaganda macht, die zumeist gar nicht neu sind und nur von arroganter Halbbildung als die Morgenröthe einer neuen Kunstära dargestellt werden. Das Gebiet der Kunst ist jetzt eine pfadlose Wildniß geworden: alle ästhetischen Merkmale und Wegweiser sind verwischt und umgestürzt worden, dorniges Gestrüppe und parasitische Schlingpflanzen, oder auf gut Deutsch: unklare und unfertige Musiker und Literaten, hindern das Vordringen, und man weiß nicht wo aus noch ein. Es muß also jeder Versuch willkommen geheißen werden, der Licht in das Chaos von Meinungen bringen und das Wahre vom Falschen sondern will, auch selbst wenn er nicht durchaus gelungen ausgefallen ist, wie man z. B. von dem obengenannten Buch Marx' sagen muß. Er gibt sich zwar die redlichste Mühe, uns über Das aufzuklären, was wir in musikalischer Beziehung sollen und wollen; er schildert namentlich in dem einen Artikel „Die Gegenwart" unsere Kunstzustände auf eine geistvolle und vollkommen richtige Weise; aber gleich das darauffolgende Capitel über die „Zukunft" ist ein bloßes Phrasenfeuerwerk. Es wird viel von Fortschritt geredet, daß die Geschichte nicht stehen bleibe, daß die Kunst unendlich sei, und daß sie phönixgleich sich aus der Asche unserer grauen Uebergangsperiode erheben werde u. s. w.

Das sind nun Sachen, die dem Verfasser kein Mensch bestreiten wird, und es wird wol keinem Vernünftigen einfallen zu bezweifeln, daß mit dem Aufhören der Charakterlosigkeit unserer Zeit auch die der Kunst aufhören werde, oder daß überhaupt die Zustände der Kunst in jeder Epoche wesentlich von den respectiven Civilisationsmomenten bedingt seien. Aber was nützt dieses bloße liberale Gethue, und ist es nicht ein wenig zu wohlfeil, die Zukunft unserer Kunst der Zukunft überhaupt anheimzustellen, oder mit andern Worten, ein Abwarten bis aufs Besserwerden zu predigen? Unserm Dafürhalten nach wäre es viel besser gewesen, mit unerbittlicher Schärfe auf das rein Musikalische der Leistungen Derer einzugehen, die als Führer der Zukunftspartei sich geriren. Der Verfasser läßt ja ohnehin deutlich genug merken, daß er weder von Wagner noch von Berlioz die Lösung der brennenden Frage erwarte; warum geht er der Sache nicht direct zu Leibe und warum versteckt er sich immer hinter einer Adorirung der geistreichen Intentionen der Genannten? Mit bloßen Intentionen macht man nun einmal keine Musik, und es kann Jemand soviel Geist haben als nur immer möglich, er wird doch kein schönes musikalisches Kunstwerk schaffen können, wenn er nicht Herz und Gemüth mit dem Geistreichthum vereinigt. Schon lange genug haben wir uns gefallen lassen müssen, daß man das Häßliche als Schönes und umgekehrt preist, und ist uns vordeclamirt worden, daß das sicherste Kennzeichen eines genialen Tonsetzers das Abstruse und Scurrile sei. Es ist nun wahrlich die höchste Zeit, daß diese verschrobenen Vorstellungen ein Ende nehmen, und Männer von Geist und Kenntnissen wie der Verfasser sind geradezu moralisch verpflichtet, in diesem Sinne zu wirken. Thut aber nun Marx dies in seinem Buche? Wir müssen mit „Nein" antworten. Er fühlt wohl den ganzen Jammer unserer modernen Musikmacherei, er beklagt bitter die Verflachung und Versumpfung durch das Virtuosenunwesen; aber er hebt zu einseitig hervor, daß wir schlecht Musik machen, und berührt zu wenig, daß wir schlechte Musik machen. Unsers Ermessens ist es für die Zukunft der Kunst viel wichtiger, die romantischen, theils verhimmelnden, theils grob-realistischen Doctrinen zu bekämpfen und den gesunden Menschenverstand und Wohllaut wieder in ihre Rechte einsetzen zu helfen, als in breiten Jeremiaden sich über die Verallgemeinerung des Musiktreibens zu ergehen, oder über rein Formalistisches und blos Aeußerliches — was ohnehin jeder vernünftige Kunsttreibende von selbst in seine gebührenden Schranken zurückweist — viel tönende Worte zu machen. Der Verfasser nennt sein Buch eine „Methode der Musik" und legt mit Recht vor allen Dingen den Lehrern die Kunst warm ans Herz; er spricht von der hohen Aufgabe, die Richtung des Lernenden immer nach dem Höchsten und Edelsten hinzulenken und die Musik als Priester einer reinen Kunst zu pflegen und zu verbreiten. So vortrefflich nun des Verfassers Grundsätze über Begriff und Aufgabe der Kunstlehre sind und so geistreich er sich auch über das Verhältniß des Lehrers zum Schüler ausspricht, so hätten wir doch gern Manches entbehrt, was theils paradox ist, theils in keiner oder nur geringer Beziehung zur Idealität der Kunst steht. Die weitläufigen Excurse über die Art und Weise, wie nach des Verfassers Meinung der Musikunterricht in seinen verschiedenen Zweigen ertheilt werden soll, die Auseinandersetzung, wie er (der Verfasser) sich selbst beim Unterweisen im Klavierspiel, in der Harmonie und im Gesange benimmt und benommen hat, hätte er uns billig ersparen können. Klingt es doch fast, als sei die Marx'sche Methode ganz allein im Stande, gute Componisten zu machen, und hänge es nur von der allseitigen Annahme dieser Methode ab, um die unseligen Kunstzustände, an denen wir leiden, hinwegzuräumen. Wir sind zwar durchaus nicht gewillt, die Vortrefflichkeit der Unterrichtsweise des Verfassers zu bestreiten, aber wir wollen uns nur dagegen wehren, daß die Art und Weise, wie einem Schüler das musikalische Handwerk beigebracht wird (doch wol unleugbar das Einzige, was der Lehrer vollkommen vermag), der Hauptfactor des zukünftigen Gedeihens der Kunst sei.

Nun zum Schlusse noch einige Worte über die Fassung des ganzen Buchs. Hier müssen wir aufs nachdrücklichste gegen die unnöthige Breite der Ausführung von Nebensächlichem und gegen die Gedunsenheit des Stils opponiren. Hatte der Verfasser sich vorgenommen, eine Sichtung der musikalischen Bestrebungen und eine Darstellung von Ursache und Wirkung derselben zu geben, so mußte dies auf die prägnanteste und schlichteste Weise geschehen, und die Gruppirung von Thatsachen und Reflectirendem darüber mußte so übersichtlich wie möglich sein. Statt dessen bietet der Verfasser eine beinahe 600 Seiten lange Verwaschenheit und Verschwommenheit; er bietet Alles auf, um nur vor allen Dingen geistreich zu erscheinen, er hascht nach Pointen und Bildern, prunkt mit seiner Belesenheit und ergeht sich im wohlfeilsten, aber blühend ausgeputzten Aesthetisiren; aber am Ende muß man sich gestehen, daß

zwar viel geredet worden, daß aber die mit so vieler Emphase begonnene Beweisführung auf halbem Wege stehen geblieben oder dem Verfasser der leitende Faden ganz aus den Händen geglitten ist.

3. Die erste stehende deutsche Oper. Dargestellt von Ernst Otto Lindner. Mit 18 musikalischen Beilagen, enthaltend 9 bisher ungedruckte Compositionen von Reinhard Keiser in Partitur und im Klavierauszug. Zwei Theile. Berlin, Schlesinger. 1855. Fol.

Der Verfasser hat mit sammlerischem Fleiße eine Masse von Materialien zusammengetragen, um eine Veranschaulichung der deutschen Opernbestrebungen zu geben, deren man sich in der Periode von 1678—1738 in Hamburg befleißigte. Er bringt Proben aus den damaligen Libretti, die von einer kolossalen Geschmacklosigkeit und Roheit Zeugniß geben, einen Katalog von mehren hundert Opern mit Angabe ihrer Dichter und Componisten und in einem zweiten Theile eine musikalische Beilage von neun bisher ungedruckten Compositionen von Reinhard Keiser in Partitur und Klavierauszug; nebenbei wird auch der Anfeindungen der Oper durch die zelotischen und pietistischen Geistlichen und der vielfachen Streitschriften für oder wider die Moralität der Oper gedacht. Gegen die Masse des historischen Materials steht die kritische Beleuchtung des rein Musikalischen etwas zurück und verweilt der Verfasser fast nur bei Reinhard Keiser (dem Mozart der damaligen Zeit, wie er diesen nennt) und bei Agostino Steffani mit einiger Ausführlichkeit auf diesem Gebiete. Für den zukünftigen Geschichtschreiber der deutschen Oper wird diese Monographie als Index von Nutzen sein; eine Umgestaltung der Geschichte der deutschen Musik aber, wie der Verfasser in der Vorrede sich verspricht, wird wol schwerlich durch diese Schrift bewirkt werden; denn dazu gehört doch noch etwas mehr als eine bloße Zusammenhäufung von historischem Detail ohne alles Eingehen in Culturzustände, Entwickelungsphasen der Kunst u. s. w. und überhaupt ohne allen Pragmatismus. 53.

Die Literatur des östreichischen Kaiserstaats.

Die Literatur des östreichischen Kaiserstaats war bisher ein Buch mit sieben Siegeln, über dessen Inhalt der Außenstehende höchstens aus dunkeln Gerüchten dann und wann einigen Aufschluß erhielt. Zwar hatte man immer eine Ahnung davon, daß die literarische Production des Kaiserstaats quantitativ eine sehr bedeutende sein müsse; welcher Art sie aber sei, in welchem Verhältnisse die einzelnen Völkerschaften der großen Staatenpolyglotte Antheil an ihr haben und wie sich im Allgemeinen ihr innerer Werth zu dem äußern Umfange verhalte, darüber vermochte man nie zu einer bestimmten Ansicht zu gelangen. Ein wesentlicher Grund dieser Beschränkung der östreichischen Literatur auf die immerhin engen Grenzen des eigenen Landes mag wol darin zu suchen sein, daß sie ihrem innern Werthe nach wirklich nicht mit den Literaturen der nachbarlichen sprach- und stammverwandten Völker zu concurriren vermochte; sie fühlte das Uebergewicht dieser und hatte nicht die Kraft dagegen anzukämpfen. Theilweise war diese Abgeschlossenheit dann auch eine unfreiwillige, von außen aufgezwungene; die Fesseln, in denen die Presse Oestreichs jahrelang gefangen lag, hinderten jeden freien Aufschwung der Literatur und unterbanden manches frische Reis, das ohne sie gewiß zu einem schönen, lebenskräftigen Zweige erwachsen wäre. Dazu kam noch der Mangel eines tüchtigen bibliographischen Organs, das keine Literatur entbehren kann, die Anspruch macht auf Geltung im eigenen Lande und die sich außerdem berufen fühlt, Antheil an den Strömungen der Weltliteratur zu nehmen. Es ist eine jener heilsamen Wirkungen der Bewegungen des Jahres 1848, die in keinem Lande sichtbarer zutage treten als in Oestreich, daß dies Alles in den letzten Jahren angefangen hat, anders und besser zu werden. Die drückenden Fesseln des Censurzwangs sind gefallen und die Presse in Oestreich wenigstens ebenso frei als in den andern deutschen Ländern. Tausend kleine Zeichen lassen uns täglich gewahr werden, welchen Aufschwung die literarische Bewegung im Kaiserthum seit jener Zeit genommen hat, und wie mächtig der Einfluß ist, den sie auf den geistigen Fortschritt der Monarchie im Allgemeinen schon jetzt gewonnen hat und in Zukunft noch mehr zu gewinnen verheißt. Die östreichische Literatur wird freilich den Literaturen anderer Völker gegenüber nie ein einheitliches Ganzes bilden können, da die Literaturen sich eben nach den Sprachen und nicht nach den Grenzen der Staaten scheiden; der deutsche Theil von ihr wird zuletzt immer in der gesammten deutschen Literatur aufgehen, wie der italienische in der gesammten italienischen; die ungarische Literatur wird eine gesonderte bleiben, wie sie bisher war, gleich den Literaturen der verschiedenen slawischen Völkerschaften, die das große Reich bilden helfen. Doch hindern diese polyglotten Verhältnisse des östreichischen Kaiserstaats nicht, daß man seine Literatur in ähnlicher Weise als ein Ganzes betrachtet, wie man seine einzelnen Provinzen ja selbst als einen großen Staatencomplex ansieht.

Wir haben diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, um unsere Leser auf ein Schriftchen aufmerksam zu machen, das sich zum Zwecke gesetzt hat, in jährlich wiederkehrenden Berichten eine Uebersicht der Gesammtliteratur des östreichischen Kaiserstaats zu geben. Schon seit dem 1. Januar 1853 erscheint in den mit der officiellen „Wiener Zeitung" ausgegebenen „Blättern für Literatur und Kunst" eine allgemeine östreichische Bibliographie, welche, da sie auf Grund der von den Buchdruckern eingesendeten Pflichtexemplare bearbeitet wird, alle in der Gesammtmonarchie im Gebiete irgend eines Literaturzweigs erscheinenden Schriften in einer Vollständigkeit aufzeichnet, wie wir sie bei andern nationalen Bibliographien fast nirgends finden, und auch in Bezug auf die Genauigkeit der einzelnen Angaben können wir sie neben die besten ähnlichen Verzeichnisse stellen. Anschließend nun an diese Bibliographie, der Zeit nach aber noch etwas über sie hinausgreifend, hat Constantin Wurzbach, der Vorstand der administrativen Bibliothek des Ministeriums des Innern, seine bibliographisch-statistische Uebersicht der östreichischen Literatur *) bearbeitet, die es möglich macht, nicht nur über ihren Umfang, sondern auch über ihren innern Werth uns eine bestimmte Ansicht zu bilden. Wir gestehen, daß wir selten eine ähnliche Uebersicht mit größerm Vergnügen gelesen als diese, nicht als ob sie uns schon jetzt in der vorgeführten Literatur eine ungeahnte Fülle innern Reichthums habe entdecken lassen, wol aber, weil wir aus ihr die Ueberzeugung gewonnen, daß die geistige Bewegung, welche sich der Völker des östreichischen Kaiserstaats bemächtigt hat, in der That eine sehr ernste, mächtige ist, daß man für die Zukunft Bedeutendes von ihr erwarten kann. Daß jetzt noch an vielen Punkten sich mehr Schatten als Licht zeigt, das liegt eben in dem Charakter jeder Uebergangsperiode, die das halb schon Ueberwundene zu einem letzten Widerstande aufrüttelt und seine Schwächen und Mängel nur um so greller zutage treten läßt. Trotzdem aber halten wir uns berechtigt, aus den einzelnen Goldkörnern, die uns unter der immerhin noch großen Masse des Gewöhnlichen entgegentreten, die Keime einer schönen Zukunft zu erblicken, und wir zweifeln nicht, daß, wenn die Berichte, von denen wir jetzt nur einen ersten Versuch vor uns haben, für eine längere Reihe von Jahren vorliegen, wir durch bestimmte Thatsachen bestätigt finden werden, was wir jetzt nur als Erwartung aussprechen können. Die treffliche Uebersicht Wurzbach's, die uns zum ersten

*) Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des östreichischen Kaiserstaats. Vom 1. September 1852 bis letzten December 1853. Erster Bericht, verfaßt im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern. Wien. 1854. 8.

male einen nähern Einblick in ein weites Feld literarischer Production verstattet, kann natürlich, wie dies der Verfasser auch selbst ausspricht, kein genauer Werthmesser der Thätigkeit in den einzelnen Wissenschaftszweigen sein, da solche immer von Fachmännern ausgehen müssen, sie soll nur eine übersichtliche Anordnung und Gruppirung der gesammten Masse, ein Ueberblick über die hervorragendsten Erscheinungen sein und mehr in allgemeinen Bemerkungen andeuten, als durch eingehende Kritik ausführen. In dieser nothwendigen Beschränkung ist sie aber ein Muster von Präcision und übersichtlicher Anordnung, und wir können nur bedauern, daß sie, in nicht mehr als 50 Exemplaren gedruckt, blos einem beschränkten Leserkreise zugänglich ist. Einen erhöhten Werth erhält das Schriftchen noch durch die beigegebenen, mit großem Fleiße zusammengestellten Tabellen, auf deren Genauigkeit man sich umsomehr verlassen kann, als sie sich, wie die ganze Arbeit selbst, auf die eingelieferten Pflichtexemplare gründen.

Statistische und bibliographische Arbeiten eignen sich im Allgemeinen nicht zu Auszügen, und wir müssen uns deshalb begnügen, um unsern Lesern wenigstens einigermaßen einen Begriff von der literarischen Thätigkeit der Völker des östreichischen Kaiserstaats zu geben, aus den beigefügten Tabellen einige allgemeine Zahlen auszuheben. Die erste Tabelle, welche sämmtliche in der östreichischen Monarchie seit 1. September 1852 bis Ende December 1853 als Pflichtexemplare abgelieferten Druckschriften, nach Wissenschaften und Sprachen geordnet, summarisch aufführt, weist als Gesammtsumme der Druckwerke in dem angegebenen Zeitraume 6874 nach; davon in deutscher Sprache 2787, italienischer 2723, ungarischer 428, slawischer 659, französischer 24, englischer 4, schwedischer 1, lateinischer 173, griechischer 7, hebräischer 14 und armenischer 4. In der zweiten Tabelle findet sich dieselbe Anzahl nach den einzelnen Kronländern geordnet; danach kommen auf Niederöstreich 1666, Oberöstreich 49, Salzburg 52, Steiermark 146, Krain 44, Kärnten 9, Küstenland 148, Tirol und Vorarlberg 189, Böhmen 723, Mähren und Schlesien 209, Galizien, Krakau und Bukowina 200, Dalmatien 11, Lombardei 1444, venetianische Provinzen 1194, Ungarn und Nebenländer 790. Eine dritte Tabelle ordnet die Druckschriften nach den Kronländern und Wissenschaften; sie gestattet leider keine Auszüge. Aus den wenigen angeführten Zahlen wird man aber schon ersehen, welchen Umfang die literarische Production in Oestreich erlangt hat; die Steigerung, welche sie in dem Zeitraume von wenig mehr als zehn Jahren erfahren, mag daraus erhellen, daß im Jahre 1840 in Oestreich in deutscher Sprache nur 1632, in italienischer 1471 und in böhmischer 114 Schriften zum Drucke bewilligt wurden. Also überall beinahe eine Verdoppelung! Steigt der Werth nur einigermaßen in gleichem Verhältniß mit dem Umfange, so ist unsere Erwartung, die der Literatur des östreichischen Kaiserstaats eine hoffnungsreiche Zukunft verheißt, gewiß eine wohlbegründete.

Nur einen Wunsch glauben wir schließlich noch aussprechen zu müssen; es ist der, daß die östreichische Bibliographie, die doch besonders mit bestimmt ist, der betreffenden Literatur dem Auslande gegenüber Geltung zu verschaffen, künftighin alljährlich selbständig erscheinen möge und der Bericht mit seinen Tabellen ihr als verbindender Text beigegeben werde. Geschieht dies, so kann sich Oestreich rühmen, eine nationale Bibliographie zu besitzen, wie sie kein Land neben ihm aufzuweisen hat.

62.

Aus London.

Richard Congreve über die Zeitgemäßheit der militärischen Dictatur. Der Roman „Moredun". Baron Müffling's Gesandtschaftsreisen. Neue Journale. Theater.

Es scheint uns ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß man sich in Europa immer mehr an den Gedanken des Imperialismus zu gewöhnen scheint, ja daß er bereits in dem bürgerlichen, constitutionellen England seine Vertheidiger findet. Richard Congreve spricht in seinem neu erschienenen Buche: „The Roman empire of the West: four lectures, delivered at the Philosophical institution, Edinburgh", mit größter Gemüthsruhe die Ueberzeugung aus — und er weiß sie mit recht sinnreichen sophistischen Beweisführungen zu unterstützen —, daß der Imperialismus und der militärische Absolutismus für unsere des parlamentarischen Geschwätzes überdrüssige und nur nach socialer Uniformität verlangende Zeit eine allgemeine Nothwendigkeit sei. Fortgerissen von seiner sophistischen Selbstverblendung betrachtet er die Zeit der Republik als die der Kindheit und die Cäsarenzeit, trotz ihrer Tiberius, Nero, Domitian, Caligula und Messalinen, trotz der sich in ihr offenbarenden Symptome der Vergreisung und des Ablebens, als die der Mannheit des römischen Volks. Eine solche Aera männlicher Reife wünscht er auch den modernen europäischen Völkern, freilich nur als Uebergang, „einzig und allein, um die friedliche Discussion zu ermöglichen, die der neuen Organisation der menschlichen Gesellschaft auf der Grundlage der Industrie vorangehen muß". Der Verfasser läßt dabei aber außer Augen, daß sich die Völker meist an die Knechtschaft leichter gewöhnen als an die Freiheit, daß man das Streben nach Repräsentativverfassung hauptsächlich dem Hinblick auf das Muster Englands verdankt, und daß, wenn auch England einer Dictatur und einer Ukasenherrschaft unterworfen werden sollte, sehr wahrscheinlich alle übrigen Völker einem Torpor und einem Todesschlaf anheimfallen würden, aus dem es schwer, ja vielleicht unmöglich sein würde, sie je wieder zu erwecken. Liberale Blätter, wie das „Athenaeum", besprechen das Congreve'sche Buch in einem sehr ernsten, besorglichen Tone, und dieser Umstand scheint uns fast noch bedenklicher zu sein als der, daß ein solches Buch in Großbritannien überhaupt geschrieben werden konnte; denn noch vor zwei Jahren würden die englischen liberalen Blätter eine Schrift dieser Tendenz mit einigen humoristischen Späßen und wegwerfenden Sarkasmen abgefertigt haben. Jetzt aber sind die Verhältnisse der Art, daß dieselben liberalen Blätter nicht umhin können, das Congreve'sche Buch sehr ernstlich zu nehmen, zwar seine Schlußfolgerungen zu verwerfen, aber ihm doch in seinen Vordersätzen manche höchst bedenkliche Zugeständnisse zu machen. Wo ist der Stolz oder das Selbstvertrauen unserer bürgerlichen und gelehrten Classen geblieben, die sich noch vor wenigen Jahren so hoch vermaßen? Durften doch aus neukaiserlichem Munde vor einiger Zeit die Worte fallen, daß das edelste Blut der Nation nur noch in der Armee pulsire! Der „Allgemeinen Zeitung" wurde vor kurzem aus Paris geschrieben, daß die „Illustration", hauptsächlich auf Beschwerde der Kaiserin, jüngst mit Unterdrückung bedroht wurde, weil auf einem die Eröffnung der Ausstellung betreffenden Bilde die Haltung und Stellung des Kaisers nicht gefällig und malerisch genug dargestellt worden sei. Hat man in England nicht Eile genug, zu denselben Zuständen zu gelangen, die vielleicht eine Bedrohung des „Punch" aus ähnlichen Motiven möglich machen würden? Die in den höhern Kreisen vorwaltenden Anschauungen, wie sie jüngst in einer Rede des Prinzen Albert ihren Ausdruck fanden, einerseits, wie die Bestrebungen der Demokraten, das Repräsentativsystem als eine trügerische Gaukelei hinzustellen, andererseits, scheinen allerdings auf dieses Ziel hinzuarbeiten. In der That dürfte die im Namen der „westlichen Civilisation" angestrebte Demüthigung Rußlands nicht Das, was Viele davon erwarten, sondern leider vielmehr die Verewigung der Militärherrschaft in Frankreich und eine Annäherung an dieselbe in England zur Folge haben, und bei Licht besehen gehört die Bekämpfung des Zarismus, während man zu Hause demselben Zarismus huldigt und das Wort redet, zu den vielen Wunderlichkeiten und Widersprüchen der Zeit. Hoffen wir jedoch auf den unverwüstlichen Bürgersinn der englischen Nation, der schon ganz andere Krisen als diese überstanden hat, zumal in den breitern Volksschichten eine Bewe-

gung in Gang zu kommen scheint, deren letztes Ziel unmöglich die „sociale Uniformität", die torpide mechanische Centralisation und der Prätorianismus und Imperialismus sein kann. Wir haben uns diese Abschweifung gestattet, weil wir den gegenwärtigen Moment in culturhistorischer Beziehung für noch bedeutungsvoller halten als in politischer; denn es handelt sich offenbar seit einer Reihe von Jahren um eine gänzliche und nicht einmal sehr allmälige Umwälzung aller socialen, politischen, religiösen und moralischen Anschauungen, welche die Grundlagen unsers frühern Culturzustandes bildeten.

Der dem Verfasser der Waverley-Novellen zugeschriebene dreibändige Roman „Moredun: a tale of the twelve hundred and ten. By W. S." ist nun erschienen. Seine Authenticität wurde von den meisten englischen Blättern im voraus in Zweifel gezogen; jetzt, nach seinem Erscheinen, haben sie Gelegenheit, ihre Zweifel an Form und Inhalt des Romans selbst zu prüfen, und die Annahme, daß der Roman unmöglich von Walter Scott herrühren könne, steigert sich ihnen zur Gewißheit. Das „Athenaeum" sagt: „Die Erzählung, wer auch ihr Verfasser sein mag, zeigt sich uns als eine plumpe und geistlose Nachahmung des historischen Romans und kommt nicht einmal dem armseligsten der James'schen Fabrikate gleich." Und weiter: „Kaum findet sich darin eine Seite beschreibenden oder schildernden Charakters, nicht ein einziger Gedanke, nicht eine einzige Reimzeile, welche an den Autor von «Waverley» erinnerten." In einer spätern Nummer werden Anspielungen des Romans auf Vorgänge, welche erst nach dem Tode Walter Scott's stattgefunden haben, als schlagende Beweise gegen die Authenticität des Buchs beigebracht. Der Streit, der sich über dies Buch zwischen seinem Herausgeber, St.-Maurice Cabany, und dem „Athenaeum" entsponnen hat (vgl. Nr. 17 d. Bl.), hat zu mancherlei Repliken geführt, die zum Theil persönlicher Art sind und seit dem Erscheinen des Romans ihre Bedeutung ziemlich verloren haben.

Baron Müffling's Schrift über seine Ambassaden nach Konstantinopel und Petersburg ist von David Jardine unter dem Titel „Narrative of my missions to Constantinople and St.-Petersbourg in the years 1829 and 1830" übersetzt worden und wird von der englischen Presse als ein höchst interessantes zeitgeschichtliches Document bezeichnet, als ein Beitrag zur Geschichte der Diplomatie und der orientalischen Frage, in welchem mit größter Naivetät äußerst merkwürdige Aufklärungen und Geständnisse gemacht würden.

Releiew's und Bestuschew's „Polarstern", der ehemals in Moskau erschien und auf Befehl des Kaisers Nikolaus unterdrückt wurde, soll jetzt in London wiederaufleben, wird in russischer Sprache geschrieben und von Alexander Herzen redigirt sein. Mehre bekannte russische Flüchtlinge werden sich daran mit Beiträgen betheiligen. Auch die englische Presse wird sich mit Anfang Juli um ein neues periodisches Unternehmen vermehren, welches den Titel „The National review" führen wird. Im Programm wird sehr Vieles versprochen und in Bezug auf die arbeitenden Classen verheißen, daß für diese eine sociale Lage, die weit über ihre jetzige hinausreiche, in Anspruch genommen werden soll.

Was das Theater betrifft, so ist zu erwähnen, daß auf dem Theater der City Ende Mai Schiller's „Räuber" („Robbers") zur Aufführung kamen, „judiciously compressed". Der Darsteller des Karl Moor war ein Herr Pitt, der sich nach Edmund Kean gebildet hat, und er gab seine Rolle sehr wirksam. Das Haus war überfüllt, und zeigte sich von den Situationen dieses „terrible drama" ungemein aufgeregt. Im Haymarket-Theater kam Anfang Juni eine neue Oper „The gnome of Hertzberg", Text von Fitzball, Musik von Henry Smart, zur Aufführung. Das Sujet scheint der deutschen Märchenwelt entnommen zu sein; das Libretto wird nicht sehr gelobt; der Musik, obschon sie sorgfältig gearbeitet ist, wird ein zu bunter Mischmasch von allerlei Stilarten und von Reminiscenzen an ausländische populäre Componisten vorgeworfen.

H. M.

Das Gellertbuch.

Der vortreffliche Christian Fürchtegott Gellert hat noch seine zahlreichen Freunde und Verehrer in Deutschland und er verdient sie zu haben. Seine Verdienste um die Reinigung des deutschen Stils lassen sich nicht bestreiten noch gering anschlagen; seine zum Theil sinnigen, gesunde Lehrsätze der praktischen Moral behandelnden Fabeln haben fortdauernd viel zur Bildung der Jugend beigetragen, und seine geistlichen Lieder haben so manches trostbedürftige Herz in sorgen- und kummervollen Tagen erbaut und geheilt. Hüten wir uns vor Intoleranz und Unbilligkeit! Es gibt eben von Natur so organisirte Gemüther, daß sie nur in religiöser Erbauung jene Erhebung über das Irdische finden, die Jeder bedarf, nicht Jeder aber seiner Natur nach in dem Anschauen von Kunstgebilden, in der Lectüre von Romanen und Dichtungen, in der Selbstgenüge des Philosophen oder des wissenschaftlichen Forschers zu finden vermag. Außerdem ist ein so wohlverbrachtes, uneigennütziges und beneidenswerth sittenreines Leben wie das Gellert's an sich ein erhebendes Beispiel, dem Niemand seine Achtung wird versagen können. Somit empfehlen wir allen Verehrern Gellert's folgendes Buch:

Gellertbuch. Herausgegeben von Ferdinand Naumann. Mit 1 Titelkupfer und 3 Lithographien. Dresden, Meinhold und Söhne. 1854. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Ertrag des Buchs ist, wie wir gleich von vornherein zu seiner besondern Empfehlung bemerken, zum Besten eines Rettungshauses bestimmt, welches Gellert's Namen tragen soll. Die Beiträge sind gemischter Art, erzählend, schildernd oder lyrisch, und manche werthe deutsche Namen finden sich in dieser Sammlung vertreten; wir nennen außer dem Herausgeber Friedrich Beck (Professor in München), Adolf Böttger, Adolf Bube, Carus, Castelli, Dräxler-Manfred, Karl Egon Ebert, L. A. Frankl, A. E. Fröhlich, E. Geibel, K. Hagenbach, Henriette Hanke, F. Hebbel, M. Heydrich, Theodor Hell, Moritz Horn, W. O. von Horn (Wilhelm Oertel, Superintendent zu Sobernheim am Rhein), E. Kauffer, J. Kerner, W. Kilzer, G. Klemm, Karl Müchler, den Nestor unter den deutschen Poeten; Karl Mayer, Gustav Pfarrius, G. Pfizer, F. Rückert, L. Schefer, G. H. von Schubert, J. G. Seidl, die beiden Stöber, L. Storch, J. N. Vogl u. s. w. Manche Gedichte, obschon doch keine so große Anzahl, als man hätte erwarten sollen (denn es haben wol auch einzelne recht weltlich gesinnte Poeten — die Kieselaks aller Almanache und Albums — beigetragen, denen es mehr um Verherrlichung ihres Namens als des Namens Gellert's zu thun sein mochte), sind dem Andenken Gellert's gewidmet, oder es werden darin Momente aus Gellert's Leben, wie namentlich von Adolf Stöber, rhythmisch behandelt. Von Theodor Hell finden wir ein Gedicht „Vor Gellert's Statuette, von Knauer modellirt" und von dem Diakonus Ernst Pfeilschmidt ein lyrisches Stück „Ein Gang auf den leipziger Friedhof"; W. O. von Horn steuerte eine Erzählung „Drei Tage aus Gellert's Leben" und G. H. von Schubert „Züge aus Gellert's Leben" bei. Manches schon Bekannte wird von Schubert mit Recht wieder in Erinnerung gebracht: wie ein schlesischer Edelmann (von Craussen) dem Dichter einen hohen Jahrgehalt anbot, den dieser jedoch nicht annahm, worauf der großmüthige Wohlthäter die Pension Gellert's hochbetagter Mutter bis zu deren Ende zukommen ließ; wie ein junger preußischer Offizier dem frommen Manne ein Geldgeschenk unversehens aufdrang, mit der Bemerkung, dies sei nur die Abtragung einer Schuld, denn Gellert habe durch seine Gedichte sein Herz gebessert, und es sei dies ein Glück, gegen welches er die ganze Welt nicht vertauschen möchte; wie ein geringer Bauer einstmals zu Winters

Anfang mit einer Fuhre Holz vor Gellert's Wohnung kam und ihn bat, diese Ladung Holz als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für seine schönen Fabeln anzunehmen; wie im Siebenjährigen Kriege auf Befehl des ritterlichen preußischen Generals von Hülsen nicht nur Gellert's Wohnung in Leipzig, sondern selbst sein kleiner Geburtsort Haynichen von der Last der Einquartierung aus rücksichtsvoller Achtung gegen ihn freigesprochen wurde, u. s. w. Bekannt ist die Anekdote von jenem preußischen Husarenoffizier, der dem darüber nicht wenig in Verlegenheit gesetzten frommen und sanften Gellert aus Erkenntlichkeit für den Trost und die Erbauung, welche ihm mitten im wilden Kriegsleben dessen Schriften gewährt hatten, zwei Beutestücke, ein paar Pistolen und eine russische Knute, aufnöthigen wollte.

Man erkennt aus diesem Allen ein mal, wie anspruchslos das Gemüth Gellert's gewesen sein müsse, da er, trotz dieser zahlreichen und ganz besondern Beweise von Anerkennung, dennoch bescheiden blieb, was bei deutschen Dichtern gewiß eine große Seltenheit ist; sodann, daß damals das deutsche Volk, wenn auch oft in sehr naiver Weise, seine Dichter noch zu ehren und sich ihnen dankbar zu beweisen verstand. Freilich war Gellert's Wirksamkeit in Kreise gedrungen, auf welche die jetzigen bedeutendern Poeten leider ohne allen Einfluß sind, sodaß man mit vollem Grund der Wahrheit sagen darf: die Masse des Volks hat unter unsern Poeten keinen Lehrer, keinen Tröster, keinen väterlichen Freund mehr, wenigstens keinen, der zugleich die literarische, die verschiedenen Stände verknüpfende Bedeutsamkeit Gellert's hätte; aller Zusammenhang zwischen Poesie und Volk ist bis auf wenige Reste verlorengegangen, und es wird in hohem Grade schwierig sein, wieder eine Anknüpfung an die Herzensbedürfnisse und die Sprache des Volks zu finden. Das „Gellertbuch" ist mit einem allegorischen Titelkupfer nach einer Originalzeichnung des Professor Bendemann und mit drei Lithographien: Porträt, Grab und Facsimile Gellert's, geschmückt, die als denkenswerthe Zugabe zu betrachten sind. **H. M.**

Notizen.

Recensenten und Autoren.

Indem wir die von uns in Nr. 23 aufgenommenen berliner Mittheilungen noch ein mal nachlasen, stießen wir auf eine Stelle, welche uns nur zu geeignet scheint, falsch verstanden zu werden oder, richtig verstanden, Anstoß zu erregen. Unser Correspondent spricht von den Recensenten, die nach der Schablone kritisiren, und bemerkt dabei: „Die Autoren bedauern ihre dürftige Lage, die ihnen nicht gestattet, mit «Golde blank und Golde fein» die theure Feder der Kritiker à la chablone zu bezahlen." Wir wissen nicht, welche Personen er unter diesen „Kritikern à la chablone" meint, und wir wissen ebenso wenig, ob die in diesen Worten liegende Verdächtigung sich auf bestimmte Thatsachen gründet, die der Correspondent beweisen kann, oder ob sie nur aus einer ziemlich weit verbreiteten, öfter wiederholten, aber niemals durch wirkliche nachgewiesene Thatsachen unterstützten Meinung hervorgegangen ist, wonach es unter den Recensenten solche gibt, welche die Leistungen ihrer Feder zur Käuflichkeit herabwürdigen. Von Bücherrecensenten läßt sich dies, wie ich glaube versichern zu dürfen, durchaus nicht behaupten, und sollten einzelne unsaubere Fälle der Art vorgekommen sein, so waren und sind diese gewiß so selten, daß sie gar nicht ins Gewicht fallen. Es kommt hierbei noch Eins in Betracht. Der deutsche Schriftsteller und auch meist der deutsche Künstler ist, wie dies die Erfahrung lehrt, zu solchen Zwecken durchaus nicht freigebig, auch wenn er dazu die Mittel besäße, was freilich leider selten genug der Fall ist; hat er dem Recensenten ein Freiexemplar seines Buchs geschickt, ihm vielleicht ein artiges Briefchen geschrieben oder sogar eine Höflichkeitsvisite gemacht, so glaubt er schon mehr als zu viel gethan und damit das Recht erworben zu haben, nicht nur daß man sein Buch bespreche, sondern auch mit vollen Backen als etwas Außerordentliches lobe. Geschieht dies, so hat der Recensent selbst auf moralische Dankbarkeit weiter keinen Anspruch zu machen, und der Autor kümmert sich um den Recensenten nicht weiter oder wenigstens nicht eher, bis er abermals ein Buch vom Stapel gelassen und die Dienste des Recensenten wiederum nöthig hat; fällt das Lob nicht ganz so aus, als der Autor erwartete, dann tritt an die Stelle der frühern erheuchelten Freundschaft sofort Kälte oder noch etwas Schlimmeres; tadelt der Recensent das Buch, wenn auch nur mäßig, oder ignorirt er es, so gibt es keine noch so niederträchtige Verdächtigung, die der verletzte Autor nicht gegen seinen Recensenten hervorsuchte. Jeder Recensent macht in dieser Hinsicht gewiß fortdauernd die allertrübsten Erfahrungen, und weil er mehr und mehr fühlt, daß er es meist nur mit Egoisten zu thun hat, die ihn einzig und allein zu ihren Zwecken brauchen, verliert er allerdings zuletzt die Liebe zu den Autoren überhaupt. Man verlasse sich darauf, daß jeder Recensent (ich spreche hier natürlich nur von der bessern Sorte der Recensenten, wie andererseits wieder vielleicht von der minder guten Sorte der Autoren) sehr vieles mittelmäßige und langweilige Zeug unter großem Zeitverlust nur liest, um den Autoren, nicht um sich einen Gefallen zu thun, selbst wenn er von vornherein überzeugt ist, daß er sich auf Gegendienst und Dank keine Rechnung machen darf. Wir wollen hiermit unsere Bücherrecensenten, wie sie gemeinhin sind, nicht etwa zu Mustern der Tugend und Unbestechlichkeit erheben, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß unsere Bücherschreiber wol am wenigsten die Leute sind, die Tugend und Unbestechlichkeit der Recensenten auf die Probe zu stellen.

Ein Brief Garve's an Kant.

Im „Weimarischen Jahrbuch" theilt Hoffmann von Fallersleben unter dem Titel „Findlinge" Briefe und Reliquien theils berühmter, theils wenigstens doch namhafter Personen mit, unter denen uns ein Schreiben Garve's an Kant der interessanteste war, obwol manche Briefe die Namen berühmterer Männer wie Lessing, Schiller u. A. zur Unterschrift haben. Der genannte Brief ist Garve's Abschiedswort an Kant, ohne Datum, doch, wie sich aus Allem ergibt, zur Zeit der Michaelismesse 1798 geschrieben. Garve äußert darin, welche Freude es für ihn sein würde, wenn er es noch erleben sollte, Kant's Urtheil über seine demselben gewidmete Schrift über die Moralsysteme zu erfahren, und beschreibt dann seinen fürchterlichen Krankheitszustand, der ihn bald darauf, schon am 1. December, ins Grab legen sollte: „Ein äußerer Schaden, der vor ungefähr 13 Jahren, sehr unschuldig scheinend, am rechten Nasenflügel, nicht weit vom Augenwinkel entstand, der eigentlich nicht Krebs nach allen Symptomen, aber darin vollkommen krebsartig ist, daß er sich nicht blos nach der Oberfläche, sondern in kubischem Verhältniß erweitert und ebenso tief aushöhlt als sich weiter ausbreitet, und der endlich darin allen Heilmitteln widerstand, zu welchen freilich der Nachbarschaft des Auges wegen keine ätzenden Mittel, vielleicht die wirksamsten in solchen Fällen, gebraucht werden konnten — dieser Schaden hat nunmehr das ganze rechte Auge und einen Theil der rechten Wange verzehrt, hat eine ebenso große Höhle in den Kopf gebohrt und Zerstörungen einer seltenen Art angerichtet. Es scheint unmöglich, daß ein Mensch dabei leben könne, es scheint noch unmöglicher, daß er dabei denken und selbst mit einem gewissen Scharfsinn und einer Exaltation des Gemüths denken könne, und doch ist Beides wahr! Dieser unwahrscheinliche, aber glückliche Umstand hat mir, der ich von Schwäche und Schmerz wechselsweise geplagt und von der menschlichen Gesellschaft entfernt bin, die vorzüglichste Erleichterung und den Trost meines Lebens verschafft. Nie habe ich die Schönheit eines Verses, die Bündigkeit eines Raisonnements und die Annehmlichkeit einer Erzählung deutlicher wahrgenommen und mit

mehr Vergnügen empfunden." Zuletzt wünscht er nur noch, daß der Weltregierer ihn mit erträglichen Schmerzen zum Ziele seines Lebens bringen möge, da eine Befreiung von denselben unmöglich sei. Wahrlich, den gewissen Tod im Auge, überzeugt zu sein, daß man ihm täglich näher komme, ohne zu wissen, wann die Stunde der Erlösung dasein werde, und bei dieser Ueberzeugung, bei täglich zunehmenden Leiden, täglich mehr umsichgreifender Zerstörung doch diese Ruhe, diese Ergebung, diese geistige Thätigkeit, diese wahrhaft beneidenswerthe Freude an literarischen Erzeugnissen bewahren, dazu gehört ein Muth, der auf einen in sich gesicherten, harmonisch durchgebildeten Geisteszustand schließen läßt, wie er jederzeit selten war und jetzt vielleicht seltener als je ist.

H. M.

Bibliographie.

Baedeker, K., Paris und Umgebungen, nebst Rouen, Havre, Dieppe, Boulogne und den drei Eisenbahn-Strassen vom Rhein bis Paris. Handbuch für Reisende. Nebst Karten und Planen. Coblenz, Baedeker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Barthold, F. W., Soest, die Stadt der Engern. Ursprung, Blüthe und Niedergang eines altdeutschen Gemeinwesens. Soest, Nasse. Gr. 8. 2 Thlr.

Broennenberg, A., Sammlung zur hanoverisch-braunschweigischen Landesgeschichte. Erster Beitrag. Verden, Tressan. 1854. Gr. 8. 12½ Ngr.

Fichte, J. H., Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Florine. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Galen, P., Der Irre von St. James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Vier Bände. 2te Auflage. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

— — Walther Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers. Drei Theile. Ebendaselbst. 8. 4 Thlr.

Urban Grandier, katholischer Priester. Der Hexerei angeklagt. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Groth, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Kiel, Schwers. Gr. 16. 24 Ngr.

Hahn, L., Friedrich der Große. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit 10 Porträts und 10 Bildern aus Friedrichs des Großen Leben. Nach Originalzeichnungen von W. Camphausen. 1ste Lieferung. Berlin, Herz. Gr. 4. 10 Ngr.

Hammer-Purgstall, Freih., Ueber die arabische Geographie von Spanien. Wien. Lex.-8. 10 Ngr.

Hocker, N., Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht. Trier, Braun. 32. 15 Ngr.

Houwald-Thielau, Marie v., Die Wandernden. Für Jung und Alt aus Reiseblättern gesammelt. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Br. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jaspis, A. S., Zeugnisse vom Heile und Leben in Christo, in Predigten. 1stes Heft. Elberfeld, Hassel. Gr. 12. 7½ Ngr.

Keyserling, A. Graf v., Aus der Kriegszeit. Erinnerungen. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Ueber den Rhein und nach Paris. Mit 1 Karte. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Karajan, T. G. v., Ueber Heinrich den Teichner. Wien, Braumüller. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lepsius, R., Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Uebertragung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in europäischen Buchstaben. Berlin, Hertz. Lex.-8. 12 Ngr.

Marie von Joysel. Selbstmörderin. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Merckel, J. F., Ueber den Zins-Wucher, nach dem in der bairischen Pfalz geltenden französischen Gesetz vom 3. September 1807 in Vergleichung mit anderen Gesetzgebungen. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 16 Ngr.

Michelis, F., Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung. Ein Wort zur Verständigung über das Verhältniß der Naturforschung zu dem Glauben und der Hoffnung des Christen. Sendschreiben an Prof. Dr. M. J. Schleiden. Münster, Theissing. Gr. 8. 12 Ngr.

Mittermaier, K., Madeira und seine Bedeutung als Heilungsort. Nach mehrjährigen Beobachtungen für Aerzte geschildert. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 24 Ngr.

Moleschott, J., Der Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's Chemische Briefe. 2te Auflage. Mainz, v. Zabern. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Mundt, T., Der Kampf um das schwarze Meer. Historische Darstellungen aus der Geschichte Rußlands. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Nagel, W., Das Christenthum in seiner Wahrheit als Religion der Gegenwart. In systematisch zusammenhängenden Predigten dargestellt. Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr.

Pilgram, F., Controversen mit den Ungläubigen: Ueber die Realität des Wissens und die Logik des Glaubens. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.

Prittwitz, M. v., Andeutungen über die künftigen Fortschritte und die Grenzen der Civilisation. 2te neu bearbeitete Auflage. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Reimann, E., Die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Uebergange vom Staatenbund zum Bundesstaat. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Göthe's Faust und Schiller's Wilhelm Tell nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und wechselseitigen Ergänzung. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Schiller's dramatisches Gedicht Wallenstein aus seinem Inhalt erklärt. Ebendaselbst. Gr. 8. 20 Ngr.

Sauppe, H., Skizzen aus der Geschichte der Krim. Vortrag, gehalten im Stadthaus zu Weimar den 20. März 1855. Weimar, Böhlau. 8. 10 Ngr.

Schnitter, W., Fortunat. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 20 Ngr.

Seidl, J. G., Dichtungen. Bifolien. 5te Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. à 5 Ngr.

Smidt, H., Seegeschichten und Marinebilder. Zwei Theile. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 Thlr.

Steiner, M., Die Entwicklung des griechischen Staates. Wien, Beck. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tauer, F. G., Weihestunden. Auswahl christlicher Dichtungen. Halle, Anton. 8. 15 Ngr.

Gräfin Varinka Tschermayloff. Mordbrennerin. Leipzig, O. Wigand. 32. 5 Ngr.

Wiener Zustände im Mittelalter von Emil **. Zwei Bändchen. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Asher, D., Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Hrn. Dr. Arthur Schopenhauer. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 4 Ngr.

Bley, J. C. H., Die Politik der Niederlande in ihren Beziehungen zu Japan. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 8 Ngr.

Cooper, C. F., Aus was für Macht thust du das? Ein Beitrag zur Frage über das evangelische Predigtamt. Verden, Tressan. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Maydorn, R., „Warum wollt ihr sterben?" [Jer. 27, 12—13.] Eine Leichenpredigt an einem weiten und tiefen Grabe unsers Volks. Breslau, Dülfer. 12. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin &c., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen**. Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. $9\frac{1}{2}$ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. April beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Bülau.** Sechster Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die letzten Mediceis. — II. Victor Amadeus I., König von Sardinien. — III. Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Hessen-Kassel und Erbprinz Friedrich, nachheriger König von Schweden. Ein aus authentischen Quellen gezogener Beitrag zur schwedischen und hessischen Geschichte. Von **Chr. v. Rommel**. — IV. Katharina I., Kaiserin von Rußland. — V. Fürst Alexei Menczikoff. — VI. Ein unstäter Prinz. — VII. Friedrich IV. von Dänemark und seine Freundinnen. — VIII. Zwei Gräfen zu Schaumburg-Lippe.

Der erste bis fünfte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen 22 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der 13. bis 22. Theil, der **Neuen Folge** 1. bis 10. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1855.

F. A. Brockhaus.

Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

König Jérôme's Carneval.

Geschichtlicher Roman von **Heinrich Koenig.**

In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jérôme in Kassel, im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands: das neueste Werk von **Heinrich Koenig**, einem der ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller Deutschlands. Der dritte Theil folgt baldigst. — Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage, darunter namentlich „Die Clubisten in Mainz" und „William Shakspeare".

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.